

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint aller 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die f. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 18. No. 9.

Bwickau in Sachsen.

23. April 1893.

Hebräer 11.

(Fortsetzung.)

M o s e s.

Vers 24: „Durch den Glauben wollte Moses, da er groß ward, nicht mehr ein Sohn heißen der Tochter Pharao“,

Vers 25: „Und erwählte viel lieber mit dem Volke Gottes Ungemach leiden, denn die zeitliche Ergözung der Sünde zu haben“,

Vers 26: „Und achtete die Schmach Christi für größeren Reichtum, denn die Schätze Aegyptens: denn er sah an die Belohnung.“

Das war ja eine ganz besonders hohe Auszeichnung, die dem Judenknaben Moses zu teil wurde, daß die Tochter des Königs Pharao ihn an Kindes Statt annahm und ihn wie einen Prinzen des königlichen Hauses erziehen ließ. Da ward er „gelehrt in aller Weisheit der Aegypter, und war mächtig in Werken und Worten“ (Apostelgesch. 7, 22). In der That: Der Mann hätte können „Karriere“ machen, wie man das heutzutage nennt. Und manch Einer in seiner Stelle würde seine niedere Herkunft gern vergessen und womöglich mit einem Schleier bedeckt haben. Denn von jenem ausländischen verachteten Hirtenvolke herzustammen, dessen Religion und Sitten keineswegs „auf der Höhe der Bildung der Zeit“ standen, konnte freilich bei Hofe nicht als ein Ruhm gelten. Hätte Moses nur ein wenig von der Weltklugheit und höfischen Gewandtheit sich angeeignet (und dumm war er ja gerade nicht, vielmehr von ungewöhnlichen Gaben des Geistes), so mußte er sich ja sagen, daß es für seine gegenwärtige Stellung und sein zukünftiges Fortkommen das Beste sei, alle Beziehungen zu jenem Volke möglichst abzubrechen und bei den angesehensten und einflussreichsten Leuten des Hofes sich möglichst angenehm und beliebt zu machen.

Ja, wenn der junge Moses dem Räte solcher Leute gefolgt wäre, wie es deren zu allen Zeiten gegeben hat, namentlich an den Höfen, wie man deren auch jetzt besonders in den Kirchenregimenten findet, ja wie man sie in solchen Stellungen

für unentbehrlich hält, so würde er sich gesagt haben: „Du bist zu etwas Hohem berufen, denn eine solche Lebensführung wie die deinige ist nicht von ungefähr. Du mußt nun sehen, daß du deine Stellung behauptest, ja mußt suchen, je länger je mehr Einfluß zu gewinnen“. Hätte es doch so nahe gelegen, seinen etwaigen „Einfluß“ in einem möglichst guten Dichte erscheinen zu lassen. Wie leicht konnte er sich vor- spiegeln, daß sein „Einfluß“ für den Hof und das ganze ägyptische Volk, vielleicht auch noch für andere Höfe und Völker von Segen werden könnte. Ein „Missionar“ am Hofe sollte ja doch wohl weit mehr ausrichten können als ein solcher in den Hütten des Volkes. So etwa würde es den Anschauungen der Vornehmen und Gebildeten unserer Zeit und aller Zeiten entsprochen haben — zu geschweigen davon, daß diese immerhin noch die „Edelsten“ sein dürften, und daß die Versuchungen, vor allem Kunst und Wissenschaft zu pflegen oder aber an allerlei „Sports“, d. i. Jagd, Rennen, Wettspielen u. dgl. sich zu belustigen, ja gar den niedrigsten Sinnenlusten sich zu ergeben, in den meisten Fällen viel näher liegen dürften.

Dazu kommt noch eins. Moses war der Prinzessin, welche ihm nicht nur das Leben gerettet, sondern ihn gar noch zu fürstlicher Stellung erhoben hatte, ihm auch eine so sorgfältige Erziehung hatte angedeihen lassen und sich seiner wahrhaft mütterlich angenommen hatte, zu größtem Danke verpflichtet. Wie manche Sorge sie um ihn gehabt, wie manchen Kampf sie vielleicht auch wegen seiner Adoption zu bestehen gehabt haben mochte, davon schweigt die Geschichte.

Und nun stellte es sich heraus, daß dieser Moses das alles gar nicht achtete. Eine merkwürdige Vorliebe fesselte ihn an jenes verachtete und unterdrückte, fremde Volk, das wohl zum Ziegelbrennen gut war, aber doch keine Spur von Bildungsfähigkeit zeigte.* Wie mögen da wohl seine Alters-

* Es ist bekannt, daß das jüdische Volk in seiner ganzen Geschichte und bis auf den heutigen Tag als ein eigentlich sogenanntes „Kultur-

und Standesgenossen sich über ihn „moquiert“ haben. Und welche Auftritte mag es zwischen ihm und seiner lieben Pflegemutter gegeben haben. Es läßt sich denken, daß sie ihm Undankbarkeit vorgeworfen hat — es sei denn, daß sie selbst gläubig gewesen ist und um ihres Glaubens willen Schmach gelitten hat. Der Tag wird's offenbar machen. So viel aber ist gewiß: Wer nicht, wie Moses selbst, gläubig war, mußte notwendig sein Gegner werden. Und so viel dürfen wir auch als gewiß sagen: Seiner Freunde sind bei Hofe je länger je weniger, seiner Feinde dagegen je länger je mehr geworden, und das lediglich um seines Glaubens und Bekenntnisses willen. Ja, schließlich nahm die Sache für ihn einen so unglücklichen Ausgang, daß er heimlicher Weise fliehen und, fern von der Heimat, ein Schafhirte werden mußte.

Aber war er an dieser Wendung der Dinge nicht selbst schuld durch seine „Unvorsichtigkeit“, durch sein „unberufenes Einmischen“ in jenen Streit zwischen einem Juden und dem Ägypter, durch seinen „Zähzorn“, der ihn zum „Mörder“ machte? Wie durfte er es auch wagen, jenen Ägypter zu erschlagen?

So ungefähr pflegen zwar unsere heutigen Theologen und Lehrer zu urteilen. Und wir selbst meinten früher ebenso urteilen zu müssen und würden es noch thun, wenn unser „neues, autonomes Ich“ mit seinem „System der christlichen Gewißheit, Wahrheit und Moral“ darüber zu entscheiden hätte. Allein wir haben gelernt, der heiligen Schrift mehr zu glauben als unseren eigenen, wenn auch noch so fromm scheinenden Gedanken. Und wenn die Schrift uns lehrt die Schrift auszulegen, so sagen wir nicht mit den berühmten Professoren (Delitzsch u. a.): „Wir verzichten auf eine unhaltbare Ehrenrettung St. Pauli“ oder „auf eine advokatische Verteidigung der Schrift“, sondern wir nehmen unsere Vernunft gefangen in den Gehorjam Christi und glauben, daß die Moral des Wortes Gottes doch wohl richtiger sein wird als diejenige unseres „frommen Herzens“.

Wie urteilt denn aber die Schrift über jene That Moses, da er den Ägypter erschlug? In der Geschichtserzählung des zweiten Buchs Moses selbst finden wir ja nichts darüber. Da zwar nicht. Aber in der Rede des Stephanus (Apostelgesch. 7) lesen wir: „Er meinte aber, seine Brüder sollten's vernehmen, daß Gott durch seine Hand ihnen Heil gäbe, aber sie vernahmens nicht“ (Vers 25). Da sehen wir ja klar, daß die Kinder Israel es waren, die sich versündigten dadurch, daß sie es nicht erkannten, daß Gott durch Moses Hand ihnen Heil geben wollte, Moses selbst aber in jenem Falle im Namen und anstatt Gottes handelte. Auf welche Weise Moses selbst dessen gewiß geworden war, untersuchen zu wollen, ist nicht unsere Sache. Genug, daß es hier steht und daß das Zeugnis des Heiligen Geistes am Herzen, mag es mittelbar durch das Wort der Schrift sich geltend machen, wie bei uns, oder unmittelbar, wie bei den Propheten und Aposteln, immer ein die Herzen von der göttlichen Wahrheit innerlich überführendes und unfehlbar gewiß machendes ist, wie es denn auch jenes Mal bei Moses der Fall gewesen sein muß.

Doch war Moses nicht wie Bileam, daß er hätte wider seinen Willen weisagen und handeln müssen. Allerdings ging's bei ihm wie bei allen Kindern Gottes gegen den Willen seines Fleisches. Aber nach dem neuen Menschen, der in

ihm war durch den Glauben, wurde er innerlich vom Geiste Gottes getrieben, nicht zwangsweise, sondern also, daß er mit seinem eigenen, wiedergeborenen Willen dabei war. „Durch den Glauben“ wollte er „nicht mehr ein Sohn heißen der Tochter Pharao und erwählte viel lieber mit dem Volke Gottes Ungemach leiden, denn die zeitliche Ergözung der Sünde haben“.

Wie viele unter denen, die Christen genannt werden, mögen in unseren Tagen sein, die bereit sind, es dem Moses hierin wenn nicht gleich, so doch wenigstens in geringem Maßstabe nachzutun? Ja, „wenn des Menschensohn kommen wird, meinst du auch, daß er werde Glauben finden auf Erden?“ (Luk. 18, 8). Ehre und guten Namen hat es beim Volke Gottes, das ist bei der rechtgläubigen Kirche, nie gegeben. Wenn es aber dennoch so scheint, so ist dieselbe Kirche bereits auf dem Wege zur Verweltlichung. Denn wenn auch das Kreuz nicht zu den eigentlichen und unmittelbaren Kennzeichen der rechten Kirche gehört (die sind und bleiben Gottes Wort und Sakrament, ohne welche man ja nicht einmal wissen kann, ob das angebliche Kreuz wirklich ein Leiden um des Namens Christi willen ist oder nicht), so kann es ihr doch niemals ganz fehlen und wird immer da sein, auch wenn man es nicht gleich sieht. Und immer gilt das Wort des Herrn: „Wer nicht abgibt allem, was er hat, der kann nicht mein Jünger sein“ (Luk. 14, 33). Das kann man aber nur durch den Glauben.

Moses „achtete die Schmach Christi für größeren Reichtum, denn die Schätze Ägyptens“. Was wußte Moses von Christo und seiner Schmach? Sehr viel. Wenn auch nicht so viel wie wir in der Klarheit des neuen Testaments. Aber daß Moses den Herrn Christum und seine Schmach kannte, sollte billig unter Christen nicht mehr in Frage stehen; wenn aber, so sollten diese Worte allein genügen, die Frage zu entscheiden. Es ist ja traurig, daß dies überhaupt bezweifelt werden kann. Aber was ist in unserer Zeit des Unglaubens nicht alles möglich, auch bei den sogenannten „gläubigen Lutheranern“! Wir aber, weil wir bei dem alten, einfältigen Christenglauben zu bleiben gedenken, der mit dem sogenannten „Fortschritte“ der modernen theologischen „Wissenschaft“ nichts zu thun hat, freuen uns dessen, daß schon ein Moses, obwohl im Schatten des alten Testaments stehend, dennoch des in demselben verborgen gewesenen Lichtes des neuen Testaments nicht ganz beraubt gewesen ist. Er hat die Verheißung von Christo, wie er selbst sie uns in seinen Büchern hinterlassen hat, wohl gekannt, aus der ihm durch seine Väter überlieferten Geschichte bis auf seine Zeit mit den herrlichen Weissagungen, wie sie dem Adam, Noah, Sem, Abraham, Isaac, Jakob gegeben und durch sie fortgepflanzt waren, dazu hernach durch die ihm selbst zu teil gewordenen unmittelbaren Offenbarungen Gottes. „Wenn ihr Mosi glaubet“, spricht der Herr zu den Juden, „so glaubet ihr auch mir: denn er hat von mir geschrieben. So ihr aber seinen Schriften nicht glaubet, wie werdet ihr meinen Worten glauben?“ (Joh. 5, 46. 47).

Wie aber Moses an Christum geglaubt und von ihm geweissagt hat, so hat er — wenn auch immerhin ohne die Klarheit neutestamentlicher Erfüllung — doch nicht bloß so ganz allgemeine Gedanken gehabt, daß einmal ein Messias und Heiland aus seinem Volke kommen werde, geschweige denn, daß seine Gedanken über denselben denen der späteren Schriftgelehrten und Pharisäer ähnlich gewesen wäre. Es ist ein grund- und bodenloser Irrtum der heutigen Theologen, daß sie den Glauben der alttestamentlichen Gläubigen immer mit dem Unglauben der Juden zur Zeit Jesu, in welchem auch die Jünger des Herrn aufgewachsen waren und von dem sie

voll“ nicht gelten kann. Vgl. 5 Mos. 7, 78: „Nicht hat euch der Herr angenommen und euch erwählt, daß eurer mehr wäre denn alle Völker. Denn du bist das wenigste unter allen Völkern; sondern daß er euch geliebet hat, und daß er seinen Eid hielt, den er euren Vätern geschworen hat“ u. f. w.

sich so schwer losmachen konnten, auf eine und dieselbe Stufe stellen. Gesezt aber auch, die Gläubigen des alten Testaments und die Propheten selbst sind mit ihrem Glauben hinter den ihnen gewordenen Offenbarungen zurückgeblieben (das ist ja immer so gewesen und ist noch so und wird auch so bleiben): So viel ist gewiß, daß das Messiasbild, welches Moses in seinen Schriften durch den Heiligen Geist entworfen hat, wenn es auch nur ein Schattenbild war, in allen einzelnen Zügen genau seiner Erfüllung entsprach. Ohne dieses jezt im einzelnen ausführlicher nachzuweisen, brauchen wir uns nur auf jenes Wort des HErrn zu berufen, das er zu den Jüngern von Emmaus sagte: „O ihr Thoren und träges Herzens zu glauben alle dem, das die Propheten geredet haben. Mußte nicht Christus solches leiden, und zu seiner Herrlichkeit eingehen?“ (Luk. 24, 25. 26.) „Und“, so lesen wir weiter, „sing an von Mose und allen Propheten und legte ihnen alle Schriften aus, die von ihm gesagt waren“ (Vers 27). Ohne Zweifel wird es auch zu Moses Zeit wie zu allen Zeiten Leute gegeben haben, welche auf einen Messias in irdischer Herrlichkeit im Sinne der groben und seinen Schiasten gewartet haben. Moses gehörte nicht zu ihnen. Moses, wie seine Väter, glaubte an den Schlangentreter mit dem Fersensstich. Der Glaube war es, der ihn gerecht und selig machte. Der Glaube war es auch, in welchem er Trost und Frieden fand. Und in diesem Glauben versprach er auch sich selbst und seinem Volke nicht ein sanftes, gemächliches Leben, nicht Ehre und gute Tage, nicht eine freudenreiche und sorgenlose Zukunft hier auf Erden. Nein, nicht obgleich, sondern gerade, weil er an Christum glaubte und auf ihn hoffte, machte er sich auf Schmach und Leiden gefaßt und „achtete die Schmach Christi für größeren Reichtum denn die Schätze Meghptens“.

Wie konnte er aber die Schmach Christi für „Reichtum“ halten? Zwar die Neulinge im Christentum, die noch keine Erfahrung von der Sache haben, denken sichs oft so süß und wonnevoll, um Christi willen leiden zu dürfen. Sie kommen sich ordentlich wie Helden vor in dem Gedanken, einst Märtyrer des Glaubens spielen zu sollen. „Aber alle Züchtigung, wenn sie da ist, dünkt sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein“ (Ebr. 12, 11), und das gilt auch von der Schmach Christi, die wir mit unserem HErrn und um seinetwillen zu tragen haben. Und Moses hat das an seinem Teil reichlich zu erfahren gehabt, also, daß er ja „ein sehr geplagter Mensch über alle Menschen auf Erden“ heißt (4 Mos. 12, 3). Erfahren hat er von dem „Reichtum“ der Schmach Christi nicht eben viel. Es ist ja wahr, daß ein gutes Gewissen in der Wahrheit, die Gerechtigkeit des Glaubens durch das Blut Christi, die Gewißheit der Liebe Gottes als des durch Christum versöhnten himmlischen Vaters, der Heilige Geist mit seinen mancherlei Gaben, das Wort Gottes als die Speise der Seele schon in der Gegenwart einen süßen Geschmak giebt, das Herz mit Frieden, Trost und Freude erfüllt. Wir sollen und dürfen ja schon hier auf Erden „schmecken und sehen, wie freundlich der HErr ist“ (Ps. 34, 9, vergl. 1 Petr. 2, 3. Ebr. 6, 5). Aber all solcher Geschmak ist und bleibt doch immer nur ein Vorgeschmak, und alle solche Erfahrung seliger Gnadengefühle ist doch immer nur eine teilweise, ja seltene, und begleitet keineswegs den Christen durch das ganze Leben hindurch.* Denn „wir wandeln im Glauben, und nicht

im Schauen“ (2 Kor. 5, 7). Ja, die Schrift sagt: „Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die Elendesten unter allen Menschen“ (1 Kor. 15, 19). Und: „Wir sind wohl selig, doch in der Hoffnung. Die Hoffnung aber, die man siehet, ist nicht Hoffnung. Denn wie kann man das hoffen, das man siehet? So wir aber das hoffen, das wir nicht sehen, so warten wir durch Geduld“ (Röm. 8, 24. 25). Darum heißt es denn auch von Moses: „Denn er sahe an die Belohnung“. Nicht, als ob Moses gleich jenen Werkgerechten lohnsüchtig gewesen wäre, als hätte er für seine Thaten oder für seine Leiden Lohn verdienen zu können gesucht. Nein, sondern wie wir's früher zu Vers 6 erklärt haben (Nr. 5 d. Bl. 1892 S. 34): Das Verdienst ist Christi, der Lohn aber kommt denen zu gute, die seines Verdienstes durch den Glauben theilhaftig geworden sind. In diesem Glauben also, in dieser Hoffnung sahe Moses die Belohnung an. „Der Glaube redet von den Sachen, die man nicht siehet, und von unerfahrenen Dingen“, sagt Luther (E. A. 14, 137). Und so ist es, trotz allen Schwarmgeistern. „Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet.“ Das ist's, was wir hier nun auch an Moses bestätigt finden, sowohl bei seinem ersten Entschlusse, mit dem Hofe und seinem Leben zu brechen und mit dem Volke Gottes Ungemach zu leiden, als auch durch sein ganzes ferneres, so sehr geplagtes Leben. „Er sahe an die Belohnung“, und sie ist ihm geworden. Sie ist ihm geworden, obgleich ihm in das irdische Kanaan zu kommen nicht gestattet war.* Ein neuer Beweis, daß jenes nicht das eigentliche war. So gewiß wir wissen, daß der Erzengel Michael später mit dem Teufel um seinen Leichnam gezankt hat, so gewiß wissen wir auch, daß Michael gesiegt hat und Moses bereits in seinem Auferstehungsleibe mit dem HErrn auf dem Verklärungsberge gewesen ist, daß Moses also in seinem Glauben und in seiner Hoffnung nicht betrogen worden ist.

Wiewohl es nun zwar nicht unsere Absicht sein kann, das ganze, lange, vielbewegte Leben Moses durchzugehen, müssen wir doch, ehe wir von ihm Abschied nehmen, wenigstens noch die folgenden Verse betrachten, nach denen noch ein paar Züge von ihm und seinem Glauben besondere Berücksichtigung verdienen.

H — r.

(Fortsetzung folgt.)

Füllstein.

Verachtung und Verfolgung des Wortes muß man leiden.

(Luther, W. St. L. XIII, 1402, § 25).

die Erfahrung gemacht hat und auch im Stande der Anfechtung in seinem Gewissen überzeugt ist, daß es Gottes Wort ist, kraft des Zeugnisses des Heiligen Geistes, welches durch das Wort sein Herz überführt).

* Warum hat Moses nicht in das gelobte Land kommen dürfen? Wir halten es nicht mit den Auslegern, welche eine Sünde darin sehen, daß Moses den Fels „geschlagen“ habe, anstatt mit ihm zu „reden“. Vielmehr lag seine Sünde nach der Schrift selbst darin, daß ihm „etliche Worte entfuhen“ (Ps. 106, 33), und es ist, wie Luther sagt: „Der gut Moses, der doch so ein fein, starken Glauben hatte, fällt auch dahin; da er sollt aus dem Felsen Wasser schlagen mit dem Stab, zweifelt er, und sprach zum Volk (4 Mos. 20, 10): Kommt her, wir wollen sehen, ob wir auch Wasser aus dem Felsen könnten treiben. Der gut Moses, der so viel Mirakel und Wunder gethan hatte, fällt in die Vernunft und in ein fleischlichen Verstand hinein, fürchtet, daß ihn der Unglaube des Volks würd hindern an dem großen Mirakel und Zeichen; er sollt aber am Wort hangend bleiben fein und daselbige höher, größer, stärker und kräftiger geacht haben, denn den Unglauben des Volks; aber der gut Mann ward hart angefochten, daß er strauchelt und fällt hernieder“ (E. A. 14, 264). Doch hat Moses den Glauben nicht gar verloren.

* Es ist auch nicht so, wie v. Frank meint, daß der Christ in der Anfechtung an seinen früher gemachten „Erfahrungen“ sich aufrichtete, als ob in ihnen zuletzt immer der Anker seiner Gewißheit ruhte, sondern in dem Felsengrunde des göttlichen Wortes (von dem er allerdings

(Aus dem „Lutheraner.“)

Unsere Emigrantenmission und das Lutherische Pilgerhaus im Jahre 1892.

Das verwichene Jahr wird in der Geschichte der Einwanderung ein denkwürdiges bleiben. Erst schien es alle seine Vorgänger überflügeln zu wollen, was die Zahl der Einwanderer anbelangt. Von allen überseeischen Häfen langte hier, in Baltimore, Boston und Philadelphia ein Schiff nach dem andern mit Einwanderern aus aller Herren Länder an, und diese zerstreuten sich über unser ganzes Land, zum Verdruss eines nicht geringen Theils unserer Bevölkerung, welcher laut und immer lauter erklärte: es könne und dürfe mit der Einwanderung nicht so fortgehen, der gewaltige Einwandererstrom müsse eingedämmt werden; aber wie weit und auf welche Weise, darüber gingen die Meinungen weit auseinander. Da brach nicht nur hinten in Persien und Rußland, sondern auch in Hamburg die Cholera aus, und nun geschah, was hiesige und auswärtige Gegner der Einwanderung längst gewünscht und befürwortet hatten: die Emigration geriet plötzlich ins Stocken. Ueber die Ursache des Ausbruchs der Cholera ist viel geredet und geschrieben worden. Einige meinen, sie sei durch russische Juden, welche über genannten Hafen nach Amerika auswanderten, eingeschleppt worden. Andere behaupten, das unreine Elbwasser sei schuld, und noch andere meinen, die Ursache sei überhaupt nicht zu erklären, da die großen Choleraepidemien, von denen Europa in diesem Jahrhundert heimgesucht wurde, ihren Weg in geheimnisvoller Weise, gleichsam sprungweise, zurückgelegt hätten. Dem sei, wie ihm wolle. Ein Christ, der gewohnt ist, alle Ereignisse in der Welt im Lichte des göttlichen Wortes zu beurteilen, weiß, daß Gott der Herr es war, welcher durch die Cholera seine Geißel über Hamburg geschwungen; denn die Schrift sagt: „Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht thut?“ Wenn es nur von den schwer Heimgesuchten nicht auch heißen möchte: „Du schlägst sie; aber sie fühlen es nicht.“ Gottes gnädigem Walten ist es auch nur zu verdanken, daß der Würgengel nicht auch in unser Land eingezogen ist, obwohl er an der Hauptpforte desselben recht deutlich anklopfte. Wehe unserm Volke, wenn es das nicht erkennt und das Fernbleiben des gefährlichen Gastes von unsern Gestaden nur menschlichen Anstrengungen und Vorsichtsmaßregeln zuschreibt! Nein, Gottes Stunde war noch nicht gekommen für unser Land. Während nun die Pestilenz in der Elbstadt schon wütete, was aber durch die Schuld der lokalen Behörde leider nicht gleich öffentlich bekannt gemacht, vielmehr vertuscht wurde, expedierte die Hamburger Linie mehrere Dampfer mit Passagieren 1. 2. und 3. Klasse nach New York, was sicherlich nicht geschehen wäre, wenn der Ausbruch der Cholera nicht verheimlicht worden wäre. So erklärt sich wenigstens die Schiffsgesellschaft in einem öffentlichen Circular. Inzwischen war jedoch das Tod und Verderben anrichtende Wüten der Seuche allbekannt und per Kabel auch nach Washington berichtet worden. Da erließ Präsident Harrison seine bekannte Proklamation, in welcher er allen Schiffen aus europäischen Häfen, die Einwanderer an Bord hatten, eine 20tägige Quarantäne auferlegte. Mit fieberhafter Aufregung sah man hier nun der Ankunft der während des Ausbruchs der Seuche von Hamburg expedirten Dampfer entgegen. Was allgemein befürchtet wurde, bestätigte sich. Auf allen diesen Dampfern war, mit einer Ausnahme, bald nach der Abfahrt derselben auf hoher See die Pestilenz ausgebrochen und eine nicht geringe Anzahl der Passagiere sowohl wie der Besatzung derselben bereits zum Opfer gefallen, während viele mit der Seuche Behaftete sich an Bord befanden. Letztere wurden von dem Quarantänearzt von

den Schiffen entfernt, aber die Gesunden durften nicht landen, sondern mußten 20 Tage in Quarantäne bleiben, und zwar unter Drangsalen und Entbehrungen, die genugsam durch die Zeitungen bekannt gemacht worden sind. Das war auch für mich und meine Gehülfen eine bewegte Zeit. Von vielen Seiten trafen Briefe oder Depeschen ein von Leuten, welche wissen wollten, ob ihre Angehörigen unter den Toten oder Lebendigen, Kranken oder Gesunden wären. Auch fehlte es nicht an Aufträgen, den Gesunden Briefe, Lebensmittel und Erquickungen zuzusenden. Mehrere Male hatten wir dann auch eine ziemliche Anzahl der endlich glücklich Gelandeten im Pilgerhaus zur Herberge. Wie glücklich sie sich fühlten, als sie nach den Tagen der Angst und Entbehrung wieder eine schmackhafte und kräftige Hausmannskost und ein ordentliches Bett bekamen, und wie sie bei der Hausandacht mit dankerfülltem Herzen Gottes Wort anhörten, läßt sich denken. Von mancher Seite trat man den Bedauernswerten bei ihrer Landung mit einer gewissen Zurückhaltung entgegen, aus Furcht vor immer noch möglicher Ansteckung, und es war daher immerhin ein gewisses Risiko, daß wir wiederholt große Partien dieser Leute beherbergten; aber Gott hat unser Haus und seine Angestellten vor schlimmen Folgen bewahrt.

Daß infolge des Ausbruchs der Cholera und der dadurch veranlaßten Proklamation unsers Präsidenten die Einwanderung fast ganz aufhörte, ist nicht zu verwundern; denn keine Schiffsgesellschaft wollte sich den Unkosten und Mühsalen einer 20tägigen Quarantäne aussetzen. Eine Zeit lang wurden daher fast nur Kajüten-Passagiere hierher befördert. Als die Seuche sich aber fast ausschließlich auf die Elbstadt beschränkte und dort endlich auch im Rückgang begriffen war, fingen die verschiedenen Dampferlinien wieder an, auch Zwischendeckspassagiere zu befördern, in der Hoffnung, der Präsident werde seine Proklamation zurücknehmen oder modifizieren. Aber das geschah nicht. Im Gegenteile, der Präsident bekräftigte seine erste Proklamation durch den Erlass einer zweiten mit der Erklärung, die 20tägige Quarantäne müsse zum Schutze des Landes aufrecht erhalten werden. Trotzdem betrieben nun sämtliche Dampferlinien die Beförderung von Zwischendeckspassagieren wieder in größerem Maßstabe, weil eine große Anzahl Emigranten, welche bereits vor dem Ausbruch der Cholera mit Reisekarten versehen waren, auf Beförderung drangen und in dieser Beziehung die Gesetze ihres Vaterlandes auf ihrer Seite hatten. In Washington scheint man unter diesen Umständen ein Auge zugeedrückt zu haben; denn im November und Dezember jagte ein Dampfer den andern und die meisten waren geradezu vollgepfropft mit Einwanderern. So kam z. B. ein Dampfer von Bremen mit beinahe 2000, ein anderer sogar mit über 2200 Emigranten hier an, und wurden, weil sämtlich gesund, nach ein- oder zweitägigem Aufenthalt auf Ellis Island gelandet. Während aber so die Gesellschaften ihre Geschäfte so schnell als möglich abzuwickeln suchten, erließen sie zugleich die Bekanntmachung, daß vorherhand keine Zwischendeckspassagen verkauft und nach dem 31. Dezember 1892 überhaupt keine Zwischendeckspassagiere mehr befördert werden würden. Das war ein harter Schlag für viele, welche ihre Angehörigen gerne noch hier gehabt hätten. Nun hängt es vom Kongreß in Washington ab, ob es so bleiben soll oder nicht. Thatsächlich werden nach dem 1. Januar dss. Js. vorherhand keine Zwischendeckspassagiere mehr befördert.*

Insgesamt wanderten letztes Jahr über New York 374 741 Einwanderer ein, wovon 68 196 Deutsche, 31 850 Schweden, 12 807 Norweger, 8561 Dänen, 5413 Finnländer waren.

* Seit dem 6. März ist dagegen die Beförderung von Zwischendeckspassagieren wieder im Gange, doch zu erhöhten Preisen (140—150 Mark).
Anm. d. Red.

Obwohl durch die Cholera und ihre Folgen unser Werk unter den Einwanderern erschwert und beeinträchtigt worden ist, so müssen wir Gott doch danken für seinen Beistand und Segen. Unser Kassenumsatz betrug Dollar 153 246.13. Die Zahl der im Pilgerhaus beherbergten Gäste bezifferte sich auf 5399. Die Schuld des Pilgerhauses hat sich um Doll. 1430.— vermindert. Die Gesamtschuld beläuft sich nur noch auf Dollar 8220.76. Briefe und Postkarten gingen ein 4477, und 4089 wurden abgesandt. An Unterstützungen wurden Doll. 1184.86 verausgabte, und zwar für 1434 freie Mahlzeiten, 320 Nachherbergen, oder für Lebensmittel auf die Weiterreise, oder baares Geld. Es ist auffallend, daß viele Einwanderer von ihren hiesigen Verwandten wohl mit Geld oder Tickets bis an ihr Reiseziel versehen werden, aber nicht mit dem nötigen Zehrgeld. Solche können wir doch während ihres notgedrungenen Aufenthaltes hier nicht hungern, noch ohne Lebensmittel und einen Zehrpennig weiterziehen lassen. Jeder Einwanderer sollte aber billig außer seiner Reisekarte mit Dollar 5.— bis Dollar 10.— Zehrgeld bei seinem Eintritt in unser Land versehen sein, um sich bis an sein Reiseziel ohne anderer Leute Hilfe durchschlagen zu können. Unsere Vorschußkasse hat auch wieder mit Dollar 6675.58 herhalten müssen. Wenn nur die Vorger das Zurückzahlen nicht so lange hinausschieben oder gar versäumen möchten!

Für die mir zugewiesenen Einwanderer und im Pilgerhaus eingekehrten Gäste ist aber nicht nur in leiblicher, sondern auch in geistlicher Beziehung nach Kräften gesorgt worden, indem dieselben durch Wort und Schrift auf das Eine, das not thut, aufmerksam gemacht worden sind. Hierher gehören die Andachten im Pilgerhaus, die Verteilung von 2554 Synodalkalendern, von über 3000 kirchlichen Zeitschriften, sowie Predigten und Synodalberichten. Diese Aussaat ist gewiß nicht vergeblich gewesen. Oft wurde mir von dem und jenem Gast nach Schluß der Hausandacht für den erfahrenen geistlichen Segen gedankt. Nach überstandener Seereise mit ihren Gefahren und zuvor nicht geahnten Beschwerden sind die Herzen in der Regel recht empfänglich für Gottes Wort. Man merkt das auch oft, wenn bei der Hausandacht ein Lied mit Melodeonbegleitung angestimmt wird. Da schallt durchs ganze Haus und hinaus auf die Straße, besonders wenn Lieder mit bekannten Melodien, wie z. B. „Nun danket alle Gott“, „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“, angestimmt werden. Es wurde auch ein kleines Judenkind von mir getauft, welches in Frankfurt a. M. geboren, von seiner herzlosen Mutter im Stich gelassen, aber von einer kinderlosen Ehefrau adoptiert und mit hierher gebracht worden war. Ferner habe ich eine nicht geringe Anzahl von Lutheranern, meistens aus Rußland, welche kein bestimmtes Reiseziel hatten, in Gemeinden der Synodalkonferenz untergebracht, wo sie neben Arbeit und Verdienst auch mit Wort und Sakrament versorgt sind.

Auf unsern Hilfsstationen in Bremen und Hamburg ging alles gut bis zum Ausbruch der Cholera. In Hamburg hörte Pastor Müllers und Herrn Vopels Arbeit unter den Auswanderern eine Zeitlang ganz auf. In Herrn Vopels Familie brach die Cholera aus und riß durch den Tod eines Kindes eine schmerzliche Lücke. Pastor Müller nahm sich inzwischen der städtischen Cholerafranken seelsorgerlich an. In Bremen hat Herr Schmidt, obwohl daselbst die Seuche nicht ausbrach, doch auch unter den Folgen derselben leiden müssen, und das von ihm geführte Lutherische Pilgerhaus hat empfindliche Einbuße erlitten an Frequenz und Einnahmen. Immerhin hat die Frequenz dieses Hauses gegen das Vorjahr zugenommen; denn es beherbergte 2280 Gäste. Ueberhaupt erweist sich das Haus je länger je mehr unter Schmidts umsichtiger Leitung als ein

Segen für die Auswanderer und andere Reisende (es ist nämlich in zwei Klassen eingeteilt), und verdient daher, daß es mit seiner Mission in immer weiteren Kreisen bekannt werde, weil es zugleich ein Sammelplatz ist aller in unsere Kreise ziehenden Auswanderer, mögen sie nun über New York oder Baltimore reisen. Daß es unsern lieben Schmidt an heimlichen und öffentlichen Feinden nicht fehlt und er auch die Bosheit falscher Zungen über sich ergehen lassen muß, ist nicht zu verwundern; aber Gott läßt die Seinen nicht versuchen über ihr Vermögen und macht den Rat ihrer Feinde zu nichts.

So hat sich denn der treue Gott im verflossenen Jahr hüben und drüben wieder zu unserm geringen Werk unter den Fremdlingen bekannt durch seine gnädige Durchhülfe und seinen Segen. Dafür sei ihm Lob und Dank gesagt. Mit ihm treten wir auch wieder in das neue Jahr, welches dieses Mal besonders trübe vor uns liegt. Ihm sei alles heimgestellt. Er wirds wohl machen. S. Keyl.

Gesefrüchte.

Die Fehler, die am bittersten zu tragen sind, gedeihen uns zum Guten, wenn wir sie gebrauchen, uns zu erniedrigen, ohne in der Sorge für unsere Besserung laß zu werden. Die Mutlosigkeit hilft zu nichts; sie ist nur eine Verzweiflung der beleidigten Eigenliebe. Das wahre Mittel, von der Kränkung unserer Fehler Nutzen zu ziehen, besteht darin, daß man die Augen nicht von ihnen wegwende, sondern sie in ihrer ganzen Häßlichkeit sehe, ohne die Hoffnung auf Gott zu verlieren, und ohne je das Geringste von sich selbst zu hoffen. Wir haben es hochnötig, durch unsere Fehler gekränkt zu werden. Dadurch und nur dadurch allein kann Gott unseren Stolz bändigen, und unsere hochfahrende Weisheit zu Schanden machen. Wenn Gott allen eigenen Rat und Trost in uns ausgeräumt hat, so wird er seinen Bau beginnen; bis dahin schmachtet er alles nieder, und selbst unsere Fehler müssen ihm dazu dienen. So wollen wir ihn machen lassen; laßt uns streben und arbeiten, ohne uns von unseren Kräften allein etwas zu versprechen.

Man muß sich selbst ertragen, ohne sich zu schmeicheln und ohne den Mut zu verlieren: dies Mittel* wird selten getroffen; man verspricht sich entweder viel von sich und seiner guten Absicht, oder aber man verzweifelt an allem. Laßt uns von uns nichts hoffen, und von Gott alles erwarten. Das Verzweifeln an unserer Schwachheit, die sich nicht ändern läßt, und ein völliges unbeschränktes Vertrauen in die Allmacht Gottes, sind die wahren Grundsteine des geistlichen Baues.

Es ist eine falsche Demut, wenn man sich der göttlichen Gnadengaben unwürdig glaubt, und darum nicht wagen mag, sie mit Zuversicht zu erwarten: die wahre Demut besteht darin, seine ganze Unwürdigkeit zu erkennen, und Gott hingegeben zu bleiben, nicht zweifelnd, daß er nicht in uns die größten Dinge schaffen könne. Wenn es zu dem Werk Gottes nötig wäre, daß er in uns den Grund gelegt vorfände, so hätten wir Ursache zu glauben, daß unsere Sünden alles vernichtet haben, und wir unwürdig sind, von der göttlichen Weisheit erwählt zu werden. Aber es ist nicht nötig, daß Gott in uns das Allergeringste vorfinde; er kann da nie etwas finden, als was er durch seine Gnade selbst hineingelegt hat; so gar kann man sagen, daß er am liebsten die untreue und von allem Guten leere Seele wähle, um daraus ein Gefäß zu machen, das vorzüglich seiner Gnaden empfänglich ist: da strömen sie gerne, um sich desto merkllicher zu offenbaren. Diese sündigen Seelen, die nie in sich etwas

* d. h. diese Mitte zwischen Stolz und Verzweiflung. H—r.

anderes als Schwachheiten empfunden haben, können sich nichts zuschreiben von den Gaben Gottes. Auf die Weise wählt Gott, was schwach ist vor der Welt, auf daß er, wie St. Paulus sagt, zu Schanden mache, was stark ist.

So laßt uns denn nicht fürchten, daß unsere Schwachheiten uns der Barmherzigkeit Gottes unwert machen könnten: nichts ist der Barmherzigkeit Gottes so wert, als ein großes Elend. Er ist vom Himmel auf die Erde herabgekommen, um der Sünder willen und nicht der Gerechten: er ist gekommen zu suchen, was ohne ihn verloren war: der Arzt suchet die Kranken, und nicht die Gesunden. O wie hat Gott die so lieb, die in ihren unsflätigen und zerrissenen Lumpen getrost zu ihm kommen, und ihn, wie ihren Vater, um einen besseren Rock bitten!

Du erwartest, daß Gott dir ein freundliches und lachendes Gesicht zeige, um dich mit ihm bekannt zu machen; und ich, ich sage, daß, wenn du ihm dein Herz einfältig mit einer völligen Vertraulichkeit öffnest, du nicht mehr darum bekümmert sein wirst, mit welchem Gesicht er sich dir zeigt. Mag er, soviel er will, dir ein strenges und zürnendes Gesicht zeigen, laß ihn machen: er hat nie mehr lieb, als wenn er droht; denn er drohet nicht, als um zu prüfen, um niedrig zu machen, um zu lösen. Suchet dein Herz bloß den Trost, den Gott giebt, oder Gott selbst ohne den empfindlichen Trost? Wenn es bloß der Trost ist, nun so liebst du Gott nicht aus Liebe zu ihm selbst, sondern aus Liebe zu dir; in dem Fall verdienst du nichts von ihm: suchst du hingegen Gott rein, so findest du ihn mehr, wenn er dich prüft, als wenn er dich tröstet. Wenn er dich tröstet, so mußt du fürchten, dich mehr an seine Freundlichkeiten, als an ihn zu hängen: wenn er dich rauh behandelt, und du hörst nicht auf ihm anzuhängen, so ist er es allein, an den du hältst. Ach, wie sehr betrügt man sich doch! Wenn uns ein wohlgeschmecktes Brodlein zu teil wird, so wird man trunken von einer eiteln Freude; man glaubt sich schon entzückt bis in den dritten Himmel, und man thut nichts recht: mehr: ist man aber in dem trockenen nackten Glauben, so wird man mutlos und glaubt alles verloren: und in der That gerade dann vervollkommenet sich alles, vorausgesetzt, daß man nicht mutlos werde.

Laßt Gott denn machen: es kommt dir nicht zu, die Begegnung, die du von ihm zu erwarten hast, zu bestimmen. Er weiß besser als du, was dir frommt: du verdienst wohl ein wenig Trockenheit und Prüfung: ertrage sie mit Geduld. Gott weiß seinerseits, was er thut, wenn er dich zurückstößt, thue du an deiner Seite auch, was du schuldig bist zu thun, nämlich ihn zu lieben, ohne zu erwarten, daß er dir Freundlichkeiten erweisen werde. Deine Liebe kann dir für die seinige Bürge sein*; dein Vertrauen wird ihn entwaffnen und seine Härte in Liebkosungen wandeln. Und wenn er sich auch nicht sänftigen sollte, so mußt du dich seinem gerechten Verfahren hingeben, und seine Ratschlüsse anbeten, nach welchen er dich am Kreuz, verlassen, mit seinem lieben Sohn sterben lassen will, um dich darauf mit ihm in dem Himmel zu krönen. Das da ist das gesunde Brod des reinen Glaubens und die edelmütige Liebe*, damit du deine Seele nähren mußt, und davon sie gedeihen und kräftig werden wird.

(Fenelon.)

* Hier blidt zwar, wie sonst manchmal in Fenelons Werken, die römische Frömmigkeit durch. Dagegen merke, daß die Liebe Gottes in Christo und durch Christum zu uns, im Evangelio geoffenbaret, den Untergrund unseres Glaubens bildet, und daß wir in dem für uns gekreuzigten Christo allezeit, auch in der Ansehung, durch den Glauben das freundliche Angesicht unseres Gottes sehen, in dessen Anblidt wir genesen. Wiewohl hinterher gilt, was 1 Joh. 3, 14 geschrieben steht.

H—r.

Vermischtes.

Zum Bischofsjubiläum des zeitigen Antichrists

tragen wir noch folgendes nach: Das „Kath. Kirchenblatt für Sachsen“ nennt ihn „ein Licht vom Himmel“, „einen Komet zwischen zwei Lilien“, „einen Löwen, der mit der Kraft seiner unerbittlichen Richterworte die Kirche von den Räubern im Innern derselben reinigt und als Stellvertreter Christi mit den Stricken des Jorns die Wechsler und Verkäufer aus dem Tempel hinaustreibt“, einen „Hohenpriester und König, der die Eine, die Heilige, die Allgemeine, die Apostolische Kirche nach der Lehre und im Geiste ihres göttlichen Bräutigams regiert“. Wie wenig übrigens der Antichrist geneigt ist, die „Wechsler“ u. s. w. aus dem Tempel hinauszutreiben, ist auch daraus zu ersehen, daß er selbst wie sonst, so auch gelegentlich seines Jubiläums einen guten Wechsel eingezogen hat. Man schätzt nämlich das bare Geld, das bis jetzt eingegangen ist, auf neun Millionen. Ein besonderer Ausschuß, bestehend aus drei Kardinälen, nimmt es in Empfang und macht Vorschläge über dessen Verwendung. Im einzelnen sind folgende Gaben gespendet worden: Von den italienischen Pilgern 1 Million; die Jubiläumsmesse in der Peterskirche hat 800 000 Franks eingebracht; der Vincentius-Berein gab 130 000, die Damen von Sacré-Coeur 50 000, eine andere Gruppe von Damen 40 000 Franks, aus Nordamerika kam eine runde Million; aus Südamerika brachte der Bischof von Montevideo allein 37 000 Franks; Uruguay spendete eine Summe, deren Betrag nicht bekannt ist; der Herzog von Norfolck übergab dem Papste persönlich zwei Kowerts, in dem einen befand sich ein Chek über 40 000 Pfund (1 Million Franks) mit der Widmung: „Dem heiligen Vater von einem englischen Katholiken“, in dem anderen befand sich das Ergebnis der Sammlung in England im Betrage von 75 000 Pfund (1 875 000 Franks); die Irländer opferten 875 000 Franks; der Kaiser von Oesterreich spendete für sich 100 000 Franks, die österreichische Aristokratie 600 000 Franks. Bei Einsammlung des Peterspfennigs wurde in Neapel folgender Aufruf von Haus zu Haus getragen: „Peterspfennig für seine Heiligkeit Leo XIII. zum 50 jährigen Bischofsjubiläum. Der Papst ist Jesus in seiner sichtbaren Gestalt, der mit uns lebt, um uns die zarte Fürsorge seiner väterlichen Liebe angeheißen zu lassen. Wer wollte Jesus in seiner sichtbaren Erscheinung einen kleinen Beitrag als Frucht und Beweis seiner kindlichen Liebe weigern?“ Und dabei können „Lutheraner“, welche das alles lesen und abdrucken, immer noch die alte lutherische Bekenntnismährheit, daß der Papst der 2 Theß. 2 geweißsagte Antichrist ist, eine „missourische Schrulle“ nennen.

H—r.

Union in Elßaß-Lothringen.

Aus einer Passionsbetrachtung des „evang.=protestantischen Kirchenboten“ führte der „evang.=luth. Friedensbote“ folgende Sätze an: „Die religiöse Geschichte Israels ist wie eine Geschichte der Menschheit im kleinen, so lange noch die alte Feindschaft und Widerseßlichkeit sich gegen die freie, vom Buchstaben der Satzungen unabhängige Entfaltung des Gottesreiches und gegen die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit entgegensetzt und so lange die Zionswächter aller Kirchen den Herrn Jesus Christum mehr als Sündenbock gebrauchen, als daß sie ihn zum lebendigen, für alle Menschen verpflichtenden Vorbilde aufnehmen“. — Der „Friedensbote“ setzt hinzu: „Sollen nicht die Steine schreien gegen solche, den christlichen Glauben schmähende Rede?“ Gewiß; aber müssen nicht auch die Steine schreien über eine solche Verblendung, daß man seitens der lutherisch Gerichteten in Elßaß-Lothringen gegen Einführung der Union mit den Reformierten kämpft, während man

mit solchen offenbar Ungläubigen und Lasterern unseres allerheiligsten Christenglaubens kirchlich aufs innigste uniert ist? Das heißt in Wahrheit Mäden seigen und Kamele verschlucken! Esau und Jakob, Unglaube und Glaube, wohnen in brüderlichem Verein im Hause der „Kirche Augsburgischer Konfession in Elsaß-Lothringen“. Aber obwohl Jakob weiß, daß ihn Esau erwürgen will, flieht er doch nicht, sondern bleibt — und kämpft unterdeß eifrig gegen „Union“.

K.

Vom Segen unserer Osterlieder.

I. Der selige Liederdichter Gellert mußte, wie alle Kinder Gottes, sein Kreuz und die Schmach Christi tragen. Die allerentsetzlichsten Dinge erlaubten sich seine Feinde ihm nachzureden. Als er eines Tages den Studenten Werner besuchte, erfuhr er durch denselben, daß im Herzogtum Koburg das Gerücht gehe, er (Gellert) hätte sich erhängt!

Lächelnd bat Gellert den Studenten:

„Schreiben Sie den lieben Koburgern, daß ich selbst ihnen die Worte des alten Liedes zurufe:

„Ich hang und bleib auch hangen
An Christo, als ein Glied“.

Das ist der Anfang der 7. Strophe von Paul Gerhards Osterlied: „Auf, auf, mein Herz, mit Freuden“. Die 7. Strophe heißt weiter:

„Wo mein Haupt durch ist ganges,
Da nimmt Er mich auch mit.
Er reißet durch den Tod,
Durch Welt, durch Sünd und Not,
Er reißet durch die Höl,
Ich bin stets Sein Gesell.“

Ein herrlich Zeugnis für Gellerts Glauben an den lebendigen, auferstandenen Sohn Gottes und des Menschen Sohn, unsern Heiland Jesum Christum.

II. Ueber seine Neujahrsbetrachtung 1814 setzte der bekannte Matthias Claudius den 4. Vers des Osterliedes „Christ lag in Todesbanden.“

„Es war ein wunderbarlich Krieg,
Da Tod und Leben ringen.
Das Leben behielt den Sieg,
Es hat den Tod verschlungen.
Die Schrift hat verkündet das,
Wie ein Tod den andern fraß,
Ein Spott aus dem Tod ist worden.
Halleluja.“

So beurteilte der liebe sel. „Wandsbeker Bote“, was Gott der Herr in den Befreiungskriegen am deutschen Volke gethan hatte.

O daß der Glaube des „Wandsbeker Boten“ heutzutage viele Deutsche erfüllte und zur That stärkte!

III. Kirchenlieder verändern, besonders wenn es von Kirchenbehörden verübt wird, welche den Christenglauben zu zerstören vorhaben, — wir meinen den schriftgemäßen Glauben der heiligen Kirche Gottes, welche wir nach Artikel 3 des apostolischen Bekenntnisses glauben — ist ein rechter Frevel und dient dem Reiche der Finsternis.

Eine gottselige Seele jedoch, weit entfernt solchen Frevels sich schuldig machen zu wollen, hat sich erlaubt in dem bekannten Osterlied der Kurfürstin von Brandenburg eine Aenderung vorzunehmen. Es war die Gemahlin des als Liederdichter bekannten Pfarrers und Professors der Theologie in Gießen Dr. Joh. Jak. Rambach, welche am 30. März 1730 selig entschlafen ist. Im 3. Vers des Liedes konnte sie es nicht über sich bringen von „ihrer starken Glaubenshand“ zu rühmen. So oft sie sich auf ihrem Kranken- und Sterbebette mit dem Liede: „Jesus meine Zuversicht“, stärkte und tröstete, sagte sie allezeit:

„Meine schwache Glaubenshand
Wird in Ihm gelegt gefunden.“

(„Ev.-Luth. Friedensbote“).

Nachrichten und Bemerkungen.

Aus Gotha wird gemeldet, daß, wie die jüdische Presse selbst mittheilt, die Leiche eines jüdischen Samenhändlers aus Erfurt verbrannt werden sollte, aber sowohl der Erfurter als der Gothaer jüdische Religionslehrer jede rituelle Mitwirkung ablehnten. „Deshalb war“, rühmt das „Berl. Tagebl.“, „auch diesmal Sup. Müller so tolerant, in einer den Verstorbenen ehrenden und die Hinterbliebenen erbauenden Weise seines Amtes zu walten“. Die Luthardische Kirchenzeitung schreibt: „Man muß das mehrere Male lesen, um nicht an seinen Augen zu zweifeln“. Wir haben das nicht nötig. Denn wir kennen dergleichen Dinge und wissen, daß die Juden in ihrer Religion oft strenger sind als die sogenannten „Christen“.

Aus der Hermannsburger Mission. Die Konferenz der Missionare der Hermannsburger Sulumission hat beschlossen, das sog. „ukutobolija“, d. h. den Kauf der Frauen für Vieh in der Gemeinde entgültig abzuschaffen. Da es sich jedoch um eine im Volke tief eingewurzelte Sitte handelt, stieß sie auf Widerpruch in der Gemeinde. So entstand in der Gemeinde Hermannsburg in Natal eine große Unruhe, als dieser Beschluß von der Kanzel verkündigt wurde. Alle Männer fanden sich beim Missionar unter Führung eines alten Kirchenvorstehers ein und forderten, er solle ihnen aus der Schrift beweisen, daß sie für ihre Töchter keine Ruhe nehmen dürften. Da die Antwort nicht zur Zufriedenheit ausfiel, erklärten sie, die Kinder nicht mehr zur Schule schicken und sich nach einem anderen Plage umsehen zu wollen. Doch gelang es dem Missionar nicht, sie zu bestimmen, abzuwarten, bis die Frage für sie praktisch bedeutsam werde. — Aus vorstehender Mitteilung der „A. E. L. R.-Z.“ ist nicht ersichtlich, ob es sich hier wirklich um Weiberkauf im Sinne eines Menschenhandels handelt oder etwa nur um eine „Morgengabe“, was ja immerhin möglich wäre. Andererseits aber dürfte es an der Zeit sein, auch in den heimischen, europäischen Kirchen jenem weiterverbreiteten Unfug geschäftsmäßiger Behandlung der Ehe entgegenzutreten. — Was jedoch die Art und Weise betrifft, wie jene Missionare die Sache behandeln zu haben scheinen, so dürfte durch dieselbe die verkehrte Auffassung vom Kirchenregiment mit ihren praktischen Konsequenzen in das hellste Licht treten. Hätten sie nämlich, anstatt von oben herab über die Gemeinde zu dekretieren, in ordentlicher Gemeindeversammlung die Sache an der Hand der Schrift brüderlich besprochen, so hätten sie offenbar viel Verwirrung vermeiden oder doch beseitigen können.

In einem „Offenen Brief des (breslauischen) evangelisch-lutherischen Jünglingsbundes in Preußen an evangelisch-lutherische Jünglinge anderer Länder“, ausgehend von dessen Vorstände (P. Seidel-Angermünde), welcher in sonst loblicher Weise alle lutherischen Jünglinge vor der Union warnt und zum Anschlusse an die rechte lutherische Kirche auffordert, wird über den „Bestand der lutherischen Kirche“ folgendes ausgesagt: „In Mecklenburg, Sachsen, Bayern und einigen anderen Ländern besteht die lutherische Kirche noch heute in derselben Weise wie zur Zeit der Reformation, sie hat dort noch die Gestalt der Landeskirche. Wer dorthin kommt, hat es nicht schwer, die lutherische Kirche zu finden. Wer aber aus solchen Ländern in unierte Landesteile kommt, der muß aufpassen, damit er nicht unversehens in die unierte Kirche gerate und sich ihr anschließe. In Alt-Preußen hat die lutherische Kirche die Gestalt der Freikirche. Die Gestalt ändert am Wesen der Kirche nichts. Nicht die Nation oder Organisation, sondern die Konfession bestimmt das Wesen der Kirche“. Sollten die letzten Worte wahr sein (und sie sind wahr), so ist freilich eben so sehr auch dies wahr, daß die mecklenburgische, sächsische, bayerische Landeskirche an ihrer Gestalt zwar nicht viel, an ihrem Wesen aber so gut wie alles verändert haben. Denn wo steht noch das lutherische Bekenntnis in Kraft und wo geht es im Schwange? Daß man an einzelnen Orten einzelne Spuren davon trifft, ändert nichts an der Sache. Denn die trifft man auch wohl mitten in der Union. Jedenfalls ist es irreführend, wenn den jungen Leuten gesagt wird, wenn sie nach Mecklenburg, Sachsen und Bayern kämen, hätten sie es „nicht schwer, die lutherische Kirche zu finden“. Also auch bei einem Sulze in Dresden, Müller in Rostock u. s. w.?

In der schleswig-holsteinischen Missionsanstalt zu Breklum ist eine Kirchenpaltung ausgebrochen, indem der bisherige Direktor derselben, P. Jensen, zum Ausscheiden genötigt worden ist und der schleswig-holsteinische Missionsverein die Mission unter Leitung des P. Fienisch, bisherigen Gegenparts P. Jensens, fortzuführen, letzterer aber eine Gegenmission zu gründen beabsichtigt. Ohne über die Streitigkeiten selbst unvoreits urteilen zu wollen oder zu können, dürfen wir nicht verschweigen, daß, wie in den betr. Kreisen allgemein bekannt, P. Jensen einer durchaus unionistischen und schwärmerisch-sektiererischen Richtung angehört. Das Merkwürdigste bei der ganzen Sache ist aber, daß auch in diesem Falle, wie sonst mehrfach, trotz eingetretener Missionskirchenpaltung die betreffenden Parteien selbstverständlich in der allesumfassenden Landeskirche kirchlich verbunden sind und bleiben.

H—r.

Bemerkenswert ist ein Erkenntnis des Reichsgerichtes zu Leipzig, demzufolge die Christenlehre ebenfalls als Gottesdienst anzusehen ist. Die Störung der Christenlehre kann also nach § 167 des Strafgesetzbuches bestraft werden.

Todesnachricht. Am 21. März entschlief Herr Pastor F. H. Foz in Logansport, Ind. An ihm verliert die Missourisynode, als deren Mitglied er seit 1855 das heilige Predigtamt verwaltet hat, einen treuen, eifrigen Zeugen der seligmachenden Wahrheit und unsere Synode einen warmen Freund.

Bücher-Anzeige.

Die Figur der Kirche. Dogmatische Hilfslinien von Dr. D. Schmidt. (Mit Figurentafeln.) Leipzig, Deichert. M. 2.

Wenn jemand die rechte Lehre von der Kirche in einer solchen Weise darzustellen suchte, wie es hier der breslauische Superintendent mit der falschen thun zu müssen geglaubt hat (in Kreisen, Ellipsen u. dgl. mathematischen Linien soll „die Kirche“ vor die Augen gemalt werden), so würden wir sagen: Laß das; das sieht gelehrt aus und ist — Brimborium. Christen und christlichen Theologen gebührt es, bei der Einfachheit der Schrift und rechten Kirchenlehre zu bleiben und nicht klare Sachen durch allerhand Firtelanzereien zu verwirren. Dazu sind die Sachen viel zu ernst. Auch gilt es, nicht wie ein moderner Professor mit Geistesreichthum zu glänzen, sondern dem armen, ohnehin schon allzusehr verirrten und verwirrten Christenwohl mit gesunder, klarer Lehre zu dienen. Aber freilich: Für eine so durch und durch konfuse und verkehrte Lehre, wie die breslauische ist, mag man dergleichen Hilfsmittel nötig zu haben glauben, und es ist zu verstehen, daß man, um einen klaren und gewissen Schriftbeweis in Verlegenheit, zu dergleichen Dingen greift, um seine Blöße zu decken.

Jedenfalls ist es nicht bloß der Superintendent Schmidt, welcher die Verantwortung für dies Buch zu tragen hat, sondern mit ihm zugleich die kirchliche Gemeinschaft, welche ihn trägt, ja deren eigentliche Sonderlehre er eben in dieser Schrift vertritt und durch neue Kunstmittel schmachtend zu machen sucht. Des zum Beweise führen wir hier nur einige Sätze an: „Alle Getauften gehören zur Kirche, nicht nur dem Namen nach, sondern thatsächlich“ (S. 6). „...“, woraus sich der merkwürdige Umstand erklären läßt, daß dieselbe falsche Scheidung der beiden Relationen des Kirchenbegriffes in zwei wesentlich verschiedene Kirchen und dieselbe falsche Unterschätzung der sichtbaren Kirche, als sei nicht auch sie Christi Leib oder Gemeinde der Heiligen“ u. s. w. (S. 15). „Gemeinde der Heiligen“ ist zwar auch sie (die sichtbare Kirche!), sofern ihre Glieder alle einmal durch das heilige Sakrament der Wiegegeburt in eine lebendige Verbindung mit dem Haupte Christus gesetzt worden sind. Aber solange sie noch im Fleische und in der Welt leben, ist es nicht Christus allein, der in ihnen wohnt und wirkt, sondern auch die Sünde“ u. s. w. (S. 16). Also auch in den Ungläubigen soll Christus noch wohnen. Natürlich: Der rechte Begriff von der Rechtfertigung allein durch den Glauben ist solchen Romanisten abhanden gekommen, daher denn auch Dr. Schmidt da, wo er von der Gemeinde der Heiligen spricht, die Heiligen nicht die Gläubigen, durch den Glauben Gerechtfertigten nennt, sondern also weitläufig sich ausläßt: „Heilig ist, wer aus Gottes Gnade in der vom Heiligen Geiste gewirkten lebendigen Verbindung mit Christo dem bloß natürlichen Wesen, das durch Sünde verderbt, dem Tode verfallen war entnommen und in ein solches Verhältnis zu Gott gebracht worden ist, in welchem das Wohlgefallen Gottes auf ihm ruht und die Kräfte des ewigen Lebens in ihm wirken. Alle Getauften gehören zur Kirche, nicht nur dem Namen nach, sondern thatsächlich“ (S. 6). Damit ist in und mit der breslauischen Lehre der Artikel von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, „mit dem die Kirche steht und fällt“, beseitigt. Da kann es dann nicht mehr verwundern, daß einem so grob romanisierenden Theologen die unsichtbare Kirche, die Kirche im eigentlichen Sinne als eine bloße „Idee“ erscheint (S. 25 u. a.), gerade wie den Papisten, welche unsere lutherische Lehre von der Kirche als eine „platonische Idee“ zu verspotten pflegen, d. i. als ein Ding, welches in der Wirklichkeit nicht vorhanden sei, weil man es nicht sehe. Als ob es keine unsichtbaren Dinge gebe! Noch ein paar Proben: „Ja auch die wahre Kirche kann sich der schweren Erfahrung nicht entziehen, daß ihr Heuchler und Gottlose beigemischt sind. Und in gewissem Sinne können auch diese, so lange sie nicht verstorben oder durch den Tod ausgehan sind, Glieder des Leibes Christi sein, nämlich kranke und tote Glieder“. Warum dies? Weil es die Schrift sagt? Davon ist nicht die Rede, kann ja auch nicht die Rede sein. Sondern: „so gewiß auch die in der gelben und orange-farbenen Ellipse sich bewegendem Punkte mit denen der anderen Ellipse in Berührung kommen und von ihnen heilsame Impulse erhalten“ (S. 45). Weiter: „Deshalb sollte man nicht sagen: auch die Bösen und Gottlosen sind in gewissem Sinne Glieder des

Leibes“, woran etliche Anstoß nehmen, sondern: „Auch sie können es sein“. Sie sind es, so lange sie noch einer Bekehrung fähig sind. Daß sie auch vor dieser Bekehrung noch als Glieder des Leibes Christi, wenn auch kranke und tote, anzusehen waren, hat die Kirche je und je damit praktisch bezeugt, daß sie dieselben nicht noch einmal taufte, wie doch hätte geschehen müssen, wenn sie erst wieder Glieder des Leibes Christi werden sollten. Sie sind es aber nicht und in keinerlei Sinn mehr, wenn sie bereits dem Gericht der Verstorbenen verfallen sind; denn damit ist auch der in der Taufe gezeugte göttliche Lebenskeim ertödt, aus welchem bei der Bekehrung eines Gottlosen neues Leben sproßt“ (S. 45). Es meint also dieser „alllutherische“ (?) Superintendent immer noch, daß ein gottloser Getaufter leichter bekehrt werden könne als ein Ungetaufter, weil er mit den Papisten dafür hält, daß die Taufe darum, weil sie (als Gottes unwiderrufliche Handlung) nicht wiederholt werden kann, einen „unauslöschlichen Charakter“ verleihe und in dem Gottlosen einen göttlichen Lebenskeim belasse, ohne Glauben.

Traurig ist, daß dies alles, wie gesagt, nicht bloße Privatmeinung Dr. Schmidts ist. So wäre noch Hoffnung vorhanden, daß, um mit seinen eigenen Worten zu reden, seine Kirche es nicht leide, „daß der Bod zum Gärtner, daß ein Irlehrer auf den Pfarrstuhl gesetzt werde“ (S. 54), sondern daß es recht eigentlich Sonderlehre der sogenannten „lutherischen Kirche in Preußen“ ist. Solange aber solche papistische Lehre festgehalten wird, kann natürlich von Einigkeit des Geistes und Kirchengemeinschaft zwischen uns und ihnen nicht die Rede sein. Wer sich aber über die breslauische Lehre orientieren und sich deren inneren, geistlichen Kanterott vor Augen stellen will, dem empfehlen wir diese Schrift des Superintendents Dr. D. Schmidt. Wer sie aber selbst lesen wird, von dem hoffen wir, daß er die Schärfe dieser unserer Kritik nicht allzu scharf richten wird.

H—r.

Der Lebensweg des christlichen Jünglings. Predigt zum Bundesfest der Jünglingsvereine der ev.-luth. Freikirche Sachsens am 10. Juli 1881 in Chemnitz. Auf Verlangen mitgeteilt von Paul Kern, Pastor der sep. ev.-luth. Dreieinigkeits-Gemeinde in Chemnitz. Dritte Auflage. Zwickau i. S. Verlag des Schriftenvereins der sep. ev.-luth. Gemeinden in Sachsen. 1893. 80. Preis 10 Pf.

Wir begrüßen diese Predigt, die — schon in 2000 Exemplaren verbreitet — zum dritten Male erscheint, aufs neue mit Freuden. Sie ist es wert, weit verbreitet und viel gelesen zu sein. Möchte sie besonders den jungen, jetzt konfirmierten Christen ein Wegweiser werden, der sie bewahrt vor den mannigfachen Irrwegen, auf welchen so viele in unserer Zeit sich verlaufen! Möchte sie die Glieder unserer Jünglingsvereine daran erinnern, wozu sie sich verbunden haben, und also den Eifer im Guten stärken und den Abscheu vor dem Bösen mehren.

W.

Quittungen und Dank.

Für die Synodalkasse: Eine Gabe von Herrn Jakob Videll in Frankemuth, Mich. durch Rev. L. Fürbringer das. M. 4.12; Beitrag der Gemeinde Chemnitz M. 60; desgl. der Gemeinde Dresden M. 117; desgl. des Herrn P. Hübener in Treptow M. 10; desgl. des Herrn P. Walter in Hannover M. 10; desgl. der Gemeinde Planitz M. 49.15; Kindtaufscollekte von Herrn August Müller durch Herrn P. Willkomm in Planitz M. 7; von N. N. durch Herrn P. Lent in Grim M. 2.

Für Regemission: Durch Herrn A. Steyer in Dresden von A. K. M. 5 und von Herrn Ernst Griesbach M. 2; aus Herrn Wilhelms Sammelbüchse durch Herrn P. Hanewinkel in Dresden M. 4; aus dem Stephansstift vor Hannover durch Herrn P. Walter das. M. 10; von Herrn Burmeister-Belgard durch Herrn P. Hübener in Treptow M. 10.

Für Judenmission: Von N. N. durch Herrn P. Hanewinkel M. 5. Für Heidenmission: Von R. durch Herrn A. Steyer in Dresden M. 0.50; von Herrn August Kuntze in Seiffenrödersdorf durch Herrn P. Hanewinkel in Dresden M. 2.

Eduard Reibner, Kassierer.

Berichtigung. In Nr. 7 S. 56 soll es unter „Regemission und Heidenmission“ statt in Niederöbblingen heißen: in Niederöbblingen. — Bei „Herrn Buchthausen“ ist einzuschalten: cand. theol.

Für unseren Kollegeschüler Theodor Reuter in Milwaukee empfing ich: Kollekte am Ostermontag M. 60.92; aus der Büchse des Frauenvereins M. 37.57; Kindtaufscollekte von Herrn F. Troll M. 1.65. — Gottes Segen allen Gebern wünschend

D. Willkomm, P.

(Verpätet.)

Als Vermächtnis der am 29. August 1892 verstorbenen Fräulein Johanne Spindler in Zwickau für die St. Johannisgemeinde Mark 300 ausgezahlt erhalten zu haben, bescheinigt mit herzlichem Dank Niederplanitz, den 26. Jan. 1893.

D. Willkomm, P.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint aller 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die L. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 18. No. 10.

Bzwikau in Sachsen.

7. Mai 1893.

Ebräer 11.

M o s e s.

(Fortsetzung.)

Bers 27: „Durch den Glauben verließ er Aegypten und fürchtete nicht des Königs Grimm: denn er hielt sich an den, den er nicht sah, als sähe er ihn.“

Wenn es hier im Texte heißt, Moses „verließ“ Aegypten, so verstehen wir dies nicht allein von dem letzten Ausbruche und Auszuge selbst, sondern mit Inbegriff aller denselben vorbereitenden Handlungen, welche nach der Geschichte nicht so ganz kurze Zeit in Anspruch genommen haben können und dabei Moses Glaube in sonderlicher Weise sich gezeigt und bewährt hat.

Es möchte aber jemand fragen, wie so denn gerade bei diesen Geschichten von einem besonders starken Glauben Moses geredet werden könne. Denn man möchte einwenden, er habe ja doch so viele und gewaltige Wunderzeichen gesehen, daß eine Verstocktheit wie diejenige Pharaos dazu gehören mußte, um trotzdem nicht zu glauben.

Allein wer so urteilen wollte, der würde doch wohl die ganze Geschichte allzu leicht und oberflächlich ansehen und überdies einen großen Mangel an Selbsterkenntnis und Lebenserfahrung verraten. Es wird doch gut sein, daß wir den geschichtlichen Hergang in seinem Zusammenhange näher ins Auge fassen, um den Glauben Moses gegenüber Pharaos recht würdigen zu können.

Wie namenlos schwer die ganze Berufsstellung Moses von Anfang bis zu Ende gewesen ist, sollte doch aus der biblischen Geschichte jedem klar sein. Moses selbst aber hat das nicht erst hinterher einsehen gelernt, sondern gleich anfangs bei seiner Berufung schreckte er zurück vor der Aufgabe, welcher er sich nicht gewachsen glaubte. „Wer bin ich, daß ich zu Pharaos gehe und führe die Kinder Israel aus Aegypten?“

Das war das erste Wort, welches er dem ihn berufenden Herrn entgegenhielt (2 Mos. 3, 11). Und als der Herr antwortete: „Ich will mit dir sein. Und das soll dir das Zeichen sein“ u. s. w. (Bers 12), sprach er: „Siehe, wenn ich zu den Kindern Israel komme und spreche zu ihnen: Der Gott eurer Väter hat mich zu euch gesandt; und sie mir sagen werden: Wie heißet sein Name? was soll ich ihnen sagen?“ Und hernach, als der Herr ihm Seinen Namen kund gethan, Seinen kräftigen Beistand zugesagt und die Verheißung eines guten Ausganges gegeben hatte, wandte er ferner ein: „Siehe, sie werden mir nicht glauben, noch meine Stimme hören, sondern werden sagen: Der Herr ist dir nicht erschienen“ (4, 1). Als ihn aber darauf der Herr durch Wunder, ferner durch ihn selbst zu verrichtende Wunder versichert hatte, kam er wieder mit einem anderen Bedenken: „Ach mein Herr, ich bin ja und je nicht wohl beredt gewesen, seit der Zeit du mit deinem Knechte geredet hast; denn ich habe eine schwere Sprache und eine schwere Zunge“ (Bers 10). Und endlich, nachdem ihm der Herr auch dieses Bedenken genommen mit den Worten: „Wer hat dem Menschen den Mund geschaffen? Oder wer hat den Stummen oder Tauben oder Sehenden oder Blinden gemacht? Hab ich's nicht gethan, der Herr? So geh nun hin, ich will mit deinem Munde sein und dich lehren, was du sagen sollst“ (Bers 11 u. 12), und Moses nichts anderes mehr zu sagen mußte, sprach er: „Mein Herr, sende, welchen du senden willst“ (Bers 13), als wollte er sagen: „Jeden anderen, nur mich nicht“. So sehr graute ihm vor der Aufgabe, denn er fühlte und ahnte die außerordentliche Schwierigkeit derselben und seine eigene gänzliche Unwürdigkeit und Schwachheit. Man muß nur — ohne sich indessen mit Moses und seinen geringen Beruf mit dem dieses Mannes vergleichen zu wollen — etwas dem Ähnliches erfahren haben, um dies zu verstehen. In unserer Zeit freilich, wo die meisten, gerade auch im „geistlichen“ Stande, nach

Neutern laufen und nach Pfünden und Würden lechzen, wird das wenig mehr verstanden. Wo soll dann auch nachher Glaube, Kraft und Trost herkommen? Vielmehr wird man bei allerlei Widerwärtigkeiten, die in jedem Stande und Berufe vorkommen, sich immer sagen: „Ach, hättest du doch dies und das nicht gethan“, „Wärest du doch anderswo, hier oder da“ und: „Was kann ich thun, hier weg und anderswohin zu kommen?“ Diener Gottes aber lassen sich vom Herrn führen, ja wider ihren Willen und des Fleisches Wünsche und Gedanken drängen und treiben, wie auch Jeremias, da er sprach: „Ach Herr, Herr, ich taue nicht zu predigen: denn ich bin zu jung“ (Jer. 1, 6), also daß ihm der Herr antworten mußte: „Sage nicht, ich bin zu jung, sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende, und predigen, was ich dich heiße“ u. s. w.“ (Vers 7 ff.).

Schwer allerdings sind die Wege, die der Herr führt, immer. Schwer, sehr schwer war sonderlich Moses Weg. Im Gehorsam des Glaubens aber fügte er sich. Er ging hin, nahm Abschied von Jethro und machte sich mit seinem Weibe und seinen beiden Söhnen auf den Weg nach Aegypten. Von der Last und der Schwierigkeit dieses Umzuges schweigt die Geschichte. Nur eines Umstandes gedenkt die Schrift, nämlich wie ihm der Herr entgegentrat und ihn wegen Unterlassung der Beschneidung seines jüngsten Sohnes töten wollte, worauf Zipora mittelst eines Steines die Beschneidung vollzog und ihrem Manne im Horne den Namen „Blutbräutigam“ gab. Im übrigen schien dann alles pünktlich von statten zu gehen, indem Aaron seinem Bruder freundlich entgegenkam und das Volk — „glaubete“ (Vers 31).

Bald aber kam die Sache ganz anders. So gering der Herr ihn die Forderung aus Rücksicht gegen Pharao anfangs stellen ließ, nämlich das Volk nur auf ein paar Tage zu entlassen, um in der Wüste ein Fest zu feiern: Pharao war außer sich und schnaubte förmlich vor Wut: „Wer ist der Herr, deß Stimme ich hören müsse, und Israel ziehen lassen? Ich weiß nichts von dem Herrn, will auch Israel nicht ziehen lassen“ (2 Mos. 5, 2). Und: „Du, Moise und Aaron, warum wollt ihr das Volk von seiner Arbeit frei machen? Gehet hin an eure Dienste“ (Vers 4). Und: „Siehe, des Volkes ist schon zu viel im Lande, und ihr wollt sie noch feiern heißen von ihrem Dienst?“ (Vers 5). Als aber der also erzürnte König anfang, das arme Volk nun erst recht zu drücken und also aus übel ärger geworden war, da traten auch die Amtleute der Kinder Israel dem Moses und Aaron mit dem Vorwurfe entgegen: „Der Herr sehe auf euch und richte es, daß ihr unseren Geruch habt stinkend gemacht vor Pharao und seinen Knechten und habt ihnen das Schwert in ihre Hände gegeben, uns zu töten“ (Vers 21).

So pflegt es ja immer zu geschehen. Sobald man anfängt ein Christ zu sein und sich gehorsam in den Dienst des Herrn ergiebt, hat man den höllischen Pharao zum Feinde und muß man sich darauf gefaßt machen, daß alles verquer zu gehen scheint und nichts mehr geraten will. Es ist aber Gottes Absicht dabei, daß der Glaube geprüft, bewährt und gemehrt werde. Also war es bei Moses. Die Not trieb ihn ins Gebet: „Herr, warum thust du so übel an diesem Volke? Warum hast du mich hergesandt? Denn seitdem, daß ich hinein bin gegangen zu Pharao, hat er das Volk noch härter geplagt und du hast dein Volk nicht errettet“ (Vers 22 u. 23).

Wohl bekam Moses eine Antwort vom Herrn, ja eine sehr beruhigende, mit gar trostreicher Verheißung. Aber zu sehen gab es dabei und davon noch nichts, lange nichts. Im Gegenteil: Als Moses solches den Kindern Israel sagte, hörten

sie ihn nicht „vor Seufzen und Angst und harter Arbeit“ (Vers 6, 9), also daß Moses abermal zum Herrn ging und sprach: „Siehe, die Kinder Israel hören mich nicht, wie sollte mich denn Pharao hören? Dazu bin ich von unbeschnittenen Lippen“ (Vers 12). Diese Worte sind wohl geeignet, uns die ganze Schwierigkeit der Lage vor Augen zu stellen, in welche Moses gekommen war. Die Vernunft mit aller ihrer Ueberlegung konnte gar nicht anders als so urteilen. Und war immerhin Moses von allerlei Gedanken und Erwägungen der Vernunft angefochten: Wer wollte ihm daraus einen Vorwurf machen? Wir doch wohl nicht? Jedenfalls aber sollten wir doch bedenken, daß Moses, so oft sein Glaube angefochten war, doch immer noch so viel Glauben hatte, zum Herrn zu gehen und Ihm die Sache vorzustellen, sein Herz vor Ihm auszusühten und all seine Zweifel und Räte Ihm offen heraus zu sagen. So konnte ihm geholfen werden, und so wurde ihm geholfen. „Der Herr sprach zu Moise: Siehe, ich habe dich einen Gott gesetzt über Pharao; und Aaron, dein Bruder, soll dein Prophet sein. Du sollst reden alles, was ich dir gebieten werde, aber Aaron, dein Bruder, soll es vor Pharao reden, daß er die Kinder Israel aus seinem Lande lasse“ (7, 1. 2). Das waren Worte, welche Moses vom Herrn hörte. Aber „des Herrn Wort ist wahrhaftig, und was er zusagt, das hält er gewiß“. Und des Glaubens Art ist ja eben, daß er sich ans Wort hält und dem Worte traut, dem Worte folgt, blindlings folgt. Das that Moses, und that es, obgleich ihm der Herr zugleich voraus sagte, daß Pharao sich verstocken und ihn nicht hören würde. Er ging hinein zu Pharao „und fürchtete sich nicht vor des Königs Grimm. Denn er hielt sich an den, den er nicht sahe, als sähe er ihn“.

Um dies recht zu verstehen, muß man sich's doch einigermaßen vorzustellen suchen, was das heißt, vor einen König zu treten. Schreiber dieses hat einmal einen preussischen Offizier gesehen, dem, als er zum ersten Mal in seinem Leben zu einer fürstlichen Tafel geladen war, zu Mute wurde, als wenn er in eine Schlacht gehen sollte. Und doch sollte ihm da nichts Böses geschehen. Etwas ganz anderes ist es doch wahrlich, vor einen erzürnten, ja ergrimten König wie Pharao zu treten, der an dem armen Sudenvolke ohnehin schon genug, ja nur zu viel gezeigt hatte, was eines so mächtigen Königs Grimm zu bedeuten hat, der, menschlich zu reden, zerschmettern kann alle, die ihm in den Weg treten.

Als nun Moses anfang, die Zeichen vor Pharao zu thun, die ihm der Herr gegeben hatte, da sahe er zwar die Wunder mit seinen Augen. Allein doch auch dies nicht, ehe sie geschahen, sondern als sie geschahen. War es nicht Glaube, daß er sie überhaupt that und thun konnte? Wie, wenn nun aus dem hingeworfenen Stabe keine Schlange geworden wäre u. s. w.? Doch das sind Worte des Zweifels, nicht des Glaubens. Der Glaube ist „ein nicht Zweifeln an dem, das man nicht siehet“. Moses glaubte und im Glauben that er alle die Wunder.

Pharao glaubte nicht und hatte scheinbar Grund dazu. Denn „die ägyptischen Zauberer thaten auch also mit ihrem Beschwören“ (7, 11). Der Teufel ist allezeit unseres Herrgotts Affe gewesen. Wo der Herr Wunder thut, macht er's Ihm nach (so viel ihm der Herr zuläßt und in seine Hand giebt), und wo der Herr keine thut, thut er auch keine (daß die „aufgeklärten“ Leute glauben sollen, Wunder seien unmöglich). So werden denn der Ungläubigen Herzen verblendet und verstockt, nach einem gerechten Gericht Gottes, wie hier bei Pharao geschah. Entschuldigt aber war Pharao keineswegs. Denn Gottes Wunder und des Teufels Wunder sind

bei aller scheinbaren Ähnlichkeit doch sehr verschieden. Denn Gottes Wunder dienen zur Bestätigung der Wahrheit, des Teufels Wunder aber zur Verstockung in der Lüge. Wer aus der Wahrheit ist und die Stimme der Wahrheit hört, kann diesen Unterschied wohl wahrnehmen. Ueberdies that der Herr durch ein neues und unerwartetes Wunder kund, daß Er allein Gott ist, nicht der Teufel und daß Er darum auch Gott ist über den Teufel. Denn „Aarons Stab verschlang ihre Stäbe“ (Vers 12).

Trotzdem glaubte Pharao nicht, sondern verstockte sein Herz. Was nun? „Der Herr sprach zu Mose: Das Herz Pharao ist hart; er weigert sich, das Volk zu lassen. Gehe hin zu Pharao morgen. Siehe, er wird ans Wasser gehen, so tritt gegen ihn an das Ufer des Wassers, und nimm den Stab in deine Hand, der zur Schlange ward. Und sprich zu ihm: Der Herr, der Erbräuer Gott, hat mich zu dir gesandt und sagen lassen: Laß mein Volk, daß mir's diene in der Wüste; aber du hast bisher nicht wollen hören. Darum spricht der Herr also: Daran sollst du erfahren, daß ich der Herr bin: Siehe, ich will mit dem Stabe, den ich in meiner Hand habe, das Wasser schlagen, das in dem Strome ist, und es soll in Blut verwandelt werden“ u. s. w. Das waren wieder Worte Gottes, denen Moses glaubte, darum that er und Aaron, wie ihnen der Herr geboten hatte. Sonst hätten sie es wohl bleiben lassen. Er „fürchtete nicht des Königs Grimm. Denn er hielt sich an den, den er nicht sah, als sähe er ihn“. Denn der, den er nicht sah, war und ist größer als der, den er sah. Dem Worte des unsichtbaren Gottes traute er und zweifelte nicht an der Erfüllung seiner Verheißung. Und dieser Glaube benahm ihm alle Furcht oder überwand sie, wo immer sie sich hervorthun wollte.

Gerade so ist es denn auch bei all den folgenden Wiederholungen der Auftritte vor Pharao gewesen. Im Gehorsam gegen das Wort des Herrn ging Moses hinein zu Pharao, redete zu ihm im Namen des Herrn, erst gelind, dann ernst und drohend, rechte seine Hand aus und ließ Plage über Plage kommen, eine immer schrecklicher als die andere. Man glaube doch nicht, daß diese Gänge für Moses leicht gewesen seien. Fremdlinge und Neulinge des Glaubens mögen sich so etwas einbilden, die da meinen, es müsse doch eine Art Genugthuung und Triumph für ihn gewesen sein. O nein: Moses ist ein Mensch gewesen, wie wir, und jeder neue Gang zum Könige ist ohne Zweifel ein schwerer Weg für ihn gewesen, und jedesmal aufs neue wird es starken Glauben und viel Gebet erfordert haben, zu geschweigen von der Geduld, in welcher der Glaube sich zu bewähren hatte. Man sage auch nicht, es habe doch Moses auf so große und herrliche Zeichen und Wunder hin glauben und im Glauben erstarken müssen. Einmal ist das gewiß: Pharao und seine Ägypter glaubten nicht, trotz all der Zeichen und Plagen. Und zum andern: Jedesmal ging der Glaube Moses den durch ihn verrichtenden Wundern voran, denn der Glaube kam nicht aus den Wundern, sondern die Wunder geschahen durch den Glauben. Und wenn auch immer die Wunderthaten Gottes zur Stärkung und Mehrung des Glaubens beitragen mochten — wie steht es denn bei uns: Haben wir aufgehört zu sorgen darum, weil wir schon so oft, ja unser ganzes Leben lang die Erfahrung gemacht haben, daß Gott für uns sorgte? Sind wir klug, furchtlos, zuversichtlich, fröhlich im Glauben und in der Hoffnung geworden, nachdem auch wir an unserem Teil geschmeckt und gesehen haben, wie freundlich der Herr ist, nachdem auch wir von der Allmacht, Weisheit, Liebe und Barmherzigkeit unseres Gottes und Heilandes einen süßen Vorgegeschmack emp-

fangen haben? Erst wenn wir selbst dahin gekommen wären, den Glauben für etwas Natürliches und Selbstverständliches zu halten, würden wir berechtigt sein, ihn bei Moses und anderen Glaubenshelden also anzusehen. Aber der Glaube ist eben nicht etwas Natürliches und Selbstverständliches. Und gerade darum werden uns alle jene Glaubenshelden, zu welchen namentlich auch Moses gehörte, als Vorbilder hingestellt. Nicht zwar also, als hätte Moses oder irgend einer von ihnen den Glauben von sich selbst gehabt oder als wäre er durch eigenes Bemühen, Vorsatz, Wirken oder Mitwirken seines natürlichen Menschen dazu gekommen. Im Gegenteil: Gott, der ihm die Worte eingab, welche er (und Aaron durch ihn) reden sollte, der die Zeichen und Wunder durch seine Hand that, war es auch, der ihm den Glauben schenkte, stärkte und beständig erhielt, Gott, der da stets wirkt beides, das Wollen und das Vollbringen nach Seinem Wohlgefallen. Ja, wo wäre sonst wohl Moses geblieben? Er, der so ängstlich aus Ägypten floh, als er fürchtete, es möchte kund werden, daß er den Ägypter erschlagen habe? Er, der vor der Schlange floh, als zum ersten Mal sein Stoch in eine solche verwandelt wurde? Er, der sich wand wie ein Wurm, um nur nicht die Berufung Gottes zu einem so schweren Werke anzunehmen? Nein wahrlich: Moses hat nicht von sich selbst geglaubt, sondern durch die Macht der Gnade ist der Glaube in seinem Herzen gewirkt und erhalten.

Eins aber dürfen wir bei dem allen wiederum nicht vergessen. Wir dürfen wohl, ja müssen die Frage aufwerfen: Worauf war denn schließlich und zuletzt der Glaube Moses gerichtet? Denn das war nicht allein sein Glaube, daß der allmächtige Gott größer sei als Pharao. Sondern das erfüllte seine Seele und machte ihn stark, furchtlos, fröhlich und getrost, daß er so herrliche Verheißungen seines Gottes hatte, Verheißungen der Ausführung aus dem Lande der Knechtschaft, Verheißungen der Einführung ins gelobte Land, Verheißungen von Dem, Der da kommen sollte und alles wieder zurechtbringen, Verheißungen eines ewigen himmlischen Erbes. „Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet.“ Das gilt auch hier bei diesem Verse. Denn jener erste Vers ist die Grundlage des ganzen Kapitels, und alle einzelnen Verse dienen nur zu seinem Beweise. Wie sehr dies der Fall ist, und wie sehr gerade auch Moses Glaube auf den Herrn Jesum gerichtet und gegründet war, soll uns die Betrachtung des nun folgenden Verses zeigen. H—r.

(Fortsetzung folgt.)

Ein „Hirtenbrief“.

Weil auch auf der heßigen Universität Marburg der Satan seinen Stuhl aufgeschlagen hat, indem daselbst u. a. zwei Professoren der „Theologie“, Dr. Achelis und Dr. Herrmann, als der Ritschl'schen Schule angehörig, das Christentum verwerfen und unter christlichem Namen einen anderen „Christus predigen“*, so haben sich die drei Generalsuperintendenten des Konsistorialbezirks Kassel: Fuchs, der „unierte“, Lohr, der „reformierte“, und Berner, der „lutherische“, entschlossen, einen gemeinsamen „Hirtenbrief“ an die Geistlichen ihres Aufsichtsbezirks zu erlassen.

Daß diese drei, also ein „uniierter“, ein „reformierter“ und ein „lutherischer“ Generalsuperintendent, sich zu diesem Schritte vereinigt haben, dürfte billig als ein Zeichen und Beweis gelten, wie gar grob der Unglaube und die Irrlehren sind, denen gegen-

* Beide haben sich auf Harnacks Seite gestellt: Dr. Achelis mit der Schrift: „Zur Symbolfrage“ und Dr. Herrmann mit einer anderen: „Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum“.

über sie sich vereinigt haben, also daß die vielfach noch immer beliebten Unterscheidungen zwischen „lutherisch“, „reformiert“ und „uniert“ gegenüber den jetzigen Kirchenparteien in gewisser Beziehung wie „alter Trödel“ erscheinen.* Andererseits aber giebt eben dieser Umstand, daß ein „lutherischer“, „reformierter“ und „unierter“ Generalsuperintendent in Einer Kirche und in Einer Kirchenbehörde vereinigt, einen gemeinsamen „Hirtenbrief“ abzufassen im Stande sind, den Schlüssel zur Lösung der Frage, warum sie denn mit all ihrem „Bekenntnis“ u. dgl. nichts ausrichten und nichts ausrichten können. Sie sind, mehr oder weniger, thatsächlich alle uniert und ihre „Theologie“ ist, wie sie der vormalige gläubige Marburger Professor Wilmar seiner Zeit richtig gekennzeichnet hat, eine „Theologie der Rhetorik“ (d. i. der Redensarten). Damit ist denn zugleich auch der sogenannte „Hirtenbrief“ gekennzeichnet, welchen die, gleichfalls der „Theologie der Rhetorik“ verfallene, Luthardt'sche Kirchenzeitung ein „mutiges Zeugnis“ nennt und der in königlich preussischer Religion befundene „Reichsbote“ als „tapfere Entschiedenheit“ loben zu können glaubt.

Allerdings verwirft dieser sogenannte „Hirtenbrief“ die Ritschl'sche Theologie, als die ein „anderes Evangelium“, einen „anderen Christus“, einen falschen Glauben lehre. Wie sollte sie auch nicht? Irren wir nicht, so thun die Ritschlianer an ihrem Teil daselbe gegenüber ihrer Gegenpartei. Es sind eben zwei „Schulen“, die einander gegenüberstehen, eine mehr „gläubige“ und eine ungläubige.

Allerdings sprechen die Generalsuperintendenten es auch aus, daß die Anhänger der Ritschl'schen Schule kein Recht in der Kirche haben. „Die Welt steht ihnen dafür offen, nicht aber das Amt unserer Kirche. In ihr ist für solche Experimente kein Raum und ihre festen Ordnungen verschließen ihnen die Thür“. Es könnte danach fast scheinen, als ob die Herren Generalsuperintendenten fest entschlossen wären, gegen die ungläubigen Pastoren der Provinz Hessen mit aller Entschiedenheit vorzugehen, die alten abzusetzen und keine neue mehr zuzulassen. Allein wer ihren sogenannten „Hirtenbrief“ also verstehen wollte, würde sich sehr irren. Daran denken sie nicht im Entferntesten. Denn was sollte dann wohl aus der vielgeliebten, um jeden Preis zu erhaltenden Landeskirche werden? Wer dem Unglauben auf den Kanzeln mit Ernst und Erfolg begegnen will, der muß doch vor allen Dingen erst dem Unglauben auf den Kathedern, auf den Universitäten wehren. Es müßten also die ungläubigen Professoren, wenn sie sich nicht bekehren wollen, abgesetzt werden. Allein dieses steht gar überhaupt nicht in der Macht der Generalsuperintendenten. Die Befugnis dazu liegt in ganz anderen Händen. Diese aber sind innerlich wie äußerlich gebunden, wollen nicht, was sie doch sollten und können nicht, auch wenn sie wohl möchten, denn sie sind von der heutzutage alles bestimmenden „öffentlichen Meinung“, von den Juden und Zeitungsschreibern abhängig. Daran ist also überhaupt gar nicht zu denken, daß auf den Universitäten Wandel geschafft werde. Dahin versteigen sich auch nicht einmal die frommen „Wünsche“ der sogenannten „Gläubigen“, ja nicht einmal der sogenannten „Lutheraner“. Denn auch sie wollen die sogenannte „Wissenschaft“ und deren sogenannte „freie Forschung“ nicht beschränken, und wenn es hoch kommt, sind sie sehr zufrieden, durchaus zufrieden, wenn nur neben den ungläubigen Professoren

auch noch sogenannte „gläubige“ berufen und geduldet werden. Denn darauf hofft niemand und wagt niemand zu hoffen, es denkt auch niemand dahin zu arbeiten, daß allein der lebendige Gott und Sein Wort in der Kirche gelte und wirklich regiere und im Schwange gehe.

Wie wollen denn aber die Generalsuperintendenten, falls sie noch wirklich mehr als bloß persönlichen „Einfluß“ zu haben glauben, dem immer mehr wachsenden Umsichgreifen des Unglaubens einigermaßen wehren? Können sie denn, solange sie noch einen gesunden Menschenverstand haben, wirklich glauben, daß die jungen „Theologen“ diesem ihrem sogenannten „Hirtenbriefe“ mehr folgen, als den Lehren ihrer Lehrer, zu deren Füßen sie täglich sitzen und deren Schriften sie studieren? „Vitarische Verhandlungen“ hat ja der „Hirtenbrief“ nicht beabsichtigt. Sagen sie doch auch selbst, daß die jungen Leute „in unreifem Alter von Männern, die sie für Autoritäten ansehen und persönlich hochachten mußten, in eine Theologie eingeführt werden“ u. s. w. Wollen sie denn wirklich diese jungen Leute, welche sie eigens dazu auf die Universität schickten, um von den eigens dazu angestellten Professoren zu lernen, hernach, wenn sie das dort Gelernte in sich aufgenommen haben, und weil sie das gethan haben, durchs Examen fallen lassen und ihnen den Zugang zum Predigamt versperren? Würde das nicht ungerecht, grausam, ja widersinnig sein? Nein, daran denken sie auch nicht.

Aber was soll denn der „Hirtenbrief“? Etwa vom Besuche der Universitäten und Anhören der ungläubigen Professoren abschrecken und zurückhalten? Keineswegs. Denn erstlich haben sie überhaupt noch gar keine Lehranstalten, auf denen christliche Theologen ausgebildet werden könnten. Gesezt aber den Fall, sie gingen damit um, dergleichen zu gründen, so dürften sie das gar nicht. Und wenn sie es auch dürften, so haben sie doch weder Recht noch Macht, ihre theologische Jugend von den Universitäten und deren gottlosen Professoren zurückzuhalten. Denn diese sind verpflichtet, so und so lange eine deutsche, bezw. Landes- oder Provinzial-Universität zu besuchen. Es giebt so mit thatsächlich kein anderes Mittel, den Schaden zu heilen, als: Die landeskirchlichen Fesseln zu sprengen, von dem göttlichen Rechte der christlichen Freiheit Gebrauch zu machen und der göttlichen Pflicht des Gehorsams gegen Gottes Wort eingedenk zu werden. Davon sind aber natürlich die königlich preussischen Generalsuperintendenten weit entfernt.

Um aber auch nicht einen Schimmer von Verdacht aufkommen zu lassen, als beabsichtigten sie mit ihrem „Hirtenbriefe“ eine kirchliche That einzuleiten, haben die Herren Generalsuperintendenten es für gut befunden, sich gegen eine derartige Auffassung ihres Rundschreibens ausdrücklich zu verwahren. Denn so schreiben sie: „Man wird uns nicht der Härte zeihen dürfen, auch nicht einer starr ‚juristischen‘ Auffassung. Wir verstehen wohl, daß die Verpflichtung auf das Bekenntnis der Kirche in evangelischem Sinne geübt werden und alle Stücke des Bekenntnisses auf ihre Beziehung zum seligmachenden Glauben angesehen werden müssen. Auch sind wir uns der Pflicht wohl bewußt, die Verpflichtung der jungen Geistlichen seelsorgerlich auszuüben und mit Barmherzigkeit* und Geduld solche zu tragen, welche schon in unreifem Alter von Männern, die sie für Autoritäten ansehen und persönlich hochachten mußten, in eine Theologie eingeführt wurden, deren Konsequenzen vielfach verdeckt liegen, die aber von dem Bekenntnis** unserer Kirche und dem Glauben

* Nicht sagen wir, daß die alten konfessionellen Unterscheidungen nicht mehr gelten sollten. Wir sind nicht uniert. Sondern das wollen wir sagen, daß diejenigen Staatskirchler, welche noch „lutherisch“ sein wollen und mit „Reformierten“ und „Unierten“ nichts zu thun haben wollen, Rücken feigen und Kameele verschlucken, solange sie noch mit so groben und gottlosen Leugnern und Zerstörern alles christlichen Glaubens, wie die Ritschlianer sind, in Kirchengemeinschaft stehen.

* Die rechte Barmherzigkeit wäre, wenn sie die armen jungen Leute von den Wölfen fern hielten, anstatt ihnen Wolfsmilch zu trinken zu geben.

** Was für ein „Bekenntnis“ das wohl sein soll? Denn so schreiben der „lutherische“, „reformierte“ und „unierte“ Generalsuperintendent gemeinchaftlich.

unserer evangelischen Väter grundverschieden ist. Wir werden hoffen dürfen" (? H—r.), „daß sie durch vertieftes Studium der heiligen Schrift und die Erfahrungen im heiligen Amte* zum Glauben der Kirche zurückgeführt werden, wenn sie in heiligem Ernst und im Gebet die Wahrheit suchen“.

Daß aber der ganze „Hirtenbrief“ der „Theologie der Rhetorik“ angehört, bekundet derselbe schließlich am deutlichsten dadurch, daß auch den im übrigen angegriffenen Irrlehrern ein Kompliment gemacht wird, indem es heißt: „Wir haben es gethan, nicht um Personen zu befeinden, deren frommer Gesinnung wir unsere Anerkennung nicht versagen“ u. s. w. Das ist in der That mehr als ein sonst wohl berechtigtes Unterscheiden zwischen Person und Sache. Denn eine Anerkennung „frommer Gesinnung“ bei offenbaren Leugnern und Feinden des christlichen Glaubens ist selbst nichts anderes als eine Verleugnung des Glaubens. Dasselbe gilt auch von solchen Sätzen des „Hirtenbriefes“ wie: „... laßt uns beten für diejenigen, welche das verantwortungsvolle und schwere Amt haben, die künftigen Lehrer der Kirche zu unterweisen, daß der Herr sie erleuchte und vor Mergerniß behüte, sowie für diejenigen, welche sich bereiten, das Amt des neuen Testaments zu übernehmen“. Für offenbare Ketzer und Wölfe „beten“, während Gottes Wort gebietet sie zu meiden“, und für die theologische Jugend „beten“, während man fortfährt, sie den Wölfen in den Rachen zu werfen, das heißt doch Gott versuchen und das Gebet zum Greuel machen. Wenn aber endlich noch der „Hirtenbrief“ hinzufügt: „Schon manche solche Anfechtungen hat die Kirche des Herrn überwunden. Er wird auch die gegenwärtige gnädig vorüberführen wie eine Wolke, und die Sonne des Evangeliums wird uns um so heller leuchten“, so sollten seine Verfasser wie seine Leser wenigstens die dabeistehende Bedingung bedenken: „wenn wir als treue Knechte erfunden werden und unsere Lampen hell brennen“. Aber freilich ist hiervon bei den drei unierten Generalsuperintendenten nicht mehr zu merken als Worte, Phrasen, Redensarten. Und so wird es denn wohl einstweilen bei jener Unionsformel sein Bewenden haben, welche ihre „Uebereinstimmung mit den erwähnten Schriften“ der Professoren des Unglaubens ausdrückt: „daß kein Kandidat zum geistlichen Amt geschickt ist, der nicht in lebendigem Glauben an Jesum Christum seinen Erlöser steht, und der nicht den Anfang persönlicher Erfahrung von der Gnade Gottes in Jesu Christo gemacht hat“ — bis etwa die Zeit gekommen sein wird, da der Unglaube auch diese Schminke nicht mehr nötig zu haben glaubt. H—r.

Modernes Christentum.

In einem uns zur Besprechung zugesandten Heft von Friedrich Ronnemann** wird der Versuch gemacht, das Christentum mit der Anschauung der modernen Bildung in Einklang zu bringen. Wie dieser Versuch ausgefallen ist, erhellt zur Genüge aus folgendem. Nachdem Seite 23. 24 diejenigen getadelt worden sind, welche einen Zwiespalt zwischen der Bibel und der modernen Wissenschaft deshalb annehmen, weil sie glauben, die Bibel sei wirklich Gottes Wort oder wie es da ausgedrückt wird, „daß die Propheten, Evangelisten und anderen heiligen Schrif-

steller nur Schreiber gewesen seien, welche dies Diktirte mechanisch niedergeschrieben haben“, und wir Seite 25 belehrt worden sind, daß das Himmlische unberührt, nicht eingekleidet in Irdisches, dem natürlichen Menschen unsaßbar sei und daher irdischer Sinn das Ewige nur in Bildern zu ahnen vermöge, daß daher, wer die heiligen Schriften richtig auslegen wolle, auch durch Kenntnis altjüdischen Geistes und altjüdischer Kultur im Stande sein müsse, das für alle Menschen und Zeiten Gültige von dem Vergänglichen, nur einer bestimmten Zeit und einem bestimmten Volke Angehörigen zu trennen, heißt es (Seite 25 u. 26): „Da nicht jeder, weder seinem Geiste noch seiner Zeit nach, die sein Beruf von ihm erfordert, im Stande ist, diesen zum Teil nicht unschwierigen (sic!) Scheidungsprozeß für sich zu vollbringen, so erhellt, daß wir notwendig eine Wissenschaft brauchen, welche dies besorgt, ... eine Bibelwissenschaft, welche das Menschliche in der Bibel auszufondern, mit ihren Methoden und Hilfsmitteln zu bearbeiten und so das Wort Gottes von seinen menschlichen Beimischungen nach Möglichkeit geläutert* dem Herzen darzubieten* hat.“ Dieser eine Satz genügt für jeden halbwegs Urteilsfähigen, zu zeigen, daß es sich bei der angestrebten Versöhnung zwischen Bibel und moderner Bildung um einfache Unterwerfung der Bibel unter die Wissenschaft der Modernen handelt, also, daß wir nicht mehr die Bibel zu fragen haben, wenn wir wissen wollen, was seligmachende Wahrheit ist, sondern die modernen Gelehrten fragen müssen, um zu erfahren, was Gottes Wort sei, und verpflichtet sind, was sie uns „darbieten“, mit echtem Köhlerglauben anzunehmen. O truntene Wissenschaft! O betrogenes Volk! Wird das Theologie und Christentum genannt, so ist das Falschmünzerei. Denn das Prinzip dieser „Theologie“ ist die Frage: „Ja, sollte Gott gesagt haben?“ Und das Ziel dieses „Christentums“ ist die alte Lüge: „Ihr werdet sein wie Gott“. Zweifelsucht und Vergötterung des Menschengewisses, wie sie das Treibende sind in dem unaufhörlichen Kreislauf philosophischer Systeme, so haben sie hier sich ein christliches Gewand umgethan und treiben unter neuer Maske das alte Spiel! — Das ist die „falschberühmte Kunst“ (*ψευδώνυμος γνῶσις*, 1 Tim. 6, 20), welche die Christen meiden sollen.

Den selben Geist, aber in noch täuschenderem Gewande, atmet eine in demselben Verlage erschienene Schrift von G. Maißch.** Der auf dem Titel ausgesprochene Gedanke ist so richtig, daß man Besseres erwartet, als in Wahrheit geboten wird. Zwar die Anlage ist geschickt, die Form gewandt, der Ton warm und oft innig, aber obwohl in dem Freundeskreise (als ein Gespräch zwischen Freunden ist das Ganze ausgeführt) auch Vertreter des Glaubens zu Worte und in gewisser Weise zu ihrem Recht kommen, ist doch selbst bei diesen das eigene Thun das Ausschlaggebende. So redet der Vertreter des Glaubens Seite 79 den Zweifler an: „Ihr müßt hinüber mit mutigem Schwung und entschlossenem Sprung... Wolltet ihr jetzt umkehren, so littet ihr gänzlich Schiffbruch am Glauben“. So wird das bekannte Psalmwort: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser“ Seite 36 als Ausdruck eines „religiösen Sinnes“ des natürlichen Menschen angeführt. Da ist es denn auch nicht zu verwundern, daß die Zeugnung der Gottheit Christi Seite 111 ff. als etwas Unbedenkliches hingestellt und dem, der das thut, der „religiöse Sinn“ keineswegs abgesprochen wird. Was helfen da alle schönen Reden von dem Wert der Gemeinschaft, von dem Nutzen der Privatbeichte, von den Verfehrtheiten des Staats-

* Also erst sollen die „unreifen“, ja vielmehr systematisch im Unglauben erzogenen und ausgebildeten Theologen zum Experimentieren den Gemeinden vorgelegt werden, um dann vielleicht von diesen recht erzogen und im christlichen Glauben unterrichtet zu werden?!

** Moderne Laiengedanken über Religion und Verwandtes von Friedrich Ronnemann. Leipzig, Verlag von Reinhold Werther, 1892. 120 S. 8°. Preis M. 1.60.

* Von uns unterstrichen.

** Das religiöse Gemeinschaftsleben ein Heilmittel für unsere sozialen Schäden v. G. Maißch. Leipzig. Verlag v. R. Werther, 1892. 136 Seiten. 8°. Preis M. 1.80.

Kirchentums, wie sie sich hin und her finden! Die Hauptsache ist verkehrt: Natur und Gnade, natürliche und geoffenbarte Religion sind vermengt und der Mensch wird schließlich sein eigener Geiland.

Es erscheint vielleicht manchem unserer Leser überflüssig, daß wir diese Schriften hier erwähnen. Wir hätten sie wieder zurückschicken können. Aber sie erscheinen uns als Zeichen der Zeit von Bedeutung. Es vollzieht sich in der That eine Verunstaltung dessen, was man Christentum nennt, in weiten Kreisen. „Religiöser Sinn“, d. h. ein gewisses, oft sehr oberflächliches Interesse an biblischen, theologischen, kirchlichen Fragen oder auch nur an kirchlichen Geschäften, wie es sich bei Kirchenvorstandswahlen, Familienabenden und den Werken der sogen. inneren Mission kundgiebt, gilt fast allgemein für ein Zeichen des erwachenden Lebens der „christlichen“ Gemeinden. Wir zweifeln nun zwar nicht, daß unter diesen „religiös Gesinnten“ sich manche suchende Seele befindet, aber im großen und ganzen ist dieses religiöse Interesse kein tieferes, und den wirklich suchenden Seelen wird nicht dadurch geholfen, daß man die christlichen Wahrheiten möglichst abschwächt und dem natürlichen Verstand, dem fleischlichen Herzen und dem ungebrochenen Willen möglichst mundgerecht macht, sondern allein dadurch, daß man ihnen Gottes Wort — Gesetz und Evangelium in rechter Scheidung, jenes in voller Schärfe, dieses in ganzer Fülle und Lieblichkeit — das klare, wahre, gewisse, seligmachende Bibelwort — nahe bringt. „Werden sie das nicht haben, so werden sie die Morgenröte nicht sehen!“ W.

Vermischtes.

Wie unschuldig die Römischen

an der Verschärfung des konfessionellen Gegensatzes in unserer Zeit sind — und nach ihrer stehenden Behauptung sind sie es ja — beweisen folgende Stellen eines römischen Katechismus („Controvers“ d. i. Streit-Katechismus genannt), der „mit bischöflicher Approbation“ in Elsaß-Lothringen verbreitet wird. S. 189 wird als Grund für die rasche Ausbreitung der Reformation angeführt: „Den Fürsten gab Luther Kirchengut, den Mönchen Weiber, dem gemeinen Volke Freiheit und Fleischeslust, Habgucht, Unbändigkeit. — Damit reichte Luther aus und solches erklärte das rasche Zunehmen des Luthertums“. Ueber den evangelischen Gottesdienst giebt der Katechismus folgende Auskunft (S. 163): Die Evangelischen, „die Feinde der Ceremonien, haben doch auch gewisse Gebräuche eingeführt, ihren Gottesdienst zu heben. Welche Gebräuche? Einen sog. Altartisch, der aber kein Altar ist; dem Prediger hängen sie einen Habit um, wie der eines Advokaten; sie haben Orgeln und singen Lieder, manchmal alte katholische Kirchenlieder u. dgl. Endlich haben sie auch alte katholische Kirchen gern und läuten mit Glocken“. Dadurch, daß „Luther und seine Anhänger“ den Geistlichen die Heirat erlaubten, „machten sie sich einer unauslöschlichen Schmach wider die Sittlichkeit schuldig“ (S. 178). Luther, „der die Grundlage der christlichen Ordnung in der Welt zerstörte, den christlichen Gehorsam und damit alle Bande des Friedens und der Wohlfahrt der Völker auflöste“, ist „der Urheber der Revolution“ (S. 201). So ist auch die Reformation allein schuld an dem heutigen Materialismus, Atheismus und Nihilismus. „Wem hat die Menschheit diese Zustände zuzuschreiben? Aus allem, was bisher gesagt ward, sind es die notwendigen Folgen der Reformation, die den Grund dazu legte“ (S. 219). Wahrlich, ihr Päpstischen seid nicht schuld daran, daß wir nicht längst einen neuen 30 jährigen Krieg haben.

Es geht nichts über die Praxis.

Früher gab es für die Kindererziehung noch nicht so viele Regeln und Vorschriften wie jetzt: die Praxis macht den Meister. In Stapelholm lebt ein alter Praktikus, dessen Frau früh starb, der aber alle seine Söhne zu guten, brauchbaren und braven Männern erzogen hatte. Vater Brüggemann hieß er. Seine Praxis war freilich zuweilen sonderbar. Eines Tages stand er mit seinem Sohne, der schon ein großer Junge war, auf der Diele (Tenne) zu dreschen. Auf einmal warf der Junge den Dreschflegel hin und sagte: „Badder, id will nich mehr arbeiden, und slwan (wie ein Sklave) as en Pierd (Pferd), id will in de Welt! Gef he min Arfdeel (Erbeil), wat mi von Modderwegen bifummt“. „Ja, min Sähn, dat kann augahn! sagte der Alte. „Hett dat so lang Tied, bitt wie lang (die Diele entlang) dröcht hebbt ober wult du dat forta (sofort) hebben?“ „So lang hett datt Tied“, entgegnete der Sohn, faßte den Dreischflegel wieder an und drosch mit dem Alten wader los. Als beide am Ende der Diele waren, warf der Alte den Flegel hin und sagte: „So, min Sähn, so kumm man rin, nun fast du hebbben, wat die von Modderwegen bifummt“. Der Sohn ging mit hinein. In der Stube aber faßte ihn der Alte beim Kragen, nahm aus dem Uhrtasten einen Eisenstock und prügelte ihn damit, ohne ein Wort zu reden, ganz gehörig durch. Dann sagte er ganz ruhig: „So, min Sähn, nu häst du kregen, wat die von Modderwegen bifummt; wult du ock glick dat von Baddernwegen hebbben?“ „Nä, nä“, schrie der Junge und lief flugs nach der Dreschdiele, und niemals fiel ihm wieder ein, daß er von Hause fort gewollt hätte.

Ein afrikanisches Rezept.

In Innerafrika wohnt, erzählt D. Funke, ein Volksstamm, der eine feine Sitte pflegt, die von hoher Kultur zeugt. Sind die dortigen Eheleute nämlich übler Laune, so trennen sie sich und jedes zieht sich in einen Winkel der Hütte zurück. Der erste, der zur Vernunft kommt — hoffentlich der Mann — beginnt dann auf einmal zu singen: „Ich bin dumm;“ darauf antwortet die Frau: „Ich bin dumm;“ darauf Duett: „Wir sind alle beide dumm.“ Und nun sinken sie lachend einander in die Arme und alles löst sich in Wohlgefallen auf. Ich empfehle das innerafrikanische Rezept auch den innereuropäischen Ehepaaren und anderen Leuten.

Was es ihn kostete.

Ein Arzt traf auf einem Spaziergange einen Mann am Wege sitzend und erkannte an seiner Kleidung, daß er ein Bewohner des Armenhauses war. Er stand still und fing folgendes Gespräch mit ihm an:

„Es ist doch traurig, daß ein Mann von Ihrem Alter gezwungen ist, den Rest seines Lebens im Armenhause zuzubringen. Wie alt sind Sie?“

„Weinahe achtzig Jahre alt.“

„Was waren Sie?“

„Zimmermann, Herr.“

„Das ist ein gutes Handwerk, um sich zu ernähren, gewiß. Nun erlauben Sie mir, Sie zu fragen: Hatten Sie die Gewohnheit, geistige Getränke zu genießen?“

„Nein, Herr — das heißt, ich trinke dreimal täglich mein Bier, wie alle andern. Aber ich war niemals ein Trunkenbold, wenn Sie das meinen.“

„Nein, das mein ich nicht, aber ich möchte wissen, wie viel Sie das Bier täglich kostete?“ „Nicht mehr als sechs Groschen täglich.“ „Wie lange ungefähr hatten Sie diese Ausgabe?“ „Ich kann es kaum sagen, es wird ungefähr 60 Jahre her sein.“

Der Herr zog seinen Bleistift heraus und fing an zu rechnen, während der arme Alte von seiner Enthalttsamkeit und den Unglücksfällen, die ihn getroffen hatten, erzählte. Als der Arzt mit seiner Rechnung fertig war, sagte er zum größten Erstaunen seines Zuhörers:

„Mäßig sind Ihre Gewohnheiten gewesen! Ihre täglichen sechzig Pfennige mit Zinsszinsen haben Ihnen die Summe von 64 519 Mark gekostet. Wenn Sie, anstatt das Bier zu trinken, das Geld täglich für Ihre alten Tage beiseite gelegt hätten, so würden Sie jetzt eine jährliche Einnahme von 3 200 Mark haben, anstatt daß Sie jetzt im Armenhaus leben und gekleidet werden müssen.“
(„Freimund.“)

Altes zu neuer Weherzigung.

Es ist oft besser, eine Perle von der Schnur, als ein Wort von der Zunge verlieren. So lange ihr ein Wort bei euch behaltet, so lange ist es euer: sobald ihr's aber herausjaget, gehört's allen denen, die es hören, mit oder ohne euren Willen. Und da ist's denn kein Wunder, daß sie damit umgehen als mit einer Sache, die ihre ist; sie setzen etwas dazu, sie nehmen etwas davon, sie dehnen es aus, sie ziehen es ein und thun damit nach dem Gutdünken ihres Herzens. Wollet ihr dies nicht, so schweiget und behaltet euer Wort im Herzen. Saget mir, würdet ihr wohl frei und ungeschert reden alles, was euch einfiele, wenn ihr wüßtet, daß einer in der Gesellschaft wäre, der alles einsammelte und hernach zu Papier brächte? Ich halte: nicht. Warum scheut ihr euch denn vor Gott nicht, welcher alles hört und verzeichnet und euch einmal wieder vorhalten wird? „O daß ich könnte ein Schloß an meinen Mund legen und ein fest Siegel auf mein Maul drücken, daß ich dadurch nicht zum Fall käme und meine Zunge mich nicht verderbete“ (Ezech 22, 33).
(Scriber.)

Nachrichten und Bemerkungen.

Der sozialdemokratische Theolog Theodor v. Wächter giebt jetzt ein religiöses Blatt heraus: „Der Christ. Sonntagsblatt für Christen jeden Bekenntnisses zur Förderung selbständiger Gotteserkenntnis und praktischer Nächstenliebe“ (Stuttgart, Verlag von A. Jung). Landes-fürliche Geistliche arbeiten mit!
(„A. G. B. R.“)

Neuerdings erschienene Schriften von Theologie-Professoren geben ein trauriges Zeugnis davon, in welcher Weise mit dem Glauben abgewirtschaftet wird. Einer von ihnen, Weiß in Göttingen, ließ drucken: Die Predigt Jesu vom Reiche Gottes. Darin weist er nach, der Herr habe sich die Aufrichtung des Herrlichkeitsreiches nahe gedacht und darum Verzicht auf Familie, Besitz u. von seinen Anhängern gefordert und eine schroffe, selbstquälerische (asketische) Mönchslehre vorgetragen. Alles andere, was die Evangelien als Worte des Herrn berichten, sei nicht echt, nicht von Ihm geredet! Ein anderer, Soden in Berlin, Licentiat und Dr. der Theologie, weist in einer Schrift nach, in der apostolischen Zeit habe man an der Person Jesu ein verhältnismäßig geringeres Interesse gehabt, woraus folge, daß es auf die Ansicht, die man von dieser Person habe, überhaupt nicht ankomme, sondern nur auf die von Christo ausgehenden Kräfte! Ein dritter (A. Fülcher) beweist in einer Schrift, der Herr habe bei Einsetzung des heiligen Abendmahles an eine Wiederholung dieser Feier in der Gemeinde gar nicht gedacht! Ein vierter (E. Gräfe) sucht zu zeigen, daß zum Verständnis des neuen Testaments die Apokryphen und sonstigen unechten Schriften der alttestamentlichen Zeit notwendig seien, daß also das neue Testament aus einer Verfälschung des alten herausgewachsen sei! „Freimund“, der vorstehende Mitteilung bringt, schließt dieselbe mit den Worten: „Gott sei Dank, daß wir in Bayern noch treue gläubige Professoren haben, in die Erlangen die theologische Jugend recht lehren, wie auch die Sachsen in Leipzig und die Mecklenburger in Rostock noch solche haben“. Diese beruhigenden Worte über die drei Universitäten zeigen, daß der „Freimund“ die Abweichungen der gemeinten Herren mit in den Kauf genommen hat, oder sie doch für geringfügig ansieht. Kennt er denn nicht das Wort Pauli Gal. 5, 9: „Ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig“?
(„Gottbold.“)

Der evangelische Bund, der durchaus der armen evangelischen Kirche gegen Rom aufhelfen will, und dem man doch nur zuzurufen kann: Arzt hilf dir selber, hat trotzdem glühende Verehrer. Am Jahresfest in Dresden predigt ein sächsischer Diakonius von diesem Bunde also: „Deutsches Blut fließt in seinen Adern. Deutsche Kraft schäumt durch sein Mark. Sei, wie der junge Rade, kaum sechs Jahre alt, gewachsen und erlärst ist! . . . Wie er sich mißt mit übermühtigen Gegnern! Wie er das Schwert schwingt! Wie sein Wort erklingt! Wie er dreinfährt, wo es Gottes Reich und Christi Ehre und die evangelische Kirche gilt! Wie er dreinfährt, wo in unseren Tagen so viel Bedientenhaftigkeit sich zeigt!“ Weiter, daß er evangelisch sei, was jedoch dahin erklärt wird, daß er sich nicht an eine bestimmte theologische Schule häng, nicht Sache einer bestimmten Partei sei und nicht zu denen gehöre, die „hier unten sich immer geberden, als hätten sie stets mit in Gottes Rat geessen und wären bei allem dabei gewesen von der Welterschöpfung an bis auf die letzte Stunde, als hätten sie in ihren engen Formen und Formeln den unendlichen Gott ganz umschlossen, die droben aber wohl am tiefsten beschämt sein würden“, weshalb denn auch „das Volk in ihm den erhebnen Führer durch den Kampf der Gegenwart grüße“. — In der That ein schöner Führer, der selbst nicht weiß, was er will. Wann wird man endlich aufhören, Vereine und Bünde zu machen, um einfache Kirche zu werden, die auf dem Glauben ruht und den Unglauben ausschließt?

Soweit das „Rhein-luth. Wochenblatt.“ Wir stimmen demselben völlig bei. Allein die Frage möge man uns erlauben: Wie reimt sich damit die Behauptung, in Sachsen u. s. w. sei es „nicht schwer, die lutherische Kirche zu finden“?
H—r.

Statistisches über die Missouri-Synode. Nach dem soeben erschienenen Jahrbuch zählte unsere Synode Ende 1892: 1237 Pastoren, 1729 Gemeinden, 584 Predigtplätze, 333 000 kommunizierende Glieder, 82 533 stimmberechtigte Glieder, 1328 Schulen, 701 Lehrer (neben 695 Schule haltenden Pastoren), 83 514 Schulkinder. Dies ergibt gegen 1891 einen Zuwachs von 59 Pastoren, 74 Gemeinden, 22 Predigtplätzen, 25 300 kommunizierenden Gliedern, 3 358 stimmberechtigten Gliedern, 68 Schulen,* 29 Lehrern, 2 802 Schulkindern. 76 neue Kirchen sind im Jahre 1892 gebaut worden. Auf den höheren Lehranstalten der Synode befinden sich 1 222 Lernende. Davon kommen auf die Gymnasien in Fort Wayne, Milwaukee, Konfordia, New York, St. Louis (Walther-Kollege) 612, auf die theologischen Anstalten in St. Louis und Springfield 400, auf das Schullehrerseminar in Addison 210. Die von der Synode herausgegebenen Zeitschriften werden in der folgenden Anzahl von Exemplaren gedruckt: der Lutheraner 24 000, Lehre und Wehre 2 200, Magazin für ev.-luth. Homileit 2 000, Schulblatt 800, Lutherisches Kinderblatt 27 000; die von der Synodalkonferenz herausgegebenen Zeitschriften: die Missions-Taube 16 000, der Lutheran Pioneer 5 000. Außerdem erscheinen im Synodalgebiet 7 Lokal- und Privatblätter. — Innerhalb der Synode bestanden 9 Waisenhäuser, 2 Hospitäler, 1 Altenheim und 1 Taubstummenanstalt. Die Beiträge der Gemeinden für außergemeindliche Zwecke beliefen sich auf Dollar 171 131.00; das sind Dollar 13 572.00 weniger als im Jahre 1891. Die Beiträge für die Mission zeigen zwar eine bedeutende Zunahme. Es gingen 1892 ein für Innere Mission Dollar 40 925.82, für Heiden-, Negern- u. Mission Dollar 26 834.70, gegen Dollar 34 214.94 und Dollar 16 992.28 im Jahre 1891. Aber die Beiträge für die Bantasse beliefen sich im Jahre 1892 nur auf Dollar 5 333.48, während sie im Jahre vorher Dollar 20 989.93 betrugen. Im Verlagsbause der Synode sind 69 Angestellte tätig. Es wurden von den gangbarsten Büchern hergestellt: Gesangbücher 57 207, Biblische Geschichten 15 595, Katechismen 24 420, Bibeln 22 785, Lesebücher 27 440, Readers 22 204, Rechenbücher 19 926, Gebetsbuch (große und kleine Ausgabe) 5 778, Walthers Schriften 3 352, Konfirmationsbüchlein 13 300, Broschüren und Traktate 15 500, Synodalberichte 46 700, Bibeln 8 032.
(„Lutheraner.“)

In Deutschland sind gegenwärtig etwa 50 Spielfartenfabriken im Betrieb, welche in dem letzten Jahrzehnt von 1881 bis 1891 einen Absatz von 48 198 100 Spielen erzielten, und zwar 37 592 700 36 blättrige und 10 605 400 mehrblättrige Spiele. Die Gesamtausfuhr betrug in der gleichen Zeit — hauptsächlich nach Holland, Belgien, Brasilien, Britisch-Indien und Dänemark — 11 264 300 Spiele, während die Einfuhr — meistens aus Frankreich und Nordamerika — nur 243 700 Spiele in den 10 Jahren betrug. Man sieht, daß die mit den graphischen Gewerben in Verbindung stehende Spielfartenfabrikation sehr stark für das Ausland produziert und gleichzeitig dem Reiche dadurch eine Einnahme von 11 566 300 Mark an Kartenschempfsteuer zuführt. — Das ist eine traurige Statistik. Wie viel edle Zeit wird mit diesen Millionen von Spielen totgeschlagen, wie viel leidenschaftlicher Streit erregt, wie viel Geld, das die Familie zum Lebensunterhalt gebraucht, vergeudet. Unsere Alten nannten die Karten nicht ohne Grund „des Teufels Gebetbuch“. W.

* Die Zahl der Schulen war im Jahrbuch für 1891 durch ein Versehen um 100 zu hoch angegeben.

Folgende Todesnachricht enthält „der lutherische Kirchenbote für Australien“ vom März d. J.:

„Dem Herrn der Kirche hat es nach Seinem unerforschlichen Räte gefallen, unsern innigstgeliebten ehrwürdigen Präses C. W. Schürmann aus unserer Mitte abzurufen und ihn aus der streitenden in die triumphierende Gemeinde, aus dem Jammerthal in den Freudenjaal durch einen schnellen aber sanften Tod gelangen zu lassen. Er starb infolge einer Brustfellentzündung am vorletzten Synodaltage, nachdem er an den wichtigsten Verhandlungen sich noch beteiligt hatte und entschieden für die Wahrheit und das teure lutherische Bekenntnis eingetreten war. Seine mit bewegtem Herzen und unter Thränen gesprochenen Worte werden gewiß allen Synodalen unvergänglich bleiben. Unser Verlust ist groß! Besonders wir Pastoren der Victoria-Zweigsynode stehen gleichsam verwaist da und beklagen den Tod eines 77-jährigen Streikers Christi, der als ein Vater in Christo auf Konferenzen und Synoden unter uns war. Wir gönnen ihm die Ruhe, aber doch trauern wir billig über unsern Entschlafenen, wenn auch nicht wie die, so keine Hoffnung haben. . . Unsere Seele liegt im Staube; wir küssen die Hand, die uns geschlagen und sprechen dennoch mit Iob: Der Name des Herrn sei gelobt! — „Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen: ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude!“

Gott tröstete die teuren Brüder im fernen Australien bei dem so schweren Verluste und gebe ihnen neue Kraft und Freude in dem ihnen verordneten Kampfe. — Nach einem im Leipziger Missionsblatte vom 15. März dieses Jahres enthaltenen Briefe des nun sel. Präses Schürmann ist derselbe 1838 von der damals Dresdener, jetzt Leipziger Missionsgesellschaft als Missionar nach Australien geschickt worden und hat, nachdem die Mission dort aufgegeben werden mußte, seit Anfang 1853 das Pfarramt an der deutschen ev.-luth. Gemeinde in Hochkirch verwaltet.

W.

Kirchsaal-Einweihung.

Am Sonntag Jubilate weihte der Planensche Distrikt der Bogt-ländischen Gemeinde seinen neu erworbenen Kirchsaal (Mahnisstraße 75) dem Dienste des dreieinigen Gottes unter reger Beteiligung von Gliedern der Freikirche von nah und fern. Auch eine Anzahl Gäste aus der Landeskirche war erschienen. Es predigten Herr P. Kern aus Chemnitz und der Unterzeichnete. Gott sei auch für diesen neuen Beweis seiner Gnade gepriesen!

C. Pent, P.

Bücher-Anzeige.

Der Austritt aus der Kirche. Eine kirchenrechtliche und kirchenpolitische Abhandlung von Dr. jur. Arthur B. Schmidt, ord. Professor der Rechte an der Universität Gießen. Leipzig. Verlag von Duncker und Humblot. 1893. VIII und 396 Seiten. gr. 8°. Preis M 8.

Diese Schrift kommt einem wirklichen Bedürfnisse entgegen. Wie landeskirchliche Theologen es in der Regel ablehnen, den Gründen des Austritts näher nachzudenken, so haben bisher, soweit unsere Erfahrung reicht, die Juristen sich auch nur notgedrungen mit dieser Frage und den einschlagenden Rechtsnormen beschäftigt; die Folge davon war eine oft schleppende und vielfach sehr verschiedene Behandlung der Austrittenden. Dem abzuhelpen ist das vorliegende Buch, obgleich es natürlich für die Gesetzgebung nur Vorschläge machen kann, sehr geeignet. Denn es stellt in übersichtlicher Weise die gegenwärtig bestehenden Rechtsnormen der verschiedenen deutschen Staaten dar, zieht aus denselben ein klares, auch dem juristischen Laien leicht verständliches Résumé, macht eine Reihe beachtenswerter Vorschläge für die einheitliche Gestaltung dieser Gesetzgebung, welche Vorschläge wir freilich mit Rücksicht auf solche Austrittende, die nicht ins „Nichts“, sondern beispielsweise zur lutherischen Freikirche treten, noch etwas anders gewünscht hätten, und giebt schließlich durch Mitteilung des Wortlautes sämtlicher in deutschen Ländern geltender Austrittsgesetze jedem die Möglichkeit, sich selbst ein Urteil zu bilden, während ein Sachregister schnelle Orientierung erleichtert.

Der I. (systematische) Teil zerfällt in 7 Paragraphen, folgenden Inhalts: 1. Der „Austritt aus der Kirche“ im allgemeinen. Seine Regelung durch Staatsgesetze. 2. Die Gesetzgebung der deutschen Einzelstaaten. 3. Die Vorbedingungen des Austritts, insbesondere das Unterscheidungsalters. 4. Die konfessionelle Stellung der Kinder bei Austritt der Eltern. 5. Die Form des Austritts. 6. Die Rechtsfolgen des Austritts. 7. Ergebnisse und Vorschläge. Der II. Teil enthält die Quellenammlung.

Bei letzterer sind die Kosten des Austritts im Königreich Sachsen irrtümlich noch nach dem Gesetz vom 20. Juni 1870 angegeben, während

dieselben durch das Gesetz vom 6. Nov. 1890 eine Aenderung erfahren haben, die freilich auch wieder einer Erläuterung bedarf. Ueberhaupt wäre eine Erörterung über die Kosten des Austritts auch hier angezeigt gewesen, da nicht nur in verschiedenen deutschen Ländern hierin eine große Verschiedenheit herrscht, sondern selbst von verschiedenen Gerichten desselben Landes ein verschiedener Berechnungsmodus beliebt und der auf Seite 21 unseres Buches ausgesprochene richtige Grundsatz mitunter gröblich verletzt wird: „Vor allem dürfen sie (die Austrittsgesetze) keine Gebührensätze vorschreiben, deren Höhe nur den Vermögenden die Ausführung des geplanten Schrittes ermöglicht.“

Bei den gemachten Vorschlägen möchten wir gegen eine zu weite Hinausschiebung des Unterscheidungsalters protestieren. Sollte man wirklich die Konfirmation als kirchliche Mündigkeitserklärung (was sie doch thatsächlich ist) hierbei nicht festhalten zu können meinen, so würde doch eine Hinausschiebung bis zum 21. Jahre entschieden zu Gewissensbedrückung führen, wie wir das in Sachsen erfahren. Ferner wünschten wir genauere Präzisierung dessen, was Religionsgesellschaften mit Korporationsrechten sind, und Vorschläge, wie hierin größere Einseitigkeit erzielt werden könnte. In Preußen werden beispielsweise den nicht zur sog. breslauer Synode gehörenden freikirchlich-lutherischen Gemeinden die Korporationsrechte verweigert, während in Sachsen denselben Gemeinden sie gewährt werden, allerdings nur als Personenvereinen, nicht als religiösen Genossenschaften.

Schließlich berührt uns als Glieder der ev.-luth. Freikirche der Titel des Buches „Austritt aus der Kirche“ eigentümlich, und hätten wir schon eine etwa andere Formulierung gewünscht. Aber der Rechtsbegriff der Kirche ist ja so mit dem Landeskirchentum verwaist, daß es für Juristen schwer halten wird, sich darin zu finden, daß es auch außer den staatlich anerkannten „Kirchen“ wirkliche Kirchen giebt. Würden die Juristen der freikirchlichen Entwicklung größere Aufmerksamkeit in wohlwollendem Sinne schenken, so würden sie vielleicht die Trennung von Staat und Kirche, die so erwünscht wäre, besser verstehen und schließlich auch herbeiwünschen. Ein Anlaß dazu findet sich in unserem Buche darin, daß es S. 16 Anm. 38 heißt: „Es fehlt trotz Gewährleistung der Glaubens- und Gewissensfreiheit noch manches, bis man in Deutschland von einer Religionsfreiheit im vollen Sinne reden kann“. So lange dieses Ziel nicht erreichbar ist, ist das vorliegende Buch von großer Bedeutung und ebensowohl landeskirchlichen Pastoren und Juristen, die mit Austritten zu thun haben, als auch freikirchlichen Pastoren sowie allen denen, die von dergleichen Fragen bewegt werden, dringend zu empfehlen.

Die Ausstattung ist vortrefflich, der Preis in Anbetracht des Gebotenen mäßig.

Statistisches Jahrbuch der deutschen evang.-lutherischen Synode von Missouri, Ohio u. a. St. für das Jahr 1892. Apostelgesch. 1, 15, 2, 41, 4, 4. St. Louis, Mo., Concordia Publishing House. 1893. 88 Seiten. Preis M 1.50.

Dieses Jahrbuch enthält: I. Beamte der Synode. II. Jahresberichte der 13 Distriktspräsidien. III. Parochialberichte der 13 Distrikte. IV. Missionen. V. Kircheneinweihungen. VI. Lehranstalten. VII. Private Wohltätigkeitsanstalten. VIII. Concordia Publishing House. IX. Zeitschriften. X. Eingegangene Gelder und als Anhang ein Verzeichnis der Synodalversammlungen von 1847 bis 1892, welches zur Orientierung in den Synodalberichten wertvoll und fast unentbehrlich ist, da die älteren Distrikte ihre Jahresversammlungen verschieden gezählt haben. Von dem übrigen Inhalt dieses Jahrbuchs geben wir an anderer Stelle dieser Nummer einen Auszug.

W.

Cremers, G., Lic. theol. Ueber die Entstehung der christlichen Gewissheit. Zur Auseinandersetzung mit Frank und Herrmann. Vortrag. 44 Seiten. 8°. Preis 60 Pf. Gütersloh, Bertelsmann.

Wie die kürzlich von uns angezeigte Volksthorff'sche Schrift, so deckt auch diese eine gewisse Ähnlichkeit zwischen der Frank'schen und Ritschl'schen Theologenschule auf, indem sie beide zugleich bekämpft. Jedoch mit weniger Klarheit und Schärfe, als dies von Volksthorff geschehen. Mit Befriedigung haben wir gewisse Andeutungen und Ansätze apologetischer Art gefunden, wie es zur „christlichen Gewissheit“ komme, doch ohne daß das eigentlich Entscheidende, nämlich das Zeugnis des Heiligen Geistes in der Schrift zu seinem vollen Rechte käme. Unklar und schwankend wird die Entstehung des Glaubens beschrieben, bald nach der Schrift als ein Werk Gottes, bald synnergistisch Weise als ein von der „freien Entscheidung“ des Menschen abhängendes „Wagnis“.

H. r.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

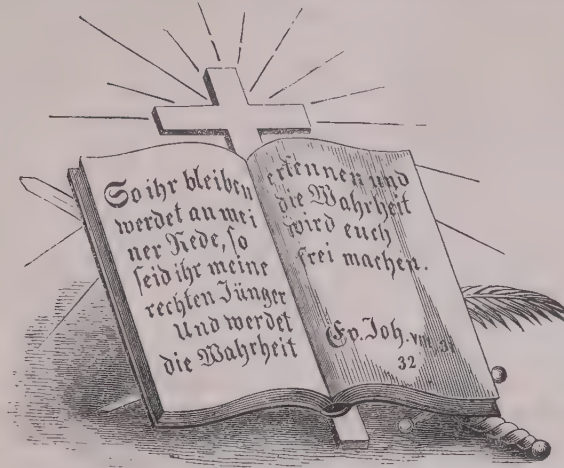
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint aller 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die k. Postämter: 3 M. exclus. Porto bzw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 18. No. 11.

Widkau in Sachsen.

21. Mai 1893.

Pfingsten.

Unser Taustag unser Pfingsttag.

Das Pfingstfest predigt uns nicht bloß von der wunderbaren Ausgießung des Heiligen Geistes über die Apostel und Jünger des Herrn, sondern es erinnert uns auch daran, daß der Heilige Geist noch fort und fort durch die Gnadenmittel zu uns kommt. Wo die Taufe und das Evangelium ist, da ist auch überall der Heilige Geist und wirkt dadurch und kommt durch solche Mittel in die Herzen der Gläubigen und macht sie zu seinen Tempeln, zu seiner Wohnung. Darum ist es nicht recht, auf eine besondere, neue Ausgießung des Heiligen Geistes zu warten, wie die Schwärmer thun. Nein, willst du den Heiligen Geist erlangen, seines Trostes und seiner Gaben theilhaftig werden, so halte dich im Glauben an deine Taufe und an das Evangelium. Da findest du ihn und sonst nirgends. Wer im Hinblick auf den gegenwärtigen traurigen Verfall der Kirche auf eine neue, besondere, wunderbare Geistesausgießung wartet, der kennt die Kraft der Gnadenmittel nicht, der mißachtet sonderlich die heilige Taufe.

Denn unser Taustag ist unser rechter Pfingsttag. In unserer Taufe ist ja der Heilige Geist wahrhaftig reichlich (nicht spärlich) über uns ausgegossen worden, wie dieser selbe Heilige Geist uns durch den Apostel Paulus (Tit. 3, 5 u. 6) bezeugt. Wahrlich, es fehlt nicht an der Gabe des Heiligen Geistes, sondern vielmehr an der Erkenntnis solcher Gabe und am Glauben, solche Gabe anzunehmen und sich derselben zu getrosten. Denn wer kann die Fülle und den überschwenglichen Reichtum der Gnade und Gaben genugjam ausreden, der uns in der heiligen Taufe durch den Heiligen Geist geschenkt ist! Hat er uns doch alles gebracht, was Christus, unser Heiland, uns erworben hat, sein ganzes theures Verdienst, den ganzen Schatz der Seligkeit: Vergebung der Sünden,

vollkommene Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, die Kindschaft Gottes und die Erbschaft des ewigen Lebens! Sieh', lieber Christ, in deiner Taufe, da hat dein Gott und Heiland dich abgewaschen von allen deinen Sünden (Eph. 5, 26. Apostelgesch. 22, 16), denn in der Taufe ist die Kraft des Blutes Christi (Röm. 6, 3). Davon singt Luther in seinem jetzt in unseren Tagen leider so unbekannt gewordenen herrlichen Taufliede: „Christ, unser Herr zum Jordan kam“:

„Das Aug' allein das Wasser sieht,
Wie Menschen Wasser gießen,
Der Glaub' im Geist die Kraft versteht
Des Blutes Jesu Christi,
Und ist für ihm ein' rote Flut,
Von Christus Blut gefärbet,
Die allen Schaden heilen thut
Von Adam her geerbet,
Auch von uns selbst begangen.“

„Also merke wohl, allen Schaden heilt die Taufe, wir empfangen da nicht bloß Vergebung für unsere Erbsünde, wie die Papisten träumen, sondern auch für alle Thatfünden, für die Sünden unseres ganzen Lebens, denn das Blut Jesu Christi des Sohnes Gottes, dessen Kraft in der Taufe wirksam ist, macht uns rein von aller Sünde (1 Joh. 5, 7). Darum ist nun nichts Verdammliches mehr an den getauften Gläubigen, die in Christo Jesu sind (Röm. 8, 1). Sie sind vor Gott so rein, wie die Sonne, ja wie Christus selbst, denn sein Blut tilgt alle ihre Schuld und seine Gerechtigkeit wird ihnen geschenkt und zugerechnet. So ziehen sie Christum an wie ein Kleid (Gal. 3, 26), das ihre Blöße deckt, das sie ganz umhüllt und umgiebt und sie vor Gottes Augen so vollkommen und herrlich macht, wie Christus selbst ist, so daß kein Makel noch Flecken an ihnen bleibt (Eph. 5, 27. Ps. 45, 14) und sie rühmen können: „Ich freue mich in dem Herrn und meine Seele ist fröhlich in meinem Gott, denn er hat mich angezogen mit Kleidern des Heils und mit dem Rock

der Gerechtigkeit gekleidet" (Jes. 61, 10) und: „Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der gerecht macht" (Röm. 8, 33). Ja, noch mehr: weil uns Gott in der Taufe die Gerechtigkeit seines lieben Sohnes schenkt und zu-rechnet, so werden wir ihm dadurch so wohlgefällig, daß er uns zu seinen Kindern annimmt (Gal. 3, 26). Ja, solche Liebe hat uns der Vater erzeugt, daß wir „Gottes Kinder" heißen, Kinder des großen, erhabenen, allmächtigen Gottes, der alle Dinge in Seiner Hand hat. Kraft unserer Taufe dürfen wir uns seiner väterlichen Liebe und Fürsorge und sei-nes allmächtigen Schutzes getrösten, dürfen im Namen Jesu alles von ihm erbitten, was uns nötig ist und können der Erhörung gewiß sein. Von den Kindern Gottes sagt die Schrift: Gott hat ihnen sein Herz zugeneigt, seine Augen sehen auf sie, seine Ohren merken auf ihr Gebet. Sie sind seine Krone, sein Augapfel, sein Eigentum. Er kennt ihre Not und ihr Seufzen ist ihm nicht verborgen. Er fasset ihre Thränen und hält sie wert. Er weiß, was sie bedürfen, ehe sie ihn noch bitten. Er will sie nicht verlassen noch veräumen. Was zagen, trauern und sorgen wir denn noch, da wir einen sol-chen Vater haben? Sind wir doch durch die heilige Taufe aus dem Tode in das Leben gekommen und haben als Kin-der Gottes die gewisse Hoffnung des himmlischen Erbes (Röm. 8, 17. Gal. 4, 7). Ja, das himmlische Erbe, das ewige Leben ist uns schon in der Taufe geschenkt (Tit. 3, 7), nur können wir jetzt den Genuß dieser Erbschaft noch nicht an-treten, sondern haben es erst in der Hoffnung. Dennoch hat das ewige Leben schon angefangen in den getauften Gläu-bigen, so gewiß als Gottes Wort sagt: „Wer an den Sohn glaubet, der hat das ewige Leben", und Christus spricht: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer mein Wort höret und glaubet dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben" u. s. w. Wie denn? Nun darum, weil das ewige Leben nichts anderes ist als die Gemeinschaft mit Gott, die hier anfängt im Glauben und dort vollkommen wird im Schauen. Kraft unserer Taufe stehen wir schon hier im Glauben mit Gott in einer heiligen, seligen Gemeinschaft als seine Kinder, ja noch mehr: wir sind in unserer Taufe Gottes Tempel gewor-den, der dreieinige Gott hat selbst in uns Wohnung gemacht damit, daß der Heilige Geist über uns ausgegossen ist. Wo aber der Heilige Geist wohnt in einem Menschenherzen, da ist er nicht müßig, sondern schafft und wirkt ohne Unterlaß. Er schafft durch den Glauben, den er im Herzen anzündet, einen neuen Sinn und ein neues Leben, erfüllt uns mit Friede und Freude, tröstet uns in aller Trübsal, erleuchtet und heiligt uns, treibt uns an zu Gottes Wort und zum Gebet, ja ruft selbst in uns das „Abba, lieber Vater" und giebt uns Kraft, je mehr und mehr täglich den alten Menschen zu töten mit seinen Lüsten und Begierden, auf daß der neue Mensch heraus-komme und auferstehe in Heiligkeit und Gerechtigkeit.

Sieh', lieber Christ, so Großes hat dein Gott an dir gethan in deiner Taufe! Solch einen reichen Pfingstsegen hat er dir beschert! Wahrlich, du brauchst kein Fürstenkind um seine vornehme Geburt zu beneiden, denn du bist durch deine Taufe geworden ein Kind des allerhöchsten Fürsten und Königs, ja selbst ein geistlicher König, ein Herr über Sünde, Tod, Teufel und Hölle. Du brauchst auch keinen König oder Kaiser um sein Reich und Erbe zu beneiden, denn dir gehört viel mehr als ein irdisches Königreich, dir gehört kraft deiner Taufe „das unvergängliche, unbefleckte und unverwelkliche Erbe", die ganze unaussprechliche Seligkeit und Herrlichkeit des ewigen Lebens. Wahrlich, jener König hatte Recht, da er im Hin-blick auf seine Taufe sprach: „Die drei Hände voll Wasser,

mit denen ich einst besprenkt worden, sind kostbarer, als die Krönungskrone, die ich jetzt auf diesem Haupte trage".

Merke aber auch wohl: All' dieser Pfingstsegen dei-ner Taufe gehört dir nur durch den Glauben. Wer nicht glaubet, dem hilft seine Taufe nicht. So gewiß es ist, daß unser Glaube die Taufe nicht erst kräftig macht, denn ihre Kraft beruht allein auf dem Worte Gottes, das mit und bei dem Wasser ist, ebenso gewiß ist es andererseits, daß wir die Gabe und den Segen der Taufe nur annehmen können und daher auch nur haben durch den Glauben, darum auch der Herr sagt: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden". Das darf dich und soll dich aber nicht abschrecken und verzagt machen, als ob du dir diesen reichen Tauffegen nicht zuschreiben dürftest, weil du vielleicht gerade in der Anfechtung wenig oder nichts von deinem Glau-ben spürst. Dies Wort deines Heilandes soll dich vielmehr billig gerade recht getroßt machen, denn der Herr sagt dir ja eben damit, daß dieser Tauffegen dir ganz umsonst geschenkt ist und durch kein Werk, durch keine Leistung von deiner Seite erst verdient zu werden braucht, sondern nur einfach anzu-nehmen ist. Es ist als führe uns der Herr mit diesem Wort an den reichen Gnadenbrunnen, den er in der heiligen Taufe uns zugerichtet hat und spräche zu uns: Nun schöpfe getroßt und trinke dich satt! Ja, „wohlan alle, die ihr durstig seid, kommt her zum Wasser, und die ihr nicht Geld habt, kommt her, kauft und esset; kommt her und kauft ohne Geld und umsonst beide Wein und Milch".

Sprichst du aber: Ich möchte mich wohl meiner Taufe getrösten, aber ich darf es ja nicht, denn ich habe die Tauf-gnade durch Unglauben und mutwillige Sünden verloren, so lies doch, was Jes. 54, 10 geschrieben steht: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen; aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer". Gottes Gnade, die dir in der Taufe geschenkt und zugesagt ist, das ist eine ewige Gnade, die nicht wankt und hinfällt, auch dann nicht, wenn du sie durch deinen Glauben nicht festgehalten, sondern durch Unglauben verloren hast. Erkennst du deine Sünde in Reue und Leid und bist von Herzen darüber er-schrocken, o so kehre nur um zu deiner lieben Taufe und tröste dich der gnädigen Zusage deines Gottes, die er dir da ge-than hat und sprich mit dem alten Kaiser Barbarossa: „Nun, lieber Gott, es bleibe bei dem Bade, bei der Liebe und Gnade, die du bei dem ersten Bade, da ich hin getauft worden, hast mit mir beschlossen!"* Sieh', so ruhst du wieder am Vater-herzen deines Gottes als sein begnadigtes Kind. Dann hast du deine Taufgnade wieder, weil du sie wieder annimmst.

Weil dir nun dein Gott einen so reichen Segen in dei-ner Taufe geschenkt hat, so halte doch deine liebe Taufe hoch und wert, tröste dich derselben in aller Not und Anfechtung und danke Gott dafür mit Herz, Mund und Leben! W—r.

F ü l l s t e i n .

Darum soll man je klug sein, daß man Christum wohl lerne erkennen, daß in seinem Reich nur schwache und kranke Leute sind, und daß es nichts anderes sei, denn ein Spital, da eitel Gebrechliche und Sieche liegen, der man warten müsse. (Luther, Kirchenpostille zum Ev. am Sonnt. Misericordias Domini.)

* So soll jener Kaiser gebetet haben, als er, auf dem Zuge zum heiligen Lande, den Fluß Saleph durchschwimmend, vom Strudel hin-weggerissen wurde und nun den Tod vor Augen sah.

Ebräer 11.

M o s e s.

(Fortsetzung.)

Vers 28: „Durch den Glauben hielt er die Östern und das Blutgießen, auf daß, der die Erstgeburt würgete, sie nicht träfe.“

Wie alle Worte und Stiftungen Gottes, so verlangte auch die Einsetzung des Passahlammes und des damit verbundenen Osterfestes Gehorsam des Glaubens. Möchte man verstehen oder nicht verstehen, warum dies und jenes im ganzen und im einzelnen gerade so und nicht anders sein sollte: Wie Gott es einmal verordnet hatte, so mußte es sein und gehalten werden.

In allen gesetzlichen Verordnungen des alten Testaments aber, und nicht am wenigsten auch in der Einsetzung des Passahfestes, lag zugleich ein süßer Kern evangelischer Verheißung verborgen, woran sich der Glaube zu halten hatte und bei den Gläubigen des alten Testaments wirklich gehalten hat. Es waren ja freilich nur Schattenbilder, und schattenhafter Art konnten daher auch die Vorstellungen des Glaubens damals nur sein. Danken wir Gott, daß wir, im Lichte des neuen Testaments und seiner Erfüllung stehend, alles viel klarer sehen können. Möchten wir nur auch solchen Glauben haben, wie jene hatten, welche noch im Schatten standen. „Durch den Glauben hielt Moses die Östern und das Blutgießen, auf daß, der die Erstgeburt würgete, sie nicht träfe.“

Was hat denn wohl Moses dabei glauben können und müssen? Was war überall dabei zu glauben? Nun, wie die Worte lauten, dies, daß das Blut des Lammes, an die Thürpfosten gesprengt, Kraft des Wortes Gottes den Würgengel fern halten und die Häuser der Kinder Israel mit ihren Erstgeburten vor ihm verschonen werde. Kraft des Wortes Gottes, welches ein Wort des Befehls und der Verheißung war. Denn ohne Gottes Wort wäre das Lamm ein gewöhnliches Tier und sein Blut ein gewöhnliches Blut gewesen. Mit dem Worte Gottes aber war es eine göttliche Stiftung, ein kräftiges und wirksames Blut. Der Glaube aber hielt sich an das Wort, that nach dem Befehl, traute der Verheißung und erlangte den Segen.

Doch, wie gesagt, es war nicht ein beliebiges Wort, mit einem beliebigen Zeichen verbunden, sondern ein Wort der Verheißung, welches weit über alles das hinausging, was mit Ägypten, Errettung aus Ägypten u. dergl. zusammenhing. Denn alle diese Geschichten und mit ihnen auch die Einsetzung des Osterlammes waren Vorbilder dessen, was in Christo und durch Christum gar herrlich erfüllt werden sollte. Das mußte auch Moses schon wissen und hat es ohne Zweifel gewußt, wenn er sich gleich im einzelnen nicht so klar machen konnte, wie wir jetzt dazu im Stande sind. Denn das wäre allerdings ein schlechter Glaube gewesen, der bei dem Tierblut und Errettung aus Ägypten stehen geblieben wäre. Nein, der Glaube geht tiefer und weiter. Der Glaube geht immer auf Christum und seine ewige Veröhnung und Erlösung. Betrachten wir also das alttestamentliche Osterlamm im Lichte neutestamentlicher Erfüllung.

Das Passah ist nach unserem Dafürhalten so sehr ein Opfer gewesen, daß wir in demselben sogar eine merkwürdige Zusammenfassung aller hauptsächlichlichen Opferarten und aller vornehmsten Opferverrichtungen sehen.* Da war das Schlachten eines unschuldigen und fehlerfreien Haustieres, und zwar

eines Lammes, welches in besonderem Maße ein Bild der Unschuld ist. Was hat das Tier gethan, daß es sterben muß? Der Mensch hat gesündigt, nicht das Tier. Das Osterlamm ist, wie alle Opfertiere, ein Vorbild Christi, des Lammes Gottes, welches der Welt Sünde trägt (Joh. 1, 29). Ja, er ist das rechte „Osterlamm, für uns geopfert“ (1 Kor. 5, 7).

Mit den Sündopfern hat aber das Passahopfer das Sprengen des Blutes gemeinsam. Gott zu versöhnen, den Zorn Gottes zu stillen, wurde das anstatt des sündigen, den Tod verdient habenden Menschen stellvertretend vergossene Blut des unschuldigen Tieres an den Altar, hier an die Thürpfosten gesprengt. Der Würgengel sieht es und muß vorübergehen. Wer ungläubig ist, von dem Blute des Lammes nichts weiß, das Blut des Lammes nicht hat, das Blut des Lammes verachtet, als sei das nichts und könne nichts nützen, ist rettungslos dem Würgengel verfallen. Moses glaubte und wurde gerettet. Und eben so alle, die im Glauben an das Wort und Verheißung Gottes ihre Thürpfosten mit des Lammes Blute besprengt hatten. Nicht freilich, als hätte jenes Blut wirklich Gott versöhnen und Sünde bedecken können. Aber das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, welches durch jenes wie durch alles Opferblut vorgebildet war, hat solches vermocht. Denn „nicht durch der Böde oder Kälber Blut, sondern er ist durch sein eigen Blut einmal in das Heilige eingegangen, und hat eine ewige Erlösung erfunden“. Denn so der Dämon und der Böde Blut, und die Asche von der Kuh gesprengt*, heiligt die Unreinen zu der leiblichen Reinigkeit: Wie vielmehr wird das Blut Christi, der sich selbst ohne allen Wandel** durch den Heiligen Geist Gotte geopfert hat, unser Gewissen reinigen von den toten Werken, zu dienen dem lebendigen Gott?“ (Ebr. 9, 12—14.) Wer nun ein Christ ist und die Thürpfosten seines Herzens durch den Glauben geistlicher Weise mit dem Blute Christi, des rechten Osterlammes, bestrichen hat und sprechen kann: „Hier ist zwar ein besetztes Gewissen, jedoch mit Christi Blut besprengt“, an dem muß der Würgengel, der Teufel, der „Menschenmörder von Anfang“, vorübergehen („Passah“ heißt „vorübergehen“). Der hat seine Seele errettet. Ja, „wir haben auch ein Osterlamm, das ist Christus, für uns geopfert“. Dies aber ist das rechte, einige, wahre Osterlamm, das ein für allemal geopfertes Lamm, daher wir nicht mehr mit den Juden Lämmer schlachten, noch an der Papisten greulichem Messopfer uns beteiligen. Denn das alles geschieht nur zur Schmach, ja Lästerung des Namens Christi, der „einmal“ in das Heilige eingegangen ist und eine „ewige“ Erlösung erfunden hat.

Mit den Brandopfern ferner hat das Passahopfer insofern Ähnlichkeit, als nicht ein Teil (wie bei den anderen Opfern), sondern das ganze Tier auf das Feuer kam. Das Verbrennen des Opferfleisches auf dem Altar aber geschah ohne Zweifel erstlich zu dem Zwecke, daß das Fleisch des geschlachteten Tieres nicht verworfen sollte (daher auch von dem Opferfleische wie von dem Osterlamme nichts übrig bleiben durfte, 2 Mos. 12, 10), zum andern aber auch, damit es „zu einem süßen Geruche“ dem Herrn dargebracht würde. So bildete denn das Verbrennen

Papisten, von der Feier des heiligen Abendmahles, dessen Vorbild ja das Osterlamm auch ist, auch die leisesten Gedanken an ein Opfern, wie solche in dem päpstlichen Messgreuel stecken, fernzuhalten bemüht waren. Allein, so wenig beim Abendmahl selbst ein Opfern stattfindet, ruht doch dasselbe auf dem Grunde des Opfers Christi und hängt damit aufs engste zusammen. Denn seinen für uns „gegebenen“ Leib und sein für uns „vergossenes“ Blut giebt uns der Herr im heiligen Abendmahl zu essen und zu trinken.

* d. i. mit der Asche einer verbrannten Kuh vermishtes Sprengwasser (4 Mos. 19).

** d. i. ohne Fehler, ohne Mafel, ohne Sünde.

* Ich bin mir wohl bewußt, in diesem Punkte von der Auffassung der meisten unserer alten lutherischen Dogmatiker abzuweichen, welche mit wenigen Ausnahmen (als z. B. Dannhauer) der Meinung waren, das Passah sei kein eigentliches Opfer gewesen. Was sie am meisten bewogen zu haben scheint, diese Meinung zu verfechten, ist offenbar dies gewesen, daß sie, in wohlberechtigtem Interesse und Gegensatz gegen die

des Opferfleisches den Stand der Erhöhung Christi, seine Auferstehung und Himmelfahrt ab und auf dem Grunde derselben unsere geistliche Auferstehung von Sünden (das tägliche Brandopfer) und endlich auch unsere eigene leibliche Auferstehung. Ganz besonders kam aber dieser Umstand, daß nach geschעהer Blutvergießung die Versöhnung vollbracht und der Stand der Erniedrigung beendet ist, beim Osterlamm noch dadurch zum Ausdrucke, daß Gott verordnet hatte: „und sollt kein Wein an ihm zerbrechen“ (2 Mos. 12, 46), wie sich solches am Herrn Christo buchstäblich erfüllt hat (Joh. 19, 33—36). Ebenso durfte von dem Osterlamm nichts umkommen, verderben und verweisen, weil von dem Herrn Christo geschrieben ist: „Du wirst meine Seele nicht in der Hölle lassen, und nicht zugeben, daß dein Heiliger verweise“ (Ps. 16, 10).

Daß aber das Osterlamm, obwohl ganz gebraten, doch nicht, wie ein Brandopfer verbrannt wurde, hatte offenbar seinen Grund darin, daß es zugleich auch die dritte Klasse von Opfern darstellen sollte, nämlich die „Dank“ oder „Friedens“-Opfer, bei denen die Hauptsache die Opfermahlzeit war. In diesem letzteren Sinne ist es aber zugleich das andere Sakrament des alten Bundes und ein Vorbild des heiligen Abendmahls. Wie die Kinder Israel im alten Testamente vorbildlicher Weise das Osterlamm aßen, so essen wir wirklich und wahrhaftig im heiligen Abendmahl das für unsere Sünden in den Tod gegebene Fleisch des gekreuzigten und auferstandenen Gottes- und Menschensohnes (und trinken dazu sein Blut) als Siegel und Unterpfand der Vergebung unserer Sünden. — „Kein Fremder“ durfte aber davon essen (2 Mos. 12, 43), wie auch bei uns nur, die „sich selbst prüfen“ und den Leib Christi von gewöhnlicher Speise unterscheiden können, zum heiligen Abendmahl herzutreten dürfen, und die, so viel Menschen sehen können, dies auch wirklich thun. Denn der Glaube und die Liebe gebietet es, daß wir nicht (wie solches leider, namentlich in den Landeskirchen, vielfach geschieht), das heilige Abendmahl mit Fleiß Unwürdigen reichen.

Das Passahlamm mußte auch „mit bitteren Salsen“ gegessen werden, damit die bittere Reue und wohl auch allerlei Kreuz und Trübsal abzubilden, welche den Kindern Gottes weder in Aegypten noch in der Wüste noch in dem irdischen Kanaan erspart bleiben.

Die Kinder Israel mußten aber auch essen „um die Lenden gegürtet“ und „Schuhe an den Füßen“ und Stäbe in den Händen“, „als die hinwegeilen“ (2 Mos. 12, 11). Also auch wir. Es gilt aufzubrechen aus Aegypten und durch die Wüste dieses Lebens nach Kanaan, nach dem Himmel zu eilen. Denn der Glaube ist eine gewisse Inversicht deß, das man „hoffet“.

Moses hielt die Ostern und das Blutgießen „durch den Glauben“, durch den Glauben an das Wort, das ihm Gott gesagt hatte, und durch das Wort an den, der da kommen sollte, und durch Ihn an das, was durch ihn geschehen sollte: die ewige Errettung von Sünde, Tod, Teufel und Hölle. Durch solchen Glauben ist er auch mit dem Volke durchs rote Meer gegangen. Davon das nächste Mal.

(Fortsetzung folgt.)

(Aus dem „Lutheraner“.)

Unsere Emigrantemission in Baltimore.

Unter Gottes Führung haben wir in dem Werke dieser Mission wieder ein Jahr beendet. Es ist daher meine Pflicht, den lieben Glaubensgenossen durch den „Lutheraner“ meinen Bericht vorzulegen.

Obgleich durch den Ausbruch der Cholera in Europa die Einwanderung bedeutend gehemmt wurde, so landete demunge-

achtet im Jahre 1892 in unserm Hafen eine ganz beträchtliche Anzahl Passagiere. Es waren im ganzen 49 821 Personen, die von verschiedenen Dampferlinien nach Baltimore befördert wurden; 1568 mehr als im Jahre 1891. Unter diesen Einwanderern waren 30 684 Deutsche, 7516 Russen, 3674 Oesterreicher, 2682 Ungarn, 2101 Böhmen, 385 Schweden, 48 Norweger etc.

Unser Geldumsatz betrug Dollar 14 126.60. Geldvorschuße wurden im Betrage von Dollar 900.00 gemacht. An Arme sind Dollar 100.00 verschenkt worden, teils zur Deckung kleiner Defizits an Reisegeld, teils zur Beschaffung von Lebensmitteln. Passagiere wurden 1700 von mir befördert. Briefe erhalten 938, geschrieben 767.

Vor allem müssen wir dem lieben Gott von Herzen dafür danken, daß er uns bis jetzt vor der schrecklichen Cholerapest so gnädig bewahrt hat. Wenn auch Menschen noch so viele Maßregeln an Reisegeld, teils zur Beschaffung von Lebensmitteln, Passagiere wurden 1700 von mir befördert. Briefe erhalten 938, geschrieben 767.

Vor allem müssen wir dem lieben Gott von Herzen dafür danken, daß er uns bis jetzt vor der schrecklichen Cholerapest so gnädig bewahrt hat. Wenn auch Menschen noch so viele Maßregeln an Reisegeld, teils zur Beschaffung von Lebensmitteln, Passagiere wurden 1700 von mir befördert. Briefe erhalten 938, geschrieben 767.

Vor allem müssen wir dem lieben Gott von Herzen dafür danken, daß er uns bis jetzt vor der schrecklichen Cholerapest so gnädig bewahrt hat. Wenn auch Menschen noch so viele Maßregeln an Reisegeld, teils zur Beschaffung von Lebensmitteln, Passagiere wurden 1700 von mir befördert. Briefe erhalten 938, geschrieben 767.

Vor allem müssen wir dem lieben Gott von Herzen dafür danken, daß er uns bis jetzt vor der schrecklichen Cholerapest so gnädig bewahrt hat. Wenn auch Menschen noch so viele Maßregeln an Reisegeld, teils zur Beschaffung von Lebensmitteln, Passagiere wurden 1700 von mir befördert. Briefe erhalten 938, geschrieben 767.

Welche Not oft unsere Glaubensgenossen in Rußland zu bestehen haben, erfuhr ich auch wiederum durch ein Beispiel. Auf einem Schiffe kamen zusammen 65 Deutsche aus Rußland hier an. Die Leute erzählten mir, daß sie schon 12 Wochen unterwegs gewesen seien. Dreimal waren sie bis an die russische Grenze gekommen, und erst beim dritten Mal gestattete man ihnen die Weiterreise. Sie hatten natürlich auf der langen Reise ihr ganzes Geld verzehrt; auch fehlten ihnen die Lebensmittel für die Weiterreise von Baltimore. Da habe ich geholfen Geld zu kollektieren, wofür ihnen Lebensmittel beschafft wurden. Weil sie einen ganzen Wagen allein einnahmen, wurden die Lebensmittel an die Familienväter verteilt. Ihren Dank drückten sie dadurch aus, daß sie geistliche Vieder anstimmten, die von allen herzlich gesungen wurden. Einer der Familienväter wußte sich nicht genug dafür zu bedanken, daß sie nach der lieblosen Behandlung in ihrer alten Heimat hier Leute fanden, die ihnen hilfreich entgegen kamen.

Im Frühjahr kam während der Zeit von zwei Monaten jede Woche ein Dampfer mit nicht weniger als 2000 Passagieren. Die größte Zahl derselben kam mit einem Dampfer am 14. April an — es waren 2493 Personen. Eine solche Anzahl wird nicht an einem Tage von hier weiter befördert. Denn es gehört Zeit dazu, jede einzelne Person zu registrieren, für alle die Eisenbahnbillette zu lösen, das Gepäck zu untersuchen und zu markieren, das Geld umzuwechseln. Wie froh sind dann die Leute, wenn sie endlich die bereitstehenden Waggons zur Weiterreise besteigen können.

Wie es mit der Einwanderung in diesem Jahre wird bestellt sein, kann man noch nicht wissen. Es wird dies davon abhängen, welche Gesetze der Kongreß in Washington zur Regelung der Einwanderung erlassen wird.

Unsere lieben Gönner und Pastoren innerhalb der Synodal Konferenz, welche im letzten Jahre unsere hiesige Emigrantenmission treulich unterstützt haben, sei es durch Zusendung von Aufträgen für Freikarten oder durch Liebesgaben aus den Gemeinden, sage ich meinen innigen Dank. Der treue Gott möge es ihnen reichlich vergelten. Er fördere das Werk der Emigrantenmission, wie er bisher gethan!

H. Stürken,
554 North Gay Str.

Die landeskirchliche Versammlung der positiven Union in Berlin.

Eine der zahlreichen Parteien innerhalb der preußischen Landeskirche nennt sich „Positive Union“. „Positiv“ nennt sie sich, weil sie, im Gegensatz gegen den offensbaren Unglauben der Protestantenvereiner, Ritschlianer u. s. w., an dem „positiven“ christlichen Glauben der Kirche, als Dreieinigkeit, Gottheit Christi u. dergl. im großen und ganzen festhalten will. „Union“ aber im Gegensatz gegen die sogenannten „Vereinslutheraner“, welche sich einbilden, innerhalb der Union noch „lutherische Kirche“ zu haben.

Diese Partei hat sich, wie mehr oder weniger alle staatskirchlichen Parteien, je länger je mehr daran gewöhnt, mit dem Namen und der Stellung einer Partei in der Kirche völlig zufrieden zu sein, wie sie sich denn selbst mit Vorliebe „Fraktion“ d. i. Partei nennt. Daß überhaupt Parteiwesen in einer und derselben Kirchengemeinschaft auf die Dauer nicht allein unerträglich, sondern Sünde ist, die Erkenntnis scheint vor ihren Augen verborgen zu sein.

„Die Fraktion der positiven Union in der preußischen Landeskirche“ — so schreibt die „Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung“

vom 14. April, natürlich ohne ein Urteil ihrerseits hinzuzufügen — „kann auf ihre am 6. April in Berlin stattgehabte landeskirchliche Versammlung mit Befriedigung zurückblicken“. Warum? Weil mit dem Hofprediger a. D. Stöcker, mit welchem sich die Partei überworfene hatte, wieder eine Vereinigung zu Stande gekommen war, also daß „der bisherige Fraktionsvorstand mit Stöcker als Mitglied bestätigt“ wurde. Dies nennt die „Allg. ev.-luth. Kz.“ „wichtiger“ als alle anderen Beschlüsse.

Im übrigen waren es zwei Vorträge, welche die „Fraktion“ beschäftigten. Den ersten hielt der Greifswalder Professor D. Cremer über die Frage: „Warum können wir das Apostolikum nicht aufgeben?“ Wenn da gesagt wird, man könne das Apostolikum „nicht aufgeben“, „es gilt festzuhalten“, an der Gottheit Christi „halten wir unentwegt fest“, „das Apostolikum muß gehalten werden im Interesse der Landeskirche nicht allein, sondern der gesamten Christenheit“ u. s. w., so darf man, so gut gemeint alle solche Redensarten sonst sein mögen, nie vergessen, daß es sich dabei eigentlich immer nur um die „Fraktion der positiven Union“ handelt, die (in ihrem Sinne natürlich) „festhalten“ will. Man verdenkt es der Ritschlianischen Schule, daß sie „nicht allein den Anspruch auf Duldung, sondern auf Herrschaft“ erhebt. Denn das ist ja offenbar gegen das Programm und Recht der „Union“. Wenn dabei die Versammlung „der Theologie, welche einen rein subjektiven Glauben* als den allein berechtigten Standpunkt innerhalb der Reformation behauptet, eine Berechtigung überhaupt bestritt“, so darf man das ja nicht so verstehen, als werde den ungläubigen Parteien in der Kirche jede Berechtigung abgesprochen. Das wäre ja gegen die „Union“. Nein, nur als „allein berechtigtem Standpunkte“ wird dem Unglauben die Berechtigung abgesprochen. Daß ungläubige Professoren und Pastoren in der Kirche sind, ist den Unierten etwas ganz Selbstverständliches, daß zu ändern sie sich auch gar nicht viel vergebliche Mühe geben. Ihr Streben geht nur dahin, neben jenen auch noch für ihre „Fraktion“ ein gewisses Recht zu behalten.

Den zweiten Vortrag hielt Hofprediger Stöcker über „Friedrich Wilhelm IV. und die kirchliche Selbständigkeit“. Die Gedanken dieses frommen Königs „an eine episcopale Verfassung“ seien leider nicht zur Durchführung gekommen. „Aber das Ideal der Freiheit der Kirche unter dem Landesfürsten als oberstem Ordner und Schirmer der Kirche ist als ein teures Vermächtnis von ihm hinterlassen“. In diesen Worten liegt ein doppelter Widerspruch. Indem man sich ängstlich zu verwahren sucht, „daß die Bewegung für die Selbständigkeit der Kirche sich nicht gegen das landesherrliche Kirchenregiment wendet“ und dabei sich bemüht, einen gewissen Fürsten als Schild vorzuschieben, sieht man einesteils nicht, daß „Freiheit“ der Kirche unter einem Menschen, dem sie nicht widersprechen darf und den sie unter keinen Umständen absetzen kann, auf die Dauer unmöglich ist. Andererseits aber beachtet man nicht, daß die Gedanken Friedrich Wilhelms IV., geeigneterer Hände zu finden, denen er das Kirchenregiment übergeben könne, doch nicht gerade auf Beibehaltung „landesherrlichen Kirchenregimentes“ gerichtet waren. Was übrigens den so heiß ersehnten „Bischof“ betrifft, so sollte man lieber nicht allzuviel den Teufel an die Wand malen. Die „geeigneten Hände“ sind schon bereit sich auszustrecken. Jedenfalls sieht der große „Bischof“ zu Rom die jetzt häufiger denn je sich wiederholenden Aufwartungen „protestantischer“ Fürsten und „evangelischer“ Oberbischöfe mit allem, was drum und dran hängt, nicht so ganz ungerne. Wenn man also durchaus einen „Bischof“ haben will, weil man am Herrn Christo nicht genug hat, warum denn nicht? —

* d. i. ein allgemeines „Gläubigsein“ ohne bestimmten Inhalt des Glaubens.
H—r.

Seitens eines „Flügels“* wurde zu ruhiger Entwicklung aufgefordert. Aber die Versammlung war offenbar von dem Verlangen erfüllt, nach den vielen Reden endlich einen Erfolg zu sehen. Und darin hatte sie recht. „Will die evangelische Kirche das geistige Leben Deutschlands beherrschen (darum?! H—r.), so darf sie nicht eine Magd des Staates bleiben“. So schließt der Berichtsfasser der „Allg. ev.-luth. Kz.“ Wir setzen dazu noch die Erinnerung Hfr. Aurbachs und D. Cremers: „Wer nicht den Mut habe, von Selbständigkeit zu reden, habe auch nicht die Kraft selbständig zu sein“, erlauben uns aber unsererseits diesen Satz zu vervollständigen also: Wer nicht Einsicht, Willen und Kraft hat, von dem göttlichen Rechte christlicher Freiheit und kirchlicher Selbständigkeit Gebrauch zu machen, ist auch nicht wert selbständig zu sein. H—r.

Im Anschluß hieran sei noch folgende in Nr. 85 des „Reichsboten“ enthaltene Zuschrift mitgeteilt:

„Mit großer Bewegung und tiefem Schmerze hat Schreiber dieses wie viele andere den von Berlin ausgehenden Streit um das Apostolikum verfolgt und unter anderem auch den Bericht über die Versammlung der Freunde der positiven Union gelesen. Obgleich er nicht zu dieser Partei gehört, so ist es ihm und, wie er weiß, vielen aus der Seele gerebet, wenn Stöcker sagt: Wir leben in einer Stunde der Entscheidung. Es gilt einen Kampf um Sein oder Nichtsein für die Kirche und Theologie. Auch jene Versammlung scheint diesen Worten zugestimmt zu haben, wenigstens ist nichts von einem Widerspruch zu lesen. Wenn das der Fall ist, dann sollte man meinen, ist es hohe Zeit einzusehen, daß in diesem Kampf um die höchsten Güter der Kirche mit bloßen Vorträgen, Reden, Resolutionen und Flugchriften, so gut sie auch sein mögen, nichts ausgerichtet wird, wenn die That fehlt. Erst sie giebt dem allen den rechten Nachdruck. Aber sie wird gerade unter uns Deutschen so oft schmerzlich vermißt. Unter dieser That meinen wir zunächst nicht das, was die kirchliche Oberbehörde zu thun hat, der man gewiß auch das Gewissen schärfen und die Verantwortung, soweit sie sie wirklich trägt, ins Gewissen schieben muß, sondern die That, die jeder selbst thun kann, ohne erst einen anderen dazu zu brauchen.

Die That, die ich meine, besteht in folgendem: 1. Daß man bußfertig erkenne, daß unsere moderne Theologie, selbst ein gut Teil der sich gläubig nennenden, von dem festen Grunde des lauterer Wortes Gottes, wie es in der heiligen Schrift niedergelegt ist, heruntergerutscht ist und ihren Bau auf dem unbeständigen Sand von Menschenmeinungen, Gefühlen, Glaubensbewußtsein, sicheren Resultaten der Kritik u. s. w. aufzuführen unternommen hat. Hier kann nur eines helfen: entschiedene Rückkehr zu dem untrüglichen Worte Gottes, als Gegenstand des Glaubens. 2. Daß man bußfertig erkenne, daß eine Kirche nur in dem Maße Aussicht auf festen Bestand und Autorität hat, als sie an dem Bekenntnis, dem sie ihre geschichtliche Entstehung zu danken hat, festhält. Erstirbt die Wurzel, so welkt der Baum. 3. Daß, wo die Irrlehre so klar und offen, so hartnäckig und herausfordernd vorgetragen wird, wie wir es in der jüngsten Zeit erlebt haben, entschiedene Stellungnahme und Scheidung von den Vertretern derselben zur Pflicht wird, wenn man anders Christi und der Apostel treue Warnungen und ernste Mahnungen befolgen will.** 4. Daß man die studierende Jugend nur

dann vor dem Geiste der Irrlehre schützt, wenn man sie nicht mehr in die Hörsäle, wo sie vortragen wird, sendet. Es kann nichts Thörichteres geben, als öffentlich eine Irrlehre verdammen und dann seinen Sohn zu den Füßen des Professors, der sie vorträgt, sitzen lassen und schließlich diesem Sohne noch Vorwürfe machen, wenn er von der Irrlehre angesteckt wird. Aber doch sind die Hörsäle der Ritschianer in Berlin, Göttingen, Halle und a. D. noch voller Zuhörer, und je geschickter sie ihre Angriffe gegen die Kirchenlehre vortragen, desto größer ist der Zulauf. Wie sehr beschämen uns hierin die Aerzte! Als die Cholera in Hamburg ausbrach, welche Vorsicht, welche Absperrung, welche genaue Untersuchungen, wie viele Maßnahmen, um der Verbreitung der Seuche entgegenzuwirken! Ist denn der Unglaube weniger gefährlicher als die Cholera?! Schreiber dieses kommt seit einer Reihe von Jahren fast täglich mit Studenten in Berührung, da hat er Gelegenheit zu beobachten, wie die Studenten fast nach jedem Kolleg, das sie gehört haben, irgend einen Eindruck mitbringen, der auf ihr Denken bestimmend einwirkt. Manche überwinden allmählich die widrigen Eindrücke, aber viele, ja die meisten, werden davon überwunden. Was hilft es da, den Studenten gute Ermahnungen und Vertrauensvotum zu geben? Das ist Mondschein! Mit Mondschein wird kein Eis geschmolzen! Schreiber dieses kennt eine Anzahl Pastoren, die bitter klagen über den Abfall ihrer Söhne vom Glauben. Aber waren sie, die Väter, nicht auch eine Ursache davon, wenn sie ihre Söhne in die Hörsäle senden, wo ihnen das Rückgrat des Glaubens gebrochen wurde? Wer das Wohl der Kirche und das seiner Söhne im Auge hat, der sollte alle Rücksichten beiseite setzen und keine Kosten scheuen, seine Söhne auf Universitäten zu senden, wo Gottes Wort noch etwas gilt. Gott Lob, daß wir noch solche Universitäten haben, wie Greifswald, Erlangen u. a.*

Wenn so die Jugend der gläubigen Kreise unseres Volkes jene Hörsäle meidet und man auch die obigen Punkte 1 bis 3 berücksichtigt, dann wird man auch in jenem Lager wenigstens das anerkennen müssen, daß wir es ernst meinen mit unserem Proteste gegen jene Neologie und daß die Thaten den Worten entsprechen.“

(Aus dem „Lutherischen Volksblatt“.)

Welches ist ein Hauptunterschied unserer lutherischen Kirche von allen anderen Kirchen?

Es ist eine Haupt- und Grundlehre unserer lutherischen Kirche, daß die göttliche Gnade, die Vergebung der Sünden und der Heilige Geist nur durch Mittel, d. i. durch das Wort Gottes und die heiligen Sakramente dem Menschen angeboten und dem Gläubigen gegeben werden. Alle anderen Kirchen aber achten diese Mittel gering, als wären sie bloße leere Zeichen und Ceremonien, und glauben und lehren, daß Gott unmittelbar vom Himmel herab denen, die ihn bitten, Vergebung der Sünden und den Heiligen Geist mitteile und gleichsam einflöße. Sie wollen durch eigene Vereining, durch ihre Andacht, Gebet und Frömmigkeit die Gnade erlangen, die Gott allein durch seine verordneten Gnadenmittel allen Sündern frei anbietet

Landeskirchen die Augen hierüber öffnen! Möchten sie den Abscheu vor der Separation, welche doch die einzige Hilfe bietet, fahren lassen, um sich und ihren Kindern den Glauben zu erhalten. W.

* Es ist freilich eine bedenkliche Täuschung, wenn man die genannten Fakultäten für wesentlich besser hält. Ein Gradunterschied ist, von Leipzig abgesehen, wo auch das kaum mehr gilt, vorhanden, mehr aber nicht. Wer freilich die in der modernen positiven Theologie grassierenden Irrtümer nicht erkennt, kämpft gegen die Irrtümer der Liberalen mit zerbrochenem Schwert. W.

* Die „Fraktion“ hat nämlich auch „Flügel“, nämlich Parteien in der Partei. H—r.

** Eine solche Scheidung ist, wie die Dinge liegen, ohne Separation von der Landeskirche gar nicht ausführbar. Möchten doch die von den ungläubigen Professoren verübten Gräueln den Gläubigen in den

und darreicht, und welche die wahren Christen mit der Hand des Glaubens ergreifen und sich zueignen. Daher kommt denn auch die Gleichgültigkeit gegen die reine Lehre und die Werthschätzung der Taufe und des heiligen Abendmahls.

Der Gerechte wird seines Glaubens leben. „Solchen Glauben zu erlangen hat Gott das Predigamt eingesetzt, Evangelium und Sakrament gegeben, durch welche er, als durch Mittel den Heiligen Geist giebt, welcher den Glauben, wo und wenn er will, in denen, so das Evangelium hören, wirkt“ u. s. w. (Augsb. Konf., Art. 5). „Darum sollen und müssen wir darauf beharren, daß Gott nicht will mit uns Menschen handeln, denn durch sein äußerlich Wort und Sakrament. Alles aber, was ohne solch Wort und Sakrament vom Geist gerühmt wird, ist der Teufel“ (Schmalk. Art. III, 8). „Daß aber gesagt wird, niemand komme zu Christo, der Vater ziehe ihn denn, ist recht und wahr. Aber der Vater will das nicht thun ohne Mittel, sondern hat dazu sein Wort und Sakrament als ordentliche Mittel und Werkzeuge verordnet, und ist weder des Vaters noch des Sohnes Wille, daß jemand die Predigt seines Wortes verachten und auf das Ziehen des Vaters ohne Wort und Sakrament warten solle“ u. s. w. (Konfordinformel, Art. 11).

So kann ich meines Glaubens und meiner Seligkeit auch nur gewiß sein auf Grund der Gnade Christi, die ich im hör- und sichtbaren Worte Gottes (Sakramente) finde. Wer diese Mittel gering achtet und mit Gott unmittelbar handeln will, woran oder wie will der denn nun merken oder gewiß werden, daß der Heilige Geist in sein Herz gekommen ist, oder daß der Herr sich seiner Seele genahet und ihm die Sünden vergeben hat? Man meint in seinem Herzen die Wirkung des Heiligen Geistes oder die Nähe des Heilandes oder gar die himmlische Gnadenstimme, die uns die Sünde vergiebt, inwendig gefühlt, gehört und erfahren zu haben. Auf diese innere Erfahrung, auf dieses Gefühl seines Herzens trauend und bauend, glaubt man der Gnade Gottes und der Vergebung seiner Sünden und des ewigen Lebens gewiß zu sein. So gewiß es aber ist, daß die Gnadenwirkungen des Heiligen Geistes durchs Wort sich kräftig erzeigen und der gläubige Christ im seligen Gottes-Frieden getrost nun mit aller Zubersticht sein „Abba, lieber Vater“ beten kann; so verkehrt wäre es, wollte er auf diese und andere Erfahrungen in seinem Glaubensleben hoffen und bauen, und nicht einzig und allein auf die klaren Gnadenverheißungen im Worte Gottes. Das wäre ein Sandgrund, der in Anfechtung nicht Stand hält; denn unser Herz ist bald ein troziges, bald ein verzagtes Ding. Nein! Damit der arme Sünder, obschon sein Herz ihn verdammt, einen festen Grund seines Glaubens habe und gewiß wisse, wie und wo er Vergebung seiner Sünden und den Heiligen Geist bekommen soll, daß er hierüber nicht in Ungewißheit bleibe, oder auf falsche Einbildungen sich stütze; so handelt Gott mit uns durch das hörbare Wort und die sichtbaren Sakramente als die Mittel seiner Gnade. Da haben wir eine vollkommen klare und feste Gewißheit über die Vergebung unserer Sünden, die er uns in seinem Wort anbietet und darreicht und mit seinen Sakramenten besiegelt. „Wer denselbigen Worten“ (worin uns Gott Vergebung der Sünden zusagt) „glaubet, der hat, was sie sagen und wie sie lauten, nämlich Vergebung der Sünden“.

„Ich glaub, was Jesu Wort verspricht;
Ich fühl es oder fühl es nicht!“

„Da ist also nicht nötig (wie Luther sagt), daß du dich unter freien Himmel stellst und das Maul aufsperrst, ob dir etwa der Heilige Geist hineinflüge, es ist nicht nötig, daß du auf Träume und Gesichte wartest, in denen sich Gott dir etwa offen-

bare, es ist nicht nötig, daß du in deinem verborgenen Kämmerlein ängstlich lauschest und Acht giebst, ob sich nichts reget und hören läßt, sei es in dir oder außer dir, woraus du erkennst, ob dir deine Sünden vergeben sind. Nein, hier nimm das Wort Gottes in deine Hände, höre die Predigt des Evangelii, das ist die Stimme, worin Gott selbst zu dir redet und dir sagt: Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben. Und so gewiß diese Worte zu dir gesprochen werden, so gewiß du sie hörst mit eigenen leiblichen Ohren, so gewiß sind dir deine Sünden vergeben und die Seligkeit ist dir zugesagt, als durch Gottes eigene und mündliche Worte. Oder nimm die heiligen Sakramente: sie sind die Hand, die Gott selbst dir darreicht und worin er dir seine himmlischen, unsichtbaren Güter in den sichtbaren und leiblichen Elementen darreicht und schenkt, so daß du es mit Ohren hörst und mit Augen siehst. Will nun der bußfertige Sünder Vergebung seiner Sünden haben, dann soll er nicht darauf sehen, was inwendig in seinem Herzen vorgeht, sondern hierher soll er kommen zu Gottes Wort und den Sakramenten, da soll er hören, wie der Herr ihm die Sünden vergiebt, ihm seinen Leib und Blut schenkt und darreicht. Daß soll er hören und glauben, und dann gewiß dabei bleiben: Hier hat der Herr selbst durch den Mund seiner Diener zu mir gesprochen, hier hat Er mir Gnade und Seligkeit geschenkt und zugesagt, da habe ich es also empfangen.

„Sein Wort, sein Tauf, sein Nachtmahl
Dient wider allem Unfall;
Der Heilige Geist im Glauben
Lehrt mich darauf vertrauen.“

Das ist nun gesagt zum Trost der armen Sünder, „deren Herz von Sünd ist schwer und vor Angst betrübet sehr“. Dagegen ist den sicheren und fatten Seelen zu sagen, daß sie die Gnadenmittel ja nicht mißbrauchen sollen zur Sorglosigkeit in ihren Sünden, wobei sie den eigentlichen Zweck der Gnadenmittel, nämlich Christum recht zu haben und zu erlangen, gänzlich versäumen. Das ist der greuliche, schändliche Pharisäerwahn bei vielen auch in unserer Kirche, daß sie hingehen zum heiligen Abendmahl aus bloßer Gewohnheit, ohne dadurch aufs neue der seligen Gnadengemeinschaft mit ihrem Heilande versichert zu werden. Durch einen solchen Gebrauch des heiligen Sakraments kann nur ein papistischer Wahnglaube erzeugt werden.

„Eile, wie Verlobte pflegen,
Deinem Bräutigam entgegen,
Der da mit dem Gnadenhammer
Klopft an deine Herzensstammer;
Deß'n ihm bald die Geistesporten,
Reb' ihn an mit schönen Worten:
Komm, mein Liebster, laß dich küssen,
Laß mich deiner nicht mehr missen.“

Daß die Apostel Kinder getauft haben,

geht hervor aus folgenden Zeugnissen der Kirchenväter, welche Konrad Schlüsselburg in der Epistola Dedicatoria des 12. Buches seines Catalogus Haereticorum (S. 12 ff. in der Ausgabe von 1599) anführt:

Origenes (zu Röm. 6) spricht: „Daher hat die Kirche auch von den Aposteln die Ueberlieferung empfangen, auch den kleinen Kindern (parvalis) die Taufe zu geben; denn es mußten jene, denen die Geheimnisse der göttlichen Sakramente anvertraut worden sind, daß in allen angeborene Flecken der Sünde sind, welche durch Wasser und Geist ausgetilgt werden mußten.“

Cyprianus (3. Buch, 8. Epistel): „Wie Gott die Person nicht ansieht, so auch nicht das Alter, da Er sich mit völliger

Gleichmäßigkeit allen zur Erlangung der himmlischen Gnade als Vater darbietet."

Derselbe schreibt, daß die Meinung eines, welcher ein Kind nicht vor dem achten Tage taufen wollte, verworfen worden sei. (Dies Bedenken, nicht vor dem achten Tage zu taufen, kam aus falscher Rücksicht auf die Beschneidung; es beweist aber schon dieses Bedenken, daß die Kindertaufe damals im Gebrauch gewesen sein muß.)

Augustinus (3. Buch, 5. Epistel): „Deshalb, geliebtester Bruder, war das im Räte unsere Meinung, daß von der Taufe und von der Gnade Gottes, welcher allen sowohl barmherzig als auch gnädig als auch fromm ist, durch uns niemand abgehalten werden dürfe. Wenn das nun gegen alle zu beobachten und festzuhalten ist, so meine ich, es müsse noch mehr gegen die Kinder und Neugeborenen beobachtet werden, welche eben dadurch unsere Hilfe zur göttlichen Barmherzigkeit mehr verdienen, weil sie, gleich bei der Geburt klagend und weinend, nichts anderes thun, als (uns) anflehen."

Derselbe (2. Buch de nuptiis et concupiscentia): „Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Aber ihr vortrefflichen* Christen, antwortet Christo, wenn ihr gekommen seid, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Sind denn die kleinen Kinder nicht verloren? Sind sie etwa selig geboren? Gehe zu den Alten, wir haben dir von deinen Worten zuvor geschrieben. Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken."

Derselbe (im 2. Buch gegen Pelagius im 11. Kapitel) spricht, von der Kindertaufe redend, also: „Indem Gott die Kleinen mit den Großen befreit, zeigt Er an beiden, daß Er sie herausreißt aus der Obrigkeit der Finsternis."

Derselbe („Von den kirchlichen Dogmen" c. 34): „Wer immer leugnet, daß die kleinen Kinder, die eben von Mutterleibe gekommen sind, zu taufen seien, oder wer sagt, daß sie zwar zur Vergebung der Sünden getauft werden, daß sie aber von der Erbsünde nichts von Adam überkommen haben, was durch das Bad der Wiedergeburt verlohnt werden müßte, woraus folgen würde, daß die Form der Taufe „zur Vergebung der Sünden" bei ihnen nicht richtig, sondern falsch verstanden würde, da der Apostel sagt: Durch Einen Menschen ist die Sünde gekommen in die Welt und der Tod durch die Sünde und ist also zu allen Menschen hindurch gedrungen, in dem sie alle gesündigt haben — der hat ein anderes Verständnis, als die allgemeine Kirche, die allenthalben verbreitet ist. Denn wegen dieser Glaubensregel werden auch die Kinder, die in sich selbst noch keine Sünde begehen konnten, deshalb wahrhaftig zur Vergebung der Sünden getauft, daß in ihnen durch Wiedergeburt gereinigt werde, was sie aus der Geburt bekommen haben."

Derselbe („Von der Kindertaufe und Erbsünde"): „Es steht nicht geschrieben: Es sei denn, daß jemand wiedergeboren werde aus dem Willen der Eltern oder aus dem Glauben der Darbringenden oder Verwaltenden, sondern: Es sei denn, daß jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist. Es wieder- gebiert also das Wasser, indem es äußerlich das Sakrament der Gnade darreicht, und der Geist, indem Er innerlich die Wohlthat der Gnade wirkt, die Fesseln der Schuld löst und das Gute der Natur versöhnt, in dem Einen Christo den Menschen, der aus dem Einen Adam gezeugt ist."

* Er redet spottweise, weil diejenigen, welche die Kindertaufe verworfen, sich für besonders treffliche Christen hielten, wie noch jetzt die Baptisten.

Nachrichten und Bemerkungen.

Das „Medl. Kirchen- und Zeitblatt" giebt sich je länger je mehr dazu her, den grundsätzlichen Irrlehren Raum zu gewähren, ohne auch nur ein Wort dazu zu sagen. War es vor nicht langer Zeit ein „Laie", welcher die von Professoren und Pastoren erlernte Leugnung der Inspiration der heiligen Schrift auf seine Weise zu Markte trug, so jetzt wieder einer (der „Christlich-konservative" Gutsbesitzer Bod), der es unternommen hat, den Artikel von der Rechtfertigung durch eine „tiefer Auffassung" der „Gesamtwissenschaft" „fortzubilden" d. i. umzu- stoßen. So lesen wir nämlich in einem Aufsatze desselben „Es giebt nur ein Geheimnis — das Leben" in Nr. 11 des „Medl. Kirchen- u. Zeitbl." vom 10. April: „Auch kann man in diesem Fall auf das Hilfs- mittel, das Gerechtmachen in ein Gerech-Erklären zu verwandeln, ver- zichten. Durch die Erzeugung eines neuen Lebens in uns werden wir de facto (wirklich) von Gott gerecht gemacht". Und: „Die Sündenver- gebung... ist nicht identisch (gleichbedeutend) mit der Rechtfertigung." Und: „Von dem Augenblick an, daß man lehrte, Gott sehe um des Verdienstes Christi willen den Menschen als gerecht an, erklärte ihn des- halb für gerecht, mußte man sich einen Menschen konstruieren, der als gerecht angesehen werden konnte. Die Schrift weiß nichts von diesem Menschen, diesem 'Ich', ebensowenig, wie sie etwas davon weiß, daß Gott den Menschen als gerecht ansieht, für gerecht erklärt. Nach der Schrift macht Gott uns durch die Mitteilung des Christuslebens in der Wiedergeburt gerecht. Nur dieses Christusleben, der neue Mensch, ist gerecht." Wenn ein „Laie" nicht weiß, daß dies genau die römisch- „katholische" Lehre ist und eine Verleugnung und Kästung der christ- lutherischen Lehre von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott allein durch den Glauben, so ist das nur tief zu beklagen, und man fragt billig: „Was für einen Seelherger mag der arme Mann haben?" und: „Was für einer Kirche" mag er wohl angehören?" Wenn aber Pa- storen der „besseren" Landeskirche in dem von ihnen herausge- gebenen Blatte anstandslos dergleichen drucken können, was soll man dazu sagen? Und was werden ihre Amtsbrüder dazu sagen? Vielleicht auch nichts? Und wenn auch: Was können sie schließlich mehr als ihre „Meinung" — sagen? H-r.

Synodal-Anzeige.

Die Synode der evangelisch-lutherischen Freikirche in Sachsen u. a. St. wird sich, so Gott will, in diesem Jahre innerhalb der St. Johannisgemeinde zu Planitz in Sachsen versammeln. Sie tritt am 19. Juli (Mittwoch) nach dem 7. Sonntage nach Trinitatis) zusammen und werden Thesen über die Lehre von der Auferstehung des Fleisches, sowie Thesen über das Vorsteher- amt zur Besprechung kommen. Wer sonst noch etwas vorzulegen wünscht, wolle mir das bis zum 21. Juni mitteilen. Insbeson- dere bitte ich um rechtzeitige Mitteilung etwaiger Wünsche in betreff der Verteilung der Zuschüsse aus der Synodalunter- stützungskasse. — Während der Synode findet eine allgemeine Pastoral-Konferenz statt.

Niederplanitz, 10. Mai 1893. O. Willkomm, P.,
d. B. Präses.

Buch-Anzeige.

Die Sage der lutherischen Kirche vor dem Konsistorium in Kiel und dem Kultusministerium in Berlin. Aftenmäßige Ge- schichte eines Kampfes um das lutherische Bekenntnis von Bernhard Wendt, früher Pastor in Süderhastedt (Holstein), jetzt Pastor der Hermannsbürger Freikirche in Neftau, Kreis Uelzen (Hannover). Hannover, Kom- missionsverlag von Wolff & Bohorst Nachfolger, 1893. 144 Seiten. 80. Preis broschiert M 1.20.

Hier bietet Herr Pastor Wendt alle seinen Streit mit dem Kon- sistorium und seine Abiegung betreffenden Akten dar. Bei der entscheidenden Bedeutung, die dieser Streit hatte, ist es gut, diese Akten zusammen zu haben, und wünschen wir deshalb dem Hefte weite Verbreitung. W.

Konferenz in Frankenber den 6. Juni.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

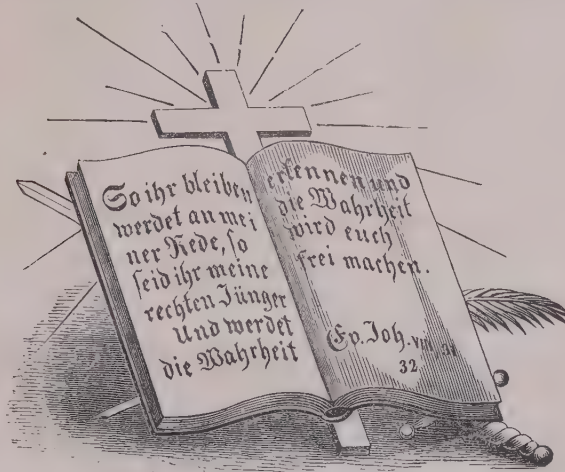
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die L. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 18. No. 21.

Zwickau in Sachsen.

8. Oktober 1893.

Missionsfestpredigt,

am Synodalsonntage, den 23. Juli 1893 (8. Sonnt. n. Trin.) in Planitz gehalten und auf Beschluß der Synode dem Druck übergeben von P. W. Hübener.

I. A. I.

Herr Jesu, lieber Heiland, wir danken Dir, daß Du, wahrhaftiges, ewiges Licht, in diese finstere Welt gekommen bist, alle Menschen zu erleuchten, die in diese Welt kommen. Wir danken Dir, daß Du auch zu uns gekommen und unser Licht geworden bist, daß wir nicht mehr in Finsternis zu wandeln brauchen. Nun bitten wir Dich herzlich: Bleibe bei uns heut und allezeit, daß unsere Leuchte nicht verlösche in der Finsternis, und gieb uns Gnade, daß wir Dein Licht noch weiter leuchten lassen, damit noch viele zu demselben kommen mögen. Dazu segne uns auch dieses heutige Missionsfest, um Deines Namens willen. Amen.

Text: Matth. 5, 14—16.

„Ihr seid das Licht der Welt. Es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein. Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter, so leuchtet es denen allen, die im Hause sind. Also laßt euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“

In dem Herrn Geliebte!

Durch Gottes Gnade sind wir, sonst einzelne versprengte Häuflein, heute hier in Scharen versammelt, zu Gottes Ehre und unseres Herzens Freude. Da wollen wir auch wieder ein gemeinsames Missionsfest feiern. Nicht weil es Mode-sache ist. Auch nicht, weil es Gewohnheit ist. Sondern weil es Bedürfnis ist und not thut, daß wir außer unserem altkirchlichen Missionsfeste, welches wir Epiphantias feiern, auch einmal des Jahres in größerer Gemeinschaft miteinander des

Rechten und der Pflicht, Mission zu treiben, uns erinnern und aus Gottes Wort uns versichern lassen, damit wir nicht laß und träge werden, wozu wir nach unserem Fleische leider nur zu geneigt sind. So laßt uns denn auf Grund unseres Textes betrachten:

Inwiefern alle wahren Christen als das Licht der Welt Recht und Pflicht haben, Mission zu treiben.

Wir handeln

1. von ihrem Recht,
2. von ihrer Pflicht.

I.

„Ihr seid das Licht der Welt.“ Mit diesen Worten macht unser Herr Christus einen starken Unterschied zwischen Licht und Welt. Die Welt, d. i. alle Menschen, wie sie von Natur sind, ist dunkel und finster und bedarf eines Lichtes. Nun giebt es wohl allerlei Licht in der Welt, ja die Welt rühmet sich ihres Lichtes, nämlich der Vernunft, Klugheit, Aufklärung, Bildung, Wissenschaft u. dgl. Aber das alles ist irdisches, natürliches Licht, und ist gegen das wahre, geistliche, himmlische, seligmachende Licht gar nicht zu rechnen, ja, wie es durch die Sünde geworden ist, Finsternis und feindselig gegen das wahre Licht.

Diese dunkle, finstere Welt soll und muß erleuchtet werden, wenn ihr anders geholfen werden soll. Wo ist nun aber das Licht, und wo kommt es her? Von unten kommt es nicht und kann es nicht kommen. Denn hier ist es nicht, weil alles finster geworden ist durch die Sünde. Es ist offenbar, daß nur solche der Welt helfen und ihr ein Licht an- stecken können, die selbst Licht haben und Licht sind. Da- her kann auch ein Blinder einem Blinden den Weg wei- sen. Werden sie nicht alle beide in die Grube fallen?“ Wo- her die Leute, die der armen verfinsterten Welt Licht bring-

„Ihr seid das Licht der Welt“, sagt der Herr Jesus. Damit meint er alle wahren Christen. Die sind das Licht der Welt, und darum haben sie das Recht und die Macht, die Welt zu erleuchten, d. h. Mission zu treiben. Aber ist das auch wirklich wahr und gewiß? Sind das alle Christen, und nur die Christen? Die Kinder der Welt, wenn sie das hören, sagen: „Was sind das für hochmütige, vermessene Leute, daß sie sich einbilden, allein das Licht und die Wahrheit zu haben, und daß sie uns, die wir nicht alles glauben, was sie glauben, uns, die wir doch so viel fortgeschrittener sind als sie, für unerleuchtete und verdammte Menschen halten!“ Ja, wenn man es recht bedenkt: Ein Licht der Welt, das Licht der Welt zu sein ist eine so überaus große Sache, daß man selbst nicht glauben möchte, daß es wirklich so sein sollte. Es kommen auch wohl einem Christen solche Gedanken und Zweifel, daß er fragen möchte: Ist es denn wirklich so? Sollte es möglich sein?

„Das Licht der Welt“, wie? ist das nicht eigentlich der Herr Christus, der Sohn Gottes Selbst und Er allein? Allerdings. Denn von ihm heißt es Joh. 1: „In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen.“ Und Joh. 8 spricht er: „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolget, der wird nicht wandeln in Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.“ Und sonst oft also. Ja: Er ist der lebendige Gott Selbst: Licht vom Licht, wie es im Psalm heißt: „Du, Herr, bist die lebendige Quelle, und in deinem Lichte sehen wir das Licht.“ Wie kann und darf denn ein Mensch sich Ihm gleichstellen und sich für das Licht der Welt halten? Heißt es denn nicht ausdrücklich auch sogar von einem Johannes dem Täufer, dem Größesten unter allen, die von Weibern geboren sind (Christum allein ausgenommen): „Er war nicht das Licht, sondern daß er zeugete von dem Licht?“

Allerdings: Im ursprünglichen und eigentlichen Sinne, als die einzige und ewige Quelle des Lichts, alles Lichts, ist Gott allein, ist der Herr Jesus, der wahrhaftige, ewige Gott, „das Licht der Welt“. Allein hier in unserem Texte sagt ja derselbe Herr ganz klar und deutlich, nicht: „Ich bin das Licht“, sondern: „Ihr seid das Licht der Welt“. Damit meint er ja doch gewisse Menschen. Zunächst und in einem besonderen Sinne freilich die Apostel. Denn wie es der Herr zu diesen unmittelbar gesagt hat, so hat er auch sie unmittelbar ausgesandt und hat sie mit dem Heiligen Geiste wunderbarer Weise gesalbt und mit seinem Worte ausgerüstet, wie er denn auch sagte: „Wer euch höret, der höret mich“. So haben sie gepredigt in seinem Namen, und er wirkte mit ihnen. So haben sie auch das neue Testament verfaßt, und dadurch sind sie das Licht der Welt geworden, auch unser Licht. Doch wiederum nicht so, als wäre dies ein anderes Licht als Jesus selbst. Jesus ist das Licht, welches in ihrem Worte leuchtet. So sind sie für ihre Person zwar nicht das Licht, so wenig wie Johannes der Täufer. Aber sie zeugeten, gleich ihm, von dem Licht und thun es noch fort und fort in ihren Schriften, unfehlbarer Weise. Denn was sie redeten und schrieben, hat der Herr durch sie geredet und geschrieben. Und so sind sie das Licht der Welt.

Nun aber wir? Wir sind doch nicht den Aposteln gleich. Freilich nicht, auf eine Weise. Denn durch die Apostel und ihre Schriften als das Licht der Welt sind wir zu Jesus, dem eigentlichen Licht gekommen. Aber, wie auch immer: Wir sind dazu gekommen, wenn wir anders Christen sind. Denn, der da hieß das Licht aus der Finsternis hervorleuchten, hat einen hellen Schein auch in unsere Herzen gegeben,

daß durch uns entstünde die Erleuchtung von der Erkenntnis der Klarheit Gottes in dem Angesichte unseres Herrn Jesus Christi“ (2 Kor. 4, 6). Und: „Nun aber spiegelt sich in uns allen des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesicht“ (2 Kor. 3, 18). So sind wir und alle wahren Christen auch Licht, ja das Licht der Welt geworden. Und also bestehet's alles wohl zusammen: Jesus ist das Licht der Welt, leuchtend in dem Worte der Apostel und Propheten, leuchtend aber auch in uns und durch uns, weil und soweit wir von Ihm durch das Wort erleuchtet sind. O wunderbare Gnade, o unaussprechliche Ehre, zu der wir gekommen sind, ein Licht, ja das Licht der Welt zu sein!

Aber wohl gemerkt: Nur die wahren Christen, die im lebendigen Glauben stehen, die den Heiligen Geist und das himmlische Licht im Herzen haben, die aus dem Worte Gottes gezeugt sind und im Worte leben, die sind das Licht; andere nicht. Kein Gottloser, kein Heuchler kann das sein. Wohl mögen auch die Heuchler einen gewissen Schein verbreiten. Ja, wie die Strahlen der Sonne etwa auch eine dunkle, glatte Fläche bescheinen und von ihr zurückgestrahlt werden können, so kann das Licht des Lebens auch von einem Heuchler äußerlich abstrahlen und also wirklich glänzen, wirklich andere erleuchten, so daß wir, die wir keine Herzenskündiger sind, nicht wissen können, ob das Licht wirklich von innen, oder ob es nur von außen kommt. Aber wirkliches Licht, Licht der Welt sind die Heuchler nicht. Nun frage sich jeder: Bist du Licht? Bist du auch das Licht der Welt? Kannst du diese Frage mit „Ja“ beantworten, so danke Gott für solche Gnade und daß du auch ein Recht hast, andere zu erleuchten.

Mit dem Rechte aber sind

II.

auch Pflichten verbunden.

„Man zündet nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter, so leuchtet es denen allen, die im Hause sind.“ Das ist eine Ermunterung für alle Christen, ihr Licht nicht zu verbergen. Es geschieht das aber leider auf mancherlei Weise.

Man wirft uns freikirchlichen Lutheranern, die wir uns von den Staatskirchen getrennt haben, nicht selten vor, wir hätten damit, daß wir aus den großen, volkreichen Kirchen ausgegangen wären, unser Licht unter einen Scheffel gestellt. „Wie hättet ihr doch“, so schmeichelt man uns (denn die Welt und die falschen Brüder können vorzüglich schmeicheln), „mit euren Gaben und eurem Eifer unter dem großen Haufen wirken und viel Segen verbreiten können, wenn ihr geblieben wäret, anstatt in den Winkel zu treten.“ Wie? Ist das wahr? Sind wir wirklich in den Winkel getreten? Damit, daß wir uns, im Gehorsam gegen Gottes Wort, von der Landeskirche getrennt haben? Wie kann man so etwas nur sagen, da ja das gerade Gegenteil der Fall ist? Sagt doch unser Herr Jesus in unserem Texte: „Es kann die Stadt, die auf dem Berge liegt, nicht verborgen bleiben.“ Unsere Freikirche aber ist, wie niemand leugnen kann, eine Stadt auf dem Berge, die man von allen Seiten weithin sehen kann. Wir alle wären, wenn wir in der Landeskirche geblieben wären, lange nicht so bekannt, wie wir es jetzt sind. Darum ist es eine Unwahrheit, wenn gesagt wird, durch unseren Austritt aus der Landeskirche seien wir in den Winkel getreten. Wir müssen aber vielmehr die Sache umdrehen und sagen: Die Christen, welche in den falschgläubigen Kirchen bleiben, treten in den Winkel, und die, dem Worte Gottes zuwider, in Gemeinschaft mit allerlei Irrlehren verharren, stellen ihr Licht

unter den Scheffel. Wenn, wie es in den Landeskirchen fort und fort geschieht, der eine Prediger die Wahrheit predigt und der andere die Lüge, oder einer predigt nicht die volle, reine Wahrheit, sondern vermischt mit allerlei Unwahrheit und Irrlehre, was ist das anders, als daß man immerfort über das Licht, welches noch da ist, den Scheffel stellt? Denn die Lüge und allerlei Irrlehre, das, das ist der Scheffel. Ist es nun nicht ganz erschrecklich und ganz und gar dem Worte unseres Heilandes entgegen, wenn also, wie man siehet, die verbotene Gemeinschaft mit den Irrlehrern fort und fort dazu dient, das Licht des Evangelii unter den Scheffel zu stellen? Ja, was thun die Professoren auf den Universitäten, die da falsche Lehre erfinden, anderes, als daß sie Scheffel bereiten, und was thun die Landeskirchenbehörden, Konsistorien und Oberkirchenräte, indem sie Irrlehrer anstellen, dulden und schützen, anderes, als daß sie fort und fort über das doch nur so spärlich vorhandene Licht Scheffel setzen? Wir aber konnten und durften es, nachdem wir solches als Sünde erkannt hatten, in der Gemeinschaft mit den Scheffeln nicht länger aushalten; wir mußten uns trennen. Gott sei gelobt, daß er uns errettet hat. Ach, wollte Gott, daß alle wahren Kinder Gottes in der Landeskirche, deren es ja noch so manche giebt, im Gehorsam gegen das Wort unseres Heilandes das ihnen anvertraute Licht vor den vielen Scheffeln retteten! Es möchte sie sonst ewig gereuen, wenn ihr Licht nicht allein anderen nicht leuchtet, sondern am Ende gar noch bei ihnen selbst ausgelöscht werden sollte.

Aber sind wir darum, daß wir uns von der Gemeinschaft mit offenbaren Irrlehrern losgesagt haben, sicher vor den Scheffeln? Keineswegs, Geliebte. Nein, der Teufel, der große Scheffelmacher, ist auch bei uns unablässig bemüht, überall neben das Licht und dann alsbald auch über das Licht einen Scheffel zu stellen. Darum muß unsere ganze Sorge darauf gerichtet sein, aufzupassen, daß solchem Treiben gewehrt und unsere Kirche von dergleichen Scheffeln reingehalten werde.

Doch es giebt auch noch andere Arten von Scheffeln, vor denen wir alle, Pastoren und Gemeindeglieder, uns gar nicht genug in acht nehmen können. Solch ein großer Scheffel ist unter anderem die Menschenfurcht. Wenn man nämlich aus Furcht vor den Leuten oder sonst aus allerlei fleischlichen Bedenken nicht den Mut hat, den Herrn Jesum und den rechten Glauben frei und offen zu bekennen. Man nennt uns hochmütige, lieblose, streitsüchtige Leute und dergleichen. Wohl, wir sollen uns ernstlich prüfen, ob wir es nicht etwa wirklich sind, und wenn sie uns schelten, mit David sagen: „Daß sie fluchen, der Herr hat es sie geheißt.“ Aber, wenn wir solches um unseres Glaubens und Bekenntnisses willen leiden müssen, so dürfen wir uns um Gottes willen nicht irre machen lassen, deshalb das Bekenntnis zu unterlassen. Wir müssen ja doch um des Herrn willen etwas leiden. Wehe uns, wenn wir es nicht wollen und, um dem zu entgehen, unser Licht unter den Scheffel stellen. So giebt es denn auch für uns noch immer mancherlei Gefahren, daß unser Licht unter den Scheffel geraten könne. Darum wollen wir uns doch warnen lassen.

Doch das ist nicht genug. Wir müssen uns auch ermahnen lassen, unser Licht auf den Leuchter zu setzen. Und auch das gilt uns allen: Pastoren und gemeinen Christen. Wie denn? Nun, mit Wort und Werk, d. i. mit unserem Bekenntnisse, wo wir gehen und stehen und wo Beruf und Pflicht uns dazu nötigt. Ja, auch mit dem Werk. Denn der Herr sagt: „Daß sie eure guten Werke sehen.“ Das sind alle guten Werke, so viel ihrer das Gesetz Gottes vor-

schreibt und der Heilige Geist in unseren Herzen uns dazu treibt. Denn wir wollen doch wohl nicht sagen: „Richtet euch nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken“? Und das ist alles Missionsarbeit, denn der Herr will, daß die noch unbefehrten Leute, welche unsere guten Werke sehen, aus denselben einen Beweis von der Kraft des Wortes und unseres Glaubens, unserer Religion, unseres Gottesdienstes, unserer Kirche entnehmen sollen und also, unsere guten Werke sehend, dahin geführt werden, unseren Vater im Himmel zu preisen.

Darin ist denn auch zugleich die besondere Missionsarbeit eingeschlossen, daß wir für die armen blinden Menschen beten, die das Licht des Lebens noch nicht haben, und daß wir mit unseren Kräften und Mitteln helfen, daß sie es auch bekommen. Zu unserer großen Freude will ja nun auch unsere Kirche eine besondere Heidenmission in Japan anfangen. Dazu haben wir die Negermission, die Judenmission, die innere Mission in Amerika u. s. w. Da giebt es viel zu thun. Andere arbeiten da. Wir aber können und sollen sie unterstützen. Vor allem aber sollen wir gedenken der Mission im eigenen Vaterlande, und ganz besonders der Mission an uns selbst, daß unser Licht nicht verlösche und daß wir Del auf unseren Lampen behalten.

Eins freilich müssen wir zuletzt nochmals erinnern: Nicht, wie die Heuchler! O, es giebt so viele Heuchler, auch solche, die es gar nicht sein wollen und gar nicht glauben, daß sie es sind. Die meinen auch, daß sie das Licht der Welt seien, obgleich sie nur äußerlichen Schein haben, und sind sehr eifrig beflissen, oft viel eifriger als die wahren Christen, ihr Licht (wiewohl es gar nicht ihres, sondern nur erborgtes ist) leuchten zu lassen. Denen liegt es nicht daran, daß Gott gepriesen und die finstere Welt erleuchtet werde, sondern daß sie selbst als Lichter scheinen mögen, wie die Pharisäer waren, die in dem fremden Lichte Johannis des Täufers eine Weile fröhlich sein wollten. Die sind es, welche nicht sowohl daran denken, wie sie Gott dienen, sondern wie sie den Menschen gefallen und in der Welt Augen wie Lichter angesehen werden. Die wollen ihre Reden hören und ihre Werke sehen lassen, damit sie selbst Ruhm und Ehre davon haben. Und wenn sie selbst die Anerkennung nicht finden, die sie verdient zu haben meinen, so sind sie nicht zufrieden. Nicht also, Geliebte! Mag immerhin ein Heuchler sich und andere Menschen betrügen; Gott kann er nicht betrügen. Nein, Jesus sagt: „Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“ Wenn das in unseren Herzen lebt, so fragen wir nichts nach der Anerkennung der Welt, ja, so macht es uns wohl traurig und beschämt, wenn sie etwa sagen: „Welch ein begabter, frommer, guter Mensch ist das!“ Aber wenn sie sagen: „Das ist die Wahrheit, das ist der Weg, das ist Heil und Leben“, und fallen unserem Gott und Heiland, der Wahrheit seines Wortes und seiner rechten Kirche zu, ja, das sollte uns freuen, und nicht, daß wir etwa das Mittel in Gottes Hand gegeben sind, sondern daß Seelen gerettet werden und Gott geehret wird.

In diesem Sinne wolle der barmherzige Gott und Heiland auch unser heutiges Missionsfest und alle unsere und unserer Glaubensbrüder und aller wahren Kinder Gottes kirchliche Arbeit hin und her in allen Erdteilen gesegnet sein lassen zu Seines heiligen Namens Ehre, Seines Reiches Erbauung und Seines Willens Vollbringung. Amen.

Die hohe Wichtigkeit der reinen Lehre von Kirche und Amt für den christlichen Glauben und die kirchliche Praxis.

(Fortsetzung.)

Th e s e s.

Obwohl die wahre Kirche im eigentlichen Sinne des Wortes ihrem Wesen nach unsichtbar ist, so ist doch ihr Vorhandensein (definitiv) erkennbar, und zwar sind ihre Kennzeichen die reine Predigt des Wortes Gottes und die der Einsetzung Christi gemäße Verwaltung der heiligen Sakramente.

Wenn alle Christen taubstumme oder schlafende Leute wären, so würde man freilich nichts von ihnen merken oder spüren. Weil dies aber nicht der Fall ist, sondern die Kirche Christi, durch die Gnadenmittel gezeugt, durch dieselben auch erhalten, fortgepflanzt und ausgebreitet wird, zu denselben sich bekennt, dieselben fort und fort fleißig treibt und braucht, so hat allerdings die Kirche ihre Kennzeichen und Merkmale, daß man sie finden kann. Nicht, daß sie darum ihr Wesen veränderte und aufhören sollte unsichtbar zu sein. Denn, ob wir gleich die Menschen als Menschen sehen und das Wort Gottes, welches sie haben und treiben, hören, so bleibt doch stets vor unseren Augen verborgen, welche und wie viele von den Leuten, welche sich um die Gnadenmittel sammeln, wirklich im wahren Herzensglauben stehen und also wahre Christen und Glieder am Leibe Christi sind. „Der Herr kennt die Seinen“, denn Er allein ist der Herzenskündiger. Aber, wiewohl die Kirche im eigentlichen Sinne unsichtbar ist und bleibt, so ist sie doch erkennbar — ähnlich wie Gott unsichtbar, und doch erkennbar ist. Und dies ist von der höchsten Wichtigkeit.

Wir haben früher gesehen, daß die Breslauer und andere die Gnadenmittel (Wort und Sakrament) zum Wesen und Begriff der Kirche rechnen. Irrthümlicher Weise. Denn die Kirche ist die Gemeinde der Heiligen und besteht aus den durch den Glauben geheiligten Menschen und nur aus ihnen. Was aber die gutherzigen und wohlmeinenden Christen in jenem genannten Irrtum so befangen hält, ist die Befürchtung, man möchte, wenn man die Gnadenmittel vom Begriff und Wesen der Kirche ausschließt, dem reformierten Irrtum Raum geben, als ob die Kirche ohne die Gnadenmittel sein oder bestehen könnte, und das wohlgemeinte Interesse, die lutherische Lehre von den Gnadenmitteln festzuhalten (wiewohl sie dabei selbst, ohne es zu merken, in einer romanisierenden Lehre von den Gnadenmitteln befangen sind). Weil wir aber Lutheraner sind und wissen, was wir an den Gnadenmitteln haben, auch daß die Kirche ohne die Gnadenmittel nicht sein kann, so müssen wir auch an der schriftgemäßen lutherischen Lehre von den Gnadenmitteln als Kennzeichen der Kirche festhalten.

Wo die Gnadenmittel (Wort und Sakrament) nicht sind, da ist auch die Kirche nicht, darum weil ohne die Gnadenmittel niemand ein Christ werden, sein oder bleiben kann. Es ist höchst gefährliche Schwarmgeisterei, anzunehmen, daß ein Mensch ohne die Gnadenmittel, etwa von sich selbst oder auch durch inneres Licht oder innere Stimmen, durch Wunder, Geist oder Engelserscheinungen oder sonst irgendwie zur Bekehrung kommen und ein Christ werden könne. Wir wollen gleich hier ein für allemal jene wichtige, aus Luthers Feder stammende Stelle aus unserem lutherischen Bekenntnisse hier hersehen, welche diese wichtige Wahrheit klar und bestimmt ausspricht. In den „Schmalkaldischen Artikeln“, Art. 8 von der Beichte, lesen wir; wie folgt:

„Und in diesen Stücken, so das mündliche, äußerliche Wort Gottes heissen, ist fest darauf zu bleiben, daß Gott niemand seinen Gnaden oder Gnade giebt, ohne durch oder mit dem vorhergehenden

äußerlichen Wort. Damit wir uns bewahren für den Enthusiasmus, das ist, Geistern, so sich rühmen, ohne und vor dem Wort den Geist zu haben, und dadurch die Schrift oder mündliche Wort richten, deuten und dehnen ihres Gefallens, wie der Münzer that und noch viel thun heutiges Tages, die zwischen dem Geist und Buchstaben scharfe Richter sein wollen, und wissen nicht, was sie sagen oder setzen. Denn das Papsttum auch ein eitel Enthusiasmus ist, darin der Papst rühmet, alle Rechte seien im Schrein seines Herzens, und was er mit seiner Kirche urtheilt und heißt, das soll Geist und Recht sein, wenns gleich über und wider die Schrift oder das mündliche Wort ist. Das ist alles der alte Teufel und alte Schlange, der Adam und Eva auch zu Enthusiasten machte, vom äußerlichen Wort Gottes auf Geisterei und Eigendünkel führet, und thats doch auch durch andere äußerliche Wort. Gleichwie auch unsere Enthusiasten das äußerliche Wort verdammen, und doch sie selbst nicht schweigen, sondern die Welt vollplaudern und schreiben, gerade als könnte der Geist durch die Schrift oder mündlich Wort der Apostel nicht kommen, aber durch ihre Schrift und Wort müßte er kommen. Warum lassen sie auch ihre Predigt und Schrift nicht anstehen, bis der Geist selber in die Leute ohne und vor ihrer Schrift komme, wie sie rühmen, daß er in sie kommen sei ohne Predigt der Schrift? Davon hie weiter nicht Zeit ist zu disputieren; wir habens sonst genugsam getrieben. Denn auch die, so vor der Taufe glauben oder in der Taufe gläubig werden, habens durch äußerliche vorhergehende Wort, als die Alten, so zur Vernunft kommen sind, müssen zuvor gehöret haben, daß ‚wer da glaubet und getauft wird, der ist selig‘, ob sie gleich erst ungläubig, nach zehn Jahren den Geist und Taufe kriegen. Und Cornelius Akt. am 10. hatte lang zuvor gehöret bei den Juden vom künftigen Messia, dadurch er gerecht vor Gott und sein Gebet und Almosen angenehm waren in solchem Glauben (wie Lukas ihn gerecht und gottfürchtig nennt) und nicht ohne solche vorhergehende Wort oder Gehör konnte glauben noch gerecht sein. Aber S. Petrus muß ihm offenbaren, daß der Messias (an welchen zukünftigen er bis dahin geglaubt hatte) nu kommen wäre, und sein Glaube vom zukünftigen Messia ihn nicht bei den verstockten ungläubigen Juden gefangen hielte, sondern wüßte, daß er nu müßte selig werden durch den gegenwärtigen Messiam, und denselben nicht mit den Juden verleugnen noch verfolgen u. s. w. Summa, der Enthusiasmus steckt in Adam und seinen Kindern von Anfang bis zum Ende der Welt, von dem alten Drachen in sie gestiftet und gegistet, und ist aller Kezerei auch des Papsttums und Mahomets Ursprung, Kraft und Macht. Darum sollen und müssen wir darauf beharren, daß Gott nicht will mit uns Menschen handeln, denn durch sein äußerlich Wort und Sakrament. Alles aber, was ohne solch Wort und Sakrament vom Geist gerühmt wird, das ist der Teufel. Denn Gott wollt auch Mose erstlich durch den feurigen Busch und mündlich Wort erscheinen, und kein Prophet, weder Elias noch Eliäus, außer oder ohn die zehen Gebot den Geist kriegt haben. Und Johannes der Täufer nicht ohne Gabriels vorgehende Wort empfangen noch ohn Mariä Stimm in seiner Mutter Leibe sprang. Und S. Petrus spricht: ‚Die Propheten haben nicht aus menschlichem Willen, sondern aus dem Heiligen Geist geweissaget, doch als die heiligen Menschen Gottes.‘ Aber ohne äußerliche Wort waren sie nicht heilig, viel weniger hätte sie als noch Unheilige der Heilige Geist zu reden getrieben; denn sie waren heilig, spricht er, da der Heilige Geist durch sie redete“ (M. S. 321 ff.).

Zu wahrlich, Luther hat recht, wenn er sagt: „Gottes Volk kann nicht ohne Gottes Wort sein.“ Wo Gottes Volk, d. i. irgend ein Teil der Kirche Gottes ist, da muß auch Gottes Wort sein. Denn wo kämen sonst die Christen her?

Ebenso aber hat Luther Recht, wenn er umgekehrt sagt: „Gottes Wort kann nicht ohne Gottes Volk sein.“ D. h. Wo Gottes Wort ist, da muß auch Gottes Volk, da muß auch ein Teil der Kirche sein.

Denn welches sind die Leute, die Gottes Wort (und Sakrament) brauchen und treiben? Die Heiden, Juden und Türken doch nicht. Die Freimaurer auch nicht. Die Christen sind es und nur die Christen. Zwar findet sich auch wohl, daß jene Gottlosen Bibelprüche in den Mund nehmen und schändlichen Mißbrauch damit treiben. Allein wir reden hier nicht von einem zufälligen Mißbrauch, sondern von einer ordentlichen und regelmäßigen Verwaltung der Gnadenmittel, wie sie in einer Ortsgemeinde stattfindet. Die findet sich aber nicht bei den Ungläubigen, sondern bei den Christen.

Nun wendet man freilich ein, daß auch Heuchler sich mit dem Worte Gottes schmücken und sich ordentlich und regelmäßig zu den Gnadenmitteln halten. Das ist wahr. Und eben darum ist und bleibt die Kirche unsichtbar, daß man die Heuchler von den wahren Christen nicht unterscheiden und absondern kann. Aber das ist die Sache, daß da, wo Gottes Wort und Sakrament im Schwange geht, wenn auch nicht alle, so doch etliche Christen sind. Denn wo keine Christen wären, würden auch keine Heuchler sein. Welchen Zweck sollte dann wohl die Heuchelei haben? Heuchler pflegen kluge Leute zu sein, die mit den Wölfen heulen.

Der eigentliche, durchschlagende Beweis aber für den Satz, daß, wo Gottes Wort ist, da auch Gottes Volk sein müsse, liegt in dem Worte Gottes durch den Mund des Propheten Jesaja: „Mein Wort soll nicht leer wieder zu mir kommen, sondern thun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ichs sende“ (Jes. 55, 11).

Wie überaus tröstlich ist doch diese, durch Gottes Wort selbst bezeugte Wahrheit! Nun wissen wir, ob wir unter Christen und in einer christlichen Gemeinde sind und brauchen nicht — wie weiland P. Dieblich von der Immanuelssynode — zu fürchten, daß wir uns am Ende unter lauter Heuchlern befinden möchten. Wie könnten wir überhaupt von einer sichtbaren „christlichen“ Gemeinde oder Kirche reden, wenn wir gar nicht wissen könnten, ob auch wirklich wahre, gläubige Christen in ihr enthalten sind? Nun können auch wir Prediger in der Wahrheit und mit gutem Gewissen unsere Gemeinden als „Brüder und Schwestern in Christo“ und mit dem Apostel Paulus als „Auserwählte, Heilige und Geliebte Gottes“ anreden. Denn so können und dürfen wir ja doch, ohne zu lügen, nicht zu gottlosen, unbefehrten Leuten sagen. Das sollen und dürfen auch keine Heuchler auf sich beziehen, denn ihnen gilt es nicht. Aber denen gilt es und die sind gemeint, die es wirklich, in der That und Wahrheit sind. Daß aber wirklich solche vorhanden sind in dem Haufen, welchen wir vor uns haben, können und dürfen, ja sollen und müssen wir glauben um jener Verheißung willen.

Sa: „Gottes Volk kann nicht ohne Gottes Wort sein.“ Und: „Gottes Wort kann nicht ohne Gottes Volk sein.“ Das Wort Gottes, nämlich vor allem das hörbare, zugleich und mit demselben aber auch das „sichtbare“, die heiligen Sakramente, sind die Kennzeichen der Kirche. Das merken wir uns wider alle Schwarmgeisterei, damit wir in rechter christ-lutherischer Nüchternheit bleiben. Das merken wir uns auch zum Trost, daß wir nun wissen, wo wir und in welchen Haufen wir die unsichtbare Kirche suchen sollen und finden können. H—r.

(Fortsetzung folgt.)

Die Augustkonferenz,

jene bekannte Vereinigung der Vereinslutheraner innerhalb der preußischen Landeskirche, welche trotz der mit Dekreten und Dragnaden eingeführten Union den Traum des Bestandes einer lutherischen Kirche innerhalb dieser Landeskirche beharrlich weiter träumen, hielt ihre jährlich wiederkehrende Versammlung am 30. und 31. August in Berlin. Zwei Hauptthemata wurden dabei behandelt.

Erstlich hielt Pastor Gensichen-Polssen einen Vortrag über das Thema: „Selbsthilfe unserer lutherischen Kirche in ihrer derzeitigen Notlage.“ In demselben behauptete er zunächst: „Wir haben eine lutherische Kirche“ und zwar mit Berufung auf die alten Kirchenordnungen und auf die Kabinettsordres von 1834 und 1852 und viele staatliche Erlasse von Behörden, sowie unter Hinweis auf die „Gemeinschaft aller lutherischen Gemeinden“, von welcher er sagt: „Das ist unsere lutherische Kirche“. Er gesteht dann allerdings zu, es fehle dieser angeblichen lutherischen Kirche die organische Zusammenfassung, meint aber, das sei eben die Knechtsgehalt der Kirche. Er verschweigt aber, daß dieser „lutherischen Kirche“ nicht nur „die organische Zusammenfassung“, „ein einheitliches lutherisches Kirchenregiment“ fehlt, sondern daß sie rechtlich und thatsächlich unter einem unierten Kirchenregiment steht, welches das Betonen des lutherischen Bekenntnisses für eine Einseitigkeit hält und jetzt gerade im Begriffe steht, durch Einführung einer neuen Agende die trotz der Einführung der Union etwa noch gebliebenen Besonderheiten einzelner Gemeinden und Diöcesen abzuschaffen und alles schönstens in Eine Uniform zu stecken. Wenn diese Agende mit der zwingenden Klausel, daß Ausnahmen nicht mehr gestattet seien, wird eingeführt sein, dann wird auch die Ausrede einzelner Pastoren, sie brauchten die alten lutherischen Agenden, hinfällig sein; es wäre denn, daß sie hinter dem Rücken der Herren Superintendenten oder Generalsuperintendenten die alten Agenden fortbrauchen wollten! Uebrigens können auch jetzt schon alle solche Ausnahmen ebensowenig als alle Kabinettsordres und staatlichen Erlasse die Thatsache wegschaffen, daß alle Gemeinden der preußischen Landeskirche als solche eben Glieder dieser allgemeinen Landeskirche sind, welche nicht lutherisch, sondern uniert ist, und daß jeder Pastor der Landeskirche Preußens verpflichtet ist, jedes Glied einer preußisch-landeskirchlichen Gemeinde zum Abendmahle zuzulassen. Und das ist eben Union!

Weiter zeigte der Referent die gegenwärtige Not der Kirche 1. in der Vorbildung der künftigen Pastoren auf dem Gymnasium und der Universität. (Bei der Debatte über diesen Punkt äußerte Pastor Quistorp, um reine Lehre zu finden, müsse man nach Amerika gehen, was tags darauf den Greifswalder Professor v. Nathusius zu der Bemerkung veranlaßte, daß alle, die das Ideal der reinen Lehre in Amerika sähen, dorthin gehen, aber auch gleich dort bleiben möchten. Die Versammlung begrüßte diese Aeußerung deutschen Professorenhochmuths mit „Heiterkeit“.) 2. bei der Anstellung der Geistlichen (wobei gegen die ungläubigen Patrone losgezogen wurde); 3. darin, daß diejenigen Geistlichen, die von der Irrlehre der Ritschl'schen Schule befeelt sind, im praktischen Amt arbeiten; 4. in der Stellung des Kirchenregiments (wobei man freilich nicht unterließ, sofort zu bemerken, daß „nichts ferner liege, als der Ehrerbietung vor der kirchlichen Obrigkeit öffentlich ins Gesicht zu schlagen. Denn unsere Gewissen sind je und je gebunden gewesen durch das vierte Gebot“). Ferner wurde bei diesem Punkte erwähnt, daß man eigentlich ein lutherisches Kirchenregiment haben müsse, aber das eine Utopie (ein unerreichbares Ding) sei, ein solches zu fordern wolle man sich mit einem kirchlichen Kirchenregiment.

gnügen. Den Leuten könnte am besten geholfen werden, wenn sich der Papst ihrer annähme. Da hätten sie ein Kirchenregiment, „kirchlich“ vom Scheitel bis zur Sohle, und die Ehrerbietung nach dem vierten Gebot würde da mit vielen Ablässen belohnt werden. „Lutherisch“ wäre dieses Regiment freilich nicht, aber das ist ja für die Gewissen dieser „Lutheraner“ nicht nötig.

Am kläglichsten ist der dritte Teil des Referats ausgefallen; die Selbsthilfe nämlich, zu welcher die „lutherische Kirche“ aufgefordert wird, beschränkt sich zumeist auf Petitionen und Anträge beim Oberkirchenrat und bei der Generalsynode, deren Fruchtlosigkeit jedem Einsichtsvollen von vornherein klar ist. Der einzige Punkt, wo wirkliche Selbsthilfe vorgeschlagen wird, daß man nämlich seine Söhne nicht zu den ungläubigen Professoren schicken solle, ist auch unausführbar, so lange der Zwang besteht, preussische bez. deutsche Universitäten besuchen zu müssen, und so lange man es mit Heiterkeit begrüßt, wenn die rechtgläubige Kirche Nordamerikas von wissenschaftstrunknen Professoren verspottet wird. So ist die vorgeschlagene und mit so vielen hohen Worten empfohlene Selbsthilfe eine Utopie!

Ja, daß alle Hoffnung darauf, die lutherisch gerichteten Pastoren möchten sich gegen die Professoren aufraffen, welche, wenn sie auch gegen die Ritschlianer kämpfen, doch die Inspiration der Schrift leugnen und infolge ihres „wissenschaftlichen“ Systems alle Grundlehren der Schrift antasten und verfälschen, verloren ist, zeigte der zweite Tag der Konferenz. Da hielt der bekannte Verfechter der biblisch-lutherischen Inspirationslehre, Sup. Kölling-Ploß einen Vortrag über das Thema: „Die Einheit zwischen dem Formal- und Materialprinzip der Reformation“ (d. i. zwischen der Lehre von der Schrift und der von der Rechtfertigung), in welchem er — nach dem Referate des „Reichsboten“ zu schließen — in der Hauptsache ein gutes Bekenntnis abgelegt zu haben scheint. Das genannte Blatt teilt u. a. folgende Stücke daraus mit:

„Das Lutherfest vor 10 Jahren hat die Erinnerung an die Heldengestalt Luthers wieder aufgefrischt, hat aber unserem Volke das innerste Wesen Luthers nicht erschließen können. Daß Luthers Mutter wahrscheinlich nicht eine geborene Lindemann, sondern eine geborene Ziegler gewesen ist, das hat Köstlin zwar mit großem Forscherfleiß eruiert, aber der Einzigartigkeit Luthers ist keiner gerecht geworden, Luthers, der selbst einen Augustin und Athanasius um Haupteslänge überragt. Natürlich: der Realist Luther, der lauter himmlische Wirklichkeiten glaubte, kann nicht begriffen werden von den Sic et non (Ja und Nein-) Männern der modernen Theologie. Und diese, die Ritschl'sche Schule, kann die starken Geister nicht wiederbringen, die der Pietismus vertrieben hat und auch nicht die Massen, die durch den Rationalismus der Kirche entfremdet sind. Nur wenn die lutherische Grundlehre von Christo wieder mit himmlischer Urkraft erkannt wird, kann unser Volk der Kirche wiedergewonnen werden. Dazu gehört aber auch eine ganz andere Stellung der Theologen, die in der evangelischen Heilslehre stehen, zur modernen Theologie. Es ist ein verhängnisvoller Fehler, auch der treuen und lieben Männer, die auf der konfessionell gestimmten kirchlichen Rechten stehen, daß sie die moderne Theologie an sich als eine vollendete Tatsache hinnehmen, bez. als solche anerkennen. Dadurch ist die theologische Arbeit auch auf der kirchlichen Rechten gedrückt; sie leidet an Blutleere und Bleichsucht. Die Furcht vor den Schulhüptern in der Partei reißt den Theologen die Schwungfedern aus. Die lutherische Theologie muß die moderne prinzipiell bekämpfen und auf Grund des alten lutherischen Material-Formalprinzips die alte Wahrheit wieder aufbauen mit Hilfe des ganzen theologischen Apparats der neueren Theo-

logie, aber ohne diese um ihre Meinung zu fragen. Die theologische Arbeit muß wieder eine Rückbildung erfahren. Die Dogmatik muß wieder die Königin der theologischen Disziplin werden. Ihre vornehmste Aufgabe ist die Prinzipienlehre. . . . Die Rechtfertigungslehre Ritschls hat mit der unsrigen nur den Namen gemein, sonst nichts. Sie besitzt auch nicht eine Spur von Familienähnlichkeit. Der prinzipielle Kampf gegen den Modernismus muß mit reinen Waffen gekämpft werden. . . . Die Dogmatik muß wieder in den Vordergrund gerückt werden. Daß man sie zu sehr vernachlässigt hat, das hat der Theologie tiefe Wunden geschlagen, so daß sie sowohl das Formal- als das Materialprinzip verloren hat. So geht es nicht weiter. Der Pietismus mit seiner Rhetorik, der Rationalismus mit seiner Kritik sind Episoden. Die Dogmatik unserer Tage hat sie überschlagen.“ Im zweiten Teile des Vortrags stellt Redner sich die Aufgabe, zu zeigen, wie unter Luthers Meisterhänden die evangelische Prinzipienlehre sich gestaltet hat. „Indem er seine Seligkeit suchte, machte Luther die doppelte Erfahrung: ‚In Christo ist allein das Heil, in seinem Wort allein die Wahrheit.‘ Die lutherische Theologie geht daher nicht nach Kirchenpolitik. Ihre Kirchenpolitik geht darauf hinaus, unser Volk wieder zurückzuführen zu den köstlichen Tiefen der lutherischen Heilslehre, zu Christo, welchen Luther bekannte, zu dem ganzen biblischen Christum, zu Gottes und Marien Sohn. . . . In den Hauptstücken ist die lutherische Lehre völlig eins. Sie wollte und will nur auf dem Berge stehen und ‚niemand sehen, denn Christus allein‘, ‚voller Gnade und Wahrheit.‘ Durch den Pietismus wurde später sowohl das Schriftprinzip als auch das Materialprinzip erweicht, durch den Rationalismus wurden sie verwüstet und in unseren Tagen goß die Theologie Ritschls aus Pietismus und Rationalismus ein neues Gebilde, von der wir uns nur durch Rückkehr zur reinen alten lutherischen Lehre wieder befreien können.“

Gegen diese gesunden Ansichten über die moderne Theologie, insbesondere gegen den Tadel der sog. positiven Theologen, daß sie in falscher Weise gegen Ritschl kämpfen, weil sie zu viel Respekt vor dieser Geisterei haben, und gegen die Mahnung, zurückzukehren zur alten lutherischen Theologie erhob der schon erwähnte Professor v. Nathusius energischen Protest. Er sagte unter anderem:

„Ich freue mich, in dem eben gehaltenen Vortrage ein Muster von theologischer Polemik gehört zu haben, die allgemeine Nachahmung in lutherischen und theologischen Kreisen zu finden verdient. Ich hätte nun noch sehr vieles, wo ich die Uebereinstimmung mit dem Referenten sehr gern konstatierte, besonders seine Äußerungen über Christus in der modernen Christologie. Aber es ist etwas, das mich grundsätzlich scheidet von ihm, und ich bin gewiß, daß ich dabei im Namen meiner theologischen Freunde rede. Superintendent Kölling will eine Rückbildung der Theologie — dies war sein Ausdruck — und wir wollen Fortschritt. Wir wollen nicht die Schätze des 17. Jahrhunderts, die ich sehr hoch halte und die in der Gegenwart leider oft ganz unwürdig behandelt werden, wir wollen diese Schätze nicht im Schweisßsucht vergraben, sondern damit arbeiten auf dem Markte des Lebens. Dazu gehört aber, daß wir die modernen Gedanken, die die Kulturentwicklung gebracht hat, für die theologische Wissenschaft vernutzen. Solcher Ideen sind es besonders seit dem 17. Jahrhundert zwei, nämlich die Idee der wissenschaftlichen Gewißheit und der historischen Genauigkeit und die Idee des menschlichen Geistes, als der freien Persönlichkeit. Beide müssen auf die Arbeit und die Gestaltung der Theologie Einfluß haben. Dies ist meine Stellung und insofern bin ich ein moderner Theologe, der mit beiden Füßen im 19. Jahrhundert steht und so Gott will, auch im 20. Darum dürfen wir auch nicht zusammengeworfen werden mit der ungläubigen Wissenschaft. Es ist doch etwas anderes, wenn ich zu den Füßen meines Heilands knie, ein wenig den Saum seines Gewandes, das den Staub der Erde berührt, glätte und reinige, als wenn ich den Herrn als Leichnam auf den Seziertisch lege und zerschneide. Wir stehen auf dem Worte Gottes und treiben von da aus Theologie. Wenn gestern Pastor Quistorp gesagt hat, daß man, um reine Lehre zu finden, nach

Amerika gehen müsse, so kann ich nur von Herzen wünschen, daß alle, die das Ideal der reinen Lehre in Amerika sehen, dorthin gehen, aber auch, daß sie gleich dableiben! (Heiterkeit.) Wir dürfen die Theologie nicht festnageln auf bestimmten dogmatischen Formeln. Warum ist im vorigen Jahrhundert die gebildete Welt dem Humanismus zugefallen? Die damalige Theologie konnte sie nicht mehr halten. Wir würden, wenn wir heute wieder eine solche Rückbildung versuchten, die Kirche von den Bewegungen der Zeit ausschließen. Ich danke dem Herrn Sup. Kölling für sein Bekenntnis zur heiligen Schrift, aber seine Inspirations-theorie kann ich nicht annehmen und meine theologischen Freunde auch nicht und die Augustkonferenz darf sich mit derselben nicht identifizieren."

Der Widerspruch, den der Professor hiernach gegen des Superintendenten Ausführungen erhob, war keineswegs ein nebensächlicher, sondern bezog sich auf die Grundsätze und Grundlehren. Der Professor offenbarte sich nicht nur als ein Leugner der Inspiration, sondern auch als ein Synergist und Rationalist. Denn die Lebensart von der freien Persönlichkeit des Menschen ist eine beliebte bei denen, die der Alleinwirksamkeit der Gnade widersprechen, und die Idee der wissenschaftlichen Gewißheit widerspricht schnurstracks dem Glauben, der sich allein auf Gottes Wort gründet, auch auf Gottes Wort allein alle Theologie gründet, wie dies Sup. Kölling als notwendig erwiesen hatte.

Aber was that nun dieser? Man höre und staune:

„Der Referent Sup. D. Kölling erwiderte darauf mit tiefer Bewegung: Der Professor habe ihn falsch verstanden. Ich habe nicht daran gedacht, die teuren Männer auf der konfessionellen Rechten irgendwie zusammenwerfen zu wollen mit dem, was ich „moderne Theologie“ nenne. Ich meine damit lediglich die Ritzi'sche und liberale Theologie. Ich habe stets nur mit großer Pietät von den teuren Männern auf der rechten Seite gesprochen und wenn ich einen Sohn hätte, der noch studieren sollte, müßte er es in Greifswald bei dem Professor D. v. Nathusius thun. (Heiterkeit.) Der letztgenannte reicht dem Referenten die Hand. Von einer weiteren Debatte wird Abstand genommen.“

So wenig ist es denen unter den positiven Theologen, welche eine Ahnung von dem die wahre Theologie zersetzenden Krebsgeschaden der „Wissenschaftlichkeit“ haben, Ernst mit ihrem Widerspruch gegen diese Verderber der rechten Gottesgelehrtheit, daß sie trotz ihrer besseren Erkenntnis ihnen ihre Söhne überlassen und ihnen bereitwillig die Hand reichen. Und eine große Versammlung von „Lutheranern“ begrüßt solchen Vorgang, ja solche tatsächliche Verleugnung der mit dem Munde bekannten Wahrheit mit — „Heiterkeit“.

Wir haben besonders um dieses Vorgangs willen, der das unwahre Wesen und die schädliche Wirkung der Union so recht vor Augen stellt, etwas ausführlicher über diese Augustkonferenz berichtet. Es wird uns aber niemand verdenken können, wenn wir die mit solcher „Heiterkeit“ abschließenden voll tönenden Reden der „Lutheraner in der Union“ hinfort nicht mehr ernsthaft nehmen.

W.

Füllstein.

Der Stolz wird bei dem Anblick seiner Fehler ärgerlich und unwillig, und man nimmt diesen Aerger des Stolzes für eine Bußempfindung. — Man möchte aus Eigenliebe das Vergnügen haben, sich vollkommen zu sehen; man murren mit sich selbst, daß man es nicht ist; man ist ungeduldig, trotzig und übler Laune gegen sich und gegen andere. Bejammernswerter Irrtum! Als wenn das Werk Gottes durch unsere Ungeduld und unseren Unwillen zu stande gebracht werden könnte; als wenn man, den innerlichen Frieden verlierend, mit dem Gott des Friedens sich vereinigen könnte. (Fenelon.)

Nachrichten und Bemerkungen.

Professor Luthardt aus Leipzig hatte kürzlich, zufällig in Berlin anwesend, der Grundsteinlegung der zweiten Kirche der Breslauer in Berlin beigewohnt „als ein lebendiger Zeuge der Verbindung der Gemeinde mit der übrigen lutherischen Kirche des deutschen Vaterlandes“, wie gerühmt wird — Luthardt ein Zeuge und Vertreter der lutherischen Kirche des deutschen Vaterlandes! — Dabei hatte er seine Hammerschläge mit den zwar schön klingenden, aber in diesem Sinne allerdings zweifelhaften Worten begleitet: „Sie sei auf Jesu Christo fest gegründet; in ihr werde Gottes Wort und Luthers Lehr lauter und rein verkündet; sie bleibe mit den rechtgläubigen lutherischen Kirchen aller Länder in Frieden und Liebe verbündet.“ So „dankebar“ die Breslauer im allgemeinen für dieses Ereignis waren, hat doch das „Rheinisch-lutherische Wochenblatt“ nicht umhin gekonnt, „damit aus unserem Schweigen nicht falsche Schlüsse gezogen werden“, zu erinnern, sie müßten „in aller Bescheidenheit diese ‚gesamte lutherische Kirche‘ ablehnen, mit der er uns verbindet wünscht. Denn er rechnet zu ihr auch Oberheßens, dies Stück einer durch Dienstentsetzung von vierzig, uns zum Teil verbündeten Pastoren uniert gemachten Provinzialkirche“, indem es noch ein Wort Kellers anführt: „Wer das Zusammenwirken von Gliedern beider Konfessionen im Kirchenregiment mit seinem Gewissen vereinbar findet — ist kein wirklicher Lutheraner mehr.“ Man hätte, dünkt uns, mit seinen Gedanken nicht erst bis Oberheßens zu schweifen brauchen.

Kaiser und Papst. Die Zeitungen wissen zu berichten, der deutsche Kaiser habe jüngst eine Ansprache eines lothringischen Bischofs in längerer Rede geantwortet und gesagt, „er sei ganz besonders dankbar für die Versicherungen, welche ihm der Bischof hinsichtlich des Bestrebens des Klerus gebe, dem Volke den religiösen Sinn und die Moralität zu erhalten. Das ist, meinte er, eine der größten Aufgaben des Papstes, wie der Kaiser sich gelegentlich der Unterredung überzeugen konnte, die er mit dem Papste im letzten Frühjahr gehabt habe.“ Hierauf erwiderte der Bischof, daß der Papst ihm, den Bischof, gegenüber diese Unterredung erwähnt und seiner Freude Ausdruck gegeben habe, sich mit dem deutschen Kaiser in Bezug auf den in Rede stehenden Gegenstand eins zu wissen.“ Wir sind nicht in der Lage, unterzuchen zu können, ob das alles wahr ist. Genug, daß solche Gedanken überhaupt ausgesprochen werden. Wenn aber das wahr wäre, daß es „eine der großen Aufgaben des Papstes“ und seiner Klerlei wäre, „dem Volke den religiösen Sinn und die Moralität zu erhalten“, was, fragen wir billig, soll dann noch, ja welche Berechtigung hat dann noch Wittenberg? Allerdings müssen wir zugeben, daß das heutige Wittenberg jenen „großen Aufgaben“ nicht mehr gewachsen ist, sonst würde es dieselben nicht dem großen Antichrist, dem Zerstörer aller rechten Religion und Moral zuerkennen.

Wohin der Mißbrauch der göttlichen Offenbarung führen kann, zeigt ein Artikel des medlenburgischen Pastors U. in C. in Nr. 23 des „Medlenburger“ vom 2. September, überschrieben: „Die heiligen zehn Gebote für öffentliche Angelegenheiten.“ Wir haben nichts dagegen, sondern halten es für sehr richtig und wichtig, daß gerade auch den „Fürsten und Obrigkeiten“ das Gesetz Gottes vorgehalten und angesetzt und daß es auch auf das öffentliche Leben angewandt wird. Wenn aber, wie es hier geschieht, ein neues Zehntafelgesetz in zehn Geboten, von einem Menschen entworfen, mit den Worten „Ich, der Herr dein Gott“ eingeführt und so fort in direkter Anrede gehalten wird, als habe es Gott Selbst mit eigenen Worten also gesprochen, so können wir das, auch wenn es inhaltlich noch so richtig wäre, nur als eine Ungehörigkeit bezeichnen, zu der ein Christ, der das wirkliche Wort Gottes anerkennt und vor demselben Respekt hat, sich nicht verstehen dürfte. Wohin soll das auch führen, wenn nun einem jeden freistehen sollte, seine eigenen Gedanken, und wenn sie wirklich dem Worte Gottes entsprechen, in einer Weise auszudrücken, als habe Gott Selber sie gesprochen? H—r.

Der „Immanuel“ bemerkt in Nr. 16 gelegentlich einer Anzeige der Allgem. luth. Konferenz in Dresden, diese Konferenz habe eine erhöhte Bedeutung in dieser Zeit, wo die Führer in der neueren Theologie zuerst das Ansehen der heiligen Schrift untergraben hätten, um ihre unfehlbaren Dekrete an die Stelle zu setzen, deren jüngstes die Entwertung des gemeinsamen Grundbekenntnisses der ganzen Christenheit auf Erden verkünde. Und: „Als ein Zeugnis wider die grundstürzende Richtung der neueren Theologie hoffen wir die bevorstehende Konferenz in Dresden ansehen zu dürfen.“ Wirklich? Also von einer Konferenz hofft man Hilfe für die Kirche, deren Hauptstimmführer, obwohl sie sich als die Stützen der lutherischen Kirche gerieren, gerade durch ihre Sa- und Klein-Theologie den großen Kirchlehrern Bahn machen zur Unterwühlung der Fundamente der Kirche? W—r.

Todesnachricht. Am 9. Sept. starb zu Frankenkluft im Sta. Michigan nach längeren, schmerzhaften Leiden Pastor F. Siebers 78. Lebensjahre. Er war ein eifriger Freund der Mission und ist seinem Treiben besonders zu verdanken, daß die Missouri synode

Seidenmission in Angriff zu nehmen beschlossen hat. Gott tröste die Hinterlassenen und erwecke neue Zeugen.

Die lutherische Konferenz in Uelzen tagt laut Anzeige in der „Neuen luth. Kirchenzeitung“ am 24. und 25. Oktober. Das Referat über die Rechtfertigung und ihre centrale Bedeutung wird Herr Pastor Beer in Kropp halten. W.

Bücher-Anzeige.

Wenn ich nur dich habe. Ein Jahrgang Predigten über die zweite württembergische Perikopen-Reihe von Prof. A. Höncke, 1870—1890 Pastor an der evang.-luth. St. Matthäus-Gemeinde zu Milwaukee, Wis. Northwestern Publishing House. 1893. XII u. 611 Seiten. gr. 8°. Mit Bildnis des Verfassers. In starkem Halbfranzband Dollar 2.50 Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen der „Schriftenverein der sep. ev.-luth. Gemeinden“ in Zwickau.

Diese Predigtsammlung enthält 65 Predigten über evangelische Texte (mit einer Ausnahme) und zwar über solche Texte, die in den altkirchlichen Perikopen nicht vorkommen. Dadurch bietet es eine angenehme Abwechslung und nützliche Ergänzung dar. Die Sprache ist bei aller Einfachheit und Schlichtheit nichts weniger als trocken, sondern lebendig und zuweilen in ihrer Originalität packend. Der Gehalt entspricht, so viel wir beim Durchlesen einer Reihe von Predigten gesehen haben, durchaus dem Worte Gottes. Das Eine was not thut, wird mit Entschiedenheit ans Herz gelegt und dabei auch mit großem Ernst vor Sünden gewarnt und zur Heiligung ermuntert. Kurz, es ist ein rechtgläubiges Predigtbuch, welches wir jedermann aufs beste empfehlen können. — Der Verfasser ist Mitglied der ev.-luth. Synode von Wisconsin und jetzt Direktor der theologischen Lehranstalt dieser Synode in Milwaukee und hat mit diesem Predigtbuch ein schönes Zeugnis davon abgelegt, wie in dieser Synode die reine Lehre des göttlichen Wortes getrieben wird.

Zweihundzwanzigster Synodalbericht der Allgemeinen deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St., versammelt als Siebente Delegatensynode zu St. Louis, Mo., im Jahre 1893. St. Louis, Mo. Concordia Publishing House. 1893. 144 Seiten. Preis 25 Cents in Amerika, M 1.50 in Deutschland.

Dieser Bericht enthält außer den sehr wichtigen und interessanten geschäftlichen Verhandlungen auch den Vortrag des Prof. F. Pieper, betitelt: „Ueberblick über unsere Stellung in Lehre und Praxis, welche welche wir als Synode dem uns umgebenden Irrtum und Mißbrauch gegenüber einnehmen“, — eine Arbeit, welche den Wert des Buchleins wesentlich erhöht und vielen willkommen sein wird, die gern in aller Kürze erfahren möchten, was die „Missourier“ eigentlich lehren. Wir haben zwar seiner Zeit einem, der eine solche Auskunft zu haben wünschte, einfach auf die lutherischen Symbole verwiesen, weil die „Missourier“ ja in der That keine Sonderlehre haben, ihre „Besonderheit“ vielmehr die ist, daß sie den Symbolen in allen Stücken beipflichten. Dennoch ist es sehr gut, daß Prof. Pieper an den Hauptstücken christlicher Lehre und kirchlicher Praxis eben dies gezeigt hat. Der Vortrag behandelt 1. die Stellung zur heiligen Schrift, 2. die höhere Kritik, 3. die Lehre von Gott, 4. die Lehre von der Bekehrung, 5. die Lehre von der Rechtfertigung, 6. die Gnadenwahl, 7. die Lehre von der Kirche, 8. Sichtbare und unsichtbare Kirche, 9. Rechtgläubige und irrgläubige Kirchengemeinschaften, 10. Chiliasmus, 11. Antichrist, 12. Unsere Praxis, 13. Zucht in Lehre und Leben. — Auch denen, die diesen Vortrag im „Lutheraner“ schon gelesen haben, wird es lieb sein, ihn hier in einem Heft zusammen zu haben. Ueberdies aber erfährt man aus diesem Synodalbericht so viel über die Arbeit der großen Synode, daß man ihn mit Dank für Gottes wunderbare Gnade aus der Hand legt. Deshalb wünschen wir, daß alle Freunde und vielleicht auch etliche Feinde derselben ihn lesen möchten.

Erzählungen für die Jugend. 17. Bändchen: Pompejis letzte Tage. 18. Bändchen: Ein furchtbares Himmelfahrtsfest. Mit Erlaubnis des Verlagshauses Felix Bagel herausgegeben vom Concordia Publishing House in St. Louis, Mo. Preis jedes geschmackvoll in Leinwand gebundenen Bändchens 80 P.

Es ist von größter Wichtigkeit, daß wir unserer Jugend nur gute Bücher zu lesen geben. Doch können und dürfen das nicht ausschließlich erbauliche sein, sondern es müssen, da der jugendliche Geist auch in weltlichen Dingen Belehrung und für seine Phantasie Anregung braucht, auch belehrende und unterhaltende Bücher dazu kommen. Würde man die ausschließen wollen, so würde sich die Jugend auf schlechte Litteratur werfen oder Unterhaltung in nichtsagenden, den Geist öde machenden Spielen u. dergl. suchen. Die vorliegenden Bändchen sind gleich ihren 16 Vorgängern vorzüglich geeignet, dieses Bedürfnis zu befriedigen. Das 17. behandelt den Untergang in Pompeji und gewährt einen Einblick in die religiösen Kämpfe des ersten Jahrhunderts. Das 18. behandelt den Brand von Hamburg und giebt Winke in betreff der unserer Jugend drohenden Gefahren und rechter Kinderzucht. Beide sind interessant geschrieben und enthalten nichts, was den jugendlichen Leser irgend Schanden bringen könnte.

Erstes Lesebuch für den Unterricht in der deutschen Sprache. Unterstufe. Für das 3. und 4. Schuljahr. 48 Seiten. Kl. 8°. In festem Schulband 20 Cents.

Lehrbuch der deutschen Sprache für die unteren und mittleren Klassen höherer Schulen von August Crull, Professor am Concordia College zu Fort Wayne, Ind. 211 S. gr. 8°. In Halbfranz 85 Cents.

Diese beiden im Concordia Publishing House erschienenen Schulbücher geben ein glänzendes Zeugnis dafür, mit welchem Eifer und Geschick die Missourisynode bestrebt ist, ihren Gliedern die Muttersprache zu erhalten. Auch in Deutschland würden die Bücher mit Nutzen gebraucht werden können. Doch ist bei dem hierzulande vielfach herrschenden Zwange in betreff der Lehrbücher kaum zu hoffen, daß sie anders als privatim in Anwendung kommen werden.

Diese, wie alle Artikel des Concordia Publishing House liefert der Schriftenverein der sep. ev.-luth. Gemeinden in Zwickau (Agent: E. Braun, Mittelstraße 24).

Die Bibel Gottes Wort. Für gebildete Leser dargelegt von Heinrich Ebeling, Dr. phil. Zwickau i. S. Druck und Verlag von Johannes Herrmann. 1893. 64 S. 8°. Preis 60 P.

Diese Schrift ist ein hoch erfreuliches Zeugnis für die göttliche Eingebung der heiligen Schrift. Sie hat folgende Abschnitte: Was ist Gottes Wort? Wie ward Gottes Wort gegeben? Inspiration. Was die Bibel über sich selbst lehrt. Widerlegung der Haupteinwürfe gegen die Göttlichkeit der Bibel. Gottes Wort in der Geschichte. — Die Darstellungsweise ist, wie wohl „für gebildete Leser“ berechnet, doch jedermann verständlich, die Beweisführung mit wenig nebensächlichen Ausnahmen zwingend. Die Schrift zeugt von warmem Eifer für die Ehre Gottes und für die Verteidigung seines Wortes. Wir können sie jedermann empfehlen, der sich über diese so wichtige Frage in rechter Weise unterrichten will. Und es soll dieser Empfehlung durchaus keinen Eintrag thun, wenn wir bemerken, daß in der Anmerkung auf Seite 26 etwas unklar vom politischen und ceremoniellen Geheiß Israels geredet wird und daß ebendasselbe im Text der Ausdruck „die Schrift ist Gott selbst“ ohne Erklärung gebraucht wird. W.

Die heilige Schrift ist einzige Richtschnur und einzige Quelle des Glaubens. Ein Zeugnis gegen den modernen Subjektivismus. Vortrag von Alfred Horning, luther. Pfarrer in Pfulgriesheim (Elsaß), auf der lutherischen Konferenz in Uelzen am 3. Mai 1893. Mit einer Einleitung von Herrn Kirchenrat Stahlberg. Separatabdruck aus der Neuen lutherischen Kirchenzeitung. Gegen Einsendung von 45 P in Briefmarken zu beziehen von der Buchhandlung „Eben-Ezer“ in Kropp.

Ein höchst lehrreicher Vortrag. Wir haben hier ein sehr erfreuliches Zeugnis gegen die schwärmerische Richtung der modern-lutherischen Theologie und damit zugleich, den höchst beachtenswerten Nachweis, daß diese Theologie von dem Felsengrund des Wortes Gottes auf den losen Sandgrund menschlichen Fühlens und Erfahrens abgewichen ist. Möchte der Vortrag die Verbreitung finden, die er verdient! W.—r.

Adressen-Veränderung:

Pastor W. Hübener, Kolberg, Körliner Straße 1.

Die Evangelische Kirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evangelischen Kirche und Mission“.

Zeitschrift

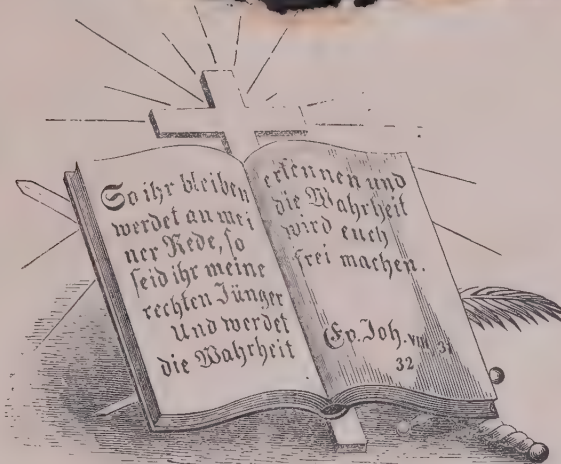
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die k. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 19. No. 1.

Bwickau in Sachsen.

1. Januar 1894.

V o r w o r t.

Durch alle bisherigen Jahrgänge dieses unseres Blattes hindurch haben wir bei allen Auseinandersetzungen christlicher Lehre, sowohl in rein erbaulicher Weise, als auch in allerlei Streitartikeln zur Widerlegung und Abwehr von allerlei Irrlehre, sowohl hinsichtlich der großen allgemeinen Grundwahrheiten göttlicher Offenbarung, als auch in allen anderen Stücken unseres christlichen Glaubens, mit Einem Worte, in allem, was Lehre ist und heißt, alle Einen Standpunkt vertreten, nämlich daß wir solche Lehre nicht als unser, sondern als Gottes Wort, und darum auch als göttlich gewiß behandelt haben. Wir sind dabei von des Apostels Wort ausgegangen 1 Petr. 4, 11: „So jemand redet, daß er es rede als Gottes Wort“, also doch nicht als zweifelhafte menschliche Meinung, sondern als gewisse göttliche Wahrheit. Auch für unser Schreiben haben wir uns Luthers Ausspruch (Erl. Ausg. 26, 35) angeeignet: „Denn ein Prediger muß nicht das Vaterunser beten, noch Vergebung der Sünden suchen, wenn er gepredigt hat (wo er ein rechter Prediger ist); sondern muß mit Jeremia sagen und rühmen, Jer. 17, 16: Herr, du weißest, daß, was aus meinem Munde gegangen ist, das ist recht und dir gefällig; ja, mit St. Paulo, allen Aposteln und Propheten troziglich sagen: Haec dixit Dominus, das hat Gott selbst gesagt. Et iterum [Und wiederum]: ich bin ein Apostel und Prophet Jesu Christi gewesen in dieser Predigt. Sie ist nicht not, ja, nicht gut, Vergebung der Sünde zu bitten, als wäre es unrecht gelehrt; denn es ist Gottes und nicht mein Werk, das mir Gott nicht vergeben soll noch kann, sondern bestätigen, loben, krönen und sagen: Du hast recht gelehrt, denn ich habe durch dich geredet, und das Wort ist mein. Wer solches nicht rühmen kann von seiner Predigt, der lasse das Predigen anstehen; denn er lügt gewißlich und lästert Gott.“ Wie Luther da im Zusammenhang dieser Worte unterscheidet zwischen Lehre und

Leben, und zugiebt, daß das Leben in der Kirche hier auf Erden immer sündlich bleibe und Vergebung bedürfe, daß aber die Lehre „sichnurrecht und gewiß ohne alle Sünde“ sein und in der Kirche nichts als allein das „gewisse, reine und ewige Gotteswort gepredigt werden“ müsse, so haben auch wir es in diesem unserem Blatte gehalten.

Demnach haben wir unsere Lehre nicht als unsere Meinung, unsere Ansicht, unsere Anschauung oder auch unsere Ueberzeugung gegeben, die möglicherweise auch falsch sein könne, sondern als Gottes Wort, und was damit nicht übereinstimmt, als Irrtum und Irrlehre verworfen. Damit aber ist zugleich ein tiefgreifender Unterschied, ja, der Hauptunterschied bezeichnet, welcher uns sogenannte Missourier oder Glieder der sächsischen Freikirche von anderen Kirchengemeinschaften trennt, daß wir nämlich behaupten, unserer Lehre göttlich gewiß zu sein und die Wahrheit zu haben. Nichts hat gemeinlich unsere Gegner mehr gegen uns aufgebracht, als gerade diese Stellung zu unserer Lehre. Man hat darin Hochmut und Ueberhebung gesehen, und gemeint, entweder jeder Anspruch auf „göttliche Gewißheit“ überhaupt sei nichts als Anmaßung, oder doch wenigstens der Anspruch auf „göttliche Gewißheit“ in allen den Fragen, worin etwa unter den deutsch-lutherischen Freikirchen Streit und Zwiespalt ist.

Da ist es denn wohl an der Zeit, prüfend ein wenig stille zu stehen und uns zu fragen: können, dürfen, müssen wir jenen Anspruch festhalten oder müssen wir ihn fahren lassen und unseren Gegnern Recht geben, daß man doch in Hinsicht auf die Lehre nicht so ganz gewiß sein könne, was recht, was falsch, was Wahrheit, was Lüge sei? Wer aber soll da entscheiden? Doch wohl niemand anders, als Gott selber in seinem Wort. Denn wo das geleugnet wird, da hört eben alle Verständigung auf, und uns hier lange mit dem groben Unglauben aufzuhalten, der alle christliche Lehre in lauter menschliche Meinung und Einbildung auflöst, ist

unnötig und in der Schrift alten und neuen Testaments lose und unfehlbare Wort. Richter in allen Fragen des Glaubens, auch in dieser Frage, ob ein Mensch, oder eine Kirche von Menschen, eine Kirchengemeinschaft in ihren wahren Grundsätzen ihrer Lehre göttlich gewiß sein könne oder nicht?

Um uns noch näher zu erklären und von vornherein alles Mißverständnis abzuschneiden, bemerken wir erstlich, daß wir unter einem Menschen, der der christlichen Lehre gewiß sein soll, auch nur einen wahren Christen verstehen. Denn daß ein Unchrist, ein Heuchler, in dem der Heilige Geist nicht ist und kein Glaube, auch keine göttliche Gewißheit haben kann, ist unzweifelhaft. Denn göttliche Gewißheit ist kein Fanatismus, wie wir ihn etwa bei den Türken oder auch in der römischen Kirche finden, da ein Mensch irgend eines Irrtums göttlich gewiß zu sein wähnt, und es ist doch nichts anderes, als des Teufels Blendwerk. Denn kann sich derselbe in einen Engel des Lichts verstellen, warum sollte er nicht auch einem Menschenherzen göttliche Gewißheit vorspiegeln können, wo doch keine ist und sein kann?

Und sodann wollen wir nicht unterlassen, es ausdrücklich auszusprechen, obwohl es sich eigentlich von selbst verstehen sollte, daß wir keinem Menschen, auch keinem Christen Unfehlbarkeit in dem Sinne zuschreiben, als könne ein solcher nicht etwas Irriges oder Verkehrtes denken oder reden, oder als habe er in sich selbst eine Fähigkeit, immer das Rechte zu treffen. Irren ist menschlich. Diese Wahrheit gilt auch für gläubige Christen insofern, als sie freilich dem Irrtum unterworfen bleiben, so lange sie hier auf Erden leben, ja, notwendig irren müssen, sobald sie vom Worte Gottes abweichen, und wir sind weit entfernt davon, uns für unfehlbar zu halten oder uns einzubilden, daß wir vor dem Irrtum in anderer Weise geschützt oder zur Erkenntnis der Wahrheit in anderer Weise befähigt wären, als andere Christen, und uns deshalb über sie zu erheben. Das käme ja der lästerlichen Behauptung des Papstes gleich, daß er durch das ihm verliehene Amt unfehlbar in der Lehre sei, eine Behauptung, die er fälschlich mit dem Worte des Herrn an Petrus zu beweisen sucht: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen!“

Aber eben dieses Wort zeigt doch, recht verstanden, sehr deutlich, daß es in der Kirche eine gewisse Lehre geben und die Gläubigen befähigt sein müssen, die Wahrheit so zu erkennen, daß sie sagen können: Das und nichts anderes ist die unfehlbare Wahrheit. Es kann ja keine Frage sein, daß in diesem Spruche wirklich von Unfehlbarkeit in der Lehre die Rede ist. Denn wodurch wird die Kirche mehr zertrüttet und zerstört, als durch falsche Lehre? Wodurch wird sie gebaut, als durch rechte Lehre? Soll Christi Gemeinde durch seinen Schutz von den Pforten der Hölle nicht überwältigt werden, so muß sie die Lehre rein behalten, muß die unfehlbare Wahrheit haben. Auch verheißt Christus dem Petrus als einem Felsenmann, der selber auf Christum den Fels gegründet ist, solche Unfehlbarkeit, doch nicht ihm, sozusagen, als bloßen Menschen, mit seinen menschlichen Gedanken, sondern als gläubigem Christen, der am Worte bleibt. Daß dies die Bedingung der verheißenen Unfehlbarkeit oder Gewißheit in der Lehre ist, sehen wir aus dem folgenden, wo der Herr Petrum um seiner ungöttlichen menschlichen Gedanken willen von einem weltlich irdischen Messiasreich einen „Satan“ nennt. Was nun Satan bei Petrus nicht fertig bringen konnte, da

erte, nämlich dem Petrus die wahre „göttliche“ und „Unfehlbarkeit in der Lehre“ zu rauben, so versucht er, diesen falschen Wahn derselben unterzuschieben, das göttliche Verbot der Zulassung bei dem vermeintlichen Nachfolger, dem Papste, wirklich zu stande gebracht. Die päpstliche „Unfehlbarkeit“ und angebliche „göttliche Gewißheit in der Lehre“ gehört mit zu den kräftigen Irrtümern, die Gott denen gesandt hat, die die Liebe zur Wahrheit nicht haben angenommen, daß sie selig würden, so daß sie nun der Lüge glauben zu ihrer ewigen Verdammnis. Das alles aber nach der Wirkung des Satans (2 Thess. 2), so daß wir hier eben das satanische Zerrbild haben von dem, was Christus gewollt hat.

Aber, fragen wir billig, hebt denn dieser teuflische Mißbrauch etwa den rechten göttlichen Gebrauch auf, ja, mußte nicht diesem satanischen Greuel eine göttliche Wahrheit zu Grunde liegen, oder sagen wir lieber, mußte sich nicht Satan in einen Schein der Wahrheit hüllen, eine göttliche Wahrheit zu seinen Zwecken in Lüge verkehren, um überhaupt Eingang in die Kirche zu finden auch in diesem Stück? Und welches ist diese göttliche Wahrheit, die wir freilich nun aufs genaueste von allem Beiwerk menschlicher und teuflischer Lüge zu unterscheiden haben? Es ist die Wahrheit von einer „göttlichen Gewißheit“ im Bekenntnis und in der Lehre, die sich bei jedem wahren Christen findet, ohne welche auch die Kirche nicht bestehen und sein kann. Denn wie beschreibt doch Gott selbst in seinem Worte, und damit kommen wir auf unsere eigentliche Frage zurück, das Wesen des Glaubens? Hebr. 11, 1: „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet.“ 2 Tim. 1, 12: „Ich weiß, an welchen ich glaube und bin gewiß, daß er kann mir meine Beilage bewahren bis an jenen Tag.“ Darnach ist der christliche Glaube kein bloßes menschliches Meinen oder Fürwahrhalten, sondern göttliche Gewißheit, und zwar solcher Dinge und Wahrheiten, die nicht mit Händen zu greifen, noch mit Augen zu sehen, noch mit der Vernunft zu erklären sind, sondern über alle menschliche Vernunft und Sinne hinausgehen, die jetzt noch im Worte und in der Verheißung verborgen, einst aber in der That und Erfüllung offenbar sein werden.

Der aber diese göttliche Gewißheit des Glaubens giebt und wirkt, ist der Heilige Geist, der in den Christen ist. Denn von ihnen und zwar von allen wahren Christen gilt 1 Joh. 2, 20. 21: „Ihr habt die Salbung von dem, der heilig ist und wisset alles. Ich habe euch nicht geschrieben, als wüßtet ihr die Wahrheit nicht, sondern ihr wisset sie und wisset, daß keine Lüge aus der Wahrheit kommt.“ Daraus ist klar, der Glaube ist nicht bloß seiner Sache gewiß, er ist auch unfehlbar, denn Lüge kommt nicht aus der Wahrheit, wer im Glauben die Wahrheit hat, der kann nicht fehlen und irren, so gewiß der Heilige Geist keinen irrigen Glauben wirken kann. Denn „der Geist zeugt, daß Geist Wahrheit ist“. Das ist doch wahrlich keine Schwärmerei, sondern es ist einfache, klare, nüchterne Schriftlehre. Nur ist nötig hinzuzufügen, wodurch der Heilige Geist zeugt und die Christen ihres Glaubens göttlich gewiß macht, nämlich durchs geschriebene Wort. Hätten wir das nicht, dann allerdings müßten wir, zumal in dieser unserer Zeit, an aller göttlichen Wahrheit verzweifeln. St.

(Fortsetzung folgt.)

Die hohe Wichtigkeit der reinen Lehre und Amt für den christlichen Glauben und kirchliche Praxis.

(Fortsetzung.)

(Vgl. Nr. 21 des 18. Jahrgangs.)

Th e s e 6.

In einem uneigentlichen Sinne wird nach der heiligen Schrift auch die sichtbare Gesamtheit aller Verufenen, d. h. aller, die sich zu dem gepredigten Worte Gottes bekennen und halten und die heiligen Sakramente gebrauchen, welche aus Guten und Bösen besteht, Kirche (die allgemeine [katholische] Kirche), und die einzelnen Abteilungen derselben, d. h. die hin und wieder sich findenden Gemeinden, in denen Gottes Wort gepredigt und die heiligen Sakramente verwaltet werden, Kirchen (Partikularkirchen) genannt; darum nämlich, weil in diesen sichtbaren Häufen die unsichtbare, wahre, eigentlich sogenannte Kirche der Gläubigen, Heiligen und Kinder Gottes verborgen liegt und außer dem Haufen der Verufenen keine Auserwählten zu suchen sind.

So wichtig es gegenüber den romanisierenden Irrtümern ist, festzuhalten, daß die Kirche im eigentlichen Sinne des Wortes die Gemeinde der Heiligen ist und zu ihr kein Unheiliger, kein Ungläubiger gehört, ebenso wichtig ist es, gegenüber den falsch pietistischen und schwarmgeistigen Irrtümern, die in dieser These ausgesprochene Wahrheit zu beachten und anzuerkennen, daß nämlich der um Wort und Sakrament sich sammelnde sichtbare Haufe, welcher aus wahren Christen und zugleich Nichtchristen (unerkannten Heuchlern nicht nur, sondern etwa auch noch nicht ausgethanen öffentlichen Sündern) gemischt ist, in der heiligen Schrift selbst „Kirche“ genannt wird, nur zwar nicht in dem eigentlichen Sinne des Wortes, sondern in dem sogenannten „synekdochischen“ Sinne, in welchem man ein Ganzes nach seinen eigentlichen Hauptteilen zu nennen pflegt, wie ein mit Unkraut gemischtes Weizenfeld (von dem doch eigentlich nur der Weizen wirklich Weizen ist) im großen und ganzen „Weizen“ genannt wird. Diese Wahrheit aus der Schrift nachzuweisen ist jetzt nicht unsere Aufgabe. Ein aufmerksamer Bibelleser wird den Beweis in der heiligen Schrift leicht selbst finden. Sonst bitten wir ihn, in der „Stimme unserer Kirche“ nachlesen zu wollen. Nur das wollen wir noch zuvor bemerken, daß romanisierende „Lutheraner“, wie z. B. Kliefoth, weil sie für den aus Gläubigen und Ungläubigen gemischten Haufen den Namen „Kirche“ im eigentlichen Sinne in Anspruch nehmen, diese synekdochische Ausdrucksweise eine „Lüge“ nennen. Nein, Gottes Wort hat diesen unterschiedlichen Sprachgebrauch, daß es bald die Kirche im eigentlichen, bald die im uneigentlichen Sinne „Gemeinde“ oder Kirche nennt, ganz ebenso, wie es bald von „Israel“ im wahren Sinne des Wortes, nämlich „nach dem Geiste“, bald vom uneigentlich sogenannten „Israel nach dem Fleische“ zu sagen weiß. Gottes Wort aber lügt nicht.

Schon hieraus erkennen wir, wie wichtig es ist, die unterschiedliche Redeweise von der Kirche im eigentlichen und uneigentlichen Sinne zu beachten. Denn wie sollte man sonst wohl die Bibel verstehen? Und welche Verwirrung muß doch notwendig entstehen, wenn man diese so einfache Tatsache nicht zu erkennen vermag?*

Die hohe Wichtigkeit unserer These aber erhellt namentlich gegenüber den donatistisch- und pietistisch-schwarmgeistigen Ge-

* Folgerichtig müßten eigentlich diejenigen, welche die synekdochische Redeweise verwerfen, auch dahin kommen, mit den Papisten anzunehmen, daß im heiligen Abendmahl Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi verwandelt sei.

heiligen. Wer Zug gerade in, namentlich in gewirkt haben, in so wider- Fern sei es von uns, den Segen verkennen oder verkleinern zu wollen, welchen die sogenannten Erweckungsprediger gewirkt haben oder etwa noch wirken — aus Reid etwa, daß wir selbst die Gabe nicht haben oder daß die Zeiten hier und da vorüber sind. Wohl ist es etwas Großes, wenn man sieht, wie Menschen, welche zuvor in Sicherheit des Fleisches und rohem, wüstem Weltwesen dahingegangen sind, zur Umkehr kommen und auf die Kniee getrieben werden, christliche Versammlungen besuchen, singen, beten, in der Bibel lesen, von geistlichen Dingen sprechen u. dgl., ja wenn man sieht, wie ganze Gegenden, die zuvor arg verweltlicht waren, von der Macht frommer Sitte ergriffen werden. Allein welche oberflächliche äußerliche pharisäische Auffassung von Christentum gehört dazu, ja welche eine hochmütige Gesinnung offenbart es, wenn man, wie nicht selten geschieht, alle diejenigen und nur diejenigen für wahre Christen, für die „Kirche“ ansieht, welche etwa von dem äußerlichen Weltwesen sich lossagen, diese oder jene christliche Weise und Sitte annehmen u. dgl. Wie manche werden da für „bekehrte Menschen“ angesehen, welche es in Wahrheit gar nicht sind, und wie manche werden für „unbekehrt“ gehalten, welche doch im Grunde ihres Herzens viel bessere Christen sind als diejenigen, welche so hochmütig und lieblos über sie richten. Nicht sagen wir, daß man überhaupt niemals und in keiner Weise zwischen bekehrten und unbekehrten Menschen richten und urteilen dürfe. Das sei ferne. Denn „etlicher Menschen Sünden sind offenbar, daß man sie vorhin richten kann“ (1 Tim. 5, 24). Aber das sagen wir, daß dabei steht: „etlicher aber werden hernach offenbar.“ Es giebt Sünden, welche viel schlimmer sind als gewisse äußerliche Uebertretungen, und Sünder, welche dem Himmelreiche viel ferner stehen als selbst die Huren und Zöllner. Der geistliche Hochmut derer, welche sich selbst für Musterchristen halten und verachten die anderen, der Unglaube derer, welche ihre Mitmenschen zur Buße vermahnen und selbst nicht Buße thun, der pharisäische Geist, welcher so haarscharf zwischen bekehrten und unbekehrten Menschen scheidet und die Kirche von der Welt absondern will, daß man auf der einen Seite nur Gutes, nur Glauben, nur Tugend und Gerechtigkeit, auf der anderen aber nur Unglauben, Sünde und Schlechtigkeit zu finden weiß, ist es, vor dem uns die Anerkennung der Wahrheit von der Kirche im uneigentlichen Sinne warnen und bewahren soll. Nicht sagen wir — wir wiederholen das —, als ob damit die Wahrheit, daß in der That und vor Gottes Augen Christen und Unchristen, Gläubige und Ungläubige, Glieder am Leibe Christi und Glieder des Teufels, Kirche und Welt auf das Strengste und Genaueste geschieden sind, irgendwie im geringsten wieder geleugnet oder davon etwas abgebrochen werden sollte. Aber vor unseren Augen ist solches nicht offenbar. Wo Gottes Wort und Sakrament noch wesentlich bleibt (wenn auch immer verfälscht und vermischt mit Menschenwort und Menschenfälschungen), da ist, wie wir aus der vorigen These gesehen haben, immer noch ein Teil der Kirche, und um deswillen heißt auch der ganze gemischte Haufe derer, welche sich dazu halten, „Kirche“ — wenn auch nur im uneigentlichen Sinne des Wortes.

Auch wir, die wir uns von allerlei falschgläubigen Kirchen separiert und abgesondert haben (davon weiter hernach unter These 8), sollen uns wohl und ernstlich hüten, unsere sichtbare Kirchengemeinschaft für die Kirche zu halten oder denjenigen Gemeingemeinschaften, von welchen wir uns (um des Wortes Gottes und um des Gewissens willen) abgesondert haben, den Namen

und die Ehre,
verkündigt wert
„es geschehe zu
darinnen und will mich
Herzen mit ihm sprechen. Freuen
danken, für den mancherlei Segen, welchen wir selbst von
beinen an auch in den sonst falschgläubigen Kirchen gehabt haben,
nicht zwar darum, weil sie falschgläubig sind (denn insofern ist
kein Segen dabei), sondern darum, weil es wirklich noch „Kirchen“
sind. Freuen wollen wir uns und Gott danken, daß um der
in ihnen wesentlich noch vorhandenen Gnadenmittel willen auch
in jenen Häusen wirklich noch Christen vorhanden sind und selig
werden. Freuen wollen wir uns und Gott danken vornehmlich
auch deswegen, daß nun in der rechtgläubigen Kirche, welcher
wir angehören, trotz aller unserer eigenen und unserer Glaubens-
genossen Sünden und Gebrechen, ja trotzdem, daß auch bei uns
noch immer Ungläubige vorhanden sind, welche teils offenbar
werden und nicht als bald abgethan werden können, teils Heuchler,
deren Heuchelei wir nicht erkennen und daher nicht richten können
noch sollen (auch da, wo der Verdacht nahe liegen dürfte), um
der Gnadenmittel willen immer noch ein Teil der Gemeinde
Christi, der wahren Kirche im eigentlichen Sinne vorhanden ist
und daher auch der ganze, sichtbare, gemischte Haufe nach Gottes
Wort mit Recht den Namen „Kirche“ trägt, wenn auch nur im
uneigentlichen Sinne des Wortes.

Sollten die Pastoren wohl zu Anfang des vorigen Jahrhunderts es gelitten haben, daß auf den Universitäten in den theologischen Fakultäten die falsch berühmte Kunst gezüchtet wurde? Würden sie nicht geglaubt haben, ihre Kinder dem Moloch in die Arme zu werfen, wenn sie sie auf Hochschulen gebracht hätten, wo sie lernen, nicht nach dem Bibelwort zu lehren und zu leben, sondern möglichst dem Bibelwort entgegen zu lehren und zu leben? . . .

Wir Pastoren dürfen uns kein Gehr daraus machen: Die Zustände in der Kirche verschuldet nicht zum mindesten das Pastorentum, und zwar das Strebertum im Pastorentum. Pastoren, die bereit sind, etwas zu leiden und nicht etwas zu werden, die einfältig an Gottes Wort festhalten und von demselben allein sich sagen lassen, die haben auch heute noch Erfolg und richten in ihren Gemeinden etwas aus.

In Hamburg hat die Bürgerschaft über den Antrag beraten, daß hinfort keine Milch mehr in die Stadt gebracht werden dürfe von Kühen, die mit Schlempe gefüttert werden; denn die Milch sei ungesund und könne also auch nur ungesund machen. Unsere künftigen Prediger werden auf den Universitäten fast nur mit Schlempe gefüttert. Wäre es denn nun nicht endlich an der Zeit, daß auch in der Kirche die Milch verboten würde, die von der Schlempe herkommt? Der Ritschlianismus ist doch offenbar Antichristentum, er hat alle Kennzeichen desselben; und seine Gefahr liegt gerade darin, daß er dem Christentum ähnlich sein will und an die Stelle desselben treten möchte. Wenn selbst ein Mann wie Stöcker dem Zauber des Ritschlianismus sich

(Fortsetzung folgt.)

ist in Nr. 44 der „Neuen luth. Kirchenzeitung“ zum Reformations-
 feste laut geworden. Ein Pastor wendet sich da an seine Amts-
 brüder mit einer ernstlichen Mahnung, die wir unseren Lesern im
 folgenden mit wenigen Auslassungen mittheilen:

Lieber Vese! Wenn wir daran denken, müssen wir uns doch wohl sagen: Dann ist die Kirche gegenwärtig auch ein weltlicher Staat geworden. Denn wo steht das Strebertum so in Blüte, als in der Kirche? Wenn in unseren Tagen eine Mutter ihren Sohn Pastor werden lassen will, dann thut sie es meistens doch nur, damit er etwas werde und nicht, damit er etwas leide; — und wenn die Pastoren ein wenig Selbstständigkeit zeigen gegenüber den Regimentsbefehlen und nicht wie der Bär auf der heißen Platte das Tanzen lernen wollen, dann heißt es auch wohl: Bedenke! Du willst doch auch etwas werden, du willst doch weiter kommen! — und wenn die Frau Pastorin ihren Mann ermahnt, doch seine kostbare Gesundheit zu schonen und nicht so viel umherzulaufen in der Gemeinde oder so viel zu reden und zu predigen, dann heißt das: Lieber Mann, Du mußt etwas werden, aber nicht etwas leiden! — Das Strebertum macht sich in unseren Tagen in der Kirche breit und verdirbt so manche junge Pastoren, von denen man Gutes hoffte, wie ein giftiger

hand Vorspiegelungen verführten ihn so, daß er die Kirche verließ, in die römische eintrat und sogar Jesuitenordens wurde. Aber was geschah? Er verlor Leib und Seele, ungeheure Angst quälte ihn; die wurde so furchtbar, daß er nicht wußte, wo aus und wo ein. Da brachten ihm seine Ordensbrüder hölzerne Kreuze, Rosenkränze, geweihte Kerzen, gesegnete Hostien und was sonst mehr ihre erdichtete Andacht zu bringen pflegt; sie sagten ihm auch zu, sie wollten fleißig für ihn Messe halten, und ermahnten ihn, er solle sein Vertrauen setzen auf das Verdienst der Heiligen. Aber das alles war vergebens. „Fort mit dem allen“, rief er, „denn eben deshalb muß ich zur Hölle fahren, weil ich an das alles geglaubt habe!“ „Nicht also“, sprach ein gelehrter Mann zu ihm, „du wirst nicht verdammt werden. Glaube an Jesum Christum, so wirst du selig werden.“ Da erwiderte der Patient mit Seufzen: „Ach, an den habe ich geglaubt und bin nachmals schändlich von ihm abgetreten. Darum ist er mir nicht mehr ein Heiland, sondern ein Richter und Verdammer; die Seligkeit kann ich jetzt nicht mehr erlangen!“ Darauf wandte er sich zu einem seiner Bekannten und sprach: „Hast du mich lieb — entweder so töte mich oder gieb mir ein Messer, daß ich mich ersteche, denn alles, was an und in mir ist, lodert und brennt vor lauter höllischem Feuer!“ Als solches die Jesuiten hörten, hielten sie ihm vor die Augen das Zeichen des Kreuzes und legten ihm auf den Leib geweihte Kräuter. Er aber rief: „Weg, weg mit diesem! Ihr gießt Öl ins Feuer und macht dadurch meine Marter und Angst größer. Nichts sehe ich jeztund denn allein die bösen Geister, die mit offenen Klauen auf meine Seele warten; denen bin ich preisgegeben, denn ich habe Gott und sein Wort verlassen.“ Also ist der elende Mensch in Verzweiflung dahingefahren. — O Herr, behüte uns vor Verzweiflung und anderen großen Schanden und Lastern!

Die Geschichte von Hans Jochen

wiederholt sich wohl noch einmal und das andere.

Höre einmal!

Hans Jochen saß mit manchen andern „guten Christen“ in der Kirche am Missionsfeste. Der Pfarrer teilte seine Predigt in drei Teile.

Im ersten Teil sprach er unter anderem auch davon, daß man tüchtig verdienen müsse.

Da stieß Hans Jochen seinen Nachbar und bisperte ihm heimlich zu: „Du, der verstehst sein Sach!“

Im zweiten Teil sprach der Pfarrer darüber, daß man nicht bloß verdienen müsse, sondern man müsse auch tüchtig sparen und zusammenhalten.

Hans Jochen war darüber so vergnügt, daß wer in sein Herz hätte hineinschauen können, er hätte wahre geistige Wurzelbäume schlagen sehen. Wieder stieß er seinen Nachbar herzhast und bisperte: „Du, was ist aber das für ein Mann!“

Im dritten Teil redete der Prediger davon, daß man bereit sein müsse, alles wegzugeben, was man verdient habe, wenn es die Ausbreitung des Reiches Gottes fordere.

Da machte Hans Jochen ein ellenlanges Gesicht, stieß seinen Nachbar nicht, bisperte aber: „O weh, o weh, jezt hat er alles wieder verdorben!“ (Ev.-luth. Friedensbote.)

Ein Christ soll ja seiner Sachen gewiß sein; und weil er Christum hat, so hat ers alles, daß er billig soll alle Stunden in Sprüngen gehen; aber solches alles nach dem Geist und Glauben in Christo, damit er angefangen hat, auf diesem Wege zu gehen. Denn nach dem Fleisch und leiblichen Fühlen ist es noch zugebedt und gar verborgen. (Luther zu Joh. 14, 6.)

gen.

hat in Nr. 48 nicht, worin er den Namen nennt, den Prof. Müller einen hässlichen Irrlehrer, mit dem er nichts zu thun haben will. Er sagt: „Die Ritschlianer wissen es, wie schwer sie sündigen, sie sündigen aber ungeschert weiter. Jedes Schamgefühl ist verschwunden.“ Er sagt von der Vitteraturzeitung: „Die Zeitung ist voll Gift und zerstört die letzten Trümmer der evangelischen Kirche.“ Ferner: „Daß die Regierung diese (Ritschliche) Richtung so fördere, wie neuerdings die Berufung von Froelisch nach Heidelberg beweist, ist ein Zeichen, wie jede Furcht vor Gottes heiligem Worte geschwunden ist. Man arbeitet überall für den Umsturz.“ Endlich: „Wenn ich auch mit den Waffen der Fronte und des Spottes kämpfe“, wie namentlich die schamlosen Ritschlianer es tausendfach verdienen, so überwiegt doch der Ernst, wie jedermann sehen kann, der sehen will. Die Zukunft wird meine Behauptungen noch mehr bestätigen, wenn alle die Ausfaat aufgegangen sein wird, die auch die Theologie dieses Jahrhunderts in den Boden der ganzen Welt geworfen hat. Die Verödung wird noch viel größer werden, als ich sie ahne.“

So wahr das alles nun auch ist und kein Wort zu viel gesagt, so bleibt doch leider dabei immer die Thatsache bestehen, daß dieselben Leute, welche so gegen die Ritschlianer, und zwar mit Recht, doch mit ihnen in Einer Kirche und also auch Kanzel- und Abendmahls-gemeinschaft stehen und dadurch ihrem Zeugnis die Spitze abbrechen und die Schneide nehmen. So lange es an der kirchlichen Scheidung von solchen Irrlehrern fehlt, verlieren auch die schärfsten Worte an Kraft. Das Reich Gottes bestehet aber nicht in Worten, sondern in Kraft. St.

Das wachsende Ansehen der römischen Kirche. Aus Hannover wird in der „N. C.-L. R.-Z.“ folgendes berichtet: „Mit ungleichem Maß scheinen von der kgl. Eisenbahndirektion in Hannover Katholiken und Evangelische gemessen zu werden. Dieselbe hat bekanntlich ihren Beamten und Arbeitern in Leinhausen Wohnhäuser gebaut und ihnen samt ihren Familien freie Fahrt zum sonntäglichen Besuch des Gottesdienstes gewährt. Während aber den Römischen diese letztere Bewilligung für jeden Sonntag erteilt wurde, erhielten die Evangelischen die gleiche Erlaubnis nur für jeden zweiten Sonntag. Ein evangelischer Beamter in Leinhausen machte nun, wie berichtet wird, die Eingabe, wenigstens seiner Frau allsonntägliche Freifahrt zu gestatten. Man verwies ihn aber darauf, daß vierzehntägiger Gottesdienstbesuch doch vielleicht genügend und erst der Versuch damit zu machen sei. Nach Verlauf eines Jahres wiederholte der Beamte die Eingabe. Diesmal wurde sie ohne weitere Bemerkung abschlägig beschieden.“

Zu den Gotteshäusern, in welchen kein Apostolikum mehr bekannt wird, gehört auch der Dom zu Bremen. Der letzte Besuch des Kaisers in genannter Stadt, bei welchem er auch den Dom betrat, gab der protestantenvereiniglichen bezw. Bremer Presse Veranlassung, sich dessen zu rühmen, daß „in den Gottesdiensten des Domes kein Apostolikum bekannt wird, ohne daß die Verkündigung des Evangeliums darunter leidet.“ Der kirchliche Ruhm Bremens gewinnt aber ein besonderes Licht durch den dort angestellten reformierten Prediger D. Schwalb, welcher bekanntlich dieser Tage eine Schrift hat ausgeben lassen, in der er ohne jede Zurückhaltung ausführt, daß Jesus nicht der Erlöser gewesen ist und auch die Menschheit nicht befreit habe.

Ehrenrettung der Bibel. Nachdem die Apostelgeschichte von vielen Theologen im Stich gelassen wird, müssen weltliche Gelehrte zu ihrer Ehrenrettung eintreten. Der bedeutende Altertumsforscher Professor Ernst Curtius hielt jüngst in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin einen Vortrag über „Paulus in Athen“. Er ist der Ansicht, wer den Bericht der Apostelgeschichte unbefangen auf sich wirken lasse, könne sich dem Eindruck nicht entziehen, daß ein wohlunterrichteter Zeuge wahrheitsgetreu den Vorgang schildere. Es ist in den 16 Versen des Textes eine solche Fülle von geschichtlichem Material enthalten, es ist alles so prägnant und eigenartig, so lebensvoll und charakteristisch; es ist nichts Redensartliches und Schablonenhaftes darin, wie es der Fall sein würde, wenn jemand eine erdichtete Erzählung vorträgt. Es ist auch unmöglich, eine Tendenz nachzuweisen, welche eine Erfindung irgend wahrscheinlich machen könnte. Man muß in Athen zu Hause sein, um den Bericht recht zu verstehen u.“ Curtius ist überzeugt, daß wer den

* Der Verfasser hat sein Buch: „Abriß einer Geschichte der evang. Kirche auf dem europäischen Festlande im 19. Jahrhundert“ im Auge, worin er unter anderem eine der Schrift des früheren Jesuiten Hoensbroech: „Christ oder Antichrist“ entnommene, gegen Christi jungfräuliche Geburt gerichtete Lästung Harnacks anführt, die aber, wie es scheint, von Harnack unter Mitwirkung Müllers abgeleugnet wird. Dieser Umstand ist die Veranlassung jener Mitteilung in der „Neuen lutherischen Kirchenzeitung“. St.

geschichtlichen
wichtigsten Blä-

Egidy'sches
Prof. Lehmann-
lung in Kiel. In seiner Rede be-
wicklungstheorie und verlangt, daß in der Schule die Na-
zum Mittelpunkt alles Wissens gemacht werde. Obwohl er alle anti-
lichen Bekenntnisse verwirft, will er als Christ angesehen werden und
fragte die Kieler Geistlichkeit, „ob sie seine Religiosität anerkennen; wenn
nicht, so werde er seinen Austritt aus der Kirche erklären.“ Einer der
Anwesenden, Geheimrat Bockendahl, teilte mit, daß er bis zu seiner
Konfirmation religionslos erzogen worden sei. In dem Erziehungs-
institut sei gemeinsamer Religionsunterricht für Juden und Christen er-
teilt worden. Der protestantenvereinsliche Redakteur der „Kieler Ztg.“
erklärte sich gegen den Austritt aus der Kirche, forderte aber, daß die
Kirche ihre Bekenntnisse mit dem modernen Leben und der Wissenschaft
in Einklang bringe. Der Marinepfarrer Runze von Friedrichsort ist
mit den Bestrebungen v. Egidy's einverstanden; jeder Geistliche könne
sich zu dem Bekenntnisse stellen, wie er wolle, der Staat müsse die
Ueberzeugungsfreiheit anerkennen, die Bekenntnisse seien historische For-
meln und als solche vergänglich, man solle nicht aus der Kirche aus-
treten, sondern sie umwandeln. Das klarste Urteil zeigt aber jedenfalls
der socialdemokratische Stadtverordnete Heinzel. Er erklärte, daß
Egidy's Ideen durchaus nicht Neues, sondern schon seit 30 Jahren
im socialdemokratischen Programm enthalten seien.

Wiederum will ein deutscher evangelischer Prinz sich katholisch
trauen lassen, nämlich Prinz Otto zu Schaumburg-Lippe, der mit
einer Katholikin verlobt ist, und dessen Trauung nach katholischem Ritus
in Paderborn im Laufe dieses Monats vollzogen werden soll. Es ist
noch nicht klar, wie sich die Sache weiter abwickeln wird. Denn durch
Igl. Kabinettsordre ist es den evangelischen Gliedern des preussischen
Offiziercorps unterlag, das Versprechen katholischer Kindererziehung für
die gesamte Nachkommenschaft abzugeben. Andererseits ist nach dem
Erlass des Bischofs von Paderborn vom 4. März 1866, der noch in
Gültigkeit ist, den katholischen Geistlichen die Schließung einer Mischehe
nur dann gestattet, wenn vor zwei Zeugen ein Versprechen an Eides
Statt abgegeben wird, daß die Kinder beiderlei Geschlechts unbedingt
in der katholischen Religion erzogen werden sollen.

Die evangelische Welt Württembergs beschäftigt sich dormalen viel
mit der Frage, was zu thun sei, wenn der König, der sämmtlich epis-
copus der Landeskirche, ohne männliche Erben mit Tod abgehen sollte,
und die katholische Linie zur Regierung kommt. Die im Jahre 1734
festgestellten „Religionsreversalien“ übertragen für einen solchen
Fall die oberste Bischofs Gewalt einem „Geheimen Rat“, welcher auch
von 1734—1795 als oberste Behörde im Lande in Thätigkeit war. Die
Ordnung ist aber heutzutage nicht mehr durchführbar, da die oberste
Landesbehörde jetzt aus fünf Ministern besteht, unter denen natürlich
auch katholische sein können und sind. Man erwartet, daß die Landes-
synode vom Jahre 1894 sich mit der Sache befassen werde. Aus ein-
zelnen Kreisen wird der Wunsch laut, die Frage nach dem Vorbild
Sachsens zu lösen, wo vier auf das Bekenntnis bereidete evangelische
Staatsminister mit der Wahrnehmung der Bischofsrechte betraut sind.

Der „heilige Rock“ in Argenteuil ist im Auftrag des Bischofs von
Verfaillies von den Chemikern Lafon und Roussel auf die Substanz der
auf dem Gemebe erkennbaren Fleden untersucht worden. Es ergab sich,
daß „die Fleden Blut enthalten, daß die roten Kügelchen an Gestalt
und Größe denen des menschlichen Blutes entsprechen, und daß endlich
die bei der Analyse gemachten Wahrnehmungen ein hohes Alter dieses
Blutes voraussetzen.“ Wenn man aber glaubt, daß dadurch dem Trierer
„heiligen Rock“ eine gefährliche Konkurrenz entstehe, und die römische
Reliquienverehrung einen Stoß erleide, so möchte das wohl eine Täu-
schung sein. Die römische Kirche hat sich längst an zweiköpfige Apostel
und vierbeinige Heilige gewöhnt, warum sollte sie an zwei Leibröden
Christi Anstoß nehmen?
(„M. G.-Z. R.-Z.“)

Neurologisches. Der (modern lutherische) Professor Dr. Hermann
Schmidt zu Breslau und der auf dem Gebiete der inneren Mission
(in methodistischem Sinne) als sehr strebsam bekannte Baron Jasper
v. Derpen zu Hamburg sind gestorben.

Quittung.

Für die Synodalkasse: Reformationsfestkollekte der Gemeinde
Crimmitschau M 19.50; desgl. der Gemeinde Planitz M 56.62; Bei-
trag des Herrn P. Willkomm daselbst M 10; desgl. des Herrn P. Eit-
meier in Steeden M 10; von Herrn C. N. durch denselben M 5.

ermiſſion: Von Herrn Gustav Gläser in Chemnitz
Müssen durch Herrn P. Willkomm M 2.50; von
i Chemnitz M 4.50; von Herrn Heinrich Stern das.
Keger der Kleinkinderschule zu Planitz durch Herrn P.
27; aus dem Stephansstift vor Hannover durch Herrn
Abst M 12; durch Herrn P. Eitmeier: Kindtaufs-
kollekte von Herrn W. Scheu in Aumenau M 3.50, von Herrn C. N. M 5
und von Frau E. N. M 1.20.

Für die Heidenmission: Von Herrn Gustav Gläser in Chemnitz
M 1; von Herrn Heinrich Stern daselbst M 2; von Herrn Pfüge das.
M 1.50; durch Herrn P. Eitmeier: von Herrn C. N. M 5, Dankopfer
der Frau G. N. M 3 und von L. Z. M 1.

Für die Judenmission: Von Herrn Heinrich Stern in Chemnitz M 2.

Für die innere Mission: Von Herrn C. N. durch Herrn P. Eit-
meier M 5; von N. N. durch denselben M 0.50.

Für Student Friedrich in Springfield: Von Herrn Gustav Gläser
in Chemnitz M 3; durch Herrn P. Kern in Chemnitz: Nachtrag zur
Reformationsfestkollekte der Gemeinde Chemnitz M 7.90, Kindtaufs-
kollekte von Herrn Hugo Jorchheim jun. daselbst M 4.50 und von
Herrn D. Mehner eben daselbst M 2.

Für Student Berthold in Springfield: Von Herrn Gustav Gläser
in Chemnitz M 3.

Für Herrn Pastor Hensel in Springfield: Kindtaufs-
kollekte von Herrn Karl Gerisch durch Herrn P. Lent in Grün M 5.10; Kollekte
der Gemeinde Planitz am 1. Advent M 54.85; von Herrn Wallheim
in Linburg durch Herrn P. Eitmeier M 20.

C h e m n i z .

Eduard Heldner, Kassierer.

Bücher-Anzeige.

**Verhandlungen der siebenzehnten Jahresversammlung der Synode der
evangelisch-lutherischen Freikirche in Sachsen u. a. St. Anno
Domini 1893.** Zwickau i. S. Verlag des Schriftenvereins
der sep. ev.-luth. Gemeinden in Sachsen. 80. 104 Seiten.
Preis 1 M.

Dieser unser diesjähriger Synodalbericht enthält Verhandlungen
über zwei wichtige Gegenstände. Erstens über die Auferstehung des
Fleisches, also über eine Lehre, welche jedes Menschen Zukunft, jedes
Christen Hoffnung unmittelbar betrifft. Die Thesen des Referenten,
Herrn Pastor Walter, haben samt den von ihm gegebenen Erläuterungen
zu einer gründlichen Behandlung dieser wichtigen, jetzt so vielfach ge-
legneten Lehre gegeben, und ist der Bericht darüber, wie er nach den
Protokollen vom Referenten ausgearbeitet ist, zu Lehre und Wehre,
Trost und Warnung jedermann zu empfehlen. Zweitens enthält der
Bericht den Schluß der Verhandlungen über das Vorsteheramt, welchen
die Leser des vorjährigen Berichts ohne Zweifel schon lange zu haben
wünschen. Und wer diesen Schluß liest, wird bekennen, daß er reich
ist an Lehre und Ermahnung, auch Trost für alle Glieder einer luther-
ischen Gemeinde, insonderheit für die Vorsteher. — Möge denn dieser
Bericht viele Leser finden, und Gott ihn an allen segnen.

Leuk, E. O. Die Lehre von der Kirche in ihren Grund-
zügen aus Gottes Wort einsätzig dargestellt. Zwickau i. S.
Verlag des Schriftenvereins der sep. ev.-luth. Gemeinden
in Sachsen. 1894. kl. 80. 32 Seiten. Preis 20 P.

Dieser Traktat ist entstanden aus einem aus der Planitzer Gemeinde
geäußerten Wunsch hin. Er legt in einfacher Sprache und durchsichtiger
Darstellung die Lehre von der Kirche dar und behandelt besonders die
Frage von unsichtbarer und sichtbarer, recht- und falschgläubiger Kirche.
Obwohl es darüber so manches Buch giebt und besonders D. Walthers
„Stimme unserer Kirche“ allezeit unentbehrlich bleiben wird, so war doch
ein solcher kurzer Traktat schon lange Bedürfnis. Gott segne sein Aus-
gehen im Druck!

Karl Waldheim, Aus der Heimat. Drei Erzählungen von
dem Verfasser der „Wunderbaren Wege“. Rottbus 1894.
Druck und Verlag der Gotthold-Expedition. Preis geh.
M 0.75, in Kaliko M 1.20.

Diese drei Erzählungen sind als durchaus gesunde Speise mit gutem
Gewissen jedem zu empfehlen, der nach Unterhaltung verlangt. Die
erste Geschichte ist auch von pädagogischem Werte.

W.

Konferenz in Frankenberg am 16. und 17. Januar.

Druck und verantwortliche Redaktion: Johannes Herrmann in Zwickau, Hermannstraße Nr. 5. — Verlag des Schriftenvereins
der separiert evangelisch-lutherischen Gemeinden in Sachsen, Zwickau, Mittelstraße 24.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evangel.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

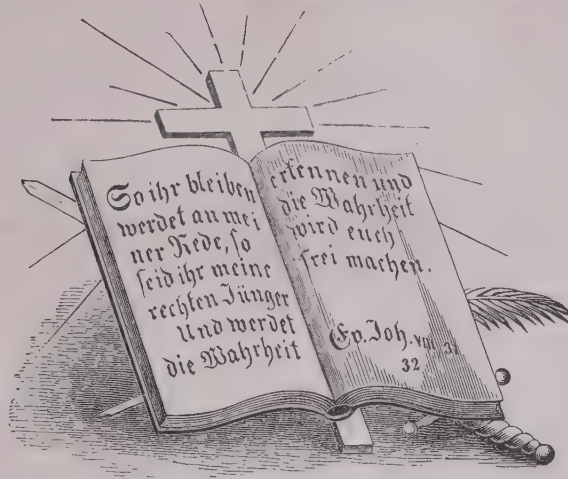
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die L. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 19. No. 2.

Bwickau in Sachsen.

14. Januar 1894.

Vorwort.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nun aber ist die Schrift das Buch des Heiligen Geistes, darinnen der dreieinige Gott selber zu uns redet. Da ist Wahrheit, gewisse, unfehlbare, untrügliche Wahrheit, nichts als Wahrheit, volle und ganze Wahrheit, soviel uns Gott überhaupt von seinem Wesen und Willen zu offenbaren für gut befunden und in diesem Leben zu wissen für nötig angesehen hat. Und darauf gründet und stützt sich der Glaube, darin sieht er das Zeugnis des Heiligen Geistes, verläßt sich auf das, was geschrieben steht, und wird also durch Gottes Gnade seiner Sache, seiner Lehre, seines Bekenntnisses ganz gewiß. Denn was die heilige Schrift sagt und zeugt, das sagt und zeugt Gott selbst, der Gott, der nicht lügen, der sich auch nicht irren kann. Darum heißt es schon im alten Testament: „Dein Wort ist eine rechte Lehre, dein Wort ist nichts denn Wahrheit“ (Ps. 93, 5. 119, 160). Und im neuen Testament hat der Herr selbst seinen Aposteln verheißen Joh. 16, 13: „Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten.“ So ernstlich wir daher alles, was nun nach Abschluß unmittelbarer Offenbarung und Eingebung des Heiligen Geistes außer der Schrift und wider die Schrift in göttlichen Dingen als Wahrheit ausgegeben wird, als Betrug, Irrtum und Lüge zurückweisen müssen, so fest müssen wir daran halten, was die Schrift uns sagt in allen Dingen, wovon sie redet, ist unumstößliche Wahrheit, mag Fleisch, Vernunft, Welt und Wissenschaft dazu sagen, was sie wollen. Denn die Schrift ist Gottes Wort, dessen sind die Gläubigen durch des Heiligen Geistes Zeugnis göttlich gewiß nach dem Worte 2 Tim. 3, 16: „Alle Schrift von Gott eingegeben, ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werk geschickt.“

Oder sollte es etwa so stehen, daß freilich aller Inhalt der Schrift göttliche Wahrheit sei, aber niemand wissen könne, welches dieser Inhalt sei? Das sei ferne; wie könnte sie sonst zu allen genannten Stücken nütze sein? Sie ist doch nicht geschrieben für Engel oder andere Kreaturen, sondern für Menschen in menschlicher Sprache, auch durch Menschen, durch Gläubige für Gläubige. Zu ihrem rechten heilsamen Verständnis ist daher neben dem einfachen Sprach- und Wortverständnis, wie es uns unsere liebe deutsche Bibel in unübertrefflicher Weise darreicht, nur nötig ein Herz, das nicht mutwillig der Wahrheit widerstrebt. Mit Einem Worte, die Schrift ist klar und deutlich genug in allen Stücken der Lehre, und bedarf keines fremden Auslegers, der aus seinem Eigenen etwas hineinragen und hinzusetzen müßte, sie legt sich selber aus. Sie ist und bleibt selber der unfehlbare Richter und Zeuge in allen Punkten der Lehre, dessen Urteil und Zeugnis offen daliegt, sodaß es von allen Menschen gelesen und eingesehen werden kann. Dunkel, verdeckt und verborgen ist sie in dieser Hinsicht nur dem durch den Unglauben verblendeten Auge, wie der Apostel sagt: „Der Gott dieser Welt hat der Ungläubigen Sinne verblendet, daß sie nicht sehen das helle Licht des Evangelii, von der Klarheit Christi, welcher ist das Ebenbild Gottes.“

Um deswillen muß auch die Schrift verstanden werden nach der Ähnlichkeit des Glaubens. Denn so sagt St. Paulus Röm. 12, 7: „Hat jemand Weissagung, so sei sie dem Glauben ähnlich.“ Alle Lehre und Predigt, alle Schriftauslegung und daher auch alles Schriftverständnis muß also nicht allein dahin gerichtet sein, daß der wahre seligmachende Glaube an Christum in den Hörern und Lesern zustande komme und erhalten bleibe, sondern der Glaube ist auch selber Regel und Richtschnur der rechten Schriftauslegung. Das kann aber nur so verstanden werden, daß hier der Glaube nach seinem Inhalte, die Glaubenslehre gemeint ist, die aus der Schrift selber

zu entnehmen ist und zwar aus solchen einzelnen klaren und deutlichen Stellen, in welchen unzweifelhaft und mit eigentlichen Worten von einer bestimmten Lehre die Rede ist, wie z. B. Ps. 51, 7 von der Erbsünde, Joh. 3, 16 vom allgemeinen Gnadenwillen Gottes u. s. w. Wohl ist daher die ganze Schrift ein Licht, und doch sind darin gewisse Stellen, als die eigentlichen Beweisstellen für die einzelnen Lehrartikel von besonderem Glanze, mittelst derer wir auch die übrigen Stellen heilsam und nützlich verstehen können. Bleiben uns trotzdem um unserer Schwachheit und Unwissenheit willen diese oder jene Stellen der Schrift unverständlich, oder können wir nicht mit voller Gewißheit ihren genauen richtigen Sinn erkennen, so soll das zur Demütigung unseres Vernunftstolzes dienen, kann aber unserem Glauben nicht schaden, so wir uns nur vor aller Auslegung hüten, die mit anderen klaren, deutlichen Stellen streitet. Die Schrift selber ist und bleibt darum doch klar in allen Dingen und kann auch uns wohl klar und gewiß machen in allem, was uns im allgemeinen wie im besonderen zur Seligkeit zu wissen vonnöten ist.

Um dieser Klarheit willen der Schrift muß es daher auch in der Kirche göttliche Gewißheit in der Lehre geben und hat es je und je gegeben, nach dem Wort des Herrn Joh. 8, 31, 32: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger und werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen.“ Jesu Rede, und in gewissem Sinne ist ja die ganze Schrift Jesu Rede, macht rechte Jünger und bringt Erkenntnis der Wahrheit und zugleich Freiheit von allem Irrtum. Jesu Rede ist das allein Entscheidende in allen Fragen des Bewußtseins, in allen Lehren sowohl des Gesetzes als des Evangeliums. Oder sollte es so sein, daß wohl etliche Haupt- und Grundwahrheiten der Schrift mit göttlicher Gewißheit in der Kirche erkannt werden könnten, aber nicht alle, oder daß erst die Entscheidung der Kirche dazu kommen müsse, um eine Lehre aus dem Zustande des Schwankens und Zweifels in den Stand göttlicher Gewißheit zu erheben? Gewiß nicht, denn die Kirche hat nichts zu entscheiden, wo Gott selber schon in seinem Worte entschieden hat, sie hat nur Gottes Entscheidung, Gottes Urteil zu glauben, zu bekennen und zu lehren, weiter nichts. Sie hat auch den Umfang christlicher Lehren, der zu allen Zeiten derselbe ist und bleibt, nicht zu bestimmen, denn der ist gleichfalls schon in Gottes Wort bestimmt. Der Herr Jesus redet nicht von stückweiser Wahrheit, sondern schlechthin von der Wahrheit, das ist doch alle Wahrheit, die er uns gelehrt hat, teils mit eigenem Munde, da er auf Erden wandelte, teils durch seine unmittelbar berufenen Propheten und Apostel. Wohl heißt es 1 Kor. 13, 9: „Unser Wissen ist Stückwerk und unser Weissagen ist Stückwerk“, nämlich gegenüber der vollkommeneren Erkenntnis Gottes, die wir im ewigen Leben haben werden. Gegenüber dem Schauen Gottes von Angesicht zu Angesicht sehen wir jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Worte oder einem Rätsel. Es ist das alles vergleichsweise geredet, denn im ewigen Leben wird kein Glaube mehr sein, sondern nur Schauen derselben Dinge, die wir hier geglaubt haben. Dunkel ist also Gottes Wort nur insofern, als alle Glaubensartikel, die darin geoffenbart sind, über unsere natürliche Vernunft weit hinausgehen, von der Vernunft nicht begriffen werden können, sondern eben geglaubt werden müssen. Ebenjowenig vermögen wir mit unserer Vernunft den Zusammenhang der einzelnen Glaubensartikel zu ergründen, sie sind und bleiben uns Rätsel und Stückwerk, und doch glauben wir, daß sie in wunderbarem Einklang miteinander stehen, und Eine Wahrheit ausmachen, wie wir das im Lichte des

ewigen Lebens auch werden verstehen und mit der Vernunft einsehen lernen. Zudem hat Gott uns manches, was wir gern auch in göttlichen Dingen wissen möchten, verborgen und nicht geoffenbart, weil wir es jetzt in diesem Leben noch nicht tragen könnten und weil Gott sein Wort nicht zur Befriedigung unserer Neugier, sondern nur zur Erkenntnis der Wahrheit gegeben hat, die uns zur Erlangung der Seligkeit nötig ist. Dazu aber gehören alle Lehren der Schrift, sowohl solche, die unmittelbar den Grund des Heils betreffen, als die Lehren von der heiligen Dreieinigkeit, von der Person Christi, von Christi Werk und stellvertretender Genugthuung, vom Wesen und Werk des Heiligen Geistes, von der Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und dem ewigen Leben, ohne welche niemand ein Christ sein und selig werden kann, als auch solche Lehren, die nicht unmittelbar den Grund des Heils angehen, uns aber auch zu unserer Seligkeit von Gott geoffenbart sind. Um solcher Offenbarung willen können und sollen auch sie mit göttlicher Gewißheit geglaubt, gelehrt und bekannt werden.

Aber, wendet man ein, findet sich denn nicht auch bei wahren Christen noch ganz abgesehen von Zeiten der Anfechtung, da ihnen sogar der Grund des Glaubens zweifelhaft werden will, noch in so vielen Punkten große Unwissenheit und Unklarheit, Zweifel und selbst Irrtum? Sind nicht Lehrstreitigkeiten unter denen, die doch beiderseits den Grund des Glaubens festhalten wollen und für Christen gelten müssen, Beweis genug, daß es keine göttliche Gewißheit in allen Punkten der Lehre geben kann? Darauf ist zu antworten: Fragen, welche die Schrift nicht entscheidet, gehören nicht hierher, denn sie sind keine Lehrfragen im eigentlichen Sinne, sie sind freizugeben, von ihnen kann niemand göttliche Gewißheit haben. Aber wirkliche Lehrpunkte, die uns Gott in seinem Worte geoffenbart hat, von denen zugestandenmaßen in der heiligen Schrift die Rede ist, als z. B. von der Kirche, vom Predigtamt, von der christlichen Freiheit, vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen u. s. w., dürfen unter Christen nicht freigegeben werden unter dem Vorgeben, die „Kirche“ habe darüber noch nicht entschieden. Denn damit wird die „Kirche“ über Gottes Wort gesetzt, demselben seine oberste richterliche Stellung genommen und eine falsche menschliche Unfehlbarkeit aufgerichtet. Die rechte Unfehlbarkeit ist allein die Unfehlbarkeit des Heiligen Geistes in der Schrift, welche auch allein im Stande ist, die Herzen der Gläubigen aller himmlischen Wahrheit, soweit sie uns eben geoffenbart ist, göttlich gewiß zu machen. Daß dies nicht immer geschieht, daß in solchen Lehren, die nicht den Grund des Heils selber angehen, auch wohl Christen ungewiß oder in Irrtum befangen sind, ist Folge nicht der Unklarheit der Schrift, nicht der mangelnden Entscheidung der Kirche, sondern der menschlichen Schwäche, der List des Teufels, des schädlichen Einflusses der falschen Lehre. Aber so soll es nicht sein, so muß es nicht sein. Gott wirkt es nicht so, sondern er läßt es nur zu, wie er auch sonst allerlei Anfechtung zuläßt aus Ursachen, die im letzten Grunde nur ihm bekannt sind.

Ebenso sind alle Lehrstreitigkeiten, die je und je in der Kirche entstanden oder jetzt noch vorliegen, nun und nimmer ein Beweis für die Unklarheit des Wortes Gottes oder für die Unmöglichkeit, ohne ein unfehlbares menschliches Lehramt, sei's des Papstes, sei's der „Kirche“, göttlicher Wahrheit gewiß zu werden, sondern nur ein Beweis für das unablässige Bemühen des Satans, Christi Kirche zu zerstören, zugleich aber auch ein Hilfsmittel in Gottes Hand, seine Wahrheit durch den Gegensatz der Lüge in ihren tausendfachen Gestalten immer heller an das Licht zu bringen und einen Sieg nach dem andern zu geben.

Was wir daher behaupten, ist nicht dies, daß alle Christen zu allen Zeiten des ganzen Umfangs christlicher Lehre sich mit göttlicher Gewißheit und zweifelloser Sicherheit bewußt sind und in keinem Irrtum befangen sein können, sondern es ist dies, daß der Glaube selber und an sich eine göttliche Gewißheit mit sich bringt, die der Heilige Geist wirkt, sofern und soweit sich ein Christ an Gottes klares Wort hält und darauf sich stützt. Insofern ist kein Irrtum bei ihm möglich, sondern er hat im Wort und Glauben die unfehlbare Wahrheit und ist derselben göttlich gewiß. Bei allem, was wir in göttlichen Dingen denken und reden, haben wir daher wohl zu überlegen: stimmt es mit Gottes Wort? Ist dies nicht der Fall, so ist es auch nicht recht, stimmt es aber, so muß es auch wahr sein. Göttliche Gewißheit schließt daher die stete, sorgfältige Prüfung alles Glaubens und aller Lehre an Gottes Wort keineswegs aus, sondern diese Prüfung ist gerade das Hilfsmittel, welches Gott gebraucht, uns seines Wortes und seiner Wahrheit immer gewisser zu machen und unsere Herzen zu versiegeln durch seinen Heiligen Geist. Denn wie es Stufen des Glaubens giebt, so giebt es auch Stufen göttlicher Gewißheit je nach geringerer oder größerer Stärke des Glaubens, nach geringerem oder größerem Umfang christlicher Erkenntnis. Nur muß das bestehen bleiben: das Zeugnis des Heiligen Geistes von der Wahrheit göttlichen Wortes in den Herzen der Gläubigen ist an sich selber immer und unfehlbar gewiß. Von irgend einem Irrtum aber kann es nun und nimmer eine göttliche Gewißheit geben.

Abgesehen von den heiligen Propheten und Aposteln, die doch alles dessen, was sie durch unmittelbare Eingebung des Heiligen Geistes gelehrt und geschrieben haben, göttlich gewiß gewesen sind, haben wir das herrlichste Beispiel göttlicher Gewißheit an unserem lieben Dr. Luther. Woher aber war er seiner Lehre so gewiß, daß er sie als unfehlbare Wahrheit allen seinen Feinden gegenüber so siegreich verteidigen konnte? Allein aus Gottes Wort. Darum konnte er auch so freimütig vor Kaiser und Reich zu Worms bekennen: „Es sei denn, daß ich durch Zeugnis der heiligen Schrift oder mit klaren und hellen Gründen überwunden werde (denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien alleine nicht, weil es am Tage und offenbar ist, daß sie oft geirret und sich selbst widersprochen haben): so bin ich überwunden durch die Sprüche, die ich angezogen habe und gefangen in meinem Gewissen in Gottes Wort, und kann und mag darum nicht widerrufen, weil weder sicher noch geraten ist, etwas wider das Gewissen zu thun.“ Wohl sind diese Worte Luthers noch kürzlich dahin mißdeutet worden, als sei derselbe seiner Lehre nicht göttlich gewiß gewesen, weil er sonst nicht so bedingungsweise habe reden können. In Wahrheit aber zeigen sie nur, daß Luther keinerlei selbständige Unfehlbarkeit, abgesehen von Gottes Wort, für sich in Anspruch genommen hat, so wenig wie er sie dem Papst oder den Konzilien zugestanden hat. Aber Gottes Wort, die Sprüche heiliger Schrift waren für ihn allerdings unfehlbar, und darin mußte er sich in seinem Gewissen gefangen und gebunden, darauf trotzte er wider alle Zumutungen eines Widerrufs. Er wollte einen Irrtum seinerseits nur dann zugeben, wenn ihm durch andere Stellen der Schrift oder sonst helle klare Gründe nachgewiesen werden könnte, daß er die Stellen, darinnen sein Gewissen gefangen war, mißverstanden habe. Das stand ihm aber unerlöschlich fest, die heilige Schrift ist die reine, lautere, unfehlbare Wahrheit, die mit sich selber übereinstimmt, und ihr Licht, ihre Auslegung in sich selber hat. Wie wenig er dabei bloße Vernunftgründe wider Gottes klares Wort und den einfachen Wortlaut der

Schrift gelten lassen wollte, hat er später zur Genüge im Kampfe mit den Sakramentswärmern gezeigt.

Dabei denken denn auch wir durch Gottes Gnade zu bleiben. Fern sei es von uns, eine göttliche Gewißheit oder Unfehlbarkeit in der Lehre zu beanspruchen, wo wir nicht sagen: „So spricht der Herr; denn so steht geschrieben“, wo wir nicht mit unserem eigenen Gewissen in klaren Sprüchen der Schrift gefangen sind und beweisen können, daß sie so und nicht anders verstanden werden müssen; wo aber dies der Fall ist, da müssen wir auch Gottes Wort als Gottes Wort glauben, lehren und bekennen, dürfen es nicht als zweifelhafte Meinung, sondern müssen es als gewisse unfehlbare Wahrheit behaupten. Woher kommt es aber, daß man diese unsere Stellung meistens gar nicht verstehen kann, daß man darin nur Selbstlob, Hochmut, Ueberhebung u. s. w. sieht? Im letzten Grunde kommt es daher, weil man überhaupt auch Gottes Wort selber nicht mehr für „unfehlbar“ hält und ihm also auch nicht mehr die Kraft zutraut, „göttlich gewiß“ zu machen. An Stelle des Wortes Gottes als obersten Richters wird dann die Lehrentwicklung der Kirche gesetzt, welche diese oder jene „offenen Fragen“ erst zum Abschluß bringen müsse. Darüber ist sonst genug gesagt, hier kommt es uns nur darauf an, zu zeigen, daß es allerdings eine „göttliche Gewißheit“ in der Lehre giebt, deren Anerkennung notwendig mit zu jeder Verständigung in der Lehre gehört. Denn um Dinge zu streiten, deren man überhaupt nicht auf Grund der Schrift göttlich gewiß werden kann, ist eines Christen und Theologen unwürdig. Aus der Schrift weise man uns also nach, daß wir irren, irren auch mit unserer Behauptung göttlicher Gewißheit in den von uns vertretenen Lehren, so wollen wir gern unseren Irrtum bekennen, aber man höre auf, alle und jede göttliche Gewißheit der Lehre zu leugnen und auf diese Weise Gottes Wort selber ungewiß zu machen.

Dabei bleibt immerfort das bestehen: In sich selber gewiß und unfehlbar ist nur die heilige Schrift, als das Wort Gottes, das von ihm unmittelbar in allen seinen Teilen wörtlich und buchstäblich eingegeben ist. Daraus kann selbst schon ein Ungläubiger einigermaßen entnehmen, was darin vom Wege der Seligkeit gelehrt ist, wenn er selbst auch diesen Weg nicht geht, selbst das, was da geschrieben ist, nicht für göttliche Wahrheit hält, sich nicht von Herzen darauf verläßt. Die Gläubigen oder wahren Christen aber halten die heilige Schrift wirklich für das, was sie ist, für Gottes unfehlbares Wort und gewisse Wahrheit, verlassen sich auch darauf von Herzensgrunde, gehen durch Gottes Gnade wirklich den Weg zur Seligkeit, den Weg des Glaubens ans Wort, von dem es Jes. 35, 8 heißt, daß da „auch die Thoren (d. i. die Einfältigen) nicht irren mögen“, „denn das Zeugnis des Herrn ist gewiß und macht die Albernern weise“ (Ps. 19, 8).

Wie es aber mit dem Glauben ist, so ist es auch mit der Lehre. In der Lehre unfehlbar ist an sich selber nur die heilige Schrift, Gottes Wort, der reine und lautere Brunnen Israels, einzige Quelle und Richtschnur aller Lehre in göttlichen Dingen, ja in allen Dingen, davon die Schrift redet. Nur sie, die Schrift, ist Gottes Wort im eigentlichen, höchsten Sinne. Doch da die Schrift selber, z. B. 1 Petr. 4, 11: „So jemand redet, daß er es rede als Gottes Wort“, unzweifelhaft unter „Gottes Wort“ auch das durch Menschen, und zwar nicht bloß durch die heiligen Propheten und Apostel, sondern auch durch andere Menschen verkündigte Wort versteht, so muß auch solches Wort, sofern es aus der Schrift genommen ist und mit der Schrift übereinstimmt, als Gottes Wort gelten.

Denn die Schrift muß doch allein die Meisterin bleiben und all unser Reden, Lehren, Predigen aus der Schrift und nach der Schrift gehen.

Aus dem allen ist ersichtlich, wie wenig diese unsere Stellung ein Hindernis sein kann für Lehrbesprechungen mit solchen, die die heilige Schrift noch wirklich für Gottes Wort halten. Denn mögen auch sonst noch so große Gegensätze in der Lehre vorhanden sein, so ist doch ein gemeinsamer Boden vorhanden, auf dem solche Gegensätze zum Austrag kommen können. Das ist die Gewißheit, es giebt eine göttliche Wahrheit, die auch durch Gottes Gnade im Glauben an Gottes Wort erkannt werden kann. Und gerade die Liebe zur Wahrheit ist es, die dann zu solchen Lehrbesprechungen treibt, bei denen dann, wenn es recht zugeht, und die Wahrheit in irgend einem Stücke allgemeine Anerkennung findet, nicht Menschen siegen und Menschen unterliegen, oder es sich um Menschenlehre und Menschenhande handelt, sondern Gott allein gerühmt wird in seinem Worte.

Es soll daher auch im neuen Jahre das unsere Losung bleiben: „So jemand redet, daß er es rede als Gottes Wort“. Das giebt heilige Vorsicht, aber auch heiligen Mut und Kraft, zu Gottes Ehre den Mund aufzuthun, und seine Wahrheit zu verkündigen. Weil aber alles Mitteilen, wie alles Annehmen des Wortes göttlicher Predigt, nicht als Menschenwort, sondern, wie es denn wahrhaftig ist, als Gottes Wort, ein Werk seiner Gnade ist, so wolle er um Christi willen dieselbe uns allen, Schreibern und Lesern dieses Blattes, auch künftig verleihen, daß die Gewißheit des wahren Glaubens in uns immermehr erwache und zunehme, bis wir einst dahinkommen, wo aus Glauben Schauen und aus Hoffen Haben und Genießen werden wird. St.

Die „evangelische Allianz“.

(Aus der „Allgemeinen evangelisch-lutherischen Kirchen-Ztg.“)

Fast bedenklicher, als die leidenschaftlichen Angriffe der offenen Verächter des Glaubens möchte manchem das mit süßen Worten auftretende Allianzchristentum erscheinen, wie es in neuerer Zeit mit vermehrtem Eifer sich geltend macht. Während dort der Feind deutlich zeigt, was er will, und durch die Plumpheit seiner Vorstöße die Frontstellung gegen ihn von selbst herausfordert, tritt das Allianzchristentum unter der Fahne des Kreuzes in der Mitte der Kirche auf und weiß durch seine Gebetsversammlungen, durch seine Betonung der Gotteskindschaft und wahrer Gemeinschaft in Christo sich großen Einfluß zu verschaffen. Indem es aber alle Bekenntnisunterschiede aufhebt und geringachtet, um das „wahre Christentum zu pflegen“, ist es notwendig mit einer Gehilfin zum Abfall, der in unseren Tagen sich bedenklich mehrt. Dabei leistet es falschen Vorstellungen Vorschub, indem es anscheinend eine wahre Gemeinde von Gläubigen sammelt, während doch zweifellos auch unter diesen „Gebetsversammlungen“ Judas- und Ananias-seelen sich finden mögen so gut, wie in der ersten Apostel- und Christengemeinde. Die sich hierzu gewinnen lassen, erhalten also nicht einmal das, was sie suchen, die Gemeinschaft wahrer Gotteskinder, verlieren aber für dieses Phantom ihre Liebe zu ihrer Kirche, die Wertschätzung ihrer mit Blut besiegelten Bekenntnisse und die Verbindung mit den großen Vätern. An Stelle eines gefundenen, nüchternen, evangelischen Christentums tritt ein gesüßtes Schwelgen in der „Gemeinschaft der Heiligen“. Es ist uns nicht unbekannt, daß die „Allianz“ das Beste will, und ihre Freunde ausdrücklich es von sich weisen, als wollten sie die konfessionelle Eigenart aufheben. Allein die Thatsache stimmt mit

diesen Behauptungen wenig überein, und die Verhandlungen bei der am 8. November zu Berlin abgehaltenen Versammlung des „Deutschen Zweiges der Evangelischen Allianz“ haben unsere obigen Ausführungen aufs neue bestätigt.

Den Vorsitz führte Geh. D.-Reg.-R. Graf A. Bernstorff. Hofpred. D.-Kirchen-R. Vieregge leitete die Morgenandacht des ersten Tages. Außerdem waren anwesend Gen.-Sup. D. Dryander, Hof- und Domprediger Faber, Prof. Dr. Lemme aus Heidelberg, Prof. Lommatsch aus Berlin, Oberstlieut. v. Knobelsdorf, Militär-Oberpfarrer Rocholl, der Generalsekretär der Allianz Anrold aus London u. a., auch viele Geistliche der Landeskirche und verschiedene Vertreter der Methodisten hatten sich eingefunden; im ganzen waren es etwa 150 Teilnehmer. Den ersten Vortrag hielt D.-R.-Rat Prof. D. Zehr. v. d. Goltz über die „Gemeinschaft der Heiligen“. Er führte u. a. aus, daß die „Allianz“ nicht durch formalistische Unionsbestrebungen die Landeskirchen neutralisieren, sondern nur über diesen allen das Banner des Kreuzes erheben wolle. Die „Allianz“ steht entschieden auf dem positiven Boden der christlichen Heilslehren, nur ist es schwer, eine befriedigende Formel des Bekenntnisses zu finden. „Die Reformation hat die alte Formulierung der ersten fünf Jahrhunderte einfach übernommen. Aber das genügt heute dem selbständig Denkenden nicht mehr (!)“. Die Bekenntnisschriften können zur Beschwichtigung von Gewissensbedenken nicht dienen, eben weil sie bloß die alten Formen übernahmen und daher „eine dem Mittelalter entlehnte Sprechweise haben“. In betreff des Apostolikums giebt er zu, daß es „als ein Kleinod in unseren Gottesdiensten festzuhalten“ sei. Allein zu einer abgrenzenden Form zwischen christlich und nicht-christlich genügt es nicht. „Teils enthält es zu wenig, teils zu viel. Es stellt Wesentliches und Minderwesentliches ohne Unterscheidung nebeneinander. Neue Versuche, ein Glaubensbekenntnis zu formulieren, fanden nicht den consensus ecclesiae (die Uebereinstimmung der Kirche)“. Kurz, „die geschichtliche Entwicklung hat bewiesen, daß formale Autoritäten das Band und die Grenzen der Gemeinschaft der Heiligen nicht bilden können“. Die Allianz erstrebe deshalb kein Bekenntnis, sondern sei „ein Versuch, das Wesentliche der christlichen Heilswahrheiten zusammenzufassen“. Dieser Geringachtung des Referenten entsprachen auch seine Thesen, in welchen er als eine der Aufgaben der „Allianz“ die hinstellt, „gastweise Abendmahls- und Kanzelgemeinschaft aller Denominationen zu erstreben“. Alle diese Aussagen fanden nicht Einen Widerspruch in der Versammlung. Da Graf v. Bernstorff, der Vorsitzende, ging noch weiter, indem er direkt die Baptisten willkommen hieß. „Ueber den Taufbefehl sind alle Christen einig, aber über die Kindertaufe steht nichts in der Bibel. Warum sollten also nicht die, welche die Kindertaufe für berechtigt halten, Gemeinschaft haben mit denen, die sie nicht anerkennen?“ Sehr offen sagte auch Professor D. Lommatsch aus Berlin, „die Gemeinschaft bestehe nicht sowohl in einer gemeinsamen Bekenntnisformel, als vielmehr in den gegenseitigen Liebeserweisungen“, und Pastor Paul aus Ravensstein* betonte, nur „das Bewußtsein, durch Jesu Blut gereinigt zu sein, gebe die rechte Gemeinschaft, die rechte Allianz“. In ähnlichem Sinn sprach sich der Direktor des bischöflich-methodistischen Predigerseminars in Frankfurt a. M. Mann aus: „Die Teilnehmer kommen nicht als Vertreter ihrer Kirchen, sondern vielmehr als Christen und Erlöste zusammen.“ Zum Schluß weist der Vorsitzende auf die Notwendigkeit gegenseitiger Aner-

* P. Paul-Ravensstein, ein in den pietistisch-methodistischen Kreisen Pommerns sehr beliebter Missionsprediger, hat sich, obwohl landeskirchlicher Pastor, in seinen Schriften (so namentlich in dem von ihm kürzlich herausgegebenen Buche „Schon hier selig“) als ein Methodist vom reinsten Wasser offenbart, der vom wahren Christentum in der täglichen Buße keine Ahnung hat. H—r.

kennung hin und protestiert gegen den exklusiven Geist, wie er sich z. B. jüngst seitens einiger Lutheraner in Amerika gegen Stöcker geltend gemacht habe. Aus allen diesen Reden dürfte ziemlich klar die von uns im Eingang erwähnte Zurücksetzung, um nicht zu sagen Verachtung des Bekenntnisses hervorgehen, eine Verachtung, die sich am meisten gegen das Luthertum kehrt, während die Sekten z. B. mit offenen Armen aufgenommen und getragen werden. Von der betrügerischen Fundamentierung christlicher Gemeinschaft auf dem „Bewußtsein“ der Erlösung oder auf gegenseitigen „Liebeserweisungen“ soll nicht weiter geredet werden.

Der zweite Tag war insofern bemerkenswert, als die künstlich gewebte Hülle einer absoluten Friedens- und Liebesgemeinschaft des ersten Tages alsbald da weichen mußte, wo man das tatsächliche Leben der Kirche berührte. Der erste Vortrag über „Religionsfreiheit“ von Prof. D. Lemme aus Heidelberg bewegte sich in klaren, nüchternen Bahnen; er gab eine historische Entwicklung der Religions- bzw. Glaubensfreiheit, die besonders durch die Reformation einen Aufschwung genommen habe. Das trug ihm von Geert von Wijk die tadelnde Frage ein, wie das mit der Verbrennung von Michael Servet stimme. Prof. Lemme wußte sich zu rechtfertigen durch den Hinweis auf die kalvinischen Grundsätze, die sich mit denen der Reformation nicht überall deckten. Eine schärfere Zurechtweisung mußte sich Pastor Paul aus Ravenstein gefallen lassen. Er klagte über den Religions- und Glaubenszwang, der durch die neue Agenda im Taufformular den einzelnen auferlegt werde; es sei nicht angängig, den Glauben an die Wiedergeburt durch die Taufe obligatorisch zu machen, indem viele landeskirchliche Geistliche das nicht mehr annähmen. Entschieden wies ihn Pfarrer Baumann zurück: Er solle dergleichen Beschwerden der Generalsynode oder in einer landeskirchlichen Versammlung vorlegen; in der „Allianz“ sei kein Raum dafür. Auch sonst gab es an diesem zweiten Tage manchen Dissens, eben weil der Thatbestand des jetzigen kirchlichen Lebens zur Sprache kam. Man gewann den Eindruck, als ob die Versammelten nicht mit den erhobenen Gefühlen auseinander gegangen wären, wie man bei dergleichen Zusammenkünften zu thun pflegt.

Die große Ähnlichkeit einiger Reden mit den Anschauungen der kirchlichen Liberalen verdient besonders hervorgehoben zu werden. Diese „christliche“ Allianz fand keine Worte über die kirchen- und glaubenverwüsten Theologie unserer Tage; mit einer fast unbegreiflichen Herzlosigkeit ging sie an den tiefgreifendsten Fragen vorüber. Während sie mit Sekten und einer ungläubigen Theologie einen freundschaftlichen Händedruck wechselt, richtet sie ihre Angriffe lediglich gegen das bekennnistreue Kirchentum. Wenn die „Allianz“ auf diesem Wege fortfährt, dürfte sie auch den bisherigen Nimbus, wenigstens eine fromme, christliche Richtung zu sein, verlieren.

Vermischtes.

„Gut und edel.“

Der „Reichsbote“ vom 3. Dezember bringt in Beilage 4 folgende „Erklärung:

Herr v. Egidy fühlt sich gekränkt durch einen Satz in dem Artikel: „Eine zeitgemäße Erinnerung“ in Nr. 47 unseres Sonntagsblattes vom 19. November — durch den Satz nämlich:

„Die beschriebenen Vorgänge (der Kultus der reinen Vernunft 1793) enthalten auch noch für unsere Zeit die eindringlichsten Lehren. Wie viele Köpfe sind noch heute unter uns namentlich doktrinär von den Ideen und Schlagworten von 1793 beherrscht. Der ganze politische und religiöse Liberalismus in Deutschland steht ihnen nahe. Die ethische Bewegung der Herren

Dr. Förster, Egidy und Lehmann-Hohenberg hat eine traurige Ähnlichkeit mit der ethischen Pappgottheit und der Menschheitsmoral der Rousseau und Robespierre, die nichts wie eine jesuitisch verkümmerte und verkrümmte, bürgerliche Nützlichkeitmoral darstellt.“

Daß es uns durchaus fern gelegen hat, den Herren Dr. Förster, v. Egidy und Lehmann persönlich nach ihrer edlen, wohlmeinenden Absicht zu nahe zu treten, brauchen wir wohl nicht erst zu versichern, nachdem wir wiederholt Gelegenheit gehabt haben, diese gute, edle Absicht ausdrücklich anzuerkennen. Allein objektiv betrachtet, können wir die religionslose bzw. pantheistische Moral am Ausgange des 19. Jahrhunderts nicht anders beurteilen, wie die am Ende des 18. Jahrhunderts. — Gut und edel nach ihrer Meinung haben es auch Rousseau und Robespierre gemeint, aber was hat das genützt? Die Prinzipien ziehen heute wie damals ihre Konsequenzen ohne jegliche Rücksicht auf die Menschen, mögen uns ihre Vertreter noch so sehr ihrer guten und edlen Absichten versichern. Herr v. Egidy will nun zwar seine Moral nicht ganz religionslos aufbauen, allein seine Religion hat einen so verblassten und unbestimmten Charakter, besteht so sehr in solchen unbestimmten Gefühlen ohne positive bestimmte Beziehungen zu dem persönlichen geoffenbarten Gott, daß wir eine solche Religion nicht anders beurteilen können, als die Religion eines Rousseau, der ebenfalls alle konfessionellen Unterschiede aufheben und eine Menschheits-Religion und -Moral anstrebte. Da die oben genannten Herren ihre Ansichten nicht auf ihre Person beschränken, sondern auch öffentliche Propaganda dafür machen, so müssen sie sich auch eine öffentliche Beurteilung gefallen lassen. Die Person tritt dabei völlig in den Hintergrund; es handelt sich lediglich um die vorgetragene Lehre, und die Lehre dieser Herren halten wir, wenn wir sie von ihrer Person losgelöst und auf andere Menschen übertragen denken — und das erstreben sie ja doch — für ebenso verderblich, als die Lehren der Enchyclopädisten am Ende des vorigen Jahrhunderts. Wir haben wahrlich bittere Erfahrungen genug gemacht mit solchen und bzw. antichristlichen Anschauungen, daß wir uns durch die Personen, welche diese Anschauungen vortragen — ob sie Rousseau, Robespierre oder anders heißen — in der Beurteilung ihrer Lehren nicht können beirren lassen. Die Menschheit beglücken wollen sie alle — auch die revolutionären Sozialisten und Anarchisten. Diese persönlichen Absichten können uns niemals abhalten, die vorgetragenen Anschauungen zu beurteilen. D. R.“

Der „Reichsbote“ hat darin vollkommen recht, daß die religionslose, d. i. gottlose Moral schließlich zur höchsten Amoral, zu einer tierischen Roheit führt. Aber warum nennt er denn die Absichten derer, welche diese religionslose Moral verfechten, „gut und edel“? Was ist überhaupt gut ohne Gott, was ist edel ohne sein Wort? Auch unsere „Positiven“ haben sich gefangen nehmen lassen von den Schlagwörtern der Moralisten und gestehen gottlosen Leuten das Prädikat „gut und edel“ zu, rühmen deren Absichten und schreiben also die schrecklichen Wirkungen solcher gottlosen Lehren nur einem Irrtum im Verstande zu. In Wirklichkeit ist die Sache doch so, daß, wer Gottes Wort verachtet, Gottes Sohn lästert und dem Geiste Gottes widerstrebt, ein Feind Gottes und darum im höchsten Grade schlecht und unedel ist. Mögen jene Leute immerhin sagen, sie wollten das Volk sittlich heben, so denken sie doch nicht daran, es zu Christo zurückführen zu wollen, als zu Dem, der uns von Gott gemacht ist zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung. Wer aber das nicht will, der hat auch keine guten und edlen Absichten. Mag er immerhin meinen, Gott einen Dienst damit zu thun, seine gute Meinung ist verderbt und seine Absicht ist, Gott vom Throne zu stoßen und dafür

die Menschenehre auf den Thron zu setzen. Das ist eine böse, schändliche Absicht. Und die feinen Worte von ethischer Kultur u. dergl., die dabei gebraucht werden, sind nur das Schafskleid, unter der sich die Wolfsnatur verbirgt.

Daß man dies solchen Leuten nicht mehr zu sagen wagt, kommt übrigens von der falschen Meinung her, es sei möglich, in geistigen, religiösen Kämpfen Person und Sache völlig zu trennen. Das ist eben nicht möglich; wer eine schlechte, gottlose Sache vertritt, wird selbst schlecht und gottlos. Die Schrift weiß auch von einer derartigen Scheidung nichts, sie warnt nicht nur vor dem Sauerteige der Pharisäer, sondern nennt auch die Pharisäer selbst Heuchler, sie verflucht nicht das „andere Evangelium“, sondern die, welche es predigen, und lehrt, sich vor falschen Propheten hüten und von den Personen weichen, die andere Lehre führen. Wohl lehrt sie einen Unterschied machen zwischen Schwachen und Verführten einerseits und den falschen Lehrern und Verführern andererseits. Aber letzteren um ihrer „guten und edlen Absichten willen“ Komplimente machen, das lehrt sie nirgends. Werden daher unsere Positiven diesen Irrtum nicht erkennen und abthun, so wird ihr sonstiges Wahrheitszeugnis wenig fruchten. Die Zeit ist zu ernst, um über An- und Absichten zu streiten, der Kampf ruft, um den sich alle Christen scharen müssen, lautet: Hie Gottes Wort und Wahrheit gegen alle teuflische Lüge und Verführung und ihre Versechter! W.

Unionslutheraner.

Aus dem auf der letzten Augustkonferenz gehaltenen Vortrage des Pastor Genfichen, der, an der Spitze der sogenannten Vereinslutheraner stehend, immer noch von einer lutherischen Kirche innerhalb der Union träumt, hebt die Luthardt'sche Kirchenzeitung gelegentlich einige Sätze heraus. J. W.: „Freilich, es fehlt uns der Zusammenschluß unserer lutherischen Gemeinden und ihre reinliche Aussonderung aus den übrigen Gemeinden, die nicht unseres Glaubens leben. Das ist unsere Knechtsgehalt! Aber diese Knechtsgehalt, unter der wir seufzen, tilgt die herrliche Schöne der werten Magd nicht aus, die uns das Herz genommen. Gaben wir auch nicht eine lutherische Kirche, die als ein völlig organisierter Körper in die Erscheinung tritt, eine lutherische Kirche haben wir trotzdem doch.“ Diese Unions-„Lutheraner“ wissen eben nicht zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche zu unterscheiden. So unzweifelhaft es ist, daß auch innerhalb der unierten preussischen Landeskirche viele liebe Christen sind und somit ein Teil der Einen, heiligen, christlichen Kirche, der Gemeinde der Heiligen, so gewiß es auch ist, daß unter ihnen viele für ihre Person nicht bloß bessere Christen, sondern auch „Lutheraner“ sein mögen, als welche in der rechtgläubigsten und besten lutherischen Kirche, so verstehen wir doch, um nicht alles zu verwirren, unter lutherischer Kirche diejenigen sichtbaren Häufen, welche sich, mit Wort und That bekennend, von offenkundigen Ungläubigen und Falschgläubigen reinlich aussondern. Das ist's aber eben, was die Unions- oder Vereins-„Lutheraner“ nicht thun und nicht thun wollen. Und das ist ihre Sünde, die sie nicht fort und fort mit dem Namen „Knechtsgehalt“ zu beschönigen suchen sollten. Eine andere Gedankenreihe aus demselben Vortrage lautet: „Wir haben kein lutherisches Kirchenregiment. Wenn wir normale Zustände hätten, so müßte der lutherischen Kirche auch ein durch und durch lutherisches Kirchenregiment vorgelegt sein. Schon darin haben wir eine Notlage zu sehen für unsere Kirche, daß nicht ein lutherisches Kirchenregiment an ihrer Spitze steht. Doch darüber schweige ich. Es wäre doch nur eine Utopie (Einbildung), wenn wir ein lutherisches Kirchenregiment fordern wollten. Natürlich wollen wir die alte Forderung einer itio in partes (d. i. halbe Trennung

zwischen Lutheranern und Reformierten) mit aller Energie auch fernerhin aufrecht erhalten. Aber die itio in partes innerhalb des gemeinsamen Kirchenregiments ist grundverschieden von einem völlig lutherischen Kirchenregiment. Die Aufrichtung eines einheitlichen lutherischen Kirchenregiments bleibt so lange eine Unmöglichkeit, als wir die Union haben. Und Unmögliches wollen wir nicht fordern.“ Diese Sätze, welche offen genug die Blöße der Vereinslutheraner aufdecken, sind doch selbst der Luthardt'schen Kirchenzeitung trotz aller ihrer Freundschaft für dieselben fast zu viel gewesen. Und in der That: Das Vorhandensein einer lutherischen Kirche behaupten, da wo man durch die thatsächlich vorhandene und als Thatfache zugestandene Union mit den Reformierten (und nicht mit diesen allein, sondern mit den größten Bästern) Kirchengemeinschaft hat, wo die Sorge für reines Wort und Sakrament, also für die Erhaltung der Gnadenmittel und zugleich der Kennzeichen der Kirche in unierten d. i. religionsmengerischen Händen ruht, und wo man nicht einmal daran denkt, ja die Unmöglichkeit eingesteht, von der gottwidrigen Union sich loszumachen, das heißt doch den Namen „lutherische Kirche“ (der ihnen übrigens kirchenrechtlich nicht einmal zusteht, ja verboten ist) schänden und mißbrauchen. Und überdies: Wer noch von einem der Kirche „vorgelegten“ und „an ihrer Spitze stehenden“ Kirchenregiment reden kann, verrät damit offenbar, daß er von lutherischer Lehre und Bekenntnis noch nicht viel begriffen hat. Denn das sind ja offenbar päpstliche Vorstellungen, während der lutherischen Kirche ein rechtverständenes Kirchenregiment nicht vorgelegt, sondern untergeben ist. Denn die Kirche selbst, d. i. die Christen, sind als Könige und Priester Inhaber aller Kirchengewalt. Wenn die Vereinslutheraner diese Wahrheit erkannten, würden sie schon eher den Weg aus dem Babel der Union zu finden wissen — wiewohl dazu, den Weg auch zu gehen, mehr gehört als bloßes Wissen. H—r.

Es kommt etwas drauf an.

Der alte Nettelbeck, der kühne Seemann und spätere tapfere Verteidiger seiner Vaterstadt Kolberg gegen die Franzosen, erzählt in seiner Lebensbeschreibung, wie er einst von Kaufherren in Vissabon mit anderen Schiffskapitänen zu einem Mahle eingeladen wurde. Es wurde dabei auch tapfer getrunken; denn der Wirt verstand die Kunst des Zuredens aus dem Grunde. So artete das Mahl aus in ein wüßtes Wesen, wo weder Maß noch Anstand beobachtet wurde. Nettelbeck beherrschte sich. „Basta! und keinen Tropfen mehr!“ war sein Trumpf, dem gegenüber gute wie böse Worte des zuredenden Wirtes verloren waren, Statt des Anblicks der übrigen trunkenen Gesellschaft empfahl er sich und ging an Bord seines Schiffes. Jene aber hatten gedacht, eine solche Gelegenheit kehrt nicht leicht wieder; wenn man nur sonst ordentlich lebt — „Einmal ist keinmal“. Und doch kam auf dies einmal sehr viel an; denn am nächsten Tage kamen die Kaufleute zu Nettelbeck und sagten, die Einladung sei nur geschehen, um zu prüfen, wer von den Kapitänen zuverlässig sei. Er habe sich als einen nüchternen und besonnenen Mann gezeigt und nun wollten sie ihm eine wertvolle, aber auch sehr lohnende Fracht für sein Schiff anvertrauen; die andern gingen leer aus.

Hast du, lieber Christ, auch Gelegenheit, dich gehen zu lassen in übermäßigem Genuß und Schwelgerei, wobei es gar lustig aussieht; wird dir auch von Wirten und Kameraden bei Kirchweihen oder Vereinsvergünstigungen oder bei häuslichen Festen zugeredet, „auf dies eine Mal kommt nichts an, einmal ist keinmal“, denk dann: es könnte eine Probe sein und viel von dem einen Mal abhängen.

Und es kommt jedesmal etwas darauf an; denn du merkst

Aber nicht blos von einzelnen Fällen gilt es, daß darauf ankommt — die ganze Lebensführung ist ja eine Probe. Bist du klug, wenn du denkst: ich will mir's möglichst wohl sein lassen, und wenn das Leben vorbei ist, was kommt darauf an, wie es gewesen ist? Nein, der Herr sieht, wie wir umgehen mit dem Geringen, dem Zeitlichen, daß er in unsere Hand gegeben hat, ob wir im Geringsten treu sind; darnach entscheidet er, ob er uns über viel setzen, seine himmlischen Güter anvertrauen kann.

Zur Zeit des grausamen Christenverfolgers, des Kaisers Diokletian, hatte ein Schauspieler in Rom, mit Namen Gennadius, in einem Stücke aufzutreten, in dem die Christen verspottet wurden. Er spielte seine Rolle anstandslos zum Jubel des Volkes bis zu dem Augenblick, wo er nach dem Gang des Stückes die Taufe begehren sollte. Da ergreift ihn die Wahrheit, die ihm natürlich nicht unbekannt geblieben war, mit unwiderstehlicher Gewalt, er stoßt, hält inne und erklärt den erstaunten Zuhörern, er wolle selbst Christ werden. Damit verläßt er die Bühne, geht wirklich hin zur Taufe und besiegelt auch seinen Glauben bald durch den Märtyrertod. (Rhein.-luth. Wochenbl.)

Einem libellus, d. h. ein Dokument, durch welches ein Christ seinen Glauben verleugnete, indem er vorgab und sich bezeugen ließ, daß er den Göttern geopfert habe, hat der bekannte Forscher Heinrich Brugsch in Aegypten gefunden. Das kleine braune Papyrusblatt von ca. 20 cm. Länge und 8 cm. Breite stammt aus der Christenverfolgung unter Kaiser Decius, datiert vom 26. Juni 250 und hat — nach teilweiser Ergänzung der durch Zerbröckelung des Materials entstandenen Lücken — folgenden Wortlaut: „Den Opferkommisaren des Dorfes Alexandrinien von Aurelius Satabus, Sohn des Diogenes, 72 Jahre alt, mit einer Narbe an der rechten Augenbraue. Ich habe immer den Göttern geopfert und so auch jetzt in eurer Gegenwart gemäß dem Edfikt; auch an der Weihung der Opfertiere habe ich teilgenommen und bitte, daß ihr solches bescheinigt. Möge es euch wohl gehen. Ich Aurelius Diogenes habe diese Eingabe gemacht.“ „Aurelius . . . ich jah ihn opfern. Mytharion (?) Sohn des . . . beglaubigt.“ „Im ersten Jahre des Selbstherrschers und Kaisers Gajus Messius Quintus Trajanus Decius Pius Felix Augustus, an ? . . . ?“ — Wie dieser über 1600 Jahre alte Zettel jetzt zeugt gegen jenen untreuen Christen, der mit jenen Griffelzügen seinen ganzen Glauben und die Anbetung des lebendigen Gottes verleugnete, so wird der allwissende Gott zeugen am jüngsten Tage gegen jeden, der sich Sein und Seiner Worte schämt. Gott mache uns treu und stark und bewahre uns in dem Wort der Wahrheit bis ans Ende.

Die Geringschätzung des Christentums von seiten der Juden tritt nicht zum wenigsten bei der Frage des Uebertritts zum Christentum hervor. Wir haben schon früher in diesem Blatte darauf hingewiesen, daß viele Juden bloß aus Geschäftsrücksichten übertreten, mithin das Christentum als eine Ware betrachten, die unter Umständen Nutzen bringen kann. Diese krämerartige Stellung zum Christentum hat jüngst einen flagranten Beweis durch einen jüdischen Lehrer in Berlin erhalten. Derselbe, bisher am Humboldt-Gymnasium angestellt, hatte sich um eine Professur an der Universität Dorpat beworben. Es wurde ihm hierauf das Universitätsstatut zugesandt, welches u. a. besagt,

Eine deutsche Nationalkirche wurde stets als Ziel des „evangelischen Bundes“ von dessen Gegnern behauptet, wenn auch vom „Bunde selbst“ gelegnet. Nun hat aber neuerdings die Sache im „Bunde“ selbst zu deutliche Aussprache erhalten, daß ein weiteres Tragen der Maske unnötig erscheinen dürfte. In der ersten Winteritzung des Dresdener Zweigvereins des „evangelischen Bundes“ am 18. Oktober hielt Gymnasiallehrer Dr. Schäfer einen Vortrag, in welchem er offen bekannte: „Unsere evangelische Kirche kann nur ganz und voll ihren Segen spenden, wenn sie sich zusammenschließt zu einer äußeren Einheit, welche berechnigte Verschiedenheit nicht nur duldet, sondern sich derselben freut weil jeder lebendige Leib aus allerlei einander dienenden Gliedern bestehen muß. — Es bleibt dabei, und unsere Hoffnung ist fest begründet: Kommen muß und kommen wird die verzüngte und geeinigte deutsch-evangelische Kirche; aber wir alle müssen mithelfen, daß sie im Frieden komme und nicht im Sturm.“ Diesem Worte wurde von niemandem in der Versammlung widersprochen. Mit solchen Ideen tritt aber der „Bund“ in eine schlechthin feindselige Stellung gegen alle Bekenntniskirchen, denn eine geeinigte, deutsche Nationalkirche hebt zugleich den freien konfessionellen Bekenntnisstand auf. Wundern man sich dort noch immer, wenn treue Glieder der lutherischen Kirche nichts von ihm wissen wollen?

(„A. G.-B. K.-Z.“)

Ueber die Duell-Frage sprach sich in der Kammer der bayerischen Abgeordneten der bayerische Kriegsminister dahin aus, daß die Zugehörigkeit zum Offizierkorps von der Anerkennung des Duellprinzips abhängig gemacht werden müsse. Dies rief bei mehreren katholischen Abgeordneten entschiedenen Widerspruch hervor. Besonders wies Dr. Daller darauf hin, daß es sich bei dem Duell um eine gefesdwidrige Selbsthilfe und Gewaltthat handle. In einer christlichen Monarchie, die Bayern nach der jüngsten Adresse der Reichsräte sein wolle, dürfe das Duellprinzip nicht aufrecht erhalten werden. Was wohl der Justizminister sagen würde, wenn man jetzt an ihn die Frage richtete, wie er zu dieser Behandlung eines stragefesslichen Verbotes durch seinen Kollegen sich stelle. Es könnte dem Minister, der hier als Vertreter der Krone und der Gesamtregierung stehe, nicht gestattet sein, Erklärungen abzu-

geben, die in direktem Widerspruch zu deren Beachtung sich der Minister wies den Vorwurf zurück, daß er sich setze, er habe die Verpflichtung, wenn ein zu seiner Kenntnis komme, einzuschreiten. Durch diese Erklärung wurde allerdings der Widerspruch noch gelindert. Wie sehr er selbst die Schwäche seiner Position fühlte, dürfte aus seinen eigenen Worten hervorgehen: „Warum drängt man mich zur Verteidigung einer Sache, die sich nicht verteidigen läßt?“ — So schreibt die Luthardt'sche Kirchenzeitung vom 8. Dez. Ob wohl irgend jemand daran denkt, daß Hunderte von „Lutherischen“ Theologen gegenüber den zu Recht bestehenden Bekenntnissen eine ganz ähnliche Stellung einnehmen wie jener Minister gegenüber dem das Duell verbietenden Geſetze (wenn sie auch ihre Pflicht „einzuschreiten“ noch weniger erkennen dürften als jener)?

Die Hoffnungslosigkeit der Landeskirchen muß jetzt auch von deren eifrigsten Verteidigern zugegeben werden. So gesteht selbst die Redaktion der Luthardt'schen Kirchenzeitung (Nr. 49 vom 8. Dez.) ein, daß „wir überhaupt in einer Zeit des religiösen Rückgangs uns befinden“, und ein Aufsatz derselben Zeitung (Nr. 50 vom 15. Dez.) über „die Eroberung der theologischen Fakultäten durch die Ritschl'sche Schule“, anknüpfend an eine kürzlich erschienene Schrift des Kirchenhistorikers Frdr. Hippold: „Die theologische Einzelschule im Verhältnis zur „evangelischen Kirche“, malt bereits klägliche Zukunftsbilder und vermag den zuberstehenden Ansprüchen der Ritschlianer, dereinst auch den Lehrstuhl eines Prof. in Erlangen, sowie den eines Luthardt in Leipzig einzunehmen, Begründetes nicht mehr entgegenzusetzen. Es verdient dies aber notiert zu werden gegenüber den immer wieder auftretenden Behauptungen, es sei durchaus keine Zeit zur Separation, denn es sei so vieles in den Landeskirchen besser geworden und werde von Tag zu Tage besser, eine Behauptung, welche deren Vertreter offenbar selbst nicht glauben.

Ueber Mangel und Verleugnung des Apostolitums in der kirchlichen Praxis wurden vor einiger Zeit aus Gotha fast unglaubliche Dinge berichtet. Nach einer Mitteilung der Luthardt'schen Kirchenzeitung soll Gotha in dieser Beziehung nicht vereinzelt dastehen. „So herrscht im Elsaß in dieser Beziehung volle Freiheit“, da es „an einer einheitlichen Agenda fehlt, infolgedessen jeder taufen kann, wie er will. Die freisinnigen Geistlichen ignorieren denn auch das Apostolitum gänzlich“, . . . und „wenn die gottesdienstliche Handlung ein Bekenntnis erfordert, so wird von freisinnigen Predigern an Stelle des Apostolitums eine selbstverfaßte Formel gesetzt.“ „In Baden ist zwar seit 1876 eine besondere Agenda für die Landeskirche vorgeschrieben, allein sie trägt in weitherzigster Toleranz jedem Geschmack Rechnung; das zeigt sich besonders in den Taufformularen, wo neben dem altlutherischen ein sehr modernes Formular steht, welches anzuwenden auch dem Freisinnigsten nicht schwer fallen kann.“ „In Schleswig-Holstein herrschen gleichfalls laie Zustände, welche den liberalen Geistlichen große Freiheit gewähren.“ „Somit“, fügt die Luthardt'sche Kirchenzeitung hinzu, „sind es vier Landesteile im deutschen Reich, welche sich in den traurigen Ruhm teilen, die Fahne des apostolischen Bekenntnisses dem Zeitgeist mehr oder minder preisgegeben zu haben.“ Und dabei — setzen wir hinzu — giebt es Lutherischseinswollende, welche sich kein Gewissen daraus machen, innerhalb solcher Kirchengemeinschaften zu bleiben, sondern ihr sündliches Bleiben entweder mit dem Titel „Knechtsgeſtalt“ beschönigen oder aber behaupten, das alles ginge sie gar nichts an, denn sie hätten keine Kirchengemeinschaft mit ihrer Kirchengemeinschaft.

Prof. Drummond, der (selbst von Leuten, welche Christen sein wollen) vielgepriesene Verfasser von „Das Beste in der Welt“, hat in einer Reihe von Vorträgen vor den Studenten der Chicago Universität (Baptist) sich offen zu dem die Schöpfungsgeschichte leugnenden Darwinismus bekannt.

Todesnachrichten. Superintendent a. D. D. theol. Aug. Rübeſamen, Präses der pommerſchen Provinzialsynode und Hervorragend unter den Führern der „Orthodoxen“ in der preußischen Landeskirche, ist in der Nacht auf den 2. Weihnachtstag gestorben. — Dr. Otto Mejer, Präsident des hannoverschen Landeskonſistoriums, der bekannte Verfasser eines Lehrbuchs für Kirchenrecht, ist gestorben. H—r.

In Schneidemühl ist der freireligiöſe Prediger Johann Czerſki gestorben. 1813 geboren, wurde er 1842 zum katholischen Priester geweiht und trat 1844 mit einem Teil seiner Gemeinde in Schneidemühl aus der katholischen Kirche aus, um eine „christlich-apostolisch-katholische“ Gemeinde zu gründen, die aber keins von dem allen, sondern einfach ungläubig war. 1857 löste sie sich wieder auf. Seitdem zog C. durch Deutschland und hielt Vorträge in freireligiösen Gemeinden, wodurch er besonderes in den sechziger Jahren wieder von sich reden machte.

en aber ist er der Vergessenheit verfallen. Dies Psalm W.

Wien sieht es zur Zeit trübe aus. Das evangelische ist ohne Erben und so geht die Herrſcherwürde an die katholische Linie, den Herzog Albrecht über, dessen Gemahlin, eine eifrige Katholikin, vor kurzem einen Prinzen geboren hat. Bei der Taufe desselben war auch der evangelische Hofstaat zugegen. Das Verhältnis des zukünftigen katholischen Königs zur evangelischen Landeskirche wünscht man in ähnlicher Weise geordnet wie in Sachsen, wo vier Minister die Funktionen des Königs ausüben. Thatsache ist, daß römische Einflüsse sich schon lange in Württemberg geltend machen und die evangelische Universität des Landes ebenso vom Unglauben beherrscht wird, wie in anderen Ländern, also keine gesunde Gegenwirkung auszuüben imstande ist. Den pietistischen Kreisen und Vereinen kann man aber für öffentliche Aktionen nichts Besonderes zutrauen.

Das katholische Frankreich arbeitet mit großem Eifer an der Entchristlichung Nordafrikas, soweit daselbe dem Christentum früher gewonnen wurde. Es werden zu diesem Zweck aus Arabien muhammedanische Prediger, Ulemas, berufen, die, von französischem Gelde bezahlt, die Ausbreitung des Islams zu ihrer Aufgabe haben und machen. In dem parlamentarischen Bericht des französischen Senators Pauliat wird ausdrücklich hervorgehoben, daß die früher christlich gewesen und noch an christlichen Gebräuchen hängenden Eingeborenen und Babylonstämme durch die französische Regierung zu vollendeten Muhammedanern gemacht worden sind. Frankreich glaubt damit, daß es dem Islams Vorschub leistet, einen Akt politischer Klugheit zu begehen. Ob es auch hierfür vom Papst gesegnet wird? („Mein.-luth. Wochenblatt.“)

Quittungen.

Für die Synodalkasse: Beitrag der Gemeinde Dresden M 76; desgl. des Herrn Lehrer Reuter in Planitz M 10.

Für Regemission: Von M. R. durch Herrn Steyer in Dresden M 0.50; von der Familie des Herrn Strauch in Chemnitz M 3.

Für Seidenmission: Kollekte der Gemeinde Grün durch Herrn P. Lent dort M 19; durch Herrn Steyer in Dresden: von G. N. M 3, von N. N. M 10, von Ungenannt M 3 und von Herrn W. Batten in Großwelka M 6; von Herrn Pröger in Gröna durch Herrn Viertel dort M 5.

Für Judenmission: Von G. N. durch Herrn Steyer in Dresden M 2.

Für arme Studenten: Von Ungenannt durch Herrn Steyer in Dresden M 3.

Für Student Friedrich in Springfield: Kindtaufskollekte des Herrn Seeliger in Chemnitz M 6.20.

C h e m n i z.

Eduard Reidner, Kassierer.

Für arme Schüler aus der Planitzer Gemeinde habe ich erhalten: Ein Eberſtein als Dankopfer M 5; Kindtaufskollekte von Paul Löſche M 3.30; von N. N. durch Herrn Pfarrer Eikmeier M 25; von Herrn Wallheim in Limburg durch denselben M 10; Geschenk des Jungfrauenvereins in Planitz M 23.35; Kollekte am 2. Weihnachtstertage M 50.55.

Riederplanitz, 4. Jan. 1894.

D. Willkomm, P.

Für die Kolportage des Schriftenvereins gingen ein: Beiträge aus Chemnitz M 111.90; aus Dresden M 23.45; aus Frankenberg M 13.20. Durch Herrn P. Eikmeier: Kollekte der Gemeinde Steeden M 18.50; von Herrn Wallheim in Limburg M 10. C. Braun.

Bekanntmachung.

Nachdem mit dem 1. Juli die Agentur des Schriftenvereins der sep. ev.-luth. Gemeinden in Sachsen nach Zwickau verlegt und Herrn C. Braun daselbst, Mittelstraße 24 übertragen worden ist, bitten wir alle die Expedition der „Ev.-luth. Freikirche“ betreffenden Mitteilungen, Adressenveränderungen, Bestellungen und Abbestellungen sowie die Zahlung von Abonnementsgeldern seitens direkter Kunden des Vereins an genannten Agenten zu richten.

Der Vorstand.

D. Willkomm, P.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evangel.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

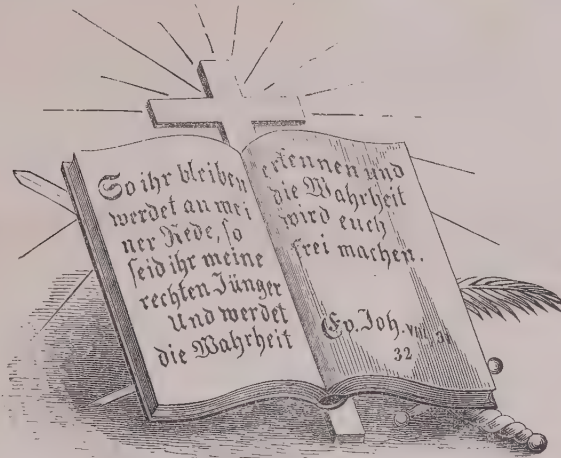
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-Luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die l. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 19. No. 3.

Bwickau in Sachsen.

28. Januar 1894.

Hebräer 11.

(Fortsetzung.)

David.

Von keinem Menschen — den Herrn Selbst natürlich ausgenommen, auf welchen alles zielt — ist in der heiligen Schrift so viel die Rede wie von David. Wie dürfte wohl bei Aufzählung der Glaubenshelden seiner vergessen werden? Ja, wir müssen gestehen, daß wir in eine gewisse Verlegenheit kommen würden, wenn wir versuchen wollten, ein Lebensbild dieses Großen in Israel, eines der größten Männer, die je gelebt haben, zu geben. Denn da würde uns allerdings „die Zeit zu kurz werden“. Wir müssen uns darauf beschränken, diejenigen hauptsächlichsten Begebenheiten aus seinem Leben herauszugreifen, welche das Thema unseres Kapitels — „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet“ — sonderlich belegen, um darnach auch noch kurz aus seinen Psalmen dasselbe zu beweisen.

Gleich das erste, was uns von David nach seiner Salbung durch Samuel erzählt wird, giebt Zeugnis von seinem Glauben. Als er nämlich an den Hof Sauls kam und in ihm, dem Könige, dem „Gesalbten des Herrn“, tagtäglich einen Mann vor Augen hatte, von dem der Geist des Herrn gewichen war und den ein böser Geist sehr unruhig machte (1 Sam. 16, 14), da wurde er nicht irre an seinem Glauben und fürchtete sich auch nicht, denn er hielt sich an den, welchen er nicht sah, als sähe er ihn. So griff er denn in seine Harfe, und durch seinen Glauben und seines Glaubens Lieder gelang es ihm wiederholt und längere Zeit, Saul zu erquicken, daß es besser mit ihm ward und der böse Geist von ihm wich. Wir sehen daraus auch, welche Macht dem Glauben über die bösen Geister gegeben ist. Doch wollen wir hierbei nicht vergessen, daß der Herr einmal gesagt hat: „Freuet

euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind, freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind“ (Luk. 10, 20).

Es folgt der Kampf mit Goliath. Was sollen wir darüber sagen? Wollten wir die Geschichte in ihren einzelnen Zügen und Beziehungen betrachten und auf uns und unsere Zeit anwenden, so würden wir kein Ende finden. Nur das wollen wir sagen: Alles Volk erschraf, David allein erschraf nicht. Der Gott, der Glaube und die Hoffnung Israels lebte in seinem Herzen und gab ihm Mut und Kraft, den Kampf mit dem Riesen aufzunehmen. „Der Herr, der mich von dem Löwen und Bären errettet hat, der wird mich auch erretten von diesem Philister“ (1 Sam. 17, 37). Nicht seine Kraft, nicht sein Mut, nicht seine Geschicklichkeit, mit der Schleuder umzugehen, auch nicht Glück oder Zufall war es, worauf er vertraute. Das wäre Vermessenheit und Thorheit gewesen, wie es Eliab und Saul selbst bezeugen müssen (Vers 28 u. 33). Nein: „Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet.“ In solchem Glauben sprach David zu dem Philister: „Du kommst zu mir mit Schwert, Spieß und Schild; ich aber komme zu dir im Namen des Herrn Zebaoth, des Gottes des Zeuges Israel, den du gehöhnet hast. Heutiges Tages wird dich der Herr in meine Hand überantworten, daß ich dich schlage, und nehme dein Haupt von dir, und gebe den Leichnam des Heers der Philister heut den Vögeln unter dem Himmel, und dem Wilde auf dem Felde, daß alles Land innen werde, daß Israel einen Gott hat; und daß alle diese Gemeine innen werde, daß der Herr nicht durch Schwert noch Spieß hilft: denn der Streit ist des Herrn, und wird euch geben in unsere Hände“ (1 Sam. 17, 45–47). In diesen Worten Davids können wir zugleich sozusagen das Programm seines Lebens finden. O daß es auch das unsrige wäre, zu erkennen, „daß der Herr nicht durch Schwert noch Spieß

hilft“ noch sonst irgendwie durch Menschenwitz oder Menschenkraft, aber auch, daß er gewiß hilft. Warum? Weil er seines Volkes Israel, des newtestamentlichen nicht weniger als des alttestamentlichen, Gott ist, der sein Wort hält und alle seine Verheißungen, die er gegeben, erfüllen muß und erfüllen wird. Wäre das nicht Davids Glaube gewesen, so hätte er keinen Grund gehabt, anzunehmen, daß alles wohl von statten gehen würde. Denn wer bürgte ihm dafür, daß nicht Israel gar aufgerieben werden möchte und die Philister alles an sich reißen würden? Wie manches Volk ist ausgerottet worden. Aber Israel kann nicht gar vertilgt werden. Auch mit dem sichtbaren Israel des alten Bundes konnte solches nicht geschehen, denn erst sollte und mußte noch der Heiland geboren werden.* Und auch das geistliche Israel des neuen Bundes kann und wird nicht aufhören, denn die Pforten der Hölle werden es nicht überwältigen (Matth. 16, 18). Das ist unsere Verheißung; wo ist Davids Glaube?

Was ist's, daß es von David im folgenden mehrmals heißt, er „hielt sich klüglich“ (1 Sam. 18, 5, 14 f.)? Das ist nicht bloß, daß er äußerlich vorsichtig, treu und tapfer wandelte, sondern daß er solches alles im Glauben that. Und weil er im Glauben lebte, so blieb er auch fein demütig und wartete geduldi der Zeit, die der Herr bestimmt hatte, also daß er auch sprach: „Wer bin ich? Und was ist mein Leben, und Geschlecht meines Vaters in Israel, daß ich des Königs Eidam werden soll?“ (Vers 18.)

Es folgt nun die lange und schwere Verfolgungszeit, welche David um seines Glaubens und seiner Hoffnung willen unter Saul zu leiden hatte. Wie hat sich da sein Glaube so herrlich bewährt, der Glaube, welcher ist „eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet.“ Er hat den Herrn walten lassen und nichts gethan, die Erfüllung seiner berechtigten Hoffnungen zu beschleunigen. Er sprach: „Das lasse der Herr ferne von mir sein, daß ich das thun sollte und meine Hand legen an meinen Herrn, den Gesalbten des Herrn: denn er ist der Gesalbte des Herrn“ (1 Sam. 24, 7). Und: „So wahr der Herr lebet, wo der Herr ihn nicht schläget, oder seine Zeit kommt, daß er sterbe, oder in einen Streit ziehe, und komme um, so lasse der Herr ferne von mir sein, daß ich meine Hand sollte an den Gesalbten des Herrn legen“ (26, 10, 11). Und: „Wie heute deine (Sauls) Seele in meinen Augen ist groß geachtet gewesen, so werde meine Seele groß geachtet vor den Augen des Herrn, und errette mich von aller Trübsal“ (Vers 24). Groß war die Not und Gefahr des eigenen Lebens, groß die Versuchung, sich selbst zu helfen, zumal bei so günstiger Gelegenheit wie damals, als er den Zipfel von Sauls Rocke schnitt und seinen Speiß und Wasserbecher holte, größer aber der Glaube Davids, mit dem er Gott vertraute.

Wie aber, daß David dennoch manchmal an seinem Leben verzagte und etwa sprach: „Ich werde der Tage einen Saul in die Hände fallen“ (27, 1)? War das Unglaube? Keineswegs. Denn diese Worte sind nicht absolut, sondern bedingungsweise zu verstehen. So wenig der Glaube mit dem Vertrauen auf eigene Kraft sich verträgt, ebensowenig verträgt er sich mit einem müßigen Sichgehenlassen. Vielmehr würde das eine sowohl wie das andere des Glaubens Ende sein. Darum war es nicht die Furcht des Unglaubens, sondern die Pflicht des Glaubens, welche David nötigte, vor Saul zu fliehen und sich nicht mutwillig der Gefahr auszusetzen. Denn

es stehet geschrieben: „Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen“ und: „Wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um“.

Den Glauben, welchen David in der Verfolgungszeit bewiesen, hat er besiegelt bei der Nachricht von Sauls Tode, da er nicht allein über seinen geliebten Freund Jonathan, sondern auch über Saul selbst, der sich doch als sein Todfeind erwiesen hatte, jenes ergreifende Klagelied anstimmte (2 Sam. 1).

So war nun David König geworden. Aber mit der neuen Würde kam auch über ihn eine neue Bürde. Viel Not und Elend hat er, unausgesetzt, in seinem Reiche und auch in seinem Hause gehabt. Das mußte so sein. Denn erstlich ist ja doch nun einmal infolge der Sünde das Paradies von der Erde verschwunden. Auch in dem Palaste des mächtigsten, reichsten und glücklichsten Königs ist es nicht zu finden. Und dann „müssen“ ja alle Kinder Gottes „durch viel Trübsal in das Reich Gottes eingehen“. Auch David hätte nicht im Glauben bleiben und selig werden können, wenn er nicht aus einer Trübsal in die andere gekommen wäre. Aber die Ansehung hat ihn aufs Wort merken gelehrt und durch den Glauben an das Wort und die Hoffnung auf das Wort, das Wort, welches vor ihm wie dasjenige, welches durch ihn selbst geschrieben ist, hat ihn errettet.

Wie köstlich bewährte sich der Glaube Davids, als er in jener kindlichen, wie Michal aber, die Königin, meinte, für ihn durchaus unpassenden Weise vor der Bundeslade her sprang und diese dann in ihrem Königinnenstolze mit vorwurfsvollen Worten ihm entgegenkam: „Wie herrlich ist heute der König von Israel gewesen, der sich vor den Mägden seiner Knechte entblöhet hat, wie sich die losen Leute entblößen“ (2 Sam. 6, 20). Nicht machte er es da, wie mancher schwache Ehemann in ähnlichen Fällen es gethan haben würde, daß er etwa sich gefürchtet, geschämt oder notdürftig zu verteidigen gesucht hätte, als etwa: „So, meinst du, daß es nicht passend war?“ Oder: „Nun, so schlimm war es doch auch gerade nicht.“ Wir nehmen nicht in Abrede, daß auch ein wohlge-meintes Benehmen ungehörig sein kann und daß unter Umständen die Ehefrauen ein Recht, ja die Pflicht haben, ihre Ehemänner auf Unschicklichkeiten ihres Benehmens aufmerksam zu machen. Nicht aber in einem solchen Falle wie dieser war. Davids Tanzen und Springen vor der Bundeslade her, mochte es zwar damals auch gegen die Hofetikette verstoßen, war nichts anderes als ein Bekenntnis seines Glaubens gewesen. Dem Glauben aber und dem Bekenntnisse soll ein Christ, wenn erforderlich, nicht allein die äußerliche „Etikette“, sondern auch seine Ehre, ja sein ganzes Leben zum Opfer zu bringen stets bereit sein. Darum sprach David zu Michal: „Ich will vor dem Herrn spielen, der mich erwählet hat vor deinem Vater, und vor alle seinem Hause, daß er mir befohlen hat, ein Fürst zu sein über das Volk des Herrn, über Israel. Und will noch geringer werden denn also, und will niedrig sein in meinen Augen; und mit den Mägden, davon du geredet hast, zu Ehren werden“ (2 Sam. 6, 21, 22). Wo find, fragen wir billig, jetzt die Könige, Grafen oder Herren, ja wo find die Bürger oder Bauern, die bereit wären, ihren Standesstolz und ihr Standesbewußtsein zu brechen und mit den Knechten und Mägden zu Ehren zu kommen? Der Brauch, die Sitte, das Herkommen, die Mode, die Ehre bei den Menschen und „was die Leute sagen“, das sind Dinge, welche heutzutage mehr gelten als Gottes Wort, Glaube und Bekenntnis. Wer will es wagen, sich zu der armen, geringen, verachteten lutherischen Freikirche, ja zu der geringsten „Sekte“ unter allen zu bekennen? Schon eher, wenn der Haufe groß ist, wenn Standespersonen zu ihr gehören, wenn eine einigermaßen schöne Kirche da ist, wenn

* Das war das Weib, die das Knäblein „gebären sollte“ (Offenb. 12, 4), während die Kirche des neuen Testaments, eins mit derselben, das Weib ist, „die das Knäblein geboren hatte“ (Vers 13).

nicht zu viel Anforderungen an die Opferwilligkeit gestellt werden, wenn mit der Zugehörigkeit zu ihr nicht zu viel Schande und Schmach verbunden ist. Aber wenn fast nur geringe Leute aus den unteren, ja alleruntersten Ständen zu ihr gehören, ja wenn diese mit der Stimme und dem Urteil ihres Glaubens in der Kirche ebensoviel zu gelten haben wie diejenigen, welche in dieser Welt Herren, ja ihre Herren sind, wenn am Ende gar des reichen Mannes Begräbnis von seiner Feierlichkeit etwas einbüßen sollte, oder was dergleichen mehr ist, wo bleibt da Glaube und Bekenntnis? „Doch“, hören wir hier sagen, „was hatte Davids Glaube und Bekenntnis mit seinem Springen vor der Bundeslade zu thun? Hätte er nicht ebensoviel ein gläubiger Israelit sein können, wenn er das gelassen hätte? Konnte er seinen Glauben nicht auf andere Weise beweisen und sein Bekenntnis auch auf andere Weise thun?“ Indessen, die solchen sagen, bedenken nicht, was sie sagen. Wer seinen Glauben nicht bekennet auf alle Weise, thut es schließlich auf keine Weise. Die Gelegenheiten, den Glauben zu bekennen, sind nicht immer, ja gar nicht einmal in den meisten Fällen solche, bei denen es sich um große, wichtige Dinge handelt. Setzt sich doch das Leben aus lauter „Kleinigkeiten“ zusammen. Ja, was sind „Kleinigkeiten“? Sind es wirklich „Kleinigkeiten“, warum scheut man sich denn so sehr, sie dem Glauben und Bekenntnis zum Opfer zu bringen?

Oder man sagt auch wohl: „Das sind Aeußerlichkeiten. Was hat der Glaube mit Aeußerlichkeiten zu thun? Der Glaube sitzt im Herzen, und im Herzen muß er sitzen, nicht in Aeußerlichkeiten.“ Jawohl. Allein das Bekenntnis des Glaubens ist und muß seiner Natur nach sein ein äußerliches. Wo nicht, so ist der Glaube tot. „Zeige mir deinen Glauben mit deinen Werken, so will ich auch meinen Glauben zeigen mit meinen Werken“ (Jak. 2, 18). Und wenn man einmal von den „äußerlichen Dingen“ so verächtlich redet, wohlan denn: So beweise es mit dem Bekenntnisse deines Glaubens, daß dir die „äußerlichen Dinge“, wie etwa die Standeshere, Geld und Gut, feierliches Begräbnis u. dergl. nicht den Wert haben wie die reine Predigt des Wortes Gottes und der rechte Brauch der Sakramente in der rechtgläubigen Kirche. So beweise es mit David, der wohl noch mehr war als du, daß dir mehr daran gelegen ist, mit den Knechten und Mägden zu Ehren zu kommen und, wie Moses, mit dem Volke Gottes Ungemach zu leiden, denn die zeitliche Ergötzung der Sünde zu haben, und die Schmach Christi für größeren Reichtum zu achten, denn die Schätze Aegypti. Wie, wenn jemand käme und sagte: „Was hat der Glaube mit dem (weltlichen) Tanzen zu thun? Der Glaube ist ein innerliches, das Tanzen aber ein äußerliches Ding?“ Und es giebt tatsächlich Leute, welche also sprechen. Sieht man da nicht leicht ein, wie höchst verkehrt und thöricht solche falsche Entgegenstellung von „innerlichen“ und „äußerlichen“ Dingen ist? Der innerliche Glaube des Herzens erfordert ein äußerliches Bekenntnis des Mundes und des ganzen Wandels. Es ist aber wohl acht zu geben auf die Gelegenheiten, ob und wo und wie solches der Fall ist. Und ein Christ, der dieses thut und der Richtschnur des göttlichen Wortes folgt, wird schon den rechten Weg zu finden wissen.

Auch wende man nicht ein, Gottes Wort habe es doch nicht geradezu verlangt, daß David vor der Bundeslade her-tanzen sollte. Denn das sei nirgends geschrieben gewesen. Ob Michal so thöricht gewesen ist, diesen Einwand zu machen, weiß ich nicht. Vielleicht, daß das Gespräch zwischen ihr und David noch länger gewesen ist, als es die Bibel berichtet. Wenn man die Natur der Frauen in Betracht zieht, ist es

wohl so ganz unwahrscheinlich nicht. Aber das weiß ich, daß es jetzt Leute genug giebt (ich sage dies nicht bloß von den Frauen), die ähnliche Einreden gebrauchen, daß sie gegebenenfalls ein Bekenntnis des Glaubens für unnötig und überflüssig, ja wohl gar für schädlich halten, weil — in Gottes Wort nicht geschrieben stehe, daß dieser oder jener zu dieser oder jener Zeit bei dieser oder jener Gelegenheit auf diese oder jene Weise dies oder jenes thun oder lassen solle. Allein was für eine oberflächliche und äußerlich gesetzliche Auffassung ist doch das. Gottes Gebote und unsere denselben entsprechenden Pflichten sind allgemeiner Art, und soviel Vernunft hat Gott einem jeden Menschen, soviel Erleuchtung des Heiligen Geistes einem jeden Christen gegeben, daß er die rechte Anwendung auf die gegebenen Verhältnisse des Lebens zu machen wisse. Als zum Beispiel (daß wir auch bei dieser Gelegenheit einmal wieder auf die Frage der Separation kommen): Gottes Wort sagt: Gehet aus von ihnen und sondert euch ab“ (2 Kor. 6, 17). Von wem? und wann? und wie? das zeigen die Umstände, wie sie vorliegen und nach Gottes Wort zu beurteilen sind. Genug, daß wir dem Worte gerecht werden und das, was das Wort von uns fordert, in rechter, wahrhaftiger Weise auch thun.

Und ob jemand sagen würde, David habe ein Uebrigcs gethan, daß er vor der Bundeslade hergesprungen sei, so antworten wir: Immerhin. Es geschah in der Fülle des Geistes und in der Freude seines Glaubens. Und es steht geschrieben (jetzt zwar, war aber auch damals schon die Wahrheit): „Der Geist dämpft nicht“ (1 Thess. 5, 19). Jedenfalls war, was David that, und wie er es that, an und für sich nicht Sünde. Und was nicht an und für sich Sünde ist, das soll man nicht zur Sünde machen, wenn nicht gewisse Umstände vorhanden sind, welche es zur Sünde machen.* Im Glauben handelte David und bekannte seinen Glauben, im Glauben ertrug er gern die ungerechten Vorwürfe der stolzen Michal, in Hoffnung wartend der Zeit, da er sollte mit den Mägden zu Ehren kommen. Und er ist zu Ehren gekommen. „Aber Michal, Sauls Tochter, hatte kein Kind, bis an den Tag ihres Todes“ (2 Sam. 6, 23).

H—r.

(Fortsetzung folgt.)

(Aus dem „Zeugen der Wahrheit“.)

Ein Vortrag,

gehalten am Versöhnungstag vom Kippur, den 20. September 1893, vor einer Menge Juden.

4 Mose 21, 4—9:

„Da zogen sie (Israel) von Hor am Gebirge auf dem Wege vom Schilfmeer, daß sie um der Edomiter Land hinzögen. Und das Volk ward verdroffen auf dem Wege, und redete wider Gott und wider Mose: Warum habt ihr uns herausgeführt aus Aegypten, daß wir sterben in der Wüste? Denn es ist kein Brot noch Wasser hier, und unsere Seele ekelt über dieser losen Speise. Da sandte der Herr feurige (oder brennende) Schlangen unter das Volk; die bißen das Volk, daß ein groß Volk in Israel starb. Da kamen sie zu Mose und sprachen: Wir haben gesündigt, daß wir wider den Herrn und wider dich geredet haben; bitte den Herrn, daß er die Schlangen von uns nehme. Mose bat für das Volk. Da sprach der Herr zu Mose: Mache dir eine (Seraph — brennende, feurige) eherne Schlange und richte sie auf eine Stange und wer gebissen ist und siefzt sie an, der soll leben. Da machte Mose eine eherne Schlange; und setzte sie auf eine Stange, und es geschah, wenn jemanden eine Schlange biß, so sah er die eherne Schlange an, und blieb leben.“

* So ist Tanzen an und für sich keine Sünde, wie Davids Tanzen keine Sünde war. Etwas ganz anderes aber ist es mit dem weltlichen Tanzen.

Liebe Brüder aus Israel!

Dieser herrliche Abschnitt erzählt uns eine wahre und außerordentliche Begebenheit aus der Geschichte Israels in der Wüste. Sie ist eine herrliche und wunderbare Geschichte, und hat eine große und tiefe Bedeutung. Leider sagen alle Kommentare der Rabbinen kein wahres Wort davon, was die eiserne Schlange bedeutet, und wen sie abgebildet hat. Ihr werdet mir nicht böse sein, wenn ich sage, daß ich seit 30 Jahren die Kommentare der Rabbinen studiere und habe die wahre und richtige Auslegung davon nicht gefunden, sondern allein leeres Geschwätz. Zwar haben ein paar Kommentare angefangen, etwas zu sagen; aber sie sind stecken geblieben, und ich weiß heute noch nicht, was sie eigentlich wollten. Auch die spitzfindigen Rabballisten, die doch vermeint haben, alles zu wissen, sogar auch die Geheimnisse der Buchstaben zu entdecken sich erkühnten, verstanden nichts von der eiserne Schlange. Und es ist dies kein Wunder; denn der natürliche Mensch versteht nichts vom Geiste Gottes, es ist ihm eine Thorheit, er ist blind und will blind bleiben. Doch, meine Freunde, meint ihr, daß je ein Mensch von sich selber die Bedeutung der eiserne Schlange wissen könnte? Ach nein! Aber einer war es, der uns die wahre und richtige Bedeutung ausgelegt hat, und der ist Christus, der Messias; ihm allein haben wir es zu verdanken, daß wir es wissen können! er war der große Rabbi, Meister, in Israel, und keiner ist ihm gleich! — Wir wollen jetzt aber unserem Text näher treten, ehe wir die Bedeutung der eiserne Schlange erklären werden. — Da kam Israel nach vielen Jahren und Strapazen der Wüste bei der Edomiter Land an. Edom liegt im Süden Kanaans. Mose schickte Botschafter zum Könige von Edom, um ihn zu bitten, als friedliche Leute sein Land durchziehen zu dürfen; sie wollten ihn für alles mit barem Gelde bezahlen und keinen Schaden thun u. s. w. Aber der König von Edom willigte nicht ein und sandte ein großes Heer, um Israel zu bekriegen. Weil aber Edom von Esau hergekommen und Esau Jakobs Bruder ist, hieß Gott die Edomiter nicht bekriegen, sondern zurück in die Wüste gehen und das Land umgehen. Das verdroß Israel und sie murrten gegen Gott und gegen Mose: Warum hast **ih**r uns aus Aegypten herausgezogen, daß wir sterben in der Wüste? Denn es ist weder Brot noch Wasser hier und unsere Seele eckelt vor dieser losen Speise. Da sandte Jehovah feurige oder brennende Schlangen unter das Volk, daß ein groß Volk starb. Nun kam das Volk zu Mose und bekannte, daß sie gegen Gott und gegen — den armen, geplagten — Mose gesündigt haben, und Mose bat für das Volk. Da hieß Gott eine eiserne oder kupferne Schlange machen und sie auf eine hohe Stange setzen, und wer diese leblose eiserne Schlange anschaute, blieb leben trotz des Giftes. Wunderbare Geschichte! Das kann allein Jehovah, der Gott Israels, thun!

Nun möchte ich, um die Bedeutung der Schlange wichtiger zu machen, ein paar Fragen aufstellen:

1. Warum hat Gott geheißen, eine Schlange zu machen? Konnte Jehovah nicht mit einem Wörtlein die Schlangen von Israel wegnehmen?
2. Warum gerade eine Schlange? Warum nicht eine Taube, das Bild der Sanftmut, oder ein Lamm, das Bild der Demut, oder einen Hahn, das Bild der Wachsamkeit, oder sonst von den reinen Tieren eines, warum gar eine Schlange?
3. Warum eine eiserne oder kupferne Schlange? Warum nicht eine wirkliche Schlange, sie sei tot oder lebendig?

Sehet, das sind Fragen, welche kein Mensch in der Welt, möge er auch noch so gelehrt sein, beantworten könnte, wenn nicht Christus, der Messias, uns die Deutung gesagt hätte. Er

sagt: „Und wie Mose in der Wüste eine Schlange erhöhet hat, also muß des Menschen Sohn erhöhet werden, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“ (Joh. 3, 14. 15). Sehet, welche herrliche Auslegung, welche wichtige Bedeutung hat die eiserne Schlange in der Wüste gehabt! Sie hat den Messias und seinen Tod am Kreuze abgebildet. Unsere ersten Eltern, Adam und Eva, sind leider durch die erste Schlange, den Satan, verführt worden und zum Abfall von Gott gebracht, und haben über sich und über die ganze Menschheit die Sünde und den ewigen Tod gebracht und mußten unfehlbar alle verloren gehen. Nun verhiess Gott gleich nach dem Falle einen Messias, einen Weibesamen, der da kommen sollte, dem Teufel den Kopf zu zertreten, d. h. ihm den Saraus zu machen und die Welt zu erlösen. Als nun die Fülle der Zeit kam, sandte Gott den Messias und machte ihn zur Sünde oder zum Sündopfer am Stamme des Kreuzes, und tilgte aus die Sünde durch ihn, durch sein bitteres Leiden und Sterben. Und wie Mose die eiserne Schlange auf eine Stange erhöhet hat, so mußte der zweite Adam, der Messias, Jesus Christus, für unsere Sünden auf das Holz erhöhet werden, d. h. den Kreuzestod sterben, auf daß alle, die durch das Gift der Sünde dem Tod verfallen sind, auf ihn, auf den Messias blicken und leben, ja, ewiges Leben haben können; wir sollen nicht verloren, nicht verdammt werden um unserer Sünden willen. Gott konnte zwar mit einem Wörtlein die Schlangen von Israel wegnehmen; aber er that es nicht, weil er durch die eiserne Schlange den Messias und seinen Tod abbilden wollte. Sehet, die Schlange war nicht von Silber, nicht von Gold, sondern von Erz, von einem geringen Metall. Damit war des Messias Erniedrigung vorgestellt; er war der Allverachtetste und Unwerteste geworden. Kupfer, wenn die Sonne drauf scheint, giebt einen Glanz: also sollten auch aus dem niedrigen und verachteten Christo die Strahlen der Gottheit hervorglänzen. Kupfer ist fest und dauerhaft: also ist der Messias voll göttlicher Kraft, damit er wider alle seine Feinde bestehen könnte. Die eiserne Schlange war nicht aus Schlangensamen gezeugt, sondern im Feuer zubereitet: also sollte Christus, der Messias, nicht nach dem gemeinen Lauf der Natur hervorkommen, sondern allein von einer Alma, Jungfrau, über die Natur geboren werden; er muß Zernach, Sprößling, heißen, und muß daher ohne Vater geboren werden; darum nennt ihn auch die Bibel Pille, Wunderbar. Die eiserne Schlange hatte kein Gift noch schädliches Feuer, die Menschen zu verletzen, ob sie gleich die Gestalt der feurigen Schlangen hatte: also sollte der Messias zwar in der Gestalt des sündlichen Fleisches erscheinen, selbst aber keine Sünden in sich haben. Die eiserne Schlange wurde unter den Verwundeten Israels aufgerichtet: also wurde auch der Messias mitten unter den Uebelthätern gekreuzigt. Die Schlange wurde aufgerichtet in der Wüste: der Messias starb am Stamme des Kreuzes, als alles wüste und verderbt war in der jüdischen Kirche, wie auch in der ganzen Welt. Die von den vergifteten Schlangen Gebissenen mußten die eiserne Schlange nur ansehen, so wurden sie, trotz des Giftes, gesund: also müssen wir alle, wollen wir von dem Gift der Sünde geheilt werden, den gekreuzigten Messias im Glauben ansehen, so werden wir von dem Schlangenbiß der Sünde geheilt werden. Die eiserne Schlange wurde zum Panier und Zeichen des Heils aufgerichtet, nicht nur für einige, sondern für alle, die der Hilfe benötigt waren: also auch der Messias war der allgemeine Heiland aller Menschen: wer ihn im Glauben ansieht, daß er für seine Sünden gestorben ist, der soll Vergebung der Sünden haben und ewig selig werden. Und wie damals Israel nichts weiter zu thun hatte, als Gottes Wort zu glauben und die erhöhte eiserne Schlange anzublicken:

also haben wir jetzt nichts anderes zu thun, als Gottes Wort zu glauben: „Also hat Gott die Welt — die arme, verlorene und von der Sünde vergiftete Welt — geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab — ja zum Tode am Kreuz gab — auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Denn Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde. Gott sagt zu dem Messias: „Du bist mein Sohn; heute habe ich dich gezeugt“, und sagt zu uns: „Küßet den Sohn“ u. s. w. (Ps. 2). Das müssen wir glauben und von Herzen glauben, wenn wir nicht anders durch das Gift der Sünde umkommen sollen und verloren gehen. Israels Glaube auf Gottes Geheiß, die leblose eherne Schlange anzuschauen, hat sie vom Tode errettet; so auch heute noch! Wer Gottes Wort glaubet und fest hält, daß Jesus, der Messias, für ihn, für seine Sünden gestorben ist (Jes. 53), der soll nicht zu Schanden werden, der soll das ewige Leben aus Gnaden, ohne Verdienst der Werke, haben. Und, meine Freunde, wie damals Israel gar nicht gefragt hat: Was kann uns eine leblose, eherne Schlange helfen? sondern glaubte getrost auf Gottes Geheiß, auf sein Wort, weil er es so gesagt hatte: also sollen wir nicht zweifeln, daß der gestorbene Jesus am Kreuz allein die Hilfe ist, wodurch wir vom Biß der geistigen Schlange, des Teufels, genesen. Und wenn Israel damals gesagt hätte: Was kann uns eine leblose Schlange helfen? so wären sie gewiß alle umgekommen. Also ist's heute mit dem gekreuzigten Messias! Wenn wir im Herzen denken werden: was kann uns ein gekreuzigter Messias helfen? so werden wir in unseren Sünden sterben und verloren gehen. Wie damals die von den Schlangen Gebissenen ihre Augen fest gehalten haben auf die eherne Schlange, wenn anders der Biß sie nicht töten sollte; so sollen wir, die wir alle von dem Gift der Sünde verberbet sind, auf Jesus, den wahren Messias, aufblicken und bei ihm beharren bis ans Ende, so werden wir selig werden. Und wie damals die von den Schlangen nicht Gebissenen auf die eherne Schlange nicht zu blicken brauchten, weil sie gesund waren: so auch heute. Wer da meint, er sei kein Sünder, er habe alle heiligen Gebote Gottes erfüllt und gehalten, braucht auch Jesus nicht zu haben, der kann auch auf ihn nicht blicken, er braucht ja leider keinen Heiland; er ist aber lebendig blind und tot. Die Gebissenen, die Sünder allein brauchen einen Heiland, einen Erretter; aber die Nichtgebissenen, d. h. die Selbstgerechten, die da meinen, durch des Gesetzes Werke den Himmel zu erwerben, die brauchen keinen Heiland, keinen Erlöser; sie sind ja gesund, und ein Gesunder braucht keinen Arzt. — Seht, das hat die eherne Schlange abgebildet, und wir haben es Jesus, dem Messias, zu verdanken, daß wir die wahre Bedeutung wissen; und so sind die Fragen alle beantwortet.

Und wenn Ihr heute den (Jom Kippur) Veröhnungstag feiert und fastet und betet, so kann Euch doch nicht geholfen werden, weil Ihr die Veröhnungssopfer nicht habt, und o Wunder! seit Jesus von Nazareth gekommen und am Kreuze gestorben ist, hat es mit allem Vorbild ein Ende genommen, weil Er alles erfüllet hat. Er ist geworden die Ursache unserer Seligkeit! Ja gewiß! Und wie Mose in der Wüste eine Schlange erhöht hat, so ist des Menschen Sohn, der Messias, erhöht worden, und wer an Ihn glaubt, soll nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. — Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, segne die Worte an Euren Seelen, damit Ihr auf Jesus blicken lernt, als auf den, den Ihr durch Eure Sünden gestochen habt, auf daß Euch allen geholfen werde! Amen.

D. Landsmann,
55 E. 3. Str., New York.

Vermischtes.

1 Tim. 4, 8.

Der Herr sieht auf das Niedrige und wer ihn fürchtet, den weiß er zu Ehren zu machen.

In Böhmen lebte vor Zeiten der Sohn eines Bauern, Joseph Böm, zuerst als Gänsejunge. Er hatte aber einen besonderen Trieb zu lernen und wußte immer ein Buch aufzutreiben, um darin zu forschen. Als sein Vater solches bemerkte, legte er sich das Opfer auf und brachte ihn in die Schule, ließ ihn auch noch in besonderen Stunden unterrichten. Joseph lernte fleißig und führte ein stilles, eingezogenes und sittsames Leben. Als er aus der Schule entlassen worden war, brachte ihn sein Vater zu einem Krämer in der Stadt, daß er die Handlung erlerne. Da kam aber der arme Joseph schön an! Sein Vehrerr fröhnte dem Laster des Trinkens, war jeden Tag berauscht und jedesmal so außer sich, daß alle Hausgenossen vor ihm fliehen mußten. Joseph wurde nicht nur schlecht behandelt, er bekam schlechte Kost und selbst bei der strengsten Kälte durfte er sich nicht in der warmen Stube aufhalten. So kam es, daß schon während des ersten Lehrjahres er an Händen und Füßen Frostbeulen bekam. Er ertrug aber alles mit Sanftmut und Geduld, ohne zu murren, und besorgte so sorgfältig als er konnte, was ihm befohlen war. Vor allem lag ihm am Herzen, seines Herrn Schande zuzudecken; er erzählte niemand, was er für traurige Erfahrungen machte, ja selbst seinen Vater verschonte er damit, denn er fürchtete, demselben Kummer zu bereiten. Die von seinem Vater und seinem Pfarrer ihm eingeprägte Gottesfurcht bewahrte er ernstlich, und des Herrn Wort und das Gebet waren seine Waffen. Sein Vater hatte ihm, als er von daheim wegzog, zum Abschied das Wort zugerufen: „Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen und hüte dich, daß du in keine Sünde willigst, noch thust wider Gottes Gebot“ (Job. 4, 6). Dieses Wort des Vaters Tobias an seinen Sohn Tobias, welches Joseph an so manch anderen Spruch heiliger Schrift erinnerte, den er gelernt hatte, stand täglich vor seiner Seele und wurde ihm ein Leitstern bei all seinem Thun und Lassen. Und er ist damit wohl gefahren.

Wie es Daniel und seinen Gefährten geschah, so ließ der Herr auch Joseph bei schlechter Kost und Behandlung gedeihen. Er war mit der Zeit ein schöner Jüngling geworden und es wiederholte sich bei ihm die Geschichte von Potiphar's Weib. Er aber schrak zurück vor den Zumutungen der Frau seines Vehrerrn und floh. Das Weib, das ihre Schandthat verraten sah, verfolgte ihn mit einem Messer, um, aus Furcht, ihre Schande möchte an den Tag kommen, ihm das Leben zu nehmen. Sie verwundete ihn auch am Halse, es gelang ihm jedoch, sie zurückzustößen, und wie ein gescheuchtes Reh eilte er blutend zum Hause und zur Stadt hinaus. Die ganze Nacht hindurch lief er; am anderen Morgen sank er ohnmächtig bei einer Weinwandbleiche nieder. Der Eigentümer derselben nahm sich seiner an, pflegte sein und speisete ihn; ja, als er ihm sein ganzes Schicksal erzählte und über den Kummer jammerte, den seinem teuern Vater sein Fortlaufen machen würde, mußte der Bleicher mit Joseph weinen. Denn er erkannte in ihm einen grundehrlichen Menschen und fand keine Spur eines Brundes, an irgend einer seiner Worte zu zweifeln. Nach etlichen Tagen schrieb er an Josephs Vater, erzählte ihm, wie es ihm ergangen, und bat um etwas Geld, daß Joseph sich einige Kleidungsstücke anschaffen könne.

Aber siehe da! Dem Herrn hatte es gefallen unterdessen die Gottseligkeit Josephs auf eine neue Probe zu setzen.

Was meinst du, was der Vater antwortete?

Eine Feuersbrunst war bei ihm ausgebrochen und er war sozusagen an den Bettelstab geraten!

Was nun? Der Bleicher mußte Rat. Er that das Seine und sammelte außerdem unter seinen Freunden Geld und schickte es dem unglücklichen Vater. Siehe, wie der gottesfürchtige Sohn ein Segen für die Seinen wurde!

Joseph arbeitete den Sommer über auf der Bleiche und im Herbst, als die Bleichezeit vorüber war, mußte er das gebleichte Tuch, welches sein Herr von den Webern der Umgegend gekauft und gebleicht hatte, auf den Jahrmärkten verkaufen. Er war dabei so gewissenhaft, brachte jeden Kreuzer und Pfennig Erlös seinem Herrn, daß dieser sich wunderte, wieviel mehr er erhielt als früher. Darüber war er so erfreut, daß er jedesmal den Gewinn, welchen Joseph gemacht hatte, heimlich dem alten Vater desselben schickte, der sich dadurch und durch andere Wohltaten allmählich wieder erholte.

Drei Jahre lang hatte Joseph seinem Herrn gehorsam und treulich gedient. Da rief Gott seinen Herrn, den Bleicher heim, und — im Testamente stand Joseph für eine namhafte Summe.

Joseph trieb nun den Tuchhandel weiter auf den Märkten und Gott segnete sein Vornehmen so, daß er seinen Handel bald nach Wien verlegen konnte.

Gern hätte er wieder einmal seinen Vater besucht; aber sein alter Lehrherr hatte ihn für einen entwichenen Hausdieb erklärt, und durch die Obrigkeit mit Steckbriefen verfolgt lassen.

Auch in Wien war Gottes Segen mit Joseph. Fünf Jahre, nachdem er sich dort niedergelassen, konnte er schon auf einem nahen Dorfe eine Spinnerei und Bleiche anlegen und bald verband er damit eine Garnfärberei. Sein Wohlstand mehrte sich fortwährend. Jetzt wollte er nicht mehr länger ohne seinen Vater und seine Schwestern leben; er ließ sie kommen, zahlte seines Vaters noch übrige Schulden, sorgte für die weitere Erziehung seiner Schwestern, und hatte bald die Freude, sie als geschickte Hausfrauen zweier seiner besten Handelsfreunde begrüßen zu können.

Als er sie versorgt sah, dachte er an seine eigene Berechnung. In einem zwar armen, aber gottesfürchtigen Mädchen, fand er eine treue Lebensgefährtin, deren einziges Bemühen war, ihren Mann glücklich zu machen. Sie erzog ihre Kinder christlich und that Gutes an jedermann, besonders an den Armen.

Joseph Böms Wohlstand wurde zum Reichtum.

Tausenden konnte dieser gottesfürchtige und fleißige Mann Arbeit und Brot bieten. Aber bei all diesem Glücke wurde er selbst immer demüthiger und dankbarer gegen Gott, immer freigebiger gegen die Nothleidenden; darum wich auch der Segen Gottes nicht von ihm bis an sein seliges Ende.

(„Ev.-Luth. Friedensbote.“)

Wohin der Geiz führt.

Aus Eschbach bei Gießen* wurde dieser Tage berichtet, daß sich dort ein Bauer erhängt habe, weil er für den sehr reichen Ertrag seiner diesjährigen Obsternte nach seiner Ansicht keinen genügenden hohen Preis erzielen konnte. Ein Seitenstück hierzu ereignete sich vor Jahren in einer Ortschaft des nördlichen Westfalens. Dort hatten zwei Bauern zu einer Zeit, als das Getreide sehr hoch im Preise stand, große Mengen Brotkorn auf Lager. In der Hoffnung, daß der Preis noch immer höher steigen würde, verkauften sie von dem Vorrat keinen Scheffel. Da auf einmal fiel der Preis des Getreides und wurde mit jedem Tage niedriger. Da beschloßen die beiden Bauern, falls

der Preis des Brotkorns an einem Tage nicht wieder in die Höhe gehe, sich an diesem Tage zu einer bestimmten Stunde zu erhängen. An dem betreffenden Tage war aber der Preis des Roggens ein noch niedriger als vorher. Nun war das Maß des Lebensüberdrußes für beide voll. Zwar sandte der eine der beiden „Gelden“ seine Magd zu seinem Verbündeten mit der Weisung, mit der Ausführung dessen, was sie verabredet hätten, noch einen Tag zu warten, aber dem Veressenden war „ein Mann, ein Wort“; nach einigem Suchen wurde derselbe auf seinem Kornboden erhängt aufgefunden. Sein Kollege zog es jedoch vor, vorläufig noch am Leben zu bleiben.

(„Rhein.-Luth. Wochenbl.“)

Nachrichten und Bemerkungen.

Zur Sozialdemokratie neigende Geistliche. Als in einer am 18. Dez. zu Frankfurt a. M. stattgehabten sozialistischen Versammlung der frühere Kandidat der Theologie Th. v. Wächter über das Thema: „Der Kampf der Sozialdemokratie gegen die Herrschaft des Kapitals im wirtschaftlichen, politischen und geistigen Leben“ in seiner bekannten Weise geredet hatte, äußerte der Pfarrer Naumann, daß es zwischen ihm und v. Wächter mehr Gemeinsames als Trennendes gebe. Pfarrer Battenberg machte das Zugeständnis, daß er ebenfalls kein Freund des Dogmas auch auf kirchlichem Gebiete sei, und daß viele Theologen hierüber wie v. Wächter dächten, sich aber scheuten, solches zu bekennen, aus Furcht, gleich diesem gemahregelt zu werden. Die Luthardische Kirchenzeitung, der wir diese Mitteilung entnehmen, ist zwar entrüstet darüber, daß diese „Geistlichen“ die Dogmen oder den Glauben der Kirche preisgeben und zahlreiche andere Geistliche als Leute denunzieren, die anders predigen als sie denken, fügt aber hinzu: „Muß das die Geistlichen und die Kirche nicht geradezu verächtlich machen!“ So richtig das sonst sein mag, ist es doch nicht ein gutes Zeichen, wenn, wie es hier und sonst oft geschieht, die Ehre der „Geistlichen“ und der Kirche bei den Menschen so sehr in den Vordergrund gestellt wird. Das ist ja gerade die Gefahr auch des Anheimfallens an die Sozialdemokratie, daß man sich nicht „verächtlich“ machen will.

In einem Nekrologe des Präsidenten Dr. Mejer berichtet die Luthardische Kirchenzeitung über die im Jahre 1859 erfolgte Vörsagung Mejers von der mit Kliefoth gemeinsam gegründeten und herausgegebenen „Kirchlichen Zeitschrift“, und begründet dieselbe damit, daß „Kliefoth in der Lehre vom geistlichen Amte die hochkirchlichen Anschauungen vertrat, nach welcher das geistliche Amt eine unmittelbare göttliche Stiftung und daher für die Existenz der Kirche notwendig sei, während Mejer in dem Amte nur eine durch Wort und Sakrament bedingte, zu ihrer geordneten Spendung erforderliche und im geistlichen Priestertum wurzelnde Institution sehen wollte.“ Das ist Verwirrung. Der Streit war nicht um das Predigamt, sondern um das Kirchenregiment. Wie kann man nur die christlutherische Lehre von der göttlichen Stiftung des Predigamtes „Hochkirchentum“ nennen! Und wie kann man dieselbe in Gegensatz stellen zu einer „im geistlichen Priestertum wurzelnden Institution“! Ist doch vielmehr beides richtig. Denn das von Gott gestiftete Predigamt wurzelt im geistlichen Priestertum dergestalt, daß den wahren Christen als geistlichen Priestern und ursprünglichen Inhabern aller Kirchengewalt auch die Aufrichtung des von Gott gestifteten Predigamtes oder die Berufung der Kirchendiener in dieses Amt gehört. Kliefoth und anderer Leute „Hochkirchentum“ aber besteht darin, daß sie außer und über dem Predigamt noch ein besonderes Amt des Kirchenregimentes als von Gott gestiftet behaupten, welches sich, weil nicht im Priestertum der Christen wurzelnd, aus sich selbst fortpflanzen soll als ein besonderer, über dem Priestertum stehender Stand, und zugleich die Befugnis haben soll, in Sachen der Kirchenordnung nach dem vierten Gebote Gehorsam zu fordern. Das war und ist Kliefoths Irrtum und den nennt man mit Recht Hochkirchentum. Leider, müssen wir hinzufügen, hat auch Mejer, trotz besserer Erkenntnis, in der Praxis von diesem Irrtum sich nicht losgemacht, den er in der Theorie verwarf. Wie hätte er sonst wohl Präsident der hannoverschen Landeskirche sein können! — In Bezug auf diese Stellung Mejers bemerkt übrigens die Luthardische Kirchenzeitung ganz richtig folgendes: „Ist schon Mejers thätige Anteilnahme am Kulturkampfe zu beklagen, so muß, um der Wahrheit willen, auch weiter bezeugt werden, daß er als Präsident des Landeskonfistoriums nicht in besonderem Segen für die hannoversche Landeskirche gewirkt hat. Durch seine ganze Thätigkeit in dieser Beziehung zog sich weit mehr das Bestreben hindurch, unter Berücksichtigung der besonderen schwierigen landeskirchlichen Verhältnisse eine vorsichtige

* Da in der nächsten Umgebung von Gießen kein Eschbach liegt, ist wohl das im Nassauischen gemeint. D. M.

lavierende Haltung zu beobachten, als echt lutherische Grundsätze mit voller Entschiedenheit zur Anwendung zu bringen. Daher war er besonders ein Vertreter des Gegenjages, in den sich das hannoversche Landeskonsistorium gegen die auf eine größere kirchliche Freiheit und Selbständigkeit gerichteten Bestrebungen gestellt hat. Daher ist unter seinem Präsidium so gut wie gar nichts von einem Vorgehen des hannoverschen Landeskonsistoriums gegen den unter den hannoverschen Geistlichen sich immer mehr ausbreitenden Rationalismus zu Tage getreten. Auch zeigte sich sein Einfluß besonders darin, daß sich die im Jahre 1889 abgehaltene allgemeine lutherische Konferenz keiner Begrüßung des Landeskonsistoriums erfreuen durfte, damit sich die einzelnen sogenannten „Richtungen“ in der Landeskirche dadurch nicht verlegt fühlten.“

In der mecklenburgischen Landeskirche stehen wichtige Veränderungen bevor. Der greise Präsident des Oberkirchenrates, D. Kliefoth, welcher ein Menschenalter hindurch die Landeskirche geleitet und ihr zum Teil seinen Charakter aufgedrückt hat, gebt im Laufe dieses Jahres sich in den Ruhestand zu begeben. Bei seinem hohen Alter ist solches wohl zu begreifen. Daß aber auch der Superintendent Harde-land (früher Leipziger Missionsdirektor) bereits zum 1. April d. J. sein Amt niederlegt (und nach Dresden zieht), weil ihm von anderer Seite der ihm von Kliefoth zugedachte und zugesagte Präsidentenstuhl streitig gemacht wird, läßt doch auf eigentümliche Begriffe vom göttlichen Beruf schließen, da, wo man sonst so schnell bei der Hand zu sein pflegt denjenigen „Mietlingsstimm“ vorzuerwerfen, welche, Schande und Schaden auf sich nehmend und ihrem in Gottes Wort gefangenen Gewissen folgend, einer falschglaubigen Kirche nicht ferner dienen können. Was aber die Zukunft der mecklenburgischen Landeskirche anbetrifft, so haben ja leider, wie bekannt, auch die genannten beiden Männer, trotz ihrer sonstigen großen Verdienste, seit geraumer Zeit selbst die Hand dazu geboten, einen neuen Kurs einzuleiten, teils durch Abweichungen von der lutherischen Lehre, teils durch Stillschweigen und Verleugnen in der Praxis, wo Bekenntniss am Platze gewesen wäre. H—r.

Hannoversche Landeskirche. Die Luthardtsche Kirchenzeitung schreibt: „Zu der bekennnistreuen Erklärung des Kirchenvorstandes zu Stöckheim in Hannover (vgl. Nr. 50, Sp. 1298 d. Bl.) äußerte sich Abt D. Uhlhorn auf der Landesynode am 1. Dezember dahin, daß hierin ein Symptom der augenblicklichen Lage im Kampf gegen das Apostoliktum zu erblicken sei. „Der Kampf ist ausgebrochen und wir können und wollen nicht zurück. Eine moderne Theologie lehrt, man könne auch ohne apostolisches Glaubensbekenntnis christlichen Glauben haben. Daher scheut man sich, diese Thatsachen des Apostoliktums in den Vordergrund zu stellen. Von Anfang an war dasselbe in Taufe und Konfirmation Bekenntnis der Kirche. Es ist am besten, gleich jetzt auszusprechen: Auch dem Schein einer Abchwägung des Apostoliktums darf nicht zugestimmt werden.“ — Das klingt ganz gut. „Aber, was ist damit geholfen, so lange man nicht Anstalt macht, die ungläubigen Professoren und Pastoren aus ihren Aemtern zu entfernen? Ist nicht ihre fortgesetzte Duldung, ja Neuanstellung „Abchwägung“ genug?“

Kirchenregimentliche Selbstherrlichkeit. So berichtet die Luthardtsche Kirchenzeitung: „Die Feier des gemeinsamen Bußtages veranlaßte die Behörden von Altenburg, die Kirchweih-Festlichkeit auf zwei Tage, anstatt früher fünf, zu beschränken; zugleich aber stellte sie den Gastwirten die Wahl zweier Taztage frei. Da nun jeder Wirt solche Tage auswählte, an welchen in der Nachbarschaft keine Lustbarkeit stattfand, hatten Gemeinden mit mehr als einem Gasthof acht bis zehn Taztage, statt der früheren zwei gewonnen. Hierzu kommt, daß die ganze Kirnmesfeier in der altenburger Gegend die Wochentage mit Tänzen und Schmäusen ausfüllt. Diese Uebelstände, welche besonders eine ernste Bußtagsfeier zu beeinträchtigen geeignet waren, veranlaßten die altenburger Geistlichkeit, ernstliche Gegenvorstellungen bei ihren Vorgesetzten einzureichen. Ebenso wandte man sich von seiten der preussischen Grenzpfarrer direkt an den Herzog von Altenburg in der Ueberzeugung, daß dessen ernste, christliche Gesinnung mit diesem Treiben nicht einverstanden sei. Dem Vernehmen nach ist jedoch die Klage der altenburger Geistlichkeit gar nicht bis zum Ohre des Landesvaters gedrungen. In dem Bescheide der Kirchenbehörden, sowie in den mündlichen Verhandlungen der Altenburger Synode wurden den Geistlichen Agitationen und Mangel an Sachkenntnis vorgeworfen, wurde ihnen Stillschweigen auferlegt und noch nicht einmal für die Zukunft eine Besserung in sichere Aussicht gestellt. Noch viel schroffer lautete die Antwort auf die Eingabe der preussischen Pfarrer, welche gleichsam als lästige Störenfriede abgewiesen wurden.“

Das Jesuitengesetz wird im Vatikan nicht so tragisch genommen, wie in Deutschland. Man ist überzeugt, daß der im deutschen Reichstage kürzlich mit schwacher Majorität gefasste Beschluß auf Aufhebung des Jesuitengesetzes vom Bundesrat zurückgewiesen werden wird. Aber man ist darüber nicht sonderlich allertiert. Denn man weiß in den leiten-

den kirchlichen Kreisen sehr wohl, daß die förmliche Widerrufung des Gesetzes nur noch eine nebensächliche Bedeutung haben könnte. Sind doch die auf Grund dieses Gesetzes aus Deutschland verbannten Jesuiten längst wieder dorthin zurückgekehrt, und sie leben innerhalb der Reichsgrenzen ohne jede Belästigung. Die Aufhebung des Jesuitengesetzes hätte somit, abgesehen von der förmlichen Anerkennung eines tatsächlich bestehenden Zustandes, eigentlich nur den allerdings nicht zu unterschätzenden Erfolg, daß den Jesuiten der öffentliche Unterricht wieder gestattet werden würde. — Soweit die „A. E.-L. R.-Z.“ Wir sehen in dieser Auffassung der Sache, über welche man sich jetzt allerorten unnötigerweise erregt, endlich einmal einen Anfaß zu einer ruhigen und gesunden Beurteilung. Denn erstlich: Wer kann es überhaupt glauben, daß sich Jesuiten vertreiben lassen? Zum andern: Wenn man die Jesuiten vertreibt, warum nicht mit demselben Rechte auch die ihnen feindlichen Brüder, die Freimaurer? Zum dritten: Zwar hat ohne Zweifel der Staat das Recht, Jesuiten und ähnliche staatsgefährliche Leute auszuweisen. Aber giebt es denn für die Kirche kein anderes und wirksameres Mittel ihrer Bekämpfung als staatliche Ausnahmegeetze? Zwar die vom Worte Gottes und vom kirchlichen Bekenntnisse abgefallenen, der Religionsmengerei, ja zum Teil dem Heidentum verfallenen Staatskirchen dürften ihnen gegenüber schutzlos sein und daher alle Ursache haben, sie zu fürchten. Aber die rechte lutherische Kirche, welche den Schild des Glaubens und das Schwert des Geistes braucht, welches ist das Wort Gottes, ist gegen den Teufel und alle seine Werkzeuge, daher auch gegen die Jesuiten, immer noch gerüftet, ja unbesiegt. H—r.

Das „Rheinisch-Lutherische Wochenblatt“ schreibt in Nr. 1 dieses Jahres: „Alles vergehet, Gott aber stehet. Ein Besucher der lutherischen Konferenz in Dresden schließt seinen Bericht, den er im „Freimund“ veröffentlicht, mit folgender Betrachtung: Soll ich nun aber zum Schluß ein allgemeines Urteil über die Konferenztage geben, so vermag ich eine etwas wehmütige Empfindung nicht zu unterdrücken. Die Führer, auf die wir zu schauen pflegten, gehen mehr und mehr dahin. Was für Namen von gutem Klang, welche stattliche Zahl wirklich hervorragender Gottesgelehrter und Kirchennänner waren im Jahre 1868 in Hannover versammelt oder waren noch unter den Lebenden. Von hervorragenden Kirchenmännern waren Harleß, Kliefoth, Munkel in Hannover anwesend, aber auch Löhe und Hufschke lebten noch, während Wilmar erst wenige Monate zuvor heimgegangen war. Von hervorragenden Theologen waren Hofmann, Bezizowiz, Luthardt, Kahnis anwesend, aber auch Thomasius, Delitzsch, Philippi lebten und lehrten noch in großer Frische. Sie sind nun alle vom H. Ern abgerufen worden außer Kliefoth, der, fünfundachtzigjährig, zum ersten Mal der allgemeinen lutherischen Konferenz nicht beizuwohnen, und Luthardt, der nun auch im Greisenalter steht. Wer sind aber die, welche ihre Stelle zu ersetzen vermögen? Wir leben auch insofern in einer geringen Zeit, als es uns — in den engeren Kreisen wie im Großen — an Führern gebricht, an Männern von der, man kann wohl sagen, prophetischen Begabung und Bedeutung, wie sie Hufschke, Löhe, Harleß, Wilmar, auch Kliefoth, eigen war. Aber wenn wir nun hierin auch geringe Zeiten haben, so soll uns das nicht irre machen, es soll uns vielmehr zu um so treuerem Eintreten für die Sache unserer Kirche ermuntern, um so mehr uns mahnen, nicht auf Menschen, und seien es die größten Gottesmänner, zu schauen und zu trauen, sondern allein auf unseren Herrn Jesum Christum, der da lebet und herrschet in der Herrlichkeit Seines Vaters, und auf Seine Verheißungen, die niemals trügen und in solch geringen Zeiten uns so tröstlich zurufen: Fürchte dich nicht, du kleine Herde; denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben.“ — Wir bemerken dazu: So sehr es anzuerkennen ist, was die genannten Männer zum großen Teil in ihrer Zeit und in ihrer Weise für Gottes Reich und Kirche als Führer gethan und ausgerichtet haben, so sind sie doch daneben wiederum zum großen Teil in diesen oder jenen Punkten leider für viele nicht Führer zur vollen biblisch-lutherischen Wahrheit, sondern zu allerlei falschen Sondermeinungen und unlutherischen Irrtümern gewesen. Möchte nur die Breslauer Synode und das „Rhein.-Luth. Wochenblatt“ das erkennen und alles das von sich abthun, was auch durch den Einfluß mancher der genannten Theologen an wirklich falscher Lehre sich bei ihr festgesetzt hat, dann würden in rechter Weise auch die „geringen“ Zeiten herrliche Zeiten werden. St.

Das Papsttum in England. Letztere Tage sind wiederum drei anglikanische Geistliche zum Katholizismus übergetreten. Es sind: der Londoner Pastor Sutherland Macdlem, der Armee-Kaplan Wood und der Pastor Briggs von Devonport. Seit dem Prozeß des wegen Ritualismus angeklagten anglikanischen Bischofs von Lincoln haben sich nicht weniger als 14 Geistliche der Staatskirche dem Katholizismus zugewandt. („Der Reichsbote.“)

Wegen „sozialdemokratischer Umtriebe“ sind Geistliche neuerdings wiederholt zur Anzeige gebracht, so wiederum einer im hannoverschen, der am 5. Sonnt. n. Tr. auf Grund der Epistel von der rechten christ-

lichen Gesinnung, Mitleidigkeit, Brüderlichkeit, Barmherzigkeit gepredigt und auf den Mangel hingewiesen hatte, der bei uns daran vielfach gefunden werde. Die reichen Fabrikherren hätten vielerorts ein Leben geführt, wie der reiche Mann im Evangelium, und für die Arbeiter kein Herz gehabt. Die Herzen müßten sich zum Herrn bekehren, sowohl der Reichen und Vornehmen als auch der Armen und Niedrigen. Das Konsistorium hat die Predigt eingefordert und sie dann dem Landrat gesandt mit dem Auftrage, Jungen zu verhören, ob der Pastor wirklich in der Weise gepredigt habe, wie das Konzept es angebe. Das ist denn auch durch deren Aussagen konstatiert. Bedauerlich ist es, daß rein aus der Luft gegriffene Denunziationen so viel Staub aufwirbeln dürfen. Gegen die Anstifter grundloser Denunziationen sollte man energisch einschreiten. — So berichtet die „A. E.-L. R.-Z.“ Freilich hätte das Konsistorium auch ein Wort der Strafe für die Reichen haben sollen, welche sich nicht strafen lassen wollen und die Anwendung des Gesetzes gegen sie, die doch so nötig ist, als sozialdemokratische Umtriebe verdächtigen. Schon die flüchtige Untersuchung wird trotz des günstigen Verlaufs manchem schwachen Pastor den Mund gegen die Reichen schließen.

Die Baptisten haben, wie die „A. E.-L. R.-Z.“ mitteilt, im nördlichen Deutschland neue Erfolge zu verzeichnen. In Altona-Dittensen wurden am 5. November neun Personen getauft, am 10. Dezember elf, was eine Zunahme von 20 Seelen in den zwei letzten Monaten ergibt. Auch in Bremen wurden vor kurzem vier Jünglinge getauft, wozu am 10. Dezember weitere sechs Tausen kamen, darunter zwei Soldaten und zwei Jungfrauen. — Es ist dies kein Wunder, wenn man bedenkt, wie innerhalb der Landeskirchen die rechte Lehre von der Taufe, sowie die rechte Kirchenzucht geschwunden ist.

W.

Quittung.

Für die Synodalkasse: Beitrag der Gemeinde Chemnitz M 50; desgl. des Herrn P. Kern daselbst M 10; desgl. der Gemeinde Planitz M 48.60; Kollekte der Gemeinde Allendorf-Kleinlinden M 27.17; aus der Hausgottesdienstbüchse des Herrn Preiß in Straßburg M 15; durch Herrn P. Willkomm in Planitz: von Herrn H. Feste in Marklissa M 5 und Ertrag von 7 Kinderblättern M 7.

Für Negermission: Von Herrn Kreuzer in Chemnitz M 3; durch Herrn P. Stallmann in Allendorf a/L.: von J. M. N. in K. G. M 2.20, von B. C. in C. M 6 und Hochzeitskollekte Krauß-Rein M 3.20; durch Herrn P. Kern in Chemnitz: von Marie Köhler M 1, von Paul Köhler M 1 und von Familie Oswald Mehnert M 3.01; Teil der Epiphaniaskollekte der Gemeinde Dresden M 40; durch Herrn P. Willkomm in Planitz: Epiphaniaskollekte der dortigen Gemeinde M 55.46, aus

dem Missionsneger im Pfarrhaus daselbst M 28.26, desgl. der Schule daselbst M 9.09, desgl. Herrn Graupners dort M 4, desgl. Herrn Voigts dort M 2.50, desgl. Herrn Hübeners in Zwickau M 6, desgl. Herrn Hermanns daselbst M 4.40 und von Herrn Robert Mehnert in Schedewitz M 3; durch Herrn P. Lent in Grün: aus dem Missionsneger im Pfarrhaus daselbst M 17, aus demselben der Freitag'schen Kinder in Rodewitz M 2; durch Herrn P. Schneider in Frankenberg: Epiphaniaskollekte der Gemeinden Frankenberg und Mittweida M 21.26, von Herrn und Frau Wagner in Roda b. Mayschen M 5; durch Herrn P. Hagen in Grimmitzschau: Epiphaniaskollekte der dortigen Gemeinde M 24.80, aus der Missionsbüchse der Schulkinder daselbst M 3.50, Epiphaniaskollekte der Gemeinde Glauchau M 20.20; durch Herrn P. Walter in Hannover: von Fräulein Buchthausen in Braunschweig M 3.

Für Heidenmission: Von Herrn Hermann Preiß in Chemnitz M 3; von Herrn Ernst Grünert daselbst M 2; von Herrn Kreuzer dort M 3; Teil der Epiphaniaskollekte der Gemeinde Dresden M 40.60; Kollekte in einer Missionsstunde zu Planitz M 29.54; aus der Hausgottesdienstbüchse des Herrn Preiß in Straßburg M 5; aus der Sparbüchse von Emma Preiß daselbst M 1.50; desgl. von Frieda Preiß ebendaf. M 1; durch Herrn Steyer in Dresden: von N. N. M 10, von Herrn M. Balten in Großweka M 5 und von Ungenannt M 3.

Für Heidenmission in Japan: Von Herrn H. Feste in Marklissa durch Herrn P. Willkomm M 5.

Für Judenmission: Von Herrn Ernst Grünert in Chemnitz M 2; Teil der Epiphaniaskollekte der Gemeinde Dresden M 40.

Für Student Friedrich in Springfield: Vom Frauenverein zu Chemnitz M 40; Epiphaniaskollekte der dortigen Gemeinde M 70.57; Kollekte bei der Verlobung Gläser-Zwintzger M 10; Kindtaufskollekte von Herrn Expedient Helbig in Chemnitz M 6; desgl. von Herrn Max Köhler daselbst M 6; durch Herrn P. Kern: von Herrn Ernst Heilmann M 5 und von Herrn Kühnrich in Fichtigssthal M 3.

Für Herrn P. Hensel in Springfield: Reformationsfestkollekte der Gemeinde Allendorf-Kleinlinden M 15.42; von Chr. E. in N. durch Herrn P. Stallmann in Allendorf a/L. M 2.50; von Herrn W. Krauß durch Herrn P. Hempfing in Allendorf a/L. M 6; gesammelt im Hause des Herrn W. Steinbach in Lengenfeld, durch Herrn P. Lent in Grün M 5.50.

Für arme Studenten: Von Ungenannt durch Herrn Steyer in Dresden M 5; von Ungenannt durch Herrn P. Kern M 3.

Chemnitz.

Eduard Meldner, Kassierer.

Parochialberichte für das Jahr 1893.

| Gemeinde. | Ortschaften. | Predigtplätze. | Pastor. | Seelenzahl. | Kommunionfähige. | Stimm-berechtigte. | Schulkinder. | Getaufte. | Konfirmierte. | Kommunikanten. | | | Getaufte. | Begrabene. | Bemerkungen. |
|--------------------|--------------|----------------|---------------|-------------|------------------|--------------------|--------------|-----------|---------------|---------------------|-----------------|-----------|-----------|------------|---|
| | | | | | | | | | | Allgemeine Beichte. | Privat-Beichte. | Zusammen. | | | |
| Steeden | 14 | 3 | R. Gifmeier | 405 | 280 | 111 | 57 | 22 | 7 | — | — | 1147 | 1 | 7 | |
| Dresden | 17 | 3 | J. Hanewinkel | 251 | 166 | 54 | 27 | 4 | 5 | 432 | 243 | 675 | — | 7 | |
| Planitz | 20 | 4 | D. Willkomm | 706 | 443 | 151 | 120* | 35 | 14 | 1714 | 64 | 1778 | 9 | 20 | * 113 in der Schule, die anderen im Katechismusgamen. |
| Chemnitz | 20 | — | P. Kern | 565 | 385 | 132 | 72 | 20 | 10 | 1654 | 31 | 1685 | 9 | 23 | |
| Allendorf a/L. | 12 | 2 | H. Stallmann | 201 | 145 | 52 | 20 | 3 | 5 | — | — | 522 | 2 | 3 | |
| Grimmitzschau | 9 | 1 | W. Hagen | 119 | 77 | 30 | 21* | 5 | 3 | — | — | 339 | 1 | 5 | * Davon 7 auswärts. |
| Frankenberg | 9 | 1 | R. Schneider | 83 | 62 | 24 | 6 | 1 | — | 164 | 3 | 167 | — | 2 | Filial Mittweida. |
| Allendorf a/U. | 4 | — | R. Hempfing | 109 | 72 | 27 | 17 | 6 | 3 | 223 | 116 | 339 | 1 | 4 | |
| Wiesbaden | 5 | 1 | Fr. Brunn | 54 | 34 | 10 | 9 | 2 | 2 | — | — | 59 | 1 | — | |
| Hannover | 17 | 6 | E. Walter | 94 | 67 | 27 | 7 | 4 | 3 | 302 | 69 | 371 | 1 | 1 | |
| Grün | 8 | 2 | E. Lent | 123 | 76 | 20 | 32 | 5 | 3 | 214 | 116 | 330 | 1 | 4 | |
| Varben und Lerehow | 8 | 3 | W. Hübeners | 104 | 67 | 28 | 7 | 3 | — | 190 | 2 | 192 | 2 | 2 | Predigtortort: Kolberg, Varben und Lerehow. |

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

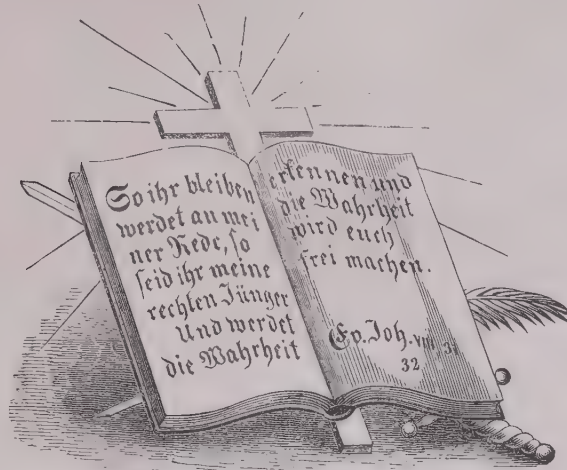
zur

Belehrung und Erbauung.

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die l. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 19. No. 4.

Zwickau in Sachsen.

11. Februar 1894.

Zur heiligen Passionszeit.

„Ihr seid teuer erkauft; werdet nicht der Menschen Knechte!“ (1 Kor. 7, 23.)

Die heilige Passionszeit erinnert uns wieder an den teuren Kaufpreis, den unser Herr und Heiland für uns verlorene und verdamnte Menschen, die wir in der Gewalt dessen waren, der in der Hölle Herrschaft hat und dem zu dienen den Tod bringt, bezahlt hat, nämlich an sein teures edles Blut, wie davon St. Petrus 1 Epistel 1, 18. 19 schreibt: „Wisset, daß ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Golde erlöst seid von eurem eitlem Wandel nach väterlicher Weise, sondern mit dem teuren Blute Christi als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes.“ Es ist das in der That eine Sache, die man wissen, bedenken, beherzigen soll. Denn sie zu vergessen und außer acht zu lassen, bringt ewigen Schaden. Es ist darum eine löbliche Gewohnheit in der Kirche, der Passion des Herrn eine längere Zeit zu widmen und also sechs Wochen vor Ostern schon mit der ausdrücklichen Betrachtung des bitteren Leidens und Sterbens unseres Heilandes zu beginnen. Es bringt diese Betrachtung, wo sie recht geschieht, Vertiefung der Sündenerkenntnis, Stärkung des Glaubens, neuen Eifer in der Heiligung, Geduld im Kreuz und Leiden und Belebung der Hoffnung auf das ewige Leben.

In dem oben angeführten Spruche aber wendet St. Paulus die Erinnerung an den teuren Kaufpreis, der für uns bezahlt ist, dazu an, uns vor Menschenknechtschaft zu warnen. Und diese Warnung hat das Geschlecht unserer Tage besonders nötig.

Das mag wunderbar klingen, da die Welt mehr denn je voll Freiheitsdrang ist und die Menge derer sich unheimlich mehrt, die „die Majestäten lästern“, d. i. alle Autorität, alle Gewalt eines Menschen über den anderen verwerfen. Wäre es nicht nötiger, an Jesu Passion zu lernen, wie man dienen und leiden soll? Wir reden aber nicht von bürgerlichen Dingen,

wollen auch hier nicht in der Weise der Vertreter des sog. praktischen Christentums an der Lösung der sozialen Frage mitarbeiten und noch weniger die Bibel und das Leiden Christi mißbrauchen lassen, damit die Herrschaftsgelüste der Reichen und Gewaltigen ungehindert befriedigt werden können. Wir wissen aus der Schrift, daß Herren und Knechte bleiben werden, so lange die Welt steht, und daß beide, die Herren und die Knechte, denselben Herrn im Himmel haben, dem sie dereinst werden Rechenschaft geben müssen über ihre Herrschaft und über ihren Dienst, und daß beide durch Christum teuer erkaufte Seelen haben, daher sie einander nicht hassen noch verachten sollen.

Wovon wir hier reden, wovon auch der Apostel in dem angeführten Spruche redet, das ist etwas ganz anderes, nämlich nicht die Freiheit der Leiber, sondern die Freiheit der Gewissen, nicht die Herrschaft in bürgerlichen und irdischen Dingen, welche bleiben muß, weil sie von Gott geordnet ist, auch ohne sie die Welt nicht bestehen kann, sondern die Herrschaft über die Gewissen, welche Gott verboten hat, weil bei ihr die Kirche nicht gedeihen kann. In diesem Sinne spricht St. Paulus: „Ihr seid teuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte.“ Zum Kampf um diese Freiheit soll uns die Betrachtung des teuren Lösegeldes bewegen, durch welches uns der Herr Jesus erkauft hat. Und dieser Kampf ist gerade in unserer Zeit sehr nötig. Denn es werfen sich viele zu Herren über die Gewissen auf und wir sind sonderbarerweise vielmehr geneigt, uns in Glaubens- und Gewissenssachen nach Menschen und irdischen Autoritäten zu richten, als nach dem mit Christi Blute versiegelten Worte, welches allein die Gewissen frei und die Herzen fest macht.

Der heftigste und mächtigste Feind der Gewissensfreiheit ist der Papst. Er beansprucht für sein Amt Unfehlbarkeit in allen Dingen der Lehre, und zwar ohne, ja sogar wider Gottes Wort. Damit beweist er, daß er der Widerchrist ist, der

Mensch der Sünde, der sich erhebet über alles, was Gott und Gottesdienst heißt und, im Tempel Gottes sitzend, von christlichen Gebräuchen umgeben und von altkirchlichen Ueberlieferungen getragen, vorgiebt, er sei Gott. Damit bindet er die Gewissen von Millionen an sein Wort und knechtet die durch Jesu Blut teuer erkauften Seelen. Dadurch tritt er das Blut Jesu selbst mit Füßen und achtet Dessen heilige Passion unnütz. — Sollte aber jemand meinen, vor der Pabst-herrschaft brauchten wir Lutheraner uns nicht zu fürchten, so ist das zwar wahr, so lange wir fest am Worte bleiben. Aber es wäre sträflicher Leichtsin, wollten wir nicht mit höchstem Fleiß achten auf die Anstrengungen, die der Pabst macht, das verlorene Terrain wieder zu erobern, und darum durch die Betrachtung des teuren Lösegeldes uns nicht erwecken lassen zu treuem Kampfe gegen diese greuliche Gewissensstrannei,

„darinnen nicht ein Fünkchen Licht
in Angst und Leid von Trost und Freud.“

Ihm, dem Pabst, arbeiten im Grunde alle diejenigen in die Hände, welche auch außerhalb der Pabstkirche eine Herrschaft über die Gewissen aufzurichten oder zu erhalten trachten. Und derer sind nicht wenige.

Da sind die sogenannten höheren Kirchenregimente in Staats- und Freikirchen, welche Gehorsam fordern, wo Freiwilligkeit walten sollte, nämlich in den kirchlichen Mitteldingen. Und die Gewohnheit dieses Gehorsams verführt viele, ihnen selbst in widergöttlichen Dingen, im Dulden falscher Lehre und schriftwideriger Union, Gehorsam zu leisten. — Da tritt die menschliche Wissenschaft, die sich fälschlich Theologie oder Gottesgelehrtheit nennt, mit dem Anspruch auf, bestimmen zu können, was Wahrheit ist, und die teuer erkauften Seelen beugen sich vor ihr und wagen es kaum mehr, gegen einen Professor ihren einfältigen Christenglauben geltend zu machen und festzuhalten. Und man hält es wohl gar für Bescheidenheit und echt christliche Demut, wenn ein „einfacher Laie“ staunend hinnimmt, was ihm die Wissenschaft an neuen Erfindungen auf dem Gebiete christlicher Lehre darbietet. Aber es ist eine falsche Demut; denn die teuer erkauften Seelen sollen von Gott gelehrt sein und wissen, was sie glauben.

So ist es auch eine Verleugnung Christi, wenn man sich an große Männer hängt. Mögen dieselben noch so begabt sein und eine noch so gesegnete Wirksamkeit haben, — erkauf hat uns nur Einer, Christus: dem gehören wir zu eigen, dem sollen wir folgen, der allein soll in unseren Gewissen herrschen.

Darum darf sich auch kein Glied der Gemeinde eine Herrschaft über die anderen anmaßen. Und niemand soll einem anderen folgen, bloß weil der sagt: so meine ichs und so mache ichs. Wer in der Gemeinde einen Rat geben will, der beweiße, daß, was er rät, dem Worte Gottes gemäß ist: dann werden alle, welche Christo angehören, nicht dem Menschen, der da rät oder redet, sondern der Stimme Christi folgen, die er hören läßt.

„Ihr seid teuer erkauf, werdet nicht der Menschen Knechte“, das gilt aber auch zu merken gegenüber der Welt und ihren sündhaften Gewohnheiten und Gebräuchen. Wie mancher Christ verleugnet seinen Herrn, weil er nicht ein Sonderling sein, nicht anders handeln will, als sie alle handeln. Christus spricht: „Ich habe euch von der Welt erwählt.“ Er hat uns mit seinem teuren Blute erlöst von unserem eitelen Wandel nach väterlicher Weise. So müssen wir auch herrschen über die Gewohnheit, als freie Kinder Gottes brechen können mit sündlichen Gebräuchen und dem Fürsten dieser Welt, der

durch die Macht der Gewohnheit Millionen wie am Gängelbande zur Hölle führt, mutig den Dienst aufkündigen können.

Wir dürfen aber endlich auch nicht unserem eigenen Geiste und Willen folgen. Christus ist ja gestorben, daß Er uns erlösete von aller Ungerechtigkeit; unser Wille aber ist voll Ungerechtigkeit, unser Herz will immer den Irrweg. Achten wir nun das Blut Christi teuer, so können wir doch der Thorheit des eigenen Herzens nicht mehr folgen, von der wir eben durch dieses Blut erlöst sind, sondern müssen um sietige Brechung unseres Willens und Erneuerung unseres Herzens bitten, wie Paul Gerhard uns beten lehrt:

„Dein Blut, das dir vergossen ward,
Ist köstlich, gut und reine;
Mein Herz hingegen böser Art
Und hart gleich einem Steine.
Ach, laß doch deines Blutes Kraft
Mein hartes Herz zwingen,
Wohl durchdringen,
Und diesen Lebenssaft
Mir deine Liebe bringen!“

So sollen wir denn keinen Herrn dulden über unser Gewissen, als den, der uns teuer erkauf hat. Wer es doch thut, macht, daß — für ihn — Christus umsonst gekreuzigt ist und verachtet sein Blut. Wer sich solche Herrschaft anmaßt, tritt ebenfalls Christi Blut mit Füßen und arbeitet an der Zerstörung der Gemeinde, die Gott durch sein eigen Blut erkauf hat.

So möge denn die gegenwärtige Passionszeit uns unsere Christenfreiheit recht zum Bewußtsein bringen und uns neuen Mut geben, sie nach allen Seiten hin zu behaupten und zu bewahren! Es gehört freilich Mut dazu. Denn während Menschenknechte überall wohl gelitten sind, da sie für fügsame und schmiegsame Menschen gelten, die in den Organismus der modernen Gesellschaft, des Pabsttums, des Staatskirchentums und des Hochkirchentums trefflich hineinpaffen, sind die Freien, die nur Christo folgen wollen, als widerrätige Leute verschrien, die „Israel verwirren“, indem sie allenthalben Rumor und Unruhe machen. Das darf sie aber nicht stören. Denn ihrem Meister wurde auch nachgesagt, Er habe das Volk erregt, und Er selbst hat gesagt, Er sei gekommen, Unfrieden zu erregen und ein Feuer anzuzünden. Gott gebe uns viele Freie in Christo, die den Mut haben, mit Christo zu leiden!

W.

Hebräer 11.

(Fortsetzung.)

D a v i d.

(Schluß.)

„Après nous le déluge“, sprechen die Gottlosen, d. h.: „Nach uns kann die Sündflut kommen, und ist uns einerlei, was geschieht, wenn wir tot sind.“ Nicht also die gläubigen Kinder Gottes. Denn ihnen liegt die Ehre Gottes und seines Reiches, ihnen liegt Leben und Seligkeit nicht bloß der Gegenwart, sondern vor allem der Zukunft am Herzen. Denn der Glaube ist eine gewisse Zuversicht „des, das man hoffet“. So war es bei David. Denn als ihm der Prophet Nathan die herrliche Weissagung von dem Heilande gab, da war für den Augenblick nichts zu sehen als Abschlag seiner Bitte, dem Herrn ein Haus bauen zu dürfen. Auch sollte er selbst die Zeit der Erfüllung nicht mehr erleben und nicht mehr sehen, was er mit vielen anderen Propheten und Königen zu sehen begehrte. Sondern: „Wenn nun deine Zeit hin ist“, sprach der Herr, „daß du mit deinen Vätern schlafen liegest, will ich deinen Samen

nach dir erwecken, der von deinem Leibe kommen soll, dem will ich sein Reich bestätigen.“ Aber gleichviel, ob sich's schon während oder erst nach seiner Zeit erfüllen sollte: Unausprechlich groß war seine Freude über die ihm gemachte Verkündigung. Im Glauben hatte er die wunderbare Weissagung vernommen, und voll Glaubens und Heiligen Geistes brach er aus in die Worte: „Wer bin ich, HErr, HErr? und was ist mein Haus, daß du mich bis hierher gebracht hast? Dazu hast du das zu wenig geachtet, HErr, HErr, sondern hast dem Hause deines Knechtes noch von fernem Zukünftigen geredet: Das ist eine Weise eines Menschen, der Gott der HErr ist“ u. f. w. Ja, ein wirklicher, wahrhaftiger Mensch sollte Er sein, denn von seinem „Leibe“ sollte er kommen, sein „Same“ sollte Er sein. Und doch dabei zugleich der wahrhaftige Gott. Da stand David vor dem gottseligen Geheimnis, in das auch die Engel zu schauen gelüftet. Und dieser Mann, Gott und Mensch in Einer Person, sollte sein Sohn und sein HErr, sein und seines Volkes und aller Welt Heiland sein. So hielt er sich an den, den er nicht sahe, als sähe er ihn, und dieser sein Glaube und seine Hoffnung war sein Trost und seine Freude in dem Hause seiner Wallfahrt.

Der dunkelste Punkt in dem Leben Davids ist bekanntlich sein schwerer Sündenfall, da er, der heilige Gottesmann, Prophet und König, ein Ehebrecher und ein Mörder wurde. Und doch leuchtet nirgends und bei keiner Gelegenheit sein Glaube so hell und so tröstlich für alle armen Sünder nach ihm, wie gerade nach diesem seinem Falle. Wenn auch nach längerer Zeit erst, so kam doch David zur Erkenntnis seiner großen Sünde. Und zu wie tiefer Erkenntnis er kam, und zu welch ernstlicher, bitterer Reue, darüber dürfen wir eigentlich kein Wort verlieren. Ist doch gerade David in seiner Buße ein Vorbild für alle Zeiten geworden, und hat doch der Heilige Geist nicht allein sie in ihm gewirkt, wie Er sie in allen bußfertigen Sündern wirkt, sondern auch die Worte seines Bekenntnisses ihm eingegeben, damit sie für alle nachkommenden Geschlechter als ein von Gott selbst vorgehaltener Bußspiegel gelten sollten.* Worauf es uns aber hier sonderlich ankommt, das ist, zu erinnern, was doch für ein Glaube in David gewesen sein muß, gegenüber der nicht rückgängig zu machenden Tatsache seines schweren Sündenfalles, ja gegenüber der beständig in seinem Herzen fortlebenden Sünde, gegenüber allen Erfahrungen und Gefühlen zu glauben, was nicht zu sehen und nicht zu fühlen war: — die Vergebung der Sünden. Wenn irgendwo, so sehen wir hier recht eigentlich, was Glaube ist.

Wie aus der Nacht der Sünden, so hat sich Davids gottgewirkter Glaube auch aus der Nacht tiefster Trübsal herausgefunden. Es war damals, als in seinem Hause, Schlag auf Schlag, das Unglück hereinbrach, welches er an seinen Kindern erlebte: Amnon und — Absalom. Wir unterlassen es, den Jammer auszumalen, der damals des Königs und des Vaters Herz durchschnitten hat. Die einfache, ruhige Erzählung der Thatfachen, wie sie uns der Heilige Geist gegeben hat und die als solche den Stempel göttlicher Eingebung an der Stirn trägt,

* Wie unverständig sind doch die heutigen Schriftgelehrten, daß sie glauben, die göttliche Eingebung der Bußpsalmen Davids damit bestreiten zu können, daß sie sagen, die seien ja doch aus dem Herzen Davids gestiegen. Als ob das ein Widerspruch wäre! Als ob nicht Gott, der doch alle wahre Buße im Herzen wirkt, auch im Stande sein könnte, die Worte der Buße und des Glaubens durch Eingebung unfehlbar zu wirken. Der Fehler der heutigen Schriftgelehrten ist aber, daß sie sich eine wörtliche Eingebung der heiligen Schrift nicht anders denken können, denn als einen rein äußerlichen, mechanischen Vorgang, bei dem der Inspirierte gedankenlos und teilnahmslos sich verhalte, wie sie andererseits wahrhaft inneres, geistliches Leben eines Menschen sich nicht anders als falsch synergetisch denken können.

sagt mehr, als alle rhetorische Ausschmückung eines menschlichen Schriftstellers es vermöchte. Hinweisen wollen wir hier nur auf die Worte, welche Davids Glauben in dieser seiner furchtbaren Lage, da er auf der Flucht vor seinem Sohne Absalom war, in einem so wunderbaren Lichte zeigt, daß auch die elendesten Menschen aller Zeiten in der unglücklichsten Lage ihres Lebens aus demselben lernen können, „durch Geduld und Trost der Schrift Hoffnung haben“! Dies sind die Worte Davids: „Werde ich Gnade finden vor dem HErrn, so wird er mich wieder holen und wird mich sie (die Bundeslade) sehen lassen und sein Haus. Spricht er aber also: Ich habe nicht Lust zu dir; siehe, hier bin ich, er machs mit mir, wie es ihm wohlgefällt“ (2 Sam. 15, 25. 26). Und — als Simei in seiner Gottlosigkeit hinter ihm herfluchte und ihn, den König, mit Steinen und Erdklößen warf, Absai aber dem Flucher den Kopf abreißen wollte —: „Ihr Kinder Zeruja, was habe ich mit euch zu schaffen? Lasset ihn fluchen; denn der HErr hat es ihm geheißsen: Fluche David.* Wer kann nun sagen: Warum thurst du also? . . . Siehe, mein Sohn, der von meinem Leibe gekommen ist, stehet mir nach meinem Leben, warum nicht auch jetzt der Sohn Simei? Lasset ihn bezähmen, daß er fluche; denn der HErr hat es ihm geheißsen. Vielleicht wird der HErr mein Elend ansehen, und mir mit Güte vergelten sein heutiges Fluchen“ (16, 10—12).

Doch wie soll das Glaube sein, wenn David sagt „Vielleicht“ und „Wenn“ — wenn aber „nicht“, da doch der Glaube eine „gewisse Zuvorsicht“ und ein „nicht Zweifeln“ ist? Die Sache ist sehr einfach und verhält sich so: Ob David für seine Person wieder in sein Königreich werde eingesetzt werden oder nicht, darüber hatte er keine Verheißung. Das war eine äußerliche und durchaus nebensächliche und untergeordnete Frage, an der ihm nicht alles lag. Die Sache stellte er Gott anheim. Damit aber fiel sein Glaube an seinen Sohn und HErrn, den Heiland, den ewigen König nicht hin und damit auch nicht sein Glaube an die Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit. Im Gegenteil: Gerade mit diesen Worten, gerade mit dem „vielleicht“ beweist David den wahren Herzensglauben, der, seines Gottes und Heilandes, seines Heils und ewiger Seligkeit in fröhlicher Hoffnung gewiß, alles andere, alles irdische Glück, alle irdische Ehre fahren läßt und in seines Gottes Hand stellt. Denn, was David sahe, war nichts als Unglück und Elend, finstere Nacht und Hoffnungslosigkeit. Aber er hielt sich an den, den er nicht sahe, als sähe er ihn, und sein Glaube erwies sich als „eine gewisse Zuvorsicht des, das man hoffet, und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet.“

Seinen Glauben hat David ferner sonderlich gezeigt, als er durch die Zählung des Volkes sich versündigt hatte.** Denn „das Herz schlug David, nachdem das Volk gezählet war. Und

* Sollte noch jemand unter unseren Lesern fragen, wie denn David sagen könne, daß das Fluchen eines gottlosen Menschen von Gott komme, so antworten wir kürzlich: Zwar ist keineswegs die Meinung, als ob Simei nicht gesündigt hätte, da doch solches aus Gottes Wort klar ist, er auch später dafür hat büßen müssen, noch auch, als ob Gott die Sünde selbst billige, gut heiße oder gar befehle. Weil aber der HErr allein Gott ist (nicht der Teufel oder böse Menschen), so steht alles, was geschieht, auch das Böse, unter göttlicher Weltregierung, und Gott läßt nichts Böses geschehen, aus dem er nicht was Gutes machen könnte und wirklich machte. Gott ordnet und regiert alles Böse, alle sündlichen Handlungen zu Seiner Ehre und zum Besten der Seinen, wie geschrieben stehet, daß „denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen“. Das hat David erkannt, und so hat er auch eines Simei gottlose Flüche aus Gottes Hand genommen und sich zur Demütigung dienen lassen. Möchten wir auch hierin seinem Beispiel folgen.

** Nicht, daß die Zählung an und für sich Sünde gewesen wäre. Denn wiederholt wird sonst von Zählungen des Volkes in der Bibel berichtet. Sünde war aber, daß sie diesmal aus Hochmut geschah und vom Teufel kam, wie selbst Joab einsah.

David sprach zum HErrn: Ich habe schwerlich geündigt, daß ich das gethan habe; und nun, HErr, nimm weg die Missethat deines Knechtes, denn ich habe sehr thörllich gethan“ (2 Sam. 24, 10). Und als der Prophet Gad im Namen und Auftrage Gottes ihm die Wahl zwischen dreierlei Plage gestellt hatte, sprach David: „Es ist mir fast angst; aber laßt uns in die Hand des HErrn fallen. Denn seine Barmherzigkeit ist groß; ich will nicht in der Menschen Hände fallen“ (Vers 14). Das war ein bußfertiger König, das war ein gläubiger König. Wo ist jetzt noch solch ein König? Ja, wo ist jetzt noch solch ein Bürger, Bauer oder Knecht?

Im Glauben ist David endlich „mit seinen Vätern“ entschlafen (1 Kön. 2, 10) und also zur ewigen Seligkeit eingegangen. Zum Beweise, daß er Glauben gehalten hat bis ans Ende, dienen sonderlich noch die Worte, die er auf seinem Sterbelager an seinen Sohn Salomo gerichtet hat: „Ich gehe hin den Weg aller Welt. So sei getrost und sei ein Mann. Und warte auf die Gut des HErrn, deines Gottes, daß du wandelst in seinen Wegen, und haltest seine Sitten, Gebote, Rechte und Zeugnisse, wie geschrieben stehet im Geseze Mose, auf daß du klug seiest in allem, das du thust, und wo du dich hinwendest“ (1 Kön. 2, 3).

Zum Schlusse dieses Abschnittes über David sei es gestattet, nur noch ein kurzes Wort über Davids Psalmen zu sagen, soweit es uns hierher zu gehören scheint.

Wir haben bereits oben in einer Anmerkung erwähnt, daß die Psalmen Davids darum, daß sie die Gedanken, Gefühle, Stimmungen seines Herzens ausdrückten, nichtsdestoweniger vom Heiligen Geiste eingegeben sind. So werden wir, umgekehrt, auch sagen müssen und betonen dürfen, daß die göttliche Inspiration oder Eingebung so wenig hindert, daß die in den Psalmen ausgesprochenen Gedanken und Worte Davids eigene Gefühle und Empfindungen aussprechen. Denn eben als solche sind sie ihm von Gott eingegeben worden. Wenn David seine Sünde erkennt und bekennt, Buße thut und glaubt, wenn David betet, singt, lobt und dankt, so ist es eben David, der dies alles thut, und nicht Gott. Denn Gott hat keine Sünde und thut nicht Buße u. s. w., sondern der Mensch.* Aber Gott ist es, der die Gedanken und Gefühle, Bekenntnisse, Gebete und Gelübde in David wirkt, und zwar nicht allein in der Weise wirkt, wie er dies bei allen bußfertigen und gläubigen Christen thut, sondern durch göttliche Eingebung in unfehlbarer Weise und also, daß jedes Wort als Gottes Wort gilt, zur Nachachtung nicht bloß, sondern auch als Gnadenmittel für alle Zeiten.

Es würde uns zu weit führen, ja schier unmöglich sein, wollten wir aus Davids Psalmen in allen einzelnen Zügen und Beziehungen Davids Glauben nachweisen. Da müßten wir ja alle einzelnen Psalmen von Anfang bis zu Ende durchgehen. Nur erinnern möchten wir hier daran, daß in Davids Psalmen die ganze christliche Heilslehre (natürlich in der Weise des alten Testaments) enthalten ist und somit der christliche Heilsglaube nach allen Seiten hin zum Ausdruck kommt, vor allem aber — und das scheint leider beim Lesen der Psalmen viel zu wenig beachtet zu werden — der um Christi, des Heilandes, willen die Rechtfertigung vor Gott und das ewige Leben ergreifende Glaube. Die das nicht sehen können — unsere heutigen Schriftgelehrten können das nicht sehen, halten David für einen Pharisäer, daß er sich immer auf seine Gerechtigkeit beruft, und unterstellen ihm andererseits, daß er ohne Hoffnung in Todesfurcht gelebt

* Etwas anderes ist es freilich, wenn David, wie so häufig in den messianischen Psalmen, in der Person des Heilandes redet. Da spricht freilich auch Gott von Seiner Sünde, betet u. s. w. Da ist es Gott als unser Stellvertreter, der Sohn Gottes, der als das Lamm Gottes der Welt Sünde trägt und unter dieser seiner, ihm zugerechneten Sünde leidet und schreit.

habe — die verstehen nichts von den Psalmen. Das aber ist der süße Kern, das Mark der Psalmen Davids: Die durch des verheißenen Heilandes Gehorsam und Leiden stellvertretend erworbene und um feinetwillen aus Gnade und Barmherzigkeit von Gott geschenkte und dem Glauben zugerechnete Gerechtigkeit, die Vergebung der Sünden und der dadurch zuwege gebrachte Eingang in das ewige Leben. Was ist es denn für eine „Gerechtigkeit Gottes“, auf welche sich David immer und immer wieder beruft, vor der er sich nicht fürchtet, sondern deren er sich getröstet? Zwar ist es, je nach dem Zusammenhange des Textes, mitunter seine gerechte Sache, die er hat gegen Saul oder andere Feinde. In den meisten Fällen aber ist es nicht die Gerechtigkeit des Gesetzes, die Gott von uns fordert, sondern die Gerechtigkeit des Evangeliums, die Gott schenkt und darreicht und dem Glauben zurechnet. O wie so kühn und zuversichtlich verläßt sich David auf diese. Ja, das ist Glaube. Die ungläubige, verkehrte Welt, die davon nichts weiß, hält das für Hochmut, pharisäischen Sinn, alttestamentlich-jüdische Weise.* Aber das ist Glaube, ein Glaube, von dem wir lernen und dem wir nachfolgen sollten. Und so auch namentlich der fröhliche Ausblick auf die auf Christi Erhöhung, nämlich seine Höllefahrt, Auferstehung, Himmelfahrt, Sitzen zur Rechten Gottes gegründete herrliche Christen Hoffnung, unsere Auferstehung, Himmelfahrt und ewiges Leben. Ja, welche unzweifelhafte Gewißheit, welche felsenfeste Hoffnung des ewigen Lebens spricht sich da aus. Alle die Einwendungen, welche unsere heutigen lutherisch-seinwollenden Schriftgelehrten gegen die gewisse Hoffnung der ewigen Seligkeit und, was dasselbe, gegen die Gewißheit der eigenen Erwählung, vorbringen, als Anfechtungen und Versuchungen aller Art, Möglichkeit des Abfalls u. dgl., zerrinnen dagegen in Nichts. David hat nicht, wie diese, an sich und sein frommes Herz, an seinen freien Willen, an seine sittliche Entscheidung, an seine Glaubensthat oder an seine Heiligung und guten Werke geglaubt und darum auch nicht um des Mangels derselben willen gezweifelt, sondern er hat an seinen Heiland geglaubt und in solchem Glauben der Vergebung der Sünden, der Gnade und Barmherzigkeit Gottes, auch der Verheißung Gottes, der Verheißung der heiligenden und im Glauben erhaltenden Gnade Gottes sich getröstet. Durch solchen Glauben ist David selig geworden. Solcher Glaube — nicht ein anderer — ist uns vorgegeben, und durch solchen — nicht einen anderen — Glauben wollen auch wir selig werden. H—r.

(Fortsetzung folgt.)

(Aus der „Missionstaube“.)

Ueber Stand und Bedürfnisse unserer Negermission

erlaubt sich die Kommission derselben, den werten Lesern durch den Unterzeichneten einen kurzen Bericht zu erstatten und zugleich zu reichlicherer Beisteuer für dieselbe herzlich bittend zu ermuntern.

Auf unserem Missionsgebiete arbeiten acht Missionare und sieben Lehrer; drei Pastoren und vier Lehrer in New Orleans, drei Pastoren und zwei Lehrer in Nord-Carolina, ein Pastor und eine Lehrerin in Meherrin, Va., und ein Pastor in Little Rock, Ark. Die Station Springfield, Ill., ist vakant und wird durch die Güte der Herren Professoren Herzer und Wessel mit Hilfe der Studenten des Predigersseminars daselbst zeitweilig versorgt. Wir haben zehn Kirchen, vier Schulhäuser, ein Pfarrhaus. Die Seelenzahl beträgt 1000, die Zahl der kommunizierenden Glieder 475, der Wochenschüler 750, der

* War häufig begegnet man heutzutage dem Irrtum, als ob die Auffassung und Stellung der Schriftgelehrten und Pharisäer zur Zeit des HErrn diejenige der alttestamentlichen Frommen gewesen sei!

Sonntagsschüler 835. Zwei Negerjünglinge studieren im praktischen Predigerseminar in Springfield, welche unsere Neger-Gemeindefchulen durchgemacht haben. Mit gewissenhaftem Fleiß verbinden sie gute Begabung, so daß sie, trotzdem sie erst Deutsch lernen mußten, jährlich ihre Klasse absolviert haben.

Unsere Missionsarbeiter hat Gott in Gnaden bei guter Gesundheit erhalten. Sie arbeiten mit treuem Fleiß und mit großer Selbstverleugnung. Gottes Segen ist auch sichtbar mit ihnen. Die Schulen sind sehr gut besucht, zum Teil überfüllt. Die Gottesdienste erfreuen sich gleicherweise eines durchschnittlich sehr guten Besuches. Immer haben die Missionare eine Anzahl Erwachsene im Unterricht, welche nach gewissenhafter Vorbereitung durch öffentliche Konfirmation in die Gemeinde aufgenommen werden. Das Gemeindeleben gewinnt mehr und mehr eine christliche Gestalt. Wandel und Werke unserer Negerchristen zeigen einen erfreulichen Unterschied von dem anstößigen Wesen der Sektener. Unsere Negerchristen werden angehalten, regelmäßige Beiträge für die Bedürfnisse ihrer Kirchen und Schulen, sowie für die Unterstützung ihrer Armen und Kranken zu geben, und sie zeigen sich willig dazu. Sie geben für ihre Armut zum Teil reichlich, sonderlich die alten Gemeinden in New Orleans, wo die Zionsgemeinde auch bereits eine namhafte Summe für den Bau einer neuen Kirche gesammelt hat. Freilich sind unsere Missionsarbeiter mancherlei traurige Erfahrungen von Rückschlägen und groben Sünden in ihren Gemeinden so wenig erspart, wie den Pastoren in unseren weißen Gemeinden. Aber trotzdem haben wir alle Ursache zum Lobe Gottes, unseres Heilandes, der unseren Missionaren so großen Segen und so herrliche Siege giebt, daß viele armen Neger sich von ihren stummen Höfen befehren zu dem Hirten und Bischof ihrer Seelen. Ja, Großes läßt der Herr in unserer Mission erfahren, daß wir billig fröhlich und dankbar sind.

Aber hier, teure Leser, müssen wir, die Glieder der Kommission, die ihr zur Leitung und Versorgung dieser geeigneten Mission erwählt habt, euch bekennen, daß in unsere Freude über das herrliche Gedeihen dieses Werkes ein tiefer Schatten der Traurigkeit fällt. In Sorgen und zum Teil ratlos sitzen wir in unsern monatlichen Versammlungen zusammen. Wir sollen euer Werk treiben und haben keine Mittel dazu. Unsere Kasse soll diesen Monat Dollar 900.00 bezahlen und es sind kaum Doll. 300.00 vorhanden. Und dieser traurige Zustand unserer Einnahme hält nun schon das ganze Jahr an. Um euch zu überzeugen, daß wir weder ohne Ursache klagen, noch mit euren uns anvertrauten Liebesgaben verschwenderisch umgehen, wollen wir euch einen kurzen Ueberblick über die Ausgaben und Einnahmen des vergangenen Jahres geben. Unsere Einnahmen betrugen von Januar bis Dezember 1893 die schöne Summe von Doll. 10,474.53, deren Größe freilich eurer Liebe in diesen „schweren Zeiten“ alle Ehre macht, denn wir wissen wohl, wie mannigfaltig ihr sonst noch für das Reich Gottes in Anspruch genommen werdet. Gott hat aber unsere Mission so reich gesegnet, daß selbst diese große Summe zur Deckung der notwendigen Auslagen nicht ganz ausreicht. Bedenket selbst, wir haben fünfzehn Missionsarbeiter, zwei Missionarwitwen, zwei Missionszöglinge auf dem Seminar zu erhalten. Das bringt unsere monatlichen Auslagen auf ungefähr Doll. 900.00, in einem Jahre also auf Doll. 10,800.00, ungerechnet die laufenden zufälligen Ausgaben, welche jeder, sonderlich ein so großer Haushalt, unvermeidlich mit sich bringt, z. B. Reparaturen an den Kirchengebäuden und dergleichen. Wir waren also schon für die laufenden Ausgaben über Doll. 300.00 im Rückstand. Von den durch die Ehrw. Synodalkonferenz im August 1892 beschlossenen Bauten haben wir nur die zwei Kapellen, in Char-

lotte für Doll. 700.00 und in Concord für Doll. 1200.00, als schlechterdings notwendig ausgeführt, und haben nun eine Schuld von Doll. 2000.00. Wir konnten nicht an die Gründung einer neuen Station in New Orleans und an den Bau der neuen Zionskirche daselbst denken, welche ebenfalls beschlossen waren. Ach, es waren vielmehr andere, schwere Gedanken, die uns ernstlich beschäftigten, nämlich ob es nicht unsere Pflicht sei, unsere Mission einzuschränken, einige Schulen zu schließen, etliche unserer Lehrer und Missionare zu entlassen. Und ach, wie leicht wäre dies geschehen! Bereits haben unsere beiden ältesten Arbeiter von weißen Gemeinden diesen Herbst Berufe erhalten. Welche Versuchung muß es für sie sein, denselben zu folgen, wenn sie erfahren müssen, daß das Gotteswerk, dem sie sich mit so freudiger Selbstverleugnung hingeben, bei ihren Mitchristen so wenig Unterstützung erfährt, daß oft ihre bescheidensten Bitten und nötigsten Bedürfnisse keine Erfüllung finden können. Gott Lob, die Brüder sind auf unsere Bitte in ihrem geeigneten Werke geblieben, nur ein Lehrer folgte dem Beruf an eine weiße Schule. Aber wie soll es in Zukunft werden? Das ist die Frage, die uns bekümmert, und auf die wir von euch, ihr lieben Leser, Antwort begehren. Wir stehen aber noch in der guten Zuberficht, daß unsere lieben Mitchristen keine Beschränkung der Mission und keine Entlassung von Missionsarbeitern fordern. Wir glauben und hoffen vielmehr, daß, wenn sie von der Notlage unserer Rasse hören, sie mit Freuden bereit sind, mit neuen, größern Liebesgaben uns zu Hilfe zu eilen. Dazu haben wir denn diese Mitteilung geschrieben. Der gnädige und barmherzige Heiland, dessen Werk unsere Mission ist, wolle denn selbst unserer dringenden Bitte in eurem Herzen eine gute Statt, eine über Bitten und Verstehen reiche Erfüllung finden lassen. Es ist noch nie in Sachen des Reiches Gottes eine Fehlbitten an unsere lutherischen Christen in unseren kirchlichen Blättern ausgegangen. Wir hoffen zuversichtlich, er wird auch diesmal die Herzen mit neuem Liebesfeuer entzünden und unser Seufzen in fröhlichen Dank über den bescherten reichen Segen verwandeln. Er walte es in Gnaden! Amen.

Im Namen und Auftrag der Kommission für Negermission
C. J. Otto Hansen.

Vermischtes.

Aus Baden

läßt die „A. C.-L. R.-Z.“ folgendes schreiben: „Seit der Karlsruher Stadtpfarrer Längin, ein an sich herzlich unbedeutender Mann, hervorragend nur durch seinen Haß gegen das positive Christentum, auf wahrhaft rohe Weise den Kampf gegen das Apostolikum begonnen, hat sich der positiven Laien der Landeskirche eine tiefe Unruhe bemächtigt. Nicht sowohl die brutalen Angriffe Längins haben dies zuwege gebracht, als vielmehr die schwer begreifliche Haltung der obersten Kirchenbehörde, die ruhig zusieht, wie ein verordneter Diener der Kirche unter dem Beifall der Sozialdemokratie und aller derer, denen das Wort vom Sohne Gottes ein Dorn im Auge ist, die Fundamente der Kirche zu zerstören versucht. Ein Laie ist's gewesen, der zuerst den Fehdehandschuh Längins aufnahm, und Laien und wieder Laien sind es gewesen, die in der trefflich redigierten „Badischen Landpost“ ihre Stimme zur Sammlung der gläubigen Elemente erhoben und zu entschiedener Abwehr aufforderten. Es ist eine nicht wegzuleugnende Thatfache, daß die positiven Laien den Angriff auf das Apostolikum tiefer und schmerzlicher empfanden, als die Mehrzahl der positiven Geistlichen. Es schien, als ob der Majorität der positiven Geistlichen der Friede in der Landeskirche, der Friede à tout prix (um jeden Preis) über alles ging. Die

evangelische Konferenz, zu der wohl alle positiven Geistlichen des Landes gehören, hat sich zwar zu einem Proteste gegen die Angriffe aufs Apostolikum geeinigt; dabei hat es aber auch sein Verwenden gehabt. Jedenfalls war die Haltung der positiven Partei auf der Generalsynode, die gerade zu einer Nachsitzung versammelt war, als die Wogen des Kampfes am höchsten gingen, keine bekenntnisfreudige, sondern allzusehr durch kühle kirchenpolitische Erwägungen bedingt. Die evangelische Konferenz birgt freilich Gegensätze theologischer wie kirchenpolitischer Art in sich. Wie kann da von einer klaren, selbstgewissen, entschiedenen Haltung die Rede sein? In ihr sitzen, scheinbar friedlich, Männer beisammen, von denen, nach preussischen Parteiverhältnissen, die einen zur positiven Union, die anderen zur Mittelpartei gehören, wozu letztere einen Stich ins Ritzkiltum hat. Das ist, im Blicke betrachtet, eine unklare Parteiposition, die dadurch nicht aufgewogen wird, daß es auf diese Weise möglich ist, mit einer sehr stattlichen Zahl positiver Geistlicher ins Feld zu ziehen. Wenn je, so ist heute die Zeit, wo im Reiche Gottes es nicht die Zahlen thun. Die beiden Flügel um jeden Preis zusammenzuhalten, möglichst wenig Anstoß nach links zu geben, das scheint manchem als das wichtigste zu gelten. Wie lange das noch gelingen wird? Unsere Zeit drängt auf klare Entscheidung. Mit dieser Haltung hängt es wohl auch zusammen, daß das positive Sonntagsblatt noch nie ein Wort über die hochgefährdete Lage unserer Landeskirche gesprochen hat. Man könnte bei ein paar liberalen Lesern der Blätter anstoßen und einige Abonnenten verlieren! Es ist unter solchen Umständen sehr dankenswert, daß das „Stuttgarter Sonntagsblatt“, das in unseren Laienkreisen mit Recht viel gelesen wird, sich ab und zu eingehender mit unseren kirchlichen Verhältnissen befaßt. Im übrigen steht zu bezweifeln, daß die positiven Geistlichen, wenn sie in jener Zurückhaltung verharren, die Sympathien der gläubigen Laienkreise je länger desto mehr verlieren und dieselben dahin drängen, Separationsgedanken Raum zu geben. Die Kirchensteuer, die in diesem Jahre zum ersten Male erhoben wird, kann zu recht unliebsamen Ueberraschungen führen. Dieselbe ist nachgerade eine absolute Notwendigkeit geworden; schon seit Jahren zehrt die Kirche vom Kirchenvermögen jährlich ungefähr 100 000 Mark auf. Das kann so nicht weiter gehen. Außerdem ist die Aufbesserung der Pfarrgehälter unbedingt notwendig, da sie den heutigen Verhältnissen schlechthin nicht mehr entsprechen. Es dürfte aber kaum ein Pfarrer sein, der den Dingen, die da kommen sollen, nicht mit Besorgnis entgegensteht. Die Haltung der obersten Kirchenbehörde, die ruhig Feuerbrände in das Haus der Kirche werfen läßt, hat die positiven Laien stußig gemacht, und ihrer viele fragen, ob sich denn lohne, für eine Kirche, die dem Unglauben gleiches Recht wie dem Glauben einräume, einen Pfennig zu geben? Man wird gut thun, mit dieser in Laienkreisen weit verbreiteten Stimmung zu rechnen. Daß die unkirchlichen, insbesondere die sozialdemokratischen Elemente die Kirchensteuer, und mag sie noch so unbedeutend sein, ablehnen, ist selbstverständlich. Der Austritt aus der Kirche ist allerdings an so viele Bedingungen geknüpft, daß anzunehmen ist, es werden, von den Sozialdemokraten in den Städten abgesehen, nicht allzu viele Austritte erfolgen. Gewonnen ist freilich damit gar nichts. Unsere Kirche gleicht einem Schiff, das in Sturm und Wellen dahinfährt. Wird es die Klippen vermeiden, die ihm drohen?

Soweit die „A. G.-L. R.-Z.“ Der Bericht schließt mit einer Frage. Wir glauben diese Frage beantworten zu können. Das Schiff der badischen Landeskirche kann und wird die Klippen nicht vermeiden, weil es längst steuerlos geworden ist. Will aber der Einsender dieses Berichtes und wer es sonst ehrlich meinen sollte, den „Separationsgedanken“ nicht Raum geben,

so hat er in vorstehendem sich selbst das Urtheil gesprochen. Denn so hat es auch bei ihm mit diesem Proteste „sein Verwenden gehabt“.

H—r.

Die sittengefährdende Sinterstapenlitteratur

findet eine sehr große Verbreitung im Volk. Fränkel giebt die Zahl der Kolportage dieser Schriften auf 43 000 an. Räuberromane, welche Helden verherrlichen, die den Reichen unter Mord und Totschlag berauben, um Armen Gutes zu thun, sowie Ehebruchsromane, welche das Laster in der schlüpfrigsten Gestalt predigen, soziale Romane, die den Klassenhaß schüren, werden begierig gelesen. Diese Schauerromane, welche die Sinne kitzeln, die Phantasie krankhaft erregen und die wildesten Leidenschaften entfesseln, ersticken allen Sinn für das Höhere und Edle und vergiften insbesondere die Herzen jugendlicher Leser. Wie viel sauer verdientes Geld opfert man diesem Moloch! Obwohl der Kolportageroman die Quelle solch namenlosen Glends ist, kann er nicht gesetzlich verfolgt werden. Eine schreckliche Bestätigung erhielten diese Anklagen neuerdings durch Verhandlungen vor der Hamburger Strafkammer gegen den 18 jährigen Mörder Bejeuhr, welcher eine scheußliche That an einem 12 jährigen Mädchen ausführte. Die Aussagen seiner früheren Kollegen und das Urtheil der Aerzte bestätigten, daß durch die Lektüre, mit welcher er Schund- und Schauerromane begierig verschlang, seine Phantasie krankhaft erhitzt und seine Begierden irreführt worden seien. Von 240 Gefangenen, die in Berlin in einer Woche eingeliefert wurden, haben 36 erklärt, daß sie durch schlechte Lektüre verdorben seien. Allen Familienvätern gilt der ernste Warnruf: Achtet auf die bunten Hefte der Schauerromane, die euch ins Haus geworfen werden! und allen Lehrern: Sucht die teure Schund- und Schandlitteratur durch gute Büchereien, sowohl Volks- als Schülerbüchereien, zu verdrängen. (A. G.-L. R.-Z.)

Nachrichten und Bemerkungen.

Was soll denn eigentlich werden? Der Tübinger Professor Kübel, der bekannte Verfasser der vor einigen Jahren anonym erschienenen Schrift: „Gedanken eines Sorgenvollen“, hat nunmehr eine andere Schrift in zweiter völlig neubearbeiteter Auflage herausgegeben: „Ueber den Unterschied zwischen der positiven und der liberalen Richtung in der modernen Theologie.“ Aus der in Luthards „Theologisches Literaturblatt“ vom 19. Januar erschienenen Rezension dieser Schrift heben wir hervor, daß der Verf. darauf verzichtet, „diejenige positive Richtung in den Kreis der Besprechung zu ziehen, welche das Heil in einfacher Rückkehr zur lutherischen Orthodoxie sucht“, weil dieselbe „auf deutschem Boden nachdrücklicherer Vertretung“ entbehre (als ob solche Rückkehr so „einfach“ wäre), daß es dem Referenten „treffend“ erschienen ist, was über die Inspiration und „das Wort im Worte“ (!) gesagt ist, vor allem aber, was derselbe für das „Wichtigste“ gehalten hat: „Was hat die Kirche angesichts des konstatierten tiefgreifenden Zwiespalts zu thun? Wird sie beiderlei Geister in sich tragen dürfen und können? Es steht dem Verf. fest, daß es weder erreichbar noch auch nur wünschenswert ist, daß die evangelische Kirche zur theologischen Schule werde, in der es keine abweichende Meinung geben darf“ (auf Abweichungen vom Worte Gottes — denn darum handelt es sich doch nur — soll es also nicht ankommen. Wenn aber dies: Welcher Mensch hat denn die Grenzen zu bestimmen?) „Er hält sie für stark genug, um bei aller Notwendigkeit treuen Festhaltens an ihrer Bekenntnisgrundlage“ (die ist ja schon aufgegeben!) „auch der Wissenschaft ihr Recht auf Freiheit zu lassen“; (das ist des Pudels Kern: die Göttin Wissenschaft soll und muß „frei“ sein, d. h. frei von der in Gottes Wort geoffenbarten Wahrheit, denn darum handelt es sich ja) „soweit es darum in den Aufstellungen der rechten und linken Seite sich um solche Differenzen handelt, die in der Eigenart des Objektes dieser Wissenschaft oder in der eigentümlichen Beschaffenheit des menschlichen Geistes an sich schon angelegt sind, gebührt ihnen gleicher Raum in der Kirche“ (können das auch Glaubensdifferenzen sein, wider die Schrift?). „Aber ist hier bloß das der Fall? Aufs ehrlichste und ernstlich ist der Verf. bemüht, alles hervorzuheben, was den schroffen Gegensatz mildern kann, und doch er kommt nicht davon los, daß von der liberalen Theologie auch, ja gerade solches angegriffen wird, was von der positiven mit Notwendigkeit als biblische Wahr-

heit, als Fundament ihres Glaubens, als die göttliche Position in ihrem System behauptet werden muß. Das aber ist der Punkt, wo das Recht des Liberalismus und die Pflicht des Konservatismus so zusammenstoßen, daß eines von beiden weichen muß. Möglichste Milde gegen jedes ernsthafte Forchten, aber „zwischen einer Glaubensanschauung, welche die Autorität des neutestamentlichen Wortes“ (wie auch Kübel thut!) „und zweifellos neutestamentliche Lehren, z. B. von der Präexistenz“ (daß der Sohn Gottes vor seiner Geburt dagewesen ist), „jungfräulichen Geburt, Auferstehung, Wiederkunft Christi u. s. w. leugnet und verlangt, daß dergleichen Ansichten auch in der Kirche vorgetragen werden dürfen, und zwischen der positiv-kirchlichen Anschauung ist ein Friede rein unmöglich, und es kann dieselbe Kirche unmöglich auf die Länge zwei Richtungen in ihrem Dienst ertragen, deren eine das für göttliche Wahrheit erklärt, was für die andere verwerflich ist? Die Fragen und Folgerungen, die aus diesem Sage sich ergeben, zieht der Verf. nicht mehr; sie bleiben dem Leser überlassen. Der wird mit Dank für die gebotene Belehrung von ihm scheiden; aber die ersten Gedanken, die er durch sein Buch in ihm erweckt hat, werden ihm noch lange in sorgenvollem Herzen nachklingen.“ Ja „nachklingen“, das wird auch wohl schließlich alles sein. Denn weil diese Halbgläubigen die Ganzungläubigen nicht aushalten wollen noch können, auch selbst von ihnen sich nicht absondern, wie es doch Gottes klares Wort verlangt, auch, wie er selbst sagt, unmöglich ist, daß sie sich auf die Dauer miteinander vertragen, so wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als daß die Ungläubigen die Halbgläubigen allmählich ganz verschlingen, wie denn am Tage ist, daß die letzteren immer dünner und dünner werden.

Das sächsische Landeskonsistorium hat in Anbetracht der gegenwärtigen Eidesnot eine öffentliche Aufforderung an seine „untergeordnete Geistlichkeit“ erlassen, in welcher als Hauptmittel gegen den Weineid die Verkündigung des Wortes Gottes in der Predigt hingestellt wird: „soviel Autorität und soviel Kraft das Wort Gottes im Volke hat, soviel gilt ihm die Heiligkeit des Eides, denn nur soviel ist aufrichtige Gottesfurcht im Volke lebendig.“ Es erinnert uns dies an jenen bekannten Ausspruch Friedrichs des Großen: „Schaff er mir Religion ins Land.“ Ist es doch das selbe Konsistorium, welches dem Worte Gottes gehorsame Pastoren maßregelte, offenbar ungläubige dagegen bis diese Stunde duldet und schützt. Auch berührt jene Erklärung eigentümlich im Beihalt der Abschaffung des Reliquien-Eides und der Einführung einer durch den Zufall „nach bestem Wissen und Gewissen“ subjektiv abschwächenden Gelöbnisformel, unter dem Vorbegeh, für gewissenhafte Leute sei ein Gelübde einem Eide gleichzuachten. Allerdings; aber wir kennen jene „gewissenhaften Leute“, denen zu Liebe jene Verleugnungsformel eingeführt wurde. Nun möge man übrigens die sächsische Landeskirche und Freikirche vergleichen und beurteilen nach dem sehr wahren Ausspruch: „soviel Autorität und soviel Kraft das Wort Gottes im Volke hat, soviel gilt ihm die Heiligkeit des Eides, denn nur soviel ist aufrichtige Gottesfurcht im Volke lebendig.“

„Pastor“ Schwalb in Bremen, der bekannte Gotteslästerer, wird demnächst sein „Ant“ niederlegen, freiwillig, wie zur Schande der dortigen Landes-„Kirche“ gesagt werden muß.

Staatskirchentum. Für den suspendierten Pfarrer Witte in Berlin, dessen sich unsere Leser wohl erinnern werden, haben etwa 4000 seiner ehemaligen Gemeindeglieder aus allen Ständen eine Bittschrift an den Kaiser eingereicht, welche mit den Worten beginnt: „Ew. Majestät nahen sich die ehrfurchtsvoll Unterzeichneten mit der allerunterthänigsten Bitte, unseren geliebten Pfarrer, Herrn Pastor Karl Witte, seiner stets so segensreichen Amtstätigkeit an der St. Goltgatha-Kirche wiedergegeben zu wollen.“ Wie es heißt, haben reiche Industrielle die frühere Seelsorge Wittes unter den Arbeitern besonders vermisst. Dieselben haben diese Eingabe auch veranlaßt und eine große Anzahl von Kaufleuten, Ärzten, Beamten, Lehrern, Handwerkern u. s. w. für ihr Vorhaben gewonnen. („M. E.-L. R.-Z.“) — Gleichviel, ob die Suspension des P. Witte berechtigt oder unberechtigt war: Jedenfalls ist es traurig, daß eine christliche Gemeinde von einem Menschen, er sei Papst oder Kaiser, ihren Pastor sich nehmen lassen kann und erst wieder erbitten muß, sogar auf die Gefahr hin, eine Fehlbite zu thun.

Jugendliche Verbrecher. Die Zahl der durch das Reichs-Straf-Gesetzbuch im Jahre verurteilten jugendlichen Personen betrug, wie der „M. E.-L. R.-Z.“ mitgeteilt wird, nach der neuesten Aufstellung über 46 000!

Neue Lehrerzeitung. Seit Ende des vorigen Jahres giebt der Leipziger Lehrerverein eine neue Zeitschrift heraus unter dem Titel: „Leipziger Lehrerzeitung, Organ des Leipziger Lehrervereins“, die sich in Gegensatz zu den beiden bisherigen Lehrer- und Schulzeitungen in Sachen stellt und deutlich verrät, was Geistes Kind sie ist. Daß die Leipziger Lehrerschaft zum großen Teil liberal ist, hat sie bei der bekannten Dittsversammlung seiner Zeit gezeigt. Diese Signatur trägt auch ihr Organ. Der Eingangssartitel „Unsere Aufgabe“ zeigt trotz sorgfältiger Verhüllung deutlich genug, daß das Blatt im Fahrwasser des

radikalen Liberalismus einherfahren wird. In Nr. 4 wird in einem Artikel aus der Feder des Redakteurs auf Grund gewisser Erscheinungen bei einer Delegiertenversammlung die Hoffnung ausgesprochen, daß der Allgemeine sächsische Lehrerverein sich dem Deutschen Lehrerverein anschließen, überhaupt ein neuer Geist in den sächsischen Lehrerverein einziehen werde. („M. E.-L. R.-Z.“)

Kirchliche Kunst. In dem neuesten Jahresbericht des „Vereins für kirchliche Kunst im Königreich Sachsen“ hat der Vorsitzende, Oberhofprediger D. Meier, folgende bemerkenswerte Worte niedergelegt: „Es ist vornehmlich eine Strömung, die unseren Bestrebungen hinderlich ist, so sehr sie auf den ersten Blick ihnen zu entsprechen scheint: man kann sich nicht genug thun, man kann nicht schön genug bauen! Wie so häufig haben auch in diesem Gebiete Gegensätze einander abgelöst. Kaum ist die Zeit des nichternsten, dürftigen Nützlichkeitsbaues überwunden, so kann schon nicht genug mehr auf reiche Gestaltung und Ausschmückung der Bauten gewendet werden. Es sind schon nicht mehr die Architekten allein, welche diesem Zuge folgen, auch Gemeinden sind angezogen; wird einmal gebaut, dann soll auch das, was vor kurzem die Nachbargemeinde zu stande gebracht hat, noch übertroffen werden. Aber so wird das Bauen teurer, oft sehr teuer, und manche andersgerichtete Gemeinde, die es recht nötig hätte, einen Bau anzugreifen, scheut davor zurück, weil sie fürchtet, in jener kostspieligen Richtung beraten und beeinflusst zu werden, oder sie möchte den billigen Entwurf eines Handwerkers vorziehen. Wir wenden auf solche Erscheinungen nicht das Wort an: Das Bessere ist der Feind des Guten. Denn der reichere Bau ist als solcher durchaus nicht besser als der einfache, auch vom Gesichtspunkte des Schönen aus betrachtet. Das eigentliche Wesen der baulichen Schönheit, namentlich bei der ersten Architektur der Kirchen und sonstigen kirchlichen Gebäuden, liegt nicht im Reichtum der Formen und nicht in Zierat, sondern in den Verhältnissen, in der Harmonie der Bauformen.“ — Das sind allerdings bemerkenswerte Worte. Es wäre nur zu wünschen, daß man von denselben auch auf eine an „Reichtum von Formen“ und „Zierat“ strotzende Kanzelberedsamkeit Anwendung machen möchte, wenn auch nicht von dem Gesichtspunkte aus, als wäre dieselbe zu teuer, so doch gemäß dem Worte der Schrift: „Nicht mit klugen Worten, auf daß nicht das Kreuz Christi zu nichte werde“ (1 Kor. 1, 17). H—r.

Die jüdische Religion wird in der Garnison Reife sehr in Schutz genommen. Die Garnison zählt ca. 5000 Mann, darunter auch viele israelitische Soldaten. Vor kurzem hat der Hauptmann der dritten Kompanie des 23. Infanterie-Regiments seinen israelitischen Soldaten erklärt, daß jedes gegen ihre Religion gerichtete Wort ihm sofort gemeldet werden soll, und daß diejenigen Soldaten streng bestraft würden, die sich eine Beleidigung der jüdischen Soldaten in diesem Sinne zu Schulden kommen ließen. Es wäre zu wünschen, daß auch die Schmähungen des Gottes der Christen, ihrer Bibel, ihrer Gottesdienste u. s. w. in dem „christlichen“ deutschen Heer strafbar erachtet würden, nicht bloß die Religion der Juden.

Die jüdische Auffassung des Eides, welche in der schlesischen Provinzialsynode von dem Synodalen Runder (vgl. Nr. 50, Sp. 1239 b. Bl.) rühmend hervorgehoben wurde, empfangt eine eigentümliche Beleuchtung durch eine Mitteilung des „Warschauer Dnevnit“. Derselbe berichtet über eine Eingabe des Rabbiners eines im Lubliner Kreise gelegenen Fleckens an die Friedensrichterversammlung dieses Kreises: Es möchte die Anordnung getroffen werden, daß Personen mosaischer Religion seitens der Untergerichte zum Schwur nur bei Anwesenheit des Rabbiners und unter strenger Beobachtung des jüdischen Rituals zugelassen werden. Der Rabbiner motivierte die Notwendigkeit dieser Maßregel damit, daß die jüdischen Zeugen sich nicht für verpflichtet hielten, die Wahrheit zu sagen auf einen Eid, der von ihnen vor Gericht ohne Mitwirkung des Rabbiners und ohne den „Kodal“ (Sefer-Thorah, Pergament-Abchrift des Pentateuch) geleistet werde; in wichtigeren Sachen halte der Rabbiner es für notwendig, den Schwur in der Synagoge leisten zu lassen, mit Erfüllung aller für solche Fälle bestehenden Gebräuche. Die zunehmende Verborgenheit seiner Gemeindegemeinden habe ihn veranlaßt, sich in diese Angelegenheit einzumengen, und er bitte daher um das Recht, diejenigen Zeugen, die sich weigern würden, seinem Verlangen gemäß den Eid in der Synagoge zu leisten, zur Verantwortung zu ziehen. Das Blatt knüpft an diese Mitteilung unter Berufung auf offizielle Quellen einen längeren Kommentar, in dem namentlich auch hervorgehoben wird, daß der niedere polnische Jude, selbst bei Einhaltung sämtlicher für die Ableistung des Eides bestehenden Gebräuche, sich für sittlich vollkommen berechtigt halte, falsch zu schwören, wenn ihm bekannt sei, daß in dem hierbei verwandten (stets handschriftlichen) „Kodal“ (Sefer-Thorah) irgend ein kleiner Schreibfehler vorkommt, oder daß durch Abnutzung irgend welche Worte des Textes defekt geworden sind, namentlich diejenigen, auf die er beim Schwören den Finger zu legen hat. („M. E.-L. R.-Z.“)

Jesuitismus in den Staatskirchen. Der Vorstand des Brandenburgischen Hauptvereins des evangelischen Bundes hatte den konservativen Reichstags-Abg. Dr. Kropatschke zu belehren unternommen,

daß die Begründung der Abstimmung gegen den Antrag Hompesch u. Gen. auf Wiederzulassung der Jesuiten, nicht bloß eine formale und opportunistische (um die religiösen Verbindungen nicht zu weiden) hätte sein dürfen, sondern durch eine das „Wesen des Jesuitenordens“ kennzeichnende zu erkennen gewesen wäre. Hierauf hat Dr. Kropatschek dem Evangelischen Bunde ganz offen erklärt, daß er jenes Unwesen, das sich, die grundlegenden Heilsthatsachen unseres christlichen Glaubens entweder leugnend oder umdeutend, auf vielen Kanzeln der Kirche und Lehrstühlen der Universitäten breit machen darf, als weitaus verderblicher für unser evangelisches Volk ansehe, als die Jesuiten. Es wird deren Einfluß überwinden, wenn es fest im evangelischen Glauben steht; ist aber dieser durch die „moderne“ evangelische Theologie untergraben und erschüttert, dann wird unser Volk nicht nur eine leichte Beute des Jesuitismus werden, sondern dem religiösen und staatlichen Untergang rettungslos entgegengehen.

„Den Sinn für Wahrheit, Gewissensfreiheit und persönliche Verantwortlichkeit“, den die Petition als „die höchsten, besten idealen Güter unseres Volkes“ bezeichnet, schätze auch ich hoch; aber ich hoffe, der Glaube an Jesum Christum, den wahrhaften, eingebornen Sohn Gottes, wird den Unterzeichnern der Petition, gleich mir, als ein höheres Gut des evangelischen Christen erscheinen. Wer ihn predigend oder lehrend antastet oder umdeutet, mag sich in freilich völliger Verkennung des Begriffes, seiner „Gewissensfreiheit“ rühmen; in dem, was der Christ „Sinn für Wahrheit“ und „persönliche Verantwortlichkeit“ nennt, steht er, meiner Ueberzeugung nach, um nichts sittlich höher da, als die von der Petition so scharf bekämpften Jesuiten.

Nun fällt es mir selbstverständlich nicht ein, mit diesem Urteil den Mitgliedern des Evangelischen Bundes zu nahe treten zu wollen. Ich zweifle nicht daran, daß ihre Mehrzahl ganz meine Ansicht teilt.

Aber meines Wissens hat der Evangelische Bund als solcher bisher niemals ein klares, unzweideutiges Zeugnis gegen diesen „Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte“, zu der für mich auch die theologischen Fakultäten gehören, abgegeben. Zu nicht selten hat der Bund in einzelnen seiner leitenden Mitglieder und Vereinen eine jener jesuitisch-verderblichen Richtung in unserer evangelischen Kirche recht nahestehende Haltung eingenommen.

Ich muß es daher als eine entschiedene Ueberhebung zurückweisen, mich von dem Evangelischen Bunde darüber befehlen zu lassen, was evangelische „Laubst und Gleichgültigkeit“, was „Mangel an Verständnis für die Bedeutung evangelischer Weltanschauung“ sei. Wer selbst so „lau“ und „gleichgültig“ gegen freßende Schäden am eigenen Leibe ist und nur fortwährend von der Wunde des anderen zu erzählen weiß, der fange mit ehlicher Selbstprüfung bei sich an und suche nicht andere von oben herab zu befehlen.“

Verlangen nach Bischöfen. Der „Freimund“ schreibt: In Paris erschien voriges Jahr eine Zeitschrift für die Chicagoer Weltausstellung, welche die mächtige Erstarkung der reformierten Kirche Frankreichs in unserem Jahrhundert darstellt. Dieselbe zählt hienach 1000 Pfarrer mit 700 000 Gemeindegliedern, welche für Kirche, Kirchenschulen, innere und äußere Mission jährlich nahezu 5 Millionen Franken (4 Millionen Mark) aufbringen. Besonders eingehend wird in der Schrift das „goldene Buch“ genannt, die Liebestätigkeit der genannten Kirche in ihren mannigfaltigen Werken geschildert. Dabei bemerkt der Verfasser (Frank-Puarg), daß dieser Liebestätigkeit an Einseitigkeit abgehe, was sie vermöge ihrer Ausübung durch einzelne geistigsalbe Persönlichkeiten an Kraft gewinne. „Entstanden und ausgeführt ohne jede bischöfliche Aufsicht zerpluttern die protestantischen Werke oft ihre Kräfte, anstatt sie zu konzentrieren und auszugleichen im Verhältnis zu den Bedürfnissen.“ Also auch dort das Verlangen nach einer kirchlichen Aufsichts-Gewalt, nach Bischöfen.

Der „Freimund“ freut sich offenbar, das Bedürfnis nach Bischöfen, für welche er so begeistert ist, auch bei den Reformierten zu entdecken.

Der Religionskongreß von Chicago beginnt seine Früchte zu zeigen. Ein Leipziger Verlagsbuchhändler, namens Alfred Jansen, hat einen „Aufruf zur Gründung eines internationalen Bundes der Religion des Geistes“ veröffentlicht. „Wir wollen“, heißt es darin, „einen internationalen Bund der Religion des Geistes begründen, ohne dogmatische Schranken. Wir anerkennen den geistigen Sinn aller heiligen Schriften, vor allem der Evangelien und der Bibel überhaupt, doch auch der heiligen Schriften der Jnder, der Perser und anderer Kulturvölker. Wir sehen göttliche Offenbarung in allen großen Werken der Literatur und Kunst. Wir wollen niemand auffordern, seine Konfession zu verlassen, denn was wir begründen, ist keine Sekte; was wir verkünden, ist die Religion des Geistes und der Wahrheit, ist das Geheimnis aller Herzen und Geister, ist das enthüllte Geheimnis aller Religionen. Unsere Gottheit ist die Sonne der Geister und das Urwesen der Wesen, das, sich selbst in alle Wesen vertheilend, aus ihnen in unbeschreiblicher

Herrlichkeit ewig hervorgeht, aufleuchtet in aller Wirklichkeit, vor allem aber im Menschen. Unsere Gottheit ist also nicht der Herr dieser Welt, der Willkürherrscher, sondern die Freiheit aller, die Gemeinschaft aller, die Liebe in allem und über allem. Dies ist die Gottheit Israels, die im Menschen wohnt und wandelt; dies das unendliche Mitgefühl, mit dem sich Buddha in die Fülle der Wesen vertheilte; dies das reine Licht des Paradieses, das den geistigen Augen Muhammeds aufging; dies das Geheimnis des inneren Himmelreichs, das die Erfüllung aller, Christus nach den Evangelien den Aposteln im Dunkeln zuflüsternde und das wir der Welt im Sonnenlichte verkünden; dies der innere Christus, der allen strahlend aufgeht.“ („Gottlob.“)

Ein rechtzeitiges Bild bot nach Bericht politischer Blätter die am 30. November vorigen Jahres erfolgte Einweihung der zweiten evangelischen Kirche in Gießen, zu welcher auch der Großherzog als Landesherren und Oberbischof der Landeskirche erschienen war. Derselbe wurde nämlich bei seiner Einfahrt in die Stadt empfangen vom — konfessionslosen — Oberbürgermeister Gnauch. Der — jüdische — Rektor Dr. Pasch stellte den akademischen Lehrkörper der Universität dem Landesherren vor. Derselbe erhielt den Schlüssel zur neuen Kirche aus der Hand des — katholischen — Provinzialdirektors v. Gagern. Im Festzuge der Teilnehmer, die als Gäste der kirchlichen Feier bewohnten, war unter anderen neben den „Evangelischen Dekanen Oberhessens und Evangelischen Geistlichen des Dekanats Gießen“ auch der Rabbiner anwesend, während sich die katholische Geistlichkeit fern gehalten zu haben scheint. Das „Volk“ bemerkt dazu: „Vorstehendes zeigt wieder, wie mißlich bezw. lächerlich es ist, wenn man bei einer rein evangelischen inneren Angelegenheit nicht das Verständnis über den Mut beißt, auch einmal unter sich bleiben zu können, ohne sich zu schämen, zumal wenn der Oberbischof bei seiner Kirche weilt“, wir aber müssen doch sagen, es ist das die natürliche Folge des Staatskirchentums, und darum nicht so verwunderlich, eine so traurige Sache das Staatskirchentum selber auch ist.

Die Religionsgesellschaft „Der Tempel“ sandte im August nach Palästina einige Abgeordnete, um bei der gegenwärtigen inneren Zerlegung dieser Sekte von der dortigen Tempelgesellschaft noch zu retten, was zu retten war. Die Reise nahm für den „Tempel“ einen sehr unbefriedigenden Ausgang. Bei den Verhandlungen in der Gemeinde zu Sarona ließen sich die dortigen ehemaligen „Templer“ auf näheren Disput nicht weiter ein, sondern erklärten kurz: „Wir wissen, was ihr wollt, und ihr wißt, was wir wollen.“ Als eine neue Versammlung nach acht Tagen angesetzt wurde, erschienen bloß noch zwölf männliche Personen. Die übrigen, d. i. zwei Drittel, waren ausgetreten. Nicht besser ging es in Haifa. Der dortige „Tempel“ ist auf sechs Familienväter zusammengeschrunken, die übrige Gemeinde trat aus. Indem der „Tempel“ aber als ursprünglicher Hauptzweck eben den hatte, in Palästina ein Reich Gottes aufzurichten, und seine dortigen Gemeinden nunmehr ein Ende gefunden haben, dürfte auch den in Europa weilenden „Templern“ klar werden, daß ihre Sache weder göttliche noch menschliche Berechtigung hat. Die „Templer“ kamen nach Palästina im Jahre 1868 aus Württemberg und gründeten 4 Kolonien „zur praktischen Verwirklichung des Reiches Gottes auf Grund der Weissagung“. Die größte war Haifa. In ihrem Blatte und in ihren Schriften leugnen sie die Gottheit Christi. Zerfallen mit ihren Führern, verlangten viele nach der evangelischen Kirche zurück und wandten sich an den Pastor in Jerusalem, nun haben sie bereits zwei kleine evangelische Gemeinden (in Haifa und Jaffa), in Haifa bauten sie auch eine kleine evangelische Kirche, die am 2. Juli v. J. eingeweiht worden ist. („Ev.-luth. Kirchenblatt.“)

Bücher-Anzeige.

Für die Passionszeit empfehlen wir:

| | |
|--|--------|
| Stöckhardt, Passionspredigten. 2 Teile, geheftet à | M 2 25 |
| —, Dasselbe, gebunden in 1 Band | M 6 — |
| Lochner, Passionsbuch. 66 Passionsbetrachtungen. Geheftet | M 1 75 |
| —, Dasselbe, gebunden | M 3 — |
| Rambach, Betrachtungen über das ganze Leiden Christi. Geh. | M 2 50 |
| Heermann, Crux Christi, d. i. die schmerz. Marterwoche Christi. M | 2 — |
| Müller, Heinr., Der leidende Jesus nach den vier Evangelisten. M | 1 10 |
| Herberger, Passionsreiger zu heil. Betracht. des Leidens Christi M | 1 — |

Quittung.

Für die Emigrantenmission: Von August Hempling M 2; von W. S. M 2.

Bremen, Februar 1894.

W. Schmidt.

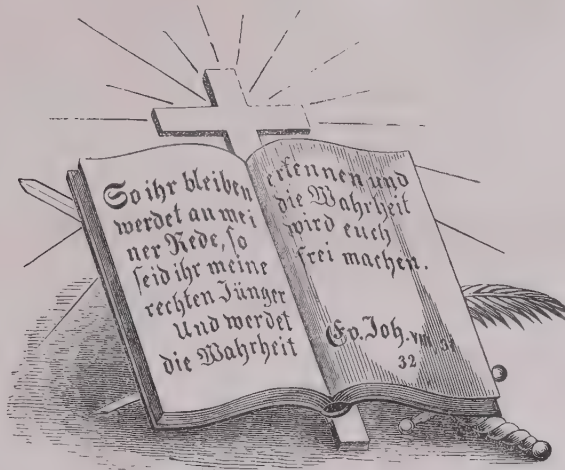
Konferenz am 13. und 14. Februar in Dresden.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

zur
Belehrung und Erbauung
für
evangelisch-lutherische
Christen.



Im Auftrag

der
Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben
von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die L. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 19. No. 5.

Zwickau in Sachsen.

25. Februar 1894.

Die Entlassung zweier Missionare aus dem Dienste der Leipziger Mission in Ostindien.

Die Gleichgültigkeit in betreff der Lehre, welche in der Leipziger Mission im Jahre 1876 besonders stark und deutlich hervortrat und seitdem im wesentlichen dieselbe geblieben ist, hat wiederum zwei Opfer gefordert. Wie das Leipziger Missionsblatt vom 15. Februar mitteilt, sind die Missionare Mäthner und Mohn mit Anfang dieses Jahres abgesetzt worden. Der Bericht des „Kollegiums der ev.-luth. Mission zu Leipzig“ sucht natürlich die beiden Missionare vollständig ins Unrecht zu setzen und die in derselben Nummer abgedruckte Predigt des Missionsdirektors v. Schwarz, welche dieser bei Eröffnung der Disputationskonferenz am 5. November in Tranquebar gehalten hat, stellt sie als Leute hin, die „noch keinen Hauch verspürt hätten vom Geiste dessen, der, ob er wohl Gottes Sohn war, seinen menschlichen Eltern unterthan blieb, auch als er längst erwachsen war“, spricht ihnen also geradezu Glauben und Christentum ab und beschuldigt sie der Pietätlosigkeit, Streitsucht und des Mangels an Mitleid mit der Not der Heiden. Wenn wir aber den Bericht mit vorurteilsfreiem Blicke prüfen, so erkennen wir, daß jene beiden Missionare abgesetzt sind, weil sie völlige Lehreinigkeit unter den Missionaren erstrebten auf dem Grunde des irrthümlichen Wortes Gottes und im Sinne des lutherischen Bekenntnisses, und in Verbindung damit eine Stellung des Missionskirchenrats zur Synode und dieser zu jenem anstrebten, welche dem Worte des Herrn Matth. 20, 25, 26 besser entspräche, als die gegenwärtig bestehende Ordnung und geübte Praxis. Diesen Bestrebungen können wir nur unsere volle Anerkennung zollen, wenn wir gleich von der Fruchtlosigkeit dieser Bestrebungen und daher von dem Ausgang, den die Sache genommen, keineswegs überrascht sind.

Es wird Sache der Missionare sein, sich gegen die ihnen

gemachten Vorwürfe zu verteidigen und darzuthun, weshalb sie im einzelnen gerade so gehandelt, geredet und geschrieben haben. Wir wollen ihnen auch darin nicht vorgreifen, sondern für jetzt unseren Lesern nur die Sache mitteilen, damit sie in ihrer Fürbitte dieser im Kampfe für die Wahrheit im fremden Lande leidenden Männer gedenken.

Der Hergang ist nach dem Bericht des Missionsblattes folgender gewesen. Missionar Mäthner hielt am 12. Februar 1892 in Tranquebar vor der Konferenz der Missionare einen Vortrag über die Inspirationslehre (abgedruckt in der „Neuen Lutherischen Kirchenzeitung“ Nr. 31–38 vom Jahre 1892) und forderte die Konferenz auf, sich zu dem „Lehrgehalte“ dieses gegen die modernen Irrlehren in betreff der Inspiration gerichteten Vortrags durch Aufstehen zu bekennen, welcher Anforderung indes nur der kleinere Teil der Konferenz nachkam; unter denen, die es ablehnten, waren solche, die mit dem Lehrinhalte im wesentlichen einverstanden waren, aber auch solche, die ihn nicht billigten, die also irgendwie der falschen Lehre ergeben gewesen sein oder doch die Verwerfung der falschen Lehre gemißbilligt haben müssen. Infolgedessen scheint sich ein Briefwechsel zwischen Missionar Mäthner und dem Missionskollegium entsponnen zu haben, in welchem ersterer über die mangelnde Einmütigkeit in der Lehre klagte, letzteres dagegen ersterem vorwarf, er nehme für „seine Sätze“ (d. h. für den „Lehrinhalt“ seines die rechte Lehre darstellenden und die falsche Lehre verwerfenden Vortrags) „eine gleiche Autorität in Anspruch, wie für die anerkannte Kirchenlehre“. Hieraus erhellt der indifferentistische, d. h. in der Lehre gleichgültige Standpunkt des Kollegiums, welcher derselbe ist, der unter den konfessionellen Theologen der Landeskirche überhaupt gilt. Denn entweder waren Mäthners Sätze richtig*, und dann waren sie

* Oder soll man die Lehre des Bekenntnisses immer nur gerade mit den Worten des Bekenntnisses, nicht auch mit eigenen Worten bekennen dürfen?

nichts weniger als ein „Sonderbekenntnis“, sondern mußten auch von den anderen Missionaren, ja von dem Kollegium selbst, mit Freuden als richtig anerkannt werden. Oder sie waren falsch, und dann mußten sie gerade von dem Kollegium ernstlich bekämpft und Missionar Rätber deshalb zur Rechenschaft gezogen werden. So aber wird Rätbers „Meinung“ geduldet, anderer abweichende „Ansichten“ aber ebenfalls nicht gemißbilligt. Da nimmt es einen nicht wunder, daß Rätber eine weitere Eingabe machte, in welcher er das Kollegium deshalb anklagte, „weil es Gottes gewisses und klares Wort für ungewiß und undeutlich erklärt habe, also den Grund unserer Glaubens- und Heilsgewißheit umstoße“, und endlich (mit Missionar Mohn) die Teilnahme an der gemeinsamen Abendmahlsfeier der Missionare mit dem Direktor am 5. November v. J. ablehnte und forderte, daß ihm zuvor von dem Kollegium befriedigende Antwort auf zwei Fragen gegeben werde, deren erste lautet:

1. „Ist die Lehre von der ‚Verbalinspiration‘, wie Schrift und Bekenntnis sie lehren und ich“ (Missionar Rätber) „sie in meinem vorjährigen Vortrage mit einer Reihe von Brüdern zu bekennen die Freude hatte, die alleinberechtigte Lehre in unserer Mission, und ist man demgemäß gewillt, alle Gegenlehre als falsche Lehre zu bekämpfen und abzutun?“

Denn wenn schon in Dingen des Lebens man seine Gabe vor dem Altar lassen und zuvor hingehen soll, sich mit dem Bruder zu versöhnen, von dem man weiß, daß er etwas wider uns hat, wie sollte man das heilige Abendmahl mit dem feiern können, mit dem man über eine der wichtigsten Lehren des Wortes Gottes in Streit geraten ist. Das Missionskollegium bezeichnet dies als eine „Verfälschung“ der Abendmahlsgemeinschaft. Es hat sich aber für die beiden Missionare offenbar zunächst nur um Suspension dieser Gemeinschaft bis zum Austrag der Sache gehandelt, zu welcher jeder Christ auch einem Missionsdirektor gegenüber das Recht hat und welche gerade ein Zeugnis eines zarten Gewissens ist. Da freilich die Frage mit Nein beantwortet wurde, konnten die Missionare die Abendmahlsgemeinschaft nicht wieder aufnehmen und wurden entlassen. Die tiefere Lehrdifferenz, die zu diesem Ausgange geführt hat, hat man nun zwar zu verschleiern gesucht, indem man die übrigen Missionare veranlaßte, — „damit ihre Stellung zur heiligen Schrift keiner irrtümlichen Auffassung ausgesetzt sei — sich zur Verbalinspiration und somit völligen Irrtumslosigkeit der Schrift, wie Schrift und Bekenntnis sie lehren“, zu „bekennen“. Aber wenn man bedenkt, daß in dieser Erklärung die so nötige Verwerfung der modernen Irrlehren fehlt, sowie daß man es als ein „Sonderbekenntnis“ bezeichnete, wenn man sich zu dem „Lehrgehalt“ von Rätbers Vortrag bekannte, welcher Lehrgehalt doch nichts anderes ist als die „Verbalinspiration“, so sieht man deutlich, daß die Missionare nicht dasselbe bekennen wollten, was Rätber bekannte. Man konnte es offenbar auch nicht, weil im Kollegium noch immer ein Mann sitzt, der die Verbalinspiration und völlige Irrtumslosigkeit nach Schrift und Bekenntnis bekämpft, nämlich D. Luthardt! Und so sind denn die beiden Missionare Opfer der Duldung falscher Lehre in der Leipziger Mission geworden!

Wohl mag es sein, daß die zweite Frage, welche sie stellten, noch für wichtiger gehalten worden und als eigentlich nächster Grund der Absetzung anzusehen ist. Denn wie in den Staatskirchen, spielt auch in der Leipziger Mission der Gehorsam gegen die Vorgesetzten eine bedeutende Rolle, wie denn im Vokationsgelübde ausdrücklich „Gehorsam gegen göttliche und menschliche Ordnung“ den Missionaren (wider Gottes Wort) aufgelegt wird. Die zweite Frage lautet:

2. „Ist das hochwürdige Kollegium gewillt, im Gehorsam gegen Matth. 20, 25. 26 den Kirchenrat statt als obrigkeitliche Behörde, die er bis jetzt war, für einen brüderlichen Rat — unbeschadet seiner Administrativ-, Exekutiv- und Disziplinargewalt — zu erklären und damit der Synode (§ 14) nicht nur ‚das Recht der Anfrage, der Äußerung von Bedenken oder ergänzender und aufklärender Bemerkungen‘, sondern auch das Recht von — dem Worte Gottes gemäßer Anerkennung oder brüderlicher Bestrafung der Thätigkeit des Missionskirchenrates zuzugestehen — oder nicht?“

Wir wissen nicht, wie gerade diese Frage sich den beiden Missionaren aufgedrängt hat, und glauben gern, daß es dem Direktor v. Schwarz, der in staatskirchlichen Anschauungen groß geworden ist, verwunderlich vorgekommen sein mag, vor eine solche Frage gestellt zu werden. Aber wenn das Matth. 20, 25. 26 enthaltene einfache und klare Verbot jeglicher Menschenherrschaft in der Kirche (also doch wohl auch in der Mission), auf welchem, wie zugegeben wird, diese Forderung der beiden Missionare ruhte, als „mißverständene Theorie über Wort und Wesen des Kirchenregiments“ abgethan wird, so zeigt sich darin wenig Respekt vor Gottes ewiger Wahrheit. Und wenn den Missionaren Bruch ihres Vokationsgelübdes vorgeworfen wird, so ist zu bedenken, daß ein wider Gottes klares Wort gegebenes Gelübde nicht binden kann.

Das Verfahren des Kollegiums gegen die beiden im wesentlichen um nichts als um die Wahrheit eifernden Missionare hat seinen tiefsten Grund darin, daß es völlig von dem Geiste beherrscht ist, der auch die deutschen Staatskirchen verderbt und zur Erfüllung ihres Berufes an unserm armen Volke untauglich macht, dem Geiste des Indifferentismus und der Abhängigkeit von Menschenansehen und -meinungen. Und das ist seit 1876 schlimmer geworden. Als damals die vier Missionare u. a. auch Scheidung des Kollegiums und der Mission von den verderbten Landeskirchen forderten, hieß es: „Was gehen euch in Indien die deutschen Landeskirchen an?“ Heute wird der Mangel der Pietät gegen die Landeskirchen den zwei Missionaren hauptsächlich vorgeworfen, und das greuliche Verderben, das in denselben herrscht und vor dem alle Nüchternen zu erheben beginnen, mit folgender Schilderung verkleistert (s. die Predigt S. 67): „Das alte Gebäu mit seinen Winkeln und Ausbauten, auch manchem morschen Balken, der sich gesenkt hat, erscheint dem Sohn, der in der weiten Welt so manchen stattlichen Neubau gesehen hat, so häßlich und so unansehnlich, daß er sich seines Vaterhauses zu schämen anfängt. Und wenn gar böse Zungen Mutter und Sohn verhehen, so tritt gar leicht Verbitterung und Unmut an die Stelle der herzlichen Liebe.“ Um „Winkel und Ausbauten“, um „einzelne morsche Balken“ handelt es sich jetzt bei den deutschen „lutherischen“ Landeskirchen wahrlich nicht, sondern um ein bald offenes, bald geheimes Umreißen des Grundes. Das sollte ein Direktor einer „ev.-luth.“ Mission doch wahrlich sehen können. Und was die „bösen Zungen“ anlangt, so ist es sowohl ein Gebot der Wahrheit als eine Pflicht der Liebe, das Verderben der abgefallenen Kirchen aufzudecken. Hätte die Leipziger Mission nicht Augen und Ohren geschlossen, so müßte sie längst los sein von diesen verderbten Kirchen. Möchte diese neue Frucht der Gleichgültigkeit endlich die zur Umkehr bewegen, die nicht in der Irrlehre schon völlig verstrickt sind!

Die beiden Missionare aber, die um des Bekenntnisses der Wahrheit willen leiden, wolle Gott stärken und erquickern, und ihnen bald zeigen, wo Er sie in seinem Weinberge wieder brauchen will!

W.

Die hohe Wichtigkeit der reinen Lehre von Kirche und Amt für den christlichen Glauben und die kirchliche Praxis.

(Fortsetzung.)

Th e s e 7.

Wie die sichtbaren Gemeinschaften, in denen Wort und Sakrament noch wesentlich ist, wegen der in denselben sich befindenden wahren unsichtbaren Kirche wahrhaft Gläubiger nach Gottes Wort den Namen **Kirche** tragen: so haben dieselben auch um der in ihnen verborgen liegenden wahren unsichtbaren Kirche willen, wenn dies auch nur zwei oder drei wären, die **Gewalt**, welche Christus seiner ganzen Kirche gegeben hat.

Die in dieser These ausgesprochene Wahrheit richtet sich vorzugsweise gegen die Schwärmer und ist ihnen gegenüber von ganz besonderer Wichtigkeit. Die geben wohl zu, daß eigentlich nur die wahrhaft gläubigen Christen Inhaber der Kirchengewalt sind, aber das wollen sie nicht zugeben, daß auch Ungläubige wirksam das Wort Gottes predigen und die Sakramente verwalten können. Es ist das aber ein ganz erschrecklicher und seelengefährlicher Irrtum. Als ob das Brot, von einem Pharisäer als Almosen gegeben, nicht satt machen könnte! Als ob die von Gott gestifteten Gnadenmittel ihre Kraft nicht in sich selbst hätten, sondern dieselbe erst durch den Glauben ihres Spenders bekämen oder durch seinen Unglauben verlören! Wann könnten wir dann des Evangeliums, der Absolution, der Taufe, des Abendmahls gewiß sein? So wäre ja unsere Seligkeit nicht auf Gott, Gottes Wort, Gottes Werk, sondern auf Menschen und deren uns unbekannten Glauben gestellt! Man sollte es kaum für möglich halten, daß es solche Schwärmer geben könnte. Und doch ist es Thatsache. War doch eben dies eine der Hauptstreitfragen zwischen den sogenannten Pietisten und ihren rechtgläubigen Gegnern. Wohl hatten jene recht darin, daß sie verlangten, es sollten nur gläubige Prediger angestellt, offenbar ungläubige dagegen abgesetzt werden. Das versteht sich. Wohl waren sie im Recht auch insofern, daß sie sagten, ein ungläubiger Prediger bereite dem Evangelium und der Seligkeit seiner Zuhörer viel Hindernisse und könne nicht in solchem Segen wirken wie ein gläubiger. Aber das war ihr Irrtum, daß sie die Wirksamkeit der Gnadenmittel von dem Glauben oder Unglauben des Predigers abhängig machen wollten. Ist doch das gerade der reformierte Irrtum von den Gnadenmitteln, der sich dabei gar noch brüstet, von dem römischen Irrtum einer Wirkung der Gnadenmittel ex opere operato entfernt zu sein. Hier gilt es aber, wie immer, vor beiden Irrtümern, dem reformierten sowohl wie dem römischen, sich gleicherweise hüten. Während der römische Irrtum darin besteht, daß man meint, die Gnadenmittel (Wort, Taufe, Abendmahl) könnten ohne Glauben des Empfängers irgendwie zum Segen wirken (auch ungläubige Getaufte seien Glieder am Leibe Christi u. s. w.), besteht der reformierte Irrtum darin, daß man meint, die Kraft der Gnadenmittel sei ohne Glauben ihres Spenders gar nicht vorhanden.

Weil wir uns hier nicht vorgenommen haben, die Wahrheit der lutherischen Lehre, wie sie in unserer These ausgesprochen ist, erst zu beweisen (man lese die Beweise in der „Stimme unserer Kirche“ selbst nach), beschränken wir uns auch hier darauf, die Wichtigkeit dieser Wahrheit hervorzuheben.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß aller Halt und alles Heil uns unter den Füßen weggleiten würde, wenn wir denken sollten, unsere Seligkeit hänge von dem Glauben oder

Unglauben dieses oder jenes Menschen ab. Wie willst du wissen, ob der Pastor oder der Mensch, der dir das Wort Gottes gesagt, dich getauft, absolviert oder dir das Abendmahl gereicht hat, wirklich gläubig gewesen oder auch nur in dem Augenblicke gläubig gewesen ist, als er dies an dir gethan hat? Gott aber sei Dank, daß unsere Seligkeit nicht auf Menschenkraft beruht, sondern auf dem Evangelium, welches „ist eine Kraft Gottes allen, die daran glauben“. Dies ist bei dieser Sache das Wichtigste. Es hängt aber der genannte seelengefährliche Irrtum der Pietisten zusammen mit falscher Betonung der „Innerlichkeit“. Auf das Herz zeigend, pflegen sie zu sagen: „Hier muß es sitzen.“ Ja, freilich muß es da sitzen („es“? was denn? der rechte Glaube natürlich, nicht irgend eine beliebige „fromme“ Gefühligkeit.) Allein wie soll „es“ dahineinkommen? Doch nur von außen und durch äußerliche Mittel. Das pflegen die Pietisten nicht oder nicht genug zu bedenken. Sie sind eben Schwarmgeister, welche, wie Luther so treffend sagt, geistlich und innerlich machen wollen, was Gott leiblich und äußerlich gemacht hat (während der Papst umgekehrt das leiblich und äußerlich macht, was Gott geistlich und innerlich gemacht hat). So sind denn die Pietisten, wie die Reformierten und Schwarmgeister überhaupt, mehr oder weniger Verächter der Gnadenmittel, des Wortes und besonders der heiligen Sakramente. Denn das sind ja nach ihrer Meinung „äußerliche“ Dinge, die zur Seligkeit nichts beitrugen können.

Wiewohl aber dieselben Schwarmgeister von dem Worte Gottes nicht eben viel halten, schätzen sie das nach ihrer Meinung „geistgesalbte“ Wort gewisser Menschen, nämlich „gläubiger“, „geisterfüllter“ Persönlichkeiten um so höher. Das soll etwas sein und gelten, nicht weil es aus Gottes Wort geschöpft ist und mit demselben übereinstimmt (danach wird wenig gefragt), sondern weil es „aus dem Herzen“, „aus dem Glauben“ kommt. Wer sieht nicht, welchen weiten Spielraum hierdurch der Teufel bekommt, durch „geistliches“ Geschwätz, wenn es nur recht „fromm“ klingt, wenn es nur recht rührselig herauskommt und womöglich mit Thränen begleitet wird und Thränen hervorzulocken vermag, unschuldige Seelen irrezuführen und in der Meinung, sie seien nun auf dem besten Wege zum Himmel, auf den Weg zur Hölle zu locken? Nicht sagen wir (das bitten wir zu bedenken), daß das Wort Gottes trocken und ohne Bewegung müsse gepredigt werden oder daß es einerlei sei, ob ein Prediger gläubig sei oder nicht, sondern das sagen wir, daß die Hauptsache ist, daß Gottes Wort gepredigt werde und nicht Menschenwort. Ja, wenn wir die Wahl haben sollten zwischen einem das Wort Gottes predigenden offenbar ungläubigen und einem sein eigen Wort „aus dem Herzen“ predigenden für gläubig gehaltenen Menschen, so wollten wir doch immer und unter allen Umständen dem Worte Gottes den Vorzug geben vor noch so fromm klingenden und scheinbar „geistgesalbt“ Geschwätz. Denn das Wort Gottes kann uns selig machen, selbst wenn es aus unreinem Munde kommt (wie z. B. das köstliche Trostwort: „Jesus nimmt die Sünder an und isset mit ihnen“, welches doch aus dem Munde der murrenden Pharisäer gekommen ist), das „aus dem Herzen“ kommende „geistliche“ Geschwätz eines noch so fromm scheinenden Menschen aber nicht.

Ein weiterer Schade aber, welcher mit diesem pietistisch-schwarmgeistigen Irrtum, daß nur wahrhaft gläubige Christen das Wort Gottes kräftig predigen könnten, zusammenhängt und aus demselben hervorgeht, ist das schändliche Nichten, welches in derartigen Kreisen so sehr im Schwange geht. Nicht sagen wir, daß überhaupt nicht gerichtet werden solle. Das sei ferne. Auch sind wir selbst dafür bekannt, daß wir ohne Unterlaß richten, und leugnen das auch nicht, ohne das alles als Sünde zu

erkennen, zu bekennen und abzuthun. Denn wir sollen und müssen ja richten. Denn es steht geschrieben: „Richtet ihr, was ich sage“ (1 Kor. 10, 15) und: „Etlicher Menschen Sünden sind offenbar, daß man sie vorhin richten kann“ (1 Tim. 5, 24). Davon ist hier nicht die Rede. Wie sprechen aber von dem unberufenen und verbotenen Herzensgericht. Merkwürdig: Der falsche Pietismus, der doch sonst, wie gesagt, so viel auf das „Innerliche“ des Herzens pocht, scheut sich nicht, das „Verborgene“ des Herzens, welches doch schließlich nur dem Herzenskündiger, Gott, bekannt ist, unberufener Weise an das Licht zu ziehen und offenbar, also äußerlich machen zu wollen. Der Zusammenhang wird aber (zum Teil) der sein: Weil man die Kraft der Gnadenmittel von der Gläubigkeit dessen abhängig macht, welcher sie verwaltet, so möchte man ja auch wissen, ja so muß man es eigentlich um der eigenen Seligkeit willen wissen, ob der Mann, den man predigen hört oder von dem man die Sakramente empfängt, selbst persönlich gläubig sei oder nicht. Findet man es, wie man wünscht, gut, so ist man zufrieden, scheint's einem aber anders, so meint man um deswillen schon ein Recht zu haben, sich von ihm und von der ganzen Kirchengemeinschaft zu trennen. Ein wie erschrecklicher Irrtum das aber ist, läßt sich gar nicht aussagen. Das ist das falsch separatistische Wesen, welches aus diesem Irrtum folgt. Wir können nicht laut genug dagegen protestieren und davor warnen, und sehen uns um so mehr dazu genötigt dies zu thun, einestheils, um den falschen Beschuldigungen entgegenzutreten, als ob wir Separierten uns aus Abneigung gegen gewisse Personen, welche wir als ungläubig im Verdachte hätten, separierten, theils aber um solche vor der Separation zu warnen und zurückzuhalten, welche keine andere Beweggründe haben, als daß sie meinen, ihr Pastor sei, wenn er auch sonst das Wort Gottes predige, in seinem Herzen nicht recht gläubig. Es sind Schwärmergeister und Schismatiker, welche deshalb und nur deshalb von einer Kirchengemeinschaft sich trennen, weil nach ihrer Meinung dieser oder jener Pastor oder gar alle „studierten“ Pastoren nicht recht von Herzen gläubig seien.

Weiter hängt mit diesem Irrtum auch der zusammen, daß man, anstatt die Rechtgläubigkeit einer Kirchengemeinschaft in der reinen Predigt des Wortes Gottes und der rechten Verwaltung der Sakramente zu sehen, dieselbe von der (verborgenen) Gläubigkeit ihrer Glieder abhängig macht. So giebt es Leute, welche eine Gemeinde der Reinen herstellen wollen und herstellen zu können sich einbilden und alle die Gemeinden, in welchen noch Sünder erfunden werden, gar nicht mehr für christliche Gemeinden anerkennen wollen. Doch davon haben wir schon unter der vorigen These gesprochen. Hier haben wir es mit dem daraus folgenden Irrtum zu thun, daß man einem aus Christen und Anchristen gemischten Haufen wie den Namen, so auch die Gewalt der „Kirche“ abspricht, als könne in einem solchen Haufen niemand selig werden. Und doch sind mehr oder weniger alle sichtbaren Kirchenkörper, wie wir gesehen haben, solche gemischte Haufen.

Wie sich aber das reimt, daß, wie wir oben gesehen haben, eigentlich und für ihre Person nur die wahrhaft gläubigen Christen Inhaber der Kirchengewalt sind und doch, wie wir jetzt betonen, auch Ungläubige dieselbe brauchen und üben können, sagt unsere These klar, nämlich daß, „wie die sichtbaren Gemeinschaften, in denen Wort und Sakrament noch wesentlich ist, wegen der in denselben sich befindenden wahren unsichtbaren Kirche wahrhaft Gläubiger nach Gottes Wort den Namen **Kirche** tragen, „dieselben auch um der in ihnen verborgen liegenden wahren unsichtbaren Kirche willen, wenn dies auch nur zwei oder drei wären, die **Gewalt**“ haben, „welche Christus seiner ganzen Kirche gegeben hat“. Denn das wollen wir ja nicht vergessen, daß nicht,

wie die Romanisierenden sagen, die Kirche „als Anstalt“ die Schlüssel und alle Kirchengewalt habe (die Kirche selbst ist überhaupt nicht eine Anstalt, wenn sie auch Anstalten macht und treibt), sondern die Kirche, weil und sofern sie eigentlich nur aus wahrhaft gläubigen Christen besteht, als denen alle Kirchengewalt eigentlich gehört. Es ist eben, wie es in unserem lutherischen Bekenntnisse heißt: „Und wir bekennen doch auch, daß, so lange dieses Leben auf Erden währet, viel Heuchler und Böse in der Kirchen seien, unter den rechten Christen, welche auch Glieder sind der Kirchen, sofern äußerliche Zeichen betrifft. Denn sie haben Aemter in der Kirchen, predigen, reichen Sakrament und tragen den Titel und Namen der Christen. Und die Sakramente, Taufe u. s. w. sind darum nicht ohne Wirkung oder Kraft, daß sie durch Unwürdige oder Gottlose gereicht werden, denn um des Berufs willen der Kirchen sind solche da nicht für ihre eigen Person, sondern als Christus, wie Christus zeugt: ‚Wer euch höret, der höret mich.‘ Also ist auch Judas zu predigen gesendet. Wenn nun gleich Gottlose predigen und die Sakramente reichen, so reichen sie dieselbigen an Christus Statt. Und das lehret uns das Wort Christi, daß wir in solchem Fall die Unwürdigkeit der Diener uns nicht sollen irren lassen“ (Apologie. M. S. 158).

So haben wir also nicht nötig, über den Herzenszustand eines Pastors zu richten, ja, das dürfen wir gar nicht. Den befehlen wir Gott (es sei denn, daß der Diener der Kirche als ungläubig oder als ein Irrlehrer offenbar werde; das ist eine andere Sache). Unsere Seligkeit ist fester gegründet als auf eines Menschen Gläubigkeit oder Ungläubigkeit. Auch verdammen wir nicht ganze Kirchen um deswillen, daß noch Sünde oder falsche Lehre in ihnen erfunden wird. Wohlgerne: Nun und nimmer können wir Kirchengemeinschaften, in welchen falsche Lehre im Schwange geht und gebuldet, ja geschützt und verbreitet wird, für rechtgläubige Kirchengemeinschaften erkennen. Aber, wenn nur in denselben Gottes Wort und Sakrament noch wesentlich vorhanden ist, wie es in unserer These heißt, d. h. wenn Gottes Wort und Sakrament nicht ganz und gar verleugnet wird (wie bei den Juden, Türken, Heiden, Freimaurern, Nichtfreunden, Protestantenvereinigern, Unitariern), so glauben wir, daß dieselben Haufen auch noch „Kirchen“ genannt werden dürfen, weil um der noch wesentlich vorhandenen Gnadenmittel willen, um deswillen, weil Gottes Wort nicht leer zurückkommen soll, auch in solchen Haufen noch wahrhaft gläubige Christen und Kinder Gottes vorhanden sind, und wenn ihrer noch so wenige wären, und daß dieselben Haufen eben um der in ihnen noch vorhandenen Kirche willen wie den Namen, so auch die Gewalt der Kirche haben. Papistisch ist es, nicht christlich und nicht lutherisch, ganze Gemeinden, ganze Kirchen zu verdammen und allen ihren einzelnen Gliedern die Seligkeit abzusprechen. Wohl sagen auch wir (wie wir noch weiter sehen werden), daß wir um unser Seligkeit willen aus den falschgläubigen, vom Worte Gottes im großen und ganzen abgefallenen Kirchen ausgegangen sind. Denn wir hätten nicht selig werden können, wenn wir wider besseres Wissen und Gewissen gegen Gottes klares Wort in denselben geblieben wären, und könnten nicht selig werden, wenn wir wieder wollten dahin zurückgehen. Aber es giebt einfältige Leute (und zu denen gehören in dieser Beziehung auch etwa Gelehrte), welche die Sünde, in einer solchen Kirche zu bleiben nicht erkennen, gleich den 200 Leuten, welche mit Absalom gingen und wußten nichts um die Sache. Die verdammen wir nicht und die Kirchengewalt sprechen wir ihnen auch nicht ab, denn die haben alle wahren gläubigen Christen und um ihretwillen auch diejenigen, welche sie in ihrem Namen und Auftrage verwalten.

Es wird hiernach einigermaßen klar sein, wie wichtig für den christlichen Glauben und die kirchliche Praxis auch diese These ist, gegenüber allerlei pietistischer Schwärmerei und Herzensrichterei, davor Gott in Gnaden uns und unsere Kirche bewahren wolle.

H—r.

(Fortsetzung folgt.)

Leitende Sätze zu einer Besprechung über den Spiritismus.*

Wie haben schriftgläubige Lutheraner über den Spiritismus zu urteilen und den Spiritisten gegenüber sich zu verhalten?

1.

Da der Spiritismus es nicht nur mit irdischen, zeitlichen Dingen zu thun hat, sondern das Jenseits, den Zustand nach dem Tode betreffende Offenbarungen geben und dadurch die Menschen bekehren will, so haben schriftgläubige Lutheraner die Pflicht, die Lehren und das Treiben der Spiritisten nach Gottes Wort zu prüfen.

Psaln 119, 105. Joh. 5, 39; 8, 31. 32. Apostelgesch. 17, 11. 5 Mos. 4, 2. Offenb. 22, 18. 19.

2.

Die Spiritisten behaupten, von Geistern verstorbener Menschen durch Vermittlung von besonders dazu befähigten und geschulten Personen, meist weiblichen Geschlechts, — sogenannten Medien — Offenbarungen über das Jenseits zu erhalten, wodurch sie besonders die Ungläubigen in Staunen setzen, weil diese nach Weise der Sadduzäer das Vorhandensein von Geistern überhaupt leugnen.

Apostelgesch. 23, 8.

3.

Die heilige Schrift lehrt klar und deutlich, daß es Geister giebt, nämlich die guten heiligen Engel^{a)} und die bösen von Gott abgefallenen Engel, d. i. die Teufel, von welchen sie sagt, daß sie in der Finsternis der Welt herrschen^{b)}; sie lehrt auch, daß sowohl Engel als Teufel sich mit den auf Erden lebenden Menschen zu schaffen machen und auf sie Einfluß haben^{c)}.

a. Ebr. 1, 12. b. Ephes. 6, 12.

c. Luf. 16, 22. 1 Petr. 5, 8. Joh. 13, 2.

4.

Die heilige Schrift lehrt ferner, daß zwar die Seelen der Menschen nach dem Tode fortleben^{a)}, daß aber die Seelen der Gottlosen in einem Gefängnis sind, aus dem sie nicht herauskönnen^{b)}, die Seelen der Frommen, d. i. der im Glauben an Christum Abgeschiedenen, dagegen bei Christo und im Frieden sind, worin sie niemand stören kann^{c)}. Auch sagt sie bestimmt, daß ein Verkehr derselben mit den noch Lebenden nicht stattfinden und keinen Zweck habe, am allerwenigsten, wenn er statthätte, den Zweck erreichen würde, daß dadurch ein Ungläubiger bekehrt würde^{d)}. Wer dennoch einen solchen Verkehr behauptet, straft die Schrift Lügen, welche doch nichts denn Wahrheit ist^{e)}.

* Da sich in neuerer Zeit der Spiritismus in Planitz wieder sehr breit machte, fand auf Beschluß der St. Johannisgemeinde daselbst am Abend des Sonntags 18. Juni eine Versammlung statt, in welcher die nachstehenden Sätze vor einer großen Zuhörerschaft und unter Beteiligung mehrerer stimmberechtigter Gemeindeglieder von dem Unterzeichneten erläutert wurden. Da auch anderwärts diese Schwärmerei der letzten Tage aufsteigt, glauben wir mit Abdruck der Sätze manchem Leser einen Dienst zu thun.

W.

- a. Pred. 12, 7. b. 1 Petr. 3, 18. 19. Luf. 16, 23—28.
c. Phil. 1, 23. Luf. 16, 25. Offenb. 14, 13. Luf. 23, 43.
(Weisheit 3, 1.) Jes. 57, 1. 2.
d. Luf. 16, 29—31. Jes. 63, 16. e. Psalm 119, 160.

5.

Da es jedoch nicht gezeugnet werden kann, daß — neben mancherlei offenbaren Betrügereien der sogenannten Medien und ihrer Helfershelfer — doch bei den Spiritisten außergewöhnliche Dinge vorgehen, die weder aus Betrug noch aus natürlichen Ursachen erklärt werden können, so muß man nach der Schrift schließen, daß die Teufel hierin ihr Wesen treiben, um die Menschen zu betrügen und zu verführen.

6.

Ebensohalber rechnet auch die Schrift das Fragen der Toten unter die Zauberei und verbietet es allen Menschen als einen Greuel, d. i. als etwas, wovor Gott Abscheu hat, daher ein gläubiger Christ sich mit solchen Sachen durchaus nicht befassen, dergleichen Versammlungen auch nicht besuchen darf. Der Besuch solcher Versammlungen darf auch damit nicht entschuldigt werden, daß man die Sache kennen lernen müsse; denn wir wissen aus der Schrift, was wir davon zu halten haben.

5 Mos. 18, 10—12. Jes. 8, 19. 20.

7.

Der teuflische Ursprung des Spiritismus wird bestätigt,

1. durch die Geschichte der Heze zu Endor (1 Sam. 28);
2. dadurch, daß gute Geister (Engel) nun und nimmermehr thun würden, was Gott in seinem Worte ausdrücklich verbietet;

Psaln 103, 20. 21.

3. dadurch, daß es vielfach gerade ganz ungläubige Leute, welche von Jesu, dem Sohne Gottes, dem Heilande der Sünder, und überhaupt von der Bibel nichts wissen wollen, sind, die diese Dinge treiben;
4. dadurch, daß die Geister unfehlbar sein und sich weder verantworten wollen, noch nach der Schrift gerichtet werden mögen.

Matth. 10, 19. 20. 1 Petr. 3, 15. 1 Kor. 14, 29. 1 Theff. 5, 21.

8.

Dieser Annahme widerspricht nicht der Umstand, daß die Geister Bibelsprüche im Munde führen, vor Lastern warnen, zum Kirchengehen raten und wohl gar rechte Prediger loben. Denn das alles kann der Teufel auch, wie die Schrift bezeugt. Uebrigens aber können die Geister wohl Gesetz und Tugend predigen, nicht aber Evangelium und die Gerechtigkeit des Glaubens.

Matth. 4, 6. Apostelgesch. 16, 16—18. 2 Kor. 11, 14.

9.

Auch die Wunder, welche dabei geschehen, sind kein Beweis für die Heiligkeit der Sache; denn es giebt auch teuflische Wunder^{a)}, und sind solche besonders für die letzte Zeit als eine Strafe für diejenigen vorausgesagt, welche der Wahrheit nicht gehorchen^{b)}.

a. 2 Mos. 7, 11—13. Apostelgesch. 13, 8. 2 Tim. 3, 8.

b. 2 Theff. 2, 9—12. 1 Tim. 4, 1. Matth. 24, 24.

10.

Ebensowenig können die angeblichen Befehreungen durch den Spiritismus als Beweis dafür gelten, daß die Sache recht und gut sei. Denn erstlich muß angesichts der ausdrücklichen Versicherung Abrahams an den reichen Mann es entschieden bezweifelt werden, daß solche Befehreungen vorkommen. Und sodann ist zu bedenken, daß mancher, der durch Geister etwa vom groben

Unglauben oder groben fleischlichen Laster abgebracht wird, dann in die viel gefährlichere, weil heimlichere Sünde der Zauberei und des Hochmuts fällt, es also ärger mit ihm wird, als vorher.

Luf. 11, 24—26.

11.

Die geistlichen Gaben, welche den Gläubigen der apostolischen Zeit mitgeteilt wurden zur Bestätigung des Evangeliums a), haben mit dem spiritistischen Treiben so wenig gemein wie der Tag mit der Nacht; viel eher kann dies Treiben mit dem verglichen werden, was Simon der Zauberer thun wollte b).

- a. 1 Kor. 12. Matf. 16, 17 ff. Apostelgesch. 2, 17 f.
b. Apostelgesch. 8, 18—23.

12.

Die Gabe, Geister zu unterscheiden a), die Ermahnung, die Geister zu prüfen b), sowie alles, was von Geistern, die lehren c), in der Offenbarung gesagt wird, bezieht sich nicht auf erscheinende Geister, sondern auf Lehrer oder Prediger d), also auf lebende Menschen.

- a. 1 Kor. 12, 10. b. 1 Joh. 4, 1.
c. Offenb. 16, 13. 14. d. Sach. 13, 2.

13.

Was uns die Spiritisten offenbaren wollen, hat uns Gott aus großer Weisheit verschwiegen a); selbst Paulus, der doch in den dritten Himmel entzückt war und dort unaussprechliche Worte hörte b), erzählt davon nichts weiter. Darum ist es Vorwitz und Vermessenheit, solches erforschen zu wollen. Wir sollen statt dessen vielmehr die reine Predigt des göttlichen Wortes hören und fleißig in der Schrift forschen, welche alles enthält, was wir zur Erlangung der Seligkeit nötig haben c).

- a. 1 Kor. 2, 9. b. 2 Kor. 12, 1—4.
c. 1 Kor. 13, 9—12. 2 Tim. 3, 15—17.

14.

Wie wir die Offenbarungen der Spiritisten nicht brauchen, so soll uns ihre Betrügerei und Zauberei, sowie die Unauferbarkeit der Geister, mit denen sie umgehen, einen Abscheu erwecken; wer mit ihnen Gemeinschaft hat, wird des Schanden haben an seiner leiblichen Gesundheit, am Familienglück, am Seelenfrieden, und endlich mit den bösen Geistern zur Hölle fahren.

Matth. 10, 1.

Vermischtes.

Der Dokortitel.

Der General=Superintendent in den Herzogtümern Bremen und Verden sowie für das Land Hadeln und Konsistorialrat beim Konsistorium Stade, Steinweg, früher Pastor in Celle, ist von der theologischen Fakultät der Georgs-August-Universität zu Göttingen mit der Würde eines theologischen Doktors beehrt worden. Seinem Bruder, Superintendent in Göttingen, einem gleichfalls gelehrten und namentlich im Katechismus bewanderten Theologen, ist diese Würde bereits vor einigen Jahren erteilt worden. Ob die Herren die Doktortitel aus den Händen der Göttinger so unbedenklich hingenommen haben? Vor etwa 40 Jahren trug dieselbe Fakultät einem treuen Lutheraner die theologische Doktortitel an; derselbe lehnte sie aber ab. Es war der selige C. F. W. Walther in St. Louis, an welchen Dr. J. G. Reiche, Konsistorialrat und Professor der Theologie zu Göttingen, d. Z. Defan der theologischen Fakultät, unter dem 5. Juni 1855 folgendes Schreiben richtete: „Ihre erfolgreichen Bestrebungen — haben auch bei uns, Ihren Göttinger Kollegen, lebhafteste Teilnahme erweckt und auch in weiteren Kreisen eine verdiente Anerkennung ge-

funden. Namentlich hat Ihre Schrift über Kirche und Amt* durch die offene, klare, männliche Darstellung des Gegenstandes, welcher auch in der Lutherischen Kirche Deutschlands eifrig behandelt wird, großes Interesse erregt. Es würde mir und, wie ich versichern darf, meinen sämtlichen Herren Kollegen eine angenehme Befriedigung gewähren, Ew. Hochwürden bei der bevorstehenden Feier des Augsburgerischen Religionsfriedens von seiten unserer Göttinger theologischen Fakultät zum Doctor theologiae honoris causa zu ernennen. Jedoch wünschten wir zuvor von Ihnen selbst die Zusicherung zu erhalten, ob eine solche öffentliche Anerkennung von seiten unserer Göttinger theologischen Fakultät Ihnen auch bei Ihren dortigen, uns nicht völlig bekannten Verhältnissen in jeder Rücksicht erwünscht wäre und ob Sie nicht vielleicht schon sich für die Annahme der Doktortitel, welche eine andere Fakultät Ihnen zugedacht hat, entschieden haben. Ew. Hochwürden würden mich und meine Kollegen sehr verpflichten, wenn Sie mich darüber mit einer gefälligen Antwort baldmöglichst beehren wollten.“ Walther wandte sich an die Distriktsvorstehenden um Rat. Er schreibt u. a.: „Zwei Gründe sprechen in meiner Seele stark für die Ablehnung. Erstlich, daß ich mir wie ein gekrönter Esel vorkommen würde, nähme ich die Würde an.“ Als zweiten Grund führt er die Lehrstellung der Göttinger Fakultät an. Das Resultat war, daß Walther die ihm zugedachte Würde ausschlug. Als 23 Jahre später auf Wunsch der ganzen Synode deren Fakultät in Columbus Walther das Doktordiplom sandte, glaubte er nicht abschlagen zu sollen, vornehmlich „weil nicht nur der Lehrstand, sondern eine ganze rechtgläubige Synode** ihm diese Würde verliehen habe.“ Die Lehrstellung der Göttinger Fakultät ist seitdem wahrlich nicht besser geworden. Noch jüngst auf der Landessynode haben zwei Glieder derselben, Häring und Wiesinger, durch ihre Aussprache betr. den Gebrauch des apostolischen Glaubensbekenntnisses treuen Lutheranern Mergernis gegeben. Und der „Abt von Bursfelde“, Hermann Schulz, der freilich auf der Landessynode nicht zu Worte gekommen ist, steht womöglich noch weiter nach links als Häring, der angeblich den rechten Flügel der Ritschl'schen Schule repräsentiert! Mußte nicht ein treuer Lutheraner Bedenken tragen, die theologische Doktortitel aus den Händen solcher falschen Lehrer zu empfangen? Oder sind dem Herrn Generalsuperintendenten solche Bedenken gar nicht gekommen, wie sie seinem Bruder, der ja die theologische Fakultät und den Geist, in dem sie ihre Arbeit treibt, aus nächster Nähe kennt, wohl am Ende auch nicht gekommen sein mögen? Wir richten die Gewissen nicht. Aber wir möchten doch dem Verhalten dieser Herren dasjenige Walthers entgegenhalten. Was sollen übrigens die Einfältigen davon denken, wenn in der Landessynode die theologische Fakultät in Göttingen und die von ihr ausgehenden falschen Lehren als solche gekennzeichnet und verworfen werden und hernach doch die Häupter der Lutheraner sich von derselben theologischen Fakultät Ehrungen gefallen lassen. Und wir rechnen uns hier auch zu den Einfältigen, die dergleichen nicht reimen können. („N. L. R.-Z.“)

Aus Württemberg.

Folgende mit 11 544 Unterschriften versehene „Laienpetition“ ist an den König von Württemberg als „Oberbischof“ der dortigen Landeskirche abgegangen:

* Kürzlich in vierter Auflage und trefflicher Ausstattung herausgegeben im Verlag des Schriftenvereins der sep. evang.-luth. Gemeinden in Württemberg i. S. 1894.

** Es war dies vor Ausbruch des Lehrstreites über die Gnadenwahl, in welchem leider dieselbe Synode, selbst von der Wahrheit abweichend, ihren kaum freierten Doktor der Theologie der Irreligiosität zieleh, obgleich er dieselbe Lehre schon vorher gelehrt hatte. D. Red. d. Zeit.

„Er. Majestät dem König von Württemberg. Eurer Königlichen Majestät wage die ehrfurchtsvoll Unterzeichneten die unterthänigste Bitte vorzutragen, Allerhöchstdieselben möchten als oberster Bischof der württembergischen evangelischen Landeskirche gnädigst geruhen, einem großen Notstand dieser Kirche Abhilfe zu schaffen. Es ist eine leidige, aber in den weitesten Kreisen anerkannte Thatsache, daß die neuere theologische Wissenschaft in vielen ihrer Vertreter immer mehr eine von dem Glaubensgrund unserer Kirche abweichende Haltung angenommen hat. Die Wahrheiten von der ewigen Gottessohnschaft Jesu, von seinem stellvertretenden Opfertod, seiner Auferstehung und Himmelfahrt, sowie seiner künftigen Wiederkunft werden von vielen akademischen Lehrern entweder geradezu geleugnet, oder durch Umdeutungen ihres biblischen Inhalts beraubt. Die heilige Schrift, welche nach der Lehre unserer Kirche als Gotteswort unbedingte Autorität in Sachen des Glaubens ist, wird mehr und mehr als bloßes Menschenwort angesehen, dem gegenüber der heutige Theologe eine kritische Stellung einnehmen dürfe, ja müsse. Dieser Standpunkt ist z. B. im vorigen Jahre in der Antrittsrede eines neu berufenen Mitglieds der theologischen Fakultät in Tübingen mit besonderer Schärfe zum Ausdruck gekommen. So hat sich ein höchst bedauerlicher Zwiespalt zwischen der in der theologischen Wissenschaft herrschenden Richtung und der gläubigen Gemeinde entwickelt, und es sind hieraus für unser ganzes kirchliches Leben die weittragendsten, betrübendsten Folgen entstanden. Alle Diener der Kirche müssen die Schule auf der Universität durchmachen, wo sie leider zu wenig in die Wahrheit, auf deren Verkündigung die gläubige Gemeinde ein Recht hat, eingeführt, ja ihr oft genug entfremdet werden. Nicht bloß solche Studierende, denen von Haus aus ein tieferer Glaubensgrund fehlt, sondern auch solche, welche vom Elternhaus eine gläubige Herzensstellung mitgebracht, nehmen die irrigen Meinungen dieser neuen Theologie als Wahrheit an oder werden doch in ihrem tiefsten Glaubensgrunde erschüttert, so daß sie hernach als Diener der Kirche die Bedürfnisse der Gemeinden unmöglich befriedigen können. Die einen geben sich dann Mühe, in ihren Predigten ihre theologische Ueberzeugung zu verbergen; andere bekämpfen den Glauben der Gemeindeglieder in einer Weise, daß großer Anstoß die Folge ist, und viele schweben lange Zeit in den schwersten Gewissensnöten. Man muß zugeben, daß in dem vom entlassenen Pfarrer Schrempf gegen die kirchlichen Zustände der Gegenwart erhobenen Vorwurf, daß er abgesetzt worden sei, weil er das, was er in Tübingen von seinen Lehrern gehört, auch vor der Gemeinde gelehrt habe, ein ziemliches Stück Wahrheit enthalten ist. Mehrere gläubige Väter haben um der in Tübingen herrschenden Zustände willen ihre Söhne auf auswärtigen Universitäten studieren lassen; aber zu diesem Auskunftsmitel kann und mag nicht jeder greifen.* Die ehrfurchtsvoll Unterzeichneten sind sich bewußt, daß dem erwähnten Uebelstande nicht auf einmal abgeholfen werden kann, auch sind sie weit entfernt, Maßregeln gegen einzelne Personen in Anregung bringen zu wollen**; doch dürfte ihnen zunächst die unterthänigste Bitte gestattet sein, Eure Königliche Majestät wollen Allergnädigst Anordnung treffen, daß in der evangelischen theologischen Fakultät in Tübingen eine solche Professur errichtet und mit einem entschiedenen auf dem Boden der heiligen Schrift stehenden Manne besetzt werde.*** Es ist ohnehin schon oft in den weitesten Kreisen des Landes als ein eigenartiges Verhältnis bezeichnet worden, daß in der katholischen theologischen Fakultät sechs Professuren und in der evangelischen nur fünf bestehen, während doch die Zahl der Katholiken drei Fünftel der Bevölkerung des Landes ausmacht. Ferner könnte dem thatschlichen Uebelstande, daß das theologische Studium in Tübingen vielfach in einseitig wissenschaftlicher Weise ohne genügende Beziehung auf die praktische Thätigkeit der Theologen an der Gemeinde getrieben wird, wohl mit Erfolg entgegengewirkt werden, wenn in unserem Lande nach dem Muster anderer evangelischer Landeskirchen ein von der Universität unabhängiges theologisches Predigerseminar errichtet würde, in welchem die künftigen Diener der Kirche etwa ein Jahr neben der Fortsetzung ihrer wissenschaftlichen Studien der Vorbereitung auf das praktische Amt sich widmen würden.† Wir flehen den himmlischen Herrn unserer Kirche an, daß er Eure Königliche Majestät die rechte Abhilfe finden lasse, damit das große Unheil, welches unserer Landeskirche droht, abgewendet werde. Würde

die Ausbildung der jungen Studenten der Theologie auch künftig in der bisherigen Weise einseitig durch die moderne Theologie beeinflusst, so fürchten wir gar sehr, daß viele ernste Gemeindeglieder sich von der Landeskirche ab-, und den Sekten oder gar der römisch-katholischen Kirche zuwenden würden, ja daß es nach wenigen Jahren um den einheitlichen Bestand unserer teuren Landeskirche geschehen sein könnte. Möge Gott in Gnaden durch die weise Regierung Eurer Königlichen Majestät dies verhüten und unsere evangelische Landeskirche auch ferner für unser Volk zum Segen sein lassen! In tiefster Ehrfurcht verharren Eurer Königlichen Majestät allerunterthänigste . . .“ —

Wollte Gott, es wäre um den einheitlichen Bestand der durch und durch verrotteten Landeskirche je eher je lieber geschehen. Das wird nun freilich so leicht nicht eintreten. Und das wissen ihre Leiter sehr wohl. So wird man denn dort diese „Petition“, so gut sie immer gemeint sein mag, nicht so sehr ernst nehmen. Der große Haufe der Petenten wird sich schon beruhigen lassen, zumal er ja von vornherein mit der denkbar größten Schüchternheit auftritt. Den guten Leuten, mit welchen wir das innigste Mitleid haben, fehlt es offenbar trotz dieser immerhin erfreulichen Regung an dem vollen und klaren Bewußtsein von den Rechten und Pflichten ihres geistlichen Königtums und Priestertums. Auffallend ist uns aber, daß die Lutherische Kirchenzeitung und dergleichen Blätter, welche sonst den sogenannten „Saen“ das Recht absprechen möchten, ja die Petenten selbst in ihrer großen Schüchternheit überhaupt eine solche Petition für recht und erlaubt halten. Wenn aber überhaupt, warum denn nicht mehr und warum nicht zuversichtlicher und entschiedener? Oder soll es etwa die große Bahl machen? Wir meinen, ihrer 2 oder 3 mit einem Entweder — Oder nach Gottes Wort wären weit mehr als 11 544 mit einer Petition, welche doch schließlich nur wieder im Sande verläuft. H—r.

Nachrichten und Bemerkungen.

Wie enge der Liberalismus und die Sozialdemokratie zusammenhängen, zeigt folgende Nebeneinanderstellung. In der „Allgemeinen Zeitung“, dem bekannten führenden Organ des süddeutschen National-Liberalismus, kam letzte Weihnachten folgende widerchristliche Auslassung: „Der Weihnachtsbaum wirft die seit dem 14. Jahrhundert übliche Krippe* immer weiter zurück. Von Ort zu Ort muß sie ihm weichen. Seine Lichter überstrahlen den Glanz des neugeborenen Gottes in der Wiege, der auch im Volksglauben zu erblichen beginnt. Die Freude der Kinder über die Gaben des Weihnachtstisches und der Kerzenglanz hat den Sieg über die Freude davon getragen, welche die mittelalterliche Kirche am Jesusgeburtstage verkündigte. Als Verdränger der Krippe und der Anschauungswelt, die sich an sie knüpft (d. h. des Glaubens an den Erlöser Jesus Christus!) wird der Weihnachtsbaum ein Wertzeichen des geistigen Fortschritts (d. h. des Unglaubens, des Heidentums), das von einem einmal gewonnenen Boden schwer wieder zu vertreiben ist. In dem gebildeten deutschen Hause verdrängt er geradezu das Christkind und die Geburtslagen (!) von ihrer Stelle.“ Also darum ist der „Allgemeinen Ztg.“ der Weihnachtsbaum wert, weil er die „Sagen“ von der Geburt des Christkinds und den Glauben an Ihn verdrängen hilft — weil er auch von den „gebildeten“ Juden angezündet wird! Da haben wir das Heidentum dieses Liberalismus wieder einmal in seiner vollen Nahtzeit, der er sonst noch einige Fittler vorzuhängen liebt. Genau dasselbe, nur gröber und deutlicher, sagt das führende Organ der deutschen Sozialdemokraten, der Berliner „Vorwärts“, in einer Sonntagsbeilage der jüngsten Zeit, wo folgendes Gedicht kommt:

„Kein Heiland ist noch je erschienen aus fernem Himmels weitem Schoß, Kein Heiland hat den Arbeitsdienenden gelindert ihrer Knechtschaft Loß;

Kein Heiland wird herniedersteigen vom thränenlosen Sternensaal, Um Schmerzenskundig sich zu neigen, erblassend aller Armen Qual. . . .

„O hofft nicht mehr auf Heilands Kommen aus lichter Höh von Gott gesandt! Das Volk allein muß ihm zu frommen sich Heiland sein in jedem Land.“

Daraus ist zu ersehen, was der heuchlerische Satz im sozialdemokratischen Programm „Religion ist Privatsache“ wert ist. Aber, wie

* Figürliche Darstellung der Krippe mit dem Jesuskinde, den Hirten, Maria und Joseph u. f. w.

* Was hilft das auch? Denn es giebt ja in Deutschland keine einzige theologische Fakultät mehr, welche in der Lehre rein wäre. H—r.

** Warum nicht, da es doch Gottes Wort fordert? H—r.

*** Das hieße doch wohl nur, die Religionsmengerei vollständig machen — wenn es überhaupt möglich wäre; denn ein „entschieden auf dem Boden der heiligen Schrift stehender Mann“ würde sich zu solcher Union nicht bereit finden lassen. H—r.

† Besser und einzig rasch wäre freilich, nach dem Muster anderer rechtgläubiger Freikirchen eine von der Landeskirche und vom Staate unabhängige Freikirche zu gründen, so würde sich alles weitere schon finden. H—r.

gesagt, das glaubenstose liberale Bürgertum unserer Städte, welches die liberale Presse erzeugt und unterhält, geht im Abfall voran und trägt die Hauptschuld am Abfall der nachfolgenden, sozialdemokratischen Massen. Freimund muß es immer wieder sagen: Dieses miserable Bürgertum, nicht die Sozialdemokratie ist die größte Gefahr für unser deutsches Volk; hier muß Umkehr und Besserung erfolgen, wenn es überhaupt besser anstatt schlimmer werden soll. Vielleicht befehrt Gottes Barmherzigkeit die Auten, welche nötig scheinen, die Trunkenen und Satten aufzuwecken aus ihrem Taumel, daß sie wieder an Ihn denken und an Ihn glauben lernen, wie Er schon einmal durch die Napoleonischen Kriege gethan. Vergleiche hiezu noch folgende Auslassung eines liberalen Hauptblattes, der Berliner „Vossischen Zeitung“, welche es zum Jahres-schlusse leghin brachte: „Nicht in bangem Zagen, im Bücken in Saß und Knie, im Selbstkasteien und in dem zerknirschten Geständnis: „Herr, welch ein Sünder bin ich! beruht unsere menschliche Aufgabe, sondern in freichem Ringen, Kämpfen, Streben, Arbeiten und auch in frohem Genießen. Ja, im Frohsinn mögen wir aus dem alten in das neue Jahr hinübergehen. Mögen die Geister des Jnnsches ihre volle Schuldigkeit thun“ u. i. w. Nur so weiter in der Trivoltat, ihr „gebildeten“ Städter! Eure gelehrigen Schüler, die „ungebildeten“ Arbeiter, stehen schon vor der Thüre, um euch und eure ganze Herrlichkeit hinauszutragen, und dann wehe euch!

Die frei-lutherische Gemeinde in Jspringen (Baden) hat bei Gelegenheit der Visitation, welche im Juli 1892 durch drei Vertreter der vereinigten Gotteskasten bei ihr stattfand, den Wunsch geäußert, es möge ihr ein bleibender Anschluß an die vereinigten Gotteskasten, etwa an eine ständige Kommission aus denselben, gewährt werden. Daraufhin hat die Generalversammlung der Gotteskasten sich bereit erklärt, auch fernerhin der Gemeinde Jspringen auf besondere Bitte eine Kommission zur Visitation zu senden, ihr aber zugleich den Rat gegeben, den Anschluß an eine bestehende lutherische Freikirche zu suchen. Man sollte denken, dieser Gedanke läge so nahe, daß die Gemeinde J. nicht erst durch andere sich hätte darauf hinweisen zu lassen brauchen.

Wider das Apostolikum. In einem liberalen Blatt Berlins haben sieben Mitglieder der brandenburgischen Provinzialsynode, darunter vier Geistliche, öffentlich Protest erhoben dagegen, daß laut der neuen Agenda, die für die preussische Staatskirche ausgearbeitet wurde, dort auch fernerhin das apostolische Glaubensbekenntnis im Sonntagsgottesdienst, bei Taufen und Konfirmationen und bei der Ordination von Geistlichen im Gebrauch bleibe. So offen erheben die Feinde Christi und Seiner Kirche dort schon das Haupt, so schnell wächst die Saat, die ein Harnack und Konfanten unter den Weigen streuen. Ein Gesinnungsgenosse der genannten sieben, Prediger v. Soden in Berlin, der sich aus Württemberg dorthin einzuschmuggeln mußte, hatte die Unerschämtheit zu lachen, als Stöder auf genannter Synode mit großem Ernst für das Apostolikum eintrat. Wenn Juden und Judengenossen das im Reichstag bei ähnlichen Gelegenheiten thun, so entrüstet es wohl auch, befremdet aber nicht. In einer christlichen Synode dagegen ist es unerhört. Zugleich muß man aber sagen: Eine Synode, die solche Glieder in ihrer Mitte duldet, verdient nicht besser. Alle Proteste, welche die gläubigen Kreise Preußens in Blättern, auf Versammlungen, Synoden u. i. w. wider die Feinde des Christenglaubens innerhalb der Landeskirche erheben, bleiben wirkungslos, weil dem Protest des Wortes der That fehlt. Wenn die Kirchenbehörden nicht wollen, weil sie zu feige sind, warum nötigt ihr sie nicht, gegen die Feinde des Glaubens vorzugehen? Aber freilich, kirchliche Thaten erwartet man in Preußen vergebens. (Nur in Preußen? D. Red. d. „Freil.“) Seit man dort die falsche Union nur mit Worten statt auch mit der That zu bekämpfen wagte (jetzt geschieht auch erstere nur noch vereinzelt), scheint die Thatkraft der kirchlichen Kreise gebrochen. Schafft erst die Lüge der Union aus der Welt, dann werdet ihr auch Kraft und gutes Gewissen zum Kampf wider die Feinde haben, die unter dem Deckmantel dieser Union in der Kirche wider die Kirche streiten. („Freimund.“)

Evangelischer Bund. Lic. H. Weser hat als Vorsitzender des Brandenburgischen Hauptvereins des Evangelischen Bund gegen die Anklagen des Reichstagsabgeordneten Prof. Dr. Kropatschek zu verteidigen gesucht, aber nichts vorgebracht, was jene Anklagen entkräften könnte. Er schreibt: „Sie wissen doch, geehrter Herr Professor, daß das Programm des Bundes zum Bekenntnis an „Jesus Christus, den eingebornen Sohn Gottes und alleinigen Mittler unseres Heils“ verpflichtet. Wer auf dieses Statut hin sich dem Bunde anschließt, den heißen wir willkommen, er möge im übrigen einer dogmatischen und kirchenpolitischen Richtung angehören, welcher er wolle. Den dogmatischen und kirchenpolitischen Fragen nachzugehen, liegt ganz und gar außerhalb unserer Aufgabe, umso mehr als die üblich gewordene Art ihrer Behandlung erfahrungsgemäß nur zur Selbstzerfleischung der evangelischen Kirche führt. Wir wissen uns darin eins mit dem Gustav-Adolf-Verein, dem Evangelisch-socialen Kongreß, der äußeren und inneren Mission, die ihre beste Kraft aus der Betonung der gemeinsamen pra-

tischen Aufgaben gezogen haben. Sollen wir mit dieser segensreichen Ueberlieferung brechen, weil nach Ihrer Anschauung einige Mitglieder etwa der Gottesfülle des Heilandes nicht gerecht werden?“

So weiß man nun, wie man mit all den gerühmten „evangelischen Bestrebungen und Vereinigungen“ daran ist. Es ist ihnen gleichgültig, ob Christus bloß Mensch oder auch Gott ist.

Prof. Dr. Kropatschek hat denn auch geantwortet, daß er an allem festhalte, was er geschrieben habe, und besonders betont, daß Lic. Weser „zur Gemeinschaft der Heiligen“ auch alle die zähle, die in dem eingebornen Sohne Gottes, unserm auferstandenen Heiland, längst nicht mehr den wahren Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit erblicken. („Gottshold.“)

Wie der Bremer Pastor Dr. Schwab predigt, zeigt eine Wehnachtspredigt, die in einer Sammlung von ihm herausgegebener Predigten enthalten ist. In derselben heißt es: „Wir zerstören gar vieles, was bis jetzt für die Gläubigen als unantastbar gegolten hat. Wir leugnen die Autorität der Bibel, wir sehen in der Bibel Wahrheit und Irrtum, manche gar viele menschliche Unvollkommenheiten; wir halten uns nirgends gebunden durch ein Bibelwort. Wir glauben nicht an die in der Bibel erzählten Wunder, ja wir leugnen sie ganz entschieden. Alle biblischen Wundererzählungen erscheinen uns entweder als Sagen oder als allegorische Dichtungen. Wir glauben nicht, daß Jesus Gott der Sohn war, wir glauben nicht, daß er Gottmensch war, wir glauben nicht, daß er ein vollkommener Mensch war, wir glauben nicht, daß er frei war von jedem Irrtum, von jeder Sünde. Weder sein Wort noch sein Leben sind für uns in jeder Beziehung maßgebend. Er ist für uns ein großer Prophet wie viele andere.“ Diese grauenhafte, gotteslästerliche Sprache duldete man in Bremen auf der Kanzel! — Soweit „Gottshold.“ Wir aber fügen hinzu: Bloß in Bremen? Wie sieht's in Sachsen aus? Und wie lange wird man noch die sächsische Landeskirche und andere ihr ähnliche für „lutherisch“ halten? H—r.

Aus der Breslauer Synode. Im Breslauer Kirchenblatt vom 15. Febr. findet sich folgende „Bekanntmachung“:

„Der Pastor Rohnert in Waldenburg hat jüngst nicht nur, wie wir annehmen, an die Pastoren unserer Kirche, sondern auch an andere Personen eine Druckschrift unter dem Titel verfaßt: „Motivierte Anträge betreffend Hesse und die Leipziger Mission“, in welcher er die von uns seit dem Jahre 1878 in der beregten Frage eingenommene Stellung einer Beurteilung unterzieht.

Mit Bezug auf den Inhalt dieser Druckschrift sehen wir uns zu der Erklärung genötigt, daß dieselbe keineswegs geeignet ist, eine vollständige und richtige Würdigung unserer Stellung zur Frage zu ermöglichen, und daß die Unterstellung, als hätten wir unser Urteil über den Bekenntnisstand der hessischen Landeskirche seit 1874 verändert, auf unrichtigen Voraussetzungen und Schläffen beruht.

Die der Generalsynode im Verwaltungsbericht auf Grund des vollständigen Aktenmaterials zu gebende Darstellung der Missionsangelegenheit wird die schweren in jener Druckschrift gegen unsere heimgegangenen Mitglieder und mittelbar auch gegen uns gerichteten Anschuldigungen in das rechte Licht stellen.

Breslau, den 1. Februar 1894.

Das Ober-Kirchen-Kollegium der evang.-luth. Kirche in Preußen.

J. Nagel.“

Todesnachricht. Am 7. Febr. starb nach nur zweitägiger Krankheit im fast vollendeten 67. Lebensjahre der Prof. der Theologie D. v. Frank zu Erlangen, der bedeutendste Vertreter der modern-lutherischen Theologie.

Zu Geschenken an die Konfirmanden sind zu empfehlen und durch den **Schriftenverein der sep. evang.-luth. Gemeinden in Sachsen, Zwickau, Mittelstraße 24** zu beziehen:

Seidel, Tim., Der würdige Kommunikant oder Anweisung zum würdigen Gebrauch des heil. Abendmahls. Allen, die ihre Seligkeit ernstlich suchen, zur Erbauung entworfen. Geb. in Lwd. mit Gldsm. M 3 30
Schieferdecker, G. A., Beicht- und Kommunionbuch für lutherische Christen. St. Louis, Mo. 1890. 270 S. 16°. In Lwd. mit Goldtitel M 1 60
Rittmeyer, Joh., Himmlisches Freudenmal. Ein Kommunionbuch. Aufs neue herg. von Tr. Siegmund. Mit Holzschnitten. geb. M 1 —
Raphael. Ein Gedenkbüchlein für Konfirmanden der amerik.-luth. Kirche. In seinem Leinwandb. mit Goldtitel und Widmungsblatt M 1 —
Timothens. Ein Geschenk für die konfirmierte Jugend. Bearbeitet nach Siller, und herausgeg. von der ev.-luth. Synode von Missouri zc. 16. Aufl. Gebunden in Leinwand M — 75
Eins ist nol! Worte freundlicher Erinnerung an unsere konfirmierte weibliche Jugend. Gebunden in Leinwand mit Goldtitel M — 60
Jehung auf den Weg für konfirmierte der evangelisch-lutherischen Kirche. Gebunden in Leinwand mit Goldtitel M — 60
Seid stark in dem Herrn! Worte freundlicher Erinnerung an unsere christlichen Jünglinge. Geb. in Leinwand mit Goldtitel M — 80
Schul-Bibel in Leder gebunden M 2 50

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

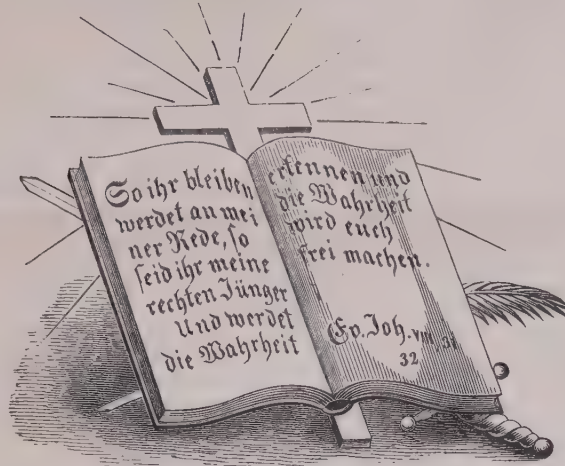
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die l. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 19. No. 6.

Zwickau in Sachsen.

11. März 1894.

Für die Konfirmanden.

Mel.: Herzlich thut mich verlangen.

Herr Christ! dein bin ich eigen
Von Anbeginn der Welt,
Dein Güte zu erzeigen,
Hast du mich auserwählt
Und zu des Himmels Frieden
Ohn mein Verdienst und Wahl
Ganz gnädiglich beschieden
Nach deinem Wohlgefall'n.

Herr Christ! dein bin ich eigen.
Vergossen mir zu gut,
Dein Güte zu erzeigen,
Hast du dein teures Blut,
Dadurch ich bin von Sünden
Und von der Hölle Pein
Ganz gnädiglich entbunden;
Das dank ich dir allein.

Herr Christ! dein bin ich eigen
In alle Ewigkeit,
Dein Güte zu erzeigen,
Mich von dir nichts abscheid.
Den Teufel, Welt und Sünden,
Weil sie mir sehr nachstell'n,
Hilf du mir überwinden,
Auf daß sie mich nicht fäll'n.

Herr Christ! dein bin ich eigen
Im Leben und im Tod,
Wirst mir dein Güt erzeigen
Auch in des Todes Not,

Daß sänftiglich abscheide
Die Seel von meinem Leib
Zu dir in ewge Freuden
Und bei dir ewig bleib.

(Aus dem Passionssbuch, Stuttgart, 1864.)

(Christiana Cunrabbina, um 1630.)

(Aus der „Neuen Lutherischen Kirchenzeitung“ Nr. 18—20 v. J. 1893.)

Predigt

im deutschen Gottesdienst der Konferenz der Leipziger Missionare in der Jerusalemskirche zu Tranquebar am Sonntag Septuagesimä 1893 gehalten (und als ein geringes Zeugnis wider den synkretistischen Zeitgeist veröffentlicht) von Missionar Th. Räther.*

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesu Christo! Amen!

In dem Herrn geliebte Brüder! Nach einem Jahre mannigfacher Arbeit und Unruhe sind wir wieder hier zusammengekommen, um uns miteinander zu erquicken auf der grünen Aue des Wortes Gottes, um daraus uns lehren, strafen,

* Wir glauben für diese Predigt jetzt, da der Verfasser derselben dem synkretistischen Zeitgeist mit der That entgegentritt, bei unseren Lesern besonderes Interesse voraussetzen zu dürfen, und wollen durch

bessern und züchtigen zu lassen, um uns miteinander zu demütigen vor unserem Meister und Herrn um aller unserer gemeinschaftlichen Sünden und Gebrechen willen, und um ihm gemeinsam Lob und Dank zu sagen für seine unendliche Gnade und Treue, die täglich uns begleitet und gesegnet hat.

Meine Geliebten! Es ist eine Gnadengabe Gottes, daß wir jährlich einmal wenigstens zusammenkommen dürfen, um uns miteinander über Gottes Wort und die uns befohlenen Angelegenheiten seines Reiches zu besprechen. Denn unsere Zerstreuung über ein großes Land birgt gar sehr die Gefahr der Vereinsamung und Vereinzelnung in sich. Da ist es gut, daß wir merken, wir stehen nicht allein, sondern sind Glieder einer Gemeinschaft, die uns ein Halt und eine Stütze sein will durch den allen gemeinsamen Glauben und die alle umfassende Liebe.

den Abdruck derselben zugleich das rechte Verständnis für die Handlungsweise der beiden Missionare vermitteln.

Das war ja der große Zweck des Gebotes Gottes an die zwölf Stämme Israels, daß sie sich jährlich zu Jerusalem versammeln sollten, damit sie alle als Ein Volk daständen gegenüber der unzählbaren Masse der Heiden, damit sie sich des gemeinsamen Bundes mit Jehobach Zebaoth erinnerten und ihm gemeinsame Opfer zur Sühne für ihre Sünden und zum Lobe seiner Wohlthaten darbrächten. Und wenn sie hinaufzogen zum Tempel des HErrn in Jerusalem, so ermunterten sie sich hierzu mit geistlichen lieblichen Liedern und sangen miteinander auch den 133. Psalm: „Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen. Wie der köstliche Balsam ist, der vom Haupte Aarons herabfließt in seinen ganzen Bart, der herabfließt in sein Kleid. Wie der Tau, der vom Hermon herabfällt auf die Berge Zions. Denn daselbst verheißt der HErr Segen und Leben immer und ewiglich.“ Gar nötig war es, daß sie so einander ermunterten. Denn wie bald war das Band der Gemeinschaft gerissen, als die zehn Stämme an selbst-erwählten Dertern Gott mißfälligen Gottesdienst und greulichen Götzendienst anrichteten und zur Strafe dafür unter die Heiden zerstreut wurden.

Meine Geliebten! Wir sind aus unserer Zerstreuung wieder zusammengekommen hier in der Kirche zu „Neuerusalem“. Laßt uns darum thun wie Israel und die Worte des 133. Psalm in unseren Herzen bewegen, nachdem wir ihn nochmals miteinander gelesen haben.

Psalm 133:

„Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen. Wie der köstliche Balsam ist, der vom Haupt Aarons herabfließt in seinen ganzen Bart, der herabfließt in sein Kleid. Wie der Tau, der vom Harnen herabfällt auf die Berge Zion. Denn daselbst verheißt der Herr Segen und Leben immer und ewiglich.“

Lasset uns miteinander handeln

vom goldenen Kleinod des Friedens und der Einträchtigkeit,
nämlich

1. worin sie bestehe,
2. wie fein und lieblich sie sei, und
3. wie wir ihr darum nachtrachten sollen.

I.

„Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen!“ Die Eintracht, von der der König David redet, ist die von Brüdern. Vielleicht hat er mit eben diesen Worten seine eigenen Kinder ermahnt und gezügigt. Denn was für Herzeleid bereiteten ihm wohl Amnon und Absalom! Gewiß haben alle Eltern recht, die ihre zwißigen Kinder mit diesen Psalmenworten strafen und zum Bessern bewegen wollen. Denn die Geschichten von Kain und Abel, von Esau und Jakob und von Josephs Brüdern wiederholen sich mehr oder weniger in jeder Familie. Und fromme Eltern brauchen nicht nur die Rute, sondern auch Gottes Wort zur Erziehung und Besserung ihrer Kinder.

Aber redele der Psalm nur von leiblichen Brüdern, so brauchten wir ihm jezt vielleicht nicht weiter nachzudenken. Zudem sagt ja der Herr Christus selbst, daß jegliche brüderliche Eintracht ihm nicht gefalle. Vielmehr spricht er: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schnur wider ihre Schwieger. Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein. Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert. Und wer Sohn oder Tochter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert!“ Ja, noch

mehr: „So jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Bruder, Schwester, auch dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein!“ Mit anderen Worten: Wollen leibliche Verwandte oder gute Freunde nicht mit einem zu Jesu kommen, wie Simon mit Andrea und Nathanael mit Philippus, wollen sie einen vielmehr Christo und seinem Wort und seinem Reich abspenstig machen, so soll man auch seinen nächsten Blutsverwandten verlassen, verleugnen, ja hassen, um Christum nicht zu verlieren und von ihm dereinst nicht verleugnet zu werden. Man soll dann alle Eintracht mit solchen Verwandten oder Freunden für eine teuflische Versuchung zum Abfall vom Herrn erkennen und ihr in keiner Weise die Eintracht mit Christo zum Opfer bringen. Die Eintracht mit Christo, die Gemeinschaft mit ihm durch den Glauben ist darum oft die Ursache dafür, daß die natürliche, engste Gemeinschaft, die einen Menschen mit dem anderen verbinden mag, zerrissen und zerstört wird, und wohl dem, der, vor solche Entscheidung gestellt, sich ohne Wanken zu Christo bekennt.

Die Eintracht, von der der Psalm spricht, ist also nicht in erster Linie die von leiblichen Brüdern und Blutsfreunden. Es ist vielmehr die Eintracht von solchen, die zuvor jeder einzeln mit Christo durch den Glauben in inniger Gemeinschaft stehen, und die nun miteinander zu Christo sich bekehren. Wie Brüder Kinder Eines Vaters und Einer Mutter sind, in Einem Hause zusammenwohnen, an Einem Tisch essen und alle Freuden und Leiden im Hause miteinander teilen, so sind die an Christum Gläubigen Kinder des Allhöchsten, Brüder des eingeborenen Sohnes Gottes und seine Mitarbeiter, Glieder an dem Leibe, dessen Haupt Er ist. Sie sind allesamt gezeugt aus dem Wort der Wahrheit, wiedergeboren aus Wasser und Geist, angezogen mit demselben Kleid der Gerechtigkeit Jesu, gespeist mit seinem Leib und Blut, gesalbt und erfüllt mit seinem Heiligen Geist, der sie beruft, sammelt, erleuchtet, heiligt und bei Jesu Christo erhält im rechten einigen Glauben.

Die brüderliche Eintracht, zu der unser Psalm uns in Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift ermuntert, ist also die Gemeinschaft im rechten einigen Glauben, davon die Kinder schon im Katechismus lernen. Nicht ein Glaube, der nicht weiß, was er glaubt; nicht ein Glaube, dem es zweifelhaft ist, was zu glauben sei, und der es darum unentschieden lassen will; nicht ein gefährbter, verfärbter, also entstellter Glaube, der sich ein x für ein u vormachen und von jeglichem Wind der Lehre sich mägen und wiegen läßt; nicht ein mannigfaltiger Glaube, der wohl gar — wenigstens im Prinzip — einstimmt in den Reim: „Wir glauben all an einen Gott, Türl, Jude, Christ und Gottentot“, sondern der rechte einige Glaube, der da bleibt in allen Stücken an der Rede Christi, der da achtet auf die Lehre und hält an dem Vorbild der heilsamen Worte, die er von Propheten und Aposteln und der ganzen Wolke von Zeugen gehört hat, dieser rechte einige Glaube ist das Einigungsband derer, welche in Wahrheit Brüder in Christo und Tempel des Heiligen Geistes sind. Sie thun wie die Korinther, die das Evangelium, das St. Paulus ihnen verkündet hatte, auch angenommen hatten, darin standen, es fest behielten, und zwar so „welcher Gestalt ich es euch verkündigt habe“. Die gottwohlgefällige brüderliche Eintracht ist eine Einigkeit im Heiligen Geiste, da man Ein Leib und Ein Geist geworden ist durch die Einerlei Hoffnung des gemeinsamen himmlischen Verusses, da man dem Einen Herrn mit Einem Glauben anhangt und durch Eine Taufe sich verbunden hat, ihm treu zu sein, da alle nur dem Einen Gott und Vater und keinem anderen Gott neben ihm die Ehre geben und nach Einer Regel, darin sie gekommen sind, wandeln und gleichgesinnet sind, da sie auch allzumal einerlei

Rede führen und fest aneinander halten in Einem Sinn und Einerlei Meinung. Denn was das Herz voll ist, des geht der Mund über. Sind die Herzen voll des Einen rechten Glaubens, so werden sie alle mit Einem Munde Gott loben und Christum bekennen, und trotz aller Mannigfaltigkeit der Zungen in Einem Sinn und Verstand von Ihm und seinem Wort singen und sagen. Die brüderliche Gemeinschaft ist Eintracht im rechten einigen Glauben und Einmütigkeit im Bekenntnis desselben.

Dagegen ist eine äußerliche Einigkeit, da man doch nicht einig ist im rechten Glauben und nicht einmütig im Bekenntnis desselben, nicht viel besser als der Bund, den Israel mit Aegypten machte, um sich mit der Macht Pharaos zu stärken, ein Bund, den Gott ihnen als Sünde anrechnete. Eine solche äußerliche Einigkeit ist zum wenigsten ebenso verflüchtlich als das Kohlfener, an dem Petrus sich gemeinsam mit den Knechten und Mägden in jener Nacht wärmte.

Wie Kinder, die dem Worte der Eltern nicht glauben, sondern ungehorsam sind, es verachten oder verdrehen, Kinder, die das dargebotene Essen für schlechtes Essen und die Kleider für Lumpen und alle Güte, die der Vater beweist, für nichts achten, allerdings nicht wert sind, daß sie Kinder heißen und von den rechten Kindern für Brüder gehalten werden; wie sie vielmehr das Haus, dessen Haupt sie verachtet haben, verlassen und meiden müssen und mit ihnen schlechterdings keinerlei Gemeinschaft aufrecht erhalten werden soll, so soll mit denen keine Eintracht gehalten werden, die dem Worte des himmlischen Vaters nicht glauben, sondern es verdrehen und umdeuten, die seine Gnade und Liebe allein nicht preisen, sondern ihr eigenes Thun rühmend und die Kleider, die Er schenkt, und die Speise, die Er darreicht, verwerfen. Mit anderen Worten: der rechte einige Glaube achtet solche nicht für Brüder, die z. B. nicht allein auf die unverdiente väterliche Liebe und die Gnade Gottes in Christo trauen, sondern auf die Lumpen der eigenen Gerechtigkeit, Tüchtigkeit und Würdigkeit stolz sind, oder die die Gotteskindschaft Christi selbst im wahren Sinne des Wortes leugnen oder wenigstens das Wunder zu nichte machen, daß das arme hilflose Kind in der Krippe zu gleicher Zeit starker Gott und Ewigvater war. Der rechte einige Glaube hat keinen Frieden mit Leuten, welche, auf den morschen Stab ihrer eigenen Vernunft und Kraft sich stützend, leugnen, daß der Vater seine Kinder ohne ihr Zutun, ohne ihren natürlichen freien Willen, ja: während sie ihm nur widerstreben, allein auf seine göttliche Weise nach seinem vorgenommenen Rat mit den wunderlichen Mitteln von Wort und Sakrament gezeugt hat und erhält. Leute, die das Wort der Wahrheit des Irrtums und das Wort voll Geist und Leben als einen toten Buchstaben der Geistlosigkeit beschuldigen, die behaupten, es stamme gar nicht vom Vater, sondern sei nichts als sterblicher Menschen Wort, und Leute, denen die Taufe nicht das Bad der Wiedergeburt und das Anziehen Christi, sondern schlecht Wasser ist, und die beim heiligen Abendmahl Christum lügenstrafen und behaupten: das Brot ist nicht sein Leib und der Wein ist nicht sein Blut, sondern es ist alles eine Zeremonie und ein bloßer Schatten, schattenhafter als die längst aufgehobenen Gebräuche des alten Testaments, — ich sage: solche und dergleichen Leute, welche selbst einfachen Katechismushandlungen widersprechen, achtet der rechte einige Glaube nicht für Brüder, mit denen hat er keine Gemeinschaft; mit denen pflegt er nicht der Eintracht. Von denen trennt er sich mit dem Worte: „Ihr habt einen anderen Geist denn wir!“ Denn so einigend der rechte einige Glaube auch ist, trotz der Verschiedenheit der Rasse, der Sprache, des Geschlechts, des Alters, des Amtes und der Gaben, so unverträglich ist er gegenüber verfälschtem, unreinem Glauben. Wie

das Auge auch nicht das geringste Stäubchen erträgt, wie es so lange schmerzt und arbeitet, bis dies entfernt ist, so leidet der wahre Glaube auch nicht die leiseste Verfehrung des Wortes Gottes. Er folgt der Stimme des Fremden nicht, sondern flieht alle falschen Propheten und hält ihr Friederufen für eitel Verrat und für ein großes Verderben. Er weiß nur von Einem Evangelium, das von Gott ist, dagegen jede andere Lehre vom Teufel, dem Vater der Lüge, und darum verflucht ist.

Nur wer sich selbst in diesem rechten einigen Glauben durch Gottes Gnade bewahrt, nur wer seine Lippen behütet, daß sie nicht andere Lehre hervorbringen oder in einem anderen Sinn reden, als Gottes Wort, nur der wird sich selbst selig machen und die ihn hören. Nur der pflegt wahrhaftig die brüderliche Eintracht. Denn falsche Lehre hat falschen Glauben und falscher Glaube falsche Rede und falsche Rede falschen Frieden und eitel Zertrennung zur Folge.

Die brüderliche Einträchtigkeit ist eine innige Gemeinschaft und herzliche Uebereinstimmung in Lehre, Glauben und Bekenntnis mit Ausschluß aller falschen Lehre, alles falschen Glaubens, alles falschen Bekenntnisses. — Die Frucht nun des rechten einigen Glaubens ist die Liebe. Der Glaube bekommt in der seligen Erkenntnis der unendlichen Vaterliebe Gottes, die den eingeborenen Sohn für uns, seine Feinde, in den Tod gab, die Kraft zu lieben in der Wahrheit. Der sich auf die freie Gnade Christi verläßt, der allein ist recht im Stande, auch den Feinden zu vergeben. Der mit Gott zum Frieden durch die Rechtfertigung im Glauben gekommen ist, der nur ist im Stande, dem Frieden nachzujagen mit jedermann und ihn zu bewahren, soviel es an ihm liegt, — wenn auch die Welt ihn nicht in Ruhe lassen wird wegen des Aergernisses seines Glaubens. Jedoch davon, wie der Gläubige sich verhält denen gegenüber, die draußen sind, handeln wir jetzt nicht. Sondern dies lehrt uns der Psalm, daß diejenigen, welche durch den rechten einigen Glauben ein Herz und eine Seele geworden und Geistesverwandte sind, nun als Brüder bei einander wohnen. Die Frucht der Glaubensgemeinschaft ist innigste Liebesgemeinschaft.

Zu den Zeiten, als die Christen für ihren Glauben an das Kreuz zu bluten den Mut hatten, da sagten die Heiden von ihnen: Siehe, wie lieben sie einander, und wären sie sich noch so fremd! In dieser letzten betrübten Zeit, von der Gottes Sohn geweissagt hat, daß er kaum Glauben finden wird und, wenn es möglich wäre, auch die Auserwählten verführt werden zum Abfall, da ist auch die Liebe rar geworden und erkaltet. Denn wo der Glaube die Herzen nicht vereint, da ist die Liebe nur ein Schein. Da ist sie wie ein Haus ohne Fundament, das beim ersten Sturmwind zu wanken beginnt. Der Gläubige allein, der sich vorher unter Gottes Wort erniedrigt und für nichts als einen armen verlorenen und verdammten Menschen erkannt hat und nur in Christo rein geworden ist von aller Selbstbefleckung und allem Sündenaußsag, nur der ist ja fähig, wie von der Welt Unrecht zu leiden und Unrecht zu vergeben, so auch der Brüder Fehler und Gebrechen zu tragen und ihnen mit sanftmütigem Geist wieder zurechtzuweisen. Aber weil eben auch im besten Fall unser Glaube seiner Art nur ein schwacher Glaube ist, welchen Gott nun auch gewiß nicht verachtet, so stärkt Gottes Wort nicht nur immer wieder den Glauben, sondern auch im besondern die Liebe, indem es den Gläubigen zuruft: „Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen“, und: „Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen!“ Ja, bei einander wohnen! Manche können gute Freunde bleiben, wenn sie nur getrennt wohnen und in einiger Entfernung voneinander bleiben. So thaten selbst

Abraham und Lot, Paulus und Barnabas. Gott liebt es aber, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen — vornehmlich im geistlichen Sinne des Wortes —, damit sie sich miteinander und aneinander erfreuen, einander helfen, stärken, trösten und auch strafen und bessern, daß sie alles gemein haben als Kinder Eines Vaters, als Brüder Eines Hauses, als Glieder Eines Leibes, als Gefäße Einerlei Geistes, erfüllt von gleichem Interesse und nachjagend dem gleichen Ziel, welches ist das Jerusalem da droben, die Burg ewigen Friedens!

II.

Und das eben, daß einträchtige Brüder das Ziel erlangen, verheißt das Wort Gottes, wenn es die Lieblichkeit solcher brüderlichen Eintracht nicht nur mit herrlichen Gleichnissen darlegt, sondern zuletzt sagt: „Dasselbst verheißt der Herr Segen und Leben immer und ewiglich.“

Ja, seht doch, wie fein und lieblich es ist, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen im Glauben und in der Liebe! Wie schrecklich aber es ist, wenn der Unglaube uneins macht mit Gott und den Brüdern, oder gar eins macht mit den Teufeln! Wie häßlich es ist, wenn die Liebe zerrissen wird oder ein Asterbild der Liebe erscheint, die einig ist im Unglauben und im Bösen, aber unfähig zum Glauben und zum Guten!

Was war die Frucht, als Adam und Eva den Glauben ans Wort Gottes verloren, der Zweifel erregenden, Gottes Wahrheit lügenstrafenden Stimme der Schlange gehorchend, den Frieden mit Gott gebrochen und mit dem Satan einen Bund gemacht hatten? War's nicht Verlust von Unschuld und Seligkeit, Verlust des Paradieses und schmählicher Gewinn des Todes und der Verdammnis? Und folgte dem nicht Brudermord und alle andere Sünde und Schande, zeitliches und ewiges Verderben? Oder als die Kinder Gottes die Gemeinschaft der Frommen aufgaben und sich den Geist Gottes nicht mehr strafen ließen, sich vielmehr an die Töchter der Hainiten hingen und Noahs Predigt verachteten, was war da das Ende? Die Sündflut! Oder als die Menschen, die demütige Eintracht mit Gott aufgebend, in eitlen Hochmut wider Gott sich verbündeten, den Turm zu Babel sich als Denkmal zu errichten, strafte sie da der Herr nicht mit Verwirrung und Zerstreuung? Ja, als Korah, Dathan und Abiram mit 250 der Vornehmsten in der Gemeinde sich nicht mehr in Liebe und Gehorsam dem von Gott erwählten und öffentlich bestätigten Propheten und Führer mit dem ganzen Israel unterordnen, sondern eine Zertrennung um eitlem Ehre willen anrichten wollten, zerriß alsdann die Erde nicht unter ihnen, sie lebendig zu verschlingen, und fraß nicht das Feuer vom Herrn all ihren Anhang? Ja, als die Zuben im Bunde mit den Heiden den Propheten, der größer war als Mose, den Messias, ans Kreuz geschlagen und sich von seiner Gemeinschaft losgesagt und seine Gemeinde verfolgt hatten, verzehrte sie dann nicht der Unfriede im eigenen Schoß wie zur Strafe, bis dieser ihr innerer Unfriede das Mittel ward, mit dem ihre Feinde sie überwältigen konnten? Und so ist's weiter gegangen durch die ganze Geschichte. Sobald man vom rechten einigen Glauben abfiel, begann der Streit nicht nur mit Gott, sondern auch mit den vorher innig verbundenen Brüdern und ein Friede mit den Feinden und Verächtern der Wahrheit und zeitlicher und ewiger Ruin war die Folge. Die Verwirrung der Gemüter und die Friedlosigkeit der Herzen und ihr Verzagen vor den Dingen, die da kommen sollen, oder ihre unverantwortliche Sicherheit und Unbekümmertheit um alles Ernste, wie wir's heutzutage vor Augen sehen, ist's nicht alles ein Zeichen des Zornes Gottes, der damit den fast allgemeinen Abfall vom Glauben und somit von der Gemeinde der Gläubigen und das Friedeschließen mit dem mar-

losen Halbglauen und dem nackten Unglauben straft und uns davor warnt? Wahrlich, schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!

Aber wie fein und lieblich ist es dagegen, daß die Kinder des Allerhöchsten in der Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe einträchtig bei einander wohnen! Es ist so fein und lieblich, wie der köstliche Balsam ist, der vom Haupt Arons herabfließt in seinen ganzen Bart, der herabfließt in sein Kleid. Welch ein süßer Geruch war es dem Herrn, als Maria in großer Liebe ein Pfund Salbe von ungesälschter köstlicher Narde nahm und seine Füße salbte. Das Haus aber ward voll vom Geruch der Salbe. Ebenso lieblich war der Balsam, damit der Hohenpriester gesalbt wurde. Die besten Spezereien, die edelsten Myrrhen und Cinnamom und Kalmus und Cassia und feines Del wurden zu diesem heiligen Salböl genommen. Nur der durfte es bereiten, den Gott dazu erwählt hatte. Und nur für das Allerheiligste sollte es gebraucht werden; wehe dem, der es profanierte! Wie kostbar diese Salbe war; wie heilig sie dem Herrn machte, was damit gesalbt ward; wie fein und lieblich sie duftete vor Gott und Menschen, so kostbar und heilig, so fein und lieblich ist die Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe! „Der Friede“, sagt unser Vater Luther, „wird deshalb mit der hohenpriesterlichen Salbe verglichen, weil er ein sonderlich und heilig Ding ist, welches durch menschliche Kräfte nicht kann gemacht, noch erhalten werden. Wenn man das die unsinnigen Menschen, die mit neuer und ungereimter Lehre vom Sakrament und anderen Artikeln die Kirchen unruhig machen, überreden könnte, daß der Kirchenfriede ein heilig und Gott angenehmer Balsam sei, des man nicht mißbrauchen soll, meinst du nicht, daß sie fürsichtiger handeln würden? Diemeil sie aber solches nicht glauben, und sich nicht unterweisen lassen, verharren sie freventlich in ihrem bösen Vorsatz, reden unbedacht, verschütten und verunheiligen diesen heiligen Balsam, ja sie schänden und treten mit Füßen die Eintracht, die da ein heilig Ding ist, und brauchen ihrer nicht zu einer Hauptsalbe. Der Heilige Geist sagt aber ausdrücklich vom Haupte, auf daß er anzeige die rechte und innerliche Einigkeit. Denn so du dies Gleichnis ansiehst, so wird erstlich des Arons Haupt gesalbet, vom dem fließt der Balsam in den Bart, endlich kommt er herab in sein Kleid. Der Kirche Haupt aber ist Christus; derohalben soll der Balsam, d. i. die einhellige Lehre, gleichwie eine köstliche Salbe, durch die Einigkeit des Geistes fließen in den Bart, d. i. in die Männer, so im Predigamt sind. Denn das bedeutet der Bart, der den Mund bedeckt, welcher ist ein Instrument zu lehren. Dadurch soll er herabfließen in die Kleider, d. i. in die ganze Kirche, welche Christi Kleid ist. Die Eintracht aber wird allhier gelobet, die unter denen ist, die Gottes Wort lauter und rein haben.“ Während er die starke Eintracht des Papstes mit den Seinen eine Eintracht von Dieben und Räubern nennt und sie der Eintracht des Judas mit den Pharisäern gleichstellt, während er warnt vor denen, die immer etwas Neues vorbringen und dadurch die Eintracht beim Worte Gottes zerstören, ruft er andererseits aus: „Es giebt nichts Schöneres in den Augen Gottes und der Engel, als zu sehen, daß die Doktoren und Lehrer der Kirche Ein Herz und Eine Seele sind, als die ein und dasselbe lehren, bekennen und meinen.“ M. L. Die Salbung mit dem Balsam ist in der Schrift das Bild der Ausgießung des Heiligen Geistes, des rechten Freudenöls! Er kommt vom Haupte Christi durch den ganzen Bart, d. i. die einhellige Lehre göttlichen Wortes im Munde aller Prediger, in die Kleider, d. i. das Volk der Christen, und macht sie zu Einer heiligen Gemeinde. Wie der Balsam als ein kräftiges Del die damit gesalbten Glieder stärkt und auch die Schmerzen stillt, so stärkt

die brüderliche Eintracht im Heiligen Geist in dem von ihm verliehenen Glauben und der von ihm gepflanzten Liebe die Herzen; sie lindert ihre Schmerzen; sie erquickt und erheitert die Gemüter und heilt viele Schäden! O wie fein, wie lieblich ist solche Eintracht!

Sie ist aber weiter so wie der Tau, der vom Hermon herabfällt auf die Berge Zions! Ja, seht doch, wie die Nebelwolken die Berge bedecken, und je höher die Sonne steigt, je mehr sie verschwinden. Wie Perlen und Diamanten glitzern und funkeln Tautropfen an allen Blättern und Blüten, und erfrischt erheben die Bäume und alle Pflanzen ihr Haupt. Wahrlich sind die Berge Zions gesalbt mit Tau des Himmels von oben her, daß ihr Tau ist wie ein Tau des grünen Feldes, muß nicht das Land da drunten mit Milch und Honig fließen? Der Herr hat's verheißen: „Ich will Israel wie ein Tau sein, daß er soll blühen wie eine Rose!“ (Hos. 14, 6) und: „Meine Gnade ist wie Tau auf dem Grase“ (Spr. 19, 12). Halten wir zusammen im Glauben und Bekenntnis dieses Herrn und seiner Gnade und in der Gemeinschaft seines Geistes, so sollen wir blühen wie Rosen, die lieblich duften, Gott zum süßen Geruch. Wie der Tau die Hitze kühlt, so hilft die Eintracht im Glauben und in der Liebe alle Anfechtung und alle Trübsalshitze leichter ertragen, zumal man weiß, daß ebendieselben Leiden über die Brüder in der Welt gehen. Wenn Gott weder Tau noch Regen kommen läßt, so bleibt das Erdreich dürr und bringt keine Früchte hervor. Ist aber die Eintracht der Diener des Wortes wie Tau, der vom Hermon herabfällt auf die Berge Zions, siehe da, so giebt der Herr eine reiche Ernte ihrer Predigt. Dann werden ihnen Kinder geboren wie der Tau aus der Morgenröte. War nicht die reiche Ernte von 3000 Seelen am ersten Pfingstfeste eine herrliche Belohnung dafür, daß alle Jünger stets bei einander waren einmütig mit Beten und Flehen, und daß sie erfüllt waren, wenn auch mit mannigfaltigen Gnadengütern, so doch mit dem Einen Heiligen Geist? Und wie heißt es dann weiter im apostolischen Festbericht? „Sie blieben aber beständig in der Apostel Lehre und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet. Es kam aber auch alle Seelen Furcht an, und geschahen viel Wunder und Zeichen durch die Apostel. Alle aber, die gläubig waren geworden, waren bei einander und hielten alle Dinge gemein. Ihre Güter und Habe verkauften sie und teilten sie aus unter alle, nachdem jedermann not war. Und sie waren täglich und stets bei einander einmütig im Tempel und brachen das Brot hin und her in Häusern, nahmen die Speise und lobten Gott mit Freuden und einsältigem Herzen und hatten Gnade bei dem ganzen Volk. Der Herr aber that hinzu täglich, die da selig wurden, zu der Gemeinde.“ In diesen wenigen Versen ist die Einmütigkeit nicht nur einmal, sondern vielmal wiederholt und betont; und nicht die Liebes- und Gebetsgemeinschaft, sondern die Einhelligkeit in der Lehre und das beständige Halten an derselben ist als das Erste und Notwendigste für die Gemeinschaft der Jünger Christi allem anderen vorangestellt. Deren Segen war nicht nur dies, daß sie Gnade bei dem ganzen Volk hatten, sondern vor allem dies, daß immer und immer mehr Seelen in diese innige Gemeinschaft eintreten! Wenn der Ernteseegen der kirchlichen Arbeit ausbleibt, so ist meist und vor allem die Ursache darin zu suchen, daß man lässig geworden ist in der Eintracht der Lehre und in der Gemeinschaft des Glaubens. Nicht die Kirchenpolitik, dergemäß man mit Martha's Geschäftigkeit dem Herrn dienen will, sondern diejenige, dergemäß man mit Maria zu Jesu Füßen sitzt und das Eine, das not ist, selbst erst sucht und erlangt und darin bleibt und dann anderen mitteilt, ist die Bedingung wahrhaftigen und bleibenden Erntesegens. War es nicht

ein schöner Frühling, als zu Augsburg vor Kaiser und Reich so viele Fürsten und Stände ihre einhellige Lehre und ihren gemeinsamen Glauben bekannten, als Georg von Brandenburg lieber den Kopf darangeben wollte, als am Götzendienste der Frohnleichnamsp procession teilnehmen und das Predigen der rechten Lehre den Seinen verbieten, als Johann der Beständige die für ihn besorgten Theologen tröstete: „Das wolle Gott nicht, daß ich aus eurem Mittel ausgeschlossen sein sollte; ich will mit euch meinen Herrn Christus bekennen?“ Groß ward die Menge der ihm gleichgesinnten Bekenner in allen Landen, die bereit waren, miteinander und für einander auch in den Tod zu gehen! Darum jauchzt auch Dr. Luther: „Ich weiß kein größer Donum (Geschenk), das wir haben, denn Concordiam Docentium (Eintracht der Lehrenden), daß hin und wieder in den Fürstentümern und in den Reichsstädten man mit uns gleichförmig lehret. Wenn ich gleich das Donum hätte, daß ich Tote könnte auferwecken, was wäre es, wenn die Prediger alle wider mich lehren? Ich wollte für diesen Konsens nicht das türkische Kaisertum nehmen.“ Und dann siehe die schöne Herbsternste, als 50 Jahre später nicht nur 8—9000 Unterschriften aus dem Lehr- und Beehrstande der Kirche unter der Konkordienformel die Einmütigkeit in den vorher streitig gewordenen Lehren dokumentierten, sondern auch alle Glaubensbekenntnisse unserer Kirche in dem „Concordia“, d. i. „Eintracht“, benannten Buch gesammelt und veröffentlicht wurden. Ja, siehe, wie fein und lieblich war diese Eintracht von so vielen Glaubensbrüdern! Das war die Blütezeit der Kirche, als das ganze Land voll ward der Erkenntnis des Herrn!

Ja, lieblich ist es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen. Dies Lied Davids im höhern Chor, so kurz es auch ist, kann's nicht genug rühmen. Die Eintracht ist fein, — lieblich, — köstlich wie Balsam, — erfrischt und fruchtbringend wie der Tau. Und nun erst kommt der Schluß: „Denn daselbst verheißt der Herr Segen und Leben immer und ewiglich.“ Unfriede verzehrt, aber Friede ernährt! Wo Uneinigkeit ist, da reißt einer aus, was der andere baut. Wo Einigkeit im rechten einigen Glauben und in herzlicher Liebe aber herrscht, siehe, da ist Segen und Leben immer und ewiglich; da herrscht Jesus, der Friedefürst, wie einst Salomo in Kanaan, daß Juda und Israel sicher wohnten, ein jeglicher unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum, von Dan bis gen Ber Seba! „Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich besitzen!“ „Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen.“ So rühmt der demütige und sanftmütige Friedefürst alle seine wahren Nachfolger. Die Eintracht also macht die Brüder Christo ähnlich, ja: ähnlich der heiligen Dreieinigkeit. Denn „drei sind, die da zeugen im Himmel: der Vater, das Wort und der Heilige Geist, und diese Drei sind Eins!“ Doch „wer ist auf Erden“, fragt Dr. Luther, „sowohl bewahret, und so hoch von Sinnen, der sich unterwinden wollte zu erzählen, wozu der Friede gut sei“, wie fein und lieblich die Eintracht sei. „Es ist wohl ein halb Himmelreich, wo Friede ist“, wo Güte und Wahrheit einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen!

(Schluß folgt.)

Zur Einigung in der Wahrheit

wird, wie wir zu Gott hoffen, das Lehrgespräch mit der Hermannsburger Freikirche dienen, über welches die Märznummer des Organs dieser Synode, welches nach Verabredung die erste Nachricht darüber bringen sollte, sich folgendermaßen äußert:

„Zu der bevorstehenden Lehrbesprechung mit der Freikirche in Sachsen u. a. St.“

So Gott will, soll am 6. und 7. März in Uelzen (Hötel Stadt Hamburg) eine Lehrbesprechung zwischen Vertretern der lutherischen Freikirche in Sachsen u. a. St. und unserer Hermannsburger Freikirche stattfinden, um mit Gottes Hilfe der Herstellung von Kirchen- und Abendmahlsgemeinschaft zwischen beiden Körpern den Weg zu bahnen.

Es ist eine wunderbare Fügung Gottes, daß es endlich zu diesem Kolloquium kommt. Noch im letzten Jahre versuchte es Pastor Wendt, mit allen Mitteln eine Verbindung mit den Missouriern für immer zu vereiteln. Aber gerade durch sein maßloses Auftreten gegen diese Synode hat er unsere Synode gezwungen, den Missouriern näher zu treten. Nicht minder haben unsere Gegner in der hannoverschen Freikirche, sowie in der Immanuelssynode dazu beigetragen, daß wir jetzt das Kolloquium abhalten können. Sie haben bei jeder Gelegenheit den Ruf ertönen lassen: das ist missourisch oder ihr seid Missourier. Ihre Absicht war natürlich, uns immer ängstlicher vor Missouri zu machen und so diese gefährdeten Leute fern zu halten. Aber das Gegenteil haben sie erreicht. Denn unsere Leute sind doch noch im Stande, selbständig zu denken, und weil die Gegner stets von der rechten, auch von uns bekannten Lehre sagten, daß sie missourisch sei, so dachten die meisten: Wenn die Missourier dieselbe rechte Lehre haben, welche wir bekennen, weshalb wollen wir dann nicht mit ihnen in Verbindung treten? Und so wuchs durch das Geschrei der Gegner ganz von selbst das Verlangen, die Missourier und ihre Lehre kennen zu lernen. Dafür können wir also unseren Gegnern dankbar sein.

Uebrigens ist der Grund, weshalb die Missourier so gefährchtet sind, leicht zu erkennen. Die Missourier haben die für Duntelmänner sehr unangenehme Gewohnheit, mit der hellen Leuchte des reinen Evangeliums überall dahin zu leuchten, wo in der Lehre etwas faul ist. Deshalb sehen alle Gemeinschaften, welche in ihrer Mitte falsche Lehre haben oder dulden, am liebsten, daß ihnen die Missourier so weit wie möglich vom Leibe bleiben. Man wird also in unserem Hannoverlande gerade nicht sehr von diesem Kolloquium erbaut sein.

Unwillkürlich fordert diese Lehrbesprechung mit der sächsischen Freikirche zu einem Vergleiche heraus mit den Einigungsversuchen mit der hannoverschen Freikirche. Was haben wir für weitläufige Verhandlungen gehabt mit der letzteren Freikirche, ohne zu erreichen, daß wir zur Besprechung zusammenkamen. Dagegen war die sächsische Freikirche sogleich voll Freuden bereit zu einem Kolloquium; da hat's keiner Weitläufigkeit bedurft. — Was hat es uns für Mühe gemacht, von der hannoverschen Freikirche Thesen über die Lehre von Kirche und Amt zu erhalten; daraus wollte dieselbe ihre Lehre nicht öffentlich darlegen. Dagegen als wir vor kurzem in Planitz mit den Vertretern der sächsischen Freikirche eine Vorbesprechung hatten und dabei erwähnten, daß wir eine öffentliche Verhandlung wünschten, — waren dieselben nicht nur alsobald dazu bereit, sondern machten auch ihrerseits den Vorschlag, nicht bloß Glieder unserer Synoden, sondern auch Glieder anderer Gemeinschaften als Hörer zuzulassen. Die Missourier verstecken ihre Lehre nicht, scheuen das Licht nicht. Es kann also, wer Lust hat, beim Kolloquium in Uelzen zugegen sein und sich davon überzeugen, daß beide Synoden die Wahrheit haben.

Wir wollen beiderseits eine Einigung in der Wahrheit. Darin unterscheiden wir uns wesentlich von anderen freikirchlichen Gemeinschaften. Es ist ja bekannt, daß die hannoversche Freikirche Abendmahlsgemeinschaft eingegangen ist mit der Breslauer Synode. Aber diese Einigung ist nur dadurch geglückt, daß man z. B. eine Verschiedenheit in der Lehre von Kirche und Amt nicht als kirchen-

trennend ansah; es fehlt zwischen diesen beiden Freikirchen Uebereinstimmung in der Lehre, und deshalb ist ihre Verbindung keine Einigung in der Wahrheit, sondern eine falsche Union. —

Die Stadt Uelzen ist mit Absicht zum Ort für die Lehrbesprechung gewählt. Denn dort ist der Mittelpunkt unserer Freikirche, leicht von allen Gemeinden zu erreichen. Es sei deshalb auch an die Glieder unserer Synode die ernste Mahnung gerichtet: Versäumt diese Gelegenheit nicht, wo ihr mit eigenen Ohren hören könnt, was die Missourier lehren. Letztere kommen euch so weit wie möglich entgegen und sind bereit, Nachsicht zu geben von der Hoffnung, die in ihnen ist. Nachher tritt an euch die Frage heran: Wollt ihr Abendmahlsgemeinschaft mit der sächsischen Freikirche oder mit den Missouriern? Dann könnt ihr nicht ausweichen mit der Antwort: Wir kennen ja ihre Lehre nicht. Denn ihr hättet ihre Lehre kennen lernen können, aber ihr habt dann nicht gewollt. Bedenket wohl die Verantwortung, wenn später durch ein solches „Nichtwollen“ Uneinigkeit eintreten sollte!

Es ist aber auch kaum anzunehmen, daß sich solche in unserer Freikirche finden werden, welche aus bloßem Eigenwillen den Einigungsversuchen widerstreben. Solche würden sich schwer gegen ihres himmlischen Königs Willen verüßigen, welcher noch kurz vor Seinem bitteren Leiden und Sterben in Seinem hohenpriesterlichen Gebete darum bittet, daß die Seinen einig sein möchten. — Die Furchtsamen mögen an die Geschichte denken, welche Ev. Matth. 14 erzählt wird. Jesu Jünger fuhrten in einer Nacht über das Meer und hatten viel von Sturm und Wellen zu leiden. Da, — während sie schon durch den Sturm Not genug hatten —, sehen sie auf dem Meere einen Mann dahinwandeln. Voll Grauen sehen sie auf den Mann; ein „Gespenst“, schreien sie. Näher kommt das vermeintliche Gespenst; größer wird ihr Grauen. Da — sehen sie: Es ist Jesus. Die Furcht ist vorbei, sie nehmen ihren Jesus auf in das Schiff, und vorbei sind Sturm und Wogenbraus. Die Not hat ein Ende. — Das vermeintliche Gespenst missourischer Lehre ist unserem Kirchenschifflein auch immer näher gekommen, jetzt wollen wir es in der Nähe besehen. Ist es Jesus, d. h. die Wahrheit, dann wollen wir dieselbe mit Freuden in unser Kirchenschifflein aufnehmen, und das Grauen vor dem vermeintlichen Gespenst wird ein Ende haben.

Schließlich sei an unsere Gemeinden die dringende Aufforderung gerichtet, treulich für das Gelingen dieses Gott wohlgefälligen Werkes zu beten, damit es uns am Segen und Beistande unseres Gottes nicht fehle. Gedenket unserer vor allem in den Tagen des Kolloquiums. Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist.“

Nachrichten und Bemerkungen.

Die Amtsniederlegung des mecklenburgischen Superintendenten Hardeland betreffend, gedachten wir zwar den gegen uns gerichteten Angriff der „N. L. R.-Z.“ auf sich beruhen zu lassen, wie aus anderen Gründen, so namentlich deswegen, weil wir uns von einer Verteidigung unserer eigenen Person gegen ziemlich plumpe Schlussfolgerungen, welche man aus unseren auf jener Seite nicht verstandenen Sätzen ziehen zu dürfen geglaubt hat, wenig Vorteil für die Sache versprochen. Nachdem nun aber Herr J. v. M. (Julius von Malgahn-Doberan) im „Mecklenburger“ eine weitläufige Verteidigung Hardelands (gegen die Oberkirchenräte Giese und Barb) veröffentlicht hat, deren Inhalt uns schon bekannt war und welcher genau dem von uns ausgesprochenen Urteile zu Grunde lag, ist es uns doch etwas eigentümlich erschienen, daß die „N. L. R.-Z.“ nun mit jenem Artikel „wesentlich übereinstimmt“, während sie kurz zuvor noch uns „die Verantwortung für diesen Bericht überlassen“ zu sollen meinte. Noch mehr aber wundert es uns, daß man dort auch den zur Verteidigung Hardelands dienen sollenden Sätzen, welche teils jenen für die mecklenburgische Landeskirche bezeichnenden hochkirchlichen Zug verraten, teils Hardeland als einen Synkretisten erscheinen lassen

(und der sollte „Einfluß“ üben!), ganz ohne Bedenken zugestimmt hat. Erstes betreffend, lesen wir da z. B.: „Zwar auch mit einer viel weniger bedeutenden Persönlichkeit an der Spitze wird diese Behörde immer Autorität für sich in Anspruch nehmen dürfen.“ Zu Harbelds Empfehlung aber soll es dienen, daß er als „konzilient im Umgange mit Theologen der verschiedensten Richtungen“ gerühmt wird. In Zusammenfassung aber beider Irrtümer, des hochkirchlichen wie des synkretistischen, heißt es dann auch: „Ohne eine feste Leitung, wie Präsident Kliefoth sie übte, und ohne die weise, ausgleichende, die von Harbeldand zu erwarten war, kann leicht etwas von theologischer und geistlicher Anarchie in Mecklenburg einreißen. Der Oberkirchenrat als Behörde, ohne starke persönliche Autorität, wird folchem Unheil nicht steuern können.“ Nicht zu verwundern ist, daß dieser v. M.'sche Artikel den Oberkirchenrat zu einer offiziellen „Erklärung“ veranlaßt hat, nach welcher der Bericht desbeselben „unrichtig“ und „die Wahrheit entstellend“ genannt, übrigens aber, weil es sich um „vertrauliche amtliche Vorgänge“ handle, über die Sachen selbst Schweigen beobachtet wird. Mögen aber immer die Dinge sich verhalten, wie sie wollen: So viel ist gewiß, daß auf seiten Harbelds sowohl wie auf derjenigen seiner Gegner Begriffe von der Götlichkeit des Berufes zu Tage getreten sind, die weder lutherisch noch christlich sind. Wenn das Amt eines landeskirchlichen Superintendents zu bürokratisch ist, der sollte es nicht übernehmen, am wenigsten als Vorschule für das eines Oberkirchenratspräsidenten. Was wollte aber werden, wenn alle in kirchlichen Diensten Stehende ihr Amt verlassen wollten, sobald sie, nach ihrer eigenen oder anderer Leute Meinung von der Bedeutung ihrer Persönlichkeit, das ihnen befohlene Amt für die Ausübung eines ihrer Fähigkeiten entsprechenden „Einflusses“ nicht ausreichend erachten? Die Entkräftung über unsere Bemerkung beweist nur, daß infolge der traurigen staatskirchlichen Verhältnisse die Begriffe vom Berufe in weiteren Kreisen der christlichen Einfachheit entbehren.

Der mecklenburgische Oberkirchenrat Bard fährt nach wie vor fort, seine mehr als pelagianischen Lehren unter das Volk zu bringen. So hat er, einem Berichte der „Meckl. Zeitung“ vom 8. Febr. zufolge, im „christlichen Männerverein“ aufs neue seine schon vor Jahren öffentlich ausgesprochene und verteidigte Irrlehre vorgetragen, es „erscheine“ (!) nach der Schrift, „daß die, welche das Evangelium nicht hörten, verloren seien. Doch dürfe man dies ohne weiteres nicht behaupten, der Gedanke allein wäre schon ein gräßlicher. Gott offenbare sich in jedem Menschen und sei durch das Gewissen in stetem Verkehr mit dem Menschen, dies seien die Mittel, mit denen er die Menschen vorbereite auf das Evangelium und sie am jüngsten Tage richte nach dem, was sie bei Leibesleben gehandelt. Wenn Gott dann wiederkomme in den Wolken, werde er nicht nur als Richter, sondern auch als Heiland und Erlöser kommen, und denen, welchen das Evangelium nicht geworden, dieses zum Glauben und zur Entscheidung bringen und jeden dann nach seinen Taten und seinem Verhalten richten.“ Wie dies gemeint ist, hat er in einer früher erschienenen Schrift über „das Geschick der Heiden nach dem Tode“ in einer allem wahren Christentum Hohn sprechenden Weise näher ausgeführt. Der Herr Oberkirchenrat weiß nicht oder will nicht wissen, daß „welche ohne Gesetz gesündigt haben, die werden auch ohne Gesetz verloren werden“ (Röm. 2, 12), daß die Heiden, weil sie wissen, daß ein Gott sei u. i. w., „keine Entschuldigung haben“ (Röm. 1, 20), daß der Knecht, der seines Herrn Willen nicht weiß, wenn auch weniger als der andere, so doch auch „Streiche leiden“ wird (Luk. 12, 48), daß auch der, welchen der Wächter zu warnen unterläßt, „um seiner Sünden willen sterben“ wird (Jes. 3, 18), er weiß nicht oder will nicht wissen, daß das Gewissen nur Gesetz, nicht aber Evangelium enthält, denn er weiß nichts von dem Unterschiede von Gesetz und Evangelium, weil er weder das eine noch das andere kennt, er weiß nichts und will nichts wissen von der Tiefe des erbündlichen Verderbens, von der Gerechtigkeit des Glaubens vor Gott, welche ihm nicht die durch den Glauben ergriffene Gerechtigkeit Christi, sondern das gläubige Verhalten der Menschen ist, zu dem nach seiner wie auch nach der päpstlichen Meinung schon bei den Heiden eine gewisse „Prädisposition des Herzens“ vorhanden sein soll. Dahin führt eine „Theologie“, welche sich nicht auf die Schrift gründet, sondern teils aus der Vernunft, teils aus dem Gefühl, teils aus gewissen herkömmlich gewordenen eitlen Phrasen zusammengesetzt ist. Warum nicht gar auch die Ewigkeit der Höllestrafen überhaupt leugnen? Denn ist nicht der Gedanke allein auch schon ein „gräßlicher“? Armes Mecklenburg, das solchen Irrgeistern schußlos preisgegeben ist. Man hat versuchen wollen, durch Einschleiben eines Mannes wie Harbeldand den vorhandenen Schaden eine Zeit lang verkleinern und die „verschiedensten Richtungen“ versöhnen zu können, aber das Tünchen (Jes. 13) scheint auch vor den Menschen nicht mehr helfen zu wollen. Spricht man doch schon davon, daß der nun auch in Mecklenburg keimende Ritschianismus auf eine Aera Bard seine Hoffnung setze.

Hannoversche Landeskirche. Die Luthardtsche Kirchenzeitung ergreift sich in allerlei Vermutungen über einen etwaigen Nachfolger D. Meijers

als Landeskonfistorialpräsidenten und fügt hinzu: „Hoffentlich fällt die Wahl auf eine Persönlichkeit, die fest auf dem Bekenntnis der reinen lutherischen Lehre steht und unbeirrt das Recht der lutherischen Landeskirche vertritt, auf einen Mann, der das Vertrauen der Geistlichkeit besitzt oder sich dasselbe zu erwerben versteht.“ Beides sind unseres Dafürhaltens unvereinbare Forderungen. Denn „fest auf dem lutherischen Bekenntnis stehen“ und zugleich das Vertrauen einer „Geistlichkeit“ besitzen, welche aus den verschiedenartigsten, gläubigen und ungläubigen Elementen zusammengesetzt ist, ja „fest auf dem Bekenntnis stehen“ und dabei das Ruder einer Staatskirche führen, wie sie nun einmal beschaffen ist, in dem Sinne der Erhaltung der Staatskirche als solcher, das ist allerdings ein Ding der Unmöglichkeit. Doch vergessen wir nicht, was man in jenen Kreisen unter „Stehen auf dem Bekenntnis“ eigentlich versteht. Es ist damit ja keineswegs ein wirkliches Bekenntnis in der Praxis gemeint. Denn das wäre ja, wie uns der Leipziger Missionsdirektor jüngst belehrt hat, ein „neues“ Bekenntnis. Es ist vielmehr offenbar nur dies gemeint, daß man in der Theorie die Bekenntnisse für wahr halte und ihr Zurechtbestehen anerkenne. Und allerdings giebt das erfahrungsmäßig einen Kirchenregenten, wie man ihn sich nur wünschen kann: „Orthodox“ im höchsten Grade (in der Theorie natürlich), in der Praxis aber so uniert wie möglich. Daß dies die Meinung der Luthardtschen Kirchenzeitung ist, erhellt wie aus anderen bekannten Umständen, so auch daraus, daß es ihr „wünschenswert“ erscheint, „daß der jetzige Kultusminister Dr. Bosse, der die hannoverschen kirchlichen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt, vor einem Scheiden aus seiner jetzigen Stellung, die ja den Zeitungen nach zu erwarten sein soll, noch ein entscheidendes Wort in betreff der Besetzung der Stelle möchte in die Waagschale werfen können“.

„Gefahr“ der Separation? Immer wieder muß man von „Gefahr“ der Separation lesen. So neuerdings wieder in einem „Noch ein Wort zu der Petition in Würtemberg“ überschriebenen Artikel der Luthardtschen Kirchenzeitung. Da wird gesagt, jene Petition sei im vollen Rechte auch damit, „daß auf die Gefahren für den Fortbestand der evangelischen Volkskirche hingewiesen wird“ und: „Eine Gefahr ist dabei nicht ausgesprochen, nur vielleicht von ferne angedeutet, die Gefahr freikirchlicher Separation. Durch eine solche würde der Volkskirche schließlich das geistliche Salz entzogen, und die Gese zurückgelassen.“ Wie oft sollen wir es wiederholen, daß die Behauptung, die Staatskirche sei (und zwar jetzt noch!) Volkskirche, eine offenbare Unwahrheit ist? Wie oft sollen wir daran erinnern, daß, so lange die lutherische Freikirche im Lande, mitten unter dem Volke bleibt, dem Volke das Licht und Salz derselben keineswegs entzogen, sondern viel besser bewahrt bleibt als es in der Staatskirche möglich ist, da dasselbe gerade in der Staatskirche infolge fortgehenden Ungehorsams gegen Gottes klares Wort in Lehre und Leben vielmehr immer dummer wird? Von wirklicher Gefahr kann somit in Wahrheit nicht sowohl für die Seelen, als vielmehr nur für die staatskirchliche „Institution“, deren „Organismus“, d. i. offen gesagt, nur für einen pharisäischen Kirchenbegriff, für Pfündeninhaber u. dergl. die Rede sein.

Die Größe des Vermögens, über welches der Papst verfügt, läßt sich daraus berechnen, daß er einen Jahreszins von 100 Millionen Mark davon bezieht. Er besitzt also rund 2500 Millionen Mark. Diese Summe ist in englischen Banken und englischem Hausbesitz angelegt, da der Papst offenbar den römisch-katholischen Vändern wegen ihrer revolutionären Neigungen nicht recht traut und ihm in Geldsachen die Evangelischen zuverlässiger zu sein scheinen. In obiger Summe sind natürlich die Millionen, welche alljährlich der Peterspfennig einbringt, nicht mitgerechnet. Von diesem „Peterspfennig“ erhält jeder Kardinal ein Jahrgehalt von 24000 Mark, wozu bei den italienischen Kardinalen noch eine Staatsbeholdung von 32000 Mark kommt, das macht zusammen 56000 Mark. Ferner werden aus dem Peterspfennig noch 370000 Mark an italienische Bischöfe abgegeben. Wie viele Glieder der römisch-katholischen Kirche bei uns, die ihre Scherlein zum Peterspfennig so gewissenhaft geben wie Evangelische zur Mission, mögen obiges wissen? Die italienischen Katholiken, die es wissen, geben so viel wie nichts dazu; die „dummen Deutschen“ aber lassen sich ausbeuten.

Im Berliner evangelischen Vereinshaus werden (wie im Münchener und Würzburger auch) den Winter hindurch an Vereinsabenden Vorträge gehalten. Einen derselben (den ersten) hielt Oberkonfistorialrat Prof. Dr. theol. Weiß von Berlin über „das Evangelium und die Evangelien“. Ein einziger Satz desselben zeigt, was der Mann da vortrug. „Wer aus dem Worte Gottes, das Er in den Apostelbriefen zu uns redet, Heil und Frieden schöpft, der streitet nicht um die Glaubwürdigkeit der Erzählungen aus dem Leben Jesu, die doch der Kritik ausgesetzt sind.“ Das heißt mit anderen Worten: Die vier Evangelien und was sie erzählen, braucht gar nicht alles wahr zu sein. Was davon wahr ist und was nicht, darüber hat die „Kritik“, die Geschicklichkeit der Professoren, zu entscheiden. Deswegen steht aber doch „das Evangelium“ — nämlich was eben der Herr Oberkonfistorialrat oder sonst ein Pro-

feffor sich darunter denkt — fest und kann aus den Briefen der Apostel geschöpft werden. Wenn nun aber, wie es ja der Fall ist, die „Kritik“ auch diese Briefe als teilweise oder ganz unecht erweist, was dann? Dann soll man's wohl dem Herrn Weiß glauben, daß die Kritik unecht hat? Es ist das alte jammervolle Spiel der falschberühmten „Wissenschaft“ unserer Tage, die für das Wort hochnäsiger Professoren mehr Glauben fordert als für das Wort unseres Gottes. Und daß eine Landeskirche, deren Leiter dieser falschen „Wissenschaft“ huldigen, des Unglaubens auf Ratheder und Kanzel sich nicht zu erwehren vermag, ist sehr begreiflich.

Beim Gottesdienst an des Kaisers Geburtstag wurde jüngst in der durch ihre schöne Restauration bekannt gewordenen Schloßkirche in Wittenberg zum Eingang ein — Paradeumzug, mit Militärmusik, vorgetragen. Folgerichtig hätte nur auch der Garnisonskommandant die Predigt halten sollen. („Freimund.“)

Bücher-Anzeige.

Dr. Martin Luthers Sämtliche Schriften. Neunter Band. Auslegung des neuen Testaments. Schluß. Luthers große Auslegung der Epistel an die Galater und die übrigen evangelischen Schriften. St. Louis, Mo., Concordia Publishing House, 1893. XI und 1895 Spalten. Groß 4^o. Preis 15 M. Zu beziehen durch den Schriftenverein der sep. ev.-luth. Gemeinden in Sachsen (Zwickau, Mittelstr. 24).

Diesen neuen, in bekannter trefflicher Ausstattung erschienenen Band wissen wir unseren Lesern nicht besser zu empfehlen, als mit folgenden Worten Herr Prof. Gräbners in Nr. 24 des „Lutheraners“ vom vorigen Jahre: „Unter allen den bisher erschienenen Bänden der von unserer Synode mit großen Kosten veranstalteten neuen Ausgabe der Schriften des größten Schriftgelehrten seit der Apostel Zeit ist außer den beiden ersten Bänden, welche Luthers Auslegung des ersten Buchs Röse enthalten, keiner, der in gleichem Maße wie dieser vorliegende, soeben im Druck vollendete es verdient, sei es in der Studierstube des Predigers, sei es in allen Christenhäusern, in stetem Gebrauch zu stehen, gelesen, wieder gelesen, nochmals gelesen, fleißig und anhaltend studiert, als ein unbezahlbarer Schatz mit Freuden in's Herz geschlossen zu werden. Denn dieser Band enthält zunächst, und zwar in einer sich enger an die lateinischen Worte Luthers anschließenden, für diese Ausgabe hergestellten trefflichen Uebersetzung, die köstliche größere Auslegung Luthers über die Epistel Pauli an die Galater, sodann Luthers Predigt über Eph. 6, 10—17, Luthers Auslegungen einzelner Teile des ersten Briefs an Timotheus, seine Auslegung des Spruches Tit. 2, 13, seine Auslegung der ersten Epistel St. Petri in erster und zweiter Bearbeitung nebst fünf Predigten über Teile dieses Briefs, seine Auslegungen über die zweite Epistel Petri, seine Auslegungen des ersten Briefes St. Johannis und einzelner Teile desselben, seine Auslegung der Epistel St. Judä, sowie endlich, Auslegungen vieler schöner Sprüche heiliger Schrift, welche Luther eilichen in ihre Bibeln geschrieben“, und „kurze Anmerkungen, welche Luther mit eigener Hand in sein Exemplar des neuen Testaments geschrieben“. — Die edelste Perle unter den hier genannten Schriften Luthers ist und bleibt die große Auslegung des Galaterbriefes, die in dieser Ausgabe 773 Spalten füllt. Seit der Letzte unter den seligen Aposteln, die aus Eingebung des Heiligen Geistes geschrieben haben, die Jeder aus der Hand gelegt hat, ist auf dem Erdenrunde keine Schrift an's Licht getreten und auf unsere Zeit gekommen, die bei gleichem Umfang einen gleich köstlichen Inhalt aufzuweisen hätte wie diese Auslegung des Briefes Pauli an die Galater. Athanasius, der größte Theologe des christlichen Altertums, Augustinus, Ambrosius, Chrysostomus, Hieronymus, die gelebt und gewirkt haben, ehe die Nacht des Papsttums hereinbrach, Chemnitz, Gerhard und alle ihre hochbegabten Zeitgenossen in dem großen Chor der rechtgläubigen Theologen der lutherischen Kirche haben allesamt in allen ihren Schriften kein würdiges Seitenstück zu diesem Buche aufzuweisen, und selbst unter Luthers Schriften ist von gleichem Umfang keine, die mit gleichem Glanze leuchtete wie dies köstliche Kleinod gediegener, herzerquickender, gottbegnadeter Schriftauslegung; denn nirgends wieder hat Luther, dieser große Prediger der Gerechtigkeit, so reich und ausführlich, so tief und hoch, so licht und klar, so innig und warm und süß, so ergreifend und hineinreichend und überwältigend die große, herrliche Hauptlehre der Schrift und des christlichen Glaubens von der Rechtfertigung des armen Sünders aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben gehandelt, wie in dieser Auslegung des Galaterbriefes. Dies ist vornehmlich daraus zu erklären, daß außer dem Römerbrief kein Buch der heiligen Schrift so tief in das Verständnis dieser Lehre einführt und dieselbe so hell und klar um sich leuchten läßt wie eben der Galaterbrief, und daß wir von Pauli großem Schüler keine Auslegung des Römerbriefes im Zusammenhange haben, sondern Luther auch das,

was er aus dem tiefen, vollen Born der Epistel an die Römer geschöpft, in dieser Erklärung der Epistel an die Galater niedergelegt hat. Selig ist darum der Mensch zu preisen, der dies Buch unter des Heiligen Geistes Gnadenbeistand mit Andacht lesen, seinen Inhalt gläubig erfassen, seine Trostesfülle empfinden darf; er wird Grund und Ursache haben, die Stunden, welche er auf das Lesen dieser Schrift verwenDET hat, zu den seligsten Stunden seines Lebens zu zählen. — Daß unser Doktor Luther auch in den übrigen in diesem Bande enthaltenen Schriftauslegungen ein großer Schriftgelehrter und Doktor von Gottes Gnaden ist, obgleich sie nicht alle in gleichem Maße und mit gleicher Fülle die Reichtümer der Lehre und Erkenntnis dem Leser zu Herzen führen, glaubt uns jeder, der bei Luther in die Schule gegangen ist. Gott gebe, daß sich viele die Freude und den Segen gönnen, damit Gott diejenigen erfreuen und segnen wird, welche dies Buch dankbar gebrauchen werden.“

Trostbuch beim Tode unserer Kinder. In Wort und Lied zusammengestellt von Emil Knodt, Pfarrer in Münster i. W. 308 S. 80. Preis geh. M. 3. Götting, Gust. Schloßmann.

Mit großer Belesenheit hat der Verfasser alles Mögliche zusammengetragen, was auf das Sterben der Kinder Bezügliches in geistlicher und weltlicher Literatur sich findet, nicht zum Vorteil des Ganzen, wie uns bedünkt. Denn das Trostbuch hat dadurch an Brauchbarkeit für das Volk verloren. Das Buch besteht aus folgenden Teilen: A. Gottes Wort an den Kindergräbern. B. Geistliche und weltliche Literatur. C. Gebete. II. Teil: Trost beim Tode von Kindern im Lied. Bei A hätte es unseres Erachtens genügt, die Schriftstellen anzuführen. Denn wenn ein Kind gestorben ist, sollte sich wohl auch die Mühe nehmen, die Bibel aufzuschlagen. B enthält vieles Gute und Schöne, aber auch manches, was wir lieber weghaben möchten, so den Abschnitt von J. Böhme, dessen „Quellgeist“ doch kein Schriftgeist ist, auch die Ausführung von J. G. Müller, welche falsche Vorstellungen von der Teilnahme der Gestorbenen an dem Geschehnis der Lebenden erweckt, die keineswegs in der Schrift gegründet sind. Die langen Auseinandersetzungen über die Größe des Auferstehungsleibes der Kinder sind, zumal sie natürlich zu einem gewissen Resultat nicht kommen können, überflüssig. Geradezu irrig aber ist es, wenn gesagt wird, in jenem Leben höre der Geschlechtsunterschied auf (S. 55 Anm.). Matth. 22, 30, auf welche Stelle sich der Herausgeber beruft, verneint doch nur, daß die Ehe dann statthaben werde, giebt aber in den Worten: „sie werden nicht freien noch sich freien lassen“ deutlich zu verstehen, daß der Geschlechtsunterschied bleibt. Das Beste sind die Gebete. Sehr reichhaltig ist der II. Teil, aber auch hier hätte manches neuere Gedicht weggelassen und dagegen die alten kräftigen Grab- und Trostlieder mehr Berücksichtigung finden können. — Dennoch wird das Buch in den Händen derer, die in Gottes Wort gegründet sind, ohne Zweifel Segen stiften und kann es solchen empfohlen werden. W.

Quittungen.

Für die Synodalkasse: Von Herrn Fedtkies in Königsberg durch Herrn P. Hübener in Kolberg M. 15; Kindtaufskollekte von Herrn Lehmann in Chemnitz M. 11.31.

Für Negermission: Von Herrn Gottlob Müller in Gabeln M. 3; von Herrn Scheel-Belgard durch Herrn P. Hübener M. 2; durch Herrn P. Willkomm in Planitz: aus der Missionsbüchse des Herrn Glathie in Zwickau M. 2.50, desgl. des Herrn L. Frisch in Müllern M. 4.10, desgl. des Herrn Schubert in Hartenstein M. 1.60, von Frl. A. Tröger M. 3, von Ungenannt M. 1, von Herrn Hahn M. 1; durch Herrn P. Hanewinkel in Dresden: von Herrn Neumann in Leutersdorf M. 6, von Herrn Gottlieb Steyer M. 3, aus Herrn Wilhelms Sammelbüchse M. 8; von Herrn Burmeister in Belgard M. 8; aus dem Stephanskloster vor Hannover durch Herrn P. Walter das. M. 12; von Herrn Friedr. Gustav Gläser in Chemnitz M. 3; von Herrn August Gläser das. M. 2.

Für Seidenmission: Dankopfer von J. V. durch Herrn P. Hempfing M. 3; Kollekten in Müllern durch Herrn P. Willkomm M. 5.70.

Für Judenmission: Von — e durch Herrn P. Willkomm M. 10. Für innere Mission: Herrn Carl Meßlers Hochzeitskollekte durch Herrn P. Schneider in Frankenberg M. 7.53; von vier Jungfrauen in Chemnitz M. 5; von M. K. daselbst M. 10.

Für den Gymnasial Schrot in Fort Wayne: Epiphaniaskollekte der Gemeinde Hannover M. 32.55, desgl. der Gemeinde Rabber M. 17 durch Herrn P. Walter. Eduard Reibner, Kassierer.

Für die Kolportage des Schriftenvereins gingen ein: Beiträge: aus Niederplanitz M. 56.40; aus Grün, Lengenfeld, Plauen i. B. M. 8.80; aus Schneidenbach M. 4.80; Geschenk: aus Plauen i. B. 90 S.; aus Schneidenbach 30 S.; von Herrn P. Stallmann in Alendorf a. O. M. 3; von V. in H. M. 5. Ernst Braun.

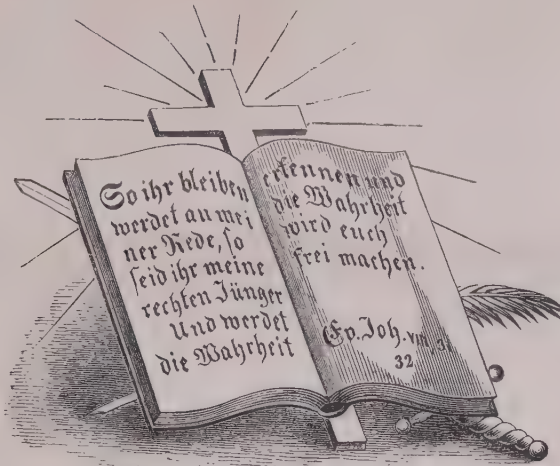
Berechtigung. Nr. 5 Seite 34 Sp. 2 Z. 19 v. o. lies Wert statt Wort.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

zur
Belehrung und Erbauung
für
evangelisch-lutherische
Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die L. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 19. No. 7.

Bwickau in Sachsen.

25. März 1894.

Ostern.

Ostern ist das Siegesfest unseres hochgelobten Herrn und Heilandes Jesu Christi, wo er durch die Herrlichkeit des Vaters ist auferweckt worden und glorreich aus Grab und Tod hervorgegangen, nachdem er Tod, Teufel und Hölle besiegt und unter die Füße getreten. Darum ist Ostern aber auch unser aller, aller wahren gläubigen Christen, fröhliches Siegesfest, denn nur für uns, für uns hat der Heiland den Tod gelitten, Tod und Hölle überwunden, all seine und unsere Feinde besiegt, so daß wir nun los und frei sind von ihrer Macht und Gewalt: des zu einem Zeugnis und Siegel ist Christus am dritten Tag vom Tod auferstanden, ist seinen Jüngern als der Auferstandene erschienen und hat sie für uns und alle Welt zu Zeugen seiner Auferstehung gemacht. Ja, die Auferstehung unseres Herrn Jesu Christi — das kündlich große und offenbarliche Zeugnis seines Sieges über Tod, Teufel und Hölle, das stete Jubellied in aller Christen Mund und Herzen, jetzt und in Ewigkeit! Denn wer kann rechte Ostern halten ohne Lob und Dank, ohne Jubel und Freude? Ach, daß uns Gott in Gnaden verleihen möge, auch dies Jahr rechte Ostern zu feiern!

Soll das aber bei uns geschehen, so ist vor allem nötig, daß wir des Sieges Christi und der Kraft seiner Auferstehung, von der St. Paulus Phil. 3, 10 redet, im Glauben gewiß werden, denn nur ein solches, seiner Erlösung und Seligkeit gewisses Herz kann sich wahrhaft freuen, jubeln und lobsingeln. Zu solcher Gewißheit des Glaubens an den Sieg Christi über Tod und Hölle will uns der heilige Apostel ganz besonders auch im 10. Kapitel der Epistel an die Römer helfen, wo er in so überaus schönen herrlichen Sprüchen von der Gerechtigkeit des Glaubens handelt im Unterschied von der Gerechtigkeit des Gesetzes. Da lehrt uns St. Paulus, daß wir nicht nötig haben, erst hinauf in den Himmel oder hinab

in die Tiefe zu fahren, um Christum dort zu suchen oder zu holen, sondern hier, hier in seinem Wort des Evangeliums, das wir hören und das wir im Mund und Herzen haben, in diesem Wort haben wir den Herrn Christum und zugleich mit ihm alle seine Güter und Schätze, sowie seinen Sieg über Tod und Hölle. Um selig zu werden, sich des Sieges Christi zu freuen, ist darum nur Eins not, nämlich das Wort recht zu fassen, das Wort gläubig in Mund und Herzen zu haben und festzuhalten, dann wird bei uns die herrliche Verheißung erfüllt Röm. 10, 9. 10: „So du mit deinem Munde bekennest Jesum, daß er der Herr sei, und glaubest in deinem Herzen, daß ihn Gott von den Toten auferwecket hat, so wirst du selig. Denn so man von Herzen glaubet, so wird man gerecht, und so man mit dem Munde bekennet, so wird man selig.“ Fürwahr, eine herrliche Verheißung, wohl dazu geeignet, ein Herz seines Glaubens fest und gewiß zu machen.

Wollen wir aber den Sinn dieser Worte St. Pauli Röm. 10, 9. 10 und die Kraft der darin liegenden Verheißung recht verstehen, so ist zunächst die Frage, inwiefern knüpft der heilige Apostel hier die Seligkeit an das Mundbekenntnis, indem er wiederholt sagt, wir sollten mit dem Munde bekennen Jesum, daß er der Herr sei, denn so man mit dem Munde bekenne, so werde man selig? Macht doch nur der Glaube selig, und sind dazu schlechterdings keine äußeren Werke nötig, die nur die Früchte des Glaubens sind. So ist auch das Bekennen Christi mit dem Munde und vor Menschen ein äußeres Werk, eine Frucht des Glaubens, und zwar freilich eine ganz notwendige, weshalb niemand selig werden kann, der Christum nicht bekennet vor den Menschen. Will er, der Herr, doch einen solchen auch nicht bekennen vor seinem himmlischen Vater. Nun darf man ja freilich Röm. 10, 9. 10 beides, Herzensglauben und Mundbekenntnis, nicht voneinander trennen, aber dennoch, dennoch wäre es immer ein Widerspruch gegen

die Lehre vom Glauben und von der Rechtfertigung, wollte man in dieselbe irgendwie das äußere Bekennen des Namens Christi als seligmachend mit hineinziehen. Es muß unumstößlich fest bleiben bei dem, was der Herr verheißt Marci 16, 16: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig“, — wie ist es darum zu verstehen, daß St. Paulus sagt Röm. 10, 10: „Wer mit dem Munde bekennet, wird selig?“ Da merke, lieber Leser, St. Paulus meint hier Röm. 10, wenn er vom „Bekennen“ spricht, gar nicht das Bekennen Christi vor Menschen, insofern es eine Frucht des Glaubens oder ein Stück des neuen Gehorsams ist, es würde das ja gar nicht in den ganzen Sinn und Zusammenhang dieses Kapitels passen. Will uns doch St. Paulus vielmehr Röm. 10 nur lehren, daß Christus des Gesetzes Ende sei, Vers 4, er will uns lehren, daß zum Seligwerden keinerlei Werk nötig sei, keinerlei menschliches Rennen und Laufen, gen Himmel oder in die Tiefe fahren, um Christum da zu suchen oder zu holen, nein, sondern St. Paulus will uns Röm. 10 die große, wichtige Hauptlehre geben, daß wir Christum haben in seinem Wort, und dieses Wort Christi wird uns gepredigt, es ist uns gegeben, wir haben und führen es in unserem Munde, Vers 8. Wie wir im heiligen Abendmahl Christi Leib und Blut mit dem Munde empfangen, zum Zeugnis und Siegel, daß wir sie wahrhaftig bekommen, so haben wir auch Christi Wort im Munde, wenn wir es bekennen, und es gilt dabei nur, das Wort, das wir im Munde führen, auch wirklich von Herzen zu glauben. Vom Bekennen mit dem Munde redet also hier der heilige Apostel nur, insofern es teils der Weg und das Mittel ist, das Wort, das wir bekennen, auch zu glauben, teils und besonders insofern das Bekennen des Wortes ein Zeichen ist, daß wir daselbe wirklich haben, also es auch aufgenommen und uns zugeeignet haben und dadurch zum Glauben gekommen sind. So macht uns Gott das Seligwerden überaus leicht: durch die Predigt des Evangeliums legt er uns sein Wort in Herz und Mund, und so sind und werden wir selig, wenn wir nur dieses sein Wort mit Herz und Mund aufnehmen, es bekennen und glauben. Das ist es, was St. Paulus Röm. 10 im Gegensatz gegen alle Gesetzespredigt uns lehren will, wie er darum in demselben Zusammenhang auch Vers 17 sagt: „So kommt nun der Glaube aus der Predigt“, als dem Bekennen, Führen und Treiben des Wortes Christi.

Aber was bezeichnet nun St. Paulus Röm. 10, 9 als den Inhalt des Wortes, das wir bekennen und glauben sollen? Dieser Inhalt sind die großen göttlichen Thaten des Heils, auf denen unsere Erlösung und Seligkeit beruht, es ist der Sieg Christi über Tod, Teufel und Hölle. Denn nichts anderes als diesen Sieg Christi meint der heilige Apostel, wenn er sagt, daß wir „mit dem Munde bekennen sollen Jesum, daß er der Herr sei“. In ganz gleichem Sinne spricht St. Paulus auch Phil. 2, 11, daß „alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei“. Was heißt das aber, daß er der Herr ist? Hiermit ist nicht blos die ewige Gottheit unseres Herrn Jesu Christi verstanden, nach welcher er von Ewigkeit her der Herr ist über alles, sondern ganz vornehmlich müssen wir hierbei an das Werk der Erlösung, an den Sieg Christi denken. Als unser Heiland und Seligmacher ist Christus der Herr, wie wir auch im zweiten Artikel in unserem Katechismus ihn bekennen, weil er über Tod, Teufel und Hölle siegt und des Teufels Reich zerstört hat; darum ist er der Herr, weil er nach vollbrachtem Sieg nun das Reich und alle Gewalt hat im Himmel und auf Erden, er ist nun der Herr, weil er kraft seines Siegs über

Tod und Hölle sich auch mit seiner verklärten Menschheit gesetzt hat zur Rechten Gottes, und ist als der Herr mit seinem Reich und seiner Herrlichkeit bei uns alle Tage bis an der Welt Ende. Jesum bekennen, daß er der Herr sei, heißt darum nichts anderes, als bekennen, daß Jesus von des Teufels Gewalt uns erlöst hat, daß er, der Herr Jesus, nun unser Haupt und himmlischer König ist, in dessen Reich wir sind und leben als Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen, als erlösete und selige Kinder Gottes. Darum bringt der heilige Apostel Röm. 10, 9 hiermit auch die Auferstehung Christi in so nahen Zusammenhang, als Zeugnis und Siegel, daß Jesus der Herr sei, indem er hinzufügt, wir sollten „glauben in unseren Herzen, daß ihn Gott von den Toten auferweckt hat“. Denn darin ist es ja uns und aller Welt geoffenbart und kundgethan, daß Jesus der Herr ist, weil Tod und Hölle ihn nicht mehr haben halten können, sie hatten keine Macht und Gewalt mehr über ihn, nachdem Christus am Kreuz alle unsere Sünden vollkommen bezahlt, den Fluch getragen, das Gesetz erfüllt und der göttlichen Gerechtigkeit die vollkommene Genugthuung geleistet. Kraft dieses seines Sieges über Tod und Hölle ist Christus auferstanden vom Tode, er ist auferweckt durch die Herrlichkeit des Vaters, wie es Röm. 6, 4 heißt, d. i. er ist auferweckt dadurch, daß ihm Gott der Vater seine Herrlichkeit gegeben, ihn in seiner Auferstehung als unseren Mittler, Bürgen und Stellvertreter mit seiner Herrlichkeit bekleidet hat. So sollen wir von Herzen glauben, daß Christus von den Toten auferstanden ist und die himmlische Herrlichkeit als sein und unser himmlisches Gut und Erbteil empfangen hat, ja, sie für uns empfangen hat, damit auch wir sie in ihm haben und besitzen sollen und durch diesen Glauben unserer Erlösung, der Vergebung unserer Sünden und des ewigen Lebens felsenfest gewiß werden.

So rühmen und bekennen wir denn am heiligen Osterfest, daß Jesus der Herr sei, wir rühmen und bekennen das mit unseren fröhlichen Osterliedern, womit wir Christi Auferstehung und seinen Sieg über Tod und Hölle feiern, wir bekennen diesen Sieg in allen unseren Gebeten, worin wir Christum loben, danken und preisen für die Erlösung unserer Seelen, die er für uns vollbracht, für die Seligkeit, die er uns erworben hat, wir bekennen Christi Sieg über Tod und Hölle vornehmlich auch in der Predigt des Evangeliums, die zu Ostern unter uns erschallt: da ist unsere Zunge voll Rühmens und unser Mund voll Lachens, denn der Herr hat die Gefangenen Zions erlöst, er hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich. So lasse dieses Wort von Christi Tod und Auferstehung und von seinem herrlichen Sieg über Tod und Hölle auch in deinem Munde sein, mein lieber Christ, auch wenn es nur in tiefer Einsamkeit und im Kämmerlein wäre, wo du den Namen des Herrn anrufst (Röm. 10, 13), und siehe, wie dieses Wort dich wahrhaftig selig macht. Denn in diesem Wort oder Bekenntnis von Christi Sieg, Tod und Auferstehung hast du diesen Sieg ja selbst und bist mit Christo geistlich auferstanden und ins himmlische Wesen versetzt. Dies alles wird dir mit und in Christi Wort geschenkt und gegeben, und dies Wort ist dir nahe, wie St. Paulus spricht, du hast und bekenne es ja mit deinem Munde: so gewiß du darum das Wort, das du bekenne, im Munde hast, so gewiß ist es auch dein mit allem, was es sagt und verheißt, — es müßte denn sein, daß du ein Heuchler wärest, der im Herzen verwirrt und verachtet, was er mit dem Munde bekennt. Das sei ferne! Wenn St. Paulus Röm. 10, 10 sagt: „Wer mit dem Munde bekennt, wird selig“, so meint er ohne

Zweifel, daß solches Bekenntnis aufrichtig geschieht und von Herzen geht, daß es also unzertrennlich verbunden ist mit wirklichem Glauben. Gerade das will der heilige Apostel aber lehren: um selig zu werden, gilt es nur, daß du diesem Wort, das du im Munde hast, von Herzen beifällst, es gilt nur, daß dein Herz wirklich glaubt, was dein Mund bekennt und spricht, d. i. daß du dir dies Wort, das du bekenneest, das du als die göttliche, untrügliche Wahrheit bekenneest, auch deinen Trost und deine einzige Zuflucht sein lässest im Leben und im Sterben. So ist der ganze seligmachende Glaube nichts als ein wahrhaftiges Bekennen des Wortes ohne Trug und Heuchelei, ein rechtes Fassen des Wortes, ein Haben, Halten und Bewahren des Wortes in Mund und Herzen als alleinigen Grund unserer Hoffnung und Zuversicht.

Nur in dieser Gewißheit und Freude des Glaubens können wir rechte Oftern halten. Ach was für arme, elende Leute sind es darum, welche meinen, ein Christ könne und dürfe seiner ewigen Seligkeit nicht gewiß sein! Können doch solche sich nicht wahrhaft freuen und darum haben sie auch keine rechte Oftern. Der wahre Christenglaube ist ein fröhlicher Glaube: ist doch Christus wahrhaftig der Herr, der zur Rechten Gottes sitzt, ist sein Sieg doch längst ausgefochten, wir sind längst erlöst, die Welt ist versöhnt, Vergebung der Sünden und Seligkeit erworben, so gewiß wir glauben, daß Christus von den Toten auferstanden ist. Darum ermahnt uns St. Paulus 1 Thess. 5, 16: „Seid allezeit fröhlich“, und Phil. 4, 4: „Freuet euch in dem Herrn allewege“, er lehrt Röm. 14, 17: „Das Reich Gottes ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist“, und ausdrücklich fügt er hinzu: „Wer darinnen Christo dienet, der ist Gott gefällig und den Menschen wert.“ Das walte Gott in Gnaden.

Br.

Predigt

im deutschen Gottesdienst der Konferenz der Leipziger Missionare in der Jerusalemkirche zu Tranquebar am Sonntag Septuagesimä 1893 gehalten (und als ein geringes Zeugnis wider den synkretistischen Zeitgeist veröffentlicht) von Missionar Th. Näther.

(Schluß.)

III.

Wenn die brüderliche Eintracht so fein und lieblich ist, müssen wir ihr dann nicht nachtrachten? Falls die Einigkeit im Geist bei uns herrscht, müssen wir dann nicht fleißig sein, sie zu halten durch das Band des Friedens? Oder falls sie in der Wahrheit nicht vorhanden, sondern nur eine mangelhafte, bloß äußere Einheit wäre; falls nicht die Einmütigkeit im Glauben, Lehren, Bekennen und Lieben, sondern nur eine äußere Gleichförmigkeit bei innerem Zwiespalt bestände, sollten wir da nicht Davids Wort zu Herzen nehmen: „Suche Frieden und jage ihm nach?“ Ja, dazu eben will unser Gotteswort nicht nur mit dem Preise der Lieblichkeit der rechten brüderlichen Eintracht, sondern besonders mit dem Wörtlein „Siehe!“ uns ermuntern. Siehe, wie fein und lieblich die Eintracht ist. Da hilft kein bloßes Reden von der Eintracht als einer Sache, die etwa in weiter Ferne oder bei anderen Leuten sich befindet und für uns etwa auch wünschenswert ist. Nein, wie die Hirten eilend kamen, die Geschichte in Bethlehäm zu sehen, so sollen wir der Eintracht nachjagen, daß wir selbst ihre Lieblichkeit sehen und die Freundschaft des Herrn schmecken.

Wie sollen wir also der brüderlichen Eintracht nachtrachten? Ist es der Weg des Schweigens und des Gehenslassens, den wir

einzuschlagen haben, damit wir nicht Friedens- und Ruhestörer genannt werden? Dann würde der Kirchenfriede eine Art Kirchhofsfriede sein und der Herr durch Jesaias von uns mit Recht sagen: „Alle ihre Wächter sind blind; sie wissen alle nichts; stumme Hunde sind sie, die nicht strafen können, sind faul, liegen und schlafen gerne.“ Oder wenn wir nicht stumm sein dürfen, genügt es da nicht zu rufen: Friede, Friede! und nun abzuwarten, wer dem Rufe folgt, oder mit uns selbst zufrieden, zu denken: nun ist auch Friede, weil wir so rufen? Nein, dann würde der Herr über uns urteilen, wie über die Priester und Propheten zu Jeremia Zeiten: Sie „lehren falschen Gottesdienst und trösten mein Volk in ihrem Unglück, daß sie es gering achten sollen, und sagen: Friede, Friede! und ist doch kein Friede!“ Nein, Nachfolger Eliä sind vonnöten, die alles Widerchristliche, alles Ungöttliche, alles Halbgläubige, auch das Sinken auf beiden Seiten, nicht gutheißen oder ungestraft lassen, sondern bekämpfen mit dem Schwert des Wortes Gottes — an sich selbst zuerst und dann an den anderen. Und wenn dann ein Abab, und säß er eben auch auf einem Königsthron, einem solchen Jünger Eliä sagen würde: „Bist du, der Israel verwirret?“, so würde er antworten können mit gutem Gewissen: „Ich verwirre Israel nicht, sondern du und deines Vaters Haus, damit daß ihr des Herrn Gebote verlassen habt und wandelt Baalim nach.“ Denn bei der Beurteilung, wer die Schuld der Uneinigkeit trägt, kommt es darauf an, wer wesentlich und willentlich von der Wahrheit des göttlichen Wortes und von der Regel seines göttlichen Willens abweicht. Die Einigkeit im rechten einigen Glauben herzustellen und zu erhalten, erfordert eben einen Kampf gegen allen falschen Glauben. Denn nicht bloß die groben Sünden gegen die zweite Tafel sind zu strafen, die sind ja so offenbar, daß auch ehrbare Weltmenschen sich davor entsetzen. Sondern die Hauptsünden wider die erste Tafel, die Abgötterei, der Mißbrauch des Namens Gottes, die Verachtung und Verdrehung seines Wortes, die durch falsche Lehre und verkehrten Glauben geschehen, die sind die eigentliche Wurzel alles Zornes Gottes, die Ursache des Niederganges wahrhaften Christentums und die Quelle zeitlichen und ewigen Verderbens. Es ist kein Name gegeben, dadurch wir selig werden, als der Name Jesu Christi, und nur wer sein Wort hält und an seiner Rede bleibt, der ist sein Jünger. Wer aber das fleischgewordene und das geschriebene Wort Gottes verachtet und ihm irgend etwas abbricht, wer also nicht glaubt, der soll verdammt werden, sagt die Schrift. So man aber von Herzen daran glaubt, so wird man gerecht, und so man mit dem Munde bekennt, so wird man selig. Giebt es eine Eintracht zwischen Glauben und Unglauben, zwischen dem Halten des Wortes Gottes und dem Abbröckeln von demselben, wenn das Ende von beiden ein so diametral entgegengesetztes ist? Und ist es nicht jedermanns Pflicht, vor allem aber der Wächter Beruf, zu warnen vor der falschen Fährte, und, die sie betreten, zu kennzeichnen und zu meiden? Es ist wahr, das Dringen auf reine Lehre und reinen Glauben kann auch eine Engelsgestalt des Teufels sein, nämlich dann, wenn zu dem „recht glauben“ nicht auch das rechte „Glauben“ dazukommt. Aber damit, daß man dieser Gefahr ausweichen muß, ist man doch nicht der Pflicht ledig, auf den rechten Gegenstand (Objekt) des Glaubens, die reine Lehre, ebenso zu dringen, wie auf die rechte Art (Qualität) des Glaubens. Es gilt auch hier das eine thun und das andere nicht lassen. Wenn ein Beamter falsches Geld oder verfälschte Nahrungsmittel zuläßt, vernachlässigt er sein Amt und betrügt das Volk mit. Falsches Geld mag noch so viel Kupfer-, Silber- oder Goldgehalt in sich tragen, man nimmt es doch nicht an, wenn es nicht klingt oder eine andere Aufschrift trägt. Gefälschte Nahrungsmittel mögen immerhin noch einen gewissen

Nährwert besitzen. Aber ließe man auch nur ein Geringes nach, so könnte die Gesellschaft vor Fälschungen und Diebereien, ja vor Vergiftung sich nicht mehr retten. Gerade so sagt der Apostel: „Ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig“ und verpflichtet damit alle seine Nachfolger im Lehramte, daß sie gleich ihm wider die geringste Verfälschung der Seelennahrungsmittel kämpfen und jegliche Fälschmünzerei in Glaubenssachen brandmarken, sei es auch, daß die Widersacher sich — „Brüder“ nennen. (2 Kor. 11, 26. Gal. 2, 4. 5.)

Wenn nun mit falschem Glauben keine Gemeinschaft und kein Friede gehalten werden soll, ja wenn St. Johannes, der Apostel der Liebe, befiehlt: „So jemand zu euch kommt und bringet die Lehre Christi nicht, den nehmet nicht zu Hause, und grüßet ihn auch nicht“, so ist doch andererseits unser Beruf, daß wir mit denen, die die Lehre Christi haben, im rechten Glauben einig werden und bleiben und alles vermeiden, was eine innige Gemeinschaft stört und zerstört.

Der rechte einige Glaube kommt durch das Wort Gottes. So ist es also unsere Aufgabe, in Gottes Wort uns immer mehr zu vertiefen und darin zu suchen und zu forschen, wie die Veroenser thaten, und auch alle Hilfsmittel eifrig zu gebrauchen, die Gott in den Bekenntnissen der Väter und den Schriften der Kirchenlehrer uns geschenkt hat, die Speisekammern und Waffenlager der heiligen Schrift zu erschließen und zu erhellen. „Halt an mit Lesen, mit Ermahnen, mit Lehren“, ruft Paulus seinem Sohn Timotheus zu. Wir sollen die Christen ermahnen und die Heiden lehren, wohl uns, wenn wir das erste nicht vernachlässigen, das uns tüchtig machen kann zum Ermahnen und Lehren, nämlich daß wir immer lernen und anhalten mit Lesen. Das ist auch der Weg, wie man zur Erkenntnis des wahren reinen Glaubens kommt und darin beharrt.

Doch um zusammen mit anderen gemeinsam in dieser Erkenntnis zu stehen und zu wachsen, ist das gemeinsame Studium der Schrift und ihrer Lehren, die brüderliche Besprechung derselben und das gegenseitige Ermahnen, darin zu beharren, die Weise der Jünger Christi. War's nicht so zu Jerusalem, als der zwölfjährige Jesusknabe sich in den Kreis der Schriftforscher mischte? War es nicht so, als die Jünger angeführte der Mauern Jerusalems Jesus über die Zukunft bis zum Endgericht zu reden veranlaßten, oder als sie im Hinblick auf den Blindgeborenen über die Ursachen und den Zweck der Krankheiten oder in der Erinnerung an den auf Tabor mitschienenen Elias über dessen Vorläuferamt, oder auf dem Wege nach Bethsemane über das Wörtlein „Ueber ein Kleines“ mit ihm sich besprachen? War das nicht der Zweck der Synode zu Jerusalem, und ist es nicht der Zweck aller Synoden seitdem, auch dieser Konferenz? Wohl allen, wenn das Ziel der Einigkeit in der Wahrheit und in der Liebe erreicht wird wie damals zu Jerusalem, wo man „einstimmiglich versammelt“ war und den Heiligen Geist sich zu einem einmütigen Beschluß leiten ließ, während jetzige kirchliche Versammlungen meist dann schon für einmütig gelten, wenn sie nicht gerade wie jene Räubersynode 449 zu Ephesus enden, sondern sich darin einigen, nicht einig zu sein: *We agree to disagree*. Nein, sagt St. Paulus, „ich ermahne euch aber, liebe Brüder, durch den Namen unseres Herrn Jesu Christi, daß ihr allzumal einerlei Rede führet und laßt nicht Spaltungen unter euch sein, sondern haltet fest an einander“ — und zwar, da einerlei Rede oft sehr verschiedenen Sinn verbirgt — nicht in verschiedenem Sinn und in verschiedener Meinung, „sondern haltet fest an einander in Einem Sinn und in Einerlei Meinung.“

Halten wir die Einigkeit des Geistes auf solche Weise, trachten wir ihr so nach, so wird auch das andere aller die Frucht des Glaubens nicht ausbleiben, daß wir mit aller Demut und

Sanftmut und Geduld einer den anderen in der Liebe vertragen, daß wir nicht eitel Ehre geizig sind, untereinander zu entrüsten und zu hassen, daß wir vielmehr einander zurechtshelfen mit sanftmütigem Geist, so einer von einem Fehler übereilet würde, kurz, daß wir einer des andern Last tragen. „Ach, laßt uns löschen“, ermahnt Dr. Luther, „mit Beten, Versöhnen und durch=die=Finger=sehen, daß einer dem andern etwas zu gute halte! Daß gleich sein, daß wir im Leben und Wandel nicht einig sind und der die, jener eine andere Weise hat und wunderbar ist: das muß man lassen gehen und geschehen (doch hat's auch seine Maße). Denn man wird's doch nicht alles können zu Wolzen drehen und schnurgleich machen, was die Sitten und das Leben belanget. Wenn man nur in der rechten Lehre einig ist; da muß auch nicht ein Reitlein unreines und falsch sein, sondern muß alles rein und erlesen sein, wie von einer Taube. Da gilt kein Geduld, noch Uebersehen, noch Liebe; denn ein wenig Sauerteig verderbet den ganzen Teig, spricht St. Paulus 1 Kor. 5, 6.“

O daß wir auch diese Liebe lernten, die sich nicht ungehärdig stellet, die nicht das Ihre sucht, die nicht nach Schaden trachtet, die nicht der Ungerechtigkeit sich freut, die alles verträgt, glaubet, hoffet und duldet. Solche Liebe kennt die fünfte Bitte nicht nur auswendig, sondern auch inwendig. Solche Liebe läßt einen nicht zum Schalksknecht werden, sondern macht zum wahrhaftigen Bruder.

„Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen!“ Wollt ihr wissen, auf welchem Wege außer dem Worte Gottes und der selbstverleugnenden Liebe man dies Kleinod erlangen kann, oder welches Mittel zur Erlangung und Festigung der Eintracht das des Studiums im Worte Gottes und das der Übung in der Liebe stetig begleiten muß? Kommt, laßt uns mit den Jüngern den Herrn nach Bethsemane begleiten. Da hören wir sein hohepriesterliches Gebet, zuerst das: „Heilige sie in deiner Wahrheit, dein Wort ist die Wahrheit“, und dann das andere: „Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß sie alle eins seien, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir.“ Der Weg des Gebetes um rechten Glauben und um einigende Liebe ist von unserem Herrn und Meister vorgezeichnet und also befohlen. Denn Glauben, Liebe und Eintracht im Glauben und in der Liebe sind Gottes=Gaben, um die Er gebeten sein will, um die wir Ihn gemeinsam anrufen sollen.

„Kann ein einiges Gebet
Einer gläub'gen Seelen,
Wenn's zum Herzen Gottes geht,
Seines Zwecks nicht fehlen:
Was wird's thun,
Wenn sie nun
Alle vor ihn treten
Und zusammen beten!“

Ja, Herr, wir bitten Dich, mach uns einig im Glauben, verträglich in der Liebe, einmütig im Bekenntnis, demütig im Wandel. Wir, Deine Diener, sollen Dir gleich werden, der Du den Himmel hast verlassen, um der Welt Sünde wohl zu strafen, aber auch zu tragen. Wir sind in dies arme Heidenland gekommen, unsere verlorenen Brüder zu suchen und selig zu machen durch den Glauben an Dein Evangelium. O, Du erstgeborener Bruder, mach uns selbst zuvor eins mit Dir durch Deines Heiligen Geistes Kraft, und laß uns miteinander eins werden und eins bleiben und einander lieben nicht nur mit Worten, sondern in der That und in der Wahrheit. Segne Deine ganze Kirche, insonderheit Dein lutherisches Zion. Ja, erbarme Dich des Weinbergs, den Du gepflanzt, Du hast sein Gewächs ausgebreitet bis an das Meer und seine Zweige bis an das Wasser. Warum hast Du denn seinen Zaun zerbrochen, daß ihn zerreiße

alles, das vorübergeht. Es haben ihn zermüht die wilden Säue, und die wilden Tiere haben ihn verderbet. Gott Zebaoth, wende Dich doch, schaue vom Himmel und siehe an, und suche heim diesen Weinstock, und halte ihn im Bau, den Deine Rechte gepflanzt hat, und den Du Dir festiglich erwählt hast. Laß Dir auch unsere Mission befohlen sein, daß sie von dem Grunde nimmer weiche, auf dem sie gebaut ward, welcher ist Dein Wort und das Bekenntnis der Väter. O komm, Du großer Bauherr, in unsere Mitte! Wir bauen sonst umsonst, wo Du nicht dabei bist. Laß Dein Wort unsere Felle und unser Schwert sein, daß Jerusalem gebaut und erhalten werde und wir allesamt hinkommen in die himmlische Freistadt. Dasselbst ist Segen und Leben immer und ewiglich! Amen.

Das Kolloquium

zwischen der Hermannsburger und unserer Freikirche hat am 6. und 7. März unter starker Beteiligung der Gemeinden der erstgenannten Synode in Uelzen stattgefunden und durch Gottes Gnade zu völliger Einigung über die nachfolgenden Sätze geführt, welche in 4 Sitzungen von je 3—4 Stunden Dauer erläutert, mit Schrift und Bekenntnis belegt und durch eingehende Beantwortung aller auch aus dem Kreise der Hörer vorgebrachten Fragen und Bedenken zu allgemeinem Verständnis gebracht wurden. Diese Sätze sind — das muß wohl jetzt ausdrücklich bemerkt werden — nicht ein „Sonderbekenntnis“, sondern ein Zeugnis davon, wie gegenüber den in den betreffenden Punkten herrschenden Irrlehren das lutherische Bekenntnis als das Bekenntnis der Wahrheit uns geeinigt hat. Als solches Zeugnis feien sie zur Freude und Stärkung für alle, die Wahrheit und Frieden lieben, hiermit veröffentlicht.

1. Ueber Schrift und Bekenntnis.

1. Die heilige Schrift, das irrtumslose und unfehlbare Wort Gottes, in sich selbst fest und klar, ist die einzige Quelle, Regel und Richtschnur alles Glaubens und Lebens.

2. Die symbolischen Bücher sind nicht als Entscheidungen der Kirche anzusehen, noch auch der heiligen Schrift gleichzustellen, sondern sie sind Zeugnisse und Bekenntnisse der Kirche zu der reinen Lehre des Wortes Gottes im Gegensatz gegen aufgetretene Verfälschungen derselben.

3. Weil die Bekenntnisse der lutherischen Kirche mit der heiligen Schrift durchaus übereinstimmen, ist auch die Verpflichtung der Kirchendiener auf dieselben als eine Verpflichtung auf ihren gesamten Lehrgehalt anzusehen.

2. Ueber den Unterschied von Gesetz und Evangelium.

1. Das Gesetz lehrt, was die Menschen thun und lassen sollen, fordert vollkommene Erfüllung, offenbart Gottes Zorn über die Sünde, erschreckt, tötet, verdammt.

2. Das Evangelium ist die Lehre von Christo und der durch Ihn erworbenen Gnade Gottes, giebt und schenkt, tröstet, macht lebendig und selig.

3. Das Gesetz ist für die sicheren Sünder und für den alten Adam der Christen, sowie die Regel für das christliche Leben, das Evangelium dagegen für zerbrochene Herzen.

4. Die durch das Evangelium verkündigte Freiheit vom Gesetz ist eine Freiheit vom Ceremonialgesetz und allen Menschengeboten, nicht aber eine Freiheit des Fleisches zum Ungehorsam gegen das Sittengesetz, dessen Erfüllung, die Liebe, vielmehr durch das Evangelium in den Herzen der Gläubigen gewirkt wird.

3. Ueber die Rechtfertigung.]

1. In der Auferweckung Jesu Christi hat Gott Denjenigen von der übernommenen Schuld und Strafe für frei und los erklärt, welche Er durch Seinen thuenenden und leidenden Gehorsam getilgt und gebüßt hatte; und in Christo, unserem Stellvertreter, hat Gott die ganze Sünderwelt für frei und los von Schuld und Strafe, d. h. für gerecht erklärt.

2. Sobald der einzelne durch den Glauben Jesum ergreift, ergeht von seiten Gottes das Urteil von neuem: Du bist gerecht, welches jedoch nichts anderes ist, als eine Wiederholung des ersten Urteils und Zueignung desselben.

3. Dieses Urteil wird dem Gläubigen mitgeteilt durch Wort und Sakrament.

4. Der neue Gehorsam oder die Heiligung im engeren Sinne ist in keiner Weise mit der Rechtfertigung zu vermischen, sondern ist lediglich eine Frucht derselben.

4. Ueber Befehrung und Gnadenwahl.

1. Die Befehrung des in Sünden toten und Gott feindseligen Menschen zum rechtfertigenden und seligmachenden Glauben, sowie auch die Erhaltung des bekehrten Christen in demselben Glauben bis zu seinem seligen Ende ist das Gnadenwerk Gottes des Heiligen Geistes (nicht eine sog. Zwangsbefehrung).

2. Wie Gott alles, was Er in der Zeit thut, und wie Er es in der Zeit thut, gerade so von Ewigkeit zu thun beschlossen hat, so hat Er auch Sein Werk der Befehrung, Erhaltung und Seligmachung an allen denen, welche bekehrt, erhalten und selig werden, von Ewigkeit zu thun beschlossen, nicht bewogen durch irgend etwas im Menschen, sondern allein durch Seine Barmherzigkeit in Christo — und das ist die Gnadenwahl.

3. Die Gnadenwahl oder Gottes Verordnung zur Seligkeit gehet demnach allein über die Kinder Gottes, welche selig werden, und ist nach Gottes gnädigem Wohlgefallen eine Ursache, so da unsere Seligkeit und was zu derselben gehört, schafft, wirkt, hilft und befördert.

4. Recht und mit Nutzen kann von der Gnadenwahl nur gedacht und geredet werden in Verbindung mit der Lehre von der Erlösung, den Gnadenmitteln und der Heilsordnung. Denn Gott hat nicht nur alle und jede Personen der Auserwählten, so durch Christum selig werden, versehen, sondern auch verordnet, auf welchem Wege (Weise) sie selig werden sollen.

5. Ein gläubiger Christ hat seine Wahl nicht im geheimen unergründlichen Ratsschlusse Gottes mit der Vernunft zu erforschen, sondern sie in Christo als dem Buche des Lebens (Evangelium) zu suchen.

6. Die beiden alleinigen in Gottes Wort geoffenbarten Ursachen der Wahl sind: Gottes Barmherzigkeit und Christi Verdienst, nicht irgend etwas in uns.

7. Die Ursache, daß die meisten Menschen verloren gehen, liegt nicht darin, daß Gott nicht gewollt habe, daß sie selig würden, sondern die liegt in dem mutwilligen und beharrlichen Widerstreben der Menschen.

8. Weder die reformierte, noch auch die synergistische, sondern allein die schriftgemäße lutherische Lehre von Sünde und Gnade, Befehrung, Erhaltung, Seligmachung und Erwählung ist im stande, einen Christen seines Gnadenstandes und seiner ewigen Seligkeit und somit auch seiner ewigen Erwählung in Christo fest und gewiß zu machen.

5. Ueber Kirche und Amt.

1. Die Kirche im eigentlichen Sinne ist die unsichtbare Gesamtheit aller an Christum wahrhaft Glaubenden, die sich aber auch äußerlich durch Verwaltung von Wort und Sakrament — unter Beimischung von Schein- und Namenschristen — zu rechtgläubigen sichtbaren Gemeinden sammeln.

2. Die Kennzeichen dieser Kirche sind reine Lehre und unverfälschtes Sakrament.

3. Kirchliche Gemeinschaft ist nur mit denen zu pflegen, die in allen Glaubensartikeln übereinstimmen.

4. Die Gewalt der Schlüssel ist nicht ein Vorrecht eines den Laien gegenüberstehenden, besonders heiligen Priesterstandes der ordinierten Prediger, sondern eine Gewalt der ganzen gläubigen Kirche, die dieselbe ursprünglich und unmittelbar hat.

5. Das heilige Predigtamt ist nichts als ein von Gott eingesetztes Amt des Dienstes an der Kirche.

6. Die Berufung der Pastoren ist ein Recht der Gemeinde, welcher sie dienen sollen, die Ordination nur die Bestätigung des Berufs und nur apostolisch-kirchliche Ordnung.

6. Ueber den Sonntag.

1. Im neuen Testament giebt es, im Unterschiede vom alten, wie keine von Gott ausgesonderten heiligen Orte, so auch keinerlei von Gott gestiftete Ruhe- und Feiertage. Wer anders hält, thut zu Gottes Wort hinzu und hebt die christliche Freiheit auf.

2. Mit Recht saß daher Luther und mit ihm die lutherische Kirche das dritte Gebot im Sinne des neuen Testaments also: „Du sollst den Feiertag heiligen“ und erklärt dasselbe also: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir die Predigt und Sein Wort nicht verachten, sondern dasselbe heilig halten, gerne hören und lernen.“

3. Dennoch sind für jeden Menschen gewisse Zeiten der Ruhe und für jeden Christen, zumal für die öffentlichen Versammlungen der Kirche, gewisse Zeiten der Erbauung aus Gottes Wort erforderlich.

4. Die durch obrigkeitliche Verordnungen an gewissen Feiertagen gebotene Ruhe ist nach dem vierten Gebote zu halten.

5. Um Unordnung und Aergerniß zu vermeiden, halten wir den schon in der apostolischen Kirche als den wöchentlichen Feiertag eingeführten Sonntag als den Auferstehungstag des Herrn, gleich anderen christlichen Feiertagen, jedoch in christlicher Freiheit.

7. Ueber die letzten Dinge.

1. Unter vielen Antichristen führt diesen Namen insbeson- dere der 2 Theß. 2 geweisagte große Antichrist, dessen Kennzeichen ebenieselbst beschrieben werden.

2. Alle die Kennzeichen sehen wir am Papste zu Rom erfüllt, wie denn auch die lutherische Kirche dies erkannt und in ihren Bekenntnissen bezeugt hat.

3. Was Offenb. 20 von einem sog. tausendjährigen Reiche geschrieben steht, darf nicht im Gegensatz gegen die klare Lehre der heiligen Schrift vom Reiche Gottes, von der Heilsordnung u. dergl. verstanden werden, sondern muß nach der Ähnlichkeit des Glaubens ausgelegt werden.

4. Deshalb ist die Lehre von einer zu erwartenden zweimaligen Wiederkunft Christi und einer zweimaligen leiblichen Auferstehung mit einem dazwischen liegenden tausendjährigen Reiche der Herrlichkeit der christlichen Kirche auf Erden zu verwerfen und dagegen festzuhalten, daß das Reich Christi auf dieser Erde bis zum jüngsten Tage stets ein Kreuzreich sein und bleiben wird, und wir den jüngsten Tag allezeit zu erwarten haben.

Nur über die folgenden, die Ehe, Verlobung und Trauung betreffenden Sätze war eine völlige Einigung noch nicht zu erzielen, doch wurde festgestellt und allgemein anerkannt, daß niemand in der Versammlung etwas aus Gottes Wort gegen dieselben vorbringen könne.

1. Die Ehe ist eine, zwar nicht zur Heilsordnung, wohl aber zur Schöpfungsordnung gehörende göttliche Stiftung.

2. Während es einerseits zweideutig wäre, ohne weitere Erklärung zu sagen, Verlobung sei Eheschließung, weil dadurch der Schein entstehen könnte, als ob Brautleute wie Eheleute leben dürften, steht doch andererseits nach Gottes Wort fest, daß nach göttlichem Rechte die mit Einwilligung der beiderseitigen Eltern geschlossene Verlobung und ohne vorbehaltene Bedingungen abgeschlossene Verlobung der Verbindlichkeit nach der schon vollzogenen Ehe gleich zu achten ist.

Schriftbeweis:

5 Mos. 22, 22—29, bes. Vers 24, wo die Braut (die vertraute Dirne) „des Nächsten Eheweib“ genannt und dieselbe Strafe auf die dort erwähnte Sünde gelegt wird wie auf den Ehebruch. — Hosea 4, 13. Matth. 1, 20.

3. Bei schließlicher Vollziehung der Ehe ist als deren öffentliche Bestätigung sowohl bürgerliche (standesamtliche Civil-ehe) als kirchliche Ordnung (Trauung oder eheliche Zusammen- sprechung im Namen des dreieinigen Gottes) zu beachten.

Gott sei gelobt, daß Er in Gnaden solche Einigkeit geschenkt hat. Er wolle sie nach Seiner Barmherzigkeit in Christo, dem Haupte seiner Gemeinde, mehren und bewahren. W.

Die Breslauer Synode und die Leipziger Mission.

Wie zu erwarten stand, haben nun auch die Breslauer sich gegen die von der Leipziger Mission abgekehrten teuren Befenner Rätber und Mohn ausgesprochen. Wir teilen zunächst den betreffenden Artikel des breslauischen Kirchenblattes (Nr. 5 vom 1. März) vollständig mit:

„Aus unserer Mission in Indien ist die betrübende Nachricht eingegangen, daß zwei Missionare, Rätber und Mohn, aus dem Missionsdienst haben entlassen werden müssen. Schon vor der Ankunft des Missionsdirektor von Schwarz in Indien hatten Verhandlungen stattgefunden; jetzt nach Ankunft des Direktors gaben beide die Erklärung ab, sie könnten an der gemeinschaftlichen Abendmahlsfeier nicht teilnehmen, wenn sie nicht eine befriedigende Antwort auf die beiden Fragen erhielten:

1. Ist die Lehre von der Verbalinspiration der heiligen Schrift, wie Schrift und Bekenntnis sie lehren, und ich (Rätber) sie in meinem vorjährigen Vortrage zu bekennen die Freude hatte, die allein berechnete Lehre in unserer Mission?
2. Ist das Missions-Kollegium gewillt, im Gehorsam gegen Matth. 20, 25, 26 den Kirchenrat statt als eine obrigkeitliche Behörde für einen brüderlichen Rat — unbeschadet seiner Administraliv-, Exekutiv- und Disziplinargewalt — zu erklären?

Selbstverständlich mußten beide Fragen verneint werden. Das Missions-Kollegium kann sich und die Mission nicht außer auf Schrift und Bekenntnis auch noch auf die Vorträge der Missionare verpflichten lassen. Es lag um so weniger Anlaß vor, in der Inspirationsfrage nach irgend welchen neuen Erklärungen zu suchen, als unsere Missionare ausdrücklich sich „zur Verbalinspiration und somit völligen Irtrumslosigkeit der heiligen Schrift, wie Schrift und Bekenntnis sie lehren“, bekannten.

Ebenso wenig konnte das Missions-Kollegium die bisherige Missions-Kirchenordnung als eine dem göttlichen Wort widersprechende anerkennen, oder zulassen, daß die von den Missionaren selbst übernommene Gehorsamsverpflichtung plötzlich außer Kraft gesetzt werde.

Der Missionar Rätber wollte, wie er selbst eingeräumt hat, der missourischen Lehrstellung in unserer Mission zum Siege verhelfen. Es ist tief wehmütig, daß nun schon zum zweiten Mal auf dem Missionsgebiet sich solche Bestrebungen geltend machen, welche, teils nicht zufrieden mit der im Bekenntnis gegebenen Einigkeit, über dieselbe hinaus eigene Formeln und Theorien zur Anerkennung bringen, teils im Widerspruch mit dem Bekenntnis an die Stelle der Ordnung das eigene Verliehen setzen wollen. Der Herr aber lasse auch diese Erfahrungen der Mission zum Segen dienen.“

So meinen also die Breslauer, die beiden Missionare hätten entlassen werden „müssen“, und die Verneinung jener beiden Fragen sei „selbstverständlich“ gewesen. Es wird gut sein, die

Stellung der Breslauer mit ihren teils ausgesprochenen, teils flüchtig verschwiegeneu Gründen etwas näher zu befehen.

„Der Missionar Nätber wollte, wie er selbst eingeräumt hat, der missourischen Lehrstellung in unserer Mission zum Siege verhelfen.“ Mit diesen Worten wird zunächst klar und bestimmt ausgesprochen, daß die „missourische“ Lehre eine andere ist als diejenige, welche bei den Breslauern und in der Leipziger Mission herrschend ist. Es wäre gut gewesen, wenn dies von unseren kirchlichen Gegnern stets anerkannt und festgehalten worden wäre und fernerhin anerkannt und festgehalten würde. Warum hat man denn aber nicht den Missionaren wegen dieser ihrer „Lehrstellung“, welche man jetzt so offen verwirft, längst den Prozeß gemacht? Warum hat man nie versucht, sie von dieser ihrer „falschen“ Lehrstellung abzubringen? Schon allein diese Fragen genügen, um es vollständig klar zu machen, daß die „Lehrstellung“ der Leipziger Mission sowie auch der Breslauer eine unionistische und zugleich päpstliche ist, wie eben dies der gegenwärtige Handel aufs neue ans Licht gestellt hat und wir noch weiter sehen werden.

Was zunächst die Forderung der Missionare betrifft, „das Missions-Kollegium möge doch im Gehorsam gegen Matth. 20, 25. 26 („Ihr wisset, daß die weltlichen Könige herrschen und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch“ u. f. w.) den Kirchenrat statt als eine obrigkeitliche Behörde für einen brüderlichen Rat . . . zu erklären“, so ist ja allerdings selbstverständlich, daß die Breslauer mit ihrer eigenen päpstlichen Lehre von Kirche und Kirchenregiment den Gehorsam gegen Matth. 20 ablehnen müssen, weil sich ein solcher mit ihrer Lehre nach der „Öffentlichen Erklärung“* nicht reimen würde. Wenn sie nun sagen, die Missionare hätten „im Widerspruch mit dem Bekenntnis an die Stelle der Ordnung das eigene Belieben setzen wollen“, so beachte man, wie sie, weil sie gegen die Berufung auf die ihnen unbequeme Schriftstelle Matth. 20 nichts sagen können, ganz allgemein und unbestimmt sich auf das „Bekenntnis“ berufen, mit welchem die Missionare im Widerspruche stehen sollen. Wenn mit diesem „Bekenntnis“ die breslauische „Öffentliche Erklärung“ zu verstehen sein sollte, so wäre es allerdings richtig, daß sich die Missionare mit derselben in Widerspruch befinden. Aber die hatte bisher wenigstens in der Leipziger Mission noch nicht symbolische Verbindlichkeit. Es dürfte den Breslauern aber schwer werden, aus den lutherischen Bekenntnissen einen „Widerspruch“ gegen die rechtverständene Schriftstelle Matth. 20, 25. 26 herauszufinden. Im Gegenteil: Die lutherischen Bekenntnisse stimmen voll und ganz mit dieser wie mit allen Schriftstellen überein, ja in den lutherischen Bekenntnissen wird mit der papistischen Lehre von Kirche und Kirchenregiment auch die breslauische mitgetroffen, mitverworfen und mitverdammte.

Wenn die Breslauer behaupten, die Missionare hätten „an die Stelle der Ordnung das eigene Belieben setzen wollen“, so konnten sie wissen und wissen auch, daß diese ihre Behauptung nicht der Wahrheit gemäß ist. Denn sie können wissen und wissen auch, daß die sogenannten „Missourier“ (um die es sich ja handelt) auch kirchliche Ordnungen haben, so gut wie die Breslauer, ja wohl bessere als diese. Auch ergeben dies ja die von ihnen angeführten Sätze selbst, aus denen klar ist, daß die Missionare keineswegs weder das „Missions-Kollegium“ noch auch den „Kirchenrat“ aufheben oder abschaffen wollten, wie sie denn auch ausdrücklich dem letzteren seine „Administrativ-, Exekutiv- und Disziplinalgewalt“ gewahrt wissen wollten. Wir sind es aber bei den Breslauern bereits gewohnt, daß sie ihre päpstliche Ordnung

allein für „Ordnung“ erkennen, das bekennnismäßige „um Liebe und Friedens willen“ aber (Augsb. Konf. Art. 28) für „eigenes Belieben“ erklären, weil sie eben die christliche Freiheit nicht kennen und nicht dulden wollen.

Auch das haben die Breslauer natürlich nicht sehen können, daß schon das Verfahren, welches man von Leipzig aus gegen die Missionare beobachtet hat, ein durch und durch päpstliches ist. Wäre es anders gewesen, so würde wohl das Missionsblatt die Lehre, und sie vor allem, hervorgehoben haben. Ja, es wäre recht eigentlich seine Schuldigkeit gewesen, nachzuweisen, daß und wie man alles gethan habe, die Missionare von dem vermeintlichen Irrtum ihres Weges abzubringen. Aber auch kein Schatten von dem Versuche, den Missionaren ihre angeblich falsche „Lehrstellung“ nachzuweisen. Man beruft sich einfach auf das, was einmal in der Leipziger Mission „Ordnung“ und herkömmlich ist, und hält es für ganz überflüssig, das einer erneuten Prüfung an Schrift und Bekenntnis zu unterziehen, und für ganz undenkbar, daß es damit nicht stimme. Deshalb kann man sich auch keine anderen als fleischliche Beweggründe, wie „Hochmut“ u. dergl., denken, wenn jemand es wagt, dies anzuzweifeln. Gesezt den Fall, die Missionare hätten wirklich in der Sache unrecht, so hätte man doch die heilige Pflicht gehabt, ihnen auseinanderzusetzen und klar zu machen, daß und wie jene in der Mission geltende Ordnung mit Matth. 20 übereinstimme. Allein solche Forderung schon erscheint, wie in den Landeskirchen, so auch in der Leipziger Mission und bei Breslau unerhört, anmaßend u. f. w. Zeigt sich nicht eben darin recht der durch und durch päpstliche Geist, welcher diese Kirchengemeinschaften beseelt?

Wir haben im vorhergehenden den zweiten Punkt vorweggenommen, weil wir uns in Bezug auf denselben kürzer fassen konnten. Denn das war ja von vornherein selbstverständlich, daß gerade die Breslauer für diese Forderung kein Verständnis haben konnten, und am allerwenigsten bei ihnen irgendwelche Neigung zu erwarten war, ihre Lehrstellung einer erneuten Prüfung nach Schrift und Bekenntnis zu unterziehen. Wir kommen nun zu dem ersten und eigentlichen Hauptpunkte, die Inspiration betreffend.

(Schluß folgt.)

H—r.

Christfestspiele

sind nun den Lutherfestspielen gefolgt und man meint in dem Zulauf, den sie finden, ein Zeichen von dem im Volke noch vorhandenen christlichen Sinn sehen zu dürfen und eben diesen Sinn damit wecken und beleben zu können. Man irrt sich aber in diesem Urteil und geht fehl mit dieser Absicht. Wahrhaft christlicher Sinn wird abgestoßen davon, wenn er Leute auf der Bühne die Personen der heiligen Geschichte darstellen sieht und heilige Worte im Munde führen hört, die man sonst als Wirtshausgänger, Kartenspieler u. dgl. kennt. Und der christliche Sinn wird abgestumpft durch die Entweihung der Geheimnisse des Glaubens in solcher Darstellung auf der Bühne. Auch werden weniger Besucher solcher Festspiele dadurch in die Kirche gelockt werden, als dadurch ins Wirtshaus und ins Theater gewöhnt werden.

Man glaube doch diese Spiele nicht mit den alten kirchlichen Spielen des Mittelalters rechtfertigen zu können. Wenn damals dem des Lesens unkundigen Volke, welchem überdies die Bibel in der Muttersprache gar nicht zugänglich war, die hauptsächlichsten biblischen Geschichten durch Festspiele vorgeführt wurden, so war das ein Nothbehelf, der bei der damals wirklich vorhandenen Einfalt des Volkes unbedenklich sein mochte. Jetzt ist die Bibel in aller Händen und die biblischen Geschichten sind Gemeinbesitz des Volkes von Jugend auf. Eine Nötigung zu solchen Aufführungen liegt also keineswegs vor. Und auch die

* Die Synode von 1878 hat erklärt, „daß sie dieser öffentlichen Erklärung nunmehr ausdrücklich beitrifft und ermächtigt das Oberkirchen-Kollegium, die Symbole so amtlich auszuliegen“.

Bewohner der abgelegensten Dörfer ermangeln in unserer Zeit der Naivität und kindlichen Einfalt, welche solche Aufführungen ehemals ungefährlich machten. Wie leicht wird durch irgend ein Versehen bei der Darstellung die Spottlust gereizt, die dann aber nicht bei dem Versehen Halt macht, sondern das Heilige selbst trifft. Und wie gefährlich ist gerade für etwa vorhandene geschickte Darsteller der Ruhm, den sie damit erlangen.

Uebrigens enthält das im sächsischen Erzgebirge vielfach aufgeführte „Lößnitzer Christfestspiel“ in der neunten Abtheilung die freilich in der Landeskirche weit verbreitete Irrlehre, daß es nach dem Tode noch eine Erlösung für „reue Verdamnte“ gebe. Es wird also nun nicht nur auf der Kanzel und im Katechismus unterrichtet, sondern auch auf diesem Theater diese seelengefährliche Meinung, die einer falschen Deutung der Höllenfahrt Christi entsprungen ist, gefördert, durch welche die Laien in ihrer Trägheit und Sicherheit bestärkt werden. Aber es bleibt bei dem Worte Gottes: „Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, darnach das Gericht!“

Die Christfestgeschichte gehört in die Kirche, nicht auf die Bühne, und Pastoren und Lehrer sollen sie predigen und lehren, nicht darstellen lassen. Aber freilich also muß sie gepredigt werden, daß sie als göttliche, seligmachende Wahrheit für jedermann, nicht als bloße Kindergeschichte oder gar als Legende (Geburtsfage) verkündigt und mit rechter Auslegung der sündigen Welt vorgelegt wird. Wir möchten ernstlich bezweifeln, ob durch diese Christfestspiele die Wahrheit der Geschichte dem Geschlechte unserer Zeit gewisser wird. Viel eher steht zu befürchten, daß die Zuschauer die Geschichte auf eine Stufe mit anderen auf der Bühne gesehenen Geschichten setzen.

Der „Ev.-luth. Friedensbote“ schreibt sehr richtig über solche Spiele: „Wenn das Salz dumm wird, womit soll man salzen! Wie viel Tausende von Protestanten segeln allmählich von Jahr zu Jahr ins Fahrwasser des Papsttums hinein, indem sie das heilige Weihnachtstfest zu einer Komödie umwandeln. Die Weihnachtsgeschichte und überhaupt Gottes Wort und seine Verheißungen treten in den Hintergrund oder werden ganz beiseite; nicht besser geht es unserem herrlichen kirchlichen Weihnachtliederschatz. Weihnachtsspiele von kurioser Art, Märchen und Sagen, Dornröschen, Aschenbrödel, Schneewittchen u. s. w. werden aufgeführt beim Lichterschein eines Tannenbaums, und es wird ein Unionsbrei zutwege gebracht von sogenanntem Christentum, germanischem Heidentum, Welt, Theater u. s. w.“ W.

Nachrichten und Bemerkungen.

„An die Protestanten Deutschlands“ ist ein Aufruf des „ständigen Ausschusses des deutschen Protestantenvereins“ gerichtet, dahingehend, gegen die neue Agende, deren Einführung in Preußen bevorsteht und welche trotz der auch in ihr noch immer herrschenden Union dem völligen Unglauben jener Leute unbecquem ist, und zwar namentlich um des noch immer festgehaltenen Apostolikums willen. Wir führen aus diesem Proteste nur folgende Sätze an zum Beweise, daß der Protestantenverein, obwohl dem Tode nahe und anderen Neubildungen Platz machend, seinem Unglauben nach noch immer der alte ist. „Die Konfirmanden sollen für sich, die Eltern und Taufzeugen für sich und die Täuflinge, die Prediger bei der Ordination für sich und in jedem Gottesdienste für die ganze Gemeinde die volle persönliche Zustimmung zu allen Sätzen des Bekenntnisses aussprechen, welches im kirchlichen Gebrauch das apostolische genannt wird, obgleich dasselbe in seiner jetzigen Gestalt erst mehrere Jahrhunderte nach den Aposteln abgeschlossen wurde. Sie sollen also mit ihrem Glauben auch bekennen die Auferstehung des Fleisches, die unnatürliche Geburt, die Himmelfahrt und Höllenfahrt Jesu, die Lehre von seiner Wiederkunft im buchstäblichen Sinne. Viele ernste Christen sind bei voller Anerkennung der göttlichen Sendung Jesu und bei aufrichtiger Liebe zu ihm nicht im Stande, dies zu thun.“ — „Viele ernste Christen“, volle Anerkennung der göttlichen Sendung Jesu, „kraftvolle Wirkung des Evangeliums“, „barmherzige Gnade Gottes“

u. s. w.: Wer sieht nicht die Schafsleider? Ja, die Verfasser und Untersreiber jenes Protestes haben sogar, um den Mißbrauch vollständig zu machen, in Anführung des Satzes der Augsburgerischen Konfession, „daß die äußeren Formen nie und nimmer zur notwendigen Einheit der Kirche gehören“, die Stirn gehabt, von „unseren Bekenntnisschriften“ zu reden! Ist es Unwissenheit oder ist es Verlogenheit, daß sie den unmittelbar vorhergehenden Satz weggelassen haben, in dem gesagt wird, es sei genug zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirchen, „daß da einträchtiglich nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden“? In denselben „unseren Bekenntnisschriften“ aber könnten jene Leute ihr eigenes Urteil lesen, nämlich in dem ersten Artikel der „Apologie der Augsburgerischen Konfession“, da es heißt: „Darum schließen wir frei, daß alle diejenigen abgöttisch, Gotteslästerer und außerhalb der Kirchen Christi seien, die da anders halten oder lehren.“ Ja, wenn doch nur die „Gläubigen“ hiernach wie nach dem klaren Worte Gottes sich richten und solche kaiserliche Menschen hinausthun wollten! Mit bloßen „Bemerkungen“, wie sie z. B. der „Reichsbote“ dazu macht, ist wahrlich nichts gethan. Die sollten an Eli und sein Schicksal denken. Denn es wird auch über sie ein Ding kommen, „daß, wer das hören wird, dem werden seine beiden Ohren gellen.“ H—r.

Briefkasten.

N. in N. Bezüglich meiner Bemerkungen zu P. Schwalbs Predigten fragen Sie: „Ist es nicht eine Uebertreibung und Ungerechtigkeit, Dr. Schwalbs trassen Unglauben auch in Sachsen zu vermuten bezw. die sächsische Landeskirche der Bremischen völlig gleichzustellen?“ Antwort: Nach allem, was seiner Zeit z. B. von einem Sulze, Graue und Genossen offenbar geworden ist und in Auslands „Geforktem Pilger“ nachgesehen werden mag, kann ich keine Uebertreibung oder Ungerechtigkeit darin finden, gegenüber der jetzt in vielen Kreisen sich geltend machenden Entrüstung über Schwalbs Unglauben und über Bremische Landeskirche auch einmal wieder an Sulze's Unglauben und sächsische Landeskirche zu erinnern, gleichviel ob der Unglaube, der bei beiden genannten Personen ein völliger und insofern gleicher ist, bei dem einen so, bei dem anderen so zum Ausdruck gekommen ist. Ich habe dazu aber um so mehr Ursache gesehen, gegenüber der Wahrnehmung, daß bei der sächsischen Landeskirche und deren Freunden, zu denen auch die Breslauer gehören, je länger je mehr die bis auf den heutigen Tag noch nicht widerrufenen Äußerungen eines Sulze in Vergessenheit geraten zu sein scheinen, was sich z. B. darin zeigt, daß, während früher die „Gläubigen“ in den genannten Kirchen mit Sulze keinerlei Gemeinschaft zu haben oder haben zu wollen behaupteten (obwohl sie in kirchlicher Gemeinschaft mit ihm standen), man heutiges Tages in den kirchlichen Blättern auch von „gläubiger“ Seite nicht selten Anerkennungen über Sulze lesen kann, ja daß man mit ihm Versammlungen hält. Warum? Weil er sich geändert hätte? Keineswegs. Sondern weil er großen Eifer zeigt im Kirchenbau, Vermehrung der Parochien u. s. w. Ueberdies geschieht es nicht selten, daß eine Kirchengemeinschaft, über die in ihr selbst vorhandenen Greuel hinwegsehend, die der anderen aufdeckt, um sagen zu können: „Gott sei Dank, daß es bei uns noch nicht so schlimm ist wie dort.“ Man muß nur, wie wir dazu seit Jahren Gelegenheit haben, die verschiedenen kirchlichen Blätter lesen, um zu sehen, wie gerade auf die Weise die verschiedenen Landeskirchen und deren Glieder alle ernstliche Selbstprüfung und allen ernstlichen Kampf zu vermeiden suchen und sich beruhigen, indem sie sagen: „Da und dort ist es doch noch schlimmer.“ So beruhigen sich eben manche Glieder der sächsischen Landeskirche wie auch derer, welche es noch mit ihr halten, wenn sie lesen: So und so sieht es in Thüringen oder in Bremen aus, wie andererseits die Mecklenburger zum Teil stolz darauf sind, daß es doch bei ihnen noch lange nicht so schlimm sei wie in Sachsen oder gar in Preußen, und wiederum in Preußen sagen sie: „Bei uns ist es auch noch nicht schlimmer als dort.“ Und wenn nun demnächst P. Schwalb sein Amt wird niedergelegt haben, so werden die „Gläubigen“ in Bremen sagen: „Was geht uns das an, was Schwalb gesagt hat? Der ist nun weg.“ Wenn wir denen dann aber sagen wollten: „Aber da ist doch nun der und der, und Unglaube ist doch Unglaube“, so würden sie sagen, es komme doch auf die Ausdrücke an, und es sei doch viel besser geworden. Kurz, wenn wir so denken und dazu nehmen wollten, daß gar manche Wölfe mit der Zeit sich mehr verstecken lernen, und wenn wir darum, daß in der römischen Kirche zur Zeit nicht mehr so greulicher Ablasshandel getrieben wird wie vormals, vielleicht auch der gegenwärtige Papst ein äußerlich ehrbarer Mann ist, urteilen wollten, die römische Kirche sei „besser geworden“, so kämen wir bald dahin, eine Kirche so gut oder so schlecht wie die andere zu halten. Dieser gefährliche Irrtum aber ist es, dem wir in jenen Bemerkungen nicht nur, sondern überhaupt und immer wieder entgegenzutreten zu müssen glauben. H—r.

Konferenz in Planiß am 3. April.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

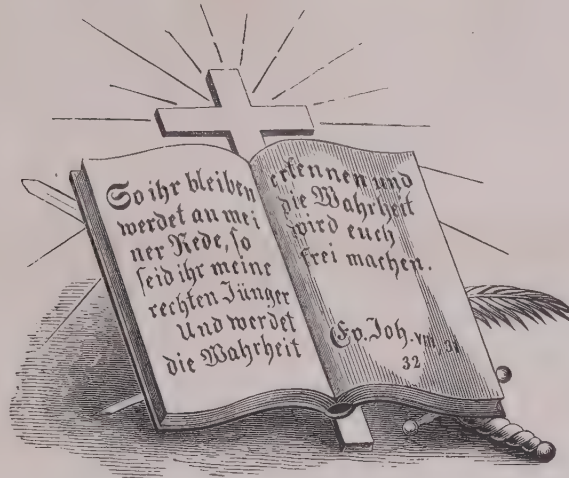
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die L. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 19. No. 8.

Bückeburg in Sachsen.

8. April 1894.

Hebräer 11.

(Fortsetzung.)

S a m u e l.

Vom Herrn erbeten und gegeben, war Samuel, als der gottseligen Hanna Sohn, von Kindesbeinen an ein Verlobter Gottes und bald nach seiner Entwöhnung schon* ins Haus Gottes gebracht, um daselbst am Heiligtum zu dienen. Der Segen Gottes und seiner frommen Mutter ruhte auf ihm, und alle die Schändlichkeiten, welche er von den ruchlosen Söhnen Elis mit ansehen und hören mußte, schadeten ihm so wenig, daß sein durch den Glauben reines Kindesherz nur um so mehr von Abscheu gegen die Sünde erfüllt wurde. „Zu der Zeit war kein König in Israel; ein jeglicher that, was ihm recht dünkte.“ So schließt das Buch der Richter. Und eben diese Zeit war es ja, in der auch Samuel lebte. Und gerade er war dazu berufen, als Richter Israels hernach das Volk dieser bösen Zeit in geordnetere Verhältnisse hinüberzuleiten. Wohl ist da auch sein Blick auf die Zukunft gerichtet gewesen, da Israels Verheißung herrlich erfüllt werden sollte, die Zukunft, welche zwar damals noch in weiter Ferne lag, deren aber alle wahren Israeliten voll heißer Sehnsucht warteten in dem Glauben, welcher ist eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet. Denn also schloß der Hanna vom Geiste Gottes eingegebener Lobgesang: „Der Herr wird richten der Welt Ende, und wird Macht geben seinem Könige, und erhöhen das Horn seines Gesalbten“ (1 Sam. 2, 10). Hannas Glaube aber war auch Samuels Glaube und ihre Hoffnung seine Hoffnung. Und so heißt es denn von Samuel: „Aber Samuel, der Knabe, nahm zu bei dem Herrn“ (1 Sam. 2, 21) und: „Der Knabe Samuel ging und nahm zu und war angenehm bei dem Herrn, und bei den Menschen“ (26).

* Es wird dies zwar verhältnismäßig spät geschehen sein.

Zu der Zeit war des Herrn Wort teuer und war wenig Weissagung (3, 1). Als nun Samuel in der Stiftshütte schlief und der Herr ihn rief, kannte er die Stimme erst nicht und meinte, Eli habe ihn gerufen. Wenn es da heißt: „Aber Samuel kannte den Herrn noch nicht und des Herrn Wort war ihm noch nicht offenbaret“ (Vers 7), so mögen immerhin diejenigen, welche Gott und Sein Wort kritisieren zu dürfen glauben, hieraus eine erwünschte Gelegenheit nehmen zu schließen, Samuel habe überhaupt noch nichts von Gott gewußt, ein gläubiger und verständiger Bibelleser aber wird sich wohl schon selbst sagen können, daß Samuel bis dahin nur nicht den Herrn unmittelbar hatte reden gehört. Dieser sonderlichen Ehre sollte er von nun an in reichem Maße theilhaftig werden.

Ein leichter Auftrag war es nicht, welchen Samuel jenes erste Mal vom Herrn bekam. Denn er mußte dem Hohenpriester Eli, seinem obersten Vorgesetzten, selbst das über ihn und sein Haus hereinbrechende Gericht Gottes verkündigen. In Demut aber nahm es Eli an, indem er sprach: „Es ist der Herr, er thue, was ihm wohlgefällt“ (Vers 18). Unmittelbar darauf lesen wir weiter: „Samuel aber nahm zu; und der Herr war mit ihm, und fiel keines unter allen seinen Worten auf die Erde. Und ganz Israel, von Dan an bis gen Berseba, erkannte, daß Samuel ein treuer Prophet des Herrn war. Und der Herr erschien hinfort zu Silo: denn der Herr war Samuel offenbaret worden zu Silo, durch das Wort des Herrn“ (Vers 19–21). „Und Samuel fing an zu predigen dem ganzen Israel“ (4, 1). Also wurde durch Samuel ganz Israel gesegnet. Desgleichen geschieht auch jetzt noch durch gläubige Pastoren, wenn auch nicht mehr auf dem Wege unmittelbarer Offenbarung, sondern durch das geschriebene Wort Gottes.

Eine sehr trübe, schwere Zeit war es, welche darnach über Israel hereinbrach. Denn das angekündigte Gericht über das

Haus Eli's erfüllte sich. Und nicht das allein. Die abergläubischerweise mit in den Krieg genommene Bundeslade fiel den Philistern in die Hände. Und als dieselbe dann auf wunderbare Weise (denn der Herr bekannte sich zu seinem Heiligtum) wiedergebracht worden war, schlug der Herr unter denen zu Beth Semes fünfzigtausend und siebenzig Mann „darum, daß sie die Lade des Herrn gesehen hatten“ (6, 19). „Samuel aber sprach zum ganzen Hause Israel: So ihr euch mit ganzem Herzen befehret zu dem Herrn, so thut von euch die fremden Götter und Astarte, und richtet euer Herz zu dem Herrn, und dienet ihm allein, so wird er euch erretten aus der Philister Hand“ (7, 3). Also war der Götzendienst im Volke eingerissen, und Samuel hatte wahrlich keinen leichten Stand. Aber die Frucht Gottes hatte gewirkt, und der Herr gab Segen zu Samuels Predigt. Denn „da thaten die Kinder Israel von sich Baalim und Astarte, und dienten dem Herrn allein“ (Vers 4). „Und sie kamen zusammen gen Mizpa, und schöpften Wasser, und gossen es aus vor dem Herrn, und fasteten denselben Tag, und sprachen dafelbst: Wir haben dem Herrn gesündigt“ (Vers 6). Da bat Samuel den Herrn für das Volk (Vers 5) und richtete also die Kinder Israel — durch den Glauben. Denn ohne Glauben hätte er das nimmermehr zuwege gebracht.

Und so fuhr Samuel treulich fort. Die Kinder Israel, von den Philistern abermals hart bedrängt, sprachen zu ihm: „Laß nicht ab, für uns zu schreien zu dem Herrn, unserem Gott, daß er uns helfe aus der Philister Hand“ (Vers 8). Samuel aber „nahm ein Milchlämmlein“ (Vorbild, gleich allen blutigen Opfern, des Lammes Gottes, welches der Welt Sünde trägt), und opferte dem Herrn ein ganz Brandopfer, und schrie zum Herrn für Israel; und der Herr erhörte ihn. Und indem Samuel das Brandopfer opferte, kamen die Philister herzu, zu streiten wider Israel. Aber der Herr ließ donnern einen großen Donner über die Philister desselbigen Tages, und schreckete sie, daß sie vor Israel geschlagen wurden. Da zogen die Männer Israel aus von Mizpa, und jagten die Philister, und schlugen sie bis unter Beth Car“ (V. 9—11). Wir sehen da des rechten Glaubens Art, dessen Kraft nicht in fleischlichen Waffen oder dazu nötigen Geldmitteln, auch nicht in Bündnissen u. dergl. steckt (wiewohl der Glaube andererseits fern davon ist, müßig die Hände in den Schoß zu legen, denn die Kinder Israel haben allerdings tapfer gekämpft), sondern seine Kraft ist der Herr und seine Gnade, erbeten und erlangt. In solchem Glauben richtete Samuel Israel sein Lebenlang (Vers 15).

Auch Samuel hat, gleich allen Kindern Gottes, die Bitterkeit dieses Lebens reichlich schmecken müssen. Seine Söhne, auf die er, wie wohl natürlich, große Hoffnung gesetzt haben mochte (denn er hatte sie zu Unter-Richtern über Israel gesetzt), „wandelten nicht in seinem Wege; sondern neigten sich zum Weize, und nahmen Geschenke“ (d. i. ließen sich bestechen) „und beugeten das Recht“ (8, 3). Da wurde das Volk ungeduldig, und die Ältesten kamen zu Samuel und sprachen: „Siehe, du bist alt geworden, und deine Söhne wandeln nicht in deinen Wegen: So setze nun einen König über uns, der uns richte, wie alle Heiden haben“ (Vers 5). Das war überaus traurig für ihn: Unglück im Hause durch die ungeratenen Söhne, Unglück nun auch in seinem Berufe, da das Volk nicht mehr mit ihm zufrieden war; dazu schien die Frucht der Arbeit seines Lebens dahin zu sein, denn das Volk Gottes begehrte einen König „wie alle Heiden haben“. Ich glaube, Samuel hätte wohl vergehen mögen vor dem Allen, was über seinem Haupte zusammenbrach. Im Glauben

aber „betete er vor dem Herrn“. Das ist der Weg, den die Kinder Gottes in aller Not zu finden wissen. So wird ihnen auch Trost und Hilfe zu teil werden, wie dem Samuel. Das Wort des Herrn: „Sie haben nicht dich, sondern mich verworfen, daß ich nicht soll König über sie sein“ (Vers 7) wird ihm, obgleich des Volkes Sünde darum nicht geringer war, dennoch ein gewisser Trost gewesen sein. So hatte der Herr wenigstens ihn nicht verworfen, sondern die Sache Samuels zu Seiner eigenen gemacht, was sie ja auch war. Und Samuel lernte hieraus nur um so mehr, im Glauben seine Sache als des Herrn Sache und des Herrn Sache als seine Sache ansehen. Solches würde auch uns wohl gut sein.

Im Glauben überwand also Samuel die Bitterkeit, welche in seinem Herzen hatte entstehen wollen darüber, daß das Volk ihn verworfen hatte, und im Gehorsam des Glaubens salbte er mit eigener Hand den von Gott zum König über Israel erwählten Saul. Durch den Glauben müssen und können auch wir alle etwa in unserem Herzen keimende Bitterkeit überwinden.

Durch den Glauben hatte Samuel so lange Jahre sein Richteramt verwaltet, im Glauben legte er es dann endlich nieder. Wie aber, war denn das auch Glaube, wenn er sagte: „Siehe, hier bin ich, antwortet wider mich vor dem Herrn und seinem Gesalbten: Ob ich jemandes Ochsen oder Esel genommen habe? ob ich jemand Gewalt oder Unrecht gethan? ob ich von jemandes Hand ein Geschenk genommen habe, und mir die Augen blenden lassen? so will ich es euch wiedergeben“ u. s. w. (12, 3)? Ist das nicht Selbstgerechtigkeit? Keineswegs. Wohl war es nichts als pharisäische Selbstgerechtigkeit bei jenem Juden, welcher einst dem Schreiber dieses eben diese Worte Samuels anführte, um seine Sünde zu leugnen. So waren diese Worte in Samuels Munde nicht gemeint. Handelte es sich doch hier gar nicht um die Gerechtigkeit vor Gott, sondern lediglich vor den Menschen. Und da kann und darf, ja soll und muß unter Umständen auch ein Christ auf seine Aufrichtigkeit, Rechtschaffenheit u. dergl. sich berufen, wie denn auch David in dem Handel mit Saul sich oft auf die Reinigkeit seiner Hände beruft und wie auch Paulus, der Apostel der Glaubensgerechtigkeit, den Ruhm eines guten Gewissens und eines lauterer Wandels (2 Kor. 1, 12 u. a.) vor der Welt sich nicht wollte nehmen lassen. Ja, gerade der Glaube kann und darf die Ehre Gottes nicht in den Staub treten lassen, und darum auch nicht die eigene Amts- oder Christenehre, wenn sie mit jener gleichbedeutend ist. Geht doch der Satan mit seinen Helfershelfern so oft darauf aus, die Person der Diener Gottes verächtlich zu machen, um dadurch ihrer Wirksamkeit Hindernisse zu bereiten. Dann ist es nicht fleischlicher Hochmut, sondern Pflicht des Glaubens, in rechter Weise sich selbst zu rühmen, wie der Apostel Paulus namentlich in der langen Epistel des Sonntages Sexagesimä thut. Und ebenso war auch hier der Selbstruhm und die Rechtfertigung Samuels vor den Leuten gemeint.

Durch den Glauben hielt dann Samuel in derselben Abschiedsrede dem Volke sowohl die vielen Gnadenwohlthaten Gottes als auch ihre Sünde vor. Durch seinen Glauben und gläubiges Gebet geschah dann auch das Wunder, daß der Herr mitten in der Zeit der Weizenernte, da es sonst dort nicht zu donnern und zu regnen pflegte, ganz plötzlich donnern und regnen ließ, zum Beweise, daß das Volk mit Erziehung eines Königs sich versündigt hatte. Und durch den Glauben tröstete er wieder das Volk, sobald dasselbe seine Sünde bußfertig bekannte. Denn er sprach: „Fürchtet euch nicht, ihr habt zwar das Uebel alles gethan; doch weicht nicht hinter dem Herrn ab, sondern dienet dem Herrn von

ganzem Herzen. Und weicht nicht dem Eiteln nach, denn es nützt nicht, und kann nicht erretten, weil es ein eitel Ding ist. Aber der Herr verläßt sein Volk nicht, um seines großen Namens willen. Denn der Herr hat angefangen, euch ihm selbst zum Volke zu machen" (12, 20—22). Ja wahrlich, das war Glaube, der das Sichtbare „eitel“ nennt und des Unsichtbaren wartet. Denn der Herr hat „angefangen“, euch ihm selbst zum Volke zu machen, sagt Samuel. Große Dinge waren es, die der Herr bereits an diesem Volke gethan hatte, von Aegypten her. Aber noch größere, ja die allergrößten standen zu erwarten. Der Herr Jesus sollte ja noch erst kommen und Sein Reich aufrichten. Das war es, worauf auch Samuel wartete. Und wir? Wir haben es erlebt. Jesus ist da und sein Reich auch. Aber die Vollendung ist noch nicht da. Er hat es „angefangen“. Und der es angefangen hat, „der wird es auch vollführen“ (Phil. 1, 6). Die Ungläubigen glauben das nicht und können es nicht leiden, daß wir es glauben. Aber wir wollen uns dadurch nicht irre machen lassen. Denn wir haben Gottes Verheißung: „Der Herr verläßt sein Volk nicht um seines großen Namens willen.“ Wenn sie aber sagen: Ja, das sei wohl wahr, aber ob du und ich auch dabei bleiben, das stehe nicht dabei, so ist wohl wahr, daß keine Namen genannt sind und daß niemandem eine absolute Sicherheit gegeben ist, er werde nicht wieder abfallen und verloren gehen, am wenigsten denen, welche durch ihre eigenen Werke und das Verhalten ihres freien Willens selig werden wollen. Denen aber, welche erschrocken über ihre Sünden, gern dem Herrn dienen wollen und sich vor der Gefahr des Abfalls vom Glauben fürchten, gilt das Trostwort: „Fürchtet euch nicht“, und: „der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen“ (Phil. 1, 6). Eben das ist Glaube. Was wäre Christenglaube, wenn es der nicht wäre, daß ich, ich, ich selig werde? Und eben dieser Glaube ist „eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet.“ So sollte ein jeglicher im Volke Israel sich die Verheißung selbst persönlich im Glauben aneignen und sich derselben trösten. Daß aber Samuel zum Schlusse doch wieder, nachdem er eben erst gesagt hatte: „Fürchtet euch nicht“, sagt: „Fürchtet nur den Herrn, und dienet ihm treulich von ganzem Herzen! Denn ihr habt gesehen, wie große Dinge er mit euch thut. Werdet ihr aber übel handeln, so werdet beide ihr und euer König verloren sein“ (Vers 23—25), das geschief keineswegs, um den eben erst entzündeten Glauben und Glaubensrost wieder umzustößen oder auch nur irgendwie abzuschwächen, sondern um durch solche für das Fleisch so hochnötige Gesetzespredigt die Gefahr fleischlicher Sicherheit und antinomistischen Wesens abzuwenden und also gerade den Glauben an das Evangelium zu bewahren. Denn der Glaube besteht ja immer und kann nur bestehen unter der Voraussetzung eines in der Furcht Gottes stehenden und durch das Gesetz zerschlagenen bußfertigen Herzens.

„Es sei aber auch ferne von mir, mich also an dem Herrn zu versündigen, daß ich sollte ablassen für euch zu beten, und euch zu lehren den guten und richtigen Weg.“ So sprach Samuel auch noch (Vers 23), als er sein Richteramt niederlegte. Denn sein Prophetenamt setzte er noch fort, auch da Israel einen König hatte. Und wichtige Dinge hatte er noch zu thun. Nicht allein für das Volk zu beten und daselbe zu lehren, sondern auch den ersten König Israels zu strafen und den zweiten zu salben.

Das erste Mal mußte Samuel dem Könige Saul die Wahrheit sagen, als derselbe, ungeduldig geworden, nicht länger

warten wollte und wider Gottes Ordnung selbst opferte. Da schon wurde ihm das Verwerfungsurteil Gottes angekündigt. Mehr und deutlicher aber noch geschehe dies, als Saul, in offenbarem Ungehorsam gegen Gottes Wort, der besten Schafe und Kinder der Amalekiter, ja des Königs Agag verschont hatte, da er doch nach Gottes ausdrücklichem Willen alles hätte „verbannen“ d. i. töten sollen. „Meineist du“, sprach da Samuel, als Saul sich noch entschuldigen wollte, „daß der Herr Lust habe am Opfer und Brandopfer, als am Gehorsam der Stimme des Herrn? Siehe, Gehorsam ist besser denn Opfer, und Aufmerken besser denn das Fett von Widbern. Denn Ungehorsam ist eine Zaubereisünde, und Widerstreben ist Abgötterei und Gögendienst. Weil du nun des Herrn Wort verworfen hast, hat er dich auch verworfen, daß du nicht König sieiest.“

„Fanatismus der Wüste“ nannte vor etlichen Jahren ein hochgestellter „gläubiger“ Kirchenrat (und noch dazu ein freikirchlicher!) die Glaubensthat Samuels, da er den frechen Amalekiterkönig Agag in Stücke zerhieb (1 Sam. 15, 32, 33). Aus dieser lästerlichen Aeußerung klingt uns der Geist jener Schule der Romantiker entgegen, welche, allem „Schönen“ und „Edlen“ nachjagend, vom Worte Gottes nur ebensoviel annimmt, als ihr „schön“ vorkommt, und deren ganze Religion schließlich — in Aesthetik, Schönheit sich auflöst.* So treten dieselben hier mit Saul auf eine Seite, einem Manne, mit welchem sie doch sonst nicht eben viel zu thun haben möchten. Ja: „Gehorsam ist besser denn Opfer.“ Das ist ein Wort, welches gerade unserer Zeit und sonderlich den „Gläubigen“ unserer Zeit wieder sehr not thäte zu hören und zu beachten: „Gehorsam ist besser denn Opfer“. O daß mans hören möchte in all den größeren und kleineren kirchlichen Kreisen, da man der verfallenen Kirche mit allerlei Mitteln und Mittelchen aufzuhelfen sucht, eins aber nicht thun will: die frechen Agags will man nicht abthun, die Ketzer und Irgeister, welche auf den Kathedern und Kanzeln sitzen, und die schönen Schafe und Kinder will man nicht opfern, die Staatskirche mit ihrem Besitzstande, mit ihren Pfünden u. s. w. meint man schonen zu müssen. Man bringt ja Gründe vor. Gewiß, auch Saul wußte allerlei Entschuldigungen. Theils hatte es das Volk gethan, theils sollte es zu Gottes Ehre gereichen. So macht man es auch jetzt. Die Herren im Kirchenregiment sagen, das Volk wolle es so, das Volk aber sagt, es habe keinen Beruf dazu und nichts zu sagen. Und wer kennete nicht alle die schönen, süßen Reden, mit denen man die Duldung von allerlei falscher Lehre zu beschönigen sucht, als erfordere solches die „Liebe“, die „Geduld“, die „Freiheit der Wissenschaft“, und dergleichen, kurz die Ehre Gottes? „Gehorsam ist besser denn Opfer“, sagte Samuel, und das gilt noch. Doch wo ist Gehorsam gegen Gottes Wort zu finden, zumal da man sich nun schon so lange an Ungehorsam gewöhnt hat? Da glaubt und merkt man es ja gar nicht mehr, wie groß der Ungehorsam ist, ja daß es überhaupt Ungehorsam giebt. Denn wenn man kein gewisses Gotteswort mehr hat oder nur so viel als man selber in sich fühlt oder für „schön“ hält, kann von Gehorsam freilich nicht mehr viel die Rede sein.

Doch wir wollen uns hüten, daß wir nicht den anderen predigen und selbst verwerflich werden. Wie viel und ach wie oft sind auch wir dem Worte Gottes ungehorsam auf allerlei

* Nach Rocholls „Einsamen Wegen“ zu urtheilen, ist demselben romantischen Mystiker das Centrum des Christentums das Abendmahl, doch auch dieses nicht, sofern es Vergebung der Sünden wirkt, sondern gewissermaßen wie — der heilige Gral (altdeutsche Sage vom Blute Christi).

Weise. Gott vergebe uns in Gnaden diese Sünde und lasse uns allezeit das Wort des gläubigen Samuel vor Augen stehen: „Gehorsam ist besser denn Opfer“, und gebe uns, in rechtem Glaubensgehorsam dieses Gottesmannes Beispiele nachzufolgen, unangesehen, ob wir Großen oder Kleinen dieser Welt entgegen treten müßten, zu thun genötigt werden, was wir nicht gern thun und was uns etwa, wenn wir es thun, in den Verdacht des Hochmutes, der Härte, der Streitsucht oder gar des „Fanatismus der Wüste“ bringen möchte, und ob wir etwa auch des schönen, kostbaren Viehs und all der Dinge, welche man für den „Gottesdienst des Herrn“ nötig zu haben glaubt, entbehren sollten. „Gehorsam ist besser denn Opfer.“ So sagt Gottes Wort. Ein Christ aber ist dem Worte Gottes gehorsam in dem Glauben, welcher ist „eine gewisse Zuversicht des, daß man hoffet, und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet.“

Noch ein Wort Gottes wollen wir uns hier zum Schlusse merken. Es ist dasjenige, welches der Herr zum Samuel sprach, da er, mit der Salbung Davids beauftragt, die sämtlichen Söhne Isai's musternd an sich vorübergehen ließ. „Es gehet nicht, wie ein Mensch siehet. Ein Mensch siehet, was vor Augen ist, der Herr aber siehet das Herz an.“ Nach diesem Worte hat Samuel sich gerichtet und nicht angesehen die Gestalt und Person Eliabs, noch all der anderen Söhne Isai's. Also laßt uns auch nicht ansehen Gestalt, Person oder was sonst in die Augen sticht und dem Fleische wohlgefällt. Laßt uns aber fragen, was dem Herrn gefällt, wie wir es aus dem Worte Gottes wohl erfahren können. Und dem laßt uns allezeit nachtrachten, in dem Glauben, welcher ist „eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet.“ H—r.

(Fortsetzung folgt.)

Die Amtsentsetzung der evang.-luth. Missionare Näther und Mohn betr.

bringt die „Neue Luth. Kirchenzeitung“ in ihrer Nr. 12 vom 25. März folgenden Brief des Missionars Mohn zum Abdruck, welchen wir unseren Lesern mitzuteilen uns um so mehr beeilen, als er besonders den prinzipiellen Zusammenhang der beiden Forderungen der Missionare aufzeigt. Der Brief lautet:

„An
das hochwürdige Kollegium der ev.-luth. Mission zu Leipzig,
z. H. des Herrn Direktor von Schwarz, Hochwürden.

Ergebenst Unterzeichneter teilt die Bedenken Bruder Näthers betreffs falscher Lehre in bezug auf Verbalinspiration und Kirchenregiment in unserer Mission und bittet deshalb, die Anfragen betreffs dieser Lehren in Br. Näthers Schreiben vom 25. Oktober d. J. als auch in seinem Namen an das hochw. Kollegium gerichtet anzusehen.

Zur Motivierung dieser Anfragen meinerseits bitte ich das hochw. Kollegium, mir zu gestatten, in Kürze darzulegen:

1. Was uns veranlaßt, so großes Gewicht auf die Verbalinspiration zu legen.
2. Weshalb auch ich mich in betreff besonders dieser Lehre an den Anfragen beteilige.

I. 1. Die Verbalinspiration ist uns nicht eine Privatmeinung, auch nicht eine nur zu duldbende Meinung, auch nicht eine von uns aus der Schrift gezogene Konsequenz oder dergl., sondern klare, gewisse Schriftlehre, die nicht nur an einer Stelle, sondern von Anfang bis zu Ende der Schrift unmißverständlich

gelehrt ist. Anstatt vieler Stellen verweise ich nur auf 1 Kor. 2, 13: „Welches wir auch lehren, nicht mit Worten menschlicher Weisheit, sondern mit Worten, die der Heilige Geist lehrt.“ Es gehört schon eine ziemliche Wissenschaft dazu, um hier für „Worte“ Gedanken oder Inhalt oder aufs Heil bezügliche Dinge oder dergl. zu substituieren. Wir können mit dem besten Willen keine andere Wissenschaft darin entdecken, als die der alten Schlange: „Sollte Gott gesagt haben?“ Es handelt sich also für uns zunächst und vor allem um Gehorsam oder Ungehorsam gegen Gottes Wort. Es wäre deshalb Vermessenheit von uns und Verleugnung der hellen, klaren Gotteswahrheit, wollten wir die Verbalinspiration nur als unsere Meinung gelten lassen in unserer Mission.

2. handelt es sich hierbei nicht um einen peripherischen Irrtum, sondern um eine fundamentale (weit vom Mittelpunkt des Glaubens abliegende, grundstürzende) Irrlehre. Denn die Frage, die den Kern der Verbalinspirationslehre trifft, ist nicht die, ob die Schrift der Hauptsache nach Wahrheit, dagegen in Kleinigkeiten irrtumsfähig ist, sondern: „Ist die Schrift direktes Gotteswort?“ Ist sie das, so ist es Lästerung des heiligen Namens Gottes, der Schrift auch nur im geringsten Irrtum vorzuwerfen. Und ist sie Gottes direktes Wort (wie sie es denn wahrhaftig ist, 1 Thess. 2, 13), so fällt der Glaube an den Gekreuzigten und Auferstandenen und der Glaube an die Schrift nicht als zwei Dinge auseinander, sondern man kann nur an den Auferstandenen glauben, wenn man seinem Wort d. h. der Schrift glaubt. Man schlägt ihm ins Angesicht, wenn man sagt, die Schrift sei (sei es auch nur im allergeringsten) irrtumsfähig, während er selbst sagt: „Die Schrift kann nicht gebrochen werden“ (selbst nicht in dem scheinbar verwunderlichen Ausdruck: „Ihr seid Götter“), und: „Dein Wort ist die Wahrheit“. — Tastet man die Schrift an, so tastet man Christum an und alle Lehren, sei es die Rechtfertigung, sei es die Lehre von den Sakramenten oder sonst welche, denn sie alle haben ihren alleinigen, gewissen Grund in der Schrift. Ist diese irrtumsfähig, d. h. nicht absolut gewiß, so sind alle aus ihr geschöpften Lehren nicht absolut gewiß, so ist unsere letzte Glaubensgewißheit nicht in der Schrift zu suchen, sondern im „gläubigen Bewußtsein“, in der „Erfahrung“, in der Kirche oder wo sonst immer, jedenfalls nicht in Gott resp. seinem Wort, sondern im Menschen. — Mit anderen Worten: Rüttelt man an der Unfehlbarkeit der Schrift, so rüttelt man am Grunde unseres Heils, das wir in der Schrift und durch die Schrift haben.

3. Wenn man die Unfehlbarkeit der Schrift fahren läßt, so ist eine unentrinnbare Konsequenz die, daß man, anstatt das Wort Gottes, d. h. die Schrift, in der Kirche regieren zu lassen und sich diesem in gegenseitiger Liebe und Unterordnung zu beugen, eine Menschenherrschaft aufrichtet, da etliche befehlen und die anderen gehorchen wider das klare Verbot des Herrn (Matth. 20, 25. 26), daß man, anstatt auf lebendige Einheit und Reinheit in der Lehre, auf unbedingte Unterwerfung unter eine kirchliche Obrigkeit dringt, — daß man meint, die Kirche nur durch kirchliche Obrigkeiten und Oberbehörden zusammenhalten zu können, anstatt durch gemeinsamen Glauben, gemeinsames Bekenntnis und gegenseitige Liebe und Unterordnung, wie es Brüdern zukommt. — Es handelt sich auch hier bei der Lehre vom Kirchenregiment nicht um eine persönliche Meinung, sondern um ein klares Gebot des Herrn und um das durch Christi Blut uns erworbene, unschätzbare Gut der christlichen Freiheit, gemäß welcher in der Kirche kein Bruder dem anderen zu befehlen hat, noch darf, sondern nur von einem freiwilligen Gehorsam, von einer brüderlichen Unterordnung die Rede sein kann, alle obrigkeitlichen Anmaßungen aber als unchristlich verworfen werden müssen.

II. Weshalb auch ich mich besonders in betreff der Verbalinspirationslehre an Br. Nätthers Anfragen beteilige? Nicht nur im Leipziger Missionshause wurde mir grobe Irrlehre in Bezug auf Verbalinspiration (wie auch besonders in Bezug auf Kenoze, d. i. Erniedrigung Christi) vorgetragen, sondern auch hier in Indien wurde vom Missionar R. auf öffentlicher Synode ohne Scheu der heiligen Schrift Irrtumsfähigkeit vorgeworfen. Anstatt diese falsche Lehre, die ja sowohl im Missionshaus dem hochw. Kollegium nicht unbekannt sein darf, als auch in betreff Missionar R.'s bekannt wurde, scharf zu rügen und im Fall Missionar R.'s auf Widerruf derselben vor öffentlicher Synode zu bringen, geht aus dem Schreiben des hochw. Kollegiums an Br. Nätther vom 19. Mai dieses Jahres nicht un deutlich hervor, daß dasselbe die Verbalinspiration für eine bloße Meinung hält, die allenfalls zu dulden ist. —

Einem solchen prinzipiellen Eindringen falscher Lehre gegenüber muß auch ich an meinem geringen Teile Zeugnis ablegen. Wir können wohl mit irrenden Brüdern Geduld haben, es aber niemals dulden, daß falsche Lehre im Prinzip eingeführt werde. — Dasselbe gilt von dem oft ausgesprochenen Irrtum, als ob der hochw. Missionskirchenrat und das hochw. Kollegium „Übrigkeiten“ seien. —

Darum schließe ich mich von Herzen den Anfragen Br. Nätthers an. Steht man im Prinzip noch richtig, so werden ja unsere Bedenken schnell gehoben sein. In diesem Fall wollen wir auch herzlich gern mit unseren irrenden Brüdern Geduld haben, wie sie ja auch mit uns, die wir auch irrende Menschen sind, Geduld haben müssen. — Hier handelt sich's aber um prinzipielle Fragen, die den Grund unseres Heils berühren. —

Es ist deshalb auch mir unmöglich, am Abendmahl am 5. Nov. teilzunehmen, bevor nicht solche Bedenken in christbrüderlicher Weise beseitigt sind.

Um geneigte Antwort auf unsere gemeinsamen Anfragen bittend, bin ich

des hochwürdigen Kollegiums
ergebenster

F. Moh n.

Negapatam, 26. Okt. 1893.

ev.-luth. Missionar.“

Die Breslauer Synode und die Leipziger Mission.

(Schluß.)

Das Breslauische Kirchenblatt sagt, die Missionare hätten, „nicht zufrieden mit der im Bekenntnis gegebenen Einigkeit, über dieselbe hinaus eigene Formeln und Theorien zur Anerkennung bringen“ wollen. Mit diesen Worten tritt das Blatt erstlich schon in offenbaren Widerspruch gegen den von ihm selbst mitgeteilten Wortlaut. Denn es ist nicht wahr, daß die Missionare ihre „eigenen Formeln“ hätten zu einer symbolischen Schrift machen wollen,* wie das Breslauer Blatt in spöttischem Tone behauptet. Sodann merke man, daß hier an dieser Stelle von Seiten der Breslauer, also derjenigen, welche sich „Altthexaner“ nennen, die teuerwerte Lehre von der wörtlichen Inspiration der heiligen Schrift, das formale Fundament des christlichen Glaubens, eine „Formel“ und „Theorie“ genannt wird, ganz ähnlich, wie in dem Berichte des Leipziger Missionsblattes, dem ja die Breslauer selbstverständlich zustimmen, dieselbe teure Lehre nie anders denn als eine „Ansicht“, „Meinung“ u. dergl. bezeichnet

* Eher könnte man sagen, die Breslauer hätten dies mit ihrer „Öffentlichen Erklärung“ gethan, welche wenigstens für das Oberkirchenkollegium (und auch sonst) symbolische Geltung hat — wenn auch, dem unionistischen Charakter der Breslauer Synode gemäß, Abweichungen in der Lehre, wie auch sonst, gestattet sind. H.—r.

wird. Kann man denn noch immer nicht sehen, wie der Geist des Protestantenvereins je länger je mehr auch in diesen „positiven“, ja „lutherischen“ Kreisen um sich gegriffen hat? Bei dieser Sachlage ist es wohl zu begreifen, daß der genannte Verein im ganzen allmählich zurückgetreten und eingeschlafen ist. Er ist nicht mehr so sehr nötig, denn andere sind an seine Stelle getreten, die einen besseren Namen haben, als er hatte.

Das Kirchenblatt sagt, es habe um so weniger Anlaß vorgelegen, „in der Inspirationsfrage nach irgend welchen neuen Erklärungen zu suchen, als unsere Missionare ausdrücklich sich „zur Verbalinspiration und somit völligen Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift, wie Schrift und Bekenntnis sie lehren“ bekannten“. Wie? Hören wir recht? Sind nicht die von uns unterstrichenen Worte, wie sie das Breslauer Blatt aus dem Leipziger Missionsblatte wörtlich anführt, selbst auch eine „Formel“? Wie konnten sich die von Leipzig und Breslau anerkannten Missionare herausnehmen, eine solche „Formel“ in ihren Mund zu nehmen oder zu Papier zu bringen, da ja eben solches zu thun ein Kapitalverbrechen sein soll? Ja, eine „Formel“, welche sogar einen Ausdruck enthält, wie er weder in der Schrift noch in den symbolischen Büchern sich findet: „Verbalinspiration“ (d. i. wörtliche Eingebung der heiligen Schrift). Verstehe recht, lieber Leser. Wir sagen nicht, daß wir etwas gegen diesen Ausdruck, diese „Formel“ hätten. Im Gegenteil: Wir wissen, daß wir die Freiheit nicht nur und das Recht, sondern auch die Pflicht haben, immer aufs neue wieder unseren Glauben zu bekennen, ohne wie Papageien bloß Bibelsprüche und Bekenntnisstellen herzusagen. Aber jene unsere Gegner, welche das verwerfen, thun nun selbst, was sie verwerfen und mögen daher sich selbst verurteilen.

Wir müssen aber der Sache etwas näher auf den Grund gehen und fragen, warum jetzt die übrigen Leipziger Missionare eben diese „Formel“ einstimmig angenommen haben, während doch eine Anzahl von ihnen zu dem vortrefflichen Vortrage Nätthers sich zu bekennen verweigerten, obgleich doch Nätther keineswegs verlangt hatte, daß sie jedes Wort seines Vortrages zu ihrem eigenen machen, sondern nur die Lehre von der Inspiration, „wie er sie in seinem Vortrage zu bekennen die Freude gehabt“ habe, als die ihrige bekennen möchten. Es wird hierbei wohl ganz ähnlich ergangen sein, wie dazumal auf der Breslauer Synode, als man sich weigerte, die klaren und bestimmten Sätze P. Rohnerts über Inspiration anzunehmen, und es vorzog, einige allgemeine Redensarten zu machen, wie solche dem unionistischen Charakter der Breslauer Synode entsprechender waren. Wir kommen damit auf die von uns oben als „klüglich verschwiegen“ bezeichneten Gründe der Breslauer zu sprechen.

Weil das Leipziger Missionsblatt schrieb, daß „ein Teil der Brüder etwa anderer Ansicht“ war, so ist es wohl zu verstehen, daß der Haufe der Missionare sich zu dem Inhalte des Nättherschen Vortrages schon um deswillen nicht bekennen wollte. Man muß nur die Schliche und Ränke kennen, mit denen unsere heutigen Schriftgelehrten ihren Unglauben zu verdecken pflegen. Die können dreist behaupten (das haben sie thatsächlich gethan), sie glaubten eine „Verbalinspiration“ der heiligen Schrift, meinen aber nur die Worte, welche nach ihrer Meinung eingegeben seien, oder sie verstehen unter Inspiration und Verbalinspiration nicht eine wirkliche Eingebung, sondern die göttliche Vorsehung, welche auch Verkehrtes „zuläßt“, um alles zum besten zu lenken. Und ebenso sind sie im stande, von „völliger Irrtumslosigkeit“ zu reden und meinen doch etwa nur: „in geistlichen Dingen“ oder: „in den Hauptsachen“ u. dergl. Sie machen es eben gerade wie die Protestantenvereiner, welche auch an die „Gotttheit Christi“ zu glauben vorgeben, aber in einem ganz anderen Sinne,

als wie es die Schrift und die Kirche meint. So wenig wir daher den Protestantenvereinlern trauen, so wenig trauen wir all diesen modernen „Lutheranern“, auch nicht den jetzt noch in der Leipziger Mission verbliebenen Lutheranern und deren Verteidigern.

Es muß doch in dem Rätterschen Vortrage und seiner Forderung etwas Besonderes gewesen sein, weshalb man die Zustimmung verweigern zu sollen meinte. Was dieses aber war, ist leicht zu sehen. Erstlich war der vorzügliche Vortrag (er wurde ja in der „N. L. R.=B.“ abgedruckt) derart, daß er für die Liste und Ränke moderner Leugner der Inspiration keinen Schlupfwinkel noch Ausweg ließ. Ein Bekenntnis zu dem Inhalte dieses Vortrages wäre also ein wirkliches Bekenntnis zur Inspiration der heiligen Schrift im vollen und lauterer Sinne des Wortes gewesen. Und solch Bekenntnis wollen weder die Leipziger noch die Breslauer. Zum andern lag in der Forderung der beiden Missionare etwas, was der ganzen Sache eigentlich erst ihre entscheidende Bedeutung gab, wie solches sowohl die Leipziger als auch die Breslauer wohl gemerkt und verstanden, absichtlich aber verdeckt und vertuscht haben, wie solches Verdecken und Vertuschen schon damals von der Leipziger Missionsleitung praktiziert wurde, als jene vier Bekenner in ihr auf- und darnach auch von ihr austraten. Es ist dies, daß es in der Rätterschen Forderung heißt: „Ist die Lehre . . . die allein berechnigte Lehre in unserer Mission?“

Und wenn alle Leipziger Missionare einig gewesen wären (was ja möglich), die „Ansicht“ von der Verbalinspiration sei richtig, so würden sie, eben weil sie dieselbe nur für eine „Ansicht“ hielten, nun und nimmer dergestalt „bekennen“ können, daß sie die gegenteilige Lehre verworfen hätten. Denn eine „Ansicht“ kann man wohl haben, auch äußern, aber nicht „bekennen“. Bekennen kann man nur den Glauben. Die Probe und Gegenprobe aber des Bekenntnisses ist das Verwerfen. Wer nicht verwirft, bekennt auch nicht. Die Missionare wollten nicht verwerfen, die Missionsleitung wollte nicht verwerfen, die Breslauer wollen nicht verwerfen. Warum nicht? Das konnten und können sie darum nicht, weil sie, wie gesagt, in der That und Wahrheit nicht bekennen können, weil sie nur „Ansichten“, „Meinungen“, „Theorien“, nicht aber Glauben haben. Das konnten und können sie aber auch darum nicht, meinen es wenigstens nicht zu können, weil, wenn sie das thäten, alle die offenbaren, groben Leugner der Inspiration der heiligen Schrift vor den Kopf gestoßen werden, ja sie selbst genötigt sein würden, denselben den Prozeß zu machen und sich von ihnen zu trennen. Sieht denn nicht gerade Luthardt, einer der bekanntesten Leugner der Verbalinspiration, mitten im Kollegium der Leipziger Mission? Was würde aus der ganzen Leipziger Mission werden, wenn dieselbe sich christlich und ehrlich zu der Inspiration der heiligen Schrift bekennen und die Gegenlehre verwerfen sollte? Daß die meisten der gegenwärtigen Missionare etwa die „Ansicht“ haben, daß die Verbalinspiration der heiligen Schrift richtig sei (es wirft kein gutes Licht auf sie, daß sie nach so viel Kämpfen über diese Sache noch nicht mehr als „Ansichten“ haben!), kommt nicht sehr in Betracht. Es ist nichts als Täuscherei, wenn man darauf Gewicht zu legen scheint, wiewohl wir gern glauben, daß manche von den Missionaren dies nicht gemerkt, sondern aufrichtig ihren Glauben haben bekennen wollen. Unionistisches Spiel ist es, wie diejenigen zu treiben pflegen, welche, um den Glauben der Union befragt, auf die „Lutheraner“ in der Union verweisen. Und nun sind es die Breslauer selbst in ihrem amtlichen Kirchenblatte, welche daselbe unionistische Spiel treiben. Stehen nicht die Breslauer ebenso wie die Leipziger Mission und gerade auch durch die Leipziger

Mission in kirchlicher Gemeinschaft mit all jenen offenbaren, groben Leugnern der Inspiration, wie sie in den sogenannten „Lutherischen“ und von Breslau als „lutherisch“ anerkannten Landeskirchen die Herrschaft haben? Versäumt doch das Breslauische Kirchenblatt niemals, seinen Lesern eine Inhaltsangabe eines jeden neu erscheinenden Heftes der „Neuen kirchlichen Zeitschrift“ zu machen und dieselbe zu empfehlen, eines Blattes, welches, wie kaum ein anderes, die lutherische Lehre und gerade auch die Lehre von der Inspiration der heiligen Schrift bekämpft und verwirft. Die Breslauer Synode und ihre eigentlichen Stimmführer stehen in zu enger und zu naher Verbindung mit der modernen „Lutherischen“ Theologie und Kirche, als daß sie es über sich gewinnen könnten, durch wahrhaft lutherisches Bekennen und Verwerfen mit ihr zu brechen.

Das sind die eigentlichen, aber klüglich verschwiegenen Gründe, weshalb die Breslauer das Auftreten der beiden Missionare verwerfen und ihre Entlassung billigen zu müssen gemeint haben. Klüglich haben sie das verschwiegen. Denn wenn die vielen aufrichtigen Christen, welche zu ihrer Kirchengemeinschaft gehören, und zu ihren Führern so blindes Vertrauen haben, dies wüßten, so würden sie anfangen über die Sache nachzudenken. Die einfältigen Christen bei ihnen werden gerade wie diejenigen in den Landeskirchen und in der Immanuelssynode absichtlich getäuscht und damit hingehalten, es sei bei ihnen alles in bester Ordnung, und die göttliche Eingebung der heiligen Schrift sei bei ihnen Kirchenlehre. Sieht man aber genauer zu, was ihre Stimmführer unter „Kirchenlehre“ verstehen, so wird es sich bald herausstellen, ja so haben sie es uns hier schwarz auf weiß gegeben, daß sie davon ganz dieselbe Auffassung haben, wie wir sie bei den auf ihr „zu Recht bestehendes Bekenntnis“ trogenden „lutherischen“ Landeskirchen längst kennen gelernt haben. Sie zeigen nämlich auf das Buch, in welchem die lutherischen Bekenntnisse zusammengedruckt und =gebunden sind, und sagen, das sei ihr Bekenntnis. Zwar wohl, ein gutes Bekenntnis ist das, was wir da in unseren symbolischen Büchern haben, und eine gar schöne „Einigkeit“ ist darin auch „gegeben“. Denn die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche sind allerdings unter sich einig, vollkommen einig. Was wollen wir mehr? Das wollen wir „Missourier“ und das wollten auch die beiden Missionare, daß dasjenige und alles dasjenige, was unsere Väter bezeugt und in den Bekenntnissen niedergelegt haben, auch von uns selbst und allen denen, mit welchen wir kirchlich verbunden sind, wirklich geglaubt, gelehrt und bekannt werde, privatim und öffentlich, auf Kanzeln und Rathedern. Nein, sagen da die Breslauer mit ihren zahlreichen Genossen in den Landeskirchen, das sei zu viel verlangt, das dürfe man nicht fordern, denn das heiße ein „neues Bekenntnis“ ablegen; man müsse zufrieden sein mit der in den gedruckten Bekenntnissen gegebenen Einigkeit. Wenn die nur „zu Recht“ beständen, so sei es genug; was in Wirklichkeit geglaubt und gelehrt werde, gehe niemanden etwas an. Da müsse die freie Wissenschaft herrschen, Luthardt und Dieckhoff und Schnedermann und wie sie sonst alle heißen, müßten Einer wie der Andere gleiche Berechnigung haben.

Wohlgemerkt also, lieber Leser: Die Worte „allein berechnigte Lehre“ sind es, welche sowohl für die Leipziger wie für die Breslauer die Forderungen Rätters und Mohns unannehmbar machten. Gern hätte man sie gewähren lassen, ihre „Ansichten“, „Meinungen“, „Theorien“ über Inspiration, ja auch über Kirchenregiment zu haben und zu lehren. Was fragen diese trotz ihrer Opposition gegen eine staatsrechtlich eingeführte preussische Union durch und durch unionistisch gerichteten Leute nach der Lehre? Wollten sie doch auch Diedrichs Lehre dulden, solange er dieselbe nur nicht praktisch durchsetzte und die Gegenlehre

verwarf. Aber das können sie nicht leiden, daß die reine Lehre des Wortes Gottes und des lutherischen Bekenntnisses allein berechtigt sei. Dagegen erheben sie sich mit aller Macht. Die gesamte „lutherisch“ sich nennende Universitätstheologie, wie sie namentlich in Leipzig, Erlangen und Rostock gelehrt wird, eine Theologie, welche jetzt auch in keinem einzigen Stücke mehr lutherisch ist, soll und muß nach ihrer Meinung gleichberechtigt sein. Denn was sollte wohl aus der ganzen Leipziger und Breslauer Kirchenherrlichkeit werden, wenn man den Kampf gegen diese Lehre aufnehmen wollte? Mit den zwei Missionaren gegen den großen Haufen? Nein, das kann nicht sein. Also „mußten“ wohl die Missionare entlassen werden — zu den „Missouriern“, zu denen sie gehören. Und das war ja allein schon genügend zu ihrer Verurteilung, daß sie „Missourier“ waren. So war eine Prüfung ihrer Gewissensbedenken gar nicht mehr nötig. Mit großer „Weisheit“ hat es ja der Direktor v. Schwarz gleich seinem großen Vorgänger verstanden, das Schifflein der Leipziger Mission so zu lenken, daß es, ohne erkennen zu müssen oder zu brauchen, lustig im Strom und mit dem Strom weiter schwimmen kann — so lange es dauert.

Doch noch Eins zum Schlusse. Wieder einmal ist in dem Breslauer Kirchenblatt von „missourischer Lehrstellung“ die Rede, wie sich ab und an wohl eine derartige beiläufige und wegwerfende Bemerkung findet. Die Leser desselben Blattes aber darüber aufzuklären, was das eigentlich sei, dazu hat sich das Blatt jetzt so wenig wie sonst je bereit gefunden. Wozu auch? Man scheint den Zweck, die unschuldigen Christenleute in den Breslauischen Gemeinden vor der „missourischen Lehrstellung“ zu bewahren, viel besser erreichen zu können, wenn man dies heimlich thut. Denn so kann man die Leute über „Missouri“ und „missourische Lehre“ glauben machen, was man will. Wollte man aber auf einen öffentlichen Kampf sich einlassen, so stände die Sache für die Missourier gut und für die Breslauer übel. Denn so würde es sich herausstellen, daß die Missourier in der Schrift sitzen und die Breslauer daneben. Das ist es ja auch, was die Breslauer selbst fühlen (wenn sie es auch schwerlich öffentlich zugestehen würden), daher sie denn zu öffentlicher Auseinandersetzung mit den Missouriern und ihrer Lehre sich nicht gern herbeilassen.* Aber eben das macht uns immer wieder so fröhlich bei aller unserer Vereinsamung und trotzdem wir rings von Feinden umgeben sind: Wir brauchen das Licht nicht zu scheuen, denn wir haben durch Gottes Gnade die Wahrheit und können sie vertreten, während jene, an der in den Büchern vorhandenen Lehre und „Einigkeit“ sich genügen lassend, alles zu vermeiden suchen müssen, was irgendwie ihre Leute zu selbständigem Forschen und Prüfen nach Gottes Wort und den Bekenntnissen veranlassen könnte. Wie weit sie aber mit solchem Köhlerglauben** kommen werden, wird die Zeit lehren und — die Ewigkeit.

H—r.

* Selbstverständlich sind mit diesem Urteil die wenigen rühmlichen Ausnahmen unter den Breslauern weder getroffen noch gemeint. H—r.

** „Köhlerglauben“ nennt man bekanntlich einen „Glauben“, wie ihn jener Köhler hatte, der, um seinen Glauben befragt, antwortete: „Ich glaube, was die Kirche glaubt“, und auf die Frage, was denn die Kirche glaube, erwiderte: „Die Kirche glaubt, was ich glaube“. Gerade so machen es diese unsere Gegner, indem sie, zum Bekenntnisse aufgefordert, sagen, ihr Bekenntnis stehe in dem Buche, und umgekehrt.

Lieber, laß dir's nicht geringe Ding sein, verbieten, da Gott nicht verbeut, christliche Freiheit brechen, die Christus Blut gekostet hat, die Gewissen mit Sünden beladen, da keine ist. Wer das thun darf, der darf auch alles Uebel thun, ja er verleugnet schon damit alles, was Gott ist, lehret und thut, samt seinem Christo. (Luther.)

Vermischtes.

Der Grund der Religion des Antichrists.

In einem Rundschreiben vom v. J. offenbart Pabst Leo XIII. den eigentlichen Grund der römischen Religion mit folgenden Worten: „Wir fürchten Christum als unseren gestrengen Richter, zittern wegen unserer Sünden und fühlen das unabweisbare Bedürfnis, einen Schutzheiligen (gegen den strengen Christum) zu besitzen. Das ist Maria. Sie hat Macht über ihren Sohn, weil sie seine Mutter ist. Dazu ist sie mild und mütterlich, und kann nicht anders als verzeihen. Am Kreuze hat Christus ihr in der Person des Johannes das ganze Menschengeschlecht übergeben, und die Apostel haben dies begriffen.“

Beschämend für evangelische Christen.

In Montenegro, dem Land der schwarzen Berge, ist kürzlich der erste Fall von Selbstmord vorgekommen. Ein von seinen Gläubigern bedrängter Schuldner machte den Versuch sich zu erschießen, was als unerhört und als eine That der Feigheit allenthalben großes Aufsehen erregte. Der Fürst Nikolaus besuchte den armen Menschen im Hospital und machte ihm ernstliche Vorhaltungen, bezahlte aber seine Schulden und wies ihn aus dem Lande. Darnach ließ er eine Verordnung bekannt machen, daß der Versuch eines Selbstmörders ehrlos mache und die Leiche eines Selbstmörders 24 Stunden an den Galgen gehängt werden solle, da es eines Montenegriner's unwürdig sei, sich selber das Leben zu nehmen, über welches allein Gott zu gebieten habe, und das nur für das Vaterland auf dem Schlachtfelde geopfert werden dürfe. Ach daß es alle Leute bei uns und in allen Christenlanden hören und zu Herzen nehmen möchten!

(„Immanuel.“)

In Melbourne

hat sich der Baptistenprediger Bunning das Leben genommen. Er war fast 60 Jahre alt, hatte in großem Ansehen gestanden und war in seiner Jugend ein besonderer Freund des bekannten Baptistenpredigers Spurgeon gewesen, mit dem er zusammen gearbeitet hatte. Von seiner Frau hatte er sich vor längerer Zeit getrennt. Seine letzte Predigt hielt er über die Worte: „Thue dir nichts Uebels“ (Apostelg. 16, 28) und sprach über den Selbstmord, und wies unter anderem auch darauf hin, wie Christus von dem Teufel dazu versucht worden sei, als er ihn aufforderte, sich von der Rinne des Tempels zu stürzen (?). Bunning hatte sich aus seiner Wohnung entfernt und einen Zettel hinterlassen, auf welchem er anzeigte, daß man seine Leiche in der Yarra finden werde und daß er glaube, Gnade bei Gott zu finden für die That, die er zu vollziehen gedachte. Erst nach einer Woche fand man die Leiche. Ist es nicht entsetzlich?! Natürlich spricht man auch hier wieder, wie gewöhnlich, von zeitweiligem Wahnsinn. Man hat eben keinen Begriff mehr von der Macht der Sünde, und keine Sünde findet mehr Entschuldigung als die des Selbstmordes; hat einer sich auch sonst als völlig gesund in seinem Verstande erwiesen, begeht er aber Selbstmord, so muß er zur Zeit der That wahnsinnig gewesen sein.

(„Austral. Kirchenbote.“)

Nachrichten und Bemerkungen.

„Die diesjährige Frühjahrsversammlung der lutherischen Konferenz wird am 8. und 9. Mai d. J. zu Uelzen stattfinden. Die Eröffnungsansprache wird der Vorsitzende, Herr Kirchenrat Stahlberg aus Neukloster, die erbauliche Ansprache am 9. Mai vormittags Herr Pastor Karstens aus Breitenfelde, das Referat über „Die zentrale Bedeutung der Rechtfertigungslehre“ Herr Seminardirektor Grebe aus Breslau halten.“

(„N. L. R.“)

Schleswig-Holstein. Zum Professor der praktischen Theologie in Kiel ist der Professor Baumgarten aus Jena ernannt worden. Die Wahl des liberalen jungen Gelehrten erregt, wie der „Reichsbote“ berichtet, in den positiven Kreisen Schleswig-Holsteins vielfach Befremden, da man die des mitpräsenzierten Pastors Schäfer, des Leiters der Altonaer Diakonissenanstalt, erwartet hatte. Man führt diese Berufung auf den Prof. Weiß zurück. — Man sollte doch endlich aufhören, über derartige Professorenernennungen noch „Befremden“ zu haben und zu äußern, da dieselben eine unvermeidliche Folge der Duldung falscher Lehre überhaupt sind.

Kirchengesetze. Der „Reichsbote“ berichtet: „Für die alten preussischen Provinzen, deren oberste kirchliche Behörde der Evangelische Oberkirchenrat ist, besteht bekanntlich bereits ein Kirchenverfassungs-gesetz. Ein entsprechendes evangelisches Kirchengesetz auch für die neuen Provinzen zu schaffen, liegt dem Vernehmen der ‚Voss. Zeitg.‘ nach in der Absicht der Regierung. Für die neuen Provinzen ist das Kultusministerium die oberste geistliche Behörde. Von diesem sind die beteiligten Konfessionen befragt worden, wie sie sich zu diesem Plane stellen.“ Wir sollten meinen, die Staatskirchen hätten nun wohl nachgerade Gesetze genug. Allein es scheint nötig, ihnen immer mehr Gesetze zu geben, um dadurch immer mehr in Vergessenheit geraten zu lassen, daß die Kirche Christi eigentlich noch ein anderes, ja im letzten Grunde nur ein einziges Gesetz hat: Gottes Wort. Es geht, wie es in der Pabstkirche gegangen ist: Je mehr Gottes Wort schwand, desto mehr häuften sich die Dekretalen, und je mehr sich die Dekretalen häuften, desto mehr schwand Gottes Wort.

Der mecklenburgische Oberkirchenrat Bard hat unter Einsendung seines in dem „Sonntagsblatt der Meckl. Nachr.“ gedruckten Vortrages gegen die von uns in Nr. 6 d. Bl. gebrachten Bemerkungen Beschwerde eingelegt, „mit der Aufforderung, den verleumderischen Angriff auf meine theologische Position und die daran geknüpften Reflexionen über die Zukunft der mecklenburgischen Landeskirche zu widerrufen.“ Er scheint nicht beachtet zu haben, daß der von uns mitgeteilte kurze Auszug aus seinem Vortrage nicht von uns, sondern aus der „Meckl. Zeitung“ stammte, aus der wir kenntlich und wörtlich abgedruckt hatten. Den Vorwurf der Verleumdung würde er daher, falls er überhaupt berechtigt wäre, an jene Adresse zu richten haben. Nun erklären wir gern, daß allerdings ein Punkt in jenem Berichte nicht recht wiedergegeben war, nach welchem es scheinen konnte, als ob Bard schon allein die „Gräßlichkeit“ des Gedankens einer Verdammnis der als Heiden sterbenden Menschen für ausreichend halte, denselben abzuweisen. Dagegen hat er nach dem nun vorliegenden Wortlaute seines Vortrages gesagt: „Der graue Charakter eines Gedankens erweist noch nicht seine Unrichtigkeit.“ Im übrigen aber erweist sich der Vortrag selbst so wenig als eine Verichtigung, daß er vielmehr unsere Anführungen so sehr bestätigt und unser Urteil so durchaus rechtfertigt, daß wir darüber weiter kein Wort zu verlieren brauchen. Wir bedauern nur, daß der Oberkirchenrat Bard gegenüber der Wahrheit des von uns gegen seine „theologische Position“ vorgebrachten und zu deren Vernichtung völlig ausreichenden Schriftbeweises sich ebenso unempfindlich gezeigt hat, wie seiner Zeit gegen den auf Grund des zweiten Artikels der Konfessionsformel gegen ihn erhobenen Protest des Superintendenten Polstorff in dem Luthardtischen „Theol. Literaturbl.“ Ein neuer Beweis, wie wenig mit bloßen „Protesten“ ausgerichtet ist, wo Tit. 3, 10 am Plage wäre. So lange aber der D.-M. Bard seine grundstürzenden Irrlehren zu widerrufen unterläßt, wird er sich nicht wundern dürfen, noch die ihn duldende mecklenburgische Landeskirche, wenn wir gelegentlich seine „theologische Position“ tiefer hängen und auf sie als auf ein Beispiel verweisen, in welche Bodenlosigkeit die ignominische und pelagianisierende Strömung der sogenannten „Orthodoxen“ unserer Tage schließlich hinführt. Wir behalten uns daher vor, sobald es unsere Zeit erlaubt, vielleicht an anderem Orte, auf diesen Gegenstand noch näher einzugehen.

H—r.

„An die 330 Millionäre in Berlin.“ Unter dieser Ueberschrift enthält der „Reichsbote“ vom 2. Februar d. J. folgende Bitte: „Das Diakonissen-Mutterhaus Paul Gerhard-Stift in Berlin N., Müllerstraße 56, hat 330 000 Mark Schulden. Wenn jeder der 330 Herren Millionäre 1000 Mark dieser Schuldlast auf sich nimmt, so ist das Haus schuldenfrei. Wie viel freudiger würde das Stift wirken, wie viel mehr könnte es leisten, während es so nur kümmerlich mit Defizits sein Dasein fristet. Erwerbt euch den Dank des Volks! Um Abdruck dieser Zeilen wird freundlichst gebeten. Einer für viele.“ — Ob der Einsender dieser Annonce kein Gefühl dafür hat, daß es sehr unpassend ist, in dieser Weise für die „Werke christlicher Barmherzigkeit“ bei denen zu betteln, die zu gewiß nicht geringem Teile Nichtchristen sind? Aber die „innere Mission“ befolgt ja schon seit langem die Praxis, bei jedermann für ihre Werke zu betteln, und beweist schon damit, daß sie nicht eigentlich ein Werk der Kirche, d. h. der „Gläubigen“ ist. Da darf es schließ-

lich auch nicht wunder nehmen, daß man die „Millionäre Berlins“ in dieser Weise in Anspruch nimmt.

Römische. Gegen des Pabstes Wunsch, welcher lieber einen Franzosen gehabt hätte, ward an Stelle des verstorbenen Anderledy, am 8. Sept. v. J. der Spanier Martinez zum Jesuitengeneral gewählt. Seit 1870 residierte derselbe in Fiesole bei Florenz. Doch ist der Mittelpunkt seiner Thätigkeit in Rom. Fünf Provinzen hat jetzt der Orden: 1. Italien mit 1558 Mitgliedern; 2. Oesterreich mit Belgien und Holland hat 2165; 3. Frankreich 2978; 4. Spanien mit Mexiko 1953; 5. England mit N.-Amerika 1895. — Die Trappisten, welche bisher unter 60 Provinzial-Oberen standen, sollen jetzt insgesamt gleich den Jesuiten unter Einen Ordensgeneral gestellt werden. — Zu seinem 50 jährigen Bischofsjubiläum ließ der heilige Vater einen „vollkommenen Ablass“ ausschreiben für alle Rompilger, sowie für die, welche nicht kommen konnten, aber doch zu Hause gewisse Andachten abhalten würden. („Immanuel.“) — Der Pabst hat ein Rundschreiben (Encyclika) über das Bibelstudium veröffentlicht, an dem er 18 Monate lang arbeitete. [Daß es ihm schwer wurde, ist wohl zu glauben; wem fällt dabei nicht der Esel ein, der die Leute schlagen will?] Er weist in dem 43 Seiten langen Schreiben auf die Leugner der göttlichen Eingebung des Bibelworts hin, die zu bekämpfen seien. Darum müsse auf Seminaren und Universitäten das Bibelstudium nur von den tüchtigsten Professoren geleitet werden. Die besten Schüler sollen nach Beendigung ihrer theologischen Studien eine Zeit lang ganz dem Bibelstudium sich widmen. Die „Kirche“ schränke das Bibelstudium nicht ein, sondern befördere es unter dem Schutz der bischöflichen Autorität. [D. h. so, daß aus der Bibel nur das herausgelesen werden darf, was dieser Autorität, nämlich dem Pabstum und seiner falschen Lehre, nicht zuwider lautet; alles aber, was ihr zuwider lautet, entweder verschwiegen oder umgedeutet werden muß. Das heißt bei den Römischen Bibelstudium.]

Parrer Kneipp in Würzburg. der Kaltwasserapostel, ist vom Pabst zum Geheimkammerer ernannt worden. Warum? Wegen seiner Kaltwasserkuren allein gewiß nicht. Dieselben scheinen aber der römischen Kirche nicht nur Ruhm, sondern auch Konvertiten zu gewinnen, daher diese Belobung und Ernennung.

Auch die Altkatholiken haben jetzt Diakonissen; in Konstanz sind ihrer vier in Arbeit. Kein Wunder; haben doch auch die Juden in Frankfurt jetzt jüdische Diakonissen, wie der Protestantenverein seine Missionare. Sehr zu beklagen ist, daß Protestanten auch da, wo es evangelische Diakonissen giebt, zu den römischen „Schwestern“ ihre Zuzufuhr nehmen. So betreiben z. B. in Leipzig die „grauen Schwestern“ vielfach in vornehmeren protestantischen Familien die Krankenpflege. Preußen vollends ist mit Ordensschwestern überschwemmt; es giebt dort mehr „barmherzige Schwestern“ als evangelische Diakonissen in der ganzen Welt. Rom betrachtet seine weiblichen Orden, und nicht ohne Grund, als wirksame Missionsarbeiter unter den „Heiden“.

(„Freimund.“)

Bücher Anzeige.

Reden, gehalten bei einer Versammlung der mit der Missouri-Synode verbundenen lutherischen Gemeinden Chicagos im Art Institute am 3. September 1893. St. Louis, Mo. Preis 75 P.

Dies sind zwei deutsche und zwei englische Reden. Prof. F. Pieper beantwortet in seiner knappen, klaren Weise die Frage: „Was ist Lutherum?“ Prof. Gräbner giebt in englischer Sprache einen Ueberblick über die Geschichte der lutherischen Kirche in Amerika. Pastor H. Sauer behandelt das Thema: „Wir lieben unser Land und auch aus diesem Grunde lieben wir unsere Gemeindeglieder.“ Prof. Crull spricht in englischer Sprache über das Thema: „Eine freie Kirche in einem freien Staate.“ — Wenn die englische Sprache der zwei Vorträge nicht hindert, wird großer Genuß und Nutzen von dem Büchlein haben. Aber auch schon die beiden deutschen Vorträge machen es wertvoll und geben ein deutliches Bild von der klaren Stellung und dem warmen Eifer unserer Glaubensgenossen in Amerika.

Gedenke deines Konfirmationsgelübdes.

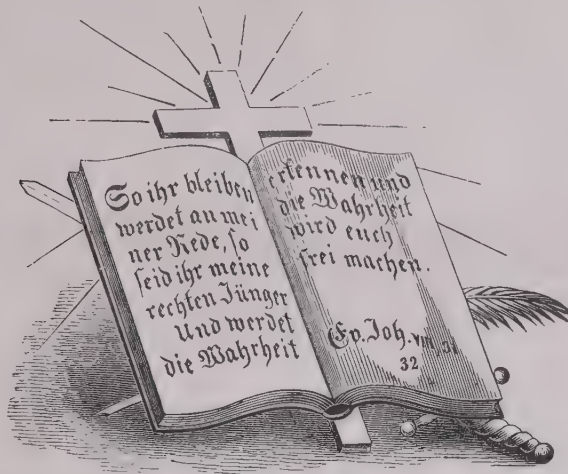
Dieses in gefälliger Ausstattung von der Druckerei des Martin Luther-Waisenhauses in West Roxbury bei Boston herausgegebene Heft (12 Seiten klein 8°) enthält 5 Konfirmationslieder mit 4 stimmigem Notenjaß und das Konfirmandengelübde aus unserer Agende. Der Preis ist einzeln 5 Cents, Duzend 50 Cents (inkl. Porto), Hundert 3 Dollar.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

zur
Belehrung und Erbauung
für
evangelisch-lutherische
Christen.



Im Auftrag

der
Synode der ev.-Luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben
von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die L. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 19. No. 9.

Bzwikan in Sachsen.

22. April 1894.

Ebräer 11.

(Fortsetzung.)

Auch uns würde die Zeit zu kurz werden, wollten wir über die bisher vorgeführten Beispiele von Glaubenshelden aus der biblischen Geschichte noch andere im einzelnen ausführlich behandeln. Denn länger als zwei volle Jahre bereits haben wir uns bei der Auslegung dieses einen Kapitels in diesem Blatte aufgehalten. So wollen denn auch wir es bei den in unserem Texte angedeuteten Namen bewenden lassen, um nunmehr zu der summarischen Zusammenfassung dessen überzugehen, was uns der Heilige Geist über die Macht des Glaubens im Wirken und Leiden weiter zu sagen hat, und wollen uns dabei, unserem Texte folgend, an dem Hinweis auf einzelne Personen und Ereignisse aus der biblischen Geschichte des alten Testaments genügen lassen.

Vers 33: „Welche haben durch den Glauben Königreiche bezwungen, Gerechtigkeit gewirkt, die Verheißung erlangt, der Löwen Rachen verstopft.“

„Durch den Glauben Königreiche bezwungen.“ Was hat denn, möchte jemand fragen, der Glaube mit dem Bezwingen von Königreichen und das Bezwingen von Königreichen mit dem Glauben zu thun? Ist nicht Königreiche bezwingen ein weltlich Ding? Freilich wohl. Allein es steht geschrieben: „Was nicht aus dem Glauben gehet, das ist Sünde“ (Röm. 14, 23). Und: „Alles, was ihr thut mit Worten oder mit Werken, das thut alles in dem Namen des Herrn Jesu“ (Kol. 3, 17). Und: „Ihr esset nun oder ihr trinket, oder was ihr thut, so thut es alles zu Gottes Ehre“ (1 Kor. 10, 31). Aber „Königreiche bezwingen“ ist doch, möchte jemand meinen, nicht bloß ein irdisch und weltlich Ding im guten Sinne, wie Essen und Trinken, sondern etwas Unrechtes und Sündliches? Mit nichten. Sondern das ist die irrige Meinung der Quäker und Mennoniten. Das Schwert der Obrigkeit, von Gott ein-

gesetzt (Röm. 13, 4), ist so wenig gegen das fünfte Gebot, daß es vielmehr gerade gegen die Uebertreter dieses Gebotes und um der Aufrechterhaltung dieses Gebotes willen verordnet ist, wie geschrieben steht: „Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll auch durch Menschen vergossen werden“ (1 Mos. 9, 6). Es ist klar, daß auch ein Kriegsmann ein Christ und in einem göttlichen Stande sein könne, wie darüber Dr. Luther ein so köstliches Büchlein geschrieben hat.

Es ist ja damit natürlich nicht gesagt, daß alles und jedes Kriegsführen, alles und jedes Bezwingen von Königreichen recht und erlaubt sei, oder gar im Glauben geschehe. Es giebt auch leider gar viel ungerechte Kriege, gar viel Mißbrauch, welcher mit dem Schwerte der Obrigkeit getrieben wird. Und was in der Beziehung an Unrecht und Mißbrauch vorkommt, werden ihre Urheber vor Gott zu verantworten haben. Wir gehen aber noch einen Schritt weiter und sagen: Es giebt auch gerechte Kriege, welche doch nicht im Glauben geführt werden. Denn es giebt freilich gar viel Dinge, welche, auf dem Gebiete bürgerlicher Gerechtigkeit liegend, an und für sich recht und gut sind und doch für den, der sie thut, nichts als Sünde sind, weil er entweder überhaupt kein Christ ist oder weil die betreffenden Handlungen nicht aus dem Glauben kommen.

Hier nun ist die Rede von einem durch den Glauben geschiedenen Kriegsführen und Bezwingen von Königreichen. Diese in unserem Texte liegende Bestätigung der Wahrheit von den in der biblischen Geschichte alten Testaments berichteten Kriegen des Herrn wollen wir ja nicht übersehen. Denn gar nicht selten begegnet man in unseren Tagen der sehr irrigen Auffassung, als wären das alles Angehörigkeiten und Rohheiten gewesen, Gottes und seines Wortes unwürdig. Wir wollen nicht nochmals auf den Irrtum derer eingehen, welche alles und jedes Kriegsführen für Sünde halten und (weil sie die Sünde nicht kennen) sich einbilden, es werde oder

könne noch einmal eine Zeit auf Erden kommen, da aller Krieg aufhöre. Wir haben denselben Irrtum bereits mit Gottes Wort zurückgewiesen. Allein es wird vielfältig eingewandt, die Kinder Israel im alten Testament hätten kein Recht und keinen Verursacher gehabt, in ein fremdes Land einzufallen, Krieg anzufangen u. s. w. Es hat dies einen gewissen Schein, und zwar um so mehr, wenn man erwägt, wie furchtbar blutig und grausam jene Kriege oft geführt wurden und welche Missetaten mit denselben verbunden waren. Allein man bedenkt dabei gewöhnlich nicht, daß die Kinder Israel dazu ausdrücklichen göttlichen Befehl hatten, also daß sie sich versündigten, wenn sie denselben nicht oder nicht genau so ausführten, wie ihn Gott gegeben hatte, und wenn sie etwa barmherziger sein wollten als Gott selber ist und es von ihnen haben wollte. (Vergl. hierzu das in dem vorigen Abschnitt über Agag und Sauls Ungehorsam Gesagte: „Gehorsam ist besser denn Opfer“.) Waren es doch Gottes gerechte Gerichte, welche über jene Völker hereinbrachen. Denn das Maß ihrer Sünden war voll. Und die Kinder Israel, David u. s. w. waren nichts anderes als Werkzeuge der göttlichen Strafgerechtigkeit. Im Gehorsam gegen Gottes Wort und Willen haben sie „Königreiche bezwungen“, durch den Glauben, welcher vermag, was der Natur allein unmöglich ist. Durch den Glauben haben sie so Großes gethan, denn der Geist Gottes erfüllte sie, der Geist des Gottes, der sich ihnen offenbart hatte, des Gottes, der durch den verheißenen Heiland mit ihnen versöhnt und ihnen gnädig war, des Gottes, der ihnen ewigen Sieg und ewiges Leben zugesagt hatte, durch den Glauben, welcher ist „eine gewisse Zuvorsicht des, das man hoffet, und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet.“

Durch den Glauben haben sie „Gerechtigkeit gewirkt“. Nicht ist das geredet von der Gerechtigkeit des Glaubens oder von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott. Denn die „wirkt“ der Glaube nicht, sondern er ergreift sie, nachdem der Herr Jesus sie bewirkt hat und im Wort und Sakrament fertig anbietet. Hier ist vielmehr die Rede von der durch den gerechtfertigten Menschen in Kraft des rechtfertigenden Glaubens geübten oder gewirkten Gerechtigkeit. Wir haben alle Ursache, hier vor allem an Salomos Weisheit und gerechtes Gericht zu denken, zumal jene sprichwörtlich gewordene Entscheidung in dem Streit zwischen den beiden Weibern wegen des Kindes. Im Glauben hatte Salomo nicht um Reichtum oder langes Leben, sondern um Weisheit gebeten, und im Glauben hatte er erlangt, um was er gebeten, ja mehr als er erbeten. Im Glauben hat er auch die „Gerechtigkeit gewirkt“, vor welcher alle Welt bis auf den heutigen Tag noch staunt.

Wir alle haben, mehr oder weniger, auch zu regieren, sei es auch nur ein einziges Haus oder eine Familie. Da ist Weisheit not und da ist Glaube not. „So aber jemand unter euch Weisheit mangelt, der bitte von Gott, der da giebt einfältiglich jedermann, und rückt es niemand auf; so wird sie ihm gegeben werden“ (Jak. 1, 5). Wie sollen wir aber bitten und wie erlangen anders als durch den Glauben? So viel wir Glauben haben, so viel werden auch wir „Gerechtigkeit wirken“.

Durch den Glauben haben sie „die Verheißung erlangt“. Auch dies ist hier nicht gesagt von der eigentlichen, letzten und höchsten Verheißung. Wohl haben sie auch die erlangt, aber hernach. Von der ist hier nicht die Rede. Denn im 39. Verse wird ja ausdrücklich gesagt, daß sie die Verheißung „nicht empfangen“ haben. D. i. sie haben geglaubt, bevor sie die Verheißung gesehen und empfangen haben. Hier ist

zunächst nur die Rede von allerlei irdischen Erfüllungen ihrer Glaubensgebete, wie überhaupt von allerlei vorläufigen und zeitlichen Segnungen. Die Verheißung des gelobten Landes, die Verheißung einer zahlreichen Nachkommenschaft, die Verheißung alles dessen, was die Erfüllung des Kerns aller Verheißungen, den geweissagten Heiland, der erst in fern zukünftiger Zeit erscheinen sollte, anbahnte, vorbereitete und vorbildete, diese Verheißung haben sie durch den Glauben erlangt. Aber wohlgemerkt: Durch den Glauben haben sie auch Ihn bereits erlangt, Den sie noch nicht sahen, und die Gerechtigkeit, welche durch Sein Blut erworben ist und galt, schon ehe es vergossen war. Denn es steht da nicht, daß sie diese oder jene, sondern „die“ Verheißung erlangt haben. Wie dürften wir denn wohl diejenige ausschließen, in welcher alle Gottesverheißungen Ja und Amen sind, und ohne welche alle anderen Verheißungen nichts sind?

Durch den Glauben haben sie „der Löwen Rachen verstopft“. Diese Worte gehen offenbar vornehmlich auf Daniel in der Löwengrube. „Sehr betrübt“ war der König Darius, als die Minister und Großen seines Reiches durch das geltende strenge Landrecht ihn nötigten, den Propheten Daniel zu den Löwen in den Graben zu werfen (Dan. 6, 14). Zwar war es ein gottloses Verbot gewesen, welches er erlassen hatte, daß, wer in dreißig Tagen etwas bitten würde von irgend einem Gott oder Menschen, ohne von dem Könige allein, solle zu den Löwen in den Graben geworfen werden. Solch gottloses Verbot zu erlassen und zu bestätigen, war Sünde. Darum war Daniel nicht gehalten, sich darnach zu richten. Denn man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen. So wäre auch der König nicht verpflichtet gewesen, die Drohung auszuführen. Ein Eid in verbotenen Dingen, damit man sich verbindet zu sündigen, gilt nicht. Da muß man Buße thun, einen solchen Eid geleistet zu haben, nicht aber die Sünde ausführen. An solcher Erkenntnis fehlte es dem Könige Darius. Und so meinte er, es sei seine heilige Pflicht, Daniel in den Löwengraben werfen zu lassen. Aber er ward sehr betrübt, aß und trank nicht und konnte auch nicht schlafen. Daniels Glauben hatte er nicht. Und doch hielt er es wenigstens für möglich, daß der Gott Daniels ihn von den Löwen erretten könnte. Denn er sprach: „Dein Gott, dem du ohne Unterlaß dienest, der helfe dir“ (Vers 16). Und er versiegelte den Stein mit seinem eigenen Ringe und mit dem Ringe seiner Gewaltigen, auf daß sonst niemand an Daniel Mutwillen übe“ (Vers 17). Wozu hätte es dessen bedurft, wenn er den Daniel unter den Löwen für unfehlbar verloren gehalten hätte? Dazu ging er am folgenden Morgen eilend zum Graben und rief mit kläglichem Stimm: „Daniel, du Knecht des lebendigen Gottes, hat dich auch dein Gott, dem du ohne Unterlaß dienest, mögen von den Löwen erlösen?“ (Vers 20). Glaube, wie gesagt, war das nicht. Doch war es auch nicht verstockter Unglaube, sondern ein von Zweifel und Unglauben hin und her geworfenes, unruhiges Gewissen. Daniel aber hat durch den Glauben „der Löwen Rachen verstopft“. „Denn er hatte seinem Gott vertraut“ (Dan. 6, 23). Er glaubte, wo nichts zu sehen und menschlich alle Hoffnung verschwunden war. Aus dieser hier berichteten Thatfache seines Glaubens erklärt sich auch des Königs merkwürdiges, sonst unerklärliches Verhalten, überhaupt noch an die Möglichkeit einer Rettung zu denken. Offenbar hatte Daniel vorher seinen Glauben bekannt, daß der Herr ihn von den Löwen erretten werde. Dieser von Gott Selbst in ihm gewirkte Glaube konnte nicht fehlen. Und das Gebet seines Glaubens ist vor Gott gekommen und erhört worden. „Mein Gott hat

seinen Engel gesandt, der den Löwen den Rachen zugehalten hat, daß sie mir kein Leid gethan haben. Denn vor ihm bin ich unschuldig erfunden, so habe ich auch wider dich, Herr König, nichts gethan" (Vers 22).

Wie? War denn das auch Glaube, daß Daniel sich „unschuldig“ nennt? Gewiß. Nicht zwar, daß Daniel sich vor Gott unschuldig gehalten hätte. Da spricht er vielmehr aus bußfertigen Herzen: „Du Herr, bist gerecht, wir aber müssen uns schämen“ (9, 7) und: „Wir liegen vor dir mit unserem Gebete, nicht auf unsere Gerechtigkeit, sondern auf deine große Barmherzigkeit“ (Vers 18). Wiederum aber betet er auch: „Ach Herr, um aller deiner Gerechtigkeit willen wende ab deinen Zorn und Grimm von deiner Stadt Jerusalem und deinem heiligen Berge“ (Vers 16). Wie hell leuchtet da der Glaube an die Verheißung des Heilandes, geknüpft an Jerusalem und den heiligen Berg, der Glaube an die durch ihn erworbene* und den Sündern zugerechnete Gerechtigkeit. Auf diese Weise war Daniel und sind alle Christen auch vor Gott unschuldig. Indem er sich aber hier dem Könige gegenüber „unschuldig“ nennt, sagt er solches von seiner Unschuld gegenüber einem ihm zur Last gelegten Verbrechen des Ungehorsams. Denn er mußte ja Gott mehr gehorchen als den Menschen. Auf solche tatsächliche Unschuld aber gegenüber der Lüge und Verleumdung, List und Betrug des Teufels sich berufen, ist, wie wir bereits oben erwähnt haben, dem wahren Glauben so wenig zuwider, daß gerade der rechte Glaube ohne Hochmut zur Ehre Gottes sich derselben rühmen kann und darf, ja soll und muß.

Durch den Glauben hat Daniel nicht allein „den Löwen Rachen verstopft“, sondern infolgedessen auch dem Könige Darius zur Befehrung geholfen, also daß dieser die Männer, vor denen er sich doch vorher so sehr gefürchtet hatte, daß er ihnen zu Willen sein zu müssen glaubte, nun selbst in den Graben werfen und dann in seinem ganzen Lande, allen Völkern, Leuten und Zungen ausschreiben ließ: „Gott gebe euch viel Frieden! Das ist mein Befehl, daß man in der ganzen Herrschaft meines Königreichs den Gott Daniels fürchten und scheuen soll. Denn er ist der lebendige Gott, der ewiglich bleibt; und sein Königreich ist unvergänglich, und seine Herrschaft hat kein Ende. Er ist ein Erlöser und Nothelfer, und thut Zeichen und Wunder, beides im Himmel und auf Erden. Der hat Daniel von den Löwen errettet“ (Vers 25 ff.). Zwar war dies nur ein Thomasglaube (Joh. 20, 29), doch immerhin auch Glaube, und eine Folge und Wirkung des Glaubens Daniels, welcher war eine gewisse Zuersticht des, daß er hoffete, und nicht zweifeln an dem, das er nicht sah.

Möchten doch auch wir von Daniel Glauben lernen. Wir haben es wohl nötig. Denn wir sind geistlicherweise auch in diesem Leben wie in einer Löwengrube. Sagt doch David: „Ich liege mit meiner Seele unter den Löwen“ (Ps. 57, 5). Und gehet doch der Teufel umher „wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge“. Dem sollen wir „fest widerstehen im Glauben“. Im Glauben allein kann es geschehen, im Glauben aber wird es auch gelingen. Denn Der, an Den wir glauben, hat der Schlange, dem alten Drachen, den Kopf zertreten, Er sendet uns wie Schafe mitten unter die Wölfe, hilft uns aber wider sie, Er verstopft den Löwen den Rachen und „tritt den Satan unter unsere Füße“

* Erworben, obwohl sie erst in Zukunft erworben werden sollte. Denn, „er trug unsere Krankheit“, sagt schon Jesaias, und es steht geschrieben, daß das Lamm Gottes erwürget sei „von Anbeginn der Welt“ (Offenb. 13, 8). In demselben Sinne und mit demselben Rechte singen denn auch wir noch, nachdem alles geschehen ist: „Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünde der Welt.“

(Röm. 16, 20), daß sich an uns erfüllen muß, wie sich's an Ihm und durch Ihn erfüllt hat: „Auf den Löwen und Ottern wirst du gehen, und treten auf den jungen Löwen und Drachen“ (Ps. 91, 13). „Glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht“ (Jes. 7, 9). „Wer aber glaubet, der fleucht nicht“ (Jes. 28, 16).

(Fortsetzung folgt.)

H—r.

In Sachen der Amtsentsetzung der beiden ostindischen Missionare

bringt Nr. 14 der „Neuen lutherischen Kirchenzeitung“ vom 8. April noch den „Protest des Missionars F. Mohr“ gegen die ihm angekündigte Amtsentsetzung und einen ausführlichen „Bericht“ von Missionar Th. Räther über den Hergang des ganzen Handels. Diesem letzteren entnehmen wir, da die Kürze der Zeit und der Mangel an Raum den Abdruck des vollständigen Berichts nicht erlauben, zunächst folgende

„Kurze Darlegung des Verlaufs der Angelegenheit“.

„Ende 1891 erhielt ich vom Missionskirchenrat den Auftrag, bei der Synode im Februar 1892 einen Vortrag über die Inspiration zu halten. Nachdem noch kurz vorher einzelne Missionare durch Sonderlehren Veranlassung gegeben hatten, ohne Ansehen der Person die rechte Lehre zu betonen, waren wir erstaunt über die Wahl dieses Themas. Es war vorauszu sehen, daß hier die Geister sich scheiden würden. Gleich nach Beendigung des Vortrages erklärte der Vorsitzende an der Hand der Dieckhoff'schen Broschüre, daß in der Schrift doch Irrtümer seien, und daß Luther diese Ueberzeugung teile. Missionar S. behauptete: Weil geschrieben stehe: ‚Der Heilige Geist wird zeugen von mir und ihr werdet auch zeugen‘, so sei Gott nicht der alleinige Verfasser des neuen Testaments (obwohl des alten), sondern die Apostel seien da seine selbständigen Mitarbeiter gewesen. Nach zwei oder drei kurzen Repliken schloß der Vorsitzende die Vormittagsitzung. Eine Fortsetzung der Verhandlung am Nachmittage wollte der Vorsitzende nicht zulassen. Ueber Mittag hatten sich aber die Gegensätze so verschärft, daß mehrere Missionare vor Beginn der Nachmittagsitzung mich (als Referenten) baten, darauf zu dringen, daß ihnen das Wort gegeben werde, damit auch sie die rechte Lehre vertreten könnten. Obwohl nun zwar Missionar S. zur Verteidigung seiner oben erwähnten Aussprüche nochmals das Wort erhielt, wollte der Vorsitzende eine weitere Debatte verhindern. Er schlug deshalb vor, daß alle Freunde der vorgetragenen Lehre sich erheben möchten. Dies geschah. Nur etwa die Hälfte der Synodalen stimmte ausdrücklich zu.* Infolge der wiederholten Aufforderung mehrerer Brüder, den Vortrag zu veröffentlichen und zwar als ein Bekenntnis gegenüber der ganzen Zeitrichtung, die nun auch innerhalb der Mission sich bemerkbar gemacht, fragte ich bei der Redaktion der „N. L. R.“ an und fand bereitwilliges Entgegenkommen. Die Veröffentlichung in der „N. L. R.“, berührte aber Herrn Direktor v. Schwarz peinlich, wie mir durch den Vorsitzenden des Kirchenrats, wiewohl nur gesprächsweise, mitgeteilt wurde. Da Herr P. v. Barm mich aufforderte, Artikel über die Mission für die „N. L. R.“ zu schreiben, teilte ich ihm dies mit, um damit meine gewissermaßen ablehnende Antwort zu begründen. Herr P. v. Barm machte davon einigen Freunden Mitteilung und wandte sich zugleich im Namen derselben an Herrn Direktor

* Man vergleiche die offizielle Darstellung in Nr. 7 d. Bl., die behauptet, Missionar Räther habe schon bei den Verhandlungen verlangt, daß die Konferenz durch Aufstehen sich zu seinem Vortrag betennen solle! Die Redaktion (der „N. L. R.“)

v. Schwarz mit der Anfrage, ob den Missionaren die „N. Z. R.“ verschlossen sein solle. Inzwischen veröffentlichte der „Kropper Kirchl. Anzeiger“ jenen Angriff gegen die Leipziger Mission. Der Herausgeber d. Bl. hatte wohl von jener Mitteilung Kenntnis erhalten. Infolgedessen wurde ich zur Verantwortung gezogen. Man hielt mir gegenüber die behauptete Einmütigkeit bei der Synode von 1892 aufrecht und verbot mit dem Nachdruck einer Rüge, auch private Mitteilungen aus der Mission an Herrn P. v. Barm. Dagegen, wie auch gegen das Verfahren wider einen mir nahestehenden Bruder, gegen welches auch sieben andere Missionare dem Direktor ihre Bedenken ausgesprochen hatten, protestierte ich in einem Schreiben, welches das Kollegium unter dem 19. Mai 1893 veranlaßte, mir eine scharfe Rüge zu erteilen. In diesem Schreiben vom 19. Mai gestand mir das Kollegium wohl das gute Recht zu zu der „Meinung“, daß die Sätze meines Vortrages mit logischer Notwendigkeit aus dem folgen, was die Schrift und das lutherische Bekenntnis über die Eingebung der heiligen Schrift sagen.* Aber das Kollegium bestritt mir das Recht, die „Einmütigkeit in der Lehre“ zu vermissen, wenn ein Teil der Brüder etwa anderer „Ansicht“ ist.** Also die rechte Lehre wurde für eine „Meinung“, die womöglich falsch sein kann, für die man jedenfalls nicht zu sterben braucht, und die falsche Lehre für eine „Ansicht“, die man tragen und ehren muß, weil sie vielleicht gar richtig ist, erklärt. Dadurch wurde die Inspirationslehre zu einer offenen Frage gestempelt.*** Es wird aller falschen Lehre prinzipiell Thür und Thor geöffnet, wenn man verlangt, der gegenteiligen falschen Lehre von der Inspiration Raum zu gewähren. Denn eben das macht die heilige Schrift zur unbedingten gewissen Autorität, daß sie wahrhaftig Gottes irtumsloses Wort ist. Die Gegenlehre stößt den Grund unserer Glaubensgewißheit um. Deshalb ist es die Pflicht eines jeden rechten Kirchendieners, ja jedes Christen, solche Gegenlehre nicht zu tragen, sondern zu bekämpfen. Und somit war auch ich verpflichtet, gegen das Kollegialschreiben vom 19. Mai zu protestieren. Ich that es in der Eingabe vom 11. Juli, zugleich nahm ich von neuem das Recht in Anspruch, in Sachen jenes ungerecht behandelten Bruders (1 Mos. 4, 9) zu reden. Ich wies darauf hin, daß gemäß Matth. 20, 25, 26 die Sache brüderlich zu schlichten sei und daß künftig solchem Unrecht und dem dadurch entstehenden gegenseitigen Mißtrauen, sowie der Rechtlosigkeit der Missionare vorgebeugt werden könnte, wenn die Synode ein Mituntersuchungs- und Mitentscheidungsrecht in Sachen, die sie und ihre Glieder angehen, erhielt. Auf diese Eingabe erhielt ich eine vornehm ablehnende Antwort. Ich wurde ermahnt, zur Schrift nichts hinzuzuthun und mich vor Unordnung zu hüten.

* Ich habe übrigens keine logischen Schlüsse gezogen, sondern allein das, was Schrift und Bekenntnis lehren, bekannt und erläutert. Und so lange man mir aus der heiligen Schrift nicht nachweist, daß meine Lehre falsch ist, ist meine Lehre Gottes Lehre: 1 Petr. 4, 11. Ungewisse Meinungen zu lehren — und sei es auch nur vor einer Konferenz — wäre vor Gott verwerflich, der verboten hat, eigene Träume zu predigen.

** Damit wurde mir also das Recht zum Kampf wider die Gegenlehre, d. i. falsche Lehre, genommen.

*** 1876 (Miss.-Bl. 1876 p. 230) schrieb der damalige Missionsdirektor: „Ich bin auch durchaus kein Freund der sogenannten „Offenen Fragen-Theorie“, hinter der sich, wie sie heutzutage in weiten Kreisen geltend zu machen versucht wird, oft nur ein schwächlicher bekennungscheuer Latitudinarismus verbirgt, der zwischen Wahrheit und Irrtum nicht mehr klar und fest zu unterscheiden wagt.“ 1893 aber wird von mir gefordert, meine Lehre, die Gottes Lehre ist — denn die klare Schrift kann nicht trügen, und mir selbst wurde nichts Irriges nachgewiesen aus und mit Gottes Wort, vielmehr das Recht zugestanden, zu lehren, wie ich lehre — für eine „Meinung“, „Ansicht“, d. h. eben für eine „offene Frage“ zu halten. — Ein großer Unterschied zwischen 1876 und 1893!

Ich hoffte jedoch, daß eine persönliche Aussprache mit dem Herrn Direktor, der im Oktober in Indien erwartet wurde, zur Klärung beitragen würde. Aber das Bewußtsein von der Differenz, die allmählich — seit 1891 — immer deutlicher hervorgetreten war (Luther würde es einen „anderen Geist“ nennen), hatte meine Hoffnung herabgestimmt. Da überraschte uns Herr Senior Pamperrien, dem ich vorher eingehend meine Bedenken dargelegt hatte, mit der Einladung zum heiligen Abendmahl und zu einer eintägigen Konferenz, zu der alle Brüder von nah und fern trotz der erheblichen Kosten nur deshalb kommen sollten, um den Direktor zu begrüßen und sich von ihm die doch nicht so schwierigen Visitationsfragen erklären zu lassen. Ich fragte bei dem Kirchenrat an, ob nicht die Abendmahlsfeier der Konferenz nachfolgen könne; auch andere Brüder dürften für eine solche Verlegung dankbar sein. Ein ablehnender Bescheid war die Antwort. Da ich so nur mit unsicherem, ja verletztem Gewissen — im Bewußtsein unserer Differenz nach Glauben (Inspirationslehre) und Liebe (die Sache jenes Bruders) — an dem Mahl christlicher Glaubens- und Liebesgemeinschaft mich hätte beteiligen können, wenn nicht zuvor das Trennende beseitigt worden wäre, und da andererseits der Direktor nur eine Woche vor jener Zusammenkunft in Tanquebar aufkam, ich aber durch das Reformationstfest und die in jene Woche fallenden Missionsdienerkonferenzen in Tanjore zurückgehalten wurde, so blieb mir nur übrig, entweder stillschweigend vom heiligen Abendmahl wegzubleiben (was vielleicht niemand empört hätte, wie mehrere Fälle beweisen), oder schriftlich meine Bedenken so zeitig einzureichen, daß der Herr Direktor (als Kollegialbevollmächtigter) sie rechtzeitig beseitigen konnte. Den letzteren Schritt hielt ich für ehrlicher, und Br. Mohn, der meine Korrespondenz mit dem Kollegium kannte und meine Stellung teilte, schloß sich durch das in der „N. Z. R.“ mitgeteilte Schreiben vom 26. Oktober an. Aber statt auf unsere Bedenken auch nur im mindesten in „christbrüderlicher“ Weise einzugehen, gelangte schon am Reformationstfest je ein Schreiben des Seniors in unsere Hände, das uns von der Konferenz ausschloß, obgleich wir nicht vom Amte suspendiert waren und statutengemäß jede Synode oder Konferenz jedem amtierenden Missionar offen steht! Als bei der Konferenz zwölf Brüder durch eine Abordnung den Direktor über unsere Abwesenheit interpellierten, meinte er recht gethan zu haben, weil wir ihn — vom Abendmahl suspendiert hätten! Und das konnte er thun, obwohl Missionar Mohn in seinem eigenen und in meinem Namen zeitig genug in einem Antwortschreiben an den Senior dagegen protestiert hatte, daß unsere Erklärung vom 25. resp. 26. Oktober als eine bedingungslose Abweisung der Teilnahme am heiligen Abendmahl ausgelegt worden war, während wir gehofft hatten, der Herr Direktor würde durch freundliches Eingehen auf die Sache uns die Teilnahme noch ermöglichen! In Majäveram, wo wir am 14. und 15. November bei der Heidenpredigt helfen sollten, und wo die Missionare W. und G. von unserer Begleitung mit Herrn Direktor von Schwarz für beide Teile eine Befänstigung der Gemüter und durch ein gegenseitiges näheres Kennenlernen eine spätere friedliche Schlichtung der Differenzen erhofften, verlangte der Herr Direktor, daß wir nicht in das Missionshaus gelassen, sondern mit dem nächsten Zuge fortgeschickt würden. Nachdem wir in einen zum Missionsgehöft gehörigen Gebäude, wo die Flohplage herrschte, verweilt hatten, während die beiden sich (freilich vergeblich) bemühten, den Herrn Direktor umzustimmen, verließen wir den Platz durch das Hinterpförtchen, durch welches wir gekommen waren. Auf dem Bahnhof konnten wir dann bis zur Abfahrt des Zuges, während der Sitze in einem, wiewohl schmutzigen, so doch vom heidnischen

Stationsvorsteher freundlich überlassenen Coupé 3. Kl. über die in der Vokation uns versprochene 'väterliche' Amtsführung des Direktors (von 'brüderlicher' nach Matth. 20, 25. 26 zu schweigen!) nachdenken. Später zeigte uns der Direktor an, er habe auf den 15. Dezember 'Termin angesetzt', und zwar: 'zur Verhandlung über die von Ihnen gegen uns ausgesprochene Suspension der Abendmahlsgemeinschaft und deren Begründung'. Obwohl es nach jenen Vorkommnissen leicht verständlich gewesen wäre, wenn wir unser Erscheinen verweigert hätten, zumal da der Zweck — Verhandlung über Suspension der Abendmahlsgemeinschaft — ein erfundener war, gingen wir doch nach Tranquebar. Aber obwohl der Direktor drei Glieder des Kirchenrats als seine Beisitzer zuließ, verwehrt er drei uns nahestehenden Brüdern, Zeugen der Verhandlung zu sein. Dem Eintreten dieser Brüder für uns verdanken wir es wohl doch, daß der Hauptgrund der Verhandlung erst zuletzt berührt und unsere beiden Fragen vorher erörtert wurden. Bei der Besprechung war der Direktor anscheinend vorzugsweise bestrebt, mich zu der Erklärung zu bringen, mein Vortrag müsse zum Anhang des Konfordinbuchs für die Mission gemacht und die gesamte Missionskirchenordnung müsse umgestoßen werden, oder ich wolle — meine Entlassung nehmen! Trotzdem ich unseren Entschluß, am Abendmahl vom 5. November nicht teilzunehmen, folgendermaßen erklärte: „Wenn ich mich mit jemand gestritten habe, so haben wir uns zu vereinigen, ehe wir zusammen zum heiligen Abendmahl gehen. Ich habe nicht die Abendmahlsgemeinschaft suspendiert; sondern ich habe mich ausgeschlossen, wie ein Christ, der sich gestritten hat, nicht zum heiligen Abendmahl geht, bevor er sich nicht versöhnt hat“, — hielt der Direktor beharrlich daran fest, daß wir ihn und andere vom Abendmahl suspendiert hätten.

Am 16. Dezember mittags zum Schluß der Verhandlungen trieb er mich durch die unmotivierte Frage in die Enge, ob ich ihn in Tanjore etwaigensfalls zum Abendmahl zulassen würde, was ich unter den obwaltenden Umständen leider verneinen mußte. Das (nicht stenographische) Protokoll, welches leider nicht lückenlos ist, kann hier nicht ausführlich wiedergegeben werden.

Die Bitte, den Vortrag daraufhin zu prüfen, ob er die schriftgemäße Lehre enthalte oder nicht, um so noch eine bejahende Antwort auf unsere erste Frage zu ermöglichen, falls man die Lehre des Vortrages als identisch mit der schrift- und bekennnismäßigen Lehre befunden hätte, wurde abgelehnt; ebenso die fernere Bitte, die zugleich im Namen der drei zur Verhandlung nicht zugelassenen Missionare anstatt der zweiten Frage von uns gestellt wurde: die Sache jenes nach unserer Ueberzeugung ungerecht behandelten Bruders mit den Brüdern freundlichst nochmals zu untersuchen. Nachdem diese zwei leicht zu erfüllenden Bitten, deren Beachtung die Sachlage wesentlich verbessert haben würde, mit der Begründung: „Das kann ich nicht, weil ich die Stationen visitieren muß“, abgewiesen worden waren, wurde uns die Wahl gestellt, virtuell alles zu widerrufen, was wir als recht erkannt und erwiesen hatten, oder — unsere Entlassung zu nehmen. Endlich ward mein nochmaliger Protest vom 28. Dezember, der vor Gottes Zorn über unrechtmäßige Abjegung seiner Diener warnte und nochmals die beiden erwähnten Bitten vorlegte, mit einem ehrentränkenden Schreiben des Herrn Direktors vom 4. Jan. 1894 beantwortet, während ein Schreiben des Herrn Seniors, das am 4. Jan. (einem Donnerstag) nur eine Stunde vor seiner eigenen Ankunft in meine Hände gelangte, mir ankündigte, er sei beauftragt, die Station Tanjore noch in derselben Woche zu übernehmen. Der unverständige Auftrag konnte freilich nicht ausgeführt werden. Aber am 17. Jan., nach Abschluß der Rechnungen und Jahreslisten, fand die Uebergabe statt. Da am

28. Jan. die Visitation stattfinden sollte, so hatte ich bis zum 27. Jan. außer der Beantwortung der zahlreichen Visitationsfragen auch den Verkauf meines Fuhrwerkes und meiner Hausgeräte, die ich erst vor zehn Monaten für 600 Rup. von meinem Vorgänger angeschafft hatte, zu erledigen*, um nur rechtzeitig, dem Senioratswink gemäß, das Haus zu räumen und den Ort meiner Wirksamkeit verlassen zu können. Dem dringenden Wunsche Br. Wanske's zufolge entschloß ich mich dann schnell, mit dem am 10. Februar Bombay verlassenden Postdampfer „Oriental“ in Begleitung seiner kranken Frau und seines kleinen Sohnes abzureisen.

Missionar Mohu traf in Negapatam dasselbe Schicksal wie mich in Tanjore. Seine, wie meine Gemeindeglieder betrauten unseren Weggang sehr und bewiesen noch bis zuletzt ihre große Anhänglichkeit. Die Negapatamchristen erhielten aber auf ihre gemeinsame Eingabe an den Kirchenrat, welche sie infolge der Abschiedspredigt Br. Mohus ohne dessen Wissen eingereicht hatten, den Bescheid: 1. Es sei dem Kirchenrat gänzlich unbekannt, daß falsche Inspirationslehre sich irgendwo bei uns eingeschlichen habe; 2. hat Missionar Räther seinen 1892 gehaltenen Vortrag zum symbolischen Buch erhoben und der Konfordia hinzugefügt wissen wollen; weil das abgewiesen worden war, haben er und Mohu sich von der Mission getrennt; 3. sei kein Grund zur Beunruhigung da, wie das neueste Konferenzbekenntnis beweise! Sapiienti sat!“ (Schluß folgt.)

Vermischtes.

Zu der Theologie v. Frank's

scheint es infolge einer nach seinem Tode durch verschiedene Blätter gegangenen Anführung einer seiner letzten Äußerungen einer Zurechtstellung zu bedürfen. Jene Äußerung lautet: „Wenn D. Polstorff uns erzählt, ein sterbender Amtsbruder habe ihn in seiner letzten Not ‚angefschrien‘ um ein Schriftwort, ein festes, tragendes Schriftwort, statt subjektiver Erfahrungen, so darf ich ihm wohl verraten, daß ich, wenn Gott Gnade giebt, im gleichen Falle es ebenso zu halten hoffe. Nämlich darum, weil ich erfahren habe, woher die Kräfte des ewigen Lebens, die todesmächtigen, kommen und in uns einströmen. Hätte ich es nicht erfahren, so würde ich es wohl bleiben lassen, nach solchem Troste zu begehren.“ Dieser Worte freuen wir uns von ganzem Herzen. Denn sie lassen uns in betreff der Person des Verstorbenen hoffen, daß sich an ihm werde erfüllt haben, was 1 Kor. 3, 15 geschrieben steht: „Wird aber jemand des Werks verbrennen, so wird er des Schaden leiden; er selbst aber wird selig werden, so doch, als durchs Feuer.“ Und wir freuen uns dieser Worte doppelt, weil gerade sie, wenn man sie ernstlich nimmt, recht geeignet sind, die eigentliche Hauptirrtumlehre des Verstorbenen zu verbrennen. Denn diese Worte drücken recht eigentlich den alten einfältigen Christenglauben aus, denselben, welchen v. Frank leider viele Jahre hindurch bekämpft hat, indem er, der bisherigen Kirche die Erkenntnis von der Bedeutung geistlicher Erfahrung absprechend, dieselbe für seine eigene neue Erfindung ausgab, zugleich aber auch (und das war sein Irrtum) die Erfahrung an Stelle der Schrift setzte. Er selbst wie alle diejenigen, welche jene seine letzten Äußerungen mit einer gewissen Genugthuung abgedruckt haben, scheinen nicht bemerkt zu haben, daß dieselben keineswegs geeignet waren, den D. Polstorff mit seinem wohlberechtigten Gegensatz gegen den v. Frank'schen „Subjektivismus“ zu schlagen, da vielmehr in denselben der Christ v. Frank den Theologen v. Frank geschlagen hat. Zu bedauern ist nur, daß v. Frank nicht noch selbst recht-

* Was in solcher Eile nur mit großem Verlust geschehen konnte.

zeitig zur Einsicht und Zurücknahme seines Irrtums gekommen ist und nun seine Schüler nach wie vor an demselben festhalten. Möchten doch ihrer wenigstens noch etliche zu der Einsicht kommen, daß allerdings die Gewißheit von der Göttlichkeit der heiligen Schrift auf der Erfahrung ruht, aber auf der Erfahrung von dem Zeugnisse des Heiligen Geistes in der Schrift, und daß der Inhalt des christlichen Glaubens nicht aus der Erfahrung zu schöpfen ist, sondern aus der heiligen Schrift, deren Offenbarung viel weiter greift als die Erfahrung, also daß ein Christ nicht bloß diejenigen Bibelsprüche glaubt, deren Kraft er unmittelbar erfahren hat, sondern auch alle diejenigen, bei denen von unmittelbarer Erfahrung nicht die Rede sein kann, und die es trotz alles Mangels an Erfahrung einfach zu glauben gilt, wie Luther gemäß Ebr. 11, 1 sagt: „Der Glaube redet von Sachen, die man nicht sieht, und von unerfahrenen Dingen.“ (E. A. 14, 137.) H—r.

Zur Sonntagsruhe der Soldaten.

Nach dem „Reichsherold“ hat der kommandierende General des 11. Armeekorps (Kassel) v. Wittich die nachstehende, nachahmenswerte Verfügung erlassen: „Mehrfache Vorfälle veranlassen mich, darauf hinzuweisen, wie ich es nicht zu billigen vermag, daß seitens der Mannschaften an Sonn- und Feiertagen auch außerhalb der Kirchzeiten Reinigungsarbeiten irgend welcher Art vorgenommen werden. Der Dienst ist vielmehr derart zu regeln, daß die Ausführung von dergleichen Arbeiten am Sonnabend bzw. an dem den Feiertagen vorhergehenden Wochentag stattfinden kann, und ist seitens der Truppenteile darüber zu wachen, daß auch innerhalb der geschlossenen Kasernen solche die Sonntagsruhe der einzelnen Leute störenden Beschäftigungen unterbleiben.“ Die „Deutsche Reichspost“ bemerkt dazu: Der wackere General legt hier den Finger auf eine der schwersten Wunden des Soldatenlebens. Wie sieht es beinahe durchschnittlich am Sonntag vormittag in den Mannschafsstuben aus!

(„Ev.-Luth. Friedensbote.“)

Nachrichten und Bemerkungen.

Aus der preussischen Landeskirche. Auch die sogenannte „Mittelpartei“ hat eine „Vorstellung“ gegen die neue Agende beim Oberkirchenrat eingereicht, und zwar namentlich gegen den Gebrauch des Apostolismus bei der Taufe und Konfirmation. In echt „mittelparteilicher“, d. i. unionistisch-heuchlerischer Weise sucht sie sich da den Schein zu geben, als stimme sie mit dem Inhalte des Apostolismus überein (auch Harnack, Raftan u. a. haben mitunterzeichnet!), indem sie erklärt, daß „für das feierliche Bekenntnis des Glaubens“ auch nach ihrer Ueberzeugung „das sogenannte apostolische Glaubensbekenntnis die unserer Kirche durch die Geschichte gegebene und gebotene Formulierung“ sei. Wie wenig es ihr aber mit diesem „Bekenntnis“ ein Ernst ist, geht nur zu deutlich aus der ganzen „Vorstellung“ hervor, deren eigentlicher Zweck eben gegen das Apostolikum gerichtet ist. Denn da heißt es u. a., es müsse darauf Bedacht genommen werden, „neben den althergebrachten gottesdienstlichen Formen auch solche darzubieten, die dem evangelischen Bewußtsein der Gegenwart einen klaren Ausdruck verschaffen, und so den Fortschritt, den unsere Landeskirche durch die Union gewonnen hat, deutlich an den Tag treten zu lassen.“ Und: „Es muß aber dem einzelnen, seinem freien Glauben und Gewissen vorbehalten bleiben, wie er sich innerlich zu dem Wortlaut dieses altherwürdigen Glaubensbekenntnisses stellen kann und will. Und die agendarischen Formen des Bekenntnisses müssen so gestaltet sein, daß diese Freiheit nicht ausgeschlossen wird.“ Ferner: Es dürfe „der evangelischen Christenheit das Recht nicht verschränkt werden, das ihre Pflicht ist, jedes im Laufe der Geschichte aufgekommene Bekenntnis in seinen Einzelheiten aus dem wachsenden Verständnis (?) des Wortes Gottes zu deuten und zu berichtigen.“ Ja, so glauben sich diese Feinde des Herrn und seiner Kirche gar zu Anmaßen des Glaubens und Gewissens aufzuwerfen zu dürfen, indem sie sagen, das Apostolikum eigne sich nicht zum Tauf-, Konfirmations- und Ordinationsbekenntnis, denn die „Form“ müsse „Sache des einzelnen Gewissens bleiben“, und „wer darin eingreift, veründigt sich an dem innersten Heiligtum des persönlichen Glaubens“, und darum hätten sie gegen den Agendenentwurf „schwere Bedenken“. Werde trotz ihrer an

demselben festgehalten, so sei das wieder nur „als Äußerung einer Tendenz zu verstehen, die auf katholisch-geheuliche Bindung des Glaubens ausgeht“ und die Folge einer solchen Maßnahme könnte nur die sein, für viele unserer Ordinandien schwere Gewissenskämpfe heraufzubeschwören, sie in der gesunden (?) Entwicklung ihres Glaubens zu hemmen oder gar zu innerer Unwahrhaftigkeit zu verführen.“ Die Konfirmation sei, so behauptet die „Vorstellung“, in erster Linie ein „seelsorgerlicher Akt“ und vertrage „als solcher nicht die Bindung an vorgeschriebene Formen“. Sonst werde die Handlung „zu einer Gewissensbedrängung oder einer Versuchung“. Hier fordere die Sache selbst dringender als an irgend einem anderen Punkte „möglichste Freiheit“. Es müsse die „evangelische Freiheit“ (soll heißen Freisheit!) zur Geltung kommen, damit die neue Agende „zu einem Quell des Segens für die ganze Landeskirche und für niemand ein Anstoß des Gewissens werde“. — Was helfen dagegen alle noch so wohlgemeinten Proteste der „Orthodoxen“ und „Lutheraner“ innerhalb der preussischen Landeskirche? Das Kirchenregiment thut schließlich doch, was es will, und wird seinerseits stets darauf bedacht sein, der Landeskirche den Charakter der Union zu wahren, nämlich möglichst allen Parteien gerecht zu werden, und damit müssen denn die Leute der „Rechten“ schließlich auch wohl oder übel zufrieden sein, weil sie doch einmal von dem ihnen allen gemeinsamen Glaubenslage von der Einen heiligen Landeskirche festhalten und trotz aller Abblendung der geschichtlich gewordenen und tatsächlich vorhandenen Union ihrerseits selbst durch und durch unierte gesinnt sind.

„Das thun sie ja wohl oder übel.“ Die Luthardtische Kirchenzeitung hat kürzlich selbst ein von den Ritschlianern in deren „Hauptorgan“, der „Christlichen Welt“, gefallenes Wort abgedruckt, vor dem sie samt ihrer ganzen Partei eigentlich hätte erröten sollen. Es lautet: „Wir Modernen wollen gar nicht von unseren Mitgläubigen toleriert sein — das thun sie ja wohl oder übel —, sondern wollen als Christen, als gute evangelische Christen anerkannt sein; darum streiten wir“. Das thun sie ja wohl oder übel, und weil sie das thun, gegen Gottes klares Wort, welches keiserliche Menschen zu meiden gebietet, so haben sie freilich in dem „Streite“ schon längst verloren und werden „wohl oder übel“ mit der Zeit von Tölpeln zur Anerkennung übergehen müssen, und wiederum werden auch die Ritschlianer ihrerseits andere Leute erst dulden und dann anerkennen müssen u. i. w.

Geh. Kirchenrat Prof. D. Eduard Köllner ist im 88. Lebensjahre gestorben. „Der Reichsbote“ rühmt ihm nach, daß er „in den vierziger Jahren als Privatdozent in Göttingen dem alten Rationalismus gegenüber zur Stärkung der positiven Theologie mitwirkte, insbesondere durch seine Symbolik, welches Werk damals von hervorragender theologischer Bedeutung war und wesentlich zu seiner Berufung nach Göttingen beitrug. . . . Großen Schmerz bereitete ihm die Umschwendung der modernen Theologie, wie wir aus vielen Briefen — da er auch ein langjähriger Leiter des „Reichsboten“ war — wissen“ u. i. w. Allein, was heißt „positive Theologie“ und Schmerz empfinden über moderne Theologie, wenn man, wie wir aus persönlicher Unterredung mit dem Verstorbenen wissen, Rablins Abendmahlslehre damit verteidigen zu können glaubt, daß derselbe in dem Sakramente eine gewisse „Kraft“ (nicht Leib und Blut Christi!) anerkannt habe, und wenn man sich wie er für den Freimaurerorden begeistern kann, ohne den nach seiner Meinung ein Krieg aller gegen alle entstehen würde?

Aus der preussischen Union. Wie die Luthardtische Kirchenzeitung berichtet, macht Stöcker dem Präsidenten des Oberkirchenrates Barthausen öffentlich den Vorwurf, daß er „sich mit den öffentlichen Kundgebungen eines guten evangelischen Bekenntnisses, wie sie in Wittenberg und Jerusalem zu verzeichnen gewesen sind, durch eine völlig verschiedene Regierungsweise in tatsächlichen Widerspruch setze. Dieser Widerspruch trete besonders hervor in der ungebührlichen und völlig unberechtigten Bevorzugung der Mittelpartei bei der Besetzung kirchenregimentlicher Stellen. In der denkbar kürzesten Zeit habe er den evangelischen Oberkirchenrat zu einer in seiner überwältigenden Mehrheit mittelparteilichen Behörde gemacht. Der weltliche wie der geistliche Vizepräsident seien scharfe Mittelparteiler. Nur zwei Mitglieder, ein geistliches und ein weltliches, gehörten der Rechten an. Selbstverständlich treffe den Präsidenten allein die Verantwortung für dieses falsche Machtverhältnis der Richtungen. Das sei ja das Wesen der Mittelpartei, dieser Freikonfessionen in der Kirche, daß sie persönlich gläubig, doch den kirchlichen Glauben nicht von anderen forderten, sondern die Linke als tatsächlich berechtigt in der Kirche anerkannten. In der nächsten Generalsynode solle die Sache zur Sprache gebracht werden.“ Stöcker und alle, die wie er urteilen, scheinen vergessen zu haben, daß die widergöttliche Union in der preussischen Staatskirche „zu Recht besteht“ und somit auch die „Mittelpartei“. Wie wenig klar übrigens die „Rechte“ steht, geht auch daraus hervor, daß man Leute, welche jeden nach seiner Façon selig werden lassen wollen, noch „persönlich gläubig“ nennen kann. Ebenso naiv wie jene Stöckerischen Äußerungen klingt auch die seitens des „Reichsboten“ an den Protestantenverein gerichtete verwunderte Frage:

„Wo immer die Betonung der Union? Als wolle die Union das Bekenntnis aufheben. . . Was hat die Union mit protestantischen Bestrebungen zu thun?“ Die Union und das schismatische Verbleiben in derselben hat offenbar den vermeintlichen „Orthodoxen“ in ihr die Sinne verwirrt.

In der hannoverschen Landeskirche erregte vor einigen Monaten großes Aufsehen die Kunde von einer Disziplinaruntersuchung, welche das Konsistorium in Hannover gegen zwei Pastoren einleitete, die auf der Bezirksynode das Verfahren des Kirchenregimentes in Sachen der Meyer Kollekte in kräftigen Ausdrücken gebilligt hatte. Die „N. L. K.-Z.“, welcher wir diese Mitteilung entnehmen, bemerkt dazu: „Wenn man bedenkt, in welchem Maße Protestantenvereinler bezw. Ritschlianer auf der Bezirksynode in Bielefeld und Osnabrück bei der Beratung der Tauf- und Konfirmationsordnung, Redefreiheit genossen haben, ohne daß man von einem nachträglichen Disziplinarverfahren gehört hätte (und doch handelte es sich in diesen Fällen um Angriffe auf das Bekenntnis der Kirche, auf die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens), dann mußte man sich um so mehr darüber wundern, daß das Konsistorium so schnell bei der Hand war, disziplinarisch einzuschreiten, wo es sich um Angriffe auf das Kirchenregiment handelte wegen eines Verfahrens, das allen entschiedenen Lutheranern Vergnügen gegeben hat.“ „Gewundert“ haben wir uns freilich nicht. Denn wir kennen die Staatskirchen und ihre Regimente satt. Doch worin bestand jenes angebliche Vergehen der hannoverschen Pastoren? Auf der Bezirksynode zu Rienenburg hatte Pastor Scherker den Antrag gestellt: „Synode ersucht das königliche Kirchenregiment, die Landeskirche in Zukunft mit Kollekten für nichtlutherische Zwecke zu verschonen.“ Und Pastor Heuer hatte, indem er diesen Antrag unterstützte, gesagt: „Man möchte fragen, warum gerade der lutherischen Landeskirche Hannovers dieser Schimpf angethan ist, daß man sie gezwungen hat, für diejenige reformierte Gemeinde eine Kollekte einzusammeln, welche alles gethan hat, die lutherische Gemeinde am selben Orte niederzuhalten.“ Wie aber hat man von obenher solche von lutherischem Standpunkte allerdings nur allzuberechtigte Einwendungen niedergeschlagen? Herr Oberkonsistorialrat Dr. Düsterdieck „bedauert“, daß von den beiden Vorrednern nicht sehr vorsichtig gewählte Worte gefallen sind. Diese Kollekte sei vom königlichen Landeskonsistorium ausgeschrieben worden auf direkte Anregung Sr. Majestät des Kaisers.“ Und ebenso wird die Frage des Pastor Fischer, warum in dem Ausschreiben der Kollekte zur Sammlung für die „evangelische“ und nicht für die „evangelisch-reformierte Kirche in Meß“ aufgefordert sei, vom Oberkonsistorialrat Dr. Düsterdieck dahin beantwortet, daß die Worte Sr. Majestät des Kaisers wiederbegeben seien! Von lange her geht in der römischen Kirche das Wort im Schwange: „Roma locuta est, causa finita“, d. i.: „Rom hat gesprochen, die Sache ist entschieden.“ Daselbe gilt nun auch in den Staatskirchen, also: „Caesar locutus est, causa finita“, d. i.: „Der Kaiser (König, Großherzog u. i. w.) hat gesprochen, die Sache ist entschieden.“ Das nennt man Cäsaropapismus oder Kaiserpapsttum, wie solches Luther längst vorhergesehen und gesagt hat: „Satan bleibt immerhin der Widersacher! Unter dem Papst hat er die Kirche unter das weltliche Regiment gemischt; zu unserer Zeit will er das weltliche Regiment unter die Kirche mischen. Allein wir widerlegen uns mit Gottes Hilfe, und bemühen uns mit allen Kräften, die Verufe geschieden zu erhalten.“ (Brief an einen Prediger zu Dresden. 1543.) Und nun?

Die Luthardt'sche Kirchenzeitung teilt aus einem amerikanisch-methodistischen Blatte, genannt „Western Christian Advocate“, folgende an die dortigen Methodisten gerichtete ernste Bußpredigt mit: „Unser größtes Unglück heutigen Tages ist es, daß die Rettung in Gefahr schwebender Seelen unser letzter und unwichtigster Gedanke ist. Viele unserer Gemeinden werden auf der Basis gesellschaftlicher Vereine geführt. Sie werden zu Mittelpunkt gesellschaftlichen Einflusses gemacht. Mitgliedschaft wird gesucht, um dadurch größere Aussicht auf Erfolg in der Gesellschaft, dem Geschäft und der Politik zu haben. Prediger werden berufen, die die rauhen Stellen der Bibel so zu glätten verstehen, daß sie dem Ohr angenehm sind, und die Verdammnis aus den Augen zu halten wissen. Der sonntägliche Gottesdienst wird als Gelegenheit benutzt, die Kleiderzierde nach der neuesten Mode zu entfalten. Sogar die Kinder werden herausgehöhlt, als seien sie das Symbol des Stolzes. Werden die „Regeln“ vorgelesen, so geschieht es nur, um dem Buchstaben eines Gelezes nachzukommen, dessen Geist schon längst entflohen ist. Die Klassenbücher sind mit Namen unbefreier Männer und Frauen angefüllt. Gemeindebeamte können in der Loge, den besten Sitten des Theaters und der Oper gesehen werden; Kommunikanten besuchen Pferderennen und geben und besuchen Kartenpielunterhaltungen und Tanzkränzen. Der Unterschied zwischen den Kirchenmitgliedern und der Welt ist so unmerklich, daß Leute lächeln, wenn man sie auffordert, sich der Kirche anzuschließen, und auch wohl zur Antwort geben, sie fänden die besten Menschen außerhalb der Kirche. Gehen wir zur großen Masse des Volkes, so geschieht dies oft mit solch prahlerischer Herab-

lassung, daß Selbstachtung sie von uns treibt. Trotzdem haben wir uns so ausgebreitet unter der Aufgeblasenheit der Reichen und Gottlosen, daß wir sie nicht entbehren können. Die Durchführung des unverfeinbaren Wortlautes unserer Kirchengesetz würde unsere Mitgliederzahl in einem einzigen Jahre zur Hälfte vermindern, unsere Missionsvereine bankrott machen, unsere modernen Kirchen schließen, unsere gemeinsamen Interessen lähmen und unsere Pastoren und Bischöfe unbezahlt und in Not lassen. Aber die Thatsache bleibt, daß eins von zwei Dingen geschehen muß: die Kirchengesetz muß entweder die Gemeinde säubern, oder Gottes Geist sucht andere Körperschaften.“ — Wir haben kein Interesse, für die Methodisten einzutreten. Wenn aber die Luthardt'sche Kirchenzeitung die Mitteilung vorliegender Bußpredigt nicht anders einzuleiten gewußt hat als mit den Worten: „Die Methodisten, welche in Deutschland vielfach in dem Ruf eines besonders ernsten Christentums stehen, zeigen in Amerika erhebliche Schattenseiten auf“, so müssen wir doch gestehen, daß es nicht sein ist, auf Grund so ernster Bußpredigten irgend eine Kirchengemeinschaft zu beurteilen. Vielmehr sollte man sich freuen und es anerkennen, wenn noch solche Bußpredigten gehalten werden. Ja, es wäre wohl zu wünschen, daß in den deutschen Landeskirchen noch solche Bußpredigten zu hören und zu lesen wären, zumal mit dem Schlußsage, daß eins von zwei Dingen geschehen muß: „Die Kirchengesetz muß entweder die Gemeinde säubern, oder Gottes Geist sucht andere Körperschaften.“ Denn gerade dieser Satz zeigt eine so gesunde und nüchterne Auffassung von Christentum und Kirche, daß die Luthardt'sche Kirchenzeitung besser gethan hätte sich dieselben anzueignen, anstatt, wie es allen Anschein hat, dem Gedanken Raum zu geben: „Man sehe doch, daß auch neu sich bildende Körperschaften mit der Zeit in Verfall geraten, also sei es doch das Beste, man lasse alles gehen, wie es geht. Wir aber wollen es uns gesagt sein lassen, daß auch unsere kirchlichen Körperschaften als solche verfallen können, und daß wir, wenn es geschehen sollte, lieber das Beispiel jenes methodistischen Böllners als dasjenige dieses „lutherischen“ Pharisäers uns vor Augen stellen wollen.“

H—r.
Stellenjägererei. Das „Sächs. Kirchen- und Schulblatt“ schreibt: „Hinsichtlich der Begriffe über Vererbung um geistliche Stellen ist infolge verschiedener Verhältnisse eine völlige Veränderung eingetreten. Nahm man bei Einführung des Dreivorschlags noch Anstoß daran, wenn einer sich zugleich um zwei und drei Stellen bewarb, so erregt es jetzt keinen Anstoß mehr, wenn einer sich zugleich um fünf bewirbt. Manche Kandidaten sollen einen ganzen Haufen beglaubigter Zeugnisabschriften führen.“ — Kein Wunder, daß bei diesem überhandnehmenden Vielwortsinn von vielen sogenannten Geistlichen die Gemeinden immermehr verwildern. Petrus ruft (1 Petr. 5, 2 u. 4) den Predigern zu: „Weidet die Herde Christi, so euch befohlen ist, und sehet wohl zu, nicht gezwungen, sondern willig, nicht um schändlichen Gewinnes willen, sondern von Herzensgrund. . . , so werdet ihr, wenn erscheinen wird der Erzhirte, die unverwelkliche Krone der Ehren empfangen.“

L.
Ein Immanuelit als Vorkämpfer für die sächsische Landeskirche. Um die Gläubigen in Callenberg, welche durch den Uebertritt zweier dortiger Familien aus der sächsischen Landeskirche zur evang.-luth. Freikirche etwas unruhig geworden zu sein scheinen, wieder zu beruhigen und vor allem vom Austritt abzuздreden, hat sich der immanuelitische Pastor von Rienbusch in Halberstadt, dessen Sohn landeskirchlicher Diakon in dem Callenberg benachbarten Dichtenstein ist, brauchen lassen und im Pfarrhause zu Callenberg einen Vortrag gehalten, in welchem die „Missourier“ wieder einmal als „Calvinisten“ verlästert, und die Trennung von der sächsischen Landeskirche als unberechtigt hingestellt, dagegen die Immanuel'synode als die rechte Freikirche gepriesen worden ist. Diese „rechte“ Freikirche hält es nicht für Unrecht, gegen die sächsische Landeskirche heimlich Egegenaltäre aufzurichten (so in Leipzig und früher in Schneppendorf und Grimmitzschau) und doch sich von dem sächsischen Gotteskasten unterstützen zu lassen (letztes Jahr empfingen sie 300 Mark). Und wie ehemals trotz jener Egegenaltäre der jetzige Pastor Ehlers in Hermannsburg sich vom sächsischen Konsistorium examinieren ließ, so hat der Sohn des Pastor von Rienbusch ein Amt in der sächsischen Landeskirche angenommen und ist also ein Amtsbruder von Sulze, Graue und Konf. geworden und der Vater verteidigt gegen die gehäßten Missourier dieselbe Landeskirche, die seinen Amtsbruder Pastor Scholze seiner Zeit abgesetzt und dafür noch nicht Buße gethan hat. Das ist Syntretismus und Unehrlichkeit, und es erfüllt sich hier Paul Gerhards Wort: „Hüte dich vor den Syntretisten; denn sie suchen das Zeitliche und sind weder Gott noch Menschen treu!“ —

Was aber den „Calvinismus“ der „Missourier“ anlangt, so verweisen wir solche, denen an der Wahrheit etwas gelegen ist, auf die beim Kolloquium in Uelzen angenommenen Sätze über Befehrung und Gnadenwahl (vgl. Nr. 7, S. 53), sowie wegen der Bekehrung und Haltung unserer Freikirche überhaupt auf den Bericht der „Hermannsbürger Freikirche“ über das Kolloquium in der Aprilnummer des genannten Blattes.

Nach dem neuesten statistischen Jahrbuch der Missouri-Synode hat dieselbe im vorigen Jahre um 63 Pastoren, 18 Lehrer, 23 873 Seelen, 14 382 Kommunizierende, 2993 Stimmberechtigte, 63 Schulen und 4831 Schulkinder zugenommen. Die Zahl der Pastoren und Professoren ist 1284, die der Schullehrer 719, die Zahl der Pastoren, welche Schule halten 754, die der Schulen 1391, Kommunizierende 344 464, Seelenzahl 603 887, Gemeinden 1767, wobei 632 Predigtplätze nicht mitgezählt sind. Es sind im Jahreslauf 38 195 Kinder getauft, 17 464 konfirmiert, 8365 Paare getraut, 12 243 Leichen befeuert worden. Kircheinweihungen haben stattgefunden 101. In unseren höheren Anstalten studieren, von 53 Lehrern unterrichtet, 1235 Lernende, nämlich im Seminar zu St. Louis 129, zu Springfield 272, zu Abbeville 223, im Gymnasium zu Ft. Wayne 182, zu Milwaukee 223, zu New York 45, zu Concordia 92, zu St. Paul 30, im klassischen Kursus des Walthers-Kollege 39. Es bestehen in der Synode 16 Wohltätigkeitsanstalten (Hospitäler, Waisenhäuser etc.) und für dieselben sind im Laufe des Jahres Dollar 54 786.55 eingegangen, Dollar 25 921.77 mehr als im vorigen Jahre. Die Synode betreibt innere Mission, Heidenmission, Negermission, Judenmission, Emigrantenmission, englische Mission, und für diese Missionsarbeit sind im Laufe des Jahres Dollar 57 085.43 beigelegt worden, Dollar 12 133.92 weniger als im vorhergehenden Jahre. Im Verlags-hause arbeiten 73 Personen. Das Synodalorgan, der „Lutheraner“, wird in 28 000 Exemplaren gedruckt; das belagt einen Zuwachs von 4000 Exemplaren. — Dazu bemerkt der „Lutheraner“: „Das sind so einige Angaben, aus denen erhellt, daß der Herr unser Gott uns freundlich ist und das Werk unserer Hände fördert. Die herrlichsten Früchte freilich, die Gottes Gnade durch Wort und Sakrament in Sünderherzen wirkt und die uns ewige Leben reifen, kann kein statistisches Jahrbuch von Menschenhand zusammengetragen aufzaddieren; darüber wird droben im oberen Heiligtum Buch geführt, und wenn jene Bücher einst werden aufgethan werden, dann werden wir staunenden Auges schauen, wie Großes der Herr gethan hat. Indes wollen wir, so viel Gott Kraft und Gnade giebt, emsig weiter arbeiten, pflanzen und begießen und den Herrn der Ernte bitten, daß er treue Arbeiter und zu ihrer Arbeit Wachstum und Gedeihen geben wolle um seines Namens willen.“

Bücher-Anzeige.

Ehrendenkmal treuer Zeugen Christi. Eine Sammlung kurzgefaßter christlicher Lebensbilder aus alter und neuer Zeit. Zur Erbauung für ev.-luth. Christen. 1. Band. Mit 8 Portraits und 1 Titelfbild. 2. Aufl. Zwickau i. S. Druck und Verlag von Johannes Herrmann. 1894. kl. 80. 320 Seiten. Preis gebunden M 2.25, geb. in Halbfranz M 3.

Indem wir mit Freuden das Erscheinen einer 2. Auflage des 1. Bandes von dem bekannten Ehrendenkmal zur Anzeige bringen, bemerken wir, daß diese 2. Auflage wieder trefflich ausgestattet und durch noch verbesserten Bilderreichtum geziert ist, können es aber nicht unterlassen, zugleich auf den hohen Wert der ganzen Sammlung von Biographien (welche bekanntlich 4 Bände umfaßt) hinzuweisen. Sind Lebensbeschreibungen überhaupt von hohem Wert für die Bildung des Herzens und Charakters, so sind es diese in besonderem Maße. Denn die Personen, die sie uns vorführen, stehen auf der Höhe — nicht irgend einer Zeit —, sondern, daß wir so sagen, der Ewigkeit, es sind Große im Himmelreich, Charaktere, geädelt durch Gottes Wort, Helden im Kampfe für die Wahrheit. Es sind aber diese Biographien auch dadurch ausgezeichnet, daß sie in gesundem Geiste geschrieben sind. Auch Lebensbeschreibungen können schädlich wirken, wenn sie unwahr sind und Menschen mehr ehren als Gott. Das geschieht hier nicht. Es sind diese Biographien schlichte, wahre Bilder von den Helden im Reiche Gottes, sie geben Gott die Ehre für alles Gute, was er durch diese Zeugen der Kirche gegeben hat, und ermuntern den Leser dadurch zum Lobe Gottes und zur Nachahmung. Möchte die Sammlung an vielen Lesern diese Wirkung vollbringen.

Die Zwillinge. Eine Erzählung für die Jugend von Margarete Lenk. Zwickau i. S. Druck und Verlag von Johannes Herrmann. 151 Seiten. Preis geb. 75 Pf.

Die durch die beiden lieblichen Kinderchristen „Der kleine Lumpensammler“ und „Auf dem Christmarkt“ schon bekannt und beliebt gewordene Verfasserin bietet hier eine größere Erzählung, welche Kinder mit größter Spannung und tiefster Nüchternheit, Erwachsene nicht ohne lebendiges Interesse und großer Bewegung lesen werden. Dieses Verständnis des kindlichen Gemüts, gesunder Christenglaube, reiche Phantasie und eine treffliche Gabe der Erzählung und Schilderung haben sich hier vereinigt, um ein Lebensbild zweier Zwillingsskinder bis zu ihrer Konfirmation zu entwerfen, wie es fesselnder und eindrucksvoller kaum gedacht werden kann. Wir können nur wünschen, daß diese Erzählung

unter unserer Jugend viele Leser finden möge. Sie wird dadurch nicht nur eine Weile gut unterhalten werden, sondern auch Anregungen, Warnungen und Ermunterungen von bleibender Wirkung mit fortnehmen.

Die Ausstattung ist wie bei allen Erzeugnissen der Hermann'schen Druckerei vortrefflich, der Einband gefällig und der Preis ein durchaus angemessener.

Perlen. Kleine Geschichten für Jung und Alt. Nr. 15 u. 16. Zwickau. i. S. Druck und Verlag von Johannes Herrmann. à 16 Seiten. Preis pro Heft 5 Pf.

Der lieblichen Perlenkette, welche schon so viele Freunde unter Jungen und Alten gewonnen hat, hat der rührige Verleger zwei neue Perlen angereicht, welche in dieser gedrängten Zeit besonders wertvoll sind. Nr. 15 enthält eine ganze Reihe kleine Erzählungen für Arbeitslose und Notleidende, Nr. 16 zwei größere für bedrängte Geschäftsleute. Mögen auch diese Hefchen viele Abnehmer finden und großen Segen stiften.

Statistisches Jahrbuch der deutschen evang.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. St. Louis, Mo., Concordia Publishing House, 1894. 96 Seiten. Preis M 1.25.

Dieses Jahrbuch giebt Auskunft über den Bestand und die Arbeit der Missouri-Synode im Jahre 1893. Es enthält 1. die Namen der Beamten der Synode, 2. die Jahresberichte der 13 Distriktspräsidenten, 3. die Parochialberichte, 4. die Missionen, 5. Kircheinweihungen, 6. Lehranstalten, 7. Private Wohltätigkeitsanstalten, 8. Concordia Publishing House, 9. Zeitschriften, 10. Eingegangene Gelder. Diese Statistik zeigt ein erfreuliches Wachstum der Synode und ihrer Arbeit. W.

Lieder-Perlen. St. Louis, Mo., Concordia Publishing House. Preis geb. M 1.50.

Diese hervorragende Sammlung enthält 153 deutsche Lieder geistlichen und gemischten Inhalts, eins-, zwei- und dreistimmig gesetzt. Sie ist für Schulen bestimmt und kann den Lehrern ungelegentlich empfohlen werden. Wo es recht steht, daß die Lehrer sie, ihnen anvertrauten Kinder Christo zuführen, wird der reiche Schatz der besten geistlichen Lieder willkommen sein und die Christenfreunde der Kinder fördern. Viele Lieder sind noch zum Vortrage in Gottesdiensten geeignet. In ausreichender Anzahl sind auch die Volks-, Marsch- und Spiellieder vorhanden und sind das auch solche, welche das Kind in reiferen Jahren noch gern singen wird. Zu manchen Texten sind auch neue Melodien komponiert worden, doch werden sich da die altbewährten schwerlich verdrängen lassen. Unter den neueren Liedern zeichnen sich zwei vorzügliche Lieder des sel. Dr. Walthers aus, die in dem trefflichen Texte entsprechenden schönen Weisen von ihm selbst komponiert worden sind. Sind auch die 20 Lieder mit englischen Texten hierzulande nicht zu verwenden, so wird doch das Büchlein jedem Besizer und durch ihn der Schule viel Segen bringen. Nicht minder ist auch das Buch ein Schatz für musikalische Häuser. R.

Quittung.

Für die Synodalkasse: Beitrag der Gemeinde Chemnitz M 70 und M 55; desgl. der Gemeinde Dresden M 98.10; desgl. des Herrn P. Hanewinkel jun. das. M 10; desgl. des Herrn P. Lent in Grün M 10; aus der Hausgottesdienstbüchse des Herrn Preiß in Straßburg M 28.

Für Reisekosten: Kollekte der Gemeinde Planitz M 44.44; desgl. der Gemeinde Dresden M 54; desgl. der Gemeinde Kolberg 30.61; desgl. von Herrn Kirchen durch Herrn V. Steyer in Dresden M 3; Osterkollekte der Gemeinde Grün M 17.

Für Negermission: Durch Herrn P. Walter in Hannover: von N. N. M 3 und von N. N. M 1.50; von Herrn Lehrer Otto Voigt in Altenburg M 10; durch Herrn August Steyer in Dresden: von Herrn Gottlieb Steyer das. M 3, von Herrn August Kemmel M 11, von Frau Elisabeth Bische M 4 und von N. N. M 13; durch Herrn P. Hanewinkel in Dresden: von Frau v. H. in Z. M 8, von Herrn Neumann in Leutersdorf M 10; von Frä. A. N. in Stollberg M 30; von Frau Hensel in Groß-Rubde durch Herrn P. Hübner in Kolberg M 6; von Frau Kraltsch durch Herrn P. Lent in Grün M 2.

Für Judenmission: Von V. in H. durch Herrn P. Willkomm M 5.

Für Mission in Neu-Seeland: Von zwei Konfirmanden durch Herrn P. Willkomm in Planitz M 3.

Für innere Mission: Von Herrn Franz Müller in Gröna durch Herrn Viertel daselbst M 3; von Herrn Koppasch durch Herrn August Steyer in Dresden M 3.

Für arme Schüler in Amerika: Von Frä. Hense in Stollberg M 2.50.

Für P. Hensel in Springfield: Kindtaufstollette des Herrn Heint. Lösch in Schneidenbach durch Herrn P. Lent in Grün M 4.

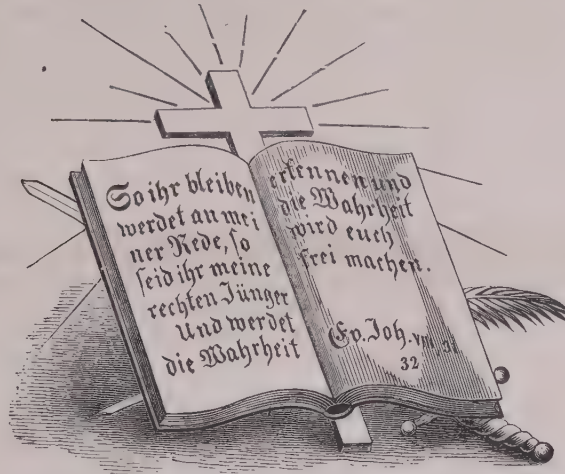
C h e m n i t z. Eduard Rehdner, Kassierer.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

zur
Belehrung und Erbauung
für
evangelisch-lutherische
Christen.



Im Auftrag

der
Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben
von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die L. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 19. No. 10.

Dresden in Sachsen.

6. Mai 1894.

Pfingsten.

„Ach, wenn wir doch wieder ein Pfingsten erleben und eine neue Geistesausgießung über die erstorbene Christenheit käme!“ So hören wir in unseren Tagen oft sagen und klagen. Woher das kommt, verstehen wir wohl und glauben gern, daß es aus wohlmeinendem, guten Herzen derer geschieht, welche gern dem armen, verlorenen Menschengeschlechte und den vom Glauben abgefallenen Massen, die noch den Namen „Christen“ tragen, geholfen sehen möchten. Und doch steckt hinter diesen Worten nicht nur der größte Unverstand, sondern auch ein rechter, grober Unglaube. Und wie die, welche also klagen, so gern den gottvergeßenen und religionslosen Massen möchten aufgeholfen sehen, so wünschten wir vor allem, daß erst die also Klagenden selbst zu rechter Erkenntnis des Heils, zum wahren christlichen Glauben und zur vollen christlichen Glaubens-Gewißheit und Freudigkeit kommen möchten. Und darum wollen wir jetzt, ihnen und uns selbst zur Stärkung, untersuchen, was von jener Klage zu halten sei, und mit Gottes Hilfe einen anderen, richtigeren Weg zeigen, auf welchem es gelingen sollte, solche Klagen in Freude, Lob und Dank zu verwandeln.

Ein „neues Pfingsten“, eine „neue Geistesausgießung“ erwartet man? Wie sollen wir das eigentlich verstehen? Wie denkt man sich das? Man versuche doch nur einmal, sich diese Frage recht klar vorzustellen. Denn es taugt nicht und ziemt sich nicht für einen Christen, seinen bloßen Gefühlen die Zügel schießen zu lassen und in den Tag hinein zu klagen. Wie? Meint man denn wirklich, ein Pfingsten, wie es zumal die lieben Apostel in Jerusalem feierten, solle sich noch einmal wiederholen mit Brausen vom Himmel und Feuerflammen, mit Zungenreden und Wundergaben aller Art? Es giebt in der That Leute, welche Christen sein wollen und solche Gedanken haben. Wir selbst sind deren etlichen begegnet. Ja,

es giebt eine eigene Sekte derer, welche behaupten, wie es in der apostolischen Zeit gewesen sei, so müsse es nun in der Endzeit der Kirche auch wieder werden. Wer hätte nicht von der Sekte der Irvingianer gehört, welche meinen, der große Abfall vom Christentum rühre eigentlich daher, daß die apostolischen Aemter und wunderbaren Geistesgaben geschwunden seien; die müßten wiederkommen, und bei ihr, der „Brautgemeinde“, seien sie zum Teil wieder vorhanden, zum Teil aber würden sie noch kommen. Und dafür berufen sie sich u. a. auf das Wort der Offenbarung Johannis: „Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende“ (Offenb. 1, 8 u. a.) und sagen, da stehe es ja geschrieben, daß das Ende der Kirche werden solle wie der Anfang! Auf die Weise freilich könnte man alles aus der Bibel „beweisen“, was man will. Ein nüchterner evangelisch-lutherischer Christ läßt sich aber nicht auf die Weise ein A für ein U machen. Denn von dem allen, was die Schwarmgeister dahinein legen wollen, steht ja kein Wort da. Daß unser Herr Jesus Christus A und O, Anfang und Ende ist, lesen wir wohl, und daß Er der Anfänger und Vollender unseres Glaubens ist, wissen wir auch aus Gottes Wort, sowie daß er am Ende wiederkommen wird, wie ihn seine Jünger gesehen haben gen Himmel fahren. Aber daß das Ende der Kirche vor der Wiederkunft des Herrn wie ihr Anfang in der apostolischen Zeit sein solle, davon finden wir weder hier noch sonst in der heiligen Schrift eine Spur. Und wenn die Schwarmgeister, wie ihre Art ist, noch so viel hin- und herflattern und einen Bibelspruch über den anderen anführen, so schnell, daß ein nüchterner Christ, der gewohnt ist, jedes Gotteswort einzeln, ruhig und besonnen zu prüfen, ihnen gar nicht so schnell folgen kann, — so lassen wir uns dadurch nicht irre machen, und durch solche Art und Weise erst recht nicht.

Doch nicht allein, daß wir für die Erwartung eines neuen Pfingsten mit apostolischen Aemtern und Wundergaben kein

einziges Gotteswort haben; wir müssen alle solche Gedanken als schwärmerische Träume zurückweisen, die dem klaren Worte Gottes schnurstracks widersprechen, ja als alte — jüdische Irrtümer.

Ja, jüdische Irrtümer sind es, mit denen die Irvingianer und alle Chiliasisten sich umtreiben samt allen denen, welche ein „neues Pfingsten“ und eine „neue Geistesausgießung“ erwarten, gleich oder ähnlich jener zu Jerusalem. Wie so denn aber gerade jüdische Irrtümer? Auf diese Frage wollen wir jetzt Bescheid geben.

Worin besteht denn eigentlich der Irrtum der Juden, wenn nicht vor allem darin, daß sie den im alten Testamente verheißenen Messias und sein Reich immerfort noch als zukünftig erwarten, während er doch längst gekommen ist und alles ausgerichtet hat? Gleichwie aber seine Geburt, Leben, Leiden und Sterben, Auferstehen und Himmelfahrt einmal geschehen ist und nicht wieder, so ist auch die verheißene und durch den gen Himmel gefahrenen und zur Rechten des Vaters sitzenden Herrn geschehene wunderbare Geistesausgießung an jenem Pfingsttage zu Jerusalem, als die Zeit erfüllt war, ein für allemal geschehen und nicht wieder zu erwarten. Eine abermalige, ihr gleiche oder ähnliche Wunderthat jetzt noch erwarten, wäre nichts anderes als eine abermalige Geburt, ein abermaliges Leben, Leiden und Sterben, eine abermalige Auferstehung und Himmelfahrt Christi erwarten. Es sei ferne von uns, daß wir das thun sollten. Denn damit würden wir die großen Thaten Gottes, zum Heil und Besten der ganzen Welt und auch für uns ein für allemal geschehen, leugnen und verachten, als deren Kraft jetzt nicht mehr gelten und fortwirken könnte. Wir würden eben damit uns zu den Juden gesellen, gleich allen jenen Schwarmgeistern, welche sich mit solchen jüdischen Irrtümern umtreiben.

Pfingsten! Gott sei gelobt, daß wir Pfingsten haben, wie es dazumal in Jerusalem sich erfüllte, und daß alle jene großen Gottesthaten geschehen sind, also daß wir nun nicht erst noch auf sie zu warten brauchen oder zu klagen: „Ach, daß wir Pfingsten hätten!“

Und doch: Die da bekennen, daß sie noch nicht Pfingsten haben und nach einer neuen Geistesausgießung Verlangen tragen, müssen doch wohl darin Recht haben, daß sie noch nichts von Pfingsten wissen und ihnen noch die Pfingstgnade fehle? Das werden sie zwar wieder nicht zugeben wollen, die hohen Geister, die sich des Geistes so sehr rühmen, als hätten sie, mit Luther zu reden, „den Heiligen Geist mit Federn und mit allem gefressen“. O nein, für sich meinen sie den Geist nicht mehr nötig zu haben, wohl aber für die anderen, für die ungläubigen Massen, für die erstorbene „Christenheit“. Und doch geben sie eben damit zu erkennen, daß sie das rechte Behen des Geistes an ihrem Herzen noch nicht verspürt haben, welches der gewöhnlichen Ordnung Gottes nach jetzt nicht zu geschehen pflegt in der stürmischen Weise methodistischer Erweckungs- oder vielmehr Aufregungsprediger. Denn ein wahrer Christ denkt anders über solche Sachen und benimmt sich anders. Ein wahrer Christ fängt immer und alle Tage wieder bei sich selbst an, und darnach in aller Nüchternheit und in den Schranken seines Berufes, soweit Gott Gnade giebt, arbeitet er an seinem Teil für das Reich Gottes. Ein wahrer Christ sieht und sucht auch nicht das Reich Gottes in Erstürmung und Befehrung der Welt. Er weiß, daß die Welt Welt ist und bleibt, daß es zu allen Zeiten nur wenige sind, die selig werden und daß das Häuflein der wahren Christen ein kleines und von der Welt gering geachtetes, ja verpöttetes und verfolgtes ist und bleibt bis an den jüngsten

Tag. Ein wahrer Christ weiß dazu aus Gottes Wort, daß gerade die letzten Zeiten „greuliche Zeiten“ sein werden (2 Tim. 3, 1) und daß des Menschen Sohn, wenn er wiederkommen wird, wenig Glauben auf Erden finden wird (Luk. 18, 8). Und darum um so mehr dankt und lobt ein Christ Gott für die ihm selbst widerfahrte Gnade und Barmherzigkeit, je mehr er sieht, wie gar wenigen dieselbe zu teil wird, weil die meisten sie verachten und von sich stoßen. So wollen wir denn nun auch, weil's wieder Pfingsten ist, die sonderliche Gnade Dessen rühmen, Der annoch immer bei uns und in aller Welt auf dem Plan ist mit Seinem Geist und Gaben.

Ja, Pfingsten. Gott sei abermals und abermals gelobt, daß wir noch immer Pfingsten haben und uns des Pfingstfestes freuen dürfen.

Wie so denn aber? Wir haben ja doch wohl keine Apostel und Evangelisten mit ihren Aemtern und Gaben unter uns. Wirklich nicht? Allerdings nicht also, daß wir ihre Person sehen und mit ihnen persönlich uns unterreden könnten. Auch nicht so, daß die Zeichen und Wunder, welche an ihnen und durch sie geschehen, sich noch vor unseren Augen wiederholten. Vergleichen zu begehren, wollen wir den Pharisäern und Schriftgelehrten überlassen, von denen der Herr Jesus strafend sagte: „Die böse und ehebrecherische Art sucht ein Zeichen; und es wird ihr kein Zeichen gegeben werden, denn das Zeichen des Propheten Jonas“ (Matth. 12, 39). Damit deutete der Herr auf seine Auferstehung, welche sollte das eigentliche Zeichen über alle Zeichen und Wunder aller Wunder für alle Zeiten sein. So gewiß aber dieses Zeichen, wie schon gesagt, sich nicht wiederholen soll noch kann, so gewiß sind die Augen- und Ohrenzeugen dieser großen Gottesthat, die heiligen Apostel, welche den auferstandenen Heiland gesehen und mit ihm gegessen und getrunken haben, ein für allemal der Welt als solche von Gott vorgestellt, beglaubigt und bestätigt worden, sonderlich an jenem großen Pfingsttage, und sind zu diesem besonderen Amt und Zweck ausgerüstet worden mit den mancherlei Wundergaben des Geistes und mit der Gabe der Unfehlbarkeit in der öffentlichen Verkündung des Wortes Gottes. Solch ein Apostel ist der Papst nicht und kann er nicht sein, denn er hat den auferstandenen Heiland nicht gesehen (Apostelgesch. 1, 21. 22), ja kennt ihn nicht. Sondern er ist ein Lügner und der Erstgeborene Satans, der große Antichrist, welches Zukunft geschieht „nach der Wirkung des Satans, mit lügenhaften Kräften und Zeichen und Wundern“ u. s. w. (2 Thess. 2). Solche Apostel sind auch die irvingianischen „Apostel“ nicht und können es nicht sein, denn auch sie entsprechen nicht der an einen Apostel im eigentlichen Sinne zu stellenden Forderung, den auferstandenen Heiland gesehen und von ihm selbst besondere Offenbarung empfangen zu haben. So sind auch sie nichts anderes als Lügenapostel, und wir glauben ihnen nicht, noch folgen wir ihnen.

Wohl aber haben wir allerdings noch immer Apostel unter uns. Nicht neue und andere, als die waren, welche der Herr Jesus ausgesondert und gesandt hat, sondern eben dieselben. Wie denn? Wo denn? In ihren Schriften, welche wir von ihnen besitzen und die durch Gottes große Gnade bis auf den heutigen Tag aufbewahrt geblieben sind, da haben wir noch die Apostel mit ihrer Lehre und Predigt, bestätigt und besiegelt durch ihre Wunder. Wo in der Welt Christen sind, da sind sie „erbauet auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist“ (Eph. 2, 20). „Einen anderen Grund aber kann niemand legen“ (1 Kor. 3, 11).

Und wo anders sollten wir den Geist des Herrn, den Heiligen Geist, suchen und finden als in der Predigt der

Apostel? Sie waren es ja und sie allein, denen eigentlich der Herr die Verheißung des Heiligen Geistes gab und an denen sich dieselbe auch in ursprünglicher Kraft und Weise als grundlegend für alle Zeiten der Kirche erfüllte. „Wenn aber der Tröster kommen wird, welchen ich euch senden werde vom Vater, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgehet, der wird zeugen von mir“ — das hat ja der Herr recht eigentlich persönlich zu den Aposteln geredet, wie er denn auch hinzufügte: „Und ihr werdet auch zeugen, denn ihr seid von Anfang bei mir gewesen“ (Joh. 15, 26, 27). Und wenn er darnach zu ihnen sagte: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könntet es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten“ (Joh. 16, 12, 13), so hat er ja auch das nicht zum Pabste oder zu den klugen Professoren gesagt, als sollten sie durch neue Offenbarungen oder Forschungen die christliche Lehre fortbilden u. dgl., wie Pabst und alle Schwärmer schwärmen, sondern er hat auch dies zunächst und eigentlich zu den Aposteln persönlich gesagt. Und was er ihnen gesagt und verheißt, das hat er auch zu Pfingsten und in den folgenden Tagen an ihnen erfüllt.

Was aber der Herr den Aposteln persönlich verheißt und gegeben hat, das hat er ihnen ja nicht für ihre Person allein, sondern das hat er durch ihre Person und ihren Dienst seiner ganzen Kirche auf Erden für alle Zeiten gegeben, also daß wir nun das Zeugnis der Apostel und in und mit und durch dasselbe auch den Geist der Apostel, den Heiligen Geist, noch haben, also daß derselbe auf diese (mittelbare) Weise auch uns „in alle Wahrheit leitet“. Denn die Worte und Schriften der Apostel sind wahrlich nicht ein „toter Buchstabe“, wie die ungläubige Welt narret. Sondern es gilt von ihnen, was von des Herrn Jesu eigenen Worten gilt: „Sie sind Geist und sind Leben“ (Joh. 6, 63). Denn er, der Herr, hatte zu ihnen gesagt: „Wer euch höret, der höret mich“ (Luk. 10, 16).

Und obgleich die heiligen Apostel auch Prediger des Gesetzes waren, welches, obzwar auch vom Geiste Gottes gegeben und erfüllt, doch nimmer den Geist geben und mitteilen kann (Gal. 3, 2), sondern ein „tötender“ (nicht toter!) „Buchstabe“ ist und bleibt (2 Kor. 3, 4), so sind sie doch vornehmlich und eigentlich Prediger des Evangeliums gewesen und sind es in ihren Schriften noch bis diesen Tag, des Evangeliums, welches ist „der Geist“, der „lebendig macht“ (daselbst).

Woher kommt es denn nun, daß so viel Klage darüber geführt wird, daß von dem Pfingstgeiste nichts zu spüren sei. Daher wahrlich nicht, daß er überhaupt nicht vorhanden oder nirgends zu finden wäre. Sondern daher kommt es, daß man den „Geist“ anderswo als in dem Worte Gottes sucht, nämlich in den Gaben und Werken anderer „kluger“ oder „frommer“ Menschen oder in seinen eigenen Gedanken und Gefühlen. Auf die Weise freilich wird man den Heiligen Geist nie erlangen. Ja, weil je länger je mehr sowohl die gelehrten „Theologen“ auf den Kanzeln und Hochschulen als auch der Haufe der sogenannten „erweckten Christen“ das geschriebene Wort Gottes heiliger Schrift verachten, teils als „irrig und fehlerhaft“, teils als „toten Buchstaben“, oder was man sonst alles davor haben mag, — darum kann von rechter Pfingstfeier und wahrem Geistesleben nicht die Rede sein. Zwar rühmen sich die Schwärmergeister gewaltig, als ob sie ihn hätten in ihren von Tausenden besuchten Versammlungen, in denen sie menschliche Kunst und Beredsamkeit hoch preisen, Gottes Wort aber drehen und meistern, wie sie wollen. Aber von all dergleichen Erscheinungen gilt noch heute, was Luther ge-

sagt und unsere lutherische Kirche in den Schmalkaldischen Artikeln zu ihrem gemeinsamen Bekenntnisse gemacht hat:

„Und in diesen Stücken, so das mündliche, äußerliche Wort betreffen, ist fest darauf zu bleiben, daß Gott niemand seinen Geist oder Gnade giebt, ohne durch oder mit dem vorhergehenden äußerlichen Wort. Damit wir uns bewahren vor den Enthusiasten, das ist, Geistern, die sich rühmen, ohne und vor dem Wort den Geist zu haben, und dadurch die Schrift oder mündliche Wort richten, deuten und drehen ihres Gefallens, wie der Münzer that und noch viel thun heutiges Tages, die zwischen dem Geist und Buchstaben scharfe Richter sein wollen, und wissen nicht, was sie sagen oder setzen. Denn das Pabsttum auch ein eitel Enthusiasmus ist, darin der Pabst rühmet, alle Rechte sind im Schrein seines Herzens, und was er mit seiner Kirche urteilt und heißt, das soll Geist und recht sein, wenn's gleich über und wider die Schrift oder das mündliche Wort ist. Das ist alles der alte Teufel und alte Schlange, der Adam und Eva auch zu Enthusiasten machte, vom äußerlichen Wort Gottes auf Geisterei und Eigendünkel führet, und that's doch auch durch äußerliche Wort, gleichwie auch unsere Enthusiasten das äußerliche Wort verdammen, und doch sie selbst nicht schweigen, sondern die Welt vollplaudern und schreiben, gerade als könnte der Geist durch die Schrift oder mündlich Wort der Apostel nicht kommen, aber durch ihre Schrift und Wort müßte er kommen. Warum lassen sie auch ihre Predigt und Schriften nicht anstehen, bis der Geist selber in die Leute ohne und vor ihrer Schrift kommt, wie sie rühmen, daß er in sie kommen sei ohne Predigt der Schrift? Davon hier weiter nicht Zeit ist zu disputieren; wir haben's sonst genugsam getrieben.“

Denn auch die, so vor der Taufe glauben oder in der Taufe gläubig werden, haben's durch äußerliche, vorgehende Worte, als die Alten, so zur Vernunft kommen sind, müssen zuvor gehört haben, daß, wer da glaubt und getauft wird, der ist selig, ob sie gleich erst ungläubig, nach zehn Jahren den Geist und Taufe kriegen. Und Kornelius Apostelgesch. 10 hatte lang zuvor gehört bei den Juden vom künftigen Messia, dadurch er gerecht vor Gott und sein Gebet und Almosen angenehm waren in solchem Glauben (wie Lukas ihn gerecht und gottfürchtig nennt) und nicht ohne solche vorhergehende Wort oder Gehör konnte glauben noch gerecht sein. Aber St. Petrus mußte ihm offenbaren, daß der Messias (an welchen Zukünftigen er bis daher geglaubt hatte) nun kommen wäre, und sein Glaube vom zukünftigen Messias ihn nicht bei den verstockten ungläubigen Juden gefangen hielte, sondern wußte, daß er nun müßte selig werden durch den gegenwärtigen Messias und denselben nicht mit den Juden verleugnen noch verfolgen u. s. w.

Summa, der Enthusiasmus steckt in Adam und seinen Kindern vom Anfang bis zum Ende der Welt, von dem alten Drachen in sie gestiftet und gegiftet, und ist aller Kezerei, auch des Pabsttums und Mohammeds Ursprung, Kraft und Macht. Darum sollen und müssen wir darauf beharren, daß Gott nicht will mit uns Menschen handeln, denn durch sein äußerlich Wort und Sakrament. Alles aber, was ohn solch Wort und Sakrament vom Geist gerühmet wird, das ist der Teufel. Denn Gott wollt auch Mosi erstlich durch den feurigen Busch und mündlich Wort erscheinen, und kein Prophet, weder Elias noch Eliseus, außer oder ohn die zehen Gebot den Geist kriegt haben. Und Johannes der Täufer nicht ohne Gabriels vorhergehende Wort empfangen, noch ohne Mariä Stimm in seiner Mutter Leibe sprang. Und St. Petrus spricht: Die Propheten haben nicht aus menschlichem Willen, sondern aus

dem Heiligen Geist geweissaget, als die heiligen Menschen Gottes. Aber ohne äußerliche Wort waren sie nicht heilig, viel weniger hätte sie als noch Unheilige der Heilige Geist zu reden getrieben, denn sie waren heilig, spricht er, da der Heilige Geist durch sie redet.“ (Art. 8. Von der Beichte. M. S. 321 ff.).

So weit nun die Predigt der Apostel und Propheten aus der heiligen Schrift in der Welt noch erschallet, soweit ist auch noch Pfingsten. Denn das Wort Gottes soll nicht leer wieder zurückkommen, sondern thun, das Gott gefällt, und ausrichten, dazu er es gesandt hat (Jes. 55). Noch immer beweist der Heilige Geist Seine Kraft in dem Wort und durch das Wort, und wo Christen sind, die haben den Heiligen Geist, durch den sie sind gläubig geworden. Denn „niemand kann Jesum einen Herrn heißen“ (versteht sich: im Glauben) „ohne durch den Heiligen Geist“ (1 Kor. 12, 3), wie wir denn auch bekennen: „Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann, sondern der Heilige Geist hat mich durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet, im rechten Glauben geheiligt und erhalten. Gleichwie er die ganze Christenheit auf Erden beruft, sammelt, erleuchtet, heiligt und bei Jesu Christo erhält im rechten einigen Glauben“ u. s. w.

Und das „bekennen“ wir und wollen dabei noch nicht glauben, daß wir den Heiligen Geist wirklich haben? Was wäre das für ein „Glaube“ und „Bekentnis?“ Heuchelei wäre das. Denn wer gläubig ist, hat auch den Heiligen Geist, wie der, welcher den Heiligen Geist hat, gläubig ist.

Uebrigens müssen wir ja sagen, daß wir den Heiligen Geist durch Gottes Gnade nicht blos tropfen-, sondern stromweise überkommen haben, in der heiligen Taufe, wie geschrieben steht: „Nicht um der Werke willen der Gerechtigkeit, die wir gethan hatten, sondern nach seiner Barmherzigkeit machte er uns selig durch das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des Heiligen Geistes, welchen er ausgegossen hat über uns reichlich durch Jesum Christum, unseren Heiland“ u. s. w. (Tit. 3, 5. 6). Und ebenso fließt uns der Heilige Geist mit seinen Gaben und Kräften noch fort und fort stromweise zu aus seinem Worte, so wir anders dasselbe recht und fleißig brauchen und treiben. Und trotzdem wollen wir noch immer klagen, daß wir den Heiligen Geist nicht bekommen haben oder vielmehr, daß Gott seinen Heiligen Geist noch nicht genug gegeben habe und noch erst ein „neues Pfingsten“ zu erwarten sei? Freilich müssen wir bekennen, daß wir mit unserem Unglauben und unseren Sünden, mit unserer Trägheit zum Gebet und vor allem zum Hören, Lernen und Betrachten des göttlichen Wortes den Heiligen Geist oft betrübt und damit zugleich verloren haben, und daß es also unsere Schuld ist, wenn wir den Heiligen Geist nicht in dem Maße haben, wie wir ihn haben könnten und sollten. So wollen wir denn nun Buße thun und wieder zum Herrn gehen, wieder zurückkehren zum Wort, wieder zurückkehren zu unserer Taufe, dazu das heilige Abendmahl oft und mit rechtem Heißverlangen suchen und fleißig beten, daß der Herr seinen Heiligen Geist mit seinen Gaben in uns erhalten und mehren wolle. Und wenn wir solches alles wirklich im Glauben thun (und wenn unser Glaube dabei nur wäre wie ein Senftorn): Ist es dann nicht gewiß, daß wir auch bekommen, um was wir bitten? Allerdings. Denn der gesagt hat: „Bittet, so wird euch gegeben“ u. s. w., sollte der nicht Wort halten? Und hat er nicht gerade und recht eigentlich von der Gabe des Heiligen Geistes solches verheißen, da er gesagt hat: „Wo bittet unter euch ein Sohn den Vater ums Brot, der

ihm einen Stein dafür biete? Und so er um einen Fisch bittet, der ihm eine Schlange für den Fisch biete? Oder so er um ein Ei bittet, der ihm einen Skorpion dafür biete? So denn ihr, die ihr arg seid, könnt euren Kindern gute Gaben geben, wie vielmehr wird der Vater im Himmel den Heiligen Geist geben denen, die ihn bitten? (Luk. 11, 11—13).

Was aber die Kirche im ganzen anlangt, so hat sie gerade so viel Heiligen Geist als ihre Glieder im einzelnen haben. Denn die den Heiligen Geist und Glauben nicht haben, sind nicht ihre Glieder. Und so viel ihre Glieder im Glauben und Heiligen Geiste wachsen und zunehmen, so viel wird auch sie innerlich wachsen und zunehmen. Und so viel durch Vermittelung ihrer Glieder neue Glieder gewonnen werden, so viel wird auch sie an Zahl und Umfang wachsen und zunehmen. Eines „neuen Pfingstfestes“, einer besonderen „neuen Geistesausgießung“ bedarf es dazu nicht. Es ist des Heiligen Geistes genug vorhanden, um noch viel damit zu erfüllen. Je mehr wir schöpfen aus seiner Fülle, je mehr haben wir und können wir austheilen an andere.

Es könnte noch viel darüber gesagt werden, wie alle einzelnen Christen auf ihre Weise nach dem Maße ihrer Gaben und ihres Berufes und insbesondere die Diener am Wort, welche zum öffentlichen Predigtamt an der Gemeinde von Gott durch dieselbe ordentlich berufen sind, für die Mittheilung des Heiligen Geistes an anderen wirken können und sollen, indem sie ihr Licht (d. i. das Licht des Wortes Gottes) leuchten lassen vor den Leuten durch Wort und Wandel. Doch das würde uns jetzt zu weit führen. Eins aber wollen wir zum Schluß doch noch sagen: Wenn es scheint, daß, wie Luther oft gesagt hat, „das Wort nicht mehr fähig unter den Leuten“, wenn wir sehen, daß solche häufige Befehrungen nicht mehr stattfinden, wie etwa zu früheren Zeiten und wie namentlich an jenem großen Pfingsttage geschah, da an dem einen Tage bei 3000 Seelen zur Gemeinde hinzugezogen wurden — so wollen wir uns ja freilich prüfen, ob wir an unserem Teile treu sind im Gebet und Zeugnis, aber das müssen wir uns dabei doch auch in aller Demut, Einfalt und Nüchternheit sagen, daß es nicht in unserer Macht steht, auch nur eine einzige Seele zu bekehren, geschweige denn große Erweckungen hervorzurufen, sondern daß das Gottes Sachen sind, und daß der Heilige Geist einem jeglichen seines zuteilt, nachdem er will (1 Kor. 12, 11). Der Heilige Geist, welcher ja doch nicht ein Produkt des Menschengenies, sondern eine selbständige Person, ja der lebendige Gott Selbst ist, giebt Seine Gaben wie Er will, wem Er will, wo Er will und wann Er will. Und darin haben wir Ihm nichts vorzuschreiben. Es sind nicht immer Zeiten der Erweckung und Befehrung großer Haufen. Gottes Wort ist wie ein fahrender Plagregen, wie Luther gesagt hat, der nicht wieder zu kommen pflegt, wo er einmal gewesen ist. So wollen wir nur an unserem Teil die Zeit unserer Heimsuchung wahrnehmen. Und wenn wir sehen, daß die letzte Stunde ist und der große Abfall vorhanden, so wollen wir um so mehr dankbar sein, wenn wir überhaupt noch den Heiligen Geist haben, und so wollen wir, anstatt auf große, sichtbare Erfolge unserer Wirksamkeit zu rechnen, wie die thun, welche das Reich Gottes in äußerlicher Erscheinung suchen, endlich auch das bedenken, daß, wenn nun doch in diesen letzten, betrübten Zeiten nicht viel Aussicht mehr vorhanden ist auf große Ausbreitung des wahren christlichen Glaubens (denn dafür haben wir keine Verheißung, wie wir gesehen haben), wir, die wir noch Christen sind und den Heiligen Geist und Glauben haben, als ein Pfund, mit dem wir

wuchern sollen, die hohe und überaus wichtige Aufgabe haben, dahin zu wirken, daß mit Gottes Hilfe wenigstens diejenigen, welche Christen sind, in dem wahren, lebendigen, seligmachenden Glauben erhalten und bewahrt bleiben mögen. Irren wir nicht, so ist gerade auch dieses die Aufgabe, welche unserer evangelisch-lutherischen („missourischen“) Freikirche sonderlich zugewiesen ist, eine Aufgabe, welche freilich alle, die noch Christen sein wollen, und alle christlichen Gemeinden und Kirchen als die ihrige ansehen sollten. Es betrifft dies einen Punkt, der im großen und ganzen viel zu wenig beachtet wird. Denn nicht allein die Methodisten und andere offene Schwarmgeister sind es, sondern auch gar sehr viele „evangelisch-lutherische“ Christen, die nicht nur, sobald sie etwa meinen, von christlichem Geiste erfaßt zu sein, flugs mit sich selbst fertig sind und nun daran gehen, andere bekehren zu wollen, sondern dabei auch, anstatt der einzelnen Schwachen zu warten und zu pflegen, in die großen, ungläubigen Massen derjenigen, welche den Glauben von sich gestoßen haben, das Evangelium zu werfen (zu geschweigen davon, was für ein „Evangelium“ das oft ist). Sehr dringend, bitter noch thut unserer Zeit und unserem Volke, daß die armen, schwachen Christen, die durch die bodenlosen religiösen Wirren der Zeit von allerlei Wind der Lehre umgetrieben sind, durch reine, klare Lehre des Wortes Gottes im geordneten Predigtamt und rechter christlicher Gemeindeverfassung zu festem, gesundem, nüchternen, beständigen Glauben zurückgeführt werden, einen Glauben, der, ob er gleich nicht den blendenden Schein falsch pietistisch-methodistischer Erweckungen hat und nicht immer die Stunde der „Befehrung“ anzugeben noch von gewaltsamem, erschütterndem „Durchbruch“ zu sagen weiß, doch in der Zeit der Anfechtung und Todesnot gegen die andringenden Gewässer stand zu halten vermag. Gott verleihe uns nicht viel des Glaubens derjenigen, welche haben „den Schein eines gottseligen Wesens, aber seine Kraft verleugnen“, wohl aber des Glaubens, welchen Er Selbst, der Heilige Geist, wirkt, so wollen wir zufrieden sein mit dem, was Ihm gefällt uns zu geben. Und wenn wir dann auch nicht viel gelten bei den Leuten und scheinbar keine große „Wirksamkeit“ haben, so wollen wir doch dankbar sein, wenn wir nur selig werden und selig machen, die uns vertrauet sind. Auf ein „neues Pfingsten“ aber und eine „neue Geistesausgießung“ warten wir nicht, so wenig wie auf einen „Bischof“, wie ihrer viele heutzutage schreien: „Herr, gib uns einen Bischof!“ Denn wir haben einen Bischof, ja Erzbischof, Jesum, den guten Hirten. Wir haben Ihn in Seinem Wort und Sakrament wahrhaftig unter uns lebendig gegenwärtig. Wir haben Seinen Heiligen Geist und Gnade bei uns, in uns, unter uns. Was wollen wir mehr? Es gilt, der Christenheit* unserer Tage vor allem ins Gedächtnis zu rufen, was wir haben und wie groß die inwendig verborgene Herrlichkeit der Kirche schon in diesem Leben ist, anstatt nach Weise der Schwärmer und Flattergeister nach Seifenblasen zu greifen, die in der Luft zerplagen.

Ja, Gott sei Dank, daß wir Pfingsten, daß wir noch immer Pfingsten haben. So laßt uns denn halten, was wir haben, daß niemand unsere Krone nehme. H—r.

* Die wahre Christenheit meinen wir, nicht die offenbar Ungläubigen, auch nicht die Heuchler, denn die sind nicht die Christenheit und gehören nicht zu ihr.

In Sachen der Amtsentsetzung der beiden ostindischen Missionare.

(Schluß.)

„Unsere Amtsentsetzung ging also trotz unseres Protestes vor sich. Auch das half nichts, daß Ende Dezember vier andere Brüder* sich ausdrücklich zu unserer Lehr- und Bekenntnisstellung voll und ganz bekannten und um Einstellung des Absetzungsverfahrens baten! Wie sehr unsere zweite Frage berechtigt war, geht schon aus diesem Absetzungsverfahren hervor, dem wir als rechte Lutheraner — keiner Irrlehre überwiesen oder auch nur angeklagt, bekümmert um das Wohl und Wehe unserer Kirche und Mission, bürgerlich unbescholten und zum Predigt- und Missionsamt nicht für untüchtig oder unwillig befunden — nicht hätten unterworfen werden dürfen, zumal da andere Missionare gegen die Unrechtmäßigkeit des Verfahrens Einspruch erhoben. Aber denen ist ja der Direktor und das Kollegium keine Verantwortung schuldig. Die Missionare haben nur — zu gehorchen! —

Somit komme ich zum Schluß noch auf die Gehorsamsfrage und einige andere Punkte in der offiziellen Rundgebung des Kollegiums. In unserer Votation sind wir zwar mit den Worten von 1 Petri 2, 13 zum Gehorsam verpflichtet worden. Trotzdem diese Schriftstelle nur vom staatlichen und häuslichen Regiment handelt, habe ich stets die Votationsworte ohne Beziehung auf diese Stelle möglichst lutherisch auszulegen versucht; der Direktor hat mich aber belehrt, daß ich damit im Irrtum war. Nach lutherischer Lehre giebt es einen Gehorsam „um des Herrn willen“, „um des bloßen Gebotes willen“ oder „Gehorsam“ im engeren Sinne und einen Gehorsam, ein Unterthansein „aus Liebe und Freiheit um des Friedens willen“. Jenen können die Eltern von ihren (unmündigen) Kindern, Könige von ihren Untertanen und Herren von ihren Knechten — auch in gleichgültigen Dingen, in adiaphoris — verlangen (so daß da Widerspruch oder Ungehorsam ipso facto Sünde ist); er ist aber laut Matth. 20, 25; 23, 8 in der Kirche durch Christum selbst verboten! In der Kirche soll man nach Eph. 5, 21 einander unterthan sein, wiewohl man sonst nach Matth. 23, 8; 1 Petri 2, 9 u. f. w. (vergl. Müller, Symbol. Bücher S. 329: Christus expresse prohibet dominationem inter apostolos; da kann ja keiner sondere Oberkeit oder Gewalt für und über die anderen rühmen) einander gleichgestellt ist. Christen sollen miteinander nicht wie Herren mit Knechten, sondern wie Brüder mit Brüdern handeln. Den Gehorsam „aus Liebe und Freiheit um des Friedens willen“ zu leisten, haben wir uns nie geweigert. Er wurde aber bei jenem Termin (trotz der Vorlesung aus Luthers Hauspostille über Luk. 22, 24—30 am Bartholomäustage) als nicht genügend verworfen, wohl deshalb, weil dabei uns das allgemeine Christenrecht belassen würde, bei unrecchten Beschlüssen Beto zu sagen und den Elenchus auszuüben, und die „Vorgesetzten“ verpflichtet würden, auch ihrerseits sich zu demütigen und Gehorsam uns gegenüber zu leisten, d. h. unserem Dringen auf Abstellung eines Unrechtes nachzugeben. Der Papst will sich aber von niemand richten lassen; er verlangt Gehorsam, ohne zu erlauben, daß man seine Befehle erst prüft, ob sie nicht vielleicht dem Evangelio zuwider seien. Gegen den Vorwurf der Bglosigkeit, die wir hätten einführen wollen, schützen uns, ganz abgesehen von unserer bisherigen jahrelangen, ordnungsgemäßen Amtsführung und den zu Protokoll gegebenen Erklärungen, schon die Worte in der zweiten Frage: „unbeschadet seiner Ad=

* Ihre Eingabe zirkulieren zu lassen, dazu blieb keine Zeit. Sonst würden sich wohl noch mehrere angeschlossen haben.

ministrativ-, Exekutiv- und Disziplinargewalt'. Was dort vom Kirchenrat gesagt worden ist, bezieht sich auch auf das Kollegium, wie wir in Tranquebar erklärt haben.

Gegenüber dem Vorwurf, wir hätten ein 'Sonderbekenntnis' für unsere Mission verlangt, das aufzustellen das Kollegium nicht für seinen Beruf erklärt, bitten wir zu beachten, daß wir an authentische Deklarationen ('So und so ist nun zu glauben und zu lehren'), wie solche der Papst trotz Gal. 1, 8 dann und wann wohl abgibt, niemals gedacht haben.* Gottes Wort allein soll Artikel des Glaubens stellen, sonst kein Mensch, auch kein Engel. Die Verbalinspiration und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift ist deutlich in Gottes Wort gelehrt und von den Bekenntnissen bezeugt. Dieses ausdrücklich — nicht bloß mit der unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen nichts besagenden allgemeinen Redensart: 'Das hochw. Kollegium bekennt sich ausdrücklich zu Schrift und Bekenntnis' — mitzubekennen und die gegenteilige Lehre — als falsch und für den Bereich der sich lutherisch nennenden Leipziger Mission unerträglich zu kennzeichnen — dazu hält sich das Kollegium nicht berufen. Und doch ist es berufen, darüber zu wachen, daß nicht falsche Lehre in der Leipziger Mission Raum und Freiheit erhalte oder gar durch sie selbst eingeführt werde, — eingedenk des Wortes des großen Heidenmissionars: 'Ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig' und: 'Hab acht auf dich selbst und auf die Lehre'. Es heißt auch: 'Ich glaube, darum rede ich'. Will das Kollegium nun die Beantwortung der ersten Frage ablehnen, d. h. nicht reden, trotzdem die Sachlage es dringend fordert, so liegt der Schluß nahe: es glaubt auch nicht! Bedauerlich ist es, daß das Kollegium die Inspirationslehre für eine Meinungsache

erklärt hat, und daß man lieber zwei Missionare wegschickt, als sich offen zur rechten Lehre bekennt und 'nicht irreformable' Missionsstatuten in einem Punkte ergänzt.

Eine Berichtigung tatsächlicher Unrichtigkeiten in der Darstellung des Kollegiums ist an das 'Ev.-luth. Missionsblatt' gesandt worden. Ich möchte an dieser Stelle nur noch darauf aufmerksam machen, daß ich nur also 4, nicht 6 Jahre im Missionshause gewesen bin und 6½ Jahre im Missionsdienst, nämlich zwei Jahre als Kassierer und Druckereivorsteher in Tranquebar, drei Jahre als Missionar von Madras und Chingleput und das letzte Jahr als Missionar von Tanjore und Aneikadu, von der Verwaltung von Panruti und von Manikramam, wo ich eine große Zahl Heiden taufen durfte, ganz abgesehen. Missionar Moh'n aber hat u. a. eine durch Kastenstreit arg zersplitterte Gemeinde übernommen und durch Gottes Gnade als ein rechter Hirte wieder gesammelt. Wer diese Darstellung mit der des Kollegiums vergleicht, wird auch hier wohl den Kopf schütteln. Da wir als fortgelaufene Lehrlinge hingestellt werden, ist es freilich nicht zu verwundern, daß trotz des indischen Geldsturzes, durch den die Mission ein Drittel von dem den Missionaren, also auch uns, zu gewährenden Gehalte seit Jahren profitiert, das uns zufolge jahrelangen Missionsdienstes und unfreiwilligen Wegganges von rechtswegen zukommende und von uns überflüssigerweise noch formell 'erbetene' Reisegeld in die Heimat uns bis jetzt noch nicht gewährt worden ist.* Wie schwer uns das Scheiden aus der liebgewordenen Arbeit wurde, brauche ich nicht besonders hervorzuheben. Der Herr Missionsdirektor bezw. das Kollegium trägt eine schwere Verantwortung. Th. Räther."

Vermischtes.

„Zu Schanden müssen sie werden, die losen Verächter.“
(Psalm 25, 3.)

Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der berüchtigte Spötter Voltaire in Paris gegen die Bibel zu Felde zog, schrieb er unter anderem: „In hundert Jahren werde die Bibel ein vergessenes und unbekanntes Buch sein, sie werde nur noch als Narität in Rumpellkammern und Altertumsammlungen als Zeuge der Thorheit früherer Geschlechter zu finden sein.“ Heute, welch eine Fügung des großen Gottes! befindet sich in demselben Raume in Paris, in dem Voltaire diese Prophezeiung niederschrieb, ein Bibellager der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft, welche im vorigen Jahre gegen 150 000 heilige Schriften von dort aus verbreitet hat. Eine merkwürdige Ironie des Schicksals! möchte man sagen. Als Christen erkennen wir darin ein Gottesgericht über frivole Anmaßungen eines verwegenen Spötters. Und wem fielen da das Psalmwort (Ps. 2, 4) nicht ein: „Aber der im Himmel wohnt, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer“, oder: „Zu Schanden müssen sie werden, die losen Verächter“ (Ps. 25, 3). Ja, so macht Gott die Thorheit der Welt zu Schanden; so vollzieht das Gotteswort seinen Siegeslauf, und geht die Sache Seines Reiches ihren Gang, unbefümmert und unaufgehalten durch menschliche Meinungen und Hindernisse oder Gewalt. („Freimund.")

Es ist eine heilige Pflicht

eines jeden stimmfähigen Gemeindegliedes, die Gemeindeversammlungen nicht ohne Not zu versäumen, und zwar

1. weil, wenn sie jeder versäumen wollte, dadurch der Gemeinde der Untergang bereitet werden würde.

* Wie Missionar Moh'n mitteilt, ist die Bitte um Reisegeld laut Schreiben des Herrn von Schwarz an Miss. Moh'n abschlägig beschieden worden!!

* Vergl. Walthers, zur modernen Theorie von den offenen Fragen (N. L. K. 1893, 18, p. 280 ff.) „Die Lehren, welche die Symbole enthalten, sind ja nicht darum in dieselben aufgenommen worden, damit sie so Kirchenlehren würden, sondern weil sie schon vorher Kirchenlehren waren... Die Symbole sind nicht ein der Kirche auferlegtes Gesetz, wie dieselbe in Zukunft zu glauben und zu bekennen habe, sondern ein solennes Bekenntnis, gleichsam ein Protokoll dessen, was sie bereits glaubt und bekennt... Anders freilich verfuhr man in Trient und Dortrecht. Da kamen Männer der verschiedensten Ansichten, als mit entscheidender Autorität bekleidete Kirchenrepräsentanten, zusammen, machten ihre 'Dekrete' und 'Canones' und machten so bisher in der römischen und reformierten Kirche, 'offene', 'unerledigte', 'in der Schwebe' hängende, 'unfertige' Fragen zu 'kirchlich beantworteten', nun erst 'entschiedenen', 'kirchlich fundamentalen Wahrheiten'. Wie gerade diejenigen dieser Anschauung huldigen können, welche die streng konfessionellen Lutheraner fort und fort den Vorwurf machen, daß sie die Symbole für einen Gesetzesfobex ansehen, ist kaum erklärlich.“ „In den späteren Symbolen derselben“ (unserer Kirche) „befinden sich Dogmen, die in der Augsburgischen Konfession nicht ausdrücklich erwähnt werden, z. B. die Lehre von der normativen Autorität der Schrift, und in sämtlichen Symbolen findet sich keine sogenannte Definition der Lehre von der Inspiration der Schrift. War also etwa jene Lehre vor 1580, und ist also diese noch heute eine offene Frage? Und war also, wer die erstere Lehre leugnete, bis 1580, und ist also, wer die andere Lehre leugnet, jetzt noch nichtsdestoweniger ein guter Lutheraner? Aus der Hypothese von der Dogmenbildung durch symbolische Lehrsatzierungen folgt dies alles mit Notwendigkeit; und daß, was die Lehre von der Inspiration betrifft, fast alle neueren 'lutherischen' Theologen auf Grund jener Hypothese die Lehre unserer Kirche von der Inspiration der Schrift wirklich leugnen, und doch den Charakter lutherischer Rechtgläubigkeit mit allem Ernste beanspruchen, ist nur zu bekannt.“ — Uebrigens erinnert der Ausdruck „Lehrgefeß“ in der Mitteilung des Kollegiums lebhaft an denselben Ausdruck des Berliner Oberkirchenrates in der Harnack'schen Affäre. Ja, „Nach dem Gesetz und Zeugnis!“ Das Wort Gottes, die heilige Schrift, kann nicht gebrochen werden, auch wenn die sämtlichen Statuten u. s. w., welche das Kollegium in Selbstherrlichkeit für die Leipziger Mission beschließt, samt den Gesetzen der Weber und Perfer hinfallen. Die Schrift wird das untrügliche „Gesetz“ bleiben, das auch die richten wird, die ihr den göttlichen Ursprung und heiligen Charakter abzuspochen wagen. Aber: „Wohl dem, der ... hat Lust zum Gesetz des Herrn und redet von seinem Gesetz Tag und Nacht“ (Ps. 1).

2. Weil es unbillig ist, andere für sich arbeiten zu lassen, wenn man mit ihnen gleich verpflichtet ist.
3. Weil jeder Christ seine Gaben von Gott empfangen hat zum gemeinen Nutzen.
4. Weil durch Versäumnis der Gemeindeversammlungen von seiten einzelner Glieder die Gemeinde wenigstens immer aufgehalten wird, wenn sie Schritte zur Besserung thun will.
5. Weil es wider das Gewissen ist, ohne die nötige Prüfung zu allem Ja zu sagen, was andere ausmachen.
6. Weil durch jene Teilnahmslosigkeit die Freiheit der Gemeinde notwendig gefährdet und das Regiment in die Hände einzelner kommen muß.
7. Wir haben kein Recht, ohne Not uns eines Rechtes zu begeben, das Gott uns verliehen hat.
8. Weil wir in Gottes Wort vielfältig vor aller Absonderung von unseren Brüdern gewarnt werden.
9. Weil durch solche Zurückziehung der Bruder geärgert wird. („Euth. Anzeiger.“)

Nachrichten und Bemerkungen.

Die „Germania“, das Hauptblatt der Römischen in Preußen, fragte jüngst den „Reichsboten“, ein gutes, aber natürlich uniert gerichtetes evangelisches Blatt Berlins, welches Bekenntnis denn die preußische Landeskirche habe. Stünden doch in der neuen Agende (Kirchenbuch), die gegenwärtig für diese Landeskirche vorbereitet wird, nicht weniger als drei verschiedene Spendeformeln für die Feier des heiligen Abendmahls, eine lutherische, eine reformierte, und eine dritte, welche gar nichts bekennet. (In der Agende der sog. lutherischen Landeskirche von Sachsen finden sich ebenso verschiedene Taufformeln.) Darauf weiß der arme Reichsbote nichts anderes zu erwidern, als daß die preußische Landeskirche „als Verwaltungskörper“, als verwaltungsmäßige Zusammenfassung der lutherischen und reformierten Kirche zu Einem ganzen „natürlich“ kein Bekenntnis habe; aber die einzelnen Gemeinden in ihr hätten allerdings nach wie vor teils das lutherische teils das reformierte Bekenntnis. Dazu faßelt er denn ein weiteres von der evangelischen Freiheit, die das Bekenntnis kein starres, fertiges Geſes sei, wie den Römischen, sondern lebendige Wahrheit, in die wir uns immer weiter hineinführen lassen u. s. w. Daß wirklich und in der That der von der „Germania“ gerügte Mangel eines bestimmten einheitlichen Bekenntnisses der Grundschaden der preußischen Landeskirche ist, der sie unfähig macht, sich des Unglaubens auf Kanzel und Katheder zu erwehren, und daß nicht nur der „Verwaltungskörper“ dieser Landeskirche, sondern auch ihre einzelnen Gemeinden in Wahrheit kein Bekenntnis mehr haben, indem an dieselbe Gemeinde heute ein lutherisch, morgen ein reformiert lehrender Pfarrer kommen kann: das will der Reichsbote als echtes Unionsblatt nicht anerkennen und zugeben. Wenn nur äußerliche Einheit der „Kirche“ besteht, „Verwaltungseinheit“, innerlich mag sie so zerrissen und uneins sein als sie will (und thatsächlich ist). Nebenbei ist das dieselbe Anschauung von der Kirche, wie Rom sie hat, nur daß in Preußen an Stelle des Papstes der Staat getreten ist, und — das möge doch der „Freimund“, dem wir dies entnommen haben, nicht vergessen — in Bayern und Sachsen das Kirchenregiment!

Ueber das Welzener Kolloquium zwischen unserer und der Hermannsburger Freikirche haben irrthümlicherweise mehrere kirchliche Blätter berichtet, als habe der Abschluß kirchlicher Vereinigung bereits stattgefunden, wovon doch nicht die Rede sein kann, bevor die Sache den beiderseitigen Synoden offiziell vorgelegt worden ist. Sollte, was Gott verhüten wolle, eine Einigung sobald noch nicht zu stande kommen, so würde es freilich unseren gemeinsamen kirchlichen Gegnern auf Grund ihrer etwas voreiligen Berichte leicht sein zu behaupten, auch wir hätten uns wieder entzweit. Wir hoffen jedoch zu Gott, daß das in seinem Namen und zu seiner Ehre begonnene Friedenswerk in nicht zu langer Zeit zu stande kommen werde.

Die Aufhebung des Jesuitengesetzes ist im deutschen Reichstage mit 168 gegen 145 Stimmen beschloffen worden. So würden denn, falls der Bundesrat zustimmen sollte, die Jesuiten sich nun in Deutschland nicht mehr ganz so sehr zu verstecken brauchen, wie bisher. Möchten nur die Regierungen ihre Schuldigkeit thun gegen die Staatsgefährlichkeit dieses — wie auch des Freimaurerordens. Was aber die Kirchengesährlichkeit betrifft, so wird sich's freilich zeigen, wie machtlos die heutigen Staatskirchen sind, weil sie den Schild des Glaubens und das Schwert des Geistes verloren haben. Gott gebe, daß wenigstens

unsere lutherische Freikirche sich jederzeit finden lasse mit Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken. So brauchen wir den Antichrist und seine Anwälte und Helfershelfer nicht zu fürchten.

Sozialdemokratie und Christentum. Herr von Wächter, welcher sich bekanntlich mit dem Gedanken trägt, Sozialdemokratie und Christentum zu vereinigen, hat sich kürzlich von seinen Genossen die Wahrheit sagen lassen müssen, daß das „Christentum“, welches sich mit der Sozialdemokratie vereinigen wolle, überhaupt gar kein Christentum ist. Man nannte ihn und seinen Anhang „sozialdemokratisches Pfaffenium“ und „ein neues Mitglied des Rebergerichtes“. Ein „Christentum“, das Wächter verkündigt, existiere gar nicht. Wie sich Pfaffen und Bäfte die Worte des Nazareners „umgemodelt“ haben, so habe sich Wächter „für seine Zwecke“ ein Christentum zurecht gemacht. Er stelle sozialistisch-theologische Dogmen auf u. s. w. „Wir können nicht warten, bis die Zeit des Volkes erfüllt ist, wir müssen jetzt schon Pfaffen und Kirche bekämpfen und zwar aufs schärfste.“ Ein anderer „Genosse“ meinte, es komme die Zeit, wo jeder „Schurke“ am Baum hängen werde. Bittere Wahrheiten wurden bei der Gelegenheit freilich auch über das Staatskirchentum gesagt. z. B.: Weil sich noch so viele „evangelisch“ oder „katholisch“ nennen, würden für diese immerfort neue Kirchen gebaut, trotzdem sie an nichts mehr glaubten. Die Kirche wolle nur mit Zahlen imponieren. Als er (Redner) aus der Landeskirche austreten wollte, habe ihm der Pastor — es war in Halle — gesagt: „Bleiben sie doch bei, wenn sie auch nicht glauben!“

Dr. Hermann Karl Eutzian, der bisher als dritter Prediger an der königlichen Charitée in Berlin thätig war, hat sein Amt freiwillig niedergelegt und auf die Rechte des geistlichen Standes für die Landeskirche verzichtet, weil er zu einer „abweichenden Meinung“ bezüglich der Kindertaufe gelangt sei. Das ist wenigstens ehrlich.

Dr. Schwalb hat in seiner Abschiedspredigt in Bremen unverhohlen ausgesprochen, daß er, ein geborener Jude, auch „dem Geiste nach“ stets Jude geblieben sei — Jude nämlich in dem schlechtesten Sinne des Wortes. „So lange“, hat er gesagt, „in der Christenheit neben Gott auch Jesus angerufen wird, so lange dem Menschen Jesus zu Ehren Lieder gesungen und Feste gefeiert werden, treten die echten (?) Juden mit größter Antipathie dem Christentum entgegen. . . Unsererseits auf Seite der christlichen Kirche habe ich mich auch bemüht, so viel ich konnte, auch das Haupthindernis wegzuräumen, das den Juden den Eintritt in die christliche Kirche versperrt. Was ist dieses Haupthindernis? Die alte kirchliche Dreieinigkeitslehre, die heutzutage allerdings bereits sehr zurücktritt. Aber ein Hauptstück bleibt auch in der protestantischen Kirche von ihr übrig, das ist die Vergötterung Jesu und die Lehre von der Vermittelung Jesu. Dies Hindernis muß beseitigt werden. . .“ Hat dieser Schwalb gleich sein Amt niedergelegt, so giebt es doch leider noch andere Schwalb's in sogenannten christlichen Kirchen, obgleich sie nicht alle so offen zugeben, daß sie und ihre Gemeinden Juden und Heiden sind.

H—r.

In Hamburg wurde jüngst der berühmte Musiker Bülow mit den höchsten kirchlichen Ehren — nicht beerdigt, sondern, seinem letzten Willen entsprechend, verbrannt. Er war, wie der Leichenredner selbst bekannte, kein Christ, sondern ein ausgesprochener, wissenschaftlich und willentlicher Gottesleugner; und gleichwohl wurde ihm in der Hamburger lutherischen Hauptkirche eine Leichenfeier erster Klasse mit Predigt, Choralgesang zc. gewährt. Diese Selbstentehrung der Hamburger „lutherischen“ Kirche — denn das will sie sein — ist tief schmerzlich; von ihren eigenen Führern an die Welt verraten und verkauft — wie will sie noch ein Segen, ein Salz sein und bleiben?

Die Jungfrau von Orléans, die Heldin Frankreichs, wurde jüngst vom Papst für venerabilis d. h. verehrungswürdig erklärt, was nur der erste Schritt zu ihrer bevorstehenden Heiligsprechung ist. Ein römisch-katholisches Blatt Frankreichs schreibt bereits: „Fortan können wir zu der lothringischen Jungfrau beten und sie wird mit ihren Bitten wie früher mit ihren Waffen Frankreich unterstützen.“ In vielen Städten Frankreichs wurde ihre Seligpreisung mit Glockengeläute begrüßt. Bekanntlich wurde sie im Jahre 1430 von einem römisch-katholischen Rebergericht als „rückfällige Kegerin zum Tode verurteilt und verbrannt — jetzt wird in derselben Kirche zu ihr gebetet! Ein neues Beispiel, was Rom vermag, wenn es seinen politischen Zwecken dient.“ („Freimund.“)

Die Judenmission hat nun auch in der lutherischen Kirche Amerikas Aufnahme gefunden. Die Iowa-synode hat kürzlich einen Missionar nach Chicago gesandt, um den Juden in jener volkreichen Stadt das Evangelium zu predigen. Die schwedisch-lutherischen Pastoren Chicagos haben den neu angekommenen Missionar P. Heimann, freundlich aufgenommen, und ihm und seinem Werke ihre Unterstützung zugesagt. — Daß die Judenmission in der lutherischen Kirche Amerikas schon seit vielen Jahren Eingang gefunden und von der Missions-synode durch den Judenmissionar Landsmann in New York betrieben wird, verschweigt „Freimund“ seinen Lesern geistlich. Er kennt Missouri nur, wenn er Gelegenheit hat, seinem grimmigen Hass gegen dasselbe Luft zu

machen. So schrieb er jüngst gelegentlich der Entlassung der beiden ostindischen Missionare aus der Leipziger Mission: „An ihnen“ (den beiden Missionaren), „ist wieder einmal offenbar geworden, was es um das Missouriertum Trauriges ist, wie da unter dem Deckmantel des Eiferens für Gott der alte Adam mit seiner stinkenden Hockart und Eigenwilligkeit sich bläht und breit macht.“ Wahrlich, wir dürfen getrost sein, wenn unsere Feinde keine anderen Waffen gegen uns haben als Lästerungen und Lügen! K.

Ueber die liberale Mission in Japan berichtet Pastor Brindmann, der früher selbst im Dienst der protestantenvereiniglichen Mission stand, folgendes: „Es ist traurig, daß neben den positiv (d. i. gläubig) christlichen Missionen eine ganz liberale Mission arbeitet, in welcher Unitarier (d. i. Leugner der Dreieinigkeit), dann sog. Univerbalisten und endlich auch der deutsche „allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein“ im ganzen einträchtig nebeneinander stehen. Für ihre ganze Stellung zum Christentum ist es bezeichnend, daß sich ein unitarischer Missionar im Gottesdienst auch durch einen Buddhisten (einen Heiden!) vertreten läßt. Aber die vollständige Unfähigkeit dieses liberalen Protestantismus, ein Volk zu bekehren oder auch nur sittlich zu heben, wird gerade in Japan wieder aufs neue offenbar; das Fiasco (Fehlgeschlagen) des deutschen „Protestantenvereins“, aus dem jener Missionsverein hervorging, ist da ein geradezu klägliches. Man ist in kirchlich-liberalen Kreisen der Ansicht, daß der Stein des Anstoßes für die Gebildeten Japans, das Wunder, aus dem Christentum ausgeschieden und der Kern festgehalten werden müsse. Jene Theologen haben geglaubt: Wenn wir nur Wunder, Offenbarung zc. beseitigen, dann werden die gebildeten Japaner mit hellen Augen in die offene Thür des Christentums eingehen. So reden sie denn von Christo nur noch als von dem „religiösen Genius“, treten verwässert das „Gott ist die Liebe“ breit und dergl. Aber die Japaner kommen nicht; im Gegenteil haben die liberalen Missionare allen Einfluß verloren und jede Bedeutung. Die Japaner sagen: „Die liberalen Missionare sind in der Verneinung sehr stark, aber sie haben keine religiöse Wärme, keine christliche Begeisterung. Wenn die Herren geglaubt haben, durch Leugnung des Wunderbaren große Scharen anzuziehen, so irren sie; dann können wir ja auch Heiden bleiben. Was soll ein solcher Lehrer über den Tod Christi sagen? Die Gläubigen können doch hingehen und predigen: Er ist für euch gestorben und hat euch von Sünde und Tod erlöst.“ (Freimund.)

Mädchenhandel. In der Sitzung des Reichstages am 6. Februar machte der Abgeordnete Bebel bei dem Titel „Ueberwachung des Auswanderungswesens“ darauf aufmerksam, daß von Hamburg aus fort und fort Mädchen, und zwar meist Deutsche und Oesterreicherinnen, zur Preisgebung erworben in das Ausland transportiert würden. Eine besondere Erscheinung bei diesen Transporten sei die, daß jüdische Mädchen, welche nach Rußland verandt würden, zuvor in Hamburg sich taufen lassen müßten, da die jüdische Einwanderung nach Rußland nicht erlaubt sei. Anzeigen gegen die Veranfalter dieses schmachvollen Handels seien bisher fruchtlos geblieben, die Hamburger Staatsanwaltschaft habe ein Einschreiten gegen das skandalöse Treiben abgelehnt. Die öffentlichen Häuser seien in Hamburg nur dem Namen nach aufgehoben; es sei offenes Geheimnis, daß sie — wie auch in Lübeck, Kiel, Königsberg, Bremen — fortbeständen; in Hamburg seien sogar hohe Staatsbeamte Eigentümer solcher Häuser. Die Hamburger Polizei wisse davon, kontrolliere sogar die Häuser. Diefem Skandale müsse ein Ende gemacht werden; schlimmer als der Handel mit schwarzen Sklaven sei dieser Handel mit weißem Menschenfleisch. — Es ist eine Schmach für unser Volk, daß so etwas vorkommen kann, und beschämend, daß erst der Führer der Sozialdemokratie diese Klagen vorbringt. (A. C. 3. R. 3.)

Zum Missionsdirektor wurde von der Missionsynode Herr Pastor F. Sievers, West Bay City, Mich. erwählt. W.

Buch-Anzeige.

(Eingesandt von Th. N.)

Adolf Monod, Der Apostel Paulus, bevormortet von Missionsinspektor Stursberg-Neutkirchen. Moers 1893. Buchhandlung der Stadtmission, F. Fries & Co. Witten a. d. Ruhr. Preis broch. M 1, eleg. geb. M 1.80.

Vorliegendes Buch ist eine neuaufgelegte Uebersetzung der 1852 in französischer Sprache erschienenen fünf Reden oder Predigten A. Monods über den Apostel Paulus. Im ganzen ist die Uebersetzung gut. Die erste Rede behandelt auf Grund von 1 Kor. 15, 10 das Werk Pauli, um es zur Nachahmung den Lesern vorzuhalten. Wie wurde aber Paulus befähigt, das zu thun, was er gethan hat? Darauf antworten die nächsten drei Reden. Auf Grund von Apostelgesch. 20, 17—38 schließt uns die zweite Rede in dem Geheimnis seines christlichen Lebens das seines

apostolischen auf. In den Thränen des Apostels findet Monod den hervorragenden christlichen Charakterzug dieses in Willens- und Thakraft unbegreiflichen Mannes; in den Thränen des Leidenschmerzes (Vers 19, Kol. 1, 24. vgl. Hebr. 5, 7), der erbarmenden Liebe (Vers 31, vgl. Luk. 19, 41) und zärtlichen Freundesliebe (Vers 37, vgl. Joh. 11, 35). Die dritte Rede handelt von Pauli Befehrung, als der geschichtlichen Zubereitung zu seinem Apostelamt auf Grund von Apostelgesch. 9, 1—22, indem sie das Wesen, die Bedeutung und den Ursprung der Befehrung darlegt. Die vierte Rede zeichnet nach 2 Kor. 12, 5—10 die Persönlichkeit St. Pauli und zeigt dabei die natürliche Zubereitung des Apostels zu seinem Berufe. Die letzte Rede hält uns nach Phil. 3, 3—17 das Beispiel des Apostels im Glauben und Leben zur Nachfolge vor. Besonders in dieser letzten Rede wird der Gegensatz von Sonst und Jetzt in ernsten Worten uns vorgehalten. „Wenn es in der kleinen philippischen Gemeinde bei all ihrem Leben und ihrer apostolischen Zucht solche Feinde des Kreuzes gab, wie groß mag ihre Anzahl in den heutigen weiten, verfallenen, kraftlosen, alle Zucht und Ordnung längst beraubten Kirchen sein? Wie groß selbst unter denen, die die Wahrheit erkennen, bekennen und verteidigen! Ach, um dem Kreuze Christi und der Nachfolge Pauli zu entgehen, braucht Ihr nur wie die meisten unserer heutigen Christen zu leben, — gläubige Christen, die von der Welt geehrt und in der Kirche rühmlichst bekannt sind.“ „Wahrlich, wenn man das heutige Christentum in seiner besonderen Eigentümlichkeit schildern sollte, man würde versucht sein, es ein behagliches (komfortables) Christentum zu nennen“, sprach Monod „unser bequemeres, leidenschafteles Geschlecht.“ „Heutzutage schleicht sich unvermerkt eine so düstige Theologie ein, die den geraden Weg verläßt und sich der festen Umrisse jener Anfangszeit fast schämt. Die Rechtfertigung durch den Glauben wird von vielen beinahe als eine abgenutzte Redeweise beiseite gethan; von Sühne kann man nicht mehr reden...“ u. s. w. Das Buch Monods kann also die Gewissen schärfen und uns alle zur Nachfolge des Apostels recht ermuntern. Freilich muß man bei jedem Buche, das unbedingt empfohlen werden soll, fragen, ob es in allen Stücken mit Gottes Wort stimmt. Monod bekennt sich zur Lehre von der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift, obwohl der Satz Seite 87: „Wenn uns in der Eingebung der heiligen Schrift allerdings das Werk des göttlichen Geistes entgegentritt, so haben wir darin doch auch nicht weniger das Werk des menschlichen Geistes: den Gottesgeist in seiner ungeschmälerten Autorität, den Menscheng Geist in seinen Erfahrungen, Kämpfen und Schmerzen“ in Hinsicht auf den von uns unterfuchten Ausdruck zum mindesten mißverständlich ist. Monod verkündet den Ruhm der freien Gnade, nicht nur der Rechtfertigenden, sondern auch der Befehrenden: „Ja, die Befehrung ist Gottes Werk.“ Sie ist ein von fremder Hand in unser Inneres eingelegter fremdartiger Keim“ (?), „sie ist eine Neu-Geburt, eine Auferstehung von den Toten, eine zweite Schöpfung. So wenig es in des Menschen Macht steht, dem Kinde unter dem Mutterherzen das Leben einzuhauhen, einen Toten aus seinem Grabe zu erwecken oder neue Welten in die Unendlichkeit des Raumes hineinzuschleudern...“, so wenig steht es in seiner Macht, sein eigenes Herz umzuwandeln.“ Aber gleichwohl weiß er von einer unbewußten Sehnsucht des Volkes von Ephesus nach dem Heil, von einem menschlichen Element in der Befehrung, von der Aufrichtigkeit und Redlichkeit des natürlichen Menschen, von seiner überzeugungsgetreuen Gesinnung, ohne die Gott ihn nicht bekehren kann, zu reden. Unbedingt kann also das Buch nicht empfohlen werden. Es wird aber solchen, die Klarheit in der Lehre beßigen, manche geistliche Frucht und vielerlei Anregung zu weiterem Nachdenken gewiß darbieten.

Quittung.

Für die Synodalkasse: Von Frau Sara Birkner in Innsbruck M 50.12; Beitrag der Gemeinde Steeden M 83.10; desgl. der Gemeinde Planitz M 49.60.

Für Reisekosten: Kollekte der Gemeinde Steeden M 35.50.

Für Negermission: Durch Herrn P. Eikmeier in Steeden: Von Herrn Fr. N. M 4.20, von Herrn Ph. W. M 4, Hochzeitskollekte Prätorius-Hardt in Steeden M 7.50, von Frau M. N. M 5, von Frau F. M 1 und von N. N. M 0.30; von Herrn Schneider in Idernitz durch Herrn P. Willkomm in Planitz M 1; von N. N. durch Herrn P. Walter in Hannover M 10; von Herrn Grundmann in Chemnitz M 6.

Für Heidenmission: Von Schmidt-Bender in Steeden M 12.70 und von Frau M. N. M 4.50 durch Herrn P. Eikmeier.

Für Mission in Neuseeland: Kollekte in Mülten M 2.20.

Für P. Senfel in Springfield: Kollekte beim Jünglingsvereinsfest zu Planitz M 23.

Für Missionar Mohn: Kollekte der Gemeinde Chemnitz M 62.10. E h m n i g.

Eduard Reibner, Kassierer.

Konferenz in Crimmitschau am 22. Mai.

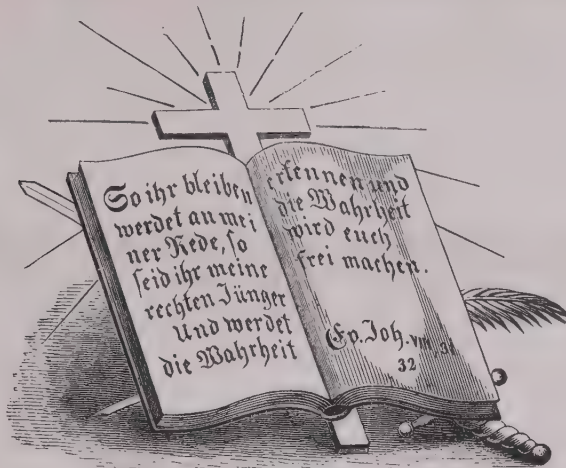
Druck und verantwortliche Redaktion: Johannes Herrmann in Zwickau, Hermannstraße Nr. 5. — Verlag des Schriftenvereins der separiert evangelisch-lutherischen Gemeinden in Sachsen, Zwickau, Mittelstraße 24.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

zur
Belehrung und Erbauung
für
evangelisch-lutherische
Christen.



Im Auftrag

der
Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben
von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die k. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 19. No. 11.

Bwickau in Sachsen.

20. Mai 1894.

Ebräer 11.

(Fortsetzung.)

(Welche haben durch den Glauben)

Vers 34: „Des Feuers Kraft ausgelöscht, sind des Schwertes Schärfe entronnen, sind kräftig geworden aus der Schwachheit, sind stark geworden im Streite, haben der Fremden Heer darnieder gelegt.“

Wenn Gott der Herr keine Fische oder sonst im Wasser lebende Tiere geschaffen hätte, so würden alle Gelehrten darauf schwören, es sei ein Ding der Unmöglichkeit, daß lebende Wesen im Wasser existieren könnten. Und wenn es Gott gefallen hätte, Wesen zu schaffen, welche im Feuer leben könnten, so würde das kein Mensch für etwas Wunderbares, sondern für etwas ganz Natürliches halten. Ein Christ aber weiß und glaubt, daß der allmächtige Gott es auch wohl hätte anders machen können, wenn er gewollt hätte, und daß er auch nun, nachdem er es einmal so eingerichtet hat, wie es ihm in seiner Weisheit gefallen, entgegen den Gesetzen der Natur, einen Menschen mitten im Feuer erhalten kann. Ja, also hat er auch an den drei Freunden Daniels: Sadrach, Mesach und Abed Nego, den „drei Männern im feurigen Ofen“, gethan, wie uns Daniel im 3. Kapitel seiner Weissagung darüber berichtet. Durch den Glauben haben sie „des Feuers Kraft ausgelöscht“. Wie so das?

Fürwahr ein gar mächtiger und gewaltiger König war Nebuchad Nezar, der das Gebot hatte ausgehen lassen, daß alle sollten das goldene Bild im Lande anbeten. Sie aber achteten das nicht, denn sie fürchteten sich vor einem größeren Könige — „den sie nicht sahen, als sahen sie ihn“. Und als nun die Feinde Gottes und seines Volkes sie beim Könige verraten und verklagt hatten und der König „mit Grimm und Zorn“ sie vor sich fordern ließ: „Wie? wollet ihr, Sadrach, Mesach und Abed Nego, meinen Gott nicht ehren, und das guldene Bild nicht anbeten, das ich habe setzen lassen? Wohlan,

schicket euch, sobald ihr hören werdet den Schall der Posaunen, Drommeten, Harfen, Geigen, Psalter, Lauten und allerlei Saitenspiel, so fallet nieder und betet das Bild an, das ich habe machen lassen. Werdet ihr's nicht anbeten, so sollt ihr von Stund an in den glühenden Ofen geworfen werden. Lasset sehen, wer der Gott sei, der euch aus meiner Hand erretten werde“ — da wurden die drei Männer doch nicht irre an ihrem Glauben, bedachten sich auch nicht noch überlegten sie, obgleich ihnen mit diesen Worten des Königs abermals Frist gegeben war. Sie sagten vielmehr: „Es ist nicht not, daß wir dir darauf antworten“, d. i. „Wir sind um eine Antwort nicht verlegen“. Denn für den Glauben galt schon damals das Wort des Herrn, wenngleich es damals weder gesprochen noch geschrieben war: „Sie werden euch . . . vor Könige und Fürsten ziehen um meines Namens willen. . . . So nehmet nun zu Herzen, daß ihr nicht sorget, wie ihr euch verantworten sollet. Denn ich will euch Mund und Weisheit geben, welcher nicht sollen widersprechen mögen noch widerstehen alle eure Widerwärtigen“ (Luk. 21, 12 ff.). Jenes andere Wort aber werden sie ohne Zweifel gekannt haben, welches sie damals schon in ihrer Bibel hatten: „Ich rede von deinen Zeugnissen vor Königen und schäme mich nicht“ (Ps. 119, 46). Und so fuhren sie denn fort: „Siehe, unser Gott, den wir ehren, kann uns wohl erretten aus dem glühenden Ofen, dazu auch von deiner Hand erretten. Und wo er es nicht thun will, so sollst du dennoch wissen, daß wir deine Götter nicht ehren, noch das guldene Bild, das du hast setzen lassen, anbeten wollen.“ O ein gar herrliches Beispiel des Glaubens! Daß der Herr ihren Leib im Feuer erhalten würde, wußten sie noch nicht, denn es war ihnen noch nicht offenbart worden. Aber das wußten und glaubten sie fest, daß er es könne, wenn er es wolle. Und das glaubten sie auch, daß, wenn er dies auch nicht wolle, er dennoch Gott und zwar auch ihr Gott bleiben und ihre Seele erretten, auch ihren Leib aus

der Asche wieder auferwecken werde.* So schlugen sie denn ihr Leben in die Schanze und waren bereit, um des Herrn willen den schrecklichen Feuertod zu erleiden. „Da ward Nebukad Nezar voll Grimm, und stellte sich scheußlich wider Sadrach, Mesach und Abed Nego, und befahl, man solle den Ofen siebenmal heißer machen, denn man sonst zu thun pflegte. Und befahl den besten Kriegersleuten, die in seinem Heere waren, daß sie Sadrach, Mesach und Abed Nego bänden und in den glühenden Ofen würfen.“ Warum denn aber wohl „siebenmal heißer“? Und warum wohl die „besten Kriegersleute“? Hätte denn nicht die gewöhnliche Hitze auch ausgereicht, und waren nicht Leute genug, welche den drei Männern überlegen gewesen wären? Ohne Zweifel. Allein ihr Glaube und ihr Bekennermut mußte es dem Könige angethan haben, daß er wohl wußte, er habe es nicht mit gewöhnlichen Menschen zu thun. Es wird ihm ähnlich ergangen sein wie später dem Pilatus, von dem wir lesen: „Da Pilatus das Wort hörte, fürchtete er sich noch mehr“ (Joh. 19, 8). Aber die drei Männer? Sollten die sich nicht gefürchtet haben? Gewiß, denn sie hatten auch Fleisch und Blut, wie wir haben, und wußten wohl so gut wie wir, daß Feuer brennt und Feuertod ein gar erschrecklicher Tod sein muß. Und siehe da: Ihr Gott machte gar keine Anstalt, ins Mittel zu treten und sie zu erretten. „Also wurden diese Männer in ihren Mänteln, Schuhen, Hüten und anderen Kleidern gebunden und in den glühenden Ofen geworfen. Denn des Königs Gebot mußte man eilend thun. Und man schürte das Feuer im Ofen so sehr, daß die Männer, so den Sadrach, Mesach und Abed Nego verbrennen sollten, verdarben vor des Feuers Flammen. Aber die drei Männer, Sadrach, Mesach und Abed Nego, fielen hinab in den glühenden Ofen, wie sie gebunden waren.“ Nicht wahr, der Unglaube, die Welt, die Hölle triumphiert und hat gewonnen? Gemach: „Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet.“ Denn wie lesen wir weiter? „Da entsetzte sich der König Nebukad Nezar und fuhr eilends auf.“ Was ist dir, o König, daß du dich so entsestest und so eilends auffährst? Wir lesen weiter: „und sprach zu seinen Räten: Haben wir nicht drei Männer gebunden in das Feuer werfen lassen? Sie antworteten und sprachen zum Könige: Ja, Herr König. Er antwortete und sprach: Sehe ich doch vier Männer los im Feuer gehen und sind unverfehrt; und der vierte ist gleich, als wäre er ein Sohn der Götter.“ Gleichviel, ob der vierte Mann ein geschaffener Engel oder der Sohn Gottes, der Herr Jesus selbst gewesen ist: Der Glaube an diesen ihren Gott und Heiland, der Israels Verheißung und Hoffnung war, hat ihnen geholfen, daß sie, ihrer Bande entledigt, mitten in der Feuersglut leben und umhergehen konnten und daß, als sie nun aus dem Feuer herauskamen, alle Leute sehen konnten, „daß das Feuer keine Macht am Leibe dieser Männer bewiesen hatte, und ihr Haupthaar nicht versenget und ihre Mäntel nicht verfehrt waren, ja man konnte keinen Brand an ihnen riechen“. So haben sie durch den Glauben „des Feuers Kraft ausgelöscht“. Und auch des höllischen Feuers Kraft, welches zuvor in dem Herzen des gottlosen und grimmen Königs Nebukad Nezar brannte, ist durch solchen Glauben und solches Glaubens Wunder geist-

licherweise ausgelöscht worden. Denn also sprach Nebukad Nezar (ähnlich wie hernach Darius nach Daniels Errettung, davon oben geredet war): „Gelobet sei der Gott Sadrach, Mesach und Abed Nego, der seinen Engel gesandt und seine Knechte errettet hat, die ihm vertrauet und des Königs Gebot nicht gehalten“ (NB. das rühmt er nun, der König selbst), „sondern ihren Leib dargegeben haben, daß sie keinen Gott ehren noch anbeten wollten, ohne allein ihren Gott. So sei nun dies mein Gebot: Welcher unter allen Völkern, Leuten und Zungen den Gott Sadrach, Mesach und Abed Nego lästert, der soll umkommen und sein Haus schändlich verstorret werden. Denn es ist kein anderer Gott, der also erretten kann, als dieser.“ „Und der König gab Sadrach, Mesach und Abed Nego große Gewalt im Lande zu Babel.“

„Was aber zuvor geschrieben ist, das ist uns zur Lehre geschrieben, auf daß wir durch Geduld und Trost der Schrift Hoffnung haben“ (Röm. 15, 4). Sind denn nicht auch wir, geistlicherweise, in dieser argen Welt wie in einem feurigen Ofen, wie geschrieben steht: „Die Menschenkinder sind Flammen“ (Ps. 57, 5)? Schlagen nicht die Flammen der Trübsal und Anfechtung oft über unserm Haupte zusammen? Brennt nicht die Erbsünde in unserem Herzen wie Feuersglut? Sind wir nicht von Teufeln und gottlosen Menschen umgeben wie von einem Flammenmeer? Was kann da der „freie Wille“ machen? So wenig der „freie Wille“ den drei Männern im feurigen Ofen auch nur das geringste helfen konnte, sondern Gott allein mußte es thun und der auf ihn vertrauende, von ihm selbst im Herzen gewirkte und erhaltene Glaube, so wenig kann uns unser „freier Wille“, unser Verhalten oder des etwas nützen, sondern wir werden „aus Gottes Macht durch den Glauben bewahret zur Seligkeit“, durch den Glauben, welchen eben Gottes, nicht unsere Macht in uns geschaffen hat und erhält. Das werden wir einmal völlig einsehen, wenn wir erst dahin gekommen sein werden, wo man auch „keinen Brand mehr an uns riechen“ kann. Bis dahin wollen wir es glauben in gewisser Zuversicht des, das wir hoffen, und nicht zweifeln an dem, das wir nicht sehen. Herr, stärke uns den Glauben!

H—r.

(Fortsetzung folgt.)

Die hohe Wichtigkeit der reinen Lehre von Kirche und Amt für den christlichen Glauben und die kirchliche Praxis.

(Fortsetzung. Vgl. Nr. 5.)

T h e s e 8.

Obgleich Gott sich da, wo Gottes Wort nicht ganz rein gepredigt wird und die heiligen Sakramente nicht völlig der Einsetzung Jesu Christi gemäß verwaltet werden, eine heilige Kirche der Auserwählten sammelt, wenn da Gottes Wort und Sakrament nicht gar verleugnet wird, sondern beides wesentlich bleibt; so ist doch ein jeder bei seiner Seligkeit verbunden, alle falschen Lehrer zu fliehen und alle irrgläubigen Gemeinden oder Sekten zu meiden und sich hingegen zu den rechtgläubigen Gemeinden und ihren rechtgläubigen Predigern zu bekennen und resp. zu halten, wo er solche findet.

Wir wollen auch hier, an unser Thema uns haltend, nicht abermals den Beweis für die Notwendigkeit der Separation von falschgläubigen Kirchen und Sekten sowie des Anschlusses an die rechtgläubige Kirche zu führen unternehmen. Es ist das anderweit genügend geschehen, besonders in dem Buche, welchem diese Thesen entnommen sind, der „Stimme unserer Kirche in der

* Wir wissen wohl, daß nicht allein die groben Ungläubigen, sondern auch die neumodischen „Lutheraner“ behaupten, die alttestamentlichen Gläubigen hätten noch keine Hoffnung der Auferstehung gehabt. Aber wir wissen auch, daß sie damit nicht allein Mose und allen Propheten, sondern auch dem Herrn Jesu Selbst (Matth. 22, 32; Luk. 24, 25 ff.) und seinen Aposteln (Apostelgesch. 3, 24; 17, 3; 26, 22 ff. 1 Kor. 15, 4 u. a.) ins Angesicht widersprechen.

Frage von Kirche und Amt". Die Wahrheit dieser These im allgemeinen vorausgesetzt (und sie ist unumstößlich), wollen wir aber mit einigen Worten auf die Wichtigkeit derselben aufmerksam machen.

„Bei seiner Seligkeit“ ist ein jeder Christ verbunden, sich von allen falschgläubigen Kirchen zu trennen und zu der rechtgläubigen Kirche sich zu bekennen, wo er dieselbe findet, und dies, obwohl auch in den falschgläubigen Kirchen, sofern dieselben überhaupt noch „Kirchen“ sind, noch möglich ist selig zu werden. Das können viele sich nicht reimen. Vielmehr pflegen sie also zu schließen: Weil es auch in falschgläubigen Kirchen noch möglich sei selig zu werden, so sei es nicht so notwendig sich von denselben zu trennen, ja so könne es am allerwenigsten „bei der Seligkeit“ notwendig sein. Diesem oft gemachten Einwande gegenüber sei es uns gestattet ein Gleichnis zu gebrauchen. Wir fragen: Ist es möglich, auf einem Seil über einen Fluß oder einen Abgrund zu gehen? Es wird jeder sagen: Gewiß ist das möglich. Aber ist es auch wohl einem jeden zu raten oder ist es nicht vielmehr sehr lebensgefährlich? Wenn denn eine sichere Brücke vorhanden ist, werden wir nicht mit Recht sagen, daß, wenn sein Leben lieb ist, die Brücke benutzen solle? Ein anderes Gleichnis: Ist es wohl möglich, daß ein Mensch Gift trinkt, ohne daß es ihm schadet? Gewiß ist das möglich. Man hat schon gethan. Und der Herr Jesus hat gesagt von denen, die an ihn glauben: „So sie etwas Tödlisches trinken, wird es ihnen nicht schaden“ (Mark. 16, 18). Das gilt auch im Geistlichen von dem Gift falscher Lehre, wie es in den falschgläubigen Kirchen ohne Vorsicht unter die reine Lehre gemischt wird. Wollte nun jemand sagen: Weil man etwa ohne Schaden Gift trinken kann, sei es ganz unbedenklich Gift zu trinken, brauche man sich davor nicht so ängstlich zu hüten, komme es auf etwas mehr oder weniger Gift nicht an, könne man auch ruhig zusehen, wenn Gift gemischt werde, ja es sei keine so große Sünde, sich daran zu beteiligen? Nein, vielmehr wird jeder verständige Mensch sagen: Gift trinken ist immer ein gefährliches Ding, und Gift mischen ist Sünde. So ist es beides: Gefährlich und Sünde zu einer falschgläubigen Kirche sich zu halten und von der rechtgläubigen Kirche sich zu trennen. Darum, so lieb ihnen ihre Seligkeit ist, sollen alle Christen nach dem, was diese These sagt, sich richten.

Ganz besonders wichtig ist aber diese These auch gegenüber einem falschen Pietismus, der nur von der unsichtbaren Kirche, nur von einzelnen Kindern Gottes wissen will und alles, was sichtbare Kirche heißt und ist, als ein „äußerliches Ding“ und als „päpstisches Wesen“ verachtet. Wir haben bereits früher uns darüber ausgesprochen, wie richtig und wichtig es allerdings ist, daß man sich vor aller romanisierenden Ueberschätzung sichtbarer Kirche, vor dem falschen Gewichtlegen auf äußerliche Kirchenordnung, ja vor der Auffassung der Wirkung der Gnadenmittel ex opere operato (als ob die Gnadenmittel durch den bloßen Gebrauch irgendwie zum Segen wirkten, auch ohne Glauben, also daß z. B. alle Getauften ohne weiteres Glieder am Leibe Christi wären) zu hüten wisse, und wie überaus wichtig das ist, um die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben rein zu erhalten. Nun aber sehen wir uns genötigt, auf der anderen Seite auch denen entgegenzutreten, welche um deswillen, weil wir ja allein durch den Glauben gerecht werden, die Gnadenmittel nicht so sehr nötig zu haben meinen. Das ist der Fehler, ja die höchst seelengefährliche Irrlehre eines falschen Pietismus und nichts denn eitel Schwarmgeisterei, zu sagen, der Glaube und das wahre Christentum müsse ja „im Herzen“ sitzen, also seien die äußerlichen Mittel und das äußerliche Kirchenwesen als „äußerliche“ Dinge überflüssig, ja wohl gar schädlich. Solche

Leute pflegen zwar recht wohl zu wissen, daß Luther mit Recht gesagt hat, was der Herr Christus geistlich gemacht, das habe der Papst leiblich gemacht. Aber das bedenken sie nicht, daß derselbe Luther mit demselben Rechte gesagt hat: „Was der Herr Christus leiblich gemacht hat, das machen die Sakramentierer und Schwarmgeister geistlich.“ Um der teuren Gnadenmittel, um des Wortes Gottes und der heiligen Sakramente willen müssen wir auf die sichtbare Kirche dringen und was dazu gehört und damit zusammenhängt. Eben dies ist die Wahrheit z. B. bei den Breslauern und ihr berechtigtes Interesse, warum sie auf ihre Weise so sehr eifrig für die Sichtbarkeit der Kirche eintreten. Schreiber dieses kann aus Erfahrung davon sagen, wie gerade diese Wahrheit (obwohl einseitig betont und festgehalten) ihn vormals lange Zeit von einem Delizisch, Kliefoth, Wilmar, Fuschke u. s. w. nicht loskommen ließ, in der irrigen Meinung, dieselbe komme bei „Missouri“ nicht zu ihrem Rechte. Und wir glauben gern, daß es manchem Christen in jenen Kirchengemeinschaften auch so gehen dürfte. Allein „Missouri“ ist unschuldig daran, und wir wollen auch nicht schuld sein, wenn man uns in solchem Verdachte haben sollte. So fest wir an der Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben halten gegenüber allen falschen, romanisierenden Lehren, ebenso fest halten wir auch an der lutherischen Lehre von den Gnadenmitteln, gegenüber allem falschen, reformierten und schwärmerisch-sektiererischen Wesen. Ja, gerade um der reinen Lehre von der Rechtfertigung willen, um unserer Seligkeit aus Gnaden willen durch den Glauben an Christum halten wir und müssen wir halten an der reinen lutherischen Lehre von den Gnadenmitteln und damit an der dieselben verwaltemden rechtgläubigen sichtbaren Kirche. „Im Herzen muß der Glaube sitzen“. Freilich. Aber wie soll er denn ins Herz hinein kommen anders als auf äußerlichem Wege durch die äußerlichen Gnadenmittel, das hörbare Wort und die sichtbaren Sakramente? Und wie anders soll er gepflegt, befestigt und gegründet, erhalten und bewahrt, gestärkt und gemehrt werden als eben durch dieselben. Und wie anders soll die Gemeinde Gottes, die unsichtbare Kirche fortgepflanzt, gemehrt und ausgebreitet werden; als allein durch die Gnadenmittel, diese „äußerlichen“ Dinge? Es sind stolze, falsche „Heilige“, welche sich so sicher und klug, fromm und treu dünken, daß sie dieselben für sich nicht meinen nötig zu haben. Ja, was ist das für eine „Frömmigkeit“, die ohne Wort und Sakrament auskommen kann? Was ist das für eine Christusliebe, da man sein Wort nicht hält? Denn Er, unser Herr und Meister hat gesagt: „Wer mich liebet, der wird mein Wort halten“ (Joh. 14, 23) und: „Behret sie halten alles, was ich euch befohlen habe“ (Matth. 28, 20). So sage man doch nicht, man habe genug, wenn man Jesum habe, die Kirche brauche man nicht zur Seligkeit. Denn du kannst Jesum nicht anders haben als im Wort und Sakrament, und diese teuren Gnadenmittel sind es ja eben, welche die Kirche verwaltem und deren wir durch den Dienst der Kirche theilhaftig werden. Und ob man gleich in der Not des Dienstes der Kirche, der Absolution und des Abendmahls entbehren und durch das gelesene und für sich selbst betrachtete Wort in eigener Erbauung sein Seelenleben notdürftig fristen kann, so soll man doch die Gemeinschaft der Kirche nicht für einen Luxusartikel halten noch ohne dringende Not sich derselben entziehen oder eine „Notlage“ vorschützen, wo keine wirkliche Not vorhanden ist. Wohl ist der Herr Jesus auch bei dem einzelnen Christen in der Einsamkeit, nicht aber bei dem, der ohne Not von der Gemeinschaft der Kirche sich absondert. Und überdies hat der Heiland gesagt: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“ und hat also der Versammlung der Christen in

seinem Namen (und das geschieht durch das Wort und Sakrament) eine besondere Verheißung gegeben. Wer die verachtet, der verachtet das Wort Gottes und die heiligen Sakramente, der verachtet den Herrn Jesus und Gott den Vater Selbst. Wir lassen uns auch nicht weismachen, daß die, welche die öffentlichen Gottesdienste der Gemeinde verachten, sonst viel von Gottes Wort hielten und dasselbe im Hause fleißig brauchten, ob sie gleich noch soviel davon schwätzen mögen. Wer Gottes Wort in der Gemeinde verachtet, verachtet es auch im Hause, und umgekehrt.

Die wissen ferner nichts von christlicher Bekenntnispflicht, die einen Anschluß an eine rechtgläubige Gemeinde für ein Mittelzding ansehen und für eine gleichgültige Sache halten. Denn nicht allein, daß sie selbst als Verächter des Wortes und der heiligen Sakramente sich des göttlichen Segens berauben: Sie verleugnen auch zugleich den Herrn Jesus und den Glauben an ihn. Er, unser Herr, will es aber haben und ist es wohl wert, daß man ihn bekenne vor den Leuten, und er will es auch haben, daß ein jeder das Licht leuchten lasse, was Er ihn gegeben hat. Wer das nicht thut und nicht thun will, wundere sich hernach nicht, wenn der Herr Jesus an jenem Tage ihn auch nicht kennen wird. Denn er hat gesagt: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.“

Eine nichtige und ungültige Ausrede ist es auch, wenn etliche sagen, es sei so schwer, unter dem Gewirr von „Kirchen“ und Sekten die rechtgläubige Kirche herauszufinden. Möchten doch, die also sprechen, erstlich den Anspruch auf sonderliche Klugheit und geistliche Erkenntnis, welchen gerade solche gewöhnlich machen, erst mal aufgeben, sein demütig werden und sich's nur ernstlich angelegen sein lassen, die rechtgläubige Kirche wirklich zu suchen. So werden sie dieselbe schon finden, laut der Verheißung des Herrn: „Suchet, so werdet ihr finden.“ Und das um so mehr, als es sich dabei allerdings um der Seelen Seligkeit handelt. Wer nicht mit allem Ernst die rechte Kirche sucht und den Anschluß an sie begehrt, der sucht auch noch nicht ernstlich seine Seligkeit.

Nun wollen zwar auch die Pietisten, Methodisten und andere Schwarmgeister, obwohl sie (nach reformierter Weise) von den Sakramenten nicht viel halten, sondern von einer sogenannten „Geistesstau“ schwärmen, dennoch das Wort Gottes brauchen und treiben (wenn auch zum Teil ihr eigen Wort und die „gläubige Persönlichkeit“ höher achtend), aber auch dieses mehr in Konventikeln, d. i. außerkirchlichen Privatversammlungen und privaten Erbauungskreisen. Eine ordentlich verkastete Gemeinde, ein äußerlich geordnetes Kirchenwesen erscheint ihnen unnötig und überflüssig, ja gar schädlich, papistisch zu sein. Wie wichtig es ist, auch diesem Irrtum entgegenzutreten und uns vor demselben zu bewahren, werden wir hernach weiter sehen, wenn wir über die Wichtigkeit der Lehre vom heiligen Predigtamte reden werden.

Nun aber haben wir zuvor und zum Schlusse unserer Thesen über die Kirche noch die letzte These zu betrachten, welche nochmals vor Ueberschätzung der sichtbaren Kirche und der äußerlichen Zugehörigkeit zur rechtgläubigen Kirche warnend uns auf die grundlegende und überwiegende Bedeutung der unsichtbaren Kirche verweist.

(Fortsetzung folgt.)

H—r.

In Sachen der Amtsentsetzung der beiden ostindischen Missionare.

(Übermalige Fortsetzung.)

Nach der in Nr. 9 u. 10 gegebenen kurzen Darlegung des Verlaufs der Angelegenheit werden unsere Leser dem Missionar Räther völlig zustimmen, wenn er einleitend folgende Bemerkungen macht:

„Die Predigt des Herrn Direktors von Schwarz, welche der Mitteilung des Kollegiums vorausgeht, wirft uns Pietätlosigkeit, die Mitteilung selbst Störung der Einigkeit und Zungenstreit vor. Nun, Ahab frug auch den Elias: ‚Bist du es, der Israel verwirret?‘ Aber seine Antwort lautete: ‚Ich verwirre Israel nicht, sondern du und deines Vaters Haus, damit daß ihr des Herrn Gebote verlassen habt und wandelt Baalim nach.‘ Kennt man die Klage über den Verfall und die Lehrverwirrung der heimatlichen Landeskirchen Pietätlosigkeit, so klagt der Direktor damit nicht nur uns, sondern auch seinen eigenen großen Vorgänger im Amte an; dieser hat uns seine tiefe Trauer über die verworrenen kirchlichen Zustände nie verhehlt. Die Klage über Zions zerfallene Mauern ist aber keine Pietätlosigkeit. Die wahre Pietätlosigkeit richtet sich gegen die heilige Schrift, die man jetzt vielfach für irrtumsvolles Menschenwort ausgiebt, eine Anschauung, welche sich auch bei der Synode der Leipziger Missionare von 1892 geltend machte. Diese Anschauung war es, die im Schreiben des Missionskollegiums vom 19. Mai 1893 (vergl. die offizielle Darstellung) als erträglich und der ‚Einnütigkeit in der Lehre‘ nicht zuwider hingestellt wurde. Nun steht aber geschrieben: ‚Ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig.‘ Und der, welcher im Heiligen Geiste so gesprochen, verpflichtete uns daher, hier nicht zu schweigen, sondern selbst auf die Gefahr hin, daß die äußerliche Einigkeit gestört würde, aufzusehen auf die, so Zertrennung und Abergernis anrichteten neben der Lehre, die wir aus Schrift und Bekenntnis und durch den Mund vieler Zeugen Christi gelernt hatten. Es giebt keine gottwohlgefällige Einnütigkeit, als die Einigkeit im Glauben, Lehren und Bekennen. Eine solche haben wir nach unseren geringen Kräften erstrebt, wie auch die in der ‚N. L. R.‘ von R. in B. (Ostindien), von Missionar Göttsching und von dem Einsender veröffentlichten Artikel bezeugen. Gott hat dies Bekenntnis gesegnet. Es sind durch solchen geringen Dienst unsererseits auch andere aufgeweckt worden. Das Zeugnis hat denn wohl auch dazu beigetragen, daß jenes zu unserem Erstaunen einmütig angenommene Bekenntnis* der Missionare vom 6. November 1893 zur Verbalinspiration und Irrtumslosigkeit der Schrift zu stande kam. Teilt aber das Kollegium dies Bekenntnis? Herr Direktor von Schwarz hat vor Vorlesung der uns betreffenden Aktenstücke die Versammlung verlassen und hat an dem Bekenntnis der Missionare nicht teilgenommen, obwohl er zuvor um eine Zustimmung zu dem diesbezüglichen Antrag ausdrücklich gebeten worden war. Die gegenwärtige Missionsleitung trägt also die Schuld der Zertrennung, weil sie nicht zur rechten Lehre steht, wie ihr auch von uns, laut Protokoll vom 15. Dezember (Die Missionare Mohn und Naether erklären, daß nach dem Resultat der Besprechung keine Einheit in der Lehre vorhanden ist zwischen dem hochw. Kollegium und ihnen‘), bezeugt worden ist. Die Worte des Kollegiums betr. die Einigkeit im Geiste und der darauf bezügliche Schlußvers sind darum nicht ernst zu nehmen, so wenig als

* Freilich vermischen wir dabei hier den Ausdruck der Buße, welche man von den Widersprechern bei der Synode von 1892 billig hätte erwarten dürfen!

damals der Bericht des Herrn Direktors auf dem Missionsfest 1892, die Synode sei „in großem Frieden und in erfreulicher Einmütigkeit“ gehalten worden! „Friede, Friede! und ist doch kein Friede!“ — Wo kein Friede ist, da ist Streit. Da soll man streiten, damit Friede werde. Oder meint Herr Direktor v. Schwarz, daß Apostelgesch. 20, 29 ff. für den Bereich der Leipziger Mission nicht gelte? Meint er, daß die Ursachen des Verfalls der Mission vor 100 Jahren nur im Verfall der heimischen Kirche, nicht auch im Abfall mancher Missionsarbeiter von der Wahrheit (innerhalb der Mission) zu suchen ist? Wir haben ehrlich gestritten für die Wahrheit. Auch wir können mit B. C. Löscher sprechen: „Unser wohlgemeintes Zeugnis ist bisher auch nicht ohne Segen geblieben, noch Gottes Gnade an uns vergeblich gewesen. Ist Fluch, Zorn, Unruhe, Streit, Zerrüttung daraus entstanden, so hat das Evangelium und die himmlische Wahrheit von Anfang an kein anderes Schicksal gehabt. Christus ist gekommen, ein Feuer anzuzünden. Wenn wir reden, so fangen sie Krieg an (Ps. 120, 7). Aber fluchen sie, so beten und segnen wir. Wir leben in der streitenden Kirche auf Erden, und müssen leiden als die guten Streiter Christi. Welche Zerrüttung anrichten, werden ihr Urteil tragen; ob aber solches auf die fällt, welche ob dem Wort und der symbolischen Einheit halten, oder auf die, welche von der Wahrheit weichen, das wird der Tag offenbaren. War doch das auch Ahab's Sprache: Bist du es, der Israel verwirret? (1 Kön. 18, 17)“ Wenn nun also unser Streit als „Zungenstreit“ vom Herrn Direktor dargestellt wird, so konstatieren wir, daß wir mit den Brüdern in Indien in Frieden gelebt haben. In Frieden sind wir von allen geschieden, ja, man hat dort unsere Absehung allgemein betrauert.“

Wem aber über die Stellung und über die Absichten der Missionare noch irgend welche Zweifel bleiben sollten, dem werden dieselben völlig gelöst werden durch folgenden „Protest“ des Missionar Moh'n:

„An das hochw. Kollegium der Leipziger ev.-luth. Mission und an den hochgehrw. Missionskirchenrat, Tranquebar.

Ehrerbietigst Unterzeichneter erlaubt sich folgende Erklärung abzugeben:

Herr Direktor von Schwarz, Hochwürden, hat Bruder Rätcher und mir, dem Unterzeichneten, am Schluß der Verhandlungen in Tranquebar am 15. Dezember d. J. die Alternative gestellt, entweder die Suspension der Abendmahlsgemeinschaft mit dem hochw. Kollegium zurückzuziehen oder unserer Absehung gewärtig zu sein.

Da dies Letztere nun eine Sache von schwerwiegender Bedeutung ist, nicht um der dabei beteiligten armseligen Persönlichkeiten willen, die Staub und Asche sind, sondern um der Lehre Gottes willen, um die es sich dabei handelt, und weil es um des eigenen Seelenheils willen nicht geraten ist, etwas wider Gottes Wort zu thun, so wäre es vielleicht auch für Sie, die Sie vielleicht, wenn auch nicht das Recht, so doch die Gewalt auf Ihrer Seite haben, nicht überflüssig, die Sache in ihren einzelnen Punkten noch einmal zu erwägen.

Vor allem kommt es doch darauf an, daß man dem anderen Teil nicht falsche Anschauungen imputiert, die er gar nicht hat.

Sie, Herr Direktor besonders, haben alles Mögliche versucht, die Sache daraufhin zuzuspitzen, als hätten wir einen Bruch der Abendmahlsgemeinschaft und damit der Kirchengemeinschaft intendiert, während es sich uns um die beiden göttlichen Lehren von Verbalinspiration und Kirchenregiment handelt.

Glauben Sie doch das. — Mit uneinigem Herzen, insonderheit uneinig in Glaubenslehren, zum heiligen Abendmahl zu

gehen aber wäre nicht nur wider die brüderliche Liebe und Aufrichtigkeit gewesen, sondern auch eine sündliche Lüge und Indifferentismus in Bezug auf solche fundamentale Lehren. Darum boten wir die Hand zur Vereinigung vor dem Abendmahl.

Sie haben sich immer und immer wieder gedeckt mit dem Ausdruck: Das Kollegium lehrt nach Schrift und Bekenntnis. Wir würden, obschon der Ausdruck auch von Unionisten gemißbraucht wird, damit zufrieden sein, wenn nicht das tatsächliche Gegenteil vorläge.

Sie haben in Bezug auf Verbalinspiration gesagt, daß Sie sich zum „lauteren Brunnen Israels“ bekennen. Wo bleibt der „lautere Brunnen“, wenn sowohl im Leipziger Missionshause der Schrift Irrtümer vorgeworfen werden, als auch auf unserer Konferenz resp. Synode in Indien? Und was soll uns der „lautere Brunnen Israels“, wenn dessen Schöpfer und Urheber teilweise Gott und teilweise Apostel und Propheten sind und nicht Gott allein? Und wenn es ein „lauterer Brunnen“ ist und demselben Unlauterkeit und Irrtümlichkeit vorgeworfen wird, was nützt es denn, die Lauterkeit mit Emphase zu bekennen, ohne der Reue, sich gegen diese Lauterkeit versündigt zu haben, Ausdruck gegeben zu haben?

Einen Kollegialbeschluß auf solche Weise auf Synode oder Konferenz zu kritisieren, würde eine scharfe Disziplinarstrafe nach sich ziehen. Aber eine Kritik des gebenedeiten Wortes, das Gott aus lauterster Barmherzigkeit uns armen, verlorenen, fluchbeladenen Menschen gegeben hat, ist nur „Freiheit der Diskussion“, ein „sich verheuen“, eine aufs leichteste verzeihliche Verirrung. M. H., solche Lüge in Gottes Sachen ist ein merkwürdiges Anzeichen für unsere Mission, ein gutes wahrlich nicht.

Als ein Hindernis dagegen, daß sich nicht nur die Konferenz der Missionare, sondern die gesamte Mission rückhaltlos zur Verbalinspiration bekenne und zwar in des Wortes eigenster Bedeutung, ist mir sogar zu Ohren gekommen, daß dadurch unserer Mission materieller Schaden erwachsen möchte. Sind die Gerichte Gottes über Israel, das sich auf die mächtigen Weltreiche Assyrien, Aegypten zc. lieber verließ, als auf das armselige Wort Gottes, nicht auch für uns geschriebe? M. H., wenn Sie uns absezen, weil wir ein entschiedenes Bekenntnis der gesamten Mission zur Verbalinspiration fordern, so sage ich Ihnen frei heraus, daß auch Sie die Worte der Bibel nicht für die Worte Gottes halten, sondern für Menschenworte oder ein Kompositum aus Worten Gottes und Worten von Menschen, welches letzteres der barste Unsinn ist, den der Teufel je aufgebracht hat; denn Gott braucht keine Gehilfen, wenn Er reden will, sondern um unserer Nichtigkeit willen aus großer Barmherzigkeit nur menschliche Instrumente und Werkzeuge, nämlich die heiligen Schreiber.

Was den zweiten Punkt betrifft, so handelt sich darum, ob wir um des Gebotes willen oder aus Liebe und Freiheit gehorchen, ob die Ober- und Unterordnung accidentiell oder prinzipiell ist, ob die brüderliche Gleichstellung Matth. 20, 25. 26 nur eine platonische Idee oder ein Gebot des Herrn ist, dem kein Christ, ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen, zuwiderhandeln darf. Meinen Sie wirklich, daß Sie durch das Gebot besseren Gehorsam erlangen, als durch die Liebe? Sie wollen Knechte, wir Freie! Wir wollen Christi, nicht Ihre Diener sein.

Damit läßt sich sehr gut vereinigen ein williges Sichfügen in alle guten Ordnungen unserer Mission und unter der Leitung derselben durch Sie, aber nicht ein schuldiger Gehorsam um des Gebotes willen (denn dadurch werden wir Ihre Knechte und hören auf, Christi Knechte zu sein) und ein knechtisches Schweigen, wenn wir offenkundiges Unrecht sehen. Wir wissen, daß dem Gerechten, d. i. dem Gläubigen, kein Gesetz gegeben ist, daß alles,

was nicht aus dem Glauben kommt, Sünde ist. Gehorchen wir Ihnen um des Gebotes willen, so ist es falscher Gottesdienst, weil Gott wohl den Gehorsam gegen Eltern, Obrigkeit und Herren ausdrücklich angeordnet und bestätigt hat, dagegen in der Kirche, als der Freien, wo alle Glieder gleiche Brüder sind, verboten hat. Gehorchen wir Ihnen aus Liebe und Freiheit, so ist es gottwohlgefälliger Gottesdienst. Bei diesem Gottesdienst sind Sie allerdings nur Brüder und Diener, trotz, ja vielmehr wegen der Ihnen anvertrauten Leitung. Wenn Sie das Sich willig fügen in alle guten Ordnungen unserer Mission nicht zu scheiden vermögen von dem Gehorsam gegen Ihre Personen und Verordnungen und mit dem Sich willig fügen ein brüderliches Bestrafen des Unrechts an jedem Gliede dieser Mission, das sich Bruder nennen läßt, nicht zu vereinigen vermögen, so ist das Ihre Sache.

Soll ich deshalb, weil ich diese beiden echt christlutherischen Lehren gegen alle Verdunkelung nach meinen schwachen Kräften bekannt habe, entlassen werden, so geschieht es gegen meinen Willen. Ich protestiere aufs entschiedenste gegen meine Entlassung aus diesem Grunde. In unserer Mission haben vor Gott nur die ein Recht zu sein, die obige beide Lehren bekennen. Dagegen haben die kein Recht zu bleiben, die sie leugnen oder nicht mitbekennen wollen. Gott gebe, daß sein reines Wort unserer Mission nicht vorenthalten werde!

Ergebenst

J. Mohn,

Chidambaram, 31. Dez. 1893.

ev.-luth. Missionar."

Ueber den weiteren Verlauf der Sache haben wir nur noch mitzuteilen, daß die abgesetzten Missionare jetzt beide in der Heimat angelangt sind und, da die Menschen ihnen die Ausübung ihres göttlichen Berufs an den ostindischen Heiden zur Zeit unmöglich gemacht haben, warten, wo Gott ihnen ein Arbeitsfeld anweisen wird. Missionar Nätther wohnt in Baupen, Reichstr. 4, Missionar Mohn in Weistropp bei Meissen.

Nachtrag.

In Nr. 19 der „N. L. R.-Z.“ vom 13. Mai lesen wir noch: „Auf der Missionskonferenz der lauenburgischen Prediger, welche am 24. April in Mölln tagte, wurde durch einmütigen Beschluß der lauenburgische Deputierte beauftragt, auf der Generalversammlung der Leipziger Mission zu konstatieren, daß in den lauenburgischen Missionskreisen eine Beunruhigung vorhanden sei infolge des Verfahrens des Kollegiums bei der Absetzung der Missionare Nätther und Mohn und von dem Missionskollegium weitere Aufklärung zu fordern. Hauptsächlich wird das Kollegium auch noch von anderer Seite aufgefordert, Rechenschaft abzulegen. Die „Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung“ ignoriert diese Angelegenheit vollständig. Selbst unter ihrer Rubrik Personalien, welche sie sonst für solche Disziplinarfälle offen hält, hatte sie keinen Raum für diese Sache. Außer dem „Freimund“ hat nur noch das Breslauer Kirchenblatt in dieser Sache das Wort genommen. Beide Blätter stellen sich durchaus auf die Seite des Kollegiums. Der Direktor des Breslauer Oberkirchenkollegiums hat sogar einen Ruf als Festprediger bei dem diesjährigen Missionsfest in Leipzig angenommen. Hätte das Kirchenblatt nicht erst die Rechtfertigung der Missionare, wie sie in d. Bl. attennmäßig gegeben worden ist, abwarten sollen, bevor es ein so scharfes Verdikt gegen die Missionare fällt? Hat das Kirchenblatt keine Bedenken gegen die Stellung des Missionskollegiums bezw. des Missionsdirektors v. S. zur Verbalinspiration, und hat es nicht Ursache, in den Missionaren Nätther und Mohn tapfere Vorkämpfer für die göttliche Ein-

gebung und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift zu achten, für eine Sache, die doch gerade auch in der Breslauer Synode, in Männern wie Rohnert und Greve, so wackere Vorkämpfer gefunden hat? —

Im übrigen hat die kirchliche Presse, soweit sie uns zu Gesicht gekommen ist, mit Ausnahme der „evangelisch-lutherischen Freikirche“, welche mit uns für die vertriebenen Missionare eintritt, sich zur Sache bisher nicht geäußert.“ —

Möchten die Delegierten der Missionsvereine in Leipzig nicht bloß „weitere Aufklärung“, sondern Abstellung des offensbaren Unrechts, das geschehen ist, und vor allem der falschen Lehre fordern. Thun sie das nicht mit Nachdruck und ohne sich durch die „weiteren Aufklärungen“ hinter dem Rücken der Abgesetzten täuschen zu lassen, so ist der Kampf für die Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift, wie ihn insonderheit die „N. L. R.-Z.“ so erfreulich begonnen hat, auf einem sehr wichtigen, ja wohl dem wichtigsten Gebiete verloren. W.

Vermischtes.

An Eltern, welche um das Heil ihrer Kinder bekümmert sind.

Neu ist die Herzensangst nicht, welche auf euren Herzen lastet. Schon der Vater unseres Menschengeschlechtes hat diese Herzensangst durchleben müssen, welche nach ihm Noah, Jsaak, Israel, Samuel, David und noch viele andere im Laufe der Zeiten mit ihm teilten. Diese Schmerzen kennt unser himmlischer Vater, von dem so viele Kinder abgefallen sind, besser als jeder irdische Vater, und Jesus Christus, unser aller Bruder, den die Seinen verworfen haben, leidet mehr als alle irdischen Brüder darunter.

Ihr, die ihr im geheimen über die Fehltritte eurer Lieben seufzet, und eure Ohnmacht betrauert, und vielleicht auch Ursache habt, euch anzuklagen, selbst die Ursache eurer Trübsal zu sein, beginnet vor allem, euch vor Gott zu demütigen, der alle Dinge kennt; bittet um Vergebung für euch selbst und betet ohne Unterlaß für diejenigen, welche der Gegenstand eurer bitteren Sorgen sind. Gott hat diese Sorgen um sie in eure Herzen gepflanzt zu eurer und ihrer Bucht. Sie sollen für euch ein Spiegel sein, worin ihr euer eigenes Elend wieder erkennet; ein Sporn zur Treue im Gebet, in der Demut, der Geduld, der Treue, der Duldsamkeit, der Verleugnung und der Liebe, ja einer Liebe, die stärker ist als der Tod. Glaubet, hoffet und liebet! Der Heiland sammelt eure Thränen und hört die heißen Gebete der Eltern, Geschwister und Freunde, kurz aller derer, die, ohne müde zu werden, immerwährend für den Gegenstand ihrer Sorge Fürbitte thun. Darum seid mutig, verzagte Herzen! Jesus, der große Mittler, indem er uns zum Gebete treibt, läßt uns fühlen, daß er selbst mit uns bittet, und wir wissen, daß Sein Gebet nicht unerhört bleibt! Fürchtet nichts, glaubet nur. Der Sohn hat für uns und alle Menschen beim Vater Vergebung der Sünden durch seine Hingabe erlangt. Unser fester Glaube ist auch unser Sieg!

(„Ev.-luth. Kirchenblatt.“)

Die Macht der Liebe.

Im Jahre 1865 verließ der „Nelson“, ein amerikanisches Schiff, den Hafen von Antwerpen, um mehr als 500 Auswanderer nach New York zu bringen. Der Kapitän hatte 50 Passagiere mehr aufgenommen, als er durfte, und in dem überfüllten Zwischendeck, wo fast alle kochen, essen, wohnen und schlafen

* Neuerdings hat sich Herr P. Matschoß im „Gottbold“ für die Missionare ausgesprochen.

mußten, war die Luft so verpestet, daß eine gründliche Reinigung durch Ausräuchern nötig war, wenn nicht ansteckende Krankheiten ausbrechen sollten. Am Morgen des 26. Juni gab Kapitän Schmitz den Befehl dazu; aber die notwendige Vorsicht wurde vergessen. Das Schiff geriet in Brand, und alles Löschten war vergeblich. Eine unsäglich Verzeiung kam über die sechshalbshundert Menschen, gegen die der Tod in Fluten und Flammen den Rachen aufsperrte. Die einzige schwache Hoffnung stand auf die Boote, welche schnell ins Meer gelassen wurden. Das war ein Drängen und Stoßen! Alle wollten hinein, der Mann wurde von der Seite der Frau gerissen, das Kind von der Hand der Mutter. So kommt auch der junge Franz Meier, den die Auswanderungslust aus der Heimat in Solothurn weggeleitet hatte, halb wider seinen Willen in ein kleines Boot, welches, von 13 Personen schwer belastet, vom brennenden Schiffe abstößt. Seine Frau, Anna, erst 19 Jahre alt, war zurückgeblieben. Hoffnungslos wendete sie das Auge von ihrem Manne, den der schwankende Kahn davonführt. Da liegt vor ihr ein kleines Kind, kaum 14 Tage alt, vergessen von der eigenen Mutter, die sich mit ihrem Manne gerettet hatte. Das jammerte die edle Schweizerin, die selbst ihrer ersten Entbindung entgegen sah. Sie schließt das hilflose Würmlein fest in den Arm, und wie das Feuer ihr nahe kommt, da springt sie kühn in die Flut. Glücklicherweise erfaßte sie eine abgerissene Schiffsplanke, rettete sich und den Findling darauf, und hinaus geht's in den öden Ozean. So schwamm sie zwei volle Tage, ohne einen Bissen Brod, ohne einen Trunk Wasser. Aber für das kleine Wesen auf ihrem Schoß gab ihr die erfinderische Liebe ein Mittel ein. Sie erhielt es mit dem Speichel ihres Mundes am Leben. Hat das junge Weib sich des fremden Kindes erbarmt, der Herr hat ihrer auch nicht vergessen. Sie wurde endlich von dem Schiffe „Mercury“ aus erblickt und an Bord geholt. Da sollte sie nach der ausgestandenen Not volle Freude kosten. Ihr Mann kommt ihr entgegen, der mit 40 Unglücksgefährten hier schon Rettung gefunden. Der „Mercury“ brachte sie glücklich nach der Seestadt Havre in Frankreich, wo sich mitleidige Hände der Schiffbrüchigen annahmen. Der heldenmütigen Schweizerin vor allem fehlte es nicht an Beweisen der Bewunderung und der Liebe von seiten der französischen und deutschen Frauen. Bald schiffte sich Anna Meyer mit ihrem Manne wieder nach Amerika ein und kam glücklich in New York an mit dem Kinde, das sie gerettet, und mit einem eigenen, das ihr Gott unterwegs geschenkt hatte.

(„Freimund.“)

Regen vom Himmel.

Eine rechte Missionstaube.

Einst kam in einer großen Stadt, wo sogar das Wasser nur für Geld zu haben ist, ein kleines Mädchen zu ihrem Seeliger. Sie hatte ihren Heiland innig lieb und brachte 30 Mark für die Mission. Der Geistliche war sehr erstaunt über die reiche Gabe, und: „Wie konntest du denn so viel sammeln? ist es alles dein eigen?“ fragte er die Kleine.

„Ja, Herr“, antwortete sie; „ich habe es mir verdient.“

„Aber wie, Maria? du bist doch so arm“, fragte jener wieder.

Und nun erzählte sie: „Ach, lieber Herr! als ich nun daran dachte, wie der Herr Jesus für mich gestorben sei, wollte ich so gern etwas Ihm zu Liebe thun. Und als ich hörte, daß viel Geld dazu nötig sei, um den armen Heiden das Evangelium zu bringen, da habe ich Regenwasser gesammelt und an die Wasfrauen verkauft, die haben mir vier Pfennige für den Eimer gegeben; und so bin ich zu dem Gelde gekommen.“

Der Geistliche war tief ergriffen und sprach: „Mein liebes Kind, ich danke dem Herrn, daß deine große Liebe zu ihm dich

dahin gebracht hat, mit solcher Treue und Ausdauer für ihn zu arbeiten; nun will ich auch deinen Namen mit Freuden in die Missionsliste setzen.“

„O nein, Herr, bitte, thut das nicht“, bat die Kleine.

„Und warum nicht?“ fragte jener freundlich.

„Ach bitte, ich möchte lieber, daß das keiner wüßte, als der liebe Heiland allein; Sie können ja schreiben: Regen vom Himmel“, antwortete das Mädchen.

Und so ist es geschehen; und dieser Regen vom Himmel war ein Segen des Herrn.

Wir aber, die wir diese Geschichte lesen, wollen uns schämen vor solcher Kindesliebe und solch lieblicher Demut.

(„Luth. Volksblatt.“)

Luthers Auslegung des Galaterbriefs.

Vor etlichen Wochen fuhr ein fleißiger Sonntagschullehrer der St. Matthäusgemeinde in New York am Sonntag Morgen auf der vorderen Plattform eines Straßenbahnwagens zum Ort seiner Thätigkeit. Er ließ sich mit dem Pferdelernter in ein Gespräch ein, indem er bedauerte, daß sein Beruf ihn verhindere, der seligen Christenpflicht zu genügen, Gottes Wort zu hören. Der Pferdelernter setzte den Sonntagschullehrer in Erstaunen durch die Antwort: „Gott weiß, daß ich lieber in seinem Hause sitzen und seine Friedensbotschaft hören möchte, als heute den Straßeneisenbahnwagen zu führen. Aber was soll ich thun? Frau und Kinder wollen Brod und Kleider haben. Aber Gott Lob, ich habe einen Schatz zu Hause, dem ich täglich meine Seelen Speise entnehme.“ „Was für ein Schatz ist das?“ fragte der Sonntagschullehrer. Zu seinem weiteren Erstaunen hörte er: „Das ist Luthers Auslegung des Galaterbriefs. Ich bin ein Baptiste und habe gelesen, daß Bunyan, der große baptistische Märtyrer, durch Luthers Auslegung des Galaterbriefs zum Glauben an Jesum Christum gekommen sei. Und als ich vor mehr als 20 Jahren diese Auslegung erlangen konnte, kaufte ich sie, und sie ist mein tägliches Seelenbrod gewesen bis heute.“ Der fromme lutherische Sonntagschullehrer wußte gar nicht, daß eine solche Schrift Luthers vorhanden sei, und fragte seinen Pastor darüber. Beide freuten sich, daß ein Amerikaner (das war der Kutscher) eine englische Uebersetzung der gottseligen Arbeit Luthers zu seiner Seligkeit gebrauchte.

(„Zeuge der Wahrheit.“)

Nachrichten und Bemerkungen.

Staatskirchliche Theologie. „Ein Freund von mir“ — so erzählt Pf. Rupperecht im „Gothold“ (Nr. 25) — „traf neulich mit einem ernsten und tüchtigen Nürnberger Oberkassier zusammen. Was gedenken Sie zu studieren, vielleicht Theologie?“ fragte er ihn. „Das wohl kaum“, war die Antwort. „Nun, warum denn nicht?“ „Ja, wer kann zu einem Studium Lust haben, bei dem nichts mehr fest steht? Sie wissen ja selbst. An wen und was soll man sich da noch halten? Und wenn man selbst am Ende zu keiner Gewißheit kommen kann, ist es dann nicht Gewissenssache, den Gemeinden dergleichen nicht zu predigen?“

„Unterstellung?“ „In Nr. 26 des „Gothold“ (1. April) schreibt der bayerische Pfarrer E. Rupperecht u. a.: „Nicht hat unsere Kirche mit ihren Formulierungen etwa erst Glaubenssätze schaffen oder kirchlich bindend machen wollen — eine irrige Unterstellung, welche Missouri uns macht — nein, diese Glaubenssätze sind allein festgesetzt und bindend erklärt von Anfang der Kirche an durch das Wort und die Schrift der Apostel. Nur die, antihäretische Formulierung bildete sich allmählich, je nachdem durch die auftretenden Irrlehrer es nötig gemacht wurde und vollendete sich in den Bekenntnissen der lutherischen Kirche.“ So gewiß es ist, daß die Missouriirer Herrn Pf. Rupperecht persönlich nie jener falschen Lehre bezichtigt haben, und so erfreulich es ist, daß Pf. Rupperecht die moderne Irrlehre von „offenen Fragen“ von sich abweisen will, so bedauerlich ist es doch, daß er, anstatt den „Missouriern“ für ihren treuen Kampf gegen dieselbe zu danken, das Vorhandensein solcher Irrlehre überhaupt ableugnet und sich nicht scheut, die „Missouriern“ so leichtthin und ohne Grund Lügen zu strafen.

Denn das könnte Pf. Rupprecht wohl wissen, daß jene falsche Lehre von „offenen Fragen“ nicht nur an allen Ecken und Enden bei den modernen, von ihm selbst als „halbgläubig“ bezeichneten Theologen zu finden ist, sondern namentlich auch von dem von ihm selbst anscheinend so sehr verehrten Pf. Böhe vertreten wurde und von dessen in Amerika gegründeter Schule der Jomaer. Und wenn er das noch nicht wußte, so hätte er es aus den „missourischen“ Schriften, namentlich aus dem auch in der „Neuen lutherischen Kirchenzeitung“ wiederabgedruckten Waltherschen Aufsatz über „die falschen Stützen der modernen Theorie von den offenen Fragen“ erfahren können. Denn daselbst sind die Quellenbeweise für das Vorhandensein jener Irrlehre in genügender Zahl zu finden. Um aber an unserem Teil auch die Mitschuld der Breslauer Synode an dieser gefährlichen Irrlehre zu erweisen (denn der „Gothold“ als Breslauerisches Blatt hat sich durch Druck des Rupprecht'schen Vorwurfes mit schuldig gemacht), führen wir nur folgende Sätze an. In der „Wesentlichen Erklärung“ heißt es S. 17: „... was darüber nach unserem besten Wissen und Gewissen die Bekenntnisse unserer Kirche bereits enthalten und unterschieden haben und daher als gültige Lehre unter uns anzusehen ist.“ Aus den von uns unterstrichenen Worten ist ja klar zu sehen, daß auch nach Lehre der Breslauer eine „Entscheidung“ der Kirche die Lehre „gültig“ macht. Ferner finden wir in dem von dem jetzigen Präsidenten der Breslauer Synode, J. Nagel, herausgegebenen „Festbüchlein zum 300jährigen Jubiläum der Konkordienformel für die ev.-luth. Gemeinden in Preußen“ in den mannigfachen Wendungen den Satz wiederholt, die Kirche sei „in mächtiger unablässiger Geistesarbeit immer weiter eingebrungen in die Geheimnisse Gottes und gewachsen in der Erkenntnis Jesu Christi“ (S. VII) und habe dann die rechte Lehre „in öffentlich gültiger Weise“ (S. X) ausgesprochen. Und: „Die Scheidelehren aber gegenüber der reformierten Kirche sind für die lutherische Kirche keine offenen Fragen mehr, sondern bekenntnismäßig beantwortet und entschieden“ (S. 92). Was heißt das anders, als daß erst durch die „Entscheidung“ der Kirche und wegen derselben gewisse Fragen aufhören sollen „offene Fragen“ zu sein, und was ist das anders als die „Bekenntnisse“ der Kirche über Gottes Wort stellen? Und wenn daselbst (S. 94) wegwerfend gesagt wird: „Die anderen sprechen der Kirche überhaupt das Recht ab, aus Gottes Wort Lehrentscheidungen mit verbindlicher Kraft zu treffen“, wer kann das anders verstehen, als daß die „Entscheidung“ der Kirche eine Lehre zu einer „verbindlichen“ machen? Ähnlich spricht sich auch der Breslauer Pastor Rübenstrunk (Redakteur des „Rhein.-luth. Wochenbl.“) in seinem zur 300jährigen Jubelfeier des Konkordienbuches herausgegebenen Schriftchen „Das lutherische Konkordienbuch von 1580 aus“, da er von dem „großen Schatz christlicher Erkenntnis“ spricht, „den die Kirche in den mannigfaltigen Lehrfreiheiten gewonnen hatte“ und dann behauptet, daß seitdem „eine große Menge Irrungen... für immer (?) abgewehrt“ seien! — Eigentümlich berührt es aber, daß, während Böhe seiner Zeit und nach ihm auch Rohner (Kirche, Kirchen und Sekten 1882 S. 77) den „Missouriern“ in etwas höhnischer Weise die Behauptung unterstellt hat, „daß alle Lehre in den Bekenntnisschriften völlig erschöpft und mit dem Jahre 1580 ihren Abschluß gefunden habe“, hier jetzt Pf. Rupprecht und mit ihm „Gothold“ eben diese den „Missouriern“ fälschlich schuld gegebene Auffassung ausdrückt, die „antihäretische Formulierung“ habe sich in den lutherischen Bekenntnissen „vollendet“. Wer kann denn wissen oder darüber bestimmen, ob nicht etwa doch mit der Zeit noch neue Symbole zu den alten hinzutreten können, wozu wir selbst freilich vor der Hand keine Notwendigkeit einsehen, obgleich uns neuerdings von unseren Gegnern gerade die der vorigen entgegengesetzte Neigung unterstellt worden ist, als gingen wir damit um, neue Symbole zu machen. — Es ist zwar nur ein einziger Satz Pf. Rupprechts, gegen den wir uns hier verteidigen mußten. Aber dieser eine Satz beweist nicht nur eine völlige Unbekanntheit mit der Lehrstellung der „Missourier“, sondern auch den Mangel eines klaren Blickes für die Irrwege der modernen Theologie nach dieser Seite hin und zeigt, wie leicht sich manche Leute eine Aburteilung über die „Missourier“ machen zu dürfen glauben, und leider gerade auch solche Leute, mit welchen wir so gern gemeinschaftlich dem neumodischen Rationalismus widerstehen möchten und die auch ihrerseits alle Ursache haben sollten, anstatt die „Missourier“ zu bekämpfen, mit ihnen Fühlung und Gemeinschaft zu suchen.

H—r.

Antisemitisches Atheistenblatt. Die atheïstische Antisemitenvereinigung „Sozialistischer (!) Bund“ hat ein Organ herausgegeben, das monatlich erscheint und sich „Der moderne Völkerggeist“ nennt; Er will eintreten für „Freiheit, Gerechtigkeit, Treue, Vertrauen und Wahrhaftigkeit“ und gegen „Hebräer-Herrschaft, religiöse, politische und wirtschaftliche Knechtung“ kämpfen. In der Februarnummer begann u. a. ein Artikel: „Kein Pfaffenstump, keine Religion (!), sondern Geistesführung im

Sinne des modernen Völkergestes.“ — Diese „Antisemiten“ machen in freireligiösen Kreisen eifrig Propaganda für ihre Bestrebungen.

(„Der Reichsbote.“)

Was für ein Geist vielerorts Lehrer und Schulen regieret, zeigt der „badische Schulbote“ in Nr. 14. Er berichtet von einem Volksschullehrer in Westfalen, der vom Amte suspendiert worden, weil er die kirchliche Trauung unterlassen hat. Der „bad. Schulbote“ sagt, der Lehrer habe das nach seiner auf das Evangelium sich gründenden Ueberzeugung gethan, und spricht die Hoffnung aus, der Lehrer werde gegen solche Unduldsamkeit und Bevormundung seiner persönlichen Freiheit den aufgezogenen Kampf mit aller Energie bis in die höchsten Instanzen aufnehmen. — Wahrscheinlich meint der „bad. Schulbote“ mit seinem „Evangelium“ „die Bibel in der Westentasche“ oder wer weiß was. Der Redakteur hat vor bald 2 Jahren in einem anderen Blatt die Fortdauer der Seele nach dem Tode angezweifelt und verhöhnt, und jüngst wieder sich darüber aufgehalten, daß ein konservatives Blatt Badens „mit so großer Inbrunst an den alten Jubelgeschichten in der Bibel hängt“. Solche Presse nennt sich aber „liberal“, und klagt über Unduldsamkeit!

(„Ev.-luth. Friedensbote.“)

Die Einführung der revidierten Bibel in Sachsen wurde seiner Zeit von einem diesbezüglichen Beschlusse der Landessynode abhängig gemacht, und da nun die letzte Landessynode keinen solchen Beschluß gefaßt hatte, so beruhigten sich die durch diese Sache geängstigten Gemüter. Jetzt aber wird die revidierte Bibel tatsächlich ohne Beschluß der Landessynode eingeführt, nämlich als Schulbuch. So eröffnete bei der letzten Bezirkslehrerversammlung in Zwickau Herr Schulrat Lohse seinen Lehrern, daß unter den in allen Schulen unweigerlich einzuführenden Büchern auch die revidierte Bibel sei, deren Vorzüge er herausstrich, und teilte mit, daß auch in die neuen biblischen Geschichten der Zeit derselben aufgenommen sei. Wer die Jugend hat, hat die Zukunft. Also hat die revidierte Bibel in Sachsen die Zukunft. Und die, welche auf einen Synodalbeschluß warten, werden finden, daß sie getäuscht sind. — Es gemahnt dieser Vorgang fast an die bekannte Rede der Papststefte: „Die Kirche trinkt kein Blut“; sie übergab nämlich die „Reher“ der weltlichen Obrigkeit zur Einrichtung und wusch ihre Hände in Unschuld. So „führt die Landeskirche die revidierte Bibel nicht ein“, damit ja niemand deshalb aus der Landeskirche austrete, aber das Kirchenregiment läßt es geschehen, sieht es wohl auch ganz gern, daß die Schulbehörden sie als Schulbuch für den — doch von der „Kirche“ beauftragten — Religionsunterricht einführt!! W.

Synodal-Anzeige.

Die Synode der evangelisch-lutherischen Freikirche in Sachsen u. a. St. wird sich, so Gott will, in diesem Jahre zu **Allendorf** an der Lumba (bei Lollar in Hessen) versammeln. Sie tritt am **18. Juli** (Mittwoch nach dem 8. Sonntage nach Trinitatis) zusammen und wird auf Grund von Theßen, die Herr Pastor Hübener in Kolberg gestellt hat, über den Ehe- und Hausstand verhandeln. Wer sonst etwas vorlegen will, möge mir das bis zum 20. Juni mitteilen. — Während der Synode findet eine allgemeine Pastoral-Konferenz statt.

Niederplanitz, 7. Mai 1894. **O. Wiskomm, P.**
b. J. Präses.

Quittung.

Für die Synodalkasse: Beitrag des Herrn P. Stallmann in Allendorf a/L. M 10; desgl. des Herrn P. Hübener in Kolberg M 10.
Für Regemission: Von E. M. durch Herrn P. Kern in Chemnitz M 3; Epiphaniastafelkette der Gemeinde Allendorf-Kleinlinden M 32,96; desgl. der Gemeinde Wiesbaden M 14,35; durch Herrn P. Stallmann: von N. N. in Allendorf M 3 und Kindtaufskollette bei Herrn W. St. in Climbach M 3,20.

Für Student Friedrich in Springfield: Durch Herrn P. Kern in Chemnitz: Hochzeitskollette von Herrn Paul Wehling M 12, Kindtaufskollette von Herrn Karl Uhlig in Rottluff M 2,70 und von E. M. M 3.

Für Missionar Mohn: Von Chr. E. in N. durch Herrn P. Stallmann M 2.

Für den Schriftenverein: Durch Herrn P. Stallmann: Dantopfer der Familie S. in B. M 3, Hochzeitskollette von Herrn Feh-Merkel in Allendorf M 5 und Dantopfer der Familie St. in A. M 5.

C h e m n i t z.

Eduard Reldner, Kassierer.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die l. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 19. No. 12.

Zwickau in Sachsen.

3. Juni 1894.

Ebräer 11.

(Fortsetzung.)

„Sind des Schwertes Schärfe entronnen.“ Wir denken nochmals an David zurück, wie er mehr als einmal den Nachstellungen Sauls entgangen ist und gleicherweise im Lande der Philister wunderbar bewahrt blieb. Wir denken an Elia, nachdem er die Baalspfaffen geschlachtet hatte. „Die Götter thun mir dies und das, wo ich nicht morgen um diese Zeit deiner Seelen thue, wie dieser Seelen einer.“ So wütete und schnaubte jene gottlose Königin Isebel (1 Kön. 19, 2). Und siehe da: Elia blieb verschont und ist hernach gen Himmel gefahren. Sie aber ist aus dem Fenster gestürzt worden, daß die Wand und die Kasse mit ihrem Blut besprenget wurden, und ward zertreten, und da man sie begraben wollte, fand man nichts von ihr, denn den Schädel und Füße und ihre flachen Hände (2 Kön. 9, 33 ff.). Die Hunde hatten sie gefressen, wie der Herr gesagt hatte. — Wir denken ferner an Elia, wie der König von Syrien Roß und Wagen sandte und eine große Macht (2 Kön. 6, 14 ff.), die Stadt Dothan zu umzingeln, in der er sich aufhielt, und wie sein Knabe ängstlich fragte: „Awe, mein Herr! Wie wollen wir nun thun?“, Elia aber in ruhiger Gelassenheit des Glaubens sprach: „Fürchte dich nicht: denn derer ist mehr, die bei uns sind, denn derer, die bei ihnen sind.“ „Und Elia betete“ (im Glauben!), „und sprach: Herr, öffne ihm die Augen, daß er sehe. Da öffnete der Herr dem Knaben seine Augen, daß er sah. Und siehe, da war der Berg voll feuriger Rosse und Wagen um Elia her. Und da sie zu ihm hinab kamen, bat Elia“ (natürlich wieder im Glauben!) „und sprach: Herr, schlage dies Volk mit Blindheit. Und er schlug sie mit Blindheit, nach dem Worte Elia. Und Elia sprach zu ihnen: Dies ist nicht der Weg, noch die Stadt.* Folget

mir nach. Ich will euch führen zu dem Mann, den ihr sucht. Und führete sie gen Samaria. Und da sie gen Samaria kamen, sprach Elia: Herr, öffne diesen die Augen, daß sie sehen. Und der Herr öffnete ihnen die Augen, daß sie sahen. Und siehe, da waren sie mitten in Samaria.“ Und als darauf der König Joram drohete und schwur: „Gott thue mir dies und das, wo das Haupt Elia, des Sohnes Saphat, heut auf ihm stehen wird“ (2 Kön. 6, 31), da er meinte, Elia sei an allem Unglück schuld, was hat er ausgerichtet? „Habt ihr gesehen“, sprach Elia zu den um ihn versammelten Ältesten, ehe noch die Boten da waren, die ihm's anlagen sollten, „wie dies Mordfind hat hergesandt, daß er mein Haupt abreiße? Sehet zu, wenn der Bote kommt, daß ihr die Thür zuschließet, und stoßet ihn mit der Thür weg.“ Durch den Glauben ist er auch damals „des Schwertes Schärfe entronnen.“

„Ich liege mit meiner Seele unter den Löwen, die Menschenkinder sind Flammen, ihre Zähne sind Spieße und Pfeile und ihre Zungen scharfe Schwerter“, spricht David im 57. Psalm (Vers 5). Und welcher Christ wollte es ihm nicht nachsprechen? Von wem aber konnte es wohl mehr gelten und gesagt werden als von unserem Heiland und Stellvertreter? Wie hat er doch gebetet in seinem Leiden: „Errette meine Seele vom Schwerte, meine Einsame von den Hunden“ (Ps. 22, 21). Er aber hat das Schwert über sich ergehen lassen und ist erhört worden, nachdem er gehorsam geworden bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Und um feinethwillen können nun, die an ihn glauben, des Schwertes Schärfe entronnen, konnten es auch jene schon im alten Testamente, denn sie glaubten an Den, Der da kommen sollte, als wäre er schon gekommen, und an Den, welchen sie nicht sahen, als sähen sie ihn.

Igen sagen mit ihrer pharisäischen Moral? Nein, wahrlich, nicht jegliche Täuschung ist eine Lüge. Sonst hätte ja wohl gar auch der Herr Jesus, Gott Selbst gelogen, als er den Emmausjüngern „in einer anderen Gestalt“ erschien!

* Soll da etwa Elia auch „gelogen“ haben, wie die falschen Gei-

Was sollen wir aber denken von so vielen Märtyrern, welche doch auch Glauben gehabt haben und des Schwertes Schärfe nicht entronnen sind? Hierauf antworten wir: Es ist nicht die Meinung, als müßten alle und jede Wunder, die etwa durch den Glauben je geschehen sind oder geschehen können, immer und überall, in jedem einzelnen Falle und bei jedem einzelnen Gläubigen sich wiederholen. Vielmehr gilt, was geschrieben steht: „Der Heilige Geist teilet einem jeglichen seines zu, nachdem er will“ (1 Kor. 12, 11). Zum anderen aber stellen wir die Frage: Sind denn nicht auch die heiligen Märtyrer, obgleich am Leibe von des Schwertes Schärfe getroffen, dennoch mit der Seele derselben entronnen? Denn nicht umsonst hat Jesus gesagt: „Fürchtet euch nicht vor denen, welche den Leib töten, aber die Seele nicht mögen töten“ (Matth. 10, 28). Und werden nicht auch sie mit allen Gläubigen in der Auferstehung auch ihren vom Schwert getöteten Leib wieder empfangen, schöner und herrlicher, als er zuvor war? So wird es sich denn freilich zeigen, daß schließlich alle Gläubigen „des Schwertes Schärfe entronnen“ sind. Alle Gläubigen, sagen wir, denn auch diejenigen, welche scheinbar in diesem Leben niemals in die Gefahr gekommen sind, haben doch, wie sich noch zeigen wird, in diesem Leben in gar viel mehr Gefahr geschwebt, als sie wohl selber denken und ahnen mochten. Ja, wir alle wollen einmal Gott danken, daß auch wir „des Schwertes Schärfe entronnen“ sind — durch den Glauben, welchen Gott wirkt, den Glauben, welcher ist „eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet.“

„Sind kräftig geworden aus der Schwachheit.“ Vom Könige Assa zwar lesen wir: „Er suchte auch in seiner Krankheit den HErrn nicht, sondern die Aerzte“ (2 Chron. 16, 12). Nicht, als ob es Sünde wäre, ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Aber daß er „nicht“ den HErrn suchte, „sondern“ die Aerzte, also nur die Aerzte und von ihnen allein alle Hilfe erwartete, das war seine Sünde, denn das war Unglaube. Wenn wir uns das doch merken wollten! Dahingegen tritt uns bei diesem unserem Verse vor allem ein Mann wie der König Hiskia vor Augen, der, zum Tode erkrankt, Buße that, den HErrn anrief und durch den Glauben aus der über ihn schwebenden Todesgefahr errettet wurde. „Ich sprach: Nun muß ich zur Hölle Pforten“ (zum Scheol, d. i. ins Grab), „fahren, da meine Zeit aus war, da ich gedachte noch länger zu leben. Ich sprach: Nun muß ich nicht mehr sehen den HErrn, ja den HErrn im Lande der Lebendigen, nun muß ich nicht mehr schauen die Menschen, bei denen, die ihre Zeit leben. Meine Zeit ist dahin, und von mir ausgeräumt, wie eines Hirten Hütte, und reiße mein Leben ab, wie ein Weber. Er saugt mich dürre aus. Du machst es mit mir ein Ende, den Tag vor Abend. Ich dachte: Möchte ich bis morgen leben! aber er zerbrach mir alle meine Gebeine, wie ein Löwe; denn du machst es mit mir aus, den Tag vor Abend. Ich winselte wie ein Kranich und Schwalbe, und girrte wie eine Taube, meine Augen wollten mir brechen; HErr, ich leide Not, lindere mir's. . . Ich werde mich scheuen alle meine Lebstage vor solcher Betrübnis meiner Seele“ (Jes. 38, 10 ff.). Das war seine Schwachheit. Aber er ist „kräftig geworden aus der Schwachheit“ durch den Glauben. Denn er spricht: „O wie will ich noch reden, daß er mir zugesagt hat und thut es auch“ (Vers 15) und: „HErr, davon lebet man“ (d. i. Von solchen deinen Worten, da du das Leben verheißest, und nicht von unserer Kraft und Macht. Luthers Randglosse) „und das Leben meines Geistes stehet gar in demselbigen“ (d. i. in deinem Worte): „denn du ließest mich

entschlafen und machtest mich leben. Siehe, um Trost war mir sehr bange, du aber hast dich meiner Seelen herzlich angenommen, daß sie nicht verbürbe: denn du wirfst alle meine Sünde hinter dich zurück“ (Vers 16 und 17). Ja, das war freilich Glaube, echter, rechter Glaube, ruhend auf der Vergebung der Sünden in Gottes Wort.

Sollen wir noch ein anderes Beispiel anführen eines Mannes, der „kräftig geworden ist aus der Schwachheit“, so ist es Hiob, der, mit schwerer Krankheit behaftet, seine Hoffnung ganz auf die Gnade gesetzt und der zukünftigen Herrlichkeit, der Auferstehung seines Fleisches sich getröstet hat, wie solches ausführlicher im Buche Hiob selbst nachgelesen werden mag. Und so sind noch gar viele andere gewesen, als z. B. der arme Lazarus, von welchem uns im Evangelio berichtet wird, gar manche Krüppel, Lahme und Blinde, Taube, Stumme und Aussätzige, welche der HErr geheilet hat, uns „zur Lehre geschrieben, auf daß wir durch Geduld und Trost der Schrift Hoffnung haben“ (Röm. 15, 4), „daß wir glauben, Jesus sei der Christ und daß wir durch den Glauben das Leben haben in seinem Namen“ (Joh. 20, 31). Endlich sei hier auch noch des Apostels Paulus gedacht mit seinem „Pfahl im Fleisch“ und der ihm zu teil gewordenen Antwort des HErrn: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“ (2 Kor. 12, 9). Möchten nur auch wir an diesen und anderen Beispielen lernen, in allerlei Schwachheit den HErrn lassen unsere Stärke sein, auch erkennen, daß eben dazu alle Schwachheit gut ist und uns geschieht wird, damit wir solche Erfahrungen machen und mit dem Apostel sagen können: „Darum will ich mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, auf daß die Kraft Christi bei mir wohne.“

„Sind stark geworden im Streite.“ D. i. Sie haben nicht allein im Glauben gesiegt, sondern sie selbst sind noch überdies im Streite desto kräftiger geworden. So David im Kampfe mit dem Riesen Goliath. Wie wuchs sein Glaube, je mehr sein Bruder Eliab ihn schalt, Saul den Kopf schüttelte, Goliath spottete. Wie wuchs sein Vertrauen auf die Verheißung Israels, deren er „versichert“ war (2 Sam. 23, 1). So auch Josaphat, der fromme König, der erst sich fürchtete vor der Menge seiner Feinde, dann aber den HErrn suchte und sprach: „HErr, unserer Väter Gott, bist du nicht Gott im Himmel, und Herrscher in allen Königreichen der Heiden? und in deiner Hand ist Kraft und Macht, und ist niemand, der wider dich stehen möge“ (2 Chron. 20, 6) und zum Volke: „Glaubet an den HErrn, euren Gott, so werdet ihr sicher sein, und glaubet seinen Propheten, so werdet ihr Glück haben“ (20). Eben darum müssen die Kinder Gottes immer in Streit sein auf Erden (Hiob 7, 1), damit sie sich bewähren und im Streite stark werden. Denn „rast ich, so rost ich“, sagt ein altes Sprichwort, und das ist wahr. Als David nicht mit in den Streit zog, sondern daheim blieb, da wurde ihm „Müßiggang aller Laster Anfang“. Im Streite aber ist er stark geworden, und so alle, die im Glauben ihrem Berufe nachgingen. Das wollen wir uns auch merken, so werden auch wir in dem uns verordneten Kampfe nicht allein den Sieg erlangen, sondern noch obendrein selbst innerlich erstarken, wachsen und zunehmen.

„Haben der Fremden Heer darnieder gelegt.“ Jesus, der Anfänger und Vollender unseres Glaubens, „hat ausgezogen die Fürstentümer und die Gewaltigen, und sie Schau getragen öffentlich, und einen Triumph aus ihnen gemacht durch sich selbst“ (Kol. 2, 15). Und in der Hoffnung auf ihn haben auch jene im Glauben überwunden und ihrer

Wenige Viele geschlagen. So waren es geringe Tage, als Jonathan es wagte, den Kampf mit den Philistern aufzunehmen, er selbst allein mit seinem Waffenträger. Es ward damals „kein Schmied im ganzen Land Israel erfunden. Denn die Philister gedachten, die Ebräer möchten Schwert und Spieß machen. Und mußte ganz Israel hinabziehen zu den Philistern, wenn jemand hatte eine Pflugchar, Hauen, Beil oder Sensen zu schärfen. Und die Schneiden an den Sensen und Hauen und Gabeln und Beilen waren abgearbeitet, und die Stacheln stumpf geworden. Da nun der Streittag kam, ward kein Schwert noch Spieß gefunden in des ganzen Volkes Hand, das mit Saul und Jonathan war; ohne Saul und sein Sohn hatten Waffen“ (1 Sam. 13, 19 ff.). Da sprach eines Tages Jonathan zu seinem Waffenträger: „Komm, laß uns hinübergehen zu dem Lager dieser Unbeschnittenen. Vielleicht wird der Herr etwas durch uns ausrichten: Denn es ist dem Herrn nicht schwer, durch viel oder wenig zu helfen“ (14, 6). Und also schlug Jonathan die erste Schlacht, „und es kam ein Schrecken ins Lager auf dem Felde, und im ganzen Volke des Lagers, und die streifenden Kotten erschrakten auch, also daß das Land erbebete. Denn es war ein Schrecken von Gott“ (Vers 15). Durch den Glauben ist solches geschehen, denn sonst wäre es unmöglich gewesen. Wie diese Geschichte sind aber noch viel andere. Doch es würde uns die Zeit zu kurz werden, wollten wir sie alle einzeln namhaft machen oder gar ausführlicher betrachten. Der fleißige Bibelleser mag sie selber nachlesen.

(Fortsetzung folgt.)

H—r.

Einiges über Privatbeichte und Beichtanmeldung.

Viele Christen haben heutzutage ein Vorurteil gegen die Privatbeichte. Die einen meinen, daß sei ja die katholische Ohrenbeichte, die anderen halten sie für überflüssig. Es ist dies aber beides ein großer Irrtum.

Die Privatbeichte ist durchaus nicht der römischen Ohrenbeichte gleichzustellen. Der römische Priester fordert von dem Beichtenden, daß er die Ohrenbeichte gebrauche. Der lutherische Pastor stellt es dem Beichtenden anheim, ob er die Privatbeichte oder die allgemeine Beichte gebrauchen will, weil uns Gottes Wort darüber kein Gebot gegeben hat, es also in unserer christlichen Freiheit steht, die eine oder die andere Form der Beichte zu gebrauchen. Der römische Priester vergiebt nur die Sünden, die ihm gebeichtet werden, der lutherische Pastor vergiebt alle Sünden, auch die ihm nicht genannt werden. Der römische Priester vergiebt die Sünde deshalb, weil der Beichtende seine Sünde bereut und für seine Sünde genugthut; der lutherische Pastor vergiebt die Sünde, weil Christus für uns gestorben ist und befohlen hat, in seinem Namen die Sünden zu vergeben. Es ist also ein himmelweiter Unterschied zwischen der römischen Ohrenbeichte und der lutherischen Privatbeichte, so weit, wie überhaupt zwischen römischer und lutherischer Kirche, Gesetz und Evangelium, Werkgerechtigkeit und Glaubensgerechtigkeit. Die Privatbeichte war lange vorher in der christlichen Kirche üblich, ehe der Pabst zu Rom die Ohrenbeichte aufbrachte, und Luther, durch den uns Gott vom Greuel des Pabsttums errettet hat, hat überall, wo er evangelische Kirchenordnung aufrichtete, die Ohrenbeichte abgeschafft und die Privatbeichte wieder eingeführt. Sie war bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts überall mit wenigen Ausnahmen in der lutherischen Kirche allgemein in Gebrauch, und erst der Rationalismus mit seinem Tugendstolz und seiner Verachtung des Sünderevangeliums hat diesen Gebrauch aufge-

hoben, weil er sich eben nicht mehr in seinen Sünden vor Gott und dessen Diener demütigen wollte. Leider ist ihm dies mit seinem, die ganze Welt verpestenden Pharisäertum nur zu sehr gelungen.

Die anderen, welche gegen die Privatbeichte sind, meinen, sie sei überflüssig, man habe genug an der allgemeinen Beichte; aber auch diese irren. Wohl ist es wahr, auch in der allgemeinen Beichte werden mir die Sünden vergeben, und zwar ebenso fest und gewiß als in der Privatbeichte; darum nämlich, weil der Herr gesagt hat: „Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen“. Es wird mir also in beiden Formen der Beichte dasselbe Gut und auch in derselben Weise dargereicht. Der Unterschied besteht in der Aneignung dieses Gutes; und da müssen wir allerdings sagen: aneignen kann ich mir die dargereichte Vergebung der Sünden leichter und besser in der Privatbeichte. Die Hauptsache in der Beichte ist ja die Absolution oder Losprechung von Sünden; um dieser willen gehen wir zur Beichte; aber die gesprochene Absolution würde mir nichts nützen, wenn ich sie mir nicht aneignete. Eine Gabe, die der Bettler nicht hinnimmt, nützt ihm nichts. Nun kann ich mir ja freilich die Absolution auch aneignen, wenn sie mir und anderen zugleich gesprochen wird. Warum sollte ich eine Gabe nicht auch dann als mir gehörig ansehen, wenn sie zugleich andere empfangen? In der Predigt des Evangelii wird ja auch Gottes Gnade allen Hörern dargereicht, weil sie allen gilt; darum darf, kann und soll sie ein jeder derselben hinnehmen. Durch den Glauben nun eigne ich mir sie an; aber bin ich denn auch in meinem Glauben immer so getrost und freudig, daß ich spreche: Nur her mit der Gnade Gottes, ich will sie schon hinnehmen? Nein, das ist durchaus nicht der Fall. Je tiefer wir die Größe und Schwere unserer Sünde fühlen, desto schwerer wird es uns, die Gnade durch den Glauben anzunehmen. Gott aber will es haben, daß wir so recht die Größe und Schwere unserer Sünde fühlen sollen; denn wir haben uns an dem heiligen und gerechten Gott versündigt, tausendfach versündigt, dem eine jede Sünde ein Greuel ist, und der darum eine jede Sünde straft mit seinem Zorn, dem Tod und der Hölle. „Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängsteter Geist; ein geängstet und zerschlagen Herz wirfst du, Gott, nicht verachten“ (Ps. 51, 19). Wer nun so recht zur Hölle gesunken ist, der meint: Mit mir ist es aus, für mich ist keine Gnade mehr da, ich habe es zu arg gemacht; für andere mag Vergebung da sein, für mich ist nur noch Tod und Verdammnis da. Er spricht mit David: „Meine Sünden gehen über mein Haupt, wie eine schwere Last sind sie mir zu schwer geworden!“

Das weiß auch Gott, daß einem zerknirschten Sünder so zu Mute ist. Warum hat er denn neben der Predigt des Evangelii noch die Taufe und das heilige Abendmahl verordnet? Darum, weil er weiß, wie schwer es einem armen Sünder wird, das Wort von der Gnade Gottes gegen alle Menschen auf sich zu beziehen. Da spricht Gott gewissermaßen: Wohlan, ich will dir zu Hilfe kommen. Ich will mit dir ganz allein handeln. Ich will thun, als wenn es außer mir und dir sonst niemanden in der Welt gebe. Ich will dir allein die Sünde vergeben, damit du siehst, daß ich dich meine. In den Sakramenten spricht Gott so recht zu mir: „Ich bin der Herr, dein Gott“; und siehe, nun kann ich es glauben, Gott selbst hat es mir gesagt, ich habe es aus seinem Munde, daß mir die Sünden vergeben sind.

Ähnlich verhält es sich mit der Absolution. In der Privatbeichte vergiebt Gott mir allein die Sünde, und darum kann ich nicht mehr zweifeln, daß sie mir vergeben ist. Das ist die Ursache, warum diese der allgemeinen Beichte vorzuziehen ist. Wir

haben dafür das Vorbild in der heiligen Schrift. Als David in Sünde gefallen war, ging Nathan, sein Beichtvater, zu ihm und hielt mit ihm Privatbeichte. Er sprach ihm die Privatabsolution: „So hat auch der Herr deine Sünde weggenommen, du wirst nicht sterben“ (2 Sam. 12, 13). Wohl nie ist so viel Beichte gehalten worden, als da Johannes der Täufer in der Wüste predigte: „Thut Buße, das Himmelreich ist nahe herbei gekommen“. „Da ging zu ihm hinaus die Stadt Jerusaleum, und das ganze jüdische Land, und alle Länder an dem Jordan. Und ließen sich taufen von ihm im Jordan, und bekannten ihre Sünden“ (Matth. 3, 5. 6). Johannes taufte zur Vergebung der Sünden. Mit der Taufe vergab er also einem jeden einzelnen seine Sünde. Die große Sünderin war nicht zufrieden, daß der Herr Jesus im allgemeinen die Sünde vergab. Sie holte sich und empfing die Privatabsolution. „Und er sprach zu ihr: Dir sind deine Sünden vergeben“ (Luk. 7, 48). Als man den Sichtbrüchigen zu Jesu brachte, der um seiner Sünde willen in großer Traurigkeit war, sprach ihm dieser, ehe er ihn noch heilte, die Privatabsolution: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben“ (Matth. 9, 2).

Daß man in der Gegenwart die Privatbeichte so wenig begehrt, hat seinen Grund einestheils in der Unkenntnis ihres großen Segens, andernteils aber und vornehmlich darin, daß man über seine Sünden gar zu schnell hinweggeht. Dr. Walther spricht hierüber: „Eine dritte Ursache, warum viele den besondern Trost, der in der Privatabsolution liegt, verkennen, ist aber gewiß diese, daß sie ihre Sünden nicht lebendig fühlen. Viele sprechen nämlich: Ich bedarf ihrer nicht, ich kann mich auch mit der allgemeinen Absolution genugsam trösten. Sollte es aber wohl möglich sein, daß ein wahrer Christ nicht zu Zeiten ebensowohl, wie ein Luther, von seinen Sünden so niedergedrückt würde, daß er von Herzen gern die Stimme hören möchte: Auch dir sind deine Sünden vergeben? Oder sollte es jetzt wirklich lauter so starke Christen geben, als man in der Zeit der Reformation vergeblich suchte? Fehlt es nicht gerade jetzt an nichts mehr, als an starkem Glauben? D es sollte sich daher ja jeder, der in betreff des Trostes so genugsam sein will, wohl prüfen, ob diese Genügsamkeit auch wirklich aus der Stärke seines Glaubens entsprungen ist, oder ob sie vielleicht nicht vielmehr daher kommt, daß er sich leicht über seine Sünden hinwegsetzen kann! Denn daß leichtsinnige Christen keine Privatabsolution begehren, ist freilich kein Wunder. Die Wunden brennen sie nicht, darum begehren sie auch nicht sonderlich des lindernenden Balsams.“ (Predigt von dem besondern Troste der Privatabsolution am 19. Sonntag nach Trinitatis, Evangelienpostille, 10. Aufl., S. 321 b.) Welchen Trost aber Luther aus der Privatbeichte geschöpft hat, darüber schreibt er selbst: „Wenn tausend und aber tausend Welt mein wären, so wollt ich alles lieber verlieren, denn ich wollt dieser Beicht das geringste Stücklein eines aus der Kirchen kommen lassen.“ Ferner: „Es weiß niemand, was die heimliche Beichte vermag, denn der mit dem Teufel oft fechten und kämpfen muß. Ich wäre längst von dem Teufel überwunden und erwürgt worden, wenn mich diese Beichte nicht erhalten hätte.“ Ebenso spricht auch unsere Kirche in ihren Bekenntnissen von der Privatbeichte (denn diese war damals allein üblich): „Von der Beichte wird also gelehrt, daß man in der Kirchen privatam absolutionem erhalten und nicht fallen lassen soll“ (Augsb. Konf. Art. XI). Desgleichen heißt es in der Apologie derselben, Art. XII.: „Die Beichte behalten wir auch um der Absolution willen, welche ist Gottes Wort, dadurch uns die Gewalt der Schlüssel lospricht von Sünden. Darum wäre es wider Gott, die Absolution aus der Kirche also abzuthun.“ L. (Schluß folgt.)

(Aus der „Neuen Lutherischen Kirchenzeitung“ vom 20. Mai.)

Etlliches über Missionar Nätters* und meine Entlassung aus der Leipziger Mission.

Von F. Mohr.

In dieser lehtbetrübtten, bösen Zeit nehmen die kirchlichen Wirren und damit das Aergernis überhand, wie es der Herr vorausgesagt hat. Wollen wir uns nun ärgern und mit Pilatus verzweifelnd ausrufen: „Was ist Wahrheit?!“ Das sei ferne. Christus, der König der Wahrheit, der in die Welt gekommen ist, daß er die Wahrheit zeugen soll, hat seinen Jüngern und uns verheißen, den Tröster zu senden, den Geist der Wahrheit, der uns in alle Wahrheit leiten soll. Und diese Verheißung hat er erfüllt; denn der Geist, den er zu Pfingsten gesandt hat, hat ein volles und reiches Zeugnis gethan durch die vorewählten Zeugen.

Nun sollten Christen, die die Wahrheit lieb haben, bei allen kirchlichen Wirren zuerst fragen — nicht: auf welcher Seite ist Unbilligkeit, Ungerechtigkeit, Hochmut u. dgl.? — sondern: auf welcher Seite ist die Wahrheit? Darum möchte ich alle lieben Christen, die um den letzten Streit in der Leipziger Mission mit uns bekümmert sind und nicht blindlings auf das Wort der leitenden Persönlichkeiten schwören, bitten, zuerst sich die Frage zu beantworten: auf welcher Seite ist die Wahrheit.

Sollte es nötig sein, so werden wir später auch auf das Verfahren gegen uns ausführlicher zurückkommen. Damit unparteiische Leser sich ein Urteil bilden können, möchte ich ihnen mit folgenden Bemerkungen dienen:

Thatsache ist, daß Missionar Nätter und ich entlassen sind aus dem Dienste der Leipziger Mission. Fragt man, warum, so antwortet das Leipziger Kollegium:

„Weil sie den Mitgliedern des Missionskollegiums die Abendmahlsgemeinschaft versagten und die von ihm übernommene Gehorsamsverpflichtung grundsätzlich in Abrede stellten.“ (M.-Bl. Nr. 8. S. 151. 152.)

Wir antworten: „Weil das Leipziger Kollegium sich nicht zur Verbalinspiration bekennen wollte, von uns einen Gehorsam, um des Herrn willen“ gemäß 1 Petri 2, 13 forderte und sich somit als göttliche Obrigkeit geberdete.“

Wir sollen entlassen sein, weil wir die Abendmahlsgemeinschaft suspendierten? Das ist gerade so, als wenn jemand sagte: Die Schweizer konnten mit Luther nicht zum Abendmahl gehen, weil Luther die Abendmahlsgemeinschaft aufhob. Jeder lutherische Christ wird antworten: Luther wäre ja von Herzen gern mit ihnen zum Abendmahl gegangen, wenn sie sich zur Lehre der Schrift bekannt hätten, nachdem sie ihnen auf Grund langer Verhandlungen klargelegt war.

In Nr. 4 S. 69 des Missionsblattes steht:

„Schon bei seiner Ankunft in Tranquebar fand der Direktor Erklärungen der Missionare Nätter und Mohr vor, in welchen die Abendmahlsgemeinschaft suspendiert wurde.“

Die Abendmahlfeier, um die es sich hier handelt, fand statt am 5. November 1893. Am 2. November schrieb ich an Senior Pamperrien in Nätters und meinem Namen: „In Ihrem geehrten Schreiben vom 30. Oktober erlaube ich mir, den Satz: Sie erklären, daß Sie an dem gemeinsamen heiligen Abendmahl am 5. nächsten Monats nicht teilnehmen können und schließen sich somit selbst von der Feier brüderlicher Gemeinschaft vor dem Angesicht des Herrn aus“, als mißverständlich zu beanstanden. Die Folgerung im Nachsage haben lediglich Sie gezogen, nicht ich. Ich habe wörtlich geschrieben: „Es ist

* Zu berichtigen ist, daß Missionar Nätter in Waagen nicht Teichstraße 4, sondern Fleischmarkt 4^{III} wohnt.

deshalb auch mir unmöglich, am Abendmahl am 5. November teilzunehmen, **bevor** nicht solche Bedenken in christbrüderlicher Weise beseitigt sind.⁴ Damit erbot ich mich also von Herzen, mir meine Bedenken beseitigen zu lassen, wobei mir das Wort des Herrn v. Schwarz als des Vertreters des Hochwürd. Kollegiums voll genügend gewesen wäre. — Im selben Sinne war auch die Erklärung Dr. NätHERS gemeint.“

Ist es also wahr, daß der Direktor bei seiner Ankunft Schreiben von uns vorfand, in denen die Abendmahlsgemeinschaft suspendiert war? — Wäre ihnen nur das Geringste daran gelegen gewesen, mit uns in der göttlichen Wahrheit eins zu werden, oder wenn wir irrten, uns eines Besseren zu belehren, um mit uns zum heiligen Abendmahl zu gehen, so hätten sie ja Zeit gehabt, uns vor dem Abendmahl zu rufen.

Als der Direktor von Schwarz im Laufe der 11^{1/2}-tägigen Verhandlung im Namen des Kollegiums schlantweg erklärte, daß sie auf unsere Anfrage, ob die Leipziger Mission sich zum irrumslosen Wort Gottes bekenne oder nicht, eine Antwort **nicht** geben wollten, als er von uns einen gottwidrigen Gehorsam forderte — und **darauffin** uns fragte, ob wir **nun** mit ihnen zum Abendmahl gehen wollten, antworteten wir: Nein.

Als die bisherige Bekenntnisstellung der Leipziger Mission giebt das Kollegium in Nr. 8 S. 152 an: „Die heilige Schrift als das von Gottes Geist eingegebene untrügliche Wort Gottes und die Norm des Glaubens.“ Wir dagegen hätten eine bestimmt „theologische Formulierung“ dieses Glaubenssatzes gefordert, oder wie der Tranquebarer Missionskirchenrat an meine Gemeinde in Negapatam schrieb, wir hätten NätHERS Vortrag zum Konfordinenbuch schlagen wollen. Diese letztere Unterstellung will ich auf sich beruhen lassen. Sie ist gar zu toll und thöricht und eine mit Händen zu greifende Unwahrheit. Dagegen wollen wir die theologische Formulierung näher befehen. Wir forderten, daß die Leipziger Mission und vor allem auch die Leiter derselben sich bekennen sollten zur Verbalinspiration und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift, weil dieselbe zu Hause und in Indien geleugnet worden war. — Dies ist also die „theologische Formulierung“. Das Leipziger Kollegium will sich nur bekennen zur heiligen Schrift als dem von Gottes Geist eingegebenen, untrüglichen Wort Gottes (cf. M.-Bl. Nr. 8). Wie? wird jeder fragen, ist denn das nicht dasselbe? Warum sind denn nun die Missionare entlassen? Doch bekennet sich das Kollegium wirklich zum untrüglichen Worte Gottes? Im Missionshause zu Leipzig wurde mir folgendes diktiert (und vom Missionskollegium gebilligt; oder sollte dasselbe nicht dafür verantwortlich sein, mit welcher Lehre ihre künftigen Missionare zu den Heiden gehen?): „Die heilige Schrift alten Testaments ist zwar nicht die Offenbarung Gottes selbst und auch nicht einmal identisch mit dem göttlichen Wort im alten Bund überhaupt, wohl aber ist sie ein integrierender Bestandteil jener Offenbarung, insofern sie durch dieselben Faktoren der Regeneration zum Zweck der schriftlichen Fixierung der Offenbarung Gottes gesetzt ist; ist also das urkundlich von Gott selbst gewollte und gewirkte Zeugnis der alttestamentlichen Offenbarung. Hierauf beruht und hiernach richtet sich auch die Inspiration des alttestamentlichen Schriftwortes, sowie das Maß seiner Untrüglichkeit.“ Und in der Ausführung dieses Paragraphen lese ich: „Diese Inspiration involviert nicht Irrtumslosigkeit in jeder Beziehung. Thatsächlich ist das Schriftwort nicht ohne Mängel auf uns gekommen. Es finden sich gewisse Ungenauigkeiten in den Schriften, irrige Vorstellungen, Irrtümer, Differenzen“ u. u. — Wozu bekennet sich nun das Leipziger Kollegium, zum trüglichen oder untrüglichen Worte

Gottes? Und wenn es sich zum untrüglichen Worte bekennet, wie es vorgiebt in Nr. 8 des Missionsblattes, warum geht es vor gegen Missionare, die bei diesem untrüglichen Worte bleiben wollen, und nimmt dagegen die in Schutz, die es leugneten? Sind denn Christus und Belial eins geworden in der Leipziger Mission? Als der König der Wahrheit dem Vater der Lügen gegenüberstand in der Wüste, mußte dieser dem: „Es stehet geschrieben“ weichen. Und jetzt darf dieser Teufel, der das: „Es stehet geschrieben“ leugnet, ruhig in der Kirche Christi bleiben? Ist man denn so blind geworden, daß man meint, mit einer irrumsfähigen Schrift den Vater der Lügen in der Heidenwelt unter die Füße treten zu können? Und meinen die lieben Christen, die an die Schrift als das von Gott von Anfang bis zu Ende wörtlich eingegebene Wort glauben, mit denen Schulter an Schulter gegen den Vater der Lügen kämpfen zu können, die das ABC des Christentums: Alle Schrift von Gott eingegeben, heimlich und öffentlich leugnen? Man lasse sich doch nicht täuschen von dem Schafspelz, den das Leipziger Kollegium umzuhängen beliebt, indem es sich zum untrüglichen Worte Gottes bekennet. Sie meinen ja nur den **Inhalt** der Schrift, soweit er ihnen gefällt. Sie werden sich wohlweislich hüten, sich zu bekennen zur Verbalinspiration, daß die heilige Schrift wörtlich, ja wörtlich inspiriert ist. Das ist es ja, was der Teufel ansieht in dieser leibetrübten Zeit.

Man hat es uns sehr verübelt, daß wir überhaupt das Leipziger Kollegium nach seinem Glauben zu fragen gewagt haben, obwohl wir eben daran irre geworden waren, und doch mit ihnen, ja unter ihnen arbeiten sollten. Darf denn ein Christenmensch den anderen nicht mehr nach seinem Glauben fragen? Es sieht ja doch geschrieben: „Seid bereit zur Verantwortung jedermann“ u. c. Doch das Leipziger Kollegium ist wahrscheinlich davon ausgenommen oder vielmehr für dasselbe gilt ja das: „Es stehet geschrieben“ nur soweit, als es ihnen gefällt. Dieses Kollegium gestattet die größte Irrlehre im Missionshause und hat uns mit „Mangel an evangelischer Nüchternheit, Demut“ u. c. überschüttet, als wir wagten, gegen die Leugnung der Irrtumslosigkeit auch auf dem Missionsfelde anzukämpfen.

Ganz kurz sei zu diesem ersten Punkt noch bemerkt, daß es allerdings nicht für uns, wohl aber für das Kollegium sehr wichtig ist, ob der NätHERsche Vortrag resp. die Leugnung der in diesem Vortrage entwickelten Lehre von der Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift an einem Konferenz- oder Synodaltag geschah (cf. M.-Bl. S. 153 oben). Die Konferenz gilt ihnen für mehr privatim, die Synode für offiziell. Also auf offizieller Synode wurde von dem offiziellen Vorlesenden die Irrtumslosigkeit der Schrift geleugnet!

Als Einleitung zum zweiten Punkt — der „Gehorsamsverweigerung“ — will sich das Kollegium kein endgültiges Urteil zutrauen, was der tiefere oder tieftste Grund unserer Abirrung sei (M.-Bl. S. 153). Das ist ja sehr nobel, aber es ist eben nicht wahr. Denn man hat uns ja mit „Hochmut“, „Pietätslosigkeit“, „Mangel an Demut“ u. s. w. u. s. w. traktiert. Wenn wir nun den Spieß umkehrten und sagten: „Was ich denk und thu“ u. c. — Sie haben die Lehrfrage über Kirchenregiment bezw. christliche Freiheit auf das Gebiet der „Einsendung von Listen, Eröffnung von Schulen u. dgl.“ hinübergespielt, um diese Glaubenssache lächerlich zu machen. — Dabei vermeiden sie aber wohlweislich anzugeben, wann denn der Fall vorgekommen ist, daß wir unsere Listen nicht eingesandt haben, die Schulen nicht eröffnet oder dergl.

Sie erregen sich besonders darüber, daß wir den Gehorsam auch nun in äußeren Dingen zu einer „Lehrfrage“

gemacht haben. Ja, allerdings handelt es sich dabei um ein köstliches Stück unseres Glaubens, nämlich um die christliche Freiheit, die uns Christus mit seinem Blut erworben hat. Wir sollten unsere Listen einschicken, Schulen eröffnen, überhaupt unseren Vorgesetzten gehorjam sein „um des Herrn willen“, gemäß 1 Petr. 2, 13. Nun schicken wir wohl unsere Listen gern ein um der Ordnung willen, gehorchen und thun alles gern um des Friedens und der Liebe willen, niemals aber auf Grund solcher Menschenzucht und -herrschaft; denn 1 Petr. 2, 13 steht: „es sei dem Könige oder den Hauptleuten als den Gesandten von ihm.“ Nun sind sie weder irdische Könige, noch sonst als weltliche Obrigkeit eingesetzt, sondern vermischten Welt und Kirche gleich dem Papste. Bei irgendwelchem Verfehlen in unserem Amte hätten wir uns gern strafen und zurechtweisen lassen wegen Unordnung, Unbrüderlichkeit oder dergl. — aber niemals wegen „Ungehorsam gegen kirchliche Obere“; denn das ist wider die Wahrheit des Evangeliums. Wir wollen unser Gewissen nicht verstricken lassen in Menschenzuchtungen und uns nichts zur Sünde machen lassen, was nicht Sünde ist. — Also handelt es sich nicht um eine Gehorsamsverweigerung, als hätten wir nicht thun wollen, was unseres Amtes war, sondern um das Verweigern eines Gehorsams, der gegen die Wahrheit des Evangeliums ist. Das bitte ich wohl zu bemerken, weil das Kollegium immer glauben machen will, als ob wir, so zu sagen, hätten „strafen“ wollen, oder jedenfalls alles nach unserem Gutdünken anordnen.

Gott helfe zur Scheidung. Wahrheit kann nicht mit Lüge, Licht mit Finsternis, Christus nicht mit Belial in der Kirche sein.

Die preussische Landeskirche

wird zur Zeit durch den Kampf um das Kirchengesetz und um den Agendenentwurf etwas beunruhigt. Was das Kirchengesetz betrifft, so handelt es sich darum, ob die Vollmacht der Generalsynode zur Selbstverwaltung der Kirche unter Beschränkung des Eingreifens der Staatsregierung (Ministerium und Parlament) doch ohne Beschränkung des Landesherren als „Oberbischofs“ ein wenig erweitert werden und das Wahlrecht wie die Ausübung kirchlicher Ämter an das Apostolikum geknüpft werden soll oder nicht. Der neue Agendenentwurf aber bezweckt eine gewisse Aufbesserung der alten Agende unter allgemeiner Geltendmachung des Apostolitums, wobei selbstverständlich an dem unierten Charakter der Landeskirche nichts geändert wird. So wenig das alles ist, was durch diese beiden Vorlagen für den christlichen Glauben geboten ist, versprechen sich doch die kirchlich Gesinnten innerhalb der preussischen Landeskirche ungeheuer viel von ihrer Annahme, während die „Liberalen“ d. h. die offenbar Ungläubigen für die „Freiheit“ ihres Unglaubens in großer Sorge sind. Wie bescheiden die Forderungen der „Gläubigen“ sind und wie schwach ihr Auftreten, ist namentlich aus einer kürzlich im Abgeordnetenhaus gehaltenen Rede Stöckers zu erkennen, aus welcher wir nur etliche Stellen anführen: „... ein solcher Thor, der die Forderung stellte, die Zugehörigkeit zur evangelischen Landeskirche vom Apostolikum abhängig zu machen, ist mir noch nicht vorgekommen! Und wenn man mir zuschreibt, als wollte ich jeden, der sich nicht zum Apostolikum verpflichtet, aus der Kirche ausschließen, so kennt man mich nicht.“ ... „Selbstverständlich haben wir in unserer evangelischen Landeskirche verschiedene Bekenntnisse, das lutherische und das reformierte“ ... „Wenn ich auspreche, ein Diener der Kirche müsse im Glauben

der Kirche stehen, sonst muß er sein Amt niederlegen — so soll ich darunter das Apostolikum meinen. Wie kommen die Herren dazu, den Glauben der Kirche und das Apostolikum zu identifizieren?“ ... „Und nun will ich Ihnen noch eins sagen: Sie kennen mich gar nicht. Sie beklagen, daß man in Breslau nicht einen einzigen Mann ihrer Richtung an die Generalsynode senden wollte. Ich persönlich habe in meiner Fraktion auf der Provinzialsynode Brandenburg mit ganzer Kraft durchsetzen wollen, den Herrn Professor Dr. Hirsch von der Linken in die Generalsynode zu bringen, ich habe mir die größte Mühe gegeben, habe es in meiner Fraktion durchgesetzt, habe aber die Unterstützung der anderen nicht gefunden, — wenn es nach mir gegangen wäre, wäre das geschehen.“ Ferner: „Meine Herren, ich kann nur konstatieren, daß auch der Herr Abg. Rickert mir wiederum aufgeredet hat, ich wolle jeden, der nicht so glaubt wie ich, nicht in der Kirche weiter haben. Ich konstatiere daraus hier vor dem Hause, daß auf der anderen Seite eine Stimmung herrscht, mit der nicht mehr zu diskutieren ist. Ich habe soeben gesagt, daß ich das niemals gesagt habe; es wird auch niemand den Nachweis liefern, daß ich es gesagt habe. Trotzdem wird es von jener Seite fort und fort behauptet.“ Eines Vertreters der christlichen Kirche unwürdig war auch die Polemik Stöckers, da er, anstatt klar und deutlich die Wahrheit zu bekennen und wenn möglich durch das Licht der Wahrheit zu überzeugen, sagte: „Ich kann nur sagen, es giebt gewisse Dinge“ (Dummheit nämlich), „mit welcher die Götter selbst vergebens kämpfen“, da doch das jedenfalls keine Dummheit auf Seiten der Ungläubigen ist, zu schließen, daß, wenn nicht nur die Pastoren bei ihrer Ordination, sondern auch alle Kinder bei der Taufe und Konfirmation das Apostolikum bekennen sollen, damit eigentlich die Zugehörigkeit zur Kirche vom Apostolikum abhängig gemacht wird. Ja und Nein zugleich aus Einem Munde, wie aus dem Stöckers, thut nicht gut. — Gegenüber dem Ansturm der Liberalen drohen die „Konserватiven“, daß, wenn den neuen Kirchenvorlagen dasselbe Schicksal bereitet würde, wie seiner Zeit dem v. Zedlitz'schen Schulgesetze, „so würde das der ganzen konservativen Partei und allen positiven Elementen in der evangelischen Kirche in einer Weise vor den Kopf stoßen und das Vertrauen in einem Maße erschüttern, das von den allerberhängnisvollsten Folgen wäre.“ Und, nachdem die Agendenkommission das Apostolikum bei der Ordination abgelehnt hat: „Würde sich die Situation so gestalten — und wenn die Kommission die obigen Änderungen vorgenommen hat, so liegt die Befürchtung dazu nahe — so ist die Lage für die Rechte der Generalsynode ganz klar. Sie kann unmöglich diesen den Bekenntnisstand der Kirche alterierenden Änderungen zustimmen. Wenn das Apostolikum nicht mehr die Grundlage für das geistliche Amt und für die Taufe bildet, dann entsteht die sehr ernste Frage, ob die preussische Landeskirche noch als christliche Kirche anzusehen ist. Das wäre ein radikaler Bruch mit der ganzen Geschichte der evangelischen und christlichen Kirche überhaupt, und eine Kapitulation der Kirche vor der modernen Theologie, die von der verhängnisvollsten Bedeutung werden müßte; denn an die positiven Glieder der Landeskirche, denen es mit der Religion Ernst ist, und die in den göttlichen Thatfachen die Quellen des Heils sehen, würde dann die ernste Frage herantreten, ob sie dann noch weiterhin Mitglieder der Kirche bleiben können, welche das Bekenntnis des Christentums preisgibt und dasselbe nicht mehr als Grundlage der Taufe und des Predigtamts bestehen läßt.“ („Reichsb.“) Es wäre besser, man unterließe solche leere Drohungen, welche ja doch nie zur Ausführung kommen und die auszuführen man auch nicht einmal beabsichtigt.

Vermischtes.

Die „Glaubensverleugnung“

der Prinzessin Alix von Hessen infolge ihrer Verlobung mit dem russischen Großfürsten=Thronfolger hat begreiflicherweise in allen noch einigermaßen christlichen Kreisen Aufsehen und Aergernis erregt. Der „Reichsbote“ schreibt u. a. ganz treffend: „Wenn Fürsten die Religion für äußere Ehre und Vorteil hingeben, dürfen sie sich nicht wundern, wenn andere Leute um ihretwillen vor dem Altar nicht Halt machen und es immer schwerer wird, dem Volke die Religion zu erhalten“. Die Väter und Brüder solcher Prinzessinnen sollten sich doch sagen, daß sie durch solche Konzessionen selbst die Grundlage ihrer Autorität zerstören. Einen besonders bitteren Beigeschmack erhalten diese Uebertritte dann, wenn sie von Fürsten konzessioniert werden, die in ihrem eigenen Lande das sogenannte Summepiskopat über die evangelische Kirche führen. Wenn solche Uebertritte von Privatpersonen geschehen, dann denkt sich jeder sein Teil dabei, aber die Doffentlichkeit geht es weiter nichts an; anders aber ist es, wenn Fürstentöchter das thun, die Töchter oder Schwestern deutscher evangelischer Landesfürsten und Summepiskopi sind. Es ist für jeden Protestanten schmerzlich, die Gedanken, die sich dabei aufdrängen, nur zu denken und zu fühlen, geschweige auszusprechen — aber die Fürsten dürfen sich nicht wundern, wenn dadurch in der evangelischen Kirche die Freude an den Beziehungen der Fürsten zu ihr immer mehr abnimmt. Mit welchen Empfindungen müssen die Russen, insbesondere die russischen Fürsten, die so treu an ihrer Kirche halten, auf diese Uebertritte protestantischer Fürstentöchter und auf die evangelische Kirche sehen, deren Mitglieder so bereit sind, ihren Glauben gegen eine Fürstentkrone auszuwechseln, während russische Prinzessinnen, wenn sie deutsche Fürsten heiraten, wie z. B. die frühere Königin Olga von Württemberg“ (und die Großherzogin Anastasia von Medl.=Schw.) „nicht daran denken, evangelisch zu werden, sondern ihrer griechischen Kirche treu bleiben, wie ein gleiches auch die katholischen Prinzessinnen in der Regel ihrer Kirche gegenüber thun, so daß von russischen Prinzen solches Ansinnen meist überhaupt nicht an sie gestellt wird.“

Zu derselben Sache schreibt der „ev.-luth. Friedensbote“: „Aus Rußland wird gemeldet, nach russischem Hausgesetz müßte die Prinzessin als einstige Zarin eigentlich schon als Braut, bald nach der Verlobung, zur russischen (orthodox, wie sie sich nennt, d. h. rechtgläubig, können wir nicht sagen) Kirche übertreten; es werde aber im vorliegenden Falle eine Ausnahme gemacht und der Uebertritt hinter die Vermählung gelegt werden. Ob vor oder nach, — bleibt ein solcher Uebertritt, deutsch gesagt, Verleugnung des evangelischen Bekenntnisses, eine Schmach und seitens fürstlicher Personen ein schweres Aergernis für das ganze Volk. Wie wird der Mund vollgenommen in Deutschland, um die Reformation und Dr. Luther zu verherrlichen und wie nichts wird alles Geistliche weggeworfen um eines Thrones und um eines Mannes willen. Wenn deutsche Fürstinnen durchaus für Rußlands Herrscher nötig sind, so mögen sie ihr Hausgesetz ändern, oder deutsche Fürstinnen meiden.“ Und die „Deutsche Reichspost“ schreibt: „Wann werden einmal auch unsere evangelischen deutschen Prinzessinnen sich fest und sicher das Zutrauen erwerben, das wir jeder ehrbaren deutschen Bürgers-tochter schon längst schenken dürfen (?), daß sie nicht einer irdischen ‚Versorgung‘ zulieb ihren Glauben wechseln, als ob sie einen Kleiderwechsel vornähmen! Lange genug hat das evangelische deutsche Volk in den Zeiten nationaler Erniedrigung zu solcher Schmach geschwiegen. Es ist Zeit, daß wir offen fragen: Ist die feierliche Konfirmation einer evangelischen Prinzessin eine

Komödie, ihr Konfirmationsgelübde ein leerer Schall? Finden sich keine deutschen Männer, Geistliche oder Laien, die einem gefährdeten Glied ihrer evangelischen Kirche den Liebesdienst thun, ihm diese Wahrheit rund und offen ins Gesicht zu sagen? Welche klägliche Rolle spielen evangelische Hofprediger und ‚Seelsorger‘ in solchen Fällen, falls sie sich nicht unter Daransetzung ihrer Stellung als evangelische Männer erweisen.“

Es wird indessen nicht unberechtigt sein, diesen offenbaren Skandal noch von einer anderen Seite aus zu betrachten und zu beurteilen, nämlich also: Die sogenannten „evangelischen“ Kirchen haben ja in ihrer öffentlichen Vertretung und Leitung den wahren, christlichen, evangelischen Glauben längst verleugnet, und gerade in den höchsten fürstlichen Kreisen weiß man überhaupt gar nicht mehr, was Christentum und Religion eigentlich ist. Christentum und Kirche, Religion und Gottesdienst ist ihnen zu rein äußerlichen Zeremonien verflüchtigt, die sie dann natürlich ebensogut wechseln können, wie sie ihre Landes-Sprache und Tracht wechseln. So wird beispielsweise die Prinzessin Alix von Hessen, nachdem sie sich verlobt hat, hinterher erst wie in der russischen Sprache, so auch in der griechischen Religion unterrichtet. Sie hat also versprochen, eine Religion anzunehmen, welche sie gar nicht kennt. Ob unter diesen Umständen von einer „Verleugnung des Glaubens“ geredet werden kann, wollen wir dahingestellt sein lassen. Eher könnte man wohl sagen, daß solche „Christen“ von christlichem Glauben überhaupt noch nie eine Ahnung gehabt haben. Das aber ist zu beklagen, daß ein durch und durch heidnisch gewordenes Volk noch immer den christlichen Namen trägt und daß die göttlichen Gnadenmittel in wahrhaft heidnischer Weise gemißbraucht werden. Da wäre es aber wohl an der Zeit, solche verheidete „Kirchen“ zu verlassen, anstatt dann und wann einmal ein Klagehied über den Mangel an „kirchlichem Ehrgefühl“ anzustimmen. H—r.

Nachrichten und Bemerkungen.

Hamburger Landeskirche. Anlässlich der Bülow'schen Leichenfeier hatte nach dem Vorgange anderer Blätter auch der „Mecklenburger“ nicht mit Unrecht gesagt, daß es „wie bitterer Hohn“ klinge, noch von einer „lutherischen Kirche Hamburgs“ reden zu wollen. Dagegen hat dann ein Herr „A. Gr. v. B.“ Protest erheben zu müssen gemeint, mit Berufung darauf, daß unter den Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche im Konkordienbuche die Unterschrift der Stadt Hamburg stehe und noch nicht zurückgezogen worden sei, und daß es dabelbst treue Zeugen des reinen und heilsamen Evangeliums gegeben habe und noch gebe. Allein was nützt, so müssen wir immer wieder fragen, eine alte Etikette, nachdem der Wein längst verschüttet ist und die Flaschen mit Fusel gefüllt worden sind? Wie sollte wohl der Teufel darauf kommen, die gute, alte Etikette abzulösen, so lange sie noch für sein Vordhaben gute Dienste leistet? Wofern man aber sagen wollte, das Zurechtbestehen des Bekenntnisses gebe doch den Lebenden wenigstens formales Recht und die Pflicht, für die Aufrechterhaltung, bezw. Wiederherstellung desselben mit allen Kräften einzutreten, so fragen wir billig: „Wo sind denn die Leute, welche öffentlich gegen all den Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte auftreten und so lange auftreten, bis derselbe beseitigt ist? Wenn aber gar „A. Gr. v. B.“, ausgesprochene Unionsleute, wie Wichern und Rind, oder gar einen methodistischen Schwärmer, wie Jaspser v. Dergen, anführt als „treue Zeugen des reinen und heilsamen Evangeliums“, so beweist er damit nur, daß auch bei ihm selbst von Unbertum keine Rede sein kann. Aber welches Interesse hat man beim eigentlich noch, auf den Namen „lutherisch“ und auf die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche zu pochen, es sei denn aus bloßem „Konfervatismus“?

Was die Ungläubigen unter „Protestantismus“ verstehen, ist gelegentlich des Kampfes um das preussische Kirchengesetz folgendermaßen zum Ausdruck gekommen. Die „Köln. Zeitung“ erklärt: „Zum Protestantismus gehört jeder, der sich selbst seine eigene Weltanschauung bildet.“ Und der „Hamb. Korresp.“: „Der Katholik kann nur durch die Kirche selig werden, der Protestant allein durch sich selbst.“ So weiß man also, was das für neue „Dogmen“ sind, die an die Stelle der alten treten sollen. Wir haben nicht nötig, dem noch etwas Wei-

teres hinzuzufügen. Der „Reichsbote“ aber, weil in kirchlicher Verbindung mit allem möglichen Unglauben, verschwendet viele Worte zur Widerlegung und redet dabei von dem nach seiner Meinung nötigen „religiös sittlichen Einfluß der Kirche auf ihre Mitglieder“ u. s. w. Während also jene nicht wissen, was Protestantismus, was Glaube, was Christentum ist, wissen diese nicht, was Kirche ist. Denn sie meinen, die „Kirche“ sei ein Ding, was über ihren Mitgliedern schwebt, während doch die Mitglieder selbst die Kirche sind. „Nun das weiß bei uns ein Kind von sieben Jahren, was die Kirche sei, nämlich die heiligen Gläubigen und die Schäflein, die ihres Hirten Stimme hören“ (Schmalf. Artikel).

Archidiaconus Lie. theol. Drews in Dresden, ein R i t s c h l i a n e r, hat einen Ruf als außerordentlicher Professor an die Universität Jena erhalten und angenommen. Was würde der teure Johann Gerhard zu einem solchen Nachfolger gesagt haben!! H—r.

Die Beunruhigung in den Missionskreisen des Herzogtums Lauenburg über das Verfahren des Leipziger Missionskollegiums in Sachen der Missionäre Naether und Mohr wächst fortwährend. Die formalistisch-bureaucratische Art, in welcher man wertvolle Kräfte in beschleunigtem Verfahren abgethan hat, die armen Missionäre in weiter Ferne auf die Strafe gesetzt hat unter Verweigerung des Reisegeldes, insbesondere aber die dabei hervorgetretene Stellung des Missionskollegiums zur heiligen Schrift erregt gerade diejenigen Kreise, die wesentlich Träger der Mission sind und aus welchen der größte Teil der Gaben der Leipziger Mission zugeflossen ist. Es wurde auch auf der lauenburgischen Missionskonferenz v. 22. v. M. hervorgehoben, daß gerade diejenigen Gemeindeglieder, die ein warmes Herz für die Mission hätten, in dem einfältigen Glauben an die heilige Schrift ständen, welchen die vom Kollegium abgesetzten Missionäre so treu bezeugt und bekannt hätten. Man erwägt in jenen lauenburgischen Kreisen erstlich die Frage einer Scheidung von der Leipziger Mission. Man will noch die Generalversammlung abwarten, auf welcher der lauenburgische Deputierte dem Aufruf der Konferenz gemäß die Sache zur Sprache bringen wird. Wenn auch der offizielle Bericht in der Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung wohl die Sache mit Stillschweigen übergehen dürfte, gemäß der bisherigen Praxis des genannten Organs, das auch bis heute von der weite Kreise bewegenden Absetzung zweier Missionäre immer noch keine Notiz nahm, so wird zweifellos der lauenburgische Deputierte über das Ergebnis seiner Anfrage Bericht erstatten. („N. Z. R.“ 3.)

Berichtigung.

„In der letzten Nummer der ‚Freikirche‘ wird behauptet, ich hätte den Lehrern des hiesigen Bezirks bei der letzten Bezirkslehrerversammlung eröffnet, daß unter den in allen Schulen unweigerlich einzuführenden Büchern auch die revidierte Bibel sei.“ Diese Behauptung ist ebenso unrichtig, wie manches andere, was der in Nr. 101 des „Zwidauer Wochenblattes“ gegebene Bericht über die Bezirkslehrerversammlung enthält. Ich habe nur den Wunsch ausgesprochen, daß für jedes Schularchiv eine revidierte Bibel angeschafft werden möchte. Damit erledigen sich auch alle Schlussfolgerungen, die Herr W. an die falsche Voraussetzung knüpft. Ich bitte um Aufnahme dieser Berichtigung in die nächste Nummer der „Freikirche“.

Zwidau, den 26. Mai 1894.

Der Königliche Bezirksschulinspektor.
Lohse.“

Wir freuen uns, aus dieser uns kurz vor Vollendung des Satzes gegenwärtiger Nummer zugehenden Berichtigung zu ersehen, daß es mit der Einführung der revidierten Bibel in Sachsen noch nicht ganz so weit ist, als wir nach dem Bericht des „Amtsblattes“ für alle königlichen Behörden in Zwidau“, des „Zwidauer Wochenblattes“ (Nr. 101 vom 5. Mai 1894) über die am 2. Mai gehaltene Bezirkslehrerkonferenz schließen mußten. Wir müssen uns freilich wundern, daß ein, solche Unrichtigkeiten enthaltender, Bericht überhaupt nicht sogleich von zuständiger Seite berichtigt wurde, und daß auch nun, nachdem wohl erst durch unsere Notiz die Aufmerksamkeit anderer auf diese höchst wichtige Sache gelenkt worden ist, nicht in erster Linie das „Zwidauer Wochenblatt“, sondern die „Ev.-luth. Freikirche“ zur Berichtigung aufgefordert wird. Doch weigern wir uns nicht, dieselbe sofort abzurufen, weil es uns nur um die Wahrheit zu thun ist.

Es fallen nun natürlich die von uns gezogenen Schlussfolgerungen insoweit hin, als es sich jetzt noch nicht um eine formelle Einführung dieser revidierten Bibel durch die Schule handelt. Die Befürchtung bleibt jedoch (zumal aus obiger Berichtigung des kgl. Bezirksschulinspektors nicht zu ersehen ist, ob die Einführung der neuen Ausgabe

der Wilschens Biblischen Geschichte auch zu den Irrtümern des Berichtserstatters gehört oder wirklich angeordnet worden ist) bestehen, daß gerade die Schule, in welcher ja schon seit 1877 der „Religiöse Memorienstoff“ mit den damals schon geänderten neutestamentlichen Sprüchen (Joh. 4, 24; 1 Petr. 2, 24) offiziell eingeführt ist, wichtige Handlangerdienste thun wird, um das zur Wahrheit werden zu lassen, was Konf.-Rat Kühn auf der Meißner Konferenz 1892 als die richtige Weise bezeichnete, in welcher die revidierte Bibel eingeführt werden wird: „Der revidierte Text muß sich seinen Weg selbst bahnen.“ Das erläuterte dieses Mitglied des sächs. Kirchenregiments damals dahin, daß derselbe zunächst in der Schule eingeführt werde. Unsere Leser sehen also, daß die Einführung dieser Bibel, wenn auch in etwas langsamerem Tempo, als es nach jenem Bericht von der Bezirkslehrerkonferenz scheinen mußte, aber doch erfolgt und zwar vornehmlich mit Hilfe der Schule, und werden es uns Dank wissen, wenn wir, wie bisher so auch in Zukunft, auf jedes Symptom dieser fortschreitenden Einführung aufmerksam machen.

Bei diesem Anlaß machen wir auf einen in Nr. 17 von D. Luthardt's „Allg. Ev.-luth. Kirchenzeitung“ vom 27. April 1894 enthaltenen, „zur Geschichte der Bibelrevision“ überschriebenen Artikel aufmerksam, welcher nach einer Vergleichung mit der Aufnahme der Lutherischen Bibelübersetzung in der Reformationszeit und nach einem Ueberblick über den Gang des Revisionswerkes mit den Worten schließt:

„Als das Bedenkliche möchte aber erscheinen, daß mit der revidierten Bibel keineswegs nun wieder ein bleibendes Wort Gottes den Gemeinden gegeben ist, vielmehr scheint diese Revision nur der Anfang einer endlosen Reihe immer neuer Verbesserungen zu sein. Es ist auch nur eine Konsequenz, nachdem man aus dem Buch der Gemeinde ein Objekt der Wissenschaft gemacht hat, je nach dem Stande der letzteren immer neue Berichtigungen vorzunehmen. Diejenigen, welche das nicht glauben und deshalb für Einführung der revidierten Bibel stimmen, möchten wohl in einer Täuschung begriffen sein. Schon die Stuttgarter Bibelkonferenz im Jahre 1884 erkennt in den dargebotenen Änderungen zwar eine willkommene Förderung der deutschen Lutherbibel und ihres Verständnisses, spricht aber zugleich den doppelten Wunsch aus, man möge sich nicht so sehr an die sprachlichen Formen Luthers anschließen, dagegen in den Verbesserungen des Sinnes noch um einen Schritt weiter gehen. Auch Rapphaußen nennt die revidierte Bibel nur einen „ersten Versuch“, der hoffentlich eine „vollkommenere Lösung“ der Aufgabe zur Folge haben werde.

Wenn wir den Gesamteindruck der Geschichte des Revisionswerkes zusammenfassen wollen, so wird es der sein: Nicht sowohl ein Werk der Kirche, als vielmehr der forschenden Wissenschaft ist es; nicht in Einigkeit des Geistes ist die Revision zu Stande gekommen, sondern unter mannigfachen Widersprüchen; und sie wirkt schließlich nicht einigend, sondern trennend.“ W.

Soeben verläßt die Presse

die zweite vermehrte Auflage des 1884 im Auftrage der Synode der ev.-luth. Freikirche herausgegebenen Traktates:

„Was ist von der beabsichtigten Revision der Lutherischen Bibelübersetzung zu halten?“

Zu beziehen vom „Schriftenverein der sep. ev.-luth. Gemeinden (E. Braun, Agent) in Zwidau“, Mittelstr. 24. Preis 25 P.

Quittungen.

Für die Kolportage des Schriftenvereins gingen ein: Beiträge aus Chemnitz M 98.25, aus Dresden M 53.65, aus Niederplanitz M 76.40, aus Grün und Plauen M 9.60 und aus Schneidenbach M 4 (dabei M 0.60 Geschenke). Geschenk von C. Sch. in Cr. M 0.75. E. Braun.

Für die Emigrantenmission: Ernst Fischer M 1; Fritz Eggers M 8; E. Steidten M 2; Fräul. Paad M 10. Bremen, luth. Pilgerhaus, im Mai 1894. W. Schmidt.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle die Expedition der „Ev.-luth. Freikirche“ betreffenden Mitteilungen, Adressenveränderungen, Bestellungen und Abbestellungen, sowie die Zahlung von Abonnementsgeldern seitens direkter Kunden des Vereins sind an den Agenten desselben, Herrn E. Braun, Zwidau, Mittelstraße 24, zu richten. Derselbe liefert auch sowohl direkt an die Kunden als auch an Buchhandlungen, Kolporteurs und an die Buchagenten in den freikirchlichen Gemeinden sämtliche Publikationen der Missouri-synode, welche vom Schriftenverein aus dem Concordia Publishing House in St. Louis direkt importiert werden.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

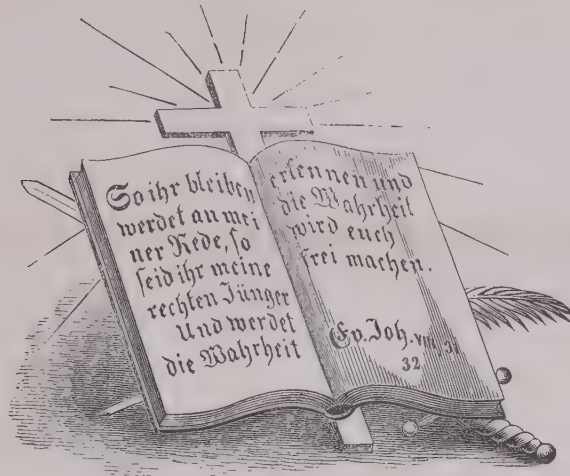
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die L. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 19. No. 13.

Bwickau in Sachsen.

17. Juni 1894.

Ebräer 11.

(Schluß.)

Bers 35: „Die Weiber haben ihre Toten von der Auferstehung wieder genommen; die anderen aber sind zerschlagen, und haben keine Erlösung angenommen, auf daß sie die Auferstehung, die besser ist, erlangten.“

Je mehr die Kinder Gottes die wunderbare Durchhilfe ihres Gottes erfahren haben, um so tiefer pflegt sie ein etwa hereinbrechendes Unglück niederzuschlagen. Denn weil sie gelernt haben, in allen Dingen sowohl ihre Sünde als auch Gottes Hand zu sehen, meinen sie nun gar leicht, es treffe sie eine wohlverdiente Strafe. Also war es bei der Witwe von Zarepath, die, bereit mit ihrem Sohne zu sterben, durch den Propheten Elias auf wunderbare Weise am Leben erhalten wurde (wie er durch sie), dann aber durch eine tödliche Krankheit diesen ihren Sohn verlor. Denn sie sprach zu Elisa: „Was habe ich mit dir zu schaffen, du Mann Gottes? Du bist zu mir hereingekommen, daß meiner Missethat gedacht und mein Sohn getötet würde“ (1 Kön. 17, 18). Das war nicht leicht für Elias, solche harte Rede zu hören. Da sprach er zu ihr: „Gieb mir her deinen Sohn. Und er nahm ihn von ihrem Schoß und ging hinauf auf den Saal, da er wohnte, und legte ihn auf sein Bette. Und rief den Herrn an und sprach: Herr, mein Gott, hast du auch der Wittwen, bei der ich ein Gast bin, so übel gethan, daß du ihren Sohn tötest? Und er maß sich über dem Kinde dreimal, und rief den Herrn an, und sprach: Herr, mein Gott! laß die Seele dieses Kindes wieder zu ihm kommen“ (Bers 19 ff.). Das war Glaube des Elias, und zwar eine gewisse Zuversicht des, das er hoffte, und ein nicht Zweifeln an dem, das er nicht sahe. „Und der Herr erhörte die Stimme Elias, und die Seele des Kindes kam wieder zu ihm, und es ward lebendig“ (Bers 22). Durch Eliä Glauben also hat jenes Weib „ihren Toten von der Auferstehung wieder genommen“ und dadurch selbst

glauben gelernt, also daß sie sprach: „Nun erkenne ich, daß du ein Mann Gottes bist, und des Herrn Wort in deinem Munde ist Wahrheit“ (Bers 24).

Während in jener Geschichte mehr Eliä als des Weibes Glaube zu preisen ist (denn „selig sind, die nicht sehen, und doch glauben“, Joh. 20, 29), nehmen wir bei der Sunamitin, deren durch ein Wunder Gottes geschenkter Sohn ihr gar plötzlich durch den Tod (wahrscheinlich Sonnenstich) entrisen wurde, einen gar starken Glauben wahr, also daß sie, von einem wunderbaren Mute und Glaubensfreudigkeit beseelt, alsbald sich aufmachte, den „Mann Gottes“ (Elisa) aufzusuchen. Der konnte, der mußte ihr helfen. Jetzt kam es ihrem Glauben zu gute, daß sie dazumal den Sohn nicht erbeten, geschweige denn ertrotzt hatte. Nun konnte sie sich deswegen keine Vorwürfe machen. Wenn er ihr nun aber auf immer entrisen werden sollte, so wäre die Enttäuschung um so größer gewesen. Darum beruft sie sich nun darauf: „Wann habe ich einen Sohn gebeten von meinem Herrn? Sagte ich nicht, du solltest mich nicht täuschen?“ (Bers 28). Gewiß glaubt sie jetzt, gestützt wohl auf jenes erste durch Elias geschehene Wunder, daß ihr Sohn, obgleich er wirklich gestorben und tot war, ihr könnte und würde wiedergegeben werden. Denn sie sprach: „So wahr der Herr lebt und deine Seele, ich lasse nicht von dir“ (Bers 30). Der Herr gab ihr solchen Glauben, so hatte sie ihn. Denn nehmen kann ihn sich natürlich kein Mensch (Joh. 3, 27). Wir sehen das recht an Gehazi, wie der mit Eliä Stabe vorweilte und vergeblich den Versuch machte, den Knaben ins Leben zu rufen. Denn „er legte den Stab dem Knaben aufs Antlitz, da war aber keine Stimme noch Fühlen“, so daß er endlich, das Vergebliche seines Bemühens einsehend, umkehrte und zu Elisa sagte: „Der Knabe ist nicht aufgewacht“ (Bers 31). So war es gewiß sehr weise vom Elisa gewesen, daß er dem Gehazi den strengen Befehl gegeben hatte, sich unterwegs nicht aufzuhalten und

niemand zu grüßen noch zu danken. Denn Gehasi wäre sonst wohl im Stande gewesen, viel unnütziges Geschwätz zu machen und zu prahlen, daß er vorhabe, mit Elia Stabe einen toten Knaben lebendig zu machen. Welch ein Gespött würde daraus geworden sein! Für Gehasi aber sollte die Sache beschämend und lehrreich sein und ebenso für alle nachkommenden Geschlechter, die das lesen würden, nämlich daß Elia Stab ohne Elia Glauben nichts nütze, wie auch Elia Mantel ohne Elia Geist nichts genützt haben würde. Reliquien und Zaubersprüche gelten nichts im Reiche Gottes. Denn dasselbe kommt „nicht mit äußerlichen Gehärdten“ (Luk. 17, 20), steht auch „nicht in Worten, sondern in Kraft“ (1 Kor. 4, 20). Die Kraft aber ist allein des auf das Wort Gottes gegründeten Glaubens, eines Glaubens, der auch vom Tode erwecken kann.

Und doch: So groß die Wunder der Totenerweckungen an sich sein mögen, sind doch ihrer im großen und ganzen nur wenige geschehen. Warum nicht mehr? Sollte es nur am Glauben gemangelt haben? Keineswegs. Es ist ein Irrtum, aus der Abwesenheit von Wundern unter allen Umständen auf Mangel an Glauben schließen zu wollen. So sind die Worte des Herrn nicht zu verstehen, wenn er sagt: „Die Zeichen aber, die da folgen werden denen, die an mich glauben, sind die“ u. s. w. (Mark. 16, 17), als ob immer und überall alle oder auch nur etliche der von ihm genannten Zeichen mit dem wahren Glauben verbunden sein müßten, sondern hier gilt das Wort, daß der Heilige Geist einem jeglichen (und so auch einer jeden Zeit) seines zuteilt, „nachdem Er will“ (1 Kor. 12, 11). Ja, so hoch der Glaube derer gerühmt wird, welche ihre Toten von der Auferstehung wiedergenommen haben, preist doch eben dieser unser Vers nicht minder diejenigen der anderen, die „zerschlagen sind und keine Erlösung angenommen haben, auf daß sie die Auferstehung, die besser ist, erlangten“. „Besser“ ist freilich die schließliche Auferstehung zum ewigen Leben, als die vorläufige Auferweckung derer, welche bereits gestorben, nochmals zu diesem Leben hier auf Erden auferweckt wurden, um noch einmal in diesem Jammerthal weiter zu leben und endlich abermals dem Tode zu verfallen. Ist doch solches nicht um ihretwillen geschehen, sondern vielmehr nur zum Erweise und zur Bestätigung der göttlichen Sendung derer, welche diese Wunder verrichteten. So gewiß aber diese alle geschehen und geschrieben sind, um auch in uns den Glauben an die Auferstehung zu erwecken und zu beleben, so doch eben zu dem Zwecke, damit wir durch den Glauben die „bessere“ Auferstehung erlangen möchten, gleich jenen, welche hier in unserem Verse als Märtyrer ihres Glaubens bezeichnet werden. Und eben von diesen ist dann noch weiter in den folgenden Versen die Rede, welche wir demnächst zu betrachten haben.

Vers 36—38: „Erlüche haben Spott und Geißeln erlitten, dazu Bande und Gefängnis, sie sind gesteinigt, zerhackt, zerstoßen, durchs Schwert getötet, sie sind umhergegangen in Belzen und Ziegenfellen, mit Mangel, mit Trübsal, mit Ungemach (deren die Welt nicht wert war) und sind im Glende gegangen in den Wüsten, auf den Bergen und in den Klüften und Höchern der Erde.“

„Sei uns gnädig, Herr, sei uns gnädig: denn wir sind sehr voll Verachtung. Sehr voll ist unsere Seele der Stolgen Spott und der Hoffärtigen Verachtung.“ So klagt und bittet der Psalmist (Ps. 123, 4 f.), und manch eine Seele, die um ihres Glaubens und Bekenntnisses willen Spott und Verachtung der Kinder dieser Welt, der groben sowohl wie der im Schein der Geistlichkeit einhergehenden, zu erdulden gehabt hat, wird diesen Psalm nachgebetet haben. Es ist nun einmal nicht anders: Die Welt, weil sie Welt ist und bleibt,

muß die Kinder Gottes verfolgen, mit Hohn und Spott und allerlei Plage. Das ist immer so gewesen. Uns würde abermals die Zeit zu kurz werden, wollten wir hier alle die Beispiele und Geschichten von Märtyrern aus der biblischen Geschichte des alten Testaments im einzelnen durchnehmen oder auch nur anführen. Wir sehen aber aus der obigen Zusammenstellung der mancherlei Leiden, welche die wahren Kinder Gottes um ihres Glaubens und Bekenntnisses willen zu leiden haben, was auch wir in dieser Welt zu erwarten haben, wenn wir anders als rechte Christen glauben, leben und bekennen wollen. Nicht freilich, als müßten notwendig alle jene Leiden über alle wahren Christen kommen und als wäre derjenigen Glaube und Christentum nicht echt, denen die Ehre des Märtyrertodes nicht zu teil wird. Aber etwas von dem allen müssen alle Bekenner des wahren Christenglaubens zu erfahren und zu schmecken haben. Denn wir „müssen ja durch viel Trübsal in das Reich Gottes eingehen“ (Apostelgesch. 14, 22). Und: „Der Jünger ist nicht über seinen Meister, noch der Knecht über den Herrn. Es ist dem Jünger genug, daß er sei, wie sein Meister, und der Knecht, wie sein Herr. Haben sie den Hausvater Beelzebub geheißt, wie vielmehr werden sie seine Hausgenossen also heißen?“ (Matth. 10, 24, 25). Und abermals spricht der Herr: „So euch die Welt hasset, so wisset, daß sie mich vor euch gehasset hat. Wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt das Ehre lieb. Dieweil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich habe euch von der Welt erwählt, darum hasset euch die Welt“ (Joh. 15, 18, 19). Und St. Jakobus schreibt: „Wisset ihr nicht, daß der Welt Freundschaft Gottes Feindschaft ist: Wer der Welt Freund sein will, der wird Gottes Feind sein“ (Jak. 4, 4). Mehr oder weniger werden alle Christen um ihres Glaubens und Bekenntnisses willen leiden müssen, um selbst dadurch geprüft und bewährt zu werden, anderen aber Zeugnis zu geben von der Wahrheit der christlichen Religion und der seligen Christen Hoffnung.

Was noch insonderheit die Bemerkung anlangt, daß etliche „in Belzen und Ziegenfellen“ umhergegangen sind, so verstehen wir dies namentlich von Elias, der, wie 2 Kön. 1, 8 berichtet wird „eine raue Haut anhatte“ und „einen ledernen Gürtel“ um seine Lenden. So ging ja auch später der Mann, welchen die Schrift den zweiten Elias nennt, Johannes der Täufer, mit Bezug auf welchen der Herr sagte: „Die da weichen Kleider tragen, sind in der Könige Häusern“ (Matth. 11, 8). Wir wollen uns das merken gegenüber allerlei Kleppigkeit und Kleiderpracht nach der Welt Mode und dergl. Nicht zwar, als dürfte nun niemand mehr, der ein Christ sein will, einen guten Rock tragen oder als müsse der Befehl Christi an seine Jünger: „Ihr sollt nicht Gold, noch Silber, noch Erz in euren Gürteln haben. Auch keine Taschen zur Wegfahrt, auch nicht zween Röcke, keine Schuhe, auch keinen Stöcken“ (Matth. 10, 9, 10) auf Karlsruher Weise gesetzlich-schwärmerisch verstanden werden. Wenn das der Fall wäre, so wäre freilich der Apostel Paulus ein schlechter Schüler des Herrn gewesen, denn er hat über seinen Rock auch noch einen Mantel gehabt (2 Tim. 4, 13). Vielmehr galten jene Verhaltensmaßregeln des Herrn zunächst und eigentlich nur damals für seine Jünger, und auch gerade nur für die damalige vorläufige Aussendung, wie aus den näheren Umständen des Textes klar zu ersehen ist. Sodann aber ergibt der Zusammenhang des Textes klar, wie das alles eigentlich gemeint war. „Denn“, so fährt der Herr unmittelbar fort, „ein Arbeiter ist seiner Speise wert“ (Vers 10). Es wollte also der Herr von vornherein und gerade bei der erstmaligen Aussendung seiner Jünger kund und offenbar werden lassen, daß,

die das Evangelium predigen, sich vom Evangelio nähren sollen und daß ihre Erhaltung mit Speise, Kleidung u. dgl. Sache derer sei, welchen sie dienen würden. Wer da meinen wollte, als sei des HErrn Verbot gewesen, sie dürften überhaupt nicht zweien Röcke haben, der müßte ja auch meinen, sie hätten überhaupt „keine Schuhe“ haben dürfen. Das ist aber so wenig die Meinung, als der HErr Jesus selbst Schuhe getragen hat und alle seine Jünger mit ihm. Aber der HErr will nur sagen, daß seine Jünger (und das gilt freilich fort und fort von allen Christen, namentlich aber von den Dienern des heiligen Predigamtens) nicht gar so sehr für die irdischen Dinge, Nahrung, Kleidung u. dergl. sorgen, sondern die Sorge Gott überlassen sollen, und daß sie sich mit dergleichen Dingen nicht allzusehr beschweren sollen, damit nicht sie selbst und ihr Amt und Dienst dadurch gehindert werde. Darum: Bei aller ernstlichen Wahrung der christlichen Freiheit gegenüber einem falsch geselligen und schwärmerischen Wesen wollen wir doch ja auch diese Mahnung wohl beherzigen und stets bedenken, daß das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, dazu das Predigamt und sein Dienst, die Erhaltung und Erbauung der Kirche das Erste und die Hauptsache ist, die irdischen Dinge dagegen, Nahrung, Kleidung u. dergl. das Letzte und Nebensache. Sollte das nicht wohl gerade auch in dieser unserer Zeit sonderlich not zu bedenken sein? Im Glauben sind Männer wie Elias und Johannes der Täufer „in Pelzen und Ziegenfellen umhergegangen“. Darum: Ist das gleich nicht für uns ein äußerliches Gebot, es gerade so zu machen, so giebt doch solches, zumal es hier gelobt wird, wohl zu denken, daß wir auch lernen mögen im Glauben uns einzuschränken und der Welt Ueppigkeit zu entsagen.

„Deren die Welt nicht wert war“, heißt es von den Märtyrern. O eine wohl zu beachtende Bemerkung. Die Welt meint, die Bekenner der alten christlichen Religion seien nicht wert zu leben, denn sie seien zu dumm und zurückgeblieben, um mit der „aufgeklärten“ und „fortgeschrittenen“ Zeit (und das ist nicht erst heute so, sondern schon immer gewesen) fortleben zu können, die seien zu hochmütig und lieblos, weil sie allein Recht haben, alle anderen aber, die nicht ihres Glaubens seien, verdammen, die seien immer das Hindernis, daß es mit der Welt nicht viel besser fortgehe, die seien mit ihren Lehren u. s. w. an allem Unglück schuld, die müßten darum aus dem Wege, so würde es besser werden und die Welt ihrer Vervollkommnung entgegengehen. So meint die Welt. Aber Gottes Wort sagt anders. „Deren die Welt nicht wert war“, heißt es da. Die wahren Christen, die wahren Bekenner des christlichen Glaubens sind der größte Segen für die Welt. Sie allein können der armen, verirren und verlorenen Welt noch etwas nützen. Soll derselben geholfen werden, so kann ihr nur durch sie geholfen werden. Sind's nicht die gläubigen Christen, um welcher willen allein die Welt noch steht? So ist es ein Beweis sonderlicher Geduld, Liebe und Gnade, welche Gott zu allen Zeiten noch der Welt erzeigt hat, daß Er seine Kirche fort und fort erhalten hat und in ihr „das Licht der Welt“ (Matth. 5, 14). Die Welt aber erkennt das nicht und kann das natürlich nicht erkennen, weil und so lange sie eben Welt, d. i. Finsternis ist und bleibt. Und weil nun die Welt in ihrer Finsternis und Verblendung, in ihrer Feindschaft gegen Gott, Sein Wort und Seine Kirche beharrt und sich je länger je mehr verstockt, so geschieht es, daß sie durch Tötung der Märtyrer sich selbst des größten Segens beraubt, den sie hätte haben können. Die Welt war ihrer nicht wert. So wird das allgemeine Gerichtsurteil am Ende lauten. Wehe, wer solch

Wort wird hören müssen: „Du hast dich selbst nicht wert geachtet des ewigen Lebens, darum ist es wieder von dir genommen, obwohl es auch dir wiederholt und herzlich angeboten war“ (vgl. Apostelgesch. 13, 46).

Doch wir kehren nun zu dem eigentlichen Inhalt und Zweck unseres Textes zurück und eilen damit zugleich zum Schlusse des Ganzen.

Bers 39 und 40: „Diese alle haben durch den Glauben Zeugnis überkommen, und nicht empfangen die Verheißung, darum, daß Gott etwas Besseres für uns zuvor versehen hat, daß sie nicht ohne uns vollendet würden.“

Der 39. Bers wiederholt nur noch einmal, was bereits im 2. und im 13. Bers gesagt worden ist. Wir verweisen daher auf das zu diesen beiden Bersen Bemerkte und begnügen auch unsererseits uns jetzt mit einer wiederholten Erinnerung, daß der Glaube es gewesen ist, welcher die Märtyrer und alle Glaubenszeugen und Glaubenshelden zu dem gemacht hat, was sie geworden sind, der Glaube, welcher die Verheißung weder empfangen noch auch gesehen, sondern gestützt auf das Wort Gottes und die in demselben durch das Blut Christi erworbene oder zu erwerbende Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit sich getröstet hat, der Glaube, welcher ist „eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet.“

„Darum“, so fügt der letzte Bers hinzu, „daß Gott etwas Besseres für uns zuvor versehen hat, daß sie nicht ohne uns vollendet würden.“ Mit den „uns“ sind offenbar zunächst und eigentlich die damals Lebenden gemeint, welche, in der Fülle der Zeit geboren, den HErrn Selbst gesehen oder doch zum wenigsten die apostolische Zeit noch erlebt hatten. Indirekt und im weiteren Verstande geht es aber auch noch auf uns alle, die wir in der Zeit des neuen Testaments leben dürfen, als denen nun das alles als geschichtliche Thatsache vor Augen liegt, was jene Gläubigen des alten Testaments als in ferner Zukunft liegend hoffnungsvoll und sehnüchtig erwartet haben. Ja, nun sind es aber nicht allein geschichtliche Thatsachen, auf welche wir zurückschauen dürfen. In dem Lichte eben dieser geschichtlichen Thatsachen leben und weben wir. Die großen Thaten Gottes, zu unserm Heil und zu unserer Seligkeit geschehen, bilden die Grundlage unseres geistlichen Lebens, unseres Glaubens und unserer Hoffnung. Es würde uns jetzt zu weit führen, wollten wir das gründlich auseinanderlegen, inwiefern, bei aller Gleichheit des Glaubens im alten und im neuen Testamente, dennoch der Stand der Kinder Gottes im neuen Testamente wie überhaupt das Licht und die Klarheit des neuen Testaments höher steht, heller und klarer ist als im alten Testamente und also Gott „noch etwas Besseres für uns zuvor versehen hat.“ Die Vollendung aber wird für alle gleich sein, d. h. gleiche Seligkeit für alle, mag immerhin die Herrlichkeit eine verschiedene sein. Und diese Vollendung unserer Seligkeit ist es, auf welche wir jetzt unsere Hoffnung setzen. Und daß wir solches thun und recht thun mögen, eben dazu ist uns dieses alles geschrieben und sind uns alle die Exempel des Glaubens vorgehalten worden derer, welche die Verheißung nicht gesehen, aber geglaubt haben in dem Glauben, welcher ist eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet.“ Jetzt gilt es glauben und hoffen, dann sollen wir schauen und haben in seliger Vollendung, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wir schließen mit den Worten, welche dem Texte unseres bis hierher betrachteten Kapitels unmittelbar folgen und aus

demselben den Schluß und die Anwendung machen: „Darum auch wir, dieweil wir solchen Haufen“ (eine solche „Wolke“ oder große Menge) „Zeugen um uns haben, laßet uns ablegen die Sünde, so uns immerdar anklebet und träge machet, und laßet uns laufen durch Geduld, in dem Kampf, der uns verordnet ist, und aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, welcher, da er wohl hätte mögen Freude haben, erduldet er das Kreuz und achtete der Schande nicht und ist gesessen zur Rechten auf dem Stuhl Gottes.“ Ja, Jesu nach, durch Kreuz zur Krone. Es wird uns nicht gereuen. Gott helfe uns! Amen.

H—r.

Einiges über Privatbeichte und Beichtanmeldung.

(Schluß.)

Von der Privatbeichte zu unterscheiden ist die Beichtanmeldung. Zwar ist auch bei dieser wie bei jener dem Beichtkinde Gelegenheit geboten, seine Sünde dem Beichtvater zu bekennen; allein die Privatbeichte hat den Zweck, dem Beichtenden die Sünden zu vergeben, die Beichtanmeldung soll verhüten, daß der Kommunikant nicht unwürdig zum heiligen Abendmahle gehe. Die Privatbeichte zu gebrauchen, steht in der Freiheit des einzelnen, die Beichtanmeldung ist notwendig. 1 Kor. 11, 28. 29 heißt es: „Der Mensch prüfe aber sich selbst, und also esse er von diesem Brod und trinke von diesem Kelch. Denn welcher unwürdig isset und trinket, der isset und trinket ihm selber das Gericht, damit, daß er nicht unterscheidet den Leib des HErrn.“ Im heiligen Abendmahl wird mir mit dem gesegneten Brod und Wein der wahre Leib und das wahre Blut Christi gereicht, daß ich beides zur Stärkung meines Glaubens mit dem Munde hinnehme. Wer es nun nicht also genießt, der begeht offenbar eine schwere Sünde; denn er verachtet den Leib und das Blut des HErrn, das ihm gereicht wird. Derselbe hat also von dem Genuße des heiligen Abendmahls keinen Segen, sondern Fluch und Verdammnis; denn es ist wahrlich eine schwere, todeswürdige Sünde, Christi Leib und Blut zu verachten. Er ist sich also das Gericht, d. h. Gott straft ihn um dieser Sünde willen. Ein solcher Mensch ist schuldig an dem Leibe und Blute des HErrn (1 Kor. 11, 27), wie sich die Juden an dem Leibe und Blute des HErrn versündigten, da sie ihn kreuzigten. Wer also zum heiligen Abendmahl geht, der muß zuerst wissen, welches der Weg der Seligkeit ist; denn uns selig zu machen, schenkt uns der HErr daselbe. Er muß also wissen, daß er ein armer Sünder ist, daß Christus für seine Sünden gestorben ist und daß er durch den Glauben an Christum Vergebung der Sünden erlangt. Er muß ferner wissen, was das heilige Abendmahl ist, welchen Nutzen es bringt und welches der rechte Gebrauch desselben ist. Er muß endlich auch im lebendigen Glauben stehen. Dies alles ist unbedingt erforderlich zu einem gegneten Genuße dieses hochwürdigen Sakramentes. Wem eines dieser Stücke fehlt, der nimmt sich daselbe zum Gericht. Man kann darum mit dem Genuße desselben nicht sorgfältig genug sein. Wie viele unglückliche Menschen heutzutage bei dem leichtfertigen Abendmahls genuß und bei dem Mangel rechter Beichtanmeldung sich das Sakrament zum Gerichte nehmen, das ist nicht auszusagen. Nun hat aber der Erzhirte und Bischof unserer Seelen einem jeden Christen seinen Pastor (zu deutsch Hirten) zum Seelsorger, Lehrer und Wächter gegeben. „Weide meine Schafe“, spricht der HErr zu Petro. Also haben auch die Prediger die heilige Pflicht, soviel an ihnen ist, zu verhüten, daß keines ihrer Pflegebefohlenen sich das heilige Abendmahl zum Gerichte nehme. Würden sie dies unterlassen oder darin auch nur faumselig sein,

so würden sie sich der schwersten Sünde schuldig machen, sie würden mitschuldig sein, wenn sich der und jener durch unwürdigen Genuß das heilige Abendmahl zum Gerichte nähme. Chrysostomus sagt daher: „Eher will ich selbst Leib und Leben lassen, als zugeben, daß der Leib des HErrn jemandem unwürdig gegeben wird; und eher will ich mein Blut vergießen lassen, als gestatten, daß sein allerheiligstes Blut einem Unwürdigen gereicht werde.“ Würden wir einem Unwürdigen das heilige Abendmahl reichen, so würden wir damit nach des HErrn Ausspruch Matth. 7, 6 das Heiligtum den Hunden geben und die Perle vor die Säue werfen. Würden wir die Leute unberührt zum heiligen Abendmahl gehen lassen, so würden wir uns als untreue Diener Christi erweisen, der uns zu Haushaltern über seine Geheimnisse gesetzt hat (1 Kor. 4, 1), zu denen ja vor allem das heilige Abendmahl gehört. Würden wir nicht genau prüfen, ob der Kommunikant auch im wahren Glauben steht, so würde uns das schreckliche Wort treffen Jesaj. 33, 7. 8: „Und nun, du Menschenkind, ich habe dich zu einem Wächter gesetzt über das Haus Israel, wein du etwas aus meinem Munde hörst, daß du sie von meinethwegen warnen sollst. Wenn ich nun zu dem Gottlosen sage: Du Gottloser mußt nach des Todes sterben; und du sagst ihm solches nicht, daß sich der Gottlose warnen lasse vor seinem Wesen, so wird wohl der Gottlose um seines gottlosen Wesens willen sterben, aber sein Blut will ich von deiner Hand fordern.“ Weil nun die Beichtanmeldung, so viel an uns ist, verhüten soll, daß niemand unwürdig zum heiligen Abendmahl gehe, so hat der Prediger zuerst darauf zu sehen, daß der sich Meldende überhaupt den Weg der Seligkeit kenne; denn das Abendmahl ist ein Mahl des Lebens. Er hat also darauf zu sehen, daß das Beichtkind die Lehren unseres christlichen Glaubens kenne, sonderlich, daß es wisse, daß wir Menschen alle arme Sünder sind, daß aber Christus durch sein Leiden und Sterben uns von der Sünde erlöst hat. Weil aber nur die Erkenntnis heilsam ist, da wir unsere eigene Sündenschuld fühlen, uns eine herzliche Zuversicht zu unserem Heiland fassen und unser Leben bessern, so hat der Beichtvater weiter dahin zu wirken, daß sein Beichtkind seine Sünden erkenne, die es begangen hat, und darüber in seinem Herzen erschrecke; daß es aber auch für seine Person ein herzliches Vertrauen zu dem Verdienste seines Heilandes fasse, um der göttlichen Gnade für seinen Teil gewiß zu werden, und endlich auch von seinen Sünden abzustehen gelobe. Weil nun sonderlich durch das heilige Abendmahl und durch die demselben vorhergehende Absolution Gottes Gnade dargereicht wird, so wird er sich nun weiter dabon zu überzeugen suchen, ob der Beichtende auch glaube, daß ihm durch die Absolution von seinem Beichtvater seine Sünden vergeben werden und daß er das heilige Abendmahl zum Unterpfand und Siegel dieser Vergebung der Sünden empfangen. Weil uns nun die Vergebung der Sünden im heiligen Abendmahl durch den mündlichen Genuß des wahren Leibes und Blutes Christi im Glauben zugeeignet wird, so wird sich der Prediger mit seinem Beichtkinde auch über das Wesen, den Nutzen und den rechten Gebrauch des Sakramentes unterreden. Er wird ihm nämlich zeigen, daß das Wesen des Sakramentes kraft der Einsetzungsworte in dem mündlichen Genuße jenes wahren Leibes und Blutes Christi besteht, die der HErr einst am Kreuze für uns geopfert hat; daß der Nutzen desselben der Empfang der Vergebung der Sünden sei, daß derselbe durch die Worte: „Für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden“ ausgesprochen sei, und daß der Glaube endlich dieser Vergebung theilhaftig werde kraft der Worte: „Für euch“. Hierbei wird er nun auch den seiner geistlichen Pflege Befohlenen vor den Irrthümern warnen, die sonderlich betreffs der Absolution und des Abendmahls im Schwange gehen, wie er ihn ja überhaupt vor

den herrschenden Sünden und Irrlehren zu warnen hat. Selbstverständlich sollen hier nur die allgemeinen Regeln gegeben werden, die bei der Beichtanmeldung zu beachten sind. Das Beichtgespräch selbst wird sich ganz nach der Person des einzelnen und seinem Seelenzustand richten, von dem ja ein rechter Seelsorger Kenntnis hat; auch wird ein rechtes Beichtkind selbst durch Offenbarung dessen, was sein Herz bewegt, dem Beichtgespräch die rechte Richtung geben.

Die Beichtanmeldung ist also von der größten Wichtigkeit. Würde sie ein Prediger dahinsinken lassen, so würde er sich nicht bloß an Gott, dessen Diener er ist, sondern auch an seinen Beichtkindern, deren Seelsorger er ist, veründigen. Er muß daher als ein Hirte, der über die Seele seiner Gemeinde wacht, als der da Rechenschaft dafür geben soll (Ebr. 13, 17), von seinen Zuhörern die Beichtanmeldung fordern, die ja bei rechter Handhabung immer einen Segen abwerfen wird. Ein rechter Christ wird darum, selbst wenn er in der Erkenntnis gefördert ist, in der Beichtanmeldung nicht einen lästigen Zwang sehen, sondern wird seinem Pastor um so dankbarer sein, je treuer er es gerade mit diesem Stücke seines heiligen Amtes nimmt. Ebenso wird auch ein rechter Seelsorger sonderlich in diesem Stücke große Weisheit üben: er wird nicht die in der Erkenntnis Geförderten so unterrichten, wie die Schwachen; die, welche in der Heiligung eifrig sind, so behandeln wie die Saumseligen; ja zuweilen wird sich das Beichtgespräch auf eine sehr kurze Unterredung beschränken. Weil aber alle Handlungen des Pfarramtes auf die Stärkung des Glaubens gerichtet sind, so wird der sich zum Abendmahl Meldende selbst aus einem kurzen Gespräch einen Segen, nämlich Stärkung seines Glaubens, schöpfen und auch darin die Stimme seines himmlischen Hirten hören, der sein Schäflein durch seinen Knecht auf der grünen Aue seines Wortes weidet zum ewigen Leben, und wird nur um so freudiger zu Gottes Tisch gehen. L.

Das fünfzigjährige Amtsjubiläum

feierte am Sonntag Exaudi in aller Stille das älteste Mitglied unseres Ministeriums, der ehrw. Pastor Chr. Hanewinkel zu Dresden. Der leidende Zustand, in welchem er sich infolge eines Schlaganfalles befindet, ließ es weder seinen Amtsbrüdern noch der Dresdener Gemeinde geraten erscheinen, eine Jubiläumsfeier zu veranstalten, und sind ihm daher die Glückwünsche der Genannten in aller Stille, wie der Jubilar es in seinem bescheidenen Sinne auch am liebsten sah, übermittelt worden. Doch wollen wir Gott zu Lob und Ehren dieses Jubiläums hier gedenken. Denn es ist etwas Großes, 50 Jahre im Predigtamt gestanden und Gottes Wort unverfälscht und unverfälscht gelehrt zu haben.

Am Sonntag Exaudi, den 19. Mai 1844, wurde der damalige Kandidat Chr. Hanewinkel, nachdem er zum Past. adj. für die Parodie Mustin im Herzogtum Lauenburg berufen worden war, im Dom zu Rastenburg ordiniert und am Feste der heiligen Dreieinigkeit, den 2. Juni 1844, innerhalb seiner Gemeinde eingeführt. Am 3. Juli 1853 wurde er als selbständiger Pastor eingeführt. Das Pfarramt in Mustin hat er bis Herbst 1881, also 37 Jahre mit großer Treue geführt. Dann sah er sich durch sein in Gottes Wort gefangenes Gewissen gezwungen, sein Amt in der Landeskirche Lauenburgs niederzulegen und diese Kirche selbst zu verlassen. Er siedelte nach Chemnitz über, schloß sich der dortigen separiert evangelisch-lutherischen Dreieinigkeitsgemeinde an und wurde von derselben zum Hilfspastor des damals an den Augen erkrankten Pastor Kern berufen. 1885 berief ihn die Dresdener St. Trinitätsgemeinde, als sie seinen Sohn F. Hanewinkel zu ihrem Pastor wählte, zugleich zum Hilfsprediger und

er folgte dem Rufe, da die Chemnitzer Gemeinde ihn friedlich ziehen ließ, und hat seitdem, wie vorher in Chemnitz so nun in Dresden, die Gemeinde durch manches kräftige Wahrheitszeugnis erquickt. Möge Gott, wenn es Ihm gefällt, den ehrwürdigen Greis wieder so weit kräftigen, daß er die Kanzel wieder besteigen kann, oder sonst ihm einen stillen Lebensabend und eine freudenreiche Heimfahrt bescheren!

Der Austritt dieses schon im höheren Alter stehenden Pastors machte seiner Zeit berechtigtes Aufsehen und so wenig seine nächsten Amtsbrüder (mit Ausnahme des ihm nach 7 Jahren folgenden Freundes und Kampfgenossen, des Pastor W. Hagen) geneigt waren, ihm zu folgen, so wagte doch damals niemand, öffentlich ihm vorzuwerfen, was jetzt zu unserem Leidwesen in der im Lauenburgischen redigierten „Neuen Lutherischen Kirchenzeitung“ allen separierten Pastoren vorgeworfen wird, nämlich daß „sie die Waffen weggeworfen unter dem Vorwande, daß die Gestalt der Kirche, in der man sich befindet, nicht eine solche ist, in der der Herr seine Kirche sehen will.“ Unser Jubilar warf nicht die Waffen weg, sondern er ergriff sie: er kämpfte gegen das eindringende Prinzip der Zuchtlosigkeit, welche ihm seine mit aller Treue gepflegte Gemeinde verwüsten wollte, und gegen die Behrwillkür, die solcher Zuchtlosigkeit zur Unterlage dienen mußte. Als er aber in solchem Kampfe sah, daß die in den Fesseln des Staates gefangene, aber mit ihrem Schicksal ganz zufriedene Landeskirche Lauenburgs sich wegen beider Sünden nicht strafen lassen wollte, da — warf er nicht die Waffen weg, sondern er ließ dem Zeugnis im Wort das Zeugnis der That folgen und verließ im Gehorsam gegen Gottes Befehl: „Geht aus von ihr und sondert euch ab“ diese ihren Abfall von der Wahrheit durch Verhärtung gegen das Wahrheitszeugnis und Sanktionierung der Zuchtlosigkeit besiegelnde Landeskirche. Das war nicht Feigheit, sondern durch Gottes Geist in diesem friedliebenden Manne gewirkte Tapferkeit, es war nicht die Flucht eines Mietlings, sondern die Treue eines Hirten, der lieber alles fahren läßt, als daß er zur Lüge stille schweige, wie Augustinus sagt: „Schweigen ist das Fliehen der Seele“. Es war aber dieser Austritt — das werden wohl alle, die unseren Jubilar kennen, ohne weiteres zugestehen — auch nicht eine That ungeduldigen Eifers. Es ging ihm, wie es Melancthon im Anhang zu den Schmalkaldischen Artikeln beschreibt: „Schwer ist es, von so viel Land und Leuten weichen und eine sondere Lehre führen, aber hie steht Gottes Befehl“: (nämlich wie vorher angeführt 2 Kor. 6, 14: „Zieheth nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen“). — Und er hat es nie bereut, Gottes Wort auch in diesem Stücke gehorjam gewesen zu sein, sondern rühmt es noch immer mit fröhlichem Munde und Angesichte, wie Gott ihn in der Gemeinschaft der evangelisch-lutherischen Freikirche gesegnet und erquickt hat. Und wir preisen mit ihm Gott den Herrn, daß Er uns diesen ehrwürdigen Wahrheitszeugen geschenkt und erhalten hat und daß wir seines Zuspruches und Rates, seines Vorbildes und seiner Fürbitte genießen dürfen! W.

Die revidierte Bibel.

Das Erscheinen der zweiten Auflage des auf der letzten Seite dieses Blattes angezeigten Schriftchens: „Was ist von der beabsichtigten Revision der Lutherischen Bibelübersetzung zu halten?“ und die Wichtigkeit der Sache veranlaßt uns, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die nunmehr fertig vorliegende „revidierte“ oder „durchgesehene Bibel“ zu richten. Wir müssen gegen die „revidierte Bibel“ um so lauter unsere Stimme erheben — und wenn es auch nur die Stimme eines Predigers in der Wüste ist — weil, wie es im Vorwort des obengenannten Schrift-

chens heißt, „die revidierte Bibel mehr Aenderungen enthält als die ‚Probabilien‘ hatte, und diese Aenderungen nun natürlich nicht mehr als solche durch anderen Druck gekennzeichnet sind.“ Die Folge wird sein, daß „viele, die sie kaufen, gar nicht merken, daß sie „etwas anderes kaufen, als was sie bisher besaßen.“ Darum merke, lieber Leser, wie es neben der ungeänderten eine geänderte Augsburgerische Konfession giebt, so giebt's nun, was ungleich schlimmer ist, neben der ungeänderten eine geänderte Lutherbibel. Der alte böse Feind, mit Ernst er's jetzt meint. Er treibt seine Scharen zum letzten entscheidenden Ansturm gegen die Burg des göttlichen Wortes, in welcher allein die Christen sicher und unüberwindlich sind. Der Angriff erfolgt gleichzeitig von zwei Seiten. Auf der einen durch den Kampf gegen die Inspiration oder göttliche Eingebung der heiligen Schrift, auf der anderen durch Einführung der revidierten Lutherbibel. Beide, die Inspirationsfeinde wie die Revisionsfreunde treibt derselbe Geist. Es ist der Geist, welcher im Paradiese zu unseren ersten Eltern sprach: „Ja, sollte Gott gesagt haben?“ Durch Veränderung der deutschen Bibel wird ebenso wie durch Leugnung der göttlichen Eingebung der Schrift dem deutschen Christenvolke der Boden unter den Füßen weggenommen oder wankend gemacht. Die deutsche Bibel ist dem Volke Gottes Wort. Das Volk kennt Gottes Wort nur in dieser Form. Durch die Aenderungen wird dem Volke die Ueberzeugung, in Luthers Arbeit die richtige Bibel zu besitzen, erschüttert. Wenn das Volk nunmehr an manchen oder vielen Stellen anders lesen muß als bisher zu lesen war, so muß das Mißtrauen gegen die Bibel erwecken und eine beängstigende Unsicherheit hervorrufen, die viel schlimmer ist als alle angeblichen Uebelstände der jetzigen Uebersetzung. Luther sagt in der Vorrede zum kleinen Katechismus: „Das junge und alberne Volk muß man mit einerlei gewissem Text lehren, sonst werden sie gar leicht irre und wird damit alle Mühe und Arbeit verloren.“ Das Wasser des Lebens, der wahre Gesundbrunnen wird unserem Volke durch die Aenderungen getrübt und ungenießbar gemacht, wie soll sich's aus ihm Gesundheit trinken? Mit dem Vertrauen zu Luthers Verdeutschung geht unserm Volke Gottes Wort verloren. Das ist ein Seelenschade, gegen den die angeblichen Vorteile auch der wortwörtlichsten, gelungensten Uebersetzung nicht in Betracht kommen können. Das Wort, welches unter allem Wechsel sich immer gleich bleibt, das Einzige, was seit dreihundert Jahren Stand gehalten hat, wird durch die revidierte Bibel in die unruhige Bewegung unserer Zeit hineingezogen.

Und wer nimmt denn eigentlich Anstoß an Luthers Uebersetzung? Man sehe sich doch einmal die Anstifter und Betreiber des Revisionswerkes an. Sind es die Freunde des ewigen Evangeliums, das Luther wieder verkündigt; die Stillen im Lande, welche tagtäglich nach ihrer Hausbibel greifen und sich daraus Licht, Kraft und Trost holen? Mit nichten. Sie haben eine Bibelrevision nicht gefordert und begehrt. Nein, die ärgsten Revisionschreier sind die Feinde des Armenfünderevangeliums, die Neugläubigen, die Fortschrittstheologen, die Wissenschaftsanbeter, die aufgeklärt-sein-wollenden Namenchriften, deren Hausbibel im Staube liegt. Damit soll nicht geleugnet werden, daß etliche der vorangetragenen Bibel-Revisionsjahne folgen, welche „in ihrer Einsicht dahingehen und wissen nichts um die Sache“.

Wenn man so viel Aufhebens von manchen Uebersetzungsfehlern Luthers macht, so weise man doch nach, zu welchen Irrtümern das deutsche Christenvolk durch die angeblichen oder wirklichen Uebersetzungsfehler der Lutherbibel seit dreihundert Jahren verführt worden ist, welche falschen Lehren und Ansichten daraus in die Gemeinden geflossen sind, welche Nachteile es aus den Unrichtigkeiten gehabt hat. Kann man das nicht, was soll dann überhaupt der ganze Revisionschwindel? Luther hat nirgends

schriftwidrige Menschenmeinungen in die Bibel hineinübersezt, wohl aber thun dies die Revisionschreier, welche, wie obengenanntes Schriftchen nachweist, bei aller Peinlichkeit in nebensächlichen Dingen „Christum aus dem alten Testament ausgemerzt, ihren judaisierenden Unglauben eingeschmuggelt und die tröstlichsten Weissagungen des alten Testaments verflüchtigt haben.“ Die sprachliche Bibelrevision ist nur ein Vorwand für die sachliche. Die Revisionskämpfer begehren eine Revision nicht der Lutherschen Uebersetzung, sondern des prophetisch-apostolischen Originals, die sich bloß, um ihren Zweck sicherer und vollständiger zu erreichen, an Luthers Werk und Namen hängt, um eine Bibelrevision aus dem Göttlichen ins Menschliche, aus dem Geiste Gottes in den Geist der Zeit ins Werk zu setzen.

Man kann und wird auch bei den bisherigen Aenderungen nicht stehen bleiben. Jedes folgende Geschlecht wird dasselbe Recht beanspruchen, wie das jetzt lebende. In zwanzig, dreißig Jahren wird man, „um einem tiefgefühlten, dringenden Bedürfnis abzuhelfen“, den Errungenschaften der fortgeschrittenen theologischen Wissenschaft Rechnung zu tragen, weitere Aenderungen vornehmen, bis endlich jede Landeskirche eine eigene revidierte Bibel besitzt. Das obengenannte Schriftchen weist nach, daß die vorliegende revidierte Bibel beispielsweise allein im 40. Kapitel des Jesaias 6 Aenderungen mehr, und im neuen Testament 42 mehr aufweist als die Probabilien. Am Riemen lernen die Hunde Leder faulen. Den Neueren wird der Mut wachsen, Kühner aufzutreten. Wer dem Revisionsgeist einmal einen Finger gegeben hat, dem nimmt er mit Gewalt die ganze Hand. Die Revision läßt sich nicht willkürlich in gesteckte Grenzen bannen. Der Stein der Revision ist vom Gipfel herab ins Rollen gekommen und niemand wird ihn aufhalten. So wird die Kirche durch neue und immer neue Revisionsversuche zerpalten und zerrissen werden. Man wird weiter revidieren, bis die alte Lutherbibel allmählich gänzlich verdrängt und aus der deutschen Christenheit hinausrevidiert ist.

Luthers Bibelübersetzung ist ein Werk aus einem Sinn und Geist, aus einem Stück, wie der ungenähte Rock Christi. Sollen wir uns daraus ein Stück nach dem andern heraus schneiden und dafür allwärts zusammengeflackte Flicklappen moderner Schriftgelehrsamkeit mit dem haltlosen Zwirn wandelbarer Menschenweisheit aufsetzen lassen, bis daraus eine buntschneidige Narrenjacke wird? Wir bedanken uns für die Puscherei jener Flickschneider! Wer das Bibelübersetzen besser versteht als Luther, der möge dem deutschen Christenvolke eine eigene, gelungenere Uebersetzung bieten und den Versuch wagen, mit ihr der Lutherschen den Rang abzulaufen, aber Luthers Uebersetzung in Frieden lassen.

O daß wir es mit Donnerstimme in die schlafende, deutsche, evangelische Christenheit hineinrufen könnten: Wach auf, du evangelisches Christenvolk! man will dir deine Lutherbibel und damit Gottes Wort rauben, so gewiß Lutherslehre Gotteswort ist! — Möge darum auch das oben angezeigte Schriftchen die weiteste Verbreitung finden und viele zu der Erkenntnis bringen, daß, wenn sie sich Gottes Wort und die heilige Schrift nicht gänzlich von dem Fürsten dieser Welt rauben lassen wollen, sie damit den Anfang machen müssen, ihm keinen Buchstaben von ihrer deutschen Volksbibel preiszugeben. Gott helfe uns auch in diesem Stück, zu halten was wir haben, daß niemand unsere Krone nehme!

K.

Vermischtes.

Materialismus und Selbstmord.

„La Clinique“, das offizielle Organ der städtischen Krankenhäuser in Brüssel (Belgien), veröffentlicht einen Artikel über den Selbstmord und dessen Ursachen, worin sich folgende Stelle findet:

„Der religiöse Glaube muß ebenfalls berücksichtigt werden. Der Selbstmord kommt stets am häufigsten in der materialistischen Gesellschaft vor, und das begreift sich auch. Sobald man überzeugt ist, daß mit dem Dasein auf dieser Erde alles endet, daß es gar keine andere Welt giebt, ist es ebenso natürlich, diese Welt zu verlassen, als es natürlich ist, ein Theater zu verlassen, in welchem man sich durch die Wärme belästigt oder durch das Schauspiel gelangweilt fühlt.“ — In dem nämlichen Artikel lautet eine andere Stelle: „Wir besitzen weder den Mut noch die Widerstandskraft unserer Väter, und diese Unfähigkeit, zu leiden, ist aus dem physischen Gebiet ins moralische übergegangen. Wir vermögen weder Unruhen noch Kummer mehr zu ertragen. Sie nehmen in unseren Gedanken erschreckende Verhältnisse an, und für die schwachen Geister verwandeln sie Mißgeschick und ganz gewöhnliche Sorgen in Höllequalen.“ — Die gelehrten Ärzte der „Clinique“ erblicken also in dieser Unfähigkeit zu leiden auch eine der Ursachen der erschrecklichen Zunahme der Selbstmorde. Wo der christliche Glaube fehlt, ist auch keine Geduld und keine Widerstandsfähigkeit und Kraft im Leiden. (Ev.-luth. Gemeindeblatt.)

Notlüge.

„Wer da sagt, daß er aus Not lüge“, sagt P. Frommel sehr treffend, „der kennt seinen Gott nicht.“ Es heißt nicht: „Lüge die Leute an in der Not“, sondern: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen.“ (Luth. Anzeiger.)

Nachrichten und Bemerkungen.

Eine „Vereinigung der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses“ hat sich in den Rheinlanden und Westfalen gebildet. Es hat etwas Nührendes und Wehmütiges zu sehen, wie christlich gerichtete Männer sich zusammenthun, um gegenüber den alle Dämme durchbrechenden Fluten des Unglaubens sich ihres Glaubens zu erwehren, und wie sie dabei doch so halb, so schwach und haltlos sind, daß alles Bemühen von vornherein den Keim des Todes in sich trägt. So heißt es da in einer der bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden: „Daß manche moderne Theologen Christum liebend verehren, soll ihnen nicht abgesprochen werden, aber die Sprache eines eigentlichen Glaubens an Christum kann man in ihren Aussagen nicht vernehmen.“ Wie denkt man sich nur ein „liebendes Verehren Christi“ ohne Glauben? Es klingt weiter wie Glaube und Bekenntnis, wenn gesagt wird: „Geben wir zu, daß die moderne Theologie in der Kirche das Bürgerrecht erhält, so hört die Kirche auf Bekenntnisgemeinschaft zu sein und entartet zu einem Sprechsaal für religiöse Angelegenheiten, in dem jeder seine Meinung mit gleichem Recht vorbringen kann“ u. i. w. Wenn man doch nur einsehen wollte, daß die sogenannte „evangelische Landeskirche“ Preußens wie alle heutigen Staatskirchen tatsächlich längst aufgehört haben, Bekenntnisgemeinschaften zu sein. Und weiter heißt es: „Die evangelische Kirche kann demnach nicht zugeben, daß eine Thatsache, wie z. B. die leibliche Auferstehung Christi, von den einen ihrer Diener bestritten, von den anderen behauptet wird. Läßt sie das zu, so wird sie zu einem monströsen Zwitterding. Wird die Leugnung grundlegender Thatsachen aus dem Leben des Herrn in weiterem (?) Umfange unter den Theologen herrschend, so werden die besten, frommsten, ernstesten Mitglieder unserer evangelischen Gemeinden den Staub von ihren Füßen schütteln und schaarenweise die evangelische Kirche verlassen. (?) Und wer von uns würde nicht mit ihnen gehen, wenn es einmal heißen würde: „Israel, hebe dich zu deinen Hütten“. Aber soweit sind wir noch nicht (!). Unsere teure evangelische Kirche gehört (?) dem alten Glauben, dem Glauben unserer Väter, dem Glauben unserer Reformatoren. Wer sich zu demselben nicht bekennen kann, darf (?) kein Lehramt in der evangelischen Kirche beehren.“ In der Diskussionszeit war man sich, wie berichtet wird, „klar darüber“ (?), daß unter Führung einer Theologie, die von den fundamentalen Lehren der Schrift und dem noch gültigen (?) Rechtsboden der Bekenntnisse abtritt, die evangelische Kirche unfähig sei zu der ihr zugewiesenen Arbeit für das Reich Gottes und ohne Klarheit und Wahrheit im Kampf gegen den Aberglauben zu ihrer Rechten und dem Unglauben zu ihrer Linken. In den festgestellten Paragraphen (denn Paragraphen müssen es ja thun!) heißt es dann: „Wir verwahren uns gegen jeden Versuch, unter Beseitigung oder Nichtachtung der Bekenntnisse eine Gleichberechtigung der Richtungen in der evangelischen Kirche

zu proklamieren und unter diesem Titel eine verwirrende Lehrwillkür in die evangelische Kirche einzuführen. 2. Wir verwahren uns dagegen, daß die Bestreitung der Grundthatsachen des Heils, insbesondere der Menschwerdung des ewigen Gottessohnes, der durch Christi Opfertod vollbrachten Erlösung, seiner leibhaftigen Auferstehung und Himmelfahrt, seiner Wiederkunft in Herrlichkeit einem evangelischen Geistlichen oder Religionslehrer irgend gestattet oder nachgesehen werde. 3. Wir verlangen, daß für die Pflege schriftgemäßer und bekennnistreuer Theologie auf den Universitäten und in den Prediger-Seminaren erste Sorge getroffen werde.“ — „Ich protestiere gegen solchen Einbruch und verlange Räumung meines Hauses“, sprach der erwachende Hausherr zu dem Diebe, legte sich auf das andere Ohr und schlief weiter.

Die „Allgemeine deutsche Lehrerverammlung“ tagte kürzlich in Stuttgart. Es ist traurig zu sehen, wie man es da verstanden hat, ohne irgendwelche Schärfe von einem Bekenntnis zum Christentum allmählich abzulernen, um schließlich beim nackten Heidentum anzukommen. Nachdem nämlich der württembergische Staatsminister des Kirchen- und Schulwesens, Dr. v. Sarwey, in seiner Begrüßungsrede gar trefflich gesagt hatte, daß „die württembergische Gesetzgebung in Ausführung dieses Grundgebantens daran festgehalten hat, daß die Volksschule ihre Aufgabe nur erfüllen kann, indem sie dieselbe auf die religiöse Grundlage stellt und daß dies nur durch die Stellungnahme auf dem konfessionellen Boden möglich ist“, dankte der Vorsitzende Halben dem Minister mit dem Bemerkung: „Wir befinden uns in Uebereinstimmung mit der württembergischen Staatsregierung, indem auch wir bemüht sind, das deutsche Volk auf sittlich religiöser Grundlage zu erziehen, Toleranz und Humanität in die Herzen des Volkes zu pflanzen und sie zu erfüllen von den Pflichten für das deutsche Vaterland.“ Darauf Dr. Paul Schramm-München: „... Schulbildung sei die Grundlage des heutigen Staates, Schulbildung sei eigentlich nur ein anderes Wort für ‚Staatsinteresse‘. Der Kulturstaat, in dem das Volk in der Kultur zurückgeblieben, wäre dem Untergange geweiht. Der Staat habe nicht bloß eine sozial-politische, sondern auch eine sozial-ethische Mission. Die tiefen Gegensätze, die im Volke herrschen, beruhen nicht so sehr auf den materiellen Lasten, als auf der großen Bildungsverschiedenheit. ... Der Bildungsmangel sei das festeste Bollwerk des politischen Brigantentums gewesen (ganz sozialistisch!) ... Die Römer zeichneten sich aus an der Festhaltung der Ideen der ewigen Roma, die Griechen durch ihre Kunst; die Deutschen sollen sich auszeichnen durch wissenschaftliche Bildung. Wahre Weltanschauung könne nur das Volk haben, das auf dem Höhepunkt der Wissenschaft und Kultur stehe; nur ein solches könne Herrscherin der Weltgeschichte sein.“ Also von „Religion“ und „Konfession“ bis zu dem Geheiß: „Groß sei die Diana der Ephezer“ (Apostelgesch. 19, 34), und bei dem allen: „Stürmischer Beifall“.

Aus der Schweiz berichtet die Luthardt'sche Kirchenzeitung, kürzlich habe auf einer Konferenz zu Basel der Pfarrer Ernst Stähelin über das Thema gesprochen: „Welches sind die Charaktereigenschaften an der Person Jesu, die den Glauben an ihn, welchen er für sich in Anspruch nimmt, erklären und rechtfertigen?“ Dabei habe derselbe ausgeführt, „daß das Gesamtbild Jesu einen so überwältigenden Eindruck macht, daß man ein zur Nachfolge Christi führendes Gottvertrauen gewinne, und das sei der rechte christliche Glaube; dagegen die Lehre von der Auferstehung, von den Wundern u. i. w. sei belanglos, sie können höchstens zu einem Fälschhalten führen, aber nicht zum Glauben.“ Die Luthardt'sche Kirchenzeitung zeigt sich sehr befriedigt, daß „die meisten“ Pastoren sich gegen solche Aufstellung „verwahrt“ haben und daß dieser (fälschliche) Unglaube in der Schweiz „mehr Widerspruch“ finde, als man annehme. Man weiß nicht oder will nicht wissen, daß „ein wenig Sauerteig den ganzen Teig versäuert.“ Man freut sich gar darüber, daß es nur so wenig Eistmischer giebt, und wenn es mehr geworden sind, freut man sich auch noch, daß sie noch nicht alle solche sind und wenn erst alle es geworden sind, wird natürlich auch niemand mehr sein, der darüber zu klagen hätte.

H—r.

Babelsgedanken. Die „National-Zeitung“, das Blatt der National-liberalen, hat in ihrem Leitartikel zu Pfingsten auch ihre Babelsgedanken zum Besten gegeben. Höre nur das gebildete Wirrwahl des hochmütigen Zeitgeistes:

„So erhaben wie den Christen der Schöpfer der Welt über Jupiter, Neptun und Pluto stand, so erhaben ist die moderne Anschauung des Weltalls im Vergleich zu der kindlichen der Vorzeit. In der Welt, die wir jetzt kennen, ist für den Himmel und die Hölle in dem Sinne der Schrift kein Raum mehr. Der Buchstabe ist hinfällig geworden, kein Glaubenszwang kann ihn mehr aufrecht erhalten. Die Erde steht nicht mehr still, die Gottheit hat weder eine rechte noch eine linke Seite. Nicht in 6 Tagen, nicht in 6 Jahraufenden ist das Weltall geschaffen worden, sondern es dauert von Ewigkeit in einer beständigen Umformung und Entwicklung. Diesen Thatsachen (!!) vermag sich auch der Glaube nicht zu entziehen. Bald hier, bald dort muß er Zugeständnisse machen und das ‚aufgefahren gen Himmel‘ und ‚niedergefahren zur Hölle‘ allegorisch

und symbolisch zu erklären versuchen. Aber so wie er den buchstäblichen Sinn und die naive Vorstellung der alten Lehrer und Bekenner verläßt, hat er nicht mehr das Recht, andere darauf zu verpflichten."

Diesen Dekretalien des Berliner Papstes folgen leider viele, viele und halten sich für gebildet und liberal! Wir sehen da nur Unverstand, Verdrehungskunst und Menschen- und Naturvergötterung!

Nur in zwei Stücken hat, das müssen wir dieser Mitteilung des „Ev.-luth. Friedensboten“ hinzufügen, jener Schreiber der „Nat.-Ztg.“ recht: Erstlich daran, daß der „Glaube“ vieler sog. Theologen jenen Anschauungen der Naturwissenschaften immer mehr Konzessionen macht, und dann, daß die, welche selbst nicht mehr streng an der Bibel festhalten, nicht das Recht haben, andere auf das Apostolikum zu verpflichten. Daß aber eine Kirche, deren hervorragende Theologen ehrlicher Weise von einer Verpflichtung auf Bibel und Bekenntnis absehen müßten, selbst ein Vabel ist, das will eben der „Friedensbote“ auch nicht zugeben.

Die „evangelisch-lutherische Kirche in Preußen“ (Oberkirchen-Kollegium Breslau) zählt 6 Superintendenturen (Breslau, Kottbus, Posen, Thorn, Triefelaff, Berlin, Eberfeld) und 63 Pfarbezirke mit 44430 Seelen, 107 Kirchen, 55 Pastoren, 10 Hilfsprediger, 14 Schulen, 20 Lehrer und 3 Lehrerinnen.

- In Abendmahls- und Kanzelgemeinschaft mit „Breslau“ stehen:
1. die selbständige lutherische Kirchengemeinschaft in Niederhessen, mit 5 Pfarreien und ebensoviel Pfarrern und etwa 20 Predigtorten.
 2. die selbständige evangelisch-lutherische Kirche in Hessen-Darmstadt, mit 6 Gemeinden und 9 Geistlichen.
 3. die evangelisch-lutherische Freikirche in Hannover, mit 8 Kirchspielen, 8 Geistlichen und etwa 20 Predigtorten.
 4. die „unevangelisch-unlutherische“ Staatskirche in Sachsen und anderen Ländern.

Und so lange die Breslauer Synode mit den abgefallenen Staatskirchen, wie der sächsischen, Abendmahls- und Kanzelgemeinschaft hält, gilt von ihr: „inter quos te invenio, inter hos te judico“ d. h. „sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist.“

Die Heilsarmee befindet sich in einer Krise, welche unter Umständen ihren Zusammenbruch zur Folge haben kann. Es ist längst bekannt, daß „General“ Booth seine Offiziere sehr schlecht bezahlt, während er sich selbst und seiner Familie nichts abgehen läßt. Die einzelnen Korps müssen sehen, wie sie ihr Leben fristen, von allen Sammlungen aber haben sie 10% an das Hauptquartier abzuliefern. Ein „Offizier“ der Heilsarmee nennt in England fünf Schilling die Woche sein eigen. Verheiratete erhalten zehn. Sehr häufig wissen die Offiziere nicht, wo sie ein Mittagssmahl herbekommen sollen, denn ihr Gehalt können sie nicht regelmäßig in Anspruch nehmen. Die Korps müssen herhalten. Das Hauptquartier mietet z. B. ein Lokal für 2 Pfd. St. 10 Sh. und berechnet dann dem Korps, welches es benutzt, 3 Pfd. St. 10 Sh. Der Abfall der Offiziere ist infolge dessen ein massenhafter. Allein im vorigen Jahre sind 1200 „Offiziere“ aus der Heilsarmee ausgetreten. Auch die Zahl der „Soldaten“ verringert sich alljährlich, obgleich die Zahl der „Buhferten“, die in die Armee eintreten, eine enorme ist. Diese Angaben stammen ihrem Inhalte nach von George Hopkins, welcher zwölf Jahre „Offizier“, zehneinhalb Jahr „Stabsoffizier“ und zwei Jahre erster Statistiker der Heilsarmee gewesen ist. Hopkins kommt zu dem Schlusse, daß die Heilsarmee in Stücke gehen muß, ehe zwei bis drei Jahre verstrichen sind.

Die Darstellung religiöser Schaupiele ist im Regierungsbezirk Aachen durch eine Regierungsverordnung erwirkt, deren Ernst manchen christlichen Kreisen zum Vorbild dienen kann. Es heißt in einer Verordnung vom 18. Oktober 1875, daß „öffentliche Darstellungen aus der biblischen Geschichte des alten und neuen Testaments, namentlich aus Jesu Christi Lebens- und Leidensgeschichte, möge die Darstellung sich als lebende Bilder oder in szenisch sich bewegender Handlung zeigen, vom polizeilichen Standpunkte aus unzulässig sind.“ Einem Verein in Aachen wurde kürzlich die Genehmigung zu einer religiösen Aufführung erst nach mehreren Schwierigkeiten erteilt, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, „daß die Person Christi oder Gott Vaters oder des heiligen Geistes oder eines Mitgliedes der heiligen Familie nicht durch lebende Menschen dargestellt werden, und daß auch im übrigen nichts vorkommen darf, was irgend geeignet wäre, Anstoß zu erregen.“ („M. G.-Z. R.-Z.“)

Im Königreich Sachsen warten über 500 Predigtamtskandidaten auf Anstellung, während es im ganzen Königreiche nur reichlich 1100 geistliche Stellen giebt. In Preußen können von 5170 Kandidaten etwa 3000 keine Verwendung im geistlichen Amte finden; diese sind daher zum Teil zum Schuldienste oder anderen Berufsarten übergegangen. Wie viele Arbeit an den Seelen wäre zu thun, und sie hätten alle Arbeit, wenn sich's nicht nur um gute Pfünden handelte! J. B. meldet der „Reichsbote“, daß in Meran in Tirol die dort lebenden deutschen Evangelischen einem Dominikanermönch nachlaufen, der dort seit einiger Zeit mit großer Beredsamkeit Vorträge hält. Deutsche evangelische Frauen

und Mädchen bringen es fertig, u. a. auch einen schwulstigen Vortrag über die Jungfrau Maria mit allen Einzelheiten von ihrer unbefleckten Empfängnis bis zu ihrer Himmelfahrt anzuhören. Derselbe wollte in einer Gesellschaft einer Dame die Lehre von der Dreieinigkeit einleuchtend machen, „da sie als Protestantin nicht daran glaube“. Er kam jedoch übel an, da die Dame im Stande war, ihm in aller Treue Zeugnis ihres evangelischen Glaubens zu geben. („Ev.-luth. Friedensbote.“)

Quittung.

Für die Synodalkasse: Kollekte am 2. Pfingstfeiertag in Planitz M 64.07; von L. in Z. durch J. Herrmann in Zwickau M 3.

Zu Reisesweden: Von der Gemeinde Wiesbaden durch Herrn Brunn daselbst M 8.50.

Für Negermission: Von N. N. durch Herrn Brunn in Wiesbaden M 100; Ungenannt durch Herrn P. Willkomm in Planitz M 3; durch Herrn P. Vent in Grün: aus dem Missionsneger im Pfarrhaus daselbst M 11.60, gesammelt in einer Missionsstunde dort M 6.50 und von einigen Lesern des Kinderblattes M 1.90; durch Herrn P. Hanewinkel in Dresden: von Fr. Wilhelmine Graupner daselbst M 3, von S. S. in L. M 5, von Herrn August Kunze in Seiffenhersdorf M 2 und von Herrn Raues Kindtauschkollekte M 6; von L. in Z. durch Herrn Mann in Zwickau M 3.

Für Emigrantenmission: Von Herrn Schade, nach Los Angeles ausgewandert, durch Herrn Lehrer Dito Voigt in Altenburg M 1.

Für die Mission in Neuzeeland: Von Ungenannt durch Herrn Christian Gläß in Planitz M 3.

Für den Missionar Mohr: Von Herrn O. V. in Altenburg M 10; Kollekte der Gemeinde Planitz M 140; besgl. der Gem. Dresden M 170.77.

Für die Missionare Räther und Mohr: Von J. H. W. in R. M 2.

Für Student Friedrich in Springfield: Pfingstkollekte der Gemeinde Chemnitz M 104.60; Hochzeitskollekte des Herrn Winkler in Dresden M 12.20.

Eduard Reidner, Kassierer.

Synodal-Anzeige.

Die Synode der evangelisch-lutherischen Freikirche in Sachsen u. a. St. wird sich, so Gott will, in diesem Jahre zu **Allendorf** an der Lunda (bei Lollar in Hessen) versammeln. Sie tritt am **18. Juni** (Mittwoch nach dem 8. Sonntage nach Trinitatis) zusammen und wird auf Grund von Thesen, die Herr Pastor Hübener in Kolberg gestellt hat, über den Ehe- und Hausstand verhandeln. Wer sonst etwas vorlegen will, möge mir das bis zum 20. Juni mitteilen. — Während der Synode findet eine allgemeine Pastoralenkonferenz statt.

Niederplanitz, 7. Mai 1894. O. Willkomm, P., d. S. Präses.

Aufforderung zum Abonnement

auf die Synodalberichte der Missouri-Synode!

Gegen Franko-Einsendung von 9 Mark an den Unterzeichneten erhält man sämtliche im Laufe dieses Jahres erscheinende Synodalberichte der Missouri-Synode (einschließlich des schon erschienenen statistischen Jahrbuchs) sofort nach ihrem Erscheinen direkt vom Concordia Publishing House in St. Louis franko zugesandt. Es ist dies die billigste und bequemste Weise, sich in den Besitz der wertvollen Berichte, deren in diesem Jahre 14 erscheinen werden, zu setzen. Man säume nicht, die Bestellung alsbald zu machen, da schon mehrere Distrikte getagt haben, ihre Berichte also bald erscheinen werden.

Der Schriftenverein der sep. ev.-luth. Gemeinden in Sachsen.
C. Braun, Agent, Zwickau, Mittelstr. 24.

Buch-Anzeige.

Was ist von der beabsichtigten Revision der Lutherschen Bibelübersetzung zu halten? Von Pastor D. H. Th. Willkomm. Zweite vermehrte Auflage. Zwickau i. S. Verlag des Schriftenvereins der sep. ev.-luth. Gemeinden in Sachsen. 1894. 32 Seiten. Kl. 8°. Preis 25 P. Siehe hierüber die empfehlende Besprechung auf Seite 101.

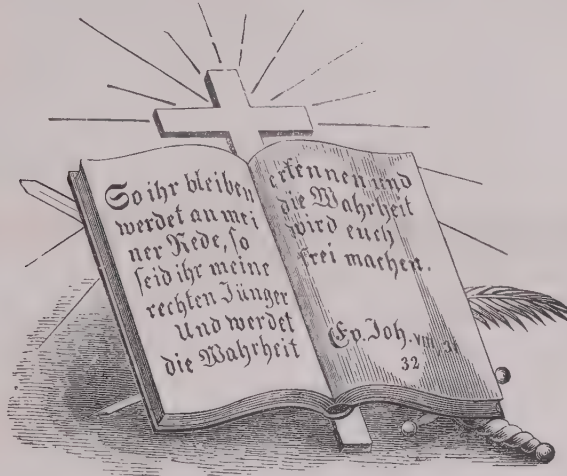
Die unser Blatt durch die Post beziehenden Abonnenten wollen das Abonnement für das 2. Semester dieses Jahrgangs **geß. sofort** erneuern, um Unregelmäßigkeiten in der Zusendung zu vermeiden.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

zur
Belehrung und Erbauung
für
evangelisch-lutherische
Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die L. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 19. No. 14.

Dresden in Sachsen.

1. Juli 1894.

Zur vorläufigen Abwehr.

Der Elsäßer (Protest*)-Pfarrer Alfred Horning hat neuerdings wieder in der „Neuen Luther. Kirchenzeitung“ (Nr. 21 u. 22) „Zur Separationsfrage“ sich ausgesprochen in einer Weise, die wir nicht unwidersprochen lassen dürfen.**

Herr Pfarrer Horning hat sich die Sache sehr leicht dadurch gemacht, daß er von vornherein den eigentlichen Streitpunkt verschoben hat. Er behauptet, die Frage sei, ob wir eine Kirche verlassen sollten, „weil in ihr allerlei Behörden, Pfarrer und Laien den Schriftglauben verwerfen und das Gegenteil glauben und lehren von dem, was sie, als Glieder der Kirche Augsburger Konfession, glauben und lehren sollten“. So unterstellt er uns, entgegen den gegenteiligen ausdrücklichen Versicherungen P. Walters, als ob wir forderten, daß man „feigerweise“ und „ohne Kampf“ eine in Verfall geratene Kirche alsbald verlassen solle. Und so weiß er denn einen Brief Luthers an zwei Prediger, die bei ihm angefragt hatten, ob sie ihre Kirchen lassen und den Feinden des Evangelii

* „Protest“-Pfarrer und -Gemeinden nennt man dort diejenigen, welche, anstatt von der unglaublichen Staatskirche ordentlichweise sich zu trennen, in deren Verbände bleiben und mit bloßen Protesten, persönlichem Meiden der groben Irrlehrer, und Konventikeln, d. i. Kirchlein in der Kirche, ihrer Bekenntnispflicht genug zu thun meinen. Uebrigens tritt Pf. H. nicht bloß für diese, sondern für alle, auch die altdeutschen „gläubigen“ Staatspfarrer ein.

** Zwar befindet sich jener Artikel im sogenannten „Sprechsaal“ und soll als Antwort auf einen Artikel unseres P. Walter gelten, der einen früher vom Pf. Horning erschienenen Angriff gegen unsere lutherische Lehre von der Kirche widerlegt hatte. Nun gedenken wir nicht unserem I. Dr. Walter vorzugreifen. Weil derselbe jedoch zur Zeit leidend ist, halten wir uns unsererseits wenigstens eine „vorläufige Abwehr“ geboten, und weil von uns gerade jene Debatte anfänglich angeregt worden war, uns auch dazu berufen. Daß wir hierzu aber nicht, wie früher, den „Sprechsaal“ der „N. L. K.-Z.“ benutzen, hat seinen Grund darin, daß derselbe für diesen Gegenstand zur Zeit verschlossen zu sein scheint. Wohl, weil man dort von ordentlicher Separation ein für allemal nichts wissen will.

(heimlichen, die sich als Freunde stellten!) weichen sollten, ganz geschickt so zu verwenden, als dürfe man nach Luthers Meinung überhaupt niemals sich separieren, während doch Luther den Rat giebt, sie sollten unter den dort gegebenen Umständen „noch zur Zeit nicht“ weichen. Ueber Luthers Verbrennen der Bannbulle und die Separation aller derer, welche ihm folgten, hat sich Pf. Horning ausgeschwiegen. Von den Lutherischen nach dem Tridentiner Konzil aber gesteht er zu, sie hätten verstanden, „daß jede Hoffnung auf Reformation der römischen Kirche aufzugeben und die Stunde völliger Trennung von ihr gekommen war“, während er an anderer Stelle behauptet: „Wer will sich zum Richter über diese Frage aufwerfen und darüber entscheiden, ob der Augenblick gekommen sei, solche Hoffnung aufzugeben?“ Was die Christen damals thun durften, wird uns ja wohl auch noch erlaubt sein.

Wenn dabei Pf. H. die in der Landeskirche Verbleibenden als diejenigen hinstellt, welche „glauben“ und nicht „fliehen“, uns aber als solche, welche „die Flinte ins Korn geworfen“ und aus der „Unruhe“ der Landeskirche in den „sicheren Hafen der Freikirche“ uns zurückgezogen hätten, so können wir das Urteil hierüber füglich den Lesern überlassen, obgleich wir gern soviel zugeben, daß unser Gewissen allerdings in der Freikirche die Ruhe gefunden hat, welche es beim Verbleiben in der Staatskirche nicht finden konnte.*

Wir gedenken nicht, uns hier nochmals auf alle Einzelheiten einzulassen. Nur auf einige hervorstechende Punkte möchten wir den Finger legen.

Wenn Herr Pf. H. behauptet, daß die elsässer Protestgemeinden „ebensowenig von dem landeskirchlichen Kirchen-

* Den Vorwurf des Fliehens müssen wir zurückgeben, weil jene elsässischen Pfarrer, wie sie sagen, die Konferenzen mit den Irlehrern ihrer Kirchengemeinschaft meiden, während doch, so lange sie in der Landeskirche bleiben zu können oder zu müssen meinen, ihre heiligste Pflicht wäre, solche Konferenzen zu besuchen, um ihren Einfluß, welchen sie doch so hoch rühmen, geltend zu machen. Und wie steht es mit der Brotfrage?

regiment' abhängen, als etwa von dem elsässischen Ober-Rabbiner oder von dem römisch-katholischen Bischof Fritzen in Straßburg", so mag dies richtig sein in demselben Sinne, wie es die „Innere Mission“, die pietistischen Konventikel und Gebets-Vereine von sich rühmen als Kirchlein in der Kirche. Thatsache aber bleibt, daß sie alle mit ihren Pastoren nach wie vor Glieder der Landeskirche sind und bleiben, ja auch das ungläubige Konsistorium derselben als Kirchenbehörde über sich anerkennen, wie denn Pf. H. von „Verordnungen des Kirchenregiments“ schreibt, welche sich ein landeskirchlicher Lutheraner im Elsaß gefallen lasse. Und wie mag man dort etwa über die Ausbildung und Prüfung der Theologen u. a. m. denken?

Indem nun wiederum Herr Pf. H. die Zugehörigkeit zur Landeskirche nicht leugnen kann, sucht er sich dem ihn treffenden Vorwurfe kirchlicher Gemeinschaft mit offenkundigen Irrlehrern so zu entziehen, daß er bald, mit den Unierten in der preussischen Landeskirche, behauptet, die Landeskirche sei überhaupt keine Kirche (!) und also die Gemeinschaft ihrer Glieder keine kirchliche, sondern nur eine „äußere“ Gemeinschaft*, bald aber, mit vollen Backen die Landeskirche als die geliebte „Mutter“ preisend, und zwar nach der Seite der pietistisch-methodistischen Schwärmer hin, von welchen bekannt ist, daß sie nur eine unsichtbare Kirche kennen. Weil die Ungläubigen nicht zur wahren Kirche im eigentlichen Sinne gehören, welche ist der Leib Christi, so, schließt Herr Pf. H., könnten sie überhaupt in keinem Sinne „Glieder der Kirche“ genannt werden. Also ist nach seiner Meinung kirchliche Gemeinschaft mit Ungläubigen ein Ding der Unmöglichkeit,** trotz Gottes Wort und Konkordienformel Art. 10, § 5 u. 6.

Der Irrtum H.'s besteht darin, daß er die unsichtbare Kirche oder die Kirche im eigentlichen Sinne des Wortes von der sichtbaren Kirche, der „Kirche“ im uneigentlichen Sinne, dem aus Gläubigen und Ungläubigen gemischten Haufen nicht zu unterscheiden vermag. Er erklärt einfach, auch zur sichtbaren Kirche gehörten keine Ungläubigen. Die Verwirrung ist groß. Denn nun ist die „Landeskirche“, von der er selbst immer spricht, bald seine liebe „Mutter“, zu der nur wahre Christen gehören und die man nicht verlassen dürfe, bald eine rein „äußerliche Gemeinschaft“ und überhaupt gar keine Kirche.

Für diese seine falsche Lehre von der sichtbaren Kirche glaubt sich Pf. H. auf „die Reformation“ berufen zu können, und zwar namentlich auf Melancthon. Er sagt: „daß die Reformatoren keinen Unterschied machen zwischen der unsichtbaren Gemeinschaft der wahrhaft Gläubigen und zwischen dem, was ihnen die Kirche als sichtbare Gemeinschaft ist. Die Irrlehrer und Abgefallenen gehören demnach nicht, für sie, zur sichtbaren Kirche.“ Das ist ein offenkundiger Irrtum Hornings, und zwar gerade an seinem angeblichen Gewährsmann, Melancthon, leicht nachzuweisen. Melancthon sagt nämlich in seinen „Locis“, auf welche H. sich beruft, ganz recht nur dies, daß die unsichtbare Kirche nicht außerhalb der sichtbaren zu suchen sei, weil sie ja durch die sichtbaren und hörbaren Gnadenmittel gezeugt und erhalten werde. Insofern ist allerdings die unsichtbare und die sichtbare Kirche nicht zu scheiden, wohl aber zu unterscheiden. Ferner sagt Melancthon

ausdrücklich, daß auch Ungläubige, sofern sie äußerlich zur rechten Lehre sich bekennen, „Bürger und Glieder der Kirche in diesem Leben“ sind. Nur von offenkundigen Irrlehrern und Halsstarrigen sagt Melancthon, daß sie nicht Glieder der sichtbaren Kirche seien, nämlich darum nicht, weil die Kirche sie nach Gottes Wort (Gal. 1 u. 1 Joh. 5) austhue und verfluche.

Daß den Staatskirchlern auch in der Form der „Protest“-Pfarrer und -Gemeinden mit Gründen der Lehre aus Gottes Wort unter Hinweis auf die tatsächlichen Verhältnisse gar nicht beizukommen ist, so lange sie es sich in den Kopf gesetzt haben, nie und unter keiner Bedingung sich separieren zu wollen, ist auch daraus zu sehen, daß Pf. H., wenn man ihm zugeben wollte, die offenkundigen groben Irrlehrer in der Landeskirche seien ja eigentlich nicht Glieder der Kirche, sondern Heiden und darum, gemäß 2 Kor. 6, 14—18* zu verlassen, sich wieder nach der entgegengesetzten Seite wendet und sagt, Heiden seien sie keineswegs, sondern „Glieder der Kirche Augsburgischer Konfession“.

Merkwürdig ist auch, wie Pf. H. sich der eigentlichen Hauptfrage, nämlich: „Was ist denn die Vereinigung gläubiger Lutheraner und Irrgläubiger?“ wie sie ihm unser P. Walter sehr treffend gestellt hatte, zu entziehen gewußt hat. Erst sagt er: „Wir ziehen aber nicht — was uns betrifft — an einem Joch mit Ungläubigen und Abgefallenen, — auch dann nicht, wenn wir in ‚äußerer Gemeinschaft‘ mit ihnen uns befinden, wie wir noch weiter sehen werden.“** Und dann hernach, wo man die Antwort erwartet: „Wir haben bereits darauf hingewiesen, worauf sich solche ‚Vereinigung‘ reduziert.“** Dann sagt er zwar, was diese Union nicht sei, aber was sie eigentlich sei, das fragen wir vergeblich. So würden denn auch wir unsererseits mit ihm und allen denen, welche unter keiner Bedingung von Separation etwas wissen wollen, den Sprechsaal schließen.

Doch glaubten wir nicht schweigen zu dürfen, um nicht den Schein zu erwecken, als ob unsere Lehre von der Kirche von derjenigen der Konventikelleute und ihrer Anwälte überwunden sei.

„Wir ‚dulden‘ die offenkundigen Irrlehrer nicht“, schreibt Pf. Horning. Ja, in der Theorie, setzen wir hinzu, in der Praxis aber nur zum Teil. Und wenn Herr Pf. Horning sich auf sein furchtloses Bekenntnis beruft, so ist es ja gerade dieses, welches wir, in seinen vollen Ehren lassend, nicht allein anerkennen, sondern dessen wir uns von ganzem Herzen freuen, wie wir denn für seine vortrefflichen Zeugnisse in der „N. L. R.-Z.“ ihm gern die Hand drücken, was aber zugleich wieder und immer wieder den innigsten Wunsch in uns nachgerufen hat und auch noch nicht unterdrücken läßt, mit solchen Männern, wie Horning, völlig einig im Glauben, Lehre und Bekenntnis, in Theorie und Praxis zu sein, um so mehr aber unser Bedauern erweckt und leider erhält, daß die auf jener Seite vorhandene falsche Lehre von der Kirche, verbunden mit dem Mangel an Eifer, dieselbe durch gründliches Studium der dazu nötigen Schriften,*** revidieren bez. korrigieren zu wollen, alle Hoffnung auf Einigung leider je länger je mehr schwinden läßt. H—r.

* Dem Separationsbeweise dieser Stelle sucht sich H. auch dadurch zu entziehen, daß er sagt, bei der Separationsfrage handle es sich um etwas „Spezielleres“ als dort. Allerdings. Aber weiß er denn nicht, daß das Besondere im Allgemeinen enthalten ist?

** Von uns unterstrichen.

H—r.

*** Immer wieder machen wir auf die vortreffliche, bisher unwiderlegte, auch unwiderlegliche Schrift aufmerksam: „Die Stimme unserer Kirche in der Frage von Kirche und Amt. Eine Sammlung von Zeugnissen über diese Frage aus den Bekenntnisschriften der ev.-luth. Kirche und aus den Privatschriften rechtgläubiger Lehrer derselben. Herausgegeben von C. F. W. Walther. 4. Aufl. gr. 8°. (448 Seiten.) Preis gebettet M 5, gebunden M 6.“

* Was das wohl heißen soll, da doch die Landeskirche nicht Staat, Stadt, Haus, Land, Eisenbahnwagen oder dergleichen ist?

** Wozu denn die halbe Absonderung der Protestgemeinden?

Der „evangelisch-soziale Kongreß“.

In diesen Tagen hatte sich zu Frankfurt a. M. der sogenannte „evangelisch-soziale Kongreß“ versammelt, welcher sich eine „Lösung der sozialen Frage auf dem Boden des Christentums und mit Hilfe des Evangeliums“ vorgenommen hat. Wir können nicht glauben, daß die Ausführung aller solcher Bestrebungen in dem Sinne und Maße, wie sie gemeint sind, überhaupt möglich oder auch nur richtig sei. Denn wir kennen Den, Der gesagt hat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Und derselbe unser Herr und Meister hat seinen Jüngern nicht gesagt: „Geht hin und löst die soziale Frage“ (denn es gab auch damals allerdings eine „soziale Frage“, Sklaverei u. dgl. mehr), sondern: „Geht hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur.“ Und: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden“ u. s. w. Je weniger freilich die Menschen von der Seligkeit des Himmels halten, je mehr suchen sie ihr Glück hier auf Erden und trachten danach, das verlorene Paradies in dieser Welt wieder herzustellen. Es wird ihnen nicht gelingen und soll ihnen nicht gelingen. Nicht sagen wir, daß es darum nicht eines jeden Christen und der ganzen Kirche Pflicht wäre, auch der mancherlei Not dieses armen Lebens nach Kräften zu steuern. Wir haben auch Arme und Kranke in unseren Gemeinden, haben auch Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Ja, wir dürfen wohl zur Ehre Gottes sagen, daß, wenn und soweit überhaupt in diesem Jammerthal und bei der menschlichen Gebrechlichkeit von einer „Lösung der sozialen Frage auf dem Boden des Christentums und mit Hilfe des Evangeliums“ die Rede sein kann, in unseren freikirchlich lutherischen Gemeinden dieselbe tatsächlich vorliegt. Wollte man sagen, daß sei aber doch gar zu wenig und gering? Nun wohl! So mache man's mehr. Darauf wird man antworten: „Das geht nicht, auf die Weise wird die Sache niemals groß werden, sondern immer klein bleiben.“ Also man will was Großes stiften, die ganze Welt umgestalten. Das ist aber nicht die Weise des Herrn und seiner Kirche. Der Herr Christus fängt alle Sachen seines Reiches klein an. So bleibt daselbe auch in seiner wahren Gestalt klein in dieser Welt, bis es einmal groß und herrlich endet. Der Teufel aber fängt seine Sachen groß an und endet kläglich.

Weil nun diejenigen, welche „die Welt verklären“ wollen, wohl einsehen, daß das reine Evangelium in seiner vollen bekenntnismäßigen Bestimmtheit, Kraft und Klarheit niemals von den Massen angenommen werden wird, es aber für ihre höchste Aufgabe halten, die Massen zu gewinnen (wofür?!), so meinen sie, daß es ganz verkehrt, ja schädlich sei, an der reinen Lehre und dem rechten Glauben genau nach Gottes Wort festzuhalten oder auch nur sich darum zu bemühen. Sie denken vielmehr, wie die alten Hohenpriester, Schriftgelehrten und Pharisäer, welchen es auch „um das Volk“ zu thun war und deshalb den Herrn Jesus preisgaben, weil nach ihrer Meinung, wenn es nach diesem Manne ginge, die Römer kommen und ihnen Land und Leute nehmen würden (Joh. 11, 48). Und so stellt denn der „evangelisch-soziale Kongreß“ als ein durch und durch uniertes Gewächs eine bunte Mischung von allerlei Leuten dar, welche auf ihre Weise „die soziale Frage lösen“ und dabei „Christen“ sein wollen. Das aber ist gerade die innere Unwahrheit dieser Bestrebungen, daß man die immerhin wohlgemeinten Humanitätsgedanken und Weltverbesserungspläne mit dem Namen des Evangeliums und Christentums schmückt, mit dem sie absolut nichts zu thun haben. Was für ein „Christentum“ das ist, welches diese „christlich“ und „evangelisch“ sein wollenden „Sozialen“ vertreten, ja, daß ihr angebliches „Evangelium“ und „Christentum“ dem wahren Evangelium und Christentum durchaus ent-

gegengesetzt, feindlich und hinderlich ist, haben die Verhandlungen des diesjährigen „christlich-sozialen Kongresses“ aufs neue und aufs Deutlichste gezeigt, wie wir auf Grund der ausführlichen Berichte des „Reichsboten“ im folgenden beweisen werden.

Gleich in der Begrüßungs-Versammlung sagte der Vorsitzende des Lokal-Komitees, Pastor Lic. Rade u. a.: „Erst haben sich die Ansichten klären, erst habe man eine gewisse (!) Gemeinsamkeit der Ideen (!) finden müssen, ehe man die Kinderstube verließ. Die Einigkeit sei gefunden in dem Gedanken, daß die soziale Frage nicht nur eine materielle, sondern auch eine sittliche ist, daß sie sich nicht lösen kann von der gewaltigen Macht, ohne die in Deutschland nichts Großes geschehen kann, von dem evangelischen Bewußtsein.“ Was heißt „evangelisches Bewußtsein“? „Sittlich“ wollen ja wohl auch die Juden und Zudengenossen, Türken und Buddhisten noch sein? „Für das evangelische Volk durch das evangelische deutsche Volk“ (wo ist das?) „wollen wir wirken in brüderlicher Liebe, in dem Geiste, der nicht trennt, der nicht abstößt, der sammelt, anzieht und versöhnt.“ Dazu ist freilich der Herr Christus nicht zu gebrauchen, denn derselbe ist „ein Stein des Anstoßes und ein Fels der Aergernis“ (1 Petr. 2, 8) je und je gewesen und wird es bleiben bis an den jüngsten Tag. Das sieht jedoch unsere heutigen „evangelischen“ Unionsleute nicht im mindesten an. Denn sie haben sich einen eigenen „Christus“ auf ihre Art zu-rechtmacht, der „nicht trennt“ und „nicht abstößt“. Nein, ihr „Christus“ weiß „Gläubige“ und Ungläubige, Ritichianer und „Orthodoxe“, „Positive“ und Rationalisten aller Art auf das Allerchönste zu vereinigen.

Die „Helden des Tages“ waren besonders Harnack und Stöcker, deren gemeinsames Auftreten allein schon bezeichnend war für den Geist dieses Kongresses.

In der Begrüßungsversammlung sagte Harnack, „er möchte als Lösungswort über den Kongreß das Wort stellen: ‚Der Mensch lebt nicht vom Brot allein‘.“ Das klingt ja ganz christlich. Denn das ist ein Wort Gottes, welches er da in seinen Mund genommen hat. Ja, in seinen ungewaschenen Mund. Denn das sollte der Herr Professor doch wohl wissen, wie das Wort vollständig heißt. Er wird es auch wohl wissen. Aber das paßt ihm nicht. Und für den Kongreß schien es auch wohl nicht zu passen, daß der Mensch lebt „von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes gehet.“ Unser Herrgott mußte sich darum von dem berühmten Berliner Professor korrigieren lassen. Denn auf die von ihm gestellte Frage: „Wovon lebt aber der Mensch?“ antwortete er: „Ein Bauer sagt mir einmal: Der Mensch braucht Freude, Gemüt und Abwechslung. Nun, wir wollen sagen, der Mensch braucht neben den wirtschaftlichen, materiellen Dingen auch das Höhere, Sittliche, Ideale. Das aber findet man am höchsten und besten im Christentum, und mit diesem wollen wir im Kongreß die wirtschaftlichen Dinge durchdringen.“* Und solche offenbare Fälschungen des Wortes Gottes, ja Lasterungen konnte man mit anhören und konnten „positive“ Blätter, wie der „Reichsbote“ einfach drucken und in die Welt verbreiten, ohne ein einziges Wort der Entrüstung oder auch nur des Tadels dabeizusetzen.

War das auch „christlich“, daß Stöcker in derselben Begrüßungsversammlung sich den „Scherz“ erlauben zu dürfen glaubte: „So sind wir denn zu Pfingsten in Frankfurt, das jemand einmal ‚Jerusalem am Main‘ genannt hat. Wir sind

* Ähnlich sagte Harnack einmal auf einer Missionsversammlung, über welche gleichfalls der „Reichsbote“ berichtete, die Mission habe den Zweck, „Ewigkeitsgedanken“ zu verbreiten. Das war sein „Christentum“ und seine ganze Weisheit, wofür er „Stürmischen Beifall“ erntete!

also zu Pfingsten in Jerusalem? Und war das „christlich“, daß man solchen Spott mit „Heiterkeit“ aufnahm?

Wie reimte sich ferner mit dem Christentum die Bemerkung des Geh. Reg.-Rates Dr. Adolf Wagner: „Frankfurts größter Sohn stellte über das Wort die That?“ Denn man weiß ja wohl, wie jenes Wort Göthe's gemeint war, nämlich als eine sein-sollende Verbesserung des Anfanges des Evangeliums Johannis, da es von dem Sohne Gottes heißt: „Im Anfang war das Wort“, anstatt dessen jener Dichter seinen Faust übersetzen läßt: „Im Anfang war die That.“

Gedenken wollen wir jedoch hier eines erfreulichen Bekenntnisses desselben Geheimrates Wagner nach oben hin, da er u. a. sagte: „Halten wir fest am evangelischen Glauben! Wir halten Treue. Wir verlangen aber auch Treue oben. Wenn wir sehen, wie in hohen evangelischen Fürstenthümern der Glaube gewechselt wird, wie man Handschuh wechselt, wenn man glaubt, daß man um äußerer Vorteile willen zu der tiefsten Form (?) des Christentums, zur russischen Kirche übertreten darf, dann rufen wir den Fürsten zu: Ihr wollt uns ein Vorbild sein, dann seid uns ein Vorbild! Sollen wir Treue halten, so haltet auch Treue! Treue oben wie unten!“ — Auf diese Aeußerung, welche ja geündet, aber auch manche Bedenken erregt zu haben schien, ist Geh.-Rat Wagner einige Tage später in der „Konservativen Versammlung“ zu Frankfurt nochmals zurückgekommen: „Was geht uns das russische Hausgesetz an? Meinethwegen mag Rußland nach Montenegro gehen! Wer so steht, daß ihm ein Thron eine Messe wert ist, darf nicht sagen, daß ihm die Religion etwas Innerliches ist. Ich bin daher nicht in der Lage, etwas von meiner Aeußerung zurückzunehmen.“

H—r.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Unionsversuche.

Ein Breslauer Pastor, dem, wie uns scheinen wollte, Gott sonderliche Gaben zur Erkenntnis der reinen lutherischen Lehre gegeben hat und der darum auch vor anderen berufen schien, in den Kreisen seiner Kirchengemeinschaft für die weitere Verbreitung derselben und damit auch für die Einigkeit der getrennten „Lutheraner“ auf dem Grunde der Wahrheit zu wirken, hat in der letzten Zeit zu unserem Bedauern je länger je mehr nicht allein sich zurückgezogen, sondern auf eine mehr unierte Art die Grenzlinie zwischen Wahrheit und Irrtum zu verwischen gestrebt. Ja, so oft er etwa im „Gothold“, einem kirchlich mehr unabhängigen Blatte, zu einem Bekenntnisse für die Wahrheit gerade in den streitig gewordenen Punkten, sich aufgeschwungen, hat er bald darauf, vielleicht durch irgendwelche Einflüsse „von oben her“ bewogen, in dem amtlichen Breslauer „Kirchenblatte“ den Rückzug angetreten. So hatte er neuerdings wieder im „Gothold“ über den „Neuen Kurs“ in der Leipziger Mission sich ausgesprochen. Nicht lange danach aber erscheint nun im „Kirchenblatte“ vom 1. Juni ein Aufsatz von ihm über „Die Einigkeit im Geiste“, in welchem es (offenbar in Anspielung gegen die Missionare Rätcher und Mohr) heißt: „Die Einigkeit im Geiste würde aber leicht gestört werden, wenn außer und neben dem schon im Bekenntnis ausgesprochenen Glauben neue Formeln gesucht oder begehrt wären, und wenn von deren Annahme die Gemeinschaft abhängig gemacht würde.“ Wir haben nicht nötig, abermals zu wiederholen, daß in dem betreffenden Falle, auf welchen hier offensichtlich angepielt werden soll, gar nicht auf Annahme gewisser „Formeln“ gedrungen worden ist. Aber auch ohne dies ist das, was Herr P. M. behauptet, verkehrt. Nicht allein widerspricht er damit sich selbst, da er eben erst

gesagt hatte, das Bewahren des Bekenntnisses bestehe „nicht in einem bloßen Nachsprechen des Glaubensbekenntnisses“, daraus entstünde wohl eine Einigkeit der Rede, aber noch nicht des Geistes, sondern er verdammt damit auch z. B. die Väter der Konfordinformel, die allerdings „neben dem schon im Bekenntnis ausgesprochenen Glauben neue Formeln suchten und begehrtten und von deren Annahme die Gemeinschaft abhängig machten“, Formeln, welche denselben Glauben nur noch bestimmter und zwar gegenüber inzwischen neu aufgetauchten Irrtümern bezeichnen sollten. Herr P. M. sagt weiter: „In unserer Kirche gilt der Glaubenssatz: Die heilige Schrift ist das untrügliche, lautere Wort Gottes, vom Heiligen Geiste eingegeben, das ist das Glaubensbekenntnis von der heiligen Schrift“ (d. h. in einer von P. M. gebildeten „Formel“!). „Wenn aber es jemand unternimmt, erkenntnistmäßig über diese Wahrheit zu reden, so ist es leicht möglich, daß die Erkenntnis sich mangelhaft ausdrückt, weil sie vielleicht noch nicht tief und groß genug ist; aber der Glaube ist doch gemeint, daß wir nicht Menschen- sondern Gottes Wort haben, worauf wir unseren Glauben gründen.“ Was thut er damit anderes, als daß er erklärt, alle die Leugner der Inspiration und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift „meinten“ doch den rechten Glauben und seien daher zu tragen, so lange sie noch das lutherische Bekenntnis zu Recht bestehen ließen. Ihre „Erkenntnis“ sei nur etwas „mangelhaft“. Ebenso sagt er: „In den sogenannten lutherischen Freikirchen werden die Bekenntnisschriften der Kirche als der richtige Ausdruck des schriftgemäßen Glaubens einmütig (?) anerkannt; dennoch werden diese oder jene Punkte, z. B. über das Kirchenregiment, verschieden verstanden und ausgelegt. Ist nun dadurch die Einigkeit des Geistes, des Glaubens notwendig aufgehoben? Wir sagen: Nein, aber die Einigkeit in der Einsicht der Erkenntnis ist noch nicht erreicht. Da gilt es einander zu tragen und behilflich zu sein, damit wir auf eine Stufe der Erkenntnis gelangen.“ Wenn so ein Immanuelit geschrieben hätte, wäre es eher verständlich. Denn es ist bekannt, daß gerade das Breslauer Kirchenregiment Pastoren darum abgesetzt hat, weil sie sich ihrer falschen Lehre vom Kirchenregimente nicht haben beugen wollen (in der Praxis natürlich, denn lehren dürfen sie, was sie wollen). Es ist aber der hier ausgesprochene Grundsatz von der größten Tragweite. Denn er enthält eine Unionsformel, wie sie gar manchen falschen Geistern und aller möglichen falschen Lehre Unterschlupf gewährt. Wenn z. B. in der Breslauer Synode gelehrt wird, die Kirche sei nicht die Gemeinde der Heiligen, sondern „ein Organismus, der über uns schwebt“, auch Heuchler und Ungläubige seien Glieder am Leibe Christi, ein höheres Kirchenregiment sei von Gott über die Gemeinden gesetzt und demselben sei nach dem 4. Gebote Gehorsam zu leisten, die Erwählung geschehe nicht allein aus Gnaden, sondern auch in Rücksicht auf das menschliche Verhalten, u. dgl. mehr, so soll uns zugemutet werden, alle solche und dergleichen Irrlehre zu tragen und den solchen Lehrenden „Einigkeit im Geiste“ zuzugestehen, mit Rücksicht auf Mangelhaftigkeit „in der Einsicht der Erkenntnis“, wobei es dann noch gar dahingestellt sein soll, auf welcher Seite der Mangel liege? Wohl können wir dergleichen „Mangel“ bei Laien, je nach den Umständen auch eine Zeit lang bei Lehrern der Kirche tragen. Nie und nimmer aber auf die Dauer. Wer ein Lehramt in der lutherischen Kirche beehrt oder behaupten will, von dem verlangen wir, daß er auch die dazu erforderliche „Einsicht der Erkenntnis“ habe und nicht geradezu falsche Lehre predige, können uns auch nicht daran genügen lassen, daß er etwa die Bekenntnisschriften unterschreibt, während er zugleich offenbar wird als ein solcher, von dem sie „verschieden“, d. h. von der Wahrheit abweichend „verstanden und ausgelegt“ werden. Was helfen uns

denn unsere Bekenntnisschriften und wie können sie ein Einigungsband der Kirche sein, wenn sie in so wesentlichen Stücken, ja ihrem eigentlichen Sinn und Geiste nach „verschieden verstanden und ausgelegt“ werden?

Wir müssen daher gegen die Art der „Einigkeit im Geiste“, wie sie Herr P. M. vorschlägt und wie sie allerdings leider auch in seiner Synode, wie in den mit ihr verbundenen „lutherischen“ Landeskirchen beliebt wird, protestieren und seine Theorie von der Mangelhaftigkeit der Erkenntnis als eine neue Unionsformel von uns abweisen. Auf solche Weise ist mit uns kirchliche Einigkeit nicht zu haben. Wir würden damit nur aufs neue jene Zwietracht in der Lehre unter uns säen, der wir durch unsere Separation durch Gottes Gnade entgangen sind. Weil aber auch wir gern Einigkeit, jedoch wahre „Einigkeit im Geiste“ mit allen Christen haben möchten, sind wir nach wie vor stets von Herzen bestrebt, Verständigung über die Lehre zu suchen mit allen, welche dazu bereit sind. Der Gott aber des Friedens wolle seinen Segen geben zu einer rechten Union im Geiste und in der Wahrheit, allen falschen Unionsversuchen aber, Vertuschungen und Verkleisterungen zwischen Wahrheit und Irrtum in Gnaden ferner wehren.

H—r.

Welche Verwirrung in der „hannoverschen Freikirche“ herrscht,

hat kürzlich wieder ein von P. Stromburg im „Kreuzblatte“ veröffentlichter Aufsatz: „Ein freies Wort an meine Gemeinden“ gezeigt. Da wiederholt sich in allen möglichen Wendungen der Irrtum, die Diener Christi würden in das Predigtamt eingefetzt „ohne Vermittelung der Gemeinde und irgend eines Menschen.“ Man möchte fast glauben, es mit einem ausgeprägten Schwarmgeiste zu thun zu haben, dem die schriftgemäße lutherische Unterscheidung von unmittelbarer und mittelbarer Berufung ein ganzlich unbekanntes Ding ist. Und doch gehört der Verfasser jenes Aufsatze der romanisierenden Richtung an. Er scheint aber selbst nicht zu wissen, was er eigentlich von der Sache glaubt, von der er schreibt. Denn neben seiner Behauptung von einer noch immer geschehenden unmittelbaren Berufung geht jene andere, entgegengesetzte papistische Lehre von der Succession des Amtes her, d. h. von dem Amte als einem sich aus sich selbst fortpflanzenden Stande, wie er denn z. B. sagt, es könne „auf Grund des Bekenntnisses folgerichtig das Predigtamt nur fortgepflanzt werden durch die Amtsträger, denen es amtlich aufgetragen ist.“ Welche von beiden Lehren aber, die der Schwarmgeister von unmittelbarer Berufung oder die der Päpstischen von einer nur durch das Amt vermittelten, schließlich gelten soll, erfährt man nicht. Es scheint wohl, daß der Schwerpunkt in die letztere fällt. Denn jedenfalls soll der Gemeinde, soll den Christen das Recht und die Pflicht, das Predigtamt zu besetzen, abgesprochen werden, wie denn der ganze Aufsatz offensichtlich gegen die sogenannte „Uebertragungslehre“ gerichtet ist. Im Zusammenhange mit dieser Lehre vom Predigtamte als einem sich aus sich selbst fortpflanzenden Stande wird weiter auch behauptet, daß „man ohne das Predigtamt die ewigen Güter samt dem Glauben nicht haben kann.“ Solches glaubt er mit der Augsburgerischen Konfession beweisen zu können, da es heißt: „Diese Güter kann man anders nicht erlangen, denn durch das Amt der Predigt und durch die Handreichung der heiligen Sakramente“ (Art. 28. M. C. 63). Sieht man denn wirklich nicht, daß da unter „Amt der Predigt“ nichts anderes als das Gnadenmittel des Wortes gemeint ist, wie denn ausdrücklich da zum Beweise der Spruch angeführt wird: „Das Evangelium ist eine Kraft Gottes“ u. s. w.? Wie

kann man denn hieraus das öffentliche Predigtamt oder die Amtsträger zu einem für die Seligkeit unentbehrlichen Gnadenmittel machen? Gewisse Leute aber, wenn sie das Wort „Amt“ lesen, meinen sie immer, es müßten die Pastoren sein. Auch beruft sich P. Stromburg nach dem Vorgange anderer seiner Amtsbrüder wieder auf den 8. Artikel der Augsburgerischen Konfession, da es heißt, die Sakramente seien kräftig „propter ordinationem dei“, (nämlich wegen ihrer göttlichen Verordnung oder Einsetzung) und meint, weil da das Wort „ordinatio“ stehe, so müsse es auch von der „Ordination“ der Amtsträger gesagt sein, also, daß die Sakramente kräftig seien durch die Ordination. Genau, wie die Römischen von der Priesterweihe lehren. Man möchte sich aber fast wundern, daß das „Kreuzblatt“, welches es seit Jahren geflissentlich vermieden hat, die Wilmarische Amtslehre öffentlich zu vertreten, jetzt auf einmal wieder mit diesen Irrtümern so offen hervorgetreten ist. Die Pastoren der „hannoverschen Freikirche“ fürchteten anscheinend den Kampf, weil sie sich weder sicher noch einzig fühlten. Nun muß ihnen wohl das Feuer auf den Nägeln gebrannt haben gegenüber den immer klarer und siegreicher vordringenden Zeugnissen der „Hermannsburger Freikirche“. Denn P. Stromburg beginnt seinen Aufsatz damit, daß er sagt: „Den Anforderungen und Bedürfnissen meiner Gemeinden entsprechend, lege ich hierdurch meine persönliche Stellung zur Lehre vom Predigtamt zur Orientierung und Prüfung denselben vor, dieses offene Wort ist mithin nur für meine Gemeinden berechnet und hat weiter keinen anderen Zweck.“ In diesen Worten verrät sich auch zugleich wieder die eigene Unsicherheit wie die Uneinigkeit der Pastoren jener Freikirche in der Lehre. So hat denn die Redaktion des Kreuzblattes die Anmerkung gemacht: „Aus diesen Worten folgt für uns von selbst, daß wir uns jeder Bemerkung zu den nachfolgenden Darlegungen enthalten, indem wir lediglich dem Wunsche des Einsenders willfahren, dieselben in unserem Blatte zum Abdruck zu bringen.“ Das soll offenbar heißen, daß man nicht wage, diese Lehre gemeinsam und öffentlich zu verteidigen. Und dabei ist sie doch thatsächlich vorgetragen worden und wird fort und fort vorgetragen. Ist denn das noch nicht genug, daß ein „lutherischer“ Pastor seiner Gemeinde so grob papistische Lehre vorträgt? Ist das noch nicht genug, daß seine Amtsbrüder und „Vorgesetzten“ das wissen und strafen ihn nicht deswegen, sondern drucken gar noch dieselbe in die Welt? Wie kann man nur glauben, dadurch sich der Verantwortung wegen falscher Lehre entschlagen zu können, daß man sagt, man meine das auch nicht so, sondern man sage das bloß? Wenn man das nicht vertreten zu können glaubt, was man lehrt, so lehre und sage man es auch nicht. Und wenn man sich selbst so unsicher fühlt (denn im Irrtum giebt es eben keine wahre Gewißheit), so sage man doch nicht, daß man damit anderen zur „Orientierung“ dienen wolle. Thatsächlich dienen solche Irrlehren eben zu nichts anderem als zur Irreführung für viele unschuldige Seelen, zumal, wenn man zu ihrer angeblichen Beweisung Bibelprüche und Bekenntnisstellen anführt. Jedenfalls steht so viel fest, daß die Pastoren der „hannoverschen Freikirche“ nicht eher als Lutheraner gelten können, als sie ihre falsche Lehre vom Predigtamte widerrufen haben.

H—r.

Vermischtes.

In der mecklenburgischen Landeskirche

wird die öffentliche Lehre jetzt immer wilder. Unbeanstandet läßt das mecklenburgische Kirchenblatt den Gutsbesitzer Vock-Gr. Brütz osiandrisch-papistische Lehre vortragen. Da lesen wir: „Nach paulinischer Auffassung (!) werden wir gerecht, erlangen wir die Rechtfertigung, die vor Gott gilt, dadurch, daß Christi

Leben, also sein Leben, unser Leben wird, uns lebendig macht.“ Und: „Der Begriff Rechtfertigung wird unklar, denn man ist dann gezwungen, das Gerechtmachen in ein Gerechtmachen zu verwandeln.“ Und: „Haben wir aber dies Leben, ist Christus in uns lebendig, dann sind wir gerecht.“ Und: „Diese Annahme, daß Gott uns für gerecht ansieht, ist ein theologischer Lückenbüßer, zu dem die Zuflucht genommen werden mußte, weil die Anschauung über die Wirkung des Lebens eine irrthümliche war. Aus der Büchner'schen Konfession ist nicht ersichtlich, daß ein Spruch in heiliger Schrift zu finden ist, der vom Gerechtmachen handelt.“ Ein trauriges Zeugnis muß dabei dieser arme kirchlich verwahrloste Laie alle den mecklenburgischen Pastoren ausstellen, welche er bisher kennen gelernt hat. Er sagt: „Ich habe 40 Jahre hier im Lande den Gottesdienst regelmäßig besucht, habe daneben aus der Schrift, aus theologischen Schriften und durch mündliche Unterhaltung mich weiter zu bilden versucht, aber keine Ahnung davon gehabt, daß wir nur von Gott für gerecht angesehen würden, sondern ich habe mich einfach an das Wort der Schrift gehalten, daß wir gerecht gemacht werden.“ Ist denn niemand in Mecklenburg, der diesem offenbar die Wahrheit suchenden Manne den Unterschied zwischen Rechtfertigung und Heiligung klar zu machen und ihn im rechten christlichen Glauben zu unterrichten weiß? Ist niemand da, ihm nur ein Schriftwort, wie den 32. Psalm vorzuhalten: „Wohl dem Menschen, dem die Uebertretungen vergeben sind, dem die Sünde bedeckt ist, dem der Herr die Missethat nicht zurechnet?“ Das wäre in der That besser, als die öffentliche Drucklegung seiner bodenlosen Verirrungen. Wenn aber dabei in demselben mecklenburgischen Kirchenblatte gerühmt wird: „Es ist gesorgt worden, daß gläubige Männer auf den Lehrstühlen unserer Hochschule sitzen, die zukünftigen Diener der Kirche im Worte Gottes, im Glauben der Kirche, im Bekenntnis der Kirche zu unterweisen, damit sie, was sie gelernt haben, auch ihren Gemeinden wieder bieten können. . . Es ist gesorgt worden, daß, soweit Menschen prüfen können, gläubige Pastoren in allen Gemeinden arbeiten, daß Gottes Wort lauter und rein gepredigt wird“ u. s. w., so müssen wir doch, bei solcher Lage der Dinge, sagen: „Euer Ruhm ist nicht fein!“

Die moderne Theologie

Kommt immer mehr auf den alten Rationalismus mit seiner Leugnung der Wunder im Leben Jesu und den thatsam bekannten Natürlich-Erklärungen derselben zurück. Das zeigt namentlich ein Aufsatz des Bonner Professors Dr. Sell in Gottschicks „Zeitschrift für Theologie und Kirche“ über den Wunderglauben. Wir teilen aus demselben nach den Mittheilungen eines rheinischen evangelischen Blattes einiges mit. Das „Empfangen vom Heiligen Geist“ deutet er dahin an, daß er sagt:

„Glaubt jedes christliche Elternpaar seine Kinder zu empfangen aus Gottes Hand, so wird auch die Menschheit ihren Heiland ‚empfangen‘ denken dürfen als ‚vom Heiligen Geist‘.“ „Das könnte aber geschehen sein auch mittels einer durchaus menschlich natürlichen Erzeugung Jesu!“ „Nicht eine einstimmige Lehre der urchristlichen Zeit, sondern eine in ihr ziemlich einsame Behauptung, die erst unter veränderten Verhältnissen einen unermesslichen Einfluß erhalten hat, ist die der jungfräulichen Geburt. Denn sie half in der Folgezeit den Gedanken an die Einzigartigkeit Jesu als geschichtliche Person zu befestigen und sie hat uns die Weihnachtsgeschichte gegeben, deren dichterische Ausmalung in der bildenden Kunst der abendländischen Christenheit eine so vollendete symbolische Darstellung der himmlischen Abkunft Christi geschaffen hat, wie sie die biblische Erzählung selber noch nicht enthält.“

Bezüglich der Heilung der Besessenen bemerkt er:

„Wer sich nun diese nicht leicht zu vollziehende Vorstellung von dem Satan als dem Herrscher über das Dämonenreich nicht anzueignen vermag, der kommt zu dem Schlusse, daß sich Jesus in diesem Punkte im Irrtum befunden habe, einer Täuschung unterlegen sei. Daß Jesus Zustände von Psychose (Geisteskrankheit) als Exorzist geheilt hat, fällt ihm ebensovienig als schuldvoller Irrtum zur Last, als wenn er von den Siliern auf dem Felde gemeint hat: ‚sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht‘, während sie in der That nach modernem Sprachgebrauch unserer Naturforscher eine bedeutende ‚Arbeitsleistung‘ vollbringen.“

In Bezug auf die Speisungswunder schreibt Sell:

„Es scheint mir vielmehr ein Wunder der Sättigung vieler mit wenigem gewesen zu sein. Jesus bringt es durch den Befehl an seine Jünger, den ganzen Vorrat, den sie für den eigenen Gebrauch noch hatten, hinzugeben, damit niemand verhungerte, und es in kleinsten Portionen auszuteilen, dahin, daß nun alle, was sie bei sich haben, beisteuern. In der Begeisterung über dieses erste wahrhafte Liebesmahl von Jesusjüngern werden alle satt, so daß man mit den Resten noch Körbe füllen kann (Matth. 14, 20: zwölf; Matth. 15, 37: sieben Körbe), die vermutlich doch auch vorher schon Speisevorräte enthalten haben werden.“

Das Wunder zu Kana deutet Sell in folgender Weise um:

„Ähnlich würde ich auch bei dem Wunder der Verwandlung des Wassers zu Wein in Kana (falls hier nicht eine bereits von symbolischen Elementen getränkte Erzählung vorliegt), wenn sie wirklich geschehen ist, dem Zugeständnisse einer objektiven naturwidrigen Verwandlung von Wasser in Wein vorziehen die Annahme einer nur subjektiven Veränderung im Geschmack der Beteiligten durch Suggestion, von deren objektiven Wirklichkeit aber Jesus überzeugt gewesen sein mußte.“

Ueber das Zentralkinder der Auferstehung Jesu urteilt Sell am Schluß einer längeren Erörterung:

„Unter diesen Umständen wird, wer dem Auferstehungsglauben keinen genügenden Sinn abgewinnen kann, sich darauf beschränken, auf jede Aufklärung zu verzichten und nur sagen: Was bei der berichteten Auferweckung Jesu Christi von den Toten wirklich geschehen ist, das weiß ich nicht und vermag ich nicht zu wissen, aber ich glaube daran, daß Er lebt und regiert. Hiermit würde das eigentliche Glaubensinteresse gewahrt sein, mit dieser Ueberzeugung kann man Dornen feiern.“

Wenn der „Reichsbote“, dem wir diese Mittheilungen entnehmen, sehr weitläufig hiergegen polemisiert und nicht begreifen kann, daß solchen Rationalisten die zukünftigen Diener der Kirche zur Ausbildung übergeben werden können, so sollte er vielmehr sich selbst fragen, aus welchem Grunde er überhaupt noch bei einer solchen „Kirche“ bleibt, in welcher es doch nicht besser, sondern schlimmer wird?

H—r.

Die Schulaufsicht der Pastoren.

Die allgemeine deutsche Lehrerversammlung tagte kürzlich in Stuttgart. Es waren etwa 3600 Mitglieder anwesend. Nach dem Berichte des „Christenboten“ hat sie sich einstimmig von der „geistlichen“ Schulaufsicht losgesagt. „Der Geistliche muß ein fremder Mann in der Schule werden“, „hinter uns stehen 80 000 Lehrer“, solche und ähnliche Worte bezeugten auch diesmal die Feindschaft dieser Leute gegen Gottes Wort. Dieses lehrt, daß der christliche Schullehrer, sofern er Gottes Wort lehrt, Gehilfe des Pastors ist. Christus hat nämlich in seiner Kirche neben dem allgemeinen Priesteramte aller Christen nur noch ein Amt gestiftet: das Amt des Predigers oder Pastors. Er sprach einst zu seinen Jüngern: „Prediget das Evangelium aller Kreatur“ und „lehret alle Völker“. Der Prediger soll daher

ebenso den Kindern seiner Gemeinde Gottes Wort lehren als den Erwachsenen. Christus sprach darum ausdrücklich einst zu Petrus: „Weide meine Lämmer“, „weide meine Schafe“ (Joh. 21, 15. 16). (Er nennt sogar zuerst die Lämmer.) Ebenso schreibt Johannes (1 Joh. 2, 13): „Ich schreibe euch Vätern, ich schreibe euch Jünglingen, ich schreibe euch Kindern.“ Weil aber der Prediger in der Regel keine Zeit hat, die Kinder in Gottes Wort zu unterrichten, so beruft die Gemeinde einen dazu tüchtigen Lehrer, welcher ihm in diesem Stücke hilft. Dieser ist also sein Gehilfe. Doch bleibt dem Prediger in erster Linie die Verantwortung dafür, daß die Kinder nun auch in Gottes Wort unterrichtet werden, es fleißig lernen und demselben gemäß wandeln, daß also auch überhaupt nichts wider Gottes Wort in der Schule gelehrt werde. Er hat somit die Aufsicht über die Schule, über Lehrer sowohl als Kinder. Paulus ruft daher in den Ältesten von Ephesus allen Predigern zu: „So habt nun acht auf euch selbst und auf die ganze Herde“ (also auch auf die Schule), „unter welche euch der Heilige Geist gesetzt hat zu Bischöfen“ (wörtlich: zu Aufsehern). „zu weiden die Gemeinde Gottes, welche er durch sein eigen Blut erworben hat.“ Das ist die einfache klare Lehre der Schrift von dem Amte des Pastors als Schulaufscher, welcher jene Lehrer, die selbst vorgeben, Gottes Wort zu lehren, widersprechen.

L.

F ü l l s t e i n.

Welche Seele das Pfand des Geistes nicht hat, dieselbe ist auch nicht eine geistliche Braut Christi. Das ist kein wahres Glied am menschlichen Leibe, welches nicht Geist und Leben hat. Also mag auch niemand ein wahres Glied des geistlichen Leibes Christi sein, das ist, der christlichen Kirche, welcher nicht diesen Heiligen Geist in ihm wohnend hat.

(Joh. Gerhard, Postille, V. Pred. auf Pfingsten.)

Nachrichten und Bemerkungen.

Ein „christlicher Studenten-Kongreß“ hat kürzlich in Frankfurt a. M. getagt. Auch hier, wie auf dem „Evangelisch-sozialen Kongreß“ zogen „Positive“ und „Orthodoxe“, wie Stöcker, Cremer, v. Nathusius, Straß u. a. mit den sonst angeblich von ihnen bekämpften Rationalisten und Nationalisten aller Art (auch Herr v. Egibdy war wieder da) an Einem Zuge. Was für rationalistische Reden auch da wieder geführt worden sind, ohne Erwiderung zu finden, ist aus folgenden Proben zu ersehen. Prof. Dr. jur. Lehmann-Marburg sagte u. a.: „Der christlichen Bildung wollen auch die der Kirche Entfremdeten den Rücken nicht wenden. Die Resultate der Wissenschaft stimmen aber nicht mit dem überein, was viele gewohnt sind als Christentum zu betrachten.“ Indem er dann von den „Anstößen“ sprach, welche die materialistische Naturwissenschaft am Christentum nehme, ließ er zwar, gleich allen Rationalisten, das noch stehen, daß es einen Gott giebt, welche Anerkennung er auch den Materialisten „abringen“ zu können glaubte, und fuhr dann fort: „Der zweite Anstoß ist das Wunder. Für die naturwissenschaftlich Gebildeten ist das Wunder jetzt ein anderes, als es für die war, denen sie zuerst erzählt wurden. Der Glaube an Wunder scheint mir nicht zum Wesen des Christentums zu gehören. Einer der orthodoxesten (?) Geistlichen in Schleswig-Holstein hat mir den Wunderglauben sogar anheimgegeben“ (d. h. zugegeben, er könne auch ohne Wunderglauben ein Christ sein!). „Ein weiterer Anstoß ist die Lehre, die die Kirche (?) von Christus entwickelt hat. Man kann auch Christ sein, wenn man sich in anderer Weise die Gottes Sohnschaft Christi denkt, daß durch Christus uns die göttliche Weltordnung nahegebracht ist. Damit können auch die naturwissenschaftlich Gebildeten Christum anerkennen. Der vierte Anstoß ist die Lehre von der Auferstehung des Körpers. Die Kirche könnte sich gegenüber der Auferstehungsfrage auf den Standpunkt stellen: Halte es jeder damit, wie er es will. Sollte man den, der an die Erlösung durch Christum glaubt, nicht als Christen gelten lassen, auch wenn er die Auferstehung nicht anerkennt?“ (Als wenn der glauben könnte!) „Wir sollten weitherziger sein, sollten bedenken, daß wir verschieden organisiert, verschieden erzogen sind“ u. s. w. Nach solchem Muster wollte er den Religionsunterricht auf den Gymnasien noch „freier ge-

staltet“ sehen und auf den Universitäten Vorlesungen über das „Christentum“ für alle Studenten gehalten wissen. Nach ihm sprach der Professor der Theologie Dr. Wirbt: „Die Stimme des Vorredners ist die eines großen Teiles unserer Akademiker. Ich bin ihm daher für seine Aussprache dankbar. . . Wir können nicht hoffen, über die Fragen der Existenz Gottes, über das Wunder, über die Auferstehung Uebereinstimmung zu erzielen. Derartige Auseinandersetzungen eignen sich nur für kleine Kreise. Das Christentum, sofern es von dem Studenten ersehnt und erfasst wird, wird von der Gesamtheit nicht aufgefaßt als Theorie, sondern als Leben. Vorwiegend wird es von der praktischen Seite aufgefaßt als das Leben regulierende Macht.“ Der Mann weiß offenbar nicht, daß er, das Leben des Glaubens verkennend, in „katholischem“ Fahrwasser sich bewegt. Was helfen da alle noch so guten Vorschläge und Ermahnungen zur Nüchternheit, Keuschheit u. s. w., wenn in solcher Weise das wahre Christentum gestört wird? Und das sollte ein „christlicher“ Studenten-Kongreß sein?

Ein „Kongreß für den Kirchenbau des Protestantismus“ hat kürzlich in Berlin getagt. Gleich dem Eisenacher Kirchentage, den Vereinigungen für Innere Mission u. dergl. hat auch dieser Kongreß den immer mehr um sich greifenden Unionsbestrebungen dienen müssen. So begrüßte z. B. den Kongreß der Konsistorialpräsident D. Schmidt im Namen des Konsistoriums und „betonte die Einigkeit, Liebe und Gemeinschaft zwischen Reformierten und Lutheranern in den alten Provinzen Preußens. Hier verstehe man gar nicht den Streit. . . Man möge nicht einen spezifisch reformierten und einen spezifisch lutherischen Kirchenbau fördern, sondern einen evangelischen! Der Kongreß für den Kirchenbau des Protestantismus, wie er richtig allgemein genannt worden ist, möge keinen Keil zwischen die Konfessionen treiben, sonst sei er verloren.“ Daß dieser Rede „Beifall“ gezollt wurde, lesen wir wohl, nicht aber, daß auch nur Einer von den Vertretern „lutherischer“ Landeskirchen, wie z. B. Herr Konsistorialrat Postorff aus Güstrow in Mecklenburg, dagegen protestiert habe, wiewohl derselbe zu unserer Freude in Bezug auf die revidierte Bibel ein gutes Zeugnis ablegte mit der Erklärung, daß die mecklenburgische Kirchenregierung keinen Grund habe, ihre bereits früher ausgesprochene ablehnende Stellung gegen dieselbe aufzugeben.

30 000 Mark Defizit hat die Berliner Stadtmision, wie Stöcker jüngst in der „konservativen Versammlung“ zu Frankfurt a. M. öffentlich erklärt hat. Und nun sollen „unsere Millionäre“ daran Schuld sein, weil sie nicht mehr geben. „Wir haben einen Anruf erlassen“, sagt Stöcker, „aber ich habe erst 450 Mark darauf bekommen.“ Vom Herrn Christo lesen wir nicht, daß er so groß angefangen habe, wie man jetzt glaubt, „christliche Mission“ treiben zu müssen. So hat er auch nicht die Millionäre um Hilfe angerufen.

Wegen „Beschimpfung der evangelischen Kirche“ wurde durch den Oberkirchenrat in Baden der Reakteur der „Konstanzer Nachrichten“ verklagt, da in denselben gestanden hatte: „Das konsequente Streben des Protestantismus, den Indifferentismus überall zur praktischen Geltung und Anerkennung zu bringen, hat zwar schon viel zur Entfittlichung des deutschen Volkes beigetragen, aber doch war die religiöse Gleichgültigkeit nur das Mittel zum Zwecke, nämlich mit der Zeit an Stelle dieser Gleichgültigkeit die Gottlosigkeit zu setzen.“ Am 17. April kam die Sache in Konstanz zur Verhandlung, in welcher der Staatsanwalt Verurteilung des Angeklagten beantragte, da er einer Beschimpfung der protestantischen Kirche sich schuldig gemacht habe, „wie sie größer nicht gedacht werden könne“. Von den zwölf Geschworenen bejahten sieben die Schuldfrage, fünf verneinten sie. Da zur Verurteilung mehr als sieben Stimmen nötig sind, so wurde der Angeklagte freigesprochen. — Eine Beschimpfung liegt allerdings darin, daß jener Papist von einem „konsequenten Streben“ und „Mittel zum Zwecke“ sprach. Im übrigen aber sollte man sich über jene allerdings sehr zutreffende Kennzeichnung des heutigen sogenannten „Protestantismus“ eigentlich nicht wundern, am allerwenigsten der Oberkirchenrat von Baden, der sich jedoch wohl getroffen fühlt zu haben scheint.

Der preussische Oberkirchenrat hat Bestimmungen über die Handhabung der zweiten theologischen Prüfung erlassen, in denen wohl von „wissenschaftlicher Bildung“, „wissenschaftlicher Tüchtigkeit“, „Einsicht und Kenntnissen“ viel die Rede ist, nicht aber davon, daß die jungen Theologen auch voll heiligen Geistes und Glaubens sein möchten. Wer dürfte auch etwas von einer heutigen Kirchenbehörde erwarten, die davon selbst nichts weiß? Auch verrät sich in jenen „Bestimmungen“ der Unionsgeist ganz deutlich, wenn gefordert wird, daß die Kandidaten die christliche Lehre in „ihrer kirchlichen Ausprägung nach den Zeitaltern und den konfessionellen Eigentümlichkeiten“ gegenwärtig und bereit haben sollen. Als ob die christliche Lehre einem Kaleidoskop gleich wäre, das man bald so, bald so schütteln kann, während doch die Wahrheit, alle Wahrheit, und gerade auch die Heilswahrheit immer nur Eine und dieselbe ist und bleibt, alles aber, was ihr widerstreitet, Irrtum und Lüge.

H—r.

Die „Correspondance de Rome“ berichtet über einen Empfang der spanischen Pilger im Vatikan einige merkwürdige Einzelheiten. Ein Augenzeuge berichtet, man läßt nicht nur Rosenkränze, Schaumküken und Gegenstände, die beim Gottesdienst Verwendung finden, durch den Papst segnen, sondern auch ganze Kleideranzüge, Schirme und sogar Tiere! Eine Gruppe von Pilgern führte dem Papst eine mit Quasten und Seidenbändern geschmückte Ziege vor, deren Hörner vergolbet waren. Da der Papst überrascht schien, erklärte ihm der Bischof, der die Gruppe anführte, die Ziege müsse ein schwerkrankes Menschenkind säugen. (Wird, bis sie wieder nach Spanien kommt, das Menschenkind nicht schon tot sein?) Der Papst streichelte sie und segnete sie. Andere Pilger führten einen Hund vor. „Ei, gar noch eine Bull-dogge“, sagte der Papst. Neue Erklärungen. Der Hund stammt von einer berühmten Rasse von Schäferhunden, die in Andalusien sehr geschätzt wird. Infolge des päpstlichen Segens würden die Herden wohl bewacht sein und nichts von Wölfen und von der Wasserseuche (Tollwut) zu fürchten haben. Auch diesem Wunsche willfahrte der Papst. Daß die armen Leute in Spanien auch Gottes Segen erlangen können, hat der Papst nicht für nötig gehalten ihnen zu verraten!

Die „Veröhnung“, das neue Blatt des Herrn v. Egdy in Berlin, welches die Gegenstände aufheben und alle Geister veröhnen möchte, sucht in eigentümlicher Weise seine Aufgabe zu lösen. Die Kirche, mit deren Gliedern man auch Veröhnung wünscht, wird auf jede Weise herabgesetzt; offen wird in Nr. 3 ausgesprochen, daß sie „eine von Menschen geformte Einrichtung sei, die wir, wie alles, als ein Erfordernis zur Förderung auf dem Wege der Vervollkommenung begreifen müssen. Jetzt aber, da unser Volk den Grad religiöser Selbständigkeit erreicht hat, daß wir einer in die Form zwingenden Anleitung zur Religiosität, wie die Kirche sie bietet, nicht mehr bedürfen, jetzt sind wir der einst notwendigen Einrichtung entwachsen.“ Eine schöne Veröhnung, nicht wahr? Besonders wird die Taufe und die christliche Erziehung der Kinder angegriffen. Es werden die alten Vorwürfe aller Liberalen und Freireligiösen wieder aufgetischt. „Ohne daß das Kind sich in der Welt umgesehen und die Eindrücke mit Bewußtsein in sich verarbeitet hat, soll es bereits ganz bestimmte Glaubensanschauungen nach einem Katechismus sich einprägen. Kann es außer den körperlichen Verstümmelungen Neugeborener eine schlimmere Vergewaltigung geben, als die von den meisten Kirchengemeinschaften ausgehende? Doch nicht genug damit. Kommt das Kind in das Alter des selbständigen Denkens, so wird es durch den Unverstand seiner Mitmenschen in Verirrung erklärt, wenn es nicht die kirchlichen Gebräuche mitmacht und sich nicht zu den veralteten Glaubensformeln bekennt. Scheu davor, daß es in der Gemeinde auf-falle, und Ehrfurcht vor den Anschauungen der Eltern, hindern das Kind, lebensfreudig sein eigenes Denken und seinen eigenen Glauben zu ent-falten. Heuchelei und knechtische Gesinnung ist allermeist das Ergebnis dieser Bevormundung.“

Wie gottlos und albern die ganze Richtung ist, geht besonders aus folgendem hervor: „Religion — Menschentum, Christentum, Deutschtum — für den vernünftigen, vorurteilsfreien, selbstlosen Menschen, für eine rein und natürlich denkende Seele bedeutet jedes der vier Worte das-selbe; eine im Rahmen der Verhältnisse, in die wir hineingeboren wurden, geheilte Lebensführung.“

In der Verherrlichung der Natur und des Fleisches finden sich zu-letzt alle Feinde der geoffenbarten Wahrheit zusammen, auch die, welche das „Christentum Christi“ verwirklichen wollen, welche das Christentum im Sinn und Geiste Christi hindert, den Glauben der Apostel zu bekennen und wie die Einwände und Ausflüchte und Winbungen alle lauten. Sie wollen frei sein, aber nicht von Christo, der persönlichen Wahrheit, der im geschriebenen Worte zeugt, sich frei machen lassen. („Ev.-Luth. Friedenstb.“)

Bekehrung der Methodisten am Plaz. Zu der „Kirchenordnung“ der Bischöf. Methodistenkirche findet sich unter den „Allgem. Regeln“ über die Methodistengemeinschaft und ihre Ziele folgende Angabe: „Diese Gemeinschaft ist nichts anderes, als eine Verbindung von Personen, welche die Form der Gottseligkeit besitzen und der Kraft derselben teilhaftig zu werden suchen, und sich vereinigt haben, sich ermahnen zu lassen und dadurch einander in der Ausschaffung ihres Seelenheiles behilflich zu sein.“ Das Ermahnen scheint bei ihnen nun sehr nötig geworden zu sein, und zwar auch schon im Kreise ihrer Häupter, der Bischöfe, damit auch ihr Seelenheil „ausgeschafft“ werde. Denn offenbar fehlt bei ihnen teilweise schon der Besitz der „Form der Gottseligkeit“, geschweige denn der „Kraft der Gottseligkeit“, wie aus dem folgenden erhellt. In einer neulichen Versammlung der Methodistenprediger in Chicago hielt Rev. M. M. Parthurst einen Vortrag über das Thema: „King Georgism in the Methodist Church“, in welchem er die Methodistenbischöfe und die Leitung der Methodistenkirche sehr scharf tadelte. Er sagte darin, nur ein Günstling der Bischöfe könne auf Beförderung rechnen, und be-hauptete ferner, es gäbe in der Methodistenkirche auserwählte Bier-hundert, welche durch ihre Stellung, die der Dollar ihnen gegeben, die

Bischöfe beeinflussten. Die Prediger, welche der Herrschaft der Reichen sich widersetzen, wüßten wohl, daß die Bischöfe nicht im stande wären, sie zu schützen, und deshalb müßten radikale Veränderungen vorgenommen werden. Der Vortrag rief große Sensation hervor. — Das Geld wäre demnach der Geist, der in jenen Kreisen regiert, wie er aber verflucht wird Apostelgesch. 8, 20, und nicht der „Heilige Geist“, dessen sich jene Schwärmergeister vor allem rühmen. Da wäre also Bekehrung im Her-zen am Plaz, wie sie Gottes Wort fordert, und nicht die an der metho-distischen Buzbant. („Ev.-Luth. Gemeindeblatt.“)

Missionsdirektor D. Dr. Wangemann in Berlin ist gestorben.

Quittungen.

Für die Synodalkasse: Von der Gemeinde Chemnitz M 50.

Für Negermission: Kollekte der Jünglinge in Allendorf a/M. durch Herrn P. Hempfing daselbst M 10; von Herrn Lehrer Böhm in Ober-lichtenau M 10. Eduard Redner, Kassierer.

Für arme Schüler erhielt ich mit herzlichem Dank von N. N. aus Stedden M 100. D. Willkomm, P.

Für die blinde Anna Tittel in Eibenstod erhielt ich mit herzlichem Dank die Kindtaufskollekte von Herrn Schulz in Niederplanitz M 5. D. Willkomm, P.

Für die Emigrantenmission: Von C. Kellermann aus St. Louis M 5; von S. M 1. Bremen, luth. Pilgerhaus, im Juni 1894. W. Schmidt.

Bücher-Anzeige.

Zur Arbeiterfrage. Von A. S. Gräbner. 103 Seiten. H. 40. St. Louis, Mo. Concordia Publishing House. 1894. Zu beziehen durch den Schriftenverein (C. Braun) Zwickau, Mittelstr. 24. Preis 90 P.

Die „Arbeiterfrage“ bewegt in unserer Zeit alle Welt, an ihrer „Lösung“ arbeiten Gelehrte und Angelehrte, Christen und Heiden, Kaiser und Papst. Es giebt aber nur Eine wirkliche Lösung derselben und die braucht niemand zu erarbeiten, die hat vielmehr Gott gegeben in seinem Worte. Nur im Lichte des göttlichen Wortes ist, wie alles, was durch die Sünde verwirrt ist, auch diese Frage zu lösen.

Der geehrte Verfasser hat es nun verstanden, dies helle Licht der Schrift auf all die Irrtümer fallen zu lassen, durch welche diese „Frage“ bei den meisten von vornherein verwickelt wird und die falschen Pro-pheten die Herzen zu fangen verstehen. Und dadurch ist es ihm gelun-gen, den aufmerksamen Leser von einer Klarheit zur anderen zu führen. Er bietet nun freilich keineswegs neue sozialpolitische Probleme und Pläne, aber er bietet Besseres, indem er jedem Stande seine Pflichten und Rechte nach Gottes Wort vorhält. Wo das beachtet und beherzigt wird, da ist die „Frage“, so viel das auf diesem Sammerthale überhaupt möglich ist, gelöst und Arbeiter und Arbeitgeber können im Frieden nebeneinander leben und, freilich im Schweisse ihres Angesichts, doch ohne Haß und Neid ihr eigen Brot essen.

Möchte das Büchlein auch in Deutschland weite Verbreitung finden und viel Segen stiften. Es enthält folgende Kapitel: 1. Vom Eigen-tum. 2. Von den Arten und Quellen der Güter im allgemeinen. 3. Die Naturkraft. 4. Die Arbeitskraft. 5. Das Kapital. 6. Der Kon-trakt zwischen Kapital und Arbeit. 7. Der Geschäftsunternehmer. 8. Des Geschäftsunternehmers Pflichten und Rechte. 9. Von den Rechten und Pflichten des Arbeiters. Die Sprache ist edel und populär, die Darstellungsweise sehr anschaulich, die Ausstattung vortrefflich, kurz das Büchlein ist in jeder Hinsicht zu empfehlen. W.

Ueber unsere Pflicht und Aufgabe bei den kirchlichen Wirren der Gegenwart.

Ein Wort zur Prüfung und gegenseitigen Verständigung von Johannes Martin Kempf, penf. Missionar in Ostindien. Zwickau i. S. Druck und Verlag von Johannes Herrmann. 1894. H. 80. 18 Seiten. Preis 15 P.

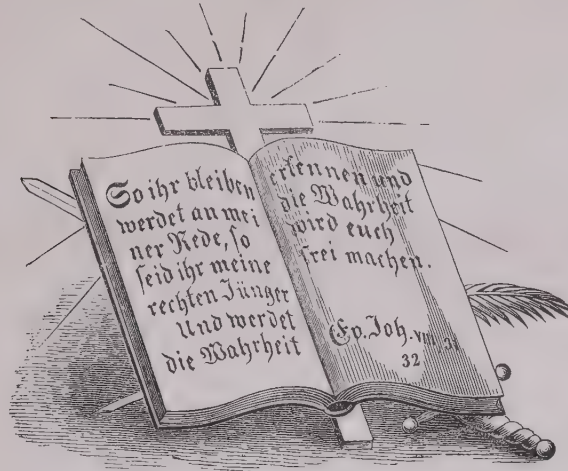
Dieser ursprünglich für die „Neue Lutherische Kirchenzeitung“, welche zur Zeit keinen Raum dafür hatte, bestimmte Aufsatz des Gesinnungs-genossen der abgesetzten Missionäre Räther und Mohn ist ein klares Zeugnis gegen die in den konfessionell gerichteten Kreisen Deutschlands immer mehr überhandnehmende Religions- und Glaubensmengerei, durch welche die kirchliche Lage immer verwirrter wird. Möchte doch diese Stimme aus dem fernen Osten mehr Gehör finden, als so manche Stim-men der Heimat, die man eben einfach überhört. Und möchte die That dem Worte und der Erkenntnis folgen. Gott gebe dazu seinen Segen! W.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

zur
Belehrung und Erbauung
für
evangelisch-lutherische
Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die f. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 19. No. 15 & 16.

Bzw. in Sachsen.

15. & 29. Juli 1894.

Bibelstudien.

(Von Pfarrer Fr. Brunn.)

„Dem aber, der nicht mit Werken umgethet, glaubet aber an den, der die Gottlosen gerecht macht, dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit.“ (Röm. 4, 5.)

Die Worte St. Pauli, welche die Ueberschrift enthält, sind einer der schönsten und gewaltigsten Sprüche der heiligen Schrift, die von unserer Rechtfertigung vor Gott handeln. Es kommt namentlich in diesem Spruch der Ausdruck vor, der sich sonst nicht sehr oft in der heiligen Schrift findet und der doch am klarsten und schärfsten das eigentliche Wesen der Rechtfertigung oder der Glaubensgerechtigkeit bezeichnet, als einer Gerechtigkeit, die uns Sündern „zugerechnet“ wird. Daß Gott die Sünde nicht zurechne, sagt Ps. 32, 2 Kor. 5; von der Gerechtigkeit, die dem Glauben zugerechnet werde, spricht St. Paulus Phil. 3, 9; sodann wird nach 1 Mos. 15, 6, Röm. 4 und Gal. 3 von Abraham gesagt, daß ihm sein Glaube sei zur Gerechtigkeit gerechnet worden. Sonst gebraucht die heilige Schrift meist den Ausdruck „rechtfertigen“, wo sie uns diese Lehre erklärt und unsere lutherische Bibel übersezt dieses Wort mit „gerecht machen“. Gerade das könnte aber mißverständlich erscheinen, den Begriff der Rechtfertigung vor Gott mit „gerecht machen“ auszudrücken; es könnte das die zweifache Deutung möglich machen, nämlich den Menschen von seiten Gottes nicht bloß rechnen für einen Gerechten, sondern ihn in sich selbst zu einem Gerechten oder Reinen und Frommen machen. Spricht doch die römische Kirche in der Lehre von der Rechtfertigung wirklich von einer „Eingießung“ der göttlichen Gerechtigkeit in unsere Herzen, kraft welcher der Mensch gerechtfertigt werde: da wird also ganz eigentlich der gottlose Mensch erst zu einem Gerechten und Reinen gemacht durch Einwohnung oder Erneuerung des Heiligen Geistes, dann erst kommt er vor Gottes

Gericht, wo Gott ihn nun auch für gerecht erklärt und annimmt. Nicht also! nicht als Gerechter, sondern als Gottloser tritt der sündige Mensch hin vor Gottes Richterstuhl, und als solchen Gottlosen, der in sich selbst aller Gerechtigkeit mangelt, rechtfertigt ihn Gott durch den Glauben, indem er ihm die Gerechtigkeit, die der Mensch in sich selbst nicht hat, zurechnet, ihn rechnet für das, was er nicht wirklich ist, nämlich für einen Gerechten. Durch eine solche Zurechnung der Gerechtigkeit rechtfertigt Gott den Sünder. Darum freue und tröste ich mich ganz insonderheit des herrlichen Spruches Röm. 4, 5, wo so klar und deutlich geschrieben ist, daß unsere Rechtfertigung vor Gott nichts anderes ist, als ein solches „Rechnen“ des Glaubens zur Gerechtigkeit. Da gilt es darum wohl zu merken, daß der Glaube in sich selbst nicht wesentlich die Gerechtigkeit oder des etwas ist, daß ferner der Glaube auch nicht darum etwa den Menschen rechtfertigt, weil er eine Gerechtigkeit thatsächlich in das Herz bringt, d. i. einen neuen Menschen in uns erzeugt, der vor Gott gut und fromm ist, nein, das alles nicht, der Glaube rechtfertigt uns nur deshalb, weil Gott ihn rechnet zur Gerechtigkeit, er ist es nicht, aber Gott sieht ihn dafür an, hält oder erklärt ihn für Gerechtigkeit, allein um deswillen, weil dem Menschen, welcher glaubt, die Gerechtigkeit und das Verdienst Christi als sein eigen zugerechnet wird, oder weil Gott den, welcher glaubt, nicht mehr rechnet oder ansieht so, wie er in sich selbst ist, sondern er sieht ihn an und rechnet ihn nur als einen solchen, der kraft des Glaubens in Christo ist. An einem solchen gläubigen Menschen sieht nun Gott nicht mehr die sündige Person des Menschen selbst, sondern er sieht an ihm und in ihm nur die Person Christi, mit welcher der Sünder durch göttliche Zurechnung im Glauben eins geworden ist, und so rechnet, d. i. hält und achtet Gott den gläubigen Menschen in seinem Gerichte als den Herrn Christum selbst. Wer darum die Lehre von der Rechtfertigung recht verstehen

will, der fasse vor allem diesen Begriff des „Rechens“ für einen Gerechten oder der „Zurechnung“ der Gerechtigkeit Christi. Beides bedeutet aber ganz ein und dasselbe, dem, welcher glaubt, Christi Gerechtigkeit zurechnen, oder wie es Röm. 4, 5 heißt, den Glauben rechnen für Gerechtigkeit.

In diesem Spruch stellt nun aber St. Paulus mit eben so klaren und gewaltigen Worten auch die Erfordernisse hin, die zu unserer Rechtfertigung vor Gott nötig sind. Er sagt:

1. „dem, der nicht mit Werken umgeht, glaubet aber“ u. s. w. Da ist vor allem zu unterscheiden, was die heilige Schrift sonst von guten Werken sagt; in seinem irdischen Leben und Wandel, vor Menschen, soll ja ein Christ freilich viel mit Werken umgehen, er soll fleißig sein zu guten Werken (Tit. 2, 14), Christen sind Gottes Werk, geschaffen in Christo Jesu zu guten Werken (Ephes. 2, 10). Aber St. Paulus spricht Röm. 3 und 4 von unserer Rechtfertigung vor Gott, da ist es anders; vor Gott und seinem Gericht, wenn es die Frage gilt, wie wollen wir da bestehen, wie werden wir vor Gott gerecht und selig, da dürfen und sollen wir nicht mit Werken umgehen. Es ist das wesentlich dasselbe, als was sonst die heilige Schrift überall lehrt, daß wir nicht aus den Werken, nicht durch das Gesetz und die Werke des Gesetzes vor Gott gerecht oder gerechtfertigt werden. Aber es ist ein ganz besonders bezeichnender bedeutungsvoller Ausdruck, wenn St. Paulus sagt, wir sollten im Artikel unserer Rechtfertigung vor Gott „nicht mit Werken umgehen“. In der griechischen Ursprache steht hier ein Zeitwort, welches bedeutet „wirken, thätig sein, arbeiten“, und zwar in der ausdrücklichen Absicht, etwas dadurch zu gewinnen, zu erlangen. Das heißt also im Artikel unserer Rechtfertigung „mit Werken umgehen“: nicht bloß mit Werken des Gesetzes im engeren Sinn (nach grober Pharisäerart), sondern überhaupt irgendwie mit seinem eigenen Thun und Wirken etwas zu seiner Seligkeit bei Gott ausrichten, erlangen oder dazu mithelfen wollen. Da siehe nun, lieber Leser, wie St. Paulus Röm. 4, 5 beides so schnurstracks einander entgegensetzt: unser eigenes Thun und andererseits „glauben“. Der Glaube schließt alles Thun, alle Thätigkeit, die der Mensch selbst verrichtet, aus, „glauben“ ist nach St. Pauli Worten vielmehr das Gegenteil von allem Thun, der Glaube ist wesentlich ein Ablassen und Aufhören von allem Thun und Werk. Dazu kommt, daß der Glaube selbst in der heiligen Schrift ganz schlechthin als ein reines Werk Gottes in uns, als reine Gabe und Gnade Gottes (Ephes. 2, 8—10), als alleinige Wirkung des Heiligen Geistes dargestellt wird. Wenn es unsere Rechtfertigung vor Gott gilt, muß daher unser Herz so stehen, daß wir an allem eigenen Thun und Werk völlig verzagen und verzweifeln, wir müssen in und an uns selbst inne werden, daß es in allen Stücken gar nichts ist mit all unserem Thun, daß wir aus uns selbst absolut nichts können und vermögen, ja, daß wir auch selbst das nicht einmal vermögen, was so viele in heutiger Zeit sagen, nämlich uns aus eigenem Willen für die göttliche Gnade, die uns Gott in seinem Worte darbietet, „entscheiden, sie begehren, annehmen“; dergleichen vermögen wir nicht, aus uns selbst recht Buße zu thun, d. i. unsere Sünde recht zu erkennen und zu fühlen, recht zu beten, zu glauben und nach dem Reich Gottes zu trachten. Sollte in dem allen der Mensch etwas aus sich selbst leisten, so wäre das ja immer schon etwas, was er thun müßte, also ein „mit Werken umgehen“, was von ihm gefordert würde. Nun aber sagt St. Paulus, daß im Gegensatz gegen all unser eigenes Thun und Wirken, Wollen oder Laufen lediglich Gott allein es ist, der uns gerecht macht,

also auch giebt, schafft und alles in uns wirkt, was zu unserer Rechtfertigung und Seligkeit nötig ist. So ist darum aller Glaube nichts als ein Ausruhen von allem eigenen Thun und Werk in Gottes Verheißung und Gnadenarmen, wobei der Mensch sich selbst nichts, Gott mit seiner Gnade ihm aber alles ist: so allein wird man vor Gott gerecht. Darum ist es die Lehre Luthers und der alten Väter, daß bei seiner Bekehrung der Mensch mere passive, d. h. „rein leidentlich“ sich verhalte, und zwar nicht gleich einem Kranken, der etwa bei einer Operation kraft eigenen Willens dem Arzt stille hält, sondern gleich einem toten Stück Holz oder Stein, ja schlimmer als Holz und Stein, wie unsere Symbole ausdrücklich sagen: „Denn ein Stein und Block widerstrebet dem nicht, der ihn beweget, verstehet auch nicht und empfindet nicht, was mit ihm gehandelt wird, wie ein Mensch Gott dem Herrn widerstrebet mit seinem Willen, so lang, bis er bekehret wird. Und ist gleichwohl wahr, daß ein Mensch vor der Bekehrung dennoch eine vernünftige Kreatur ist, welche ein Verstand und Willen hat, doch nicht ein Verstand in göttlichen Sachen, oder ein Willen, etwas Gutes und Heiliges zu wollen. Jedoch kann er zu seiner Bekehrung (wie droben auch gemeldet) ganz und gar nichts thun, und ist in solchem Fall viel ärger, denn ein Stein und Block; denn er widerstrebet dem Wort und Willen Gottes, bis Gott ihn vom Tode der Sünden erwecket, erleuchtet und verneuert“ (M., S. 602, § 59). So ist unsere Rechtfertigung und Seligkeit ganz ausschließlich Gottes Werk, der alle Dinge in uns wirkt nach dem Rat und Wohlgefallen seines Willens (Ephes. 1, 5 u. 11).

In solcher Weise alles eigenen Thuns und Wirkens sich begeben und nur in Gottes Gnade ruhen, das ist für den Menschen die schwerste Aufgabe, die es für ihn giebt, die höchste Selbstverleugnung. Darum hat auch ein Christ sein Leben lang damit zu kämpfen, alles Selbstwirken, oder was dasselbe ist, alle eigene Gerechtigkeit ganz bei sich zu ertöten. So lang der alte Mensch noch da ist, treibt er ohne Unterlaß den Menschen in das falsche Selbstwirken hinein. So entstand daher schon in der alten Kirche der vom heiligen Augustinus bekämpfte und von seinem Urheber so genannte Pelagianismus, der geradezu mit den Pharisäern die Gerechtigkeit durch Gesetz und Werke lehrte; darnach entstand der Semi-, d. i. Halb-Pelagianismus, der Gnade und Werke miteinander verbinden wollte, eine Lehre, die in der ganzen römischen Pabstkirche dann bis heute die herrschende geworden ist. In neuerer Zeit nach der Reformation erhob sich der Synergismus, der ein Mitwirken des Menschen neben der göttlichen Gnade bei der Bekehrung lehrt, wobei man mit mancherlei Ausdrücken und Redeweisen bis heute sich den Schein zu wahren sucht, daß man die biblische und evangelische Grundlehre von Glauben und Gnade nicht umstürze; doch scheut man sich nicht, geradezu von einem „Thun und Verhalten“ des Menschen zu reden, wovon seine Bekehrung abhängen soll, nicht einzig und allein von der Gnade Gottes. Ja, man ist auf diesem abschüssigen Weg bis dahin gekommen, in betreff unserer künftigen Seligkeit neben Gottes Treue, die uns im Glauben erhält, die eigene Treue des Menschen zu stellen. So ist die ganze neuere Theologie (abgesehen von dem groben Rationalismus mit seiner nackten Selbstgerechtigkeit) mehr oder weniger in Synergismus verstrickt, womit sie das Selbstwirken des Menschen aus eigener Willensfreiheit zu seiner Bekehrung und Seligkeit fordert. — Aus derselben falschen Quelle aber kommen auch bei Christen alle solche Gedanken, mit denen sich fromme Herzen so oft quälen, besonders

in Stunden der Anfechtung: sie seien zu unwürdig, ihre Buße, ihr Gebet, ihr Glaube sei zu schwach und untüchtig, um vor Gott zu gelten, sie müßten erst bessere, tiefere Reue und Buße, stärkeren Glauben, mehr Gebet u. s. w. haben, ehe sie sich des vollen Gnadenstandes bei Gott getröstet dürften u. dgl. mehr. Was heißt das alles anders, als mit Werken umgehen? Meinen solche Christen, die mit Zweifeln der Art an ihrer Rechtfertigung und ihrem Gnadenstand angefochten werden, doch immer, es müsse erst etwas bei ihnen geschehen, es müsse etwas gethan und geleistet werden, wodurch sie erst besser und frömmere würden, ehe sie glauben, d. i. sich der Vergebung ihrer Sünden getröstet dürften. Auf solche Weise wird dann der Glaube selbst zu einer Art Werk gemacht, indem man denkt, wenn man nur im Stande wäre, dieses Werk, den Glauben, besser zu vollbringen, dann könne man vor Gott bestehen. Nun hat ja Gott freilich unsere Rechtfertigung oder die Vergebung der Sünden an den Glauben gebunden, aber nicht in solcher Weise, als ob der Glaube ein Werk wäre, das wir Gott leisten müßten. Nein, der Glaube ist ja nur Auge und Hand, womit wir Gottes Gnade erkennen und fassen sollen, glauben heißt nur hoffen, daß Gott bei uns thun und wirken will, was wir selbst nicht vermögen. Gerade bei der Erkenntnis und Erfahrung unserer eigenen völligen Ohnmacht und Unwürdigkeit sollen wir darum glauben, d. i. nichts anderes als für wahr halten, vertrauen, daß Gott helfen will nach seiner Verheißung, wo alle Menschenkraft und Hilfe aus ist. Eben deshalb ist die Erkenntnis so wichtig, daß auch die ganze Bekehrung des Menschen, Buße und Glaube nur ein reines ausschließliches Werk Gottes in uns sind, wobei der Mensch aus sich selbst nicht das Geringste thun, wirken oder mitwirken kann. Mag dein Glaube noch so schwach und gering sein, du selbst kannst ihn nicht besser machen, du kannst immer nichts weiter thun, als auf Gottes Gnade hoffen. Darum laß dich nur nicht verleiten, „mit Werken umzugehen“, d. i. zu denken, es müsse zuvor erst anders und besser bei dir werden, ehe du glauben, deines Gnadenstandes dich getröstet dürftest! Nein, wenn du auch der größte Sünder, die ärmste, elendeste und unwürdigste Kreatur auf Erden wärest, — nun so nimm dich nur, wie du in diesem Augenblick bist und glaube, d. i. vertraue und tröste dich des, daß Gottes Gnade dir giebt, was du nicht hast und kannst. So hängt unsere Rechtfertigung nicht im geringsten von der Stärke oder Schwäche unseres Glaubens ab, aller wirkliche Glaube, auch selbst wenn er nur wie ein kleines Senfkörnlein oder wie ein glimmender Docht wäre, macht vor Gott gerecht und selig, im ersten Augenblick der Bekehrung so gut, wie am Ende eines langen, treugeführten Christenlebens. Darin lasse dich auch nicht irre machen, wenn du in der heiligen Schrift liest von Ringen, Beten, Schaffen mit Furcht und Zittern, um selig zu werden: das alles sind wohl die unerläßlichen Erfordernisse unserer Heiligung und des Wachstums im Glauben, nicht aber des Glaubens selbst und der Rechtfertigung. Es würde das ja sonst die ganze Lehre vom Glauben umstoßen, wenn wir meinen wollten, durch unser Ringen und Schaffen selig zu werden. Dieses Ringen und Schaffen setzt vielmehr Glauben und Bekehrung schon voraus: wo man schafft und ringt selig zu werden (wenn es nicht aus bloß knechtischer Furcht oder in blinder pharisäischer Selbstgerechtigkeit geschieht), da ist schon ein neues Leben in der Seele erwacht, es ist da schon ein Suchen und Begehren nach der Erlösung in Christo, also schon wirklicher Glaube vorhanden. Die Sache verhält sich daher so: nicht als ob wir durch unser Ringen erst hineinkämen in die enge Pforte, son-

dern im ersten Augenblick, wo ein Herz sich aufmacht und begehrt nach Vergebung seiner Sünden, Erlösung und Seligkeit durch Christum, da hat es sie, da tritt der Mensch ein in den Gnadenstand vor Gott, das erste Hüflein von Erkenntnis der Sünde und Reue, von Verlangen aus Gnaden durch Christum selig zu werden, schließt Glaube und Rechtfertigung schon ein. Nun aber geht das Ringen und Kämpfen in der Seele erst an, um die rechtfertigende Gnade theils immer klarer zu erkennen und fester zu ergreifen, theils um sie nicht wieder zu verlieren in dem Kampf wider Fleisch, Welt und Teufel, der sich sofort erhebt, wo der Glaube und das neue Leben in einem Herzen erwachen. So kann freilich niemand eingehen zu der engen Pforte, niemand kann selig werden, ohne zu ringen darnach, ohne mit Furcht und Zittern darum zu schaffen, kurz, ohne zu streiten bis aufs Blut wider die Sünde, aber doch ist der seligmachende Glaube selbst und an sich kein solches Ringen und Schaffen, sondern vielmehr das Gegenteil, nämlich das Ruhen und Stillesein in der göttlichen Gnade, d. i. wie die heilige Schrift sagt Hebr. 11, 1 die Zuversicht, womit man die in Christo vollbrachte Erlösung erkennt, sich ihrer tröstet, Ruhe und Frieden in ihr findet.

Dieser Gegensatz des Glaubens gegen alles eigene menschliche Thun, Schaffen und „mit Werken umgehen“ tritt vollends ins Licht durch das zweite, was der heilige Apostel Röm. 4, 5 über den Gegenstand des rechtfertigenden Glaubens lehrt, indem er sagt, Gott rechtfertige den, welcher

2. „glaubt an den, der die Gottlosen gerecht macht“. Es giebt wohl kaum einen Spruch der heiligen Schrift, welcher mehr als diese Worte St. Pauli geeignet wäre, nicht nur alle menschliche Tugend und Würdigkeit, sondern überhaupt den ganzen Menschen mit allem, was er in sich selbst ist und vermag, völlig zu nichts zu machen. Da frage doch nur, lieber Leser, wen will Gott gerecht machen? Antwort: die Gottlosen — also nicht die Frommen, nicht die, welche noch etwas Gutes in sich finden, wodurch sie meinen der Gnade Gottes würdig zu sein, auch nicht bloß die Starkgläubigen will Gott gerecht machen, nicht solche, welche doch wenigstens irgendwie ihr Herz öffnen und sich dazu schicken, wenn der Herr Jesus bei ihnen anklopft und Einlaß begehrt. Nein, das alles nicht, St. Paulus nennt ganz schlechtthin nur „die Gottlosen“ als die Leute, die Gott gerecht machen will. Gewiß nicht, als wollte der heilige Apostel damit sagen, daß man ohne Buße und Bekehrung selig werden könnte, sondern nach St. Pauli Lehre soll unsere Buße und Bekehrung, kurz, all unser eigenes Thun und Verhalten nicht der Grund und die Ursache unserer Rechtfertigung vor Gott sein, sondern Gott will den natürlichen Menschen, so wie er in seiner angeborenen Sünde und völligen Gottlosigkeit ist, so will er ihn nehmen, will ihn aus freier Gnade durch seine allmächtige schöpferische Wirkung in den Gnadenmitteln bekehren und ihm den Glauben schenken und so will er den „Gottlosen“ gerecht machen ohne alles eigene Zuthun des Menschen. — Ja, das ist unser Christentrost und Friede, „glauben an den, der die Gottlosen gerecht macht“! Magst du noch so böse und unwürdig sein, mögen auch deine Buße und dein Glaube noch so schwach und gering sein, magst du an allem ganz bei dir verzagen und verzweifeln: dann siehe, dieses Eine wenigstens wirst du nicht leugnen wollen, nämlich daß du ein „Gottloser“ bist, und weiter wird ja zu deiner Rechtfertigung nichts von dir verlangt, als zu glauben an den, der die Gottlosen gerecht macht! Wenn du dich also als einen solchen Gottlosen erkennst, der nichts Gutes in sich hat, durch Gottes Gnade ist dir aber die Sünde herzlich leid und du möchtest gern ein

anderer Mensch werden, nun, dann glaube, d. i. verlasse dich darauf (auch wenn es noch mit vielem kleingläubigen Zagen und Zweifeln geschähe), daß Gott gerade solche Gottlose, wie du bist, will gerecht und selig machen. Da ist es fürwahr aus, ganz aus mit allen eigenen Werken und menschlicher Gerechtigkeit, da werden auch all solche Gedanken abgeschnitten, die wir oben erwähnt, als müsse es erst anders und besser mit uns werden, ehe wir uns der göttlichen Gnade getrösten dürften. Nein, Gott macht die Gottlosen gerecht! Darum wolle vor Gott nichts anderes sein als ein Gottloser und stehe ab von allem eigenen Thun und Werk, siehe aber allein auf Gottes Werk, welches er für die Gottlosen gethan hat und noch an ihnen thun will, nämlich ihnen die im Blute Christi vollgültig erworbene Gerechtigkeit durch den Glauben zurechnen, solchen Glauben aber durch die Gnade und Kraft des Heiligen Geistes in uns wirken und uns darin stärken und erhalten bis an unser Ende.

Gar überaus treffend bezeichnet aber der heilige Apostel den ganzen natürlichen Zustand jedes Menschen, wie er in sich selbst ist, indem er ihn einen „Gottlosen“ nennt. Los von Gott, fern von ihm, ohne Gott und seine Gemeinschaft, das ist der Mensch durch den Sündenfall geworden, so wird jeder in Sünden geboren. Mag auch äußerlich der Mensch sich dabei schmücken mit allerlei Tugenden und guten Werken oder gar mit einem Schein von Religion und Gottseligkeit, innerlich im Herzen ist er doch von Natur ein Gottloser, denn nicht Gott, sondern Welt und Teufel wohnen und herrschen in ihm, zwischen Gott und ihm steht die Scheidewand, die Sünde, darum ist er gottlos, d. h. es ist nichts von Gott, von göttlichem Leben und Wesen in ihm. Wäre in dem natürlichen Menschen, so wie er in und von sich selbst ist, nur noch ein Zug zu Gott, eine Sehnsucht nach Erlösung aus seinen Sünden, oder wäre in ihm noch ein Ueberrest von einem guten Willen sich zu bekehren übrig, oder noch etwas von einer Kraft, womit er zwischen Gott und Belial, zwischen Licht und Finsternis wählen und sich für das Gute entscheiden könnte: in allen diesen Fällen wäre der Mensch noch nicht so ganz schlechthin gottlos, es wäre noch etwas Gutes, noch etwas von einem Band mit Gott, noch ein Funke von göttlichem Leben in ihm. Nun ist aber nach der Lehre der heiligen Schrift der Mensch von Natur tot in Sünden, mit ganz nackten Worten nennt St. Paulus dem entsprechend ihn einen „Gottlosen“. Darum kann Gott allein solche Gottlose ändern und bessern, sie aus ihrem Sündentode auferwecken, sie bekehren durch seinen Heiligen Geist, Gott allein kann ihnen Buße und Glauben schenken und ihnen dadurch, wie einst bei der Schöpfung, wieder neues Leben einhauchen und mittheilen, und so ist es in allen Beziehungen Gott allein, der den Gottlosen gerecht macht, ohne alles Zuthun der Werke oder des Gesetzes (Röm. 3), desgleichen ohne alles andere Zuthun und Mitwirken des Menschen selbst.

Wie es aber für den ersten Anfang der Bekehrung und des Glaubenslebens eines Christen gilt, was St. Paulus sagt, daß Gott den Gottlosen gerecht macht, so bleibt eben dasselbe auch die Regel und der alleinige Grund unseres Glaubens und unserer Rechtfertigung vor Gott, so lange ein Christ auf Erden lebt und so hoch er in der Heiligung steigen mag. Auch der bekehrte und gerechtfertigte, wiedergeborene Mensch bleibt in sich selbst doch immer derselbe, der er zuvor und von Natur war, ein Gottloser. Denn was ein Christ nach seiner Bekehrung Gutes und Göttliches in sich findet, das muß er allein der Gnade Gottes zuschreiben, er hat es nicht von sich selbst. Das zeigt uns ganz besonders das Beispiel

St. Pauli, der sich auch als Apostel noch den vornehmsten unter allen Sündern, den Allergeringsten unter allen Heiligen nennt, aber von Gottes Gnaden bin ich, das ich bin, fügt er hinzu, und seine Gnade ist an mir nicht vergeblich gewesen. Und dieses letztere, daß es Gottes Gnade ist, die ihm alles giebt und alles in ihm wirkt, muß ein Christ lebenslang täglich immer aufs neue an sich erfahren, er muß täglich das Gesetz in seinen Gliedern inne werden, von dem St. Paulus Röm. 7 redet, das ihn immer aufs neue wieder gefangen nimmt in der Sünde Gesetz, so daß ihn wie bei seiner ersten Bekehrung Gottes Macht und Gnade täglich wieder aus dieser seiner natürlichen Gottlosigkeit und geistlichen Erstorbenheit herausreißen und ihm neues Leben schenken muß. So muß ein Christ nicht nur sein Leben lang immer aufs neue die Macht und Gewalt der Sünde, die er aus eigener Kraft nicht zu brechen vermag, an sich erfahren, sondern je mehr er seinen alten Menschen vor den Spiegel des göttlichen Gesetzes stellt, desto mehr wird die Sünde erst in seinem Fleische lebendig und tritt mit ihrer ganzen Stärke ans Licht. Da wird einem Christen im Fortgang seines Christenlebens nach Röm. 7, 13 die Sünde erst überaus sündig durchs Gebot und erscheint ihm je länger je mehr, wie sie Sünde ist. Dazu kommen dann noch alle die Sünden, deren ein Christ gerade als solcher ganz insonderheit sich anklagen muß, die Sünden der Undankbarkeit für Gottes Gnadengaben, vor allem für das bittere Leiden und Sterben unseres Herrn Jesu Christi, ferner die Sünden der angeborenen Herzenshärtigkeit, der Unbußfertigkeit, des Kleinglaubens, der fleischlichen Sorgen, des Mangels an Glauben und Liebe gegen Gott und den Nächsten: das alles steht einem Christen so groß und schwer vor Herz und Gewissen, die anklebenden Sünden machen ihm das Gute, was Gottes Gnade in ihm gewirkt hat, so ganz in seinen Augen zu nichte, daß ihm seine Sünden je länger desto größer scheinen und schwerer drücken und er vor Gott am Ende seines Lebens ebenso arm, nackt und bloß dasteht, als am ersten Tage seiner Bekehrung. So ist und bleibt es bis ans Ende eines Christen einziger Trost: nicht mit Werken umgehen, glauben aber an den, der die Gottlosen gerecht macht.

„Dabei erhält uns, lieber Herr,
Daß wir nichts anders suchen mehr.“

G e s e h r ü n t e.

Unter allen Gaben ist die Gabe des göttlichen Wortes die allerherrlichste, welche so jemand wegnimmt, der nimmt die Sonne aus der Welt. Denn was ist die Welt ohne das Wort denn die Hölle selbst und ein lauter Regiment des Satans, ob schon darinnen reiche Menschen, Juristen, Aerzte, und andere sind u. s. w.? Denn was können diese ohne das Wort thun? welches allein die Gewissen fröhlich behält, einen gnädigen Gott und die ganze Religion (denn aus dem Wort die wahre Religion als aus einem Brunnen herfließt), ja die ganze Welt erhält; denn die Welt nicht einen einigen Augenblick ohne Wort und Christo bestehen möchte.

Ob denn schon nun in der Welt viel und große Gaben Gottes sind, erschaffen zum Nutzen der Menschen, jedoch so ist nur eine Gabe, dadurch alle anderen erhalten werden, das ist das Wort, das verkündet, Gott sei barmherzig, verheißet Vergebung der Sünden und das ewige Leben. Ich bitte dich aber, lieber Mensch, sage an, wo man des Wortes mangeln sollte, ob dies Leben auch ein Leben zu heißen wäre?

(Luther zum 122. Psalm.)

Die Leipziger Mission und das Wort Gottes.

Die Absetzung der Missionare Nätzer und Mohn, vollzogen durch Direktor v. Schwarz und das Kollegium unter dem Vorsitz des Domherrn D. Luthardt, mußte natürlich auch der jährlich in der Pfingstwoche zusammentretenden Generalversammlung der Leipziger Mission vorgelegt werden. Und es gab Leute, welche hofften, daß diese Generalversammlung wenigstens eine Mißbilligung des Verfahrens aussprechen würde. Die das zu hoffen wagten, kannten nicht die eigentliche Tragweite des ganzen Kampfes, welche die Leiter der Leipziger Mission, wenn sie nicht der Stimme der Wahrheit Gehör geben und sich selbst verurteilen wollten, zwingt, die abgesetzten Missionare auf alle Weise moralisch tot zu machen. Das geschieht denn in folgendem, in Nr. 11 u. 12 des „Ev.-luth. Missionsbl.“ vom 1. u. 15. Juni 1894 enthaltenen Bericht über die betr. Verhandlungen der Generalversammlung:

„.... Hierauf legte der Direktor den Verlauf der Nätzer- und Mohn'schen Angelegenheit dar. Den Anlaß zu der im vorigen Jahre geführten Korrespondenz des Miss. Nätzer mit dem Kollegium gab die von ihm selbst mitgeteilte Thatsache, daß er dem ihm persönlich unbekannten Redakteur der „Neuen Lutherischen Kirchenzeitung“ gegenüber die Hälfte seiner Antsbrüder hinter ihrem Rücken als irrgläubig in der Lehre von der Inspiration denunziert hatte. Die Mäße, welche ihm wegen dieses unbrüderlichen Verfahrens erteilt wurde, wollte er nicht annehmen, sondern ging dazu über, die Zustimmung zu dem Lehrinhalte eines von ihm im Februar 1892 gehaltenen, dem Kollegium aber überhaupt nicht vorgelegten Vortrages zum Kennzeichen der Rechtgläubigkeit zu machen und die Umgestaltung unserer Missionsordnung, weil sie mit Gottes Wort in Widerspruch stehe, zu fordern. Da Nätzer, dem sich Mohn völlig angeschlossen, die Teilnahme am heiligen Abendmahl, wie er selbst am 2. November dem Direktor schrieb, „gerechterweise suspendiert“ hatte, bis die beiden von ihm an das Missionskollegium gerichteten Fragen (Miss.-Bl. 1894, Nr. 4, S. 71 f.) in befriedigender Weise beantwortet wären, wurden die beiden Missionare von der Versammlung zur Vorbesprechung für die Visitation am 5. und 6. November ausgeschlossen. Denn einerseits habe der Direktor die Verantwortung nicht auf sich nehmen können, in Verhandlungen, deren ernstster Ausgang mit Wahrscheinlichkeit vorauszu sehen war, einzutreten, ehe er nicht der Zustimmung des Kollegiums zu seiner Auffassung der Sachlage versichert gewesen sei; andererseits sei ihm daran gelegen gewesen, der Gemeinde das Vergnügen des Wegbleibens der beiden Missionare vom heiligen Abendmahl zu ersparen, ihnen selbst aber die Tragweite ihres Schrittes zum Bewußtsein zu bringen und Zeit zur Ueberlegung zu geben, sowie andere ihnen nahestehenden Missionare vor übereilten Schritten zu bewahren. Letzteres sei denn auch gelungen. Denn obwohl begreiflicherweise durch diese Angelegenheit die Gemüter sehr bewegt worden seien, habe sich die Erregung nach der von ihm gern gestatteten Aussprache auf der Synode am 12. März d. J. gelegt, so daß dieselbe friedlich und mit gemeinsamer Abendmahlsfeier geschlossen werden konnte. Es handelte sich in dieser ganzen Sache nicht um die Autorität des Wortes Gottes, welche von keiner Seite in Frage gestellt ist, wie die Erklärung unserer sämtlichen Missionare (Miss.-Bl. Nr. 4, S. 72) zeigt, sondern es wurde, wie vor 18 Jahren, der Versuch gemacht, unsere Mission in missourische Bahnen zu lenken, wie das Miss. Nätzer auch einmal ausdrücklich zugab. Dem konnten wir jetzt so wenig wie damals Raum geben.“

Der Vorigende wies noch darauf hin, daß die Forderung Nätzers, seinen Vortrag als die authentische Erklärung der Bekenntnisschriften anzusehen, für das Kollegium unerfüllbar gewesen sei, und daß die Erfüllung seiner zweiten Forderung uns jede Verwaltung unmöglich mache. Damit habe er sich selbst von unserer Mission losgelöst, die in Bekenntnis und Praxis unverändert geblieben ist. Von anderer Seite wurde betont, daß es sich im Grunde nicht um eine Lehr-, sondern um eine Machtfrage gehandelt, und daß sich hier der Geist des Independentismus gezeigt habe, der notwendig zur Auflösung der Mission führen müsse. Nach diesen Ausführungen wurde aus der Versammlung heraus folgende Erklärung vorgeschlagen, welche einmütige Zustimmung fand:

Die Generalversammlung nimmt von den ausführlichen Mitteilungen des Direktors Kenntnis und stimmt dem Verfahren des Kollegiums gegen die Missionare Nätzer und Mohn bei.“

Dieser summarische Bericht über ein eben so summarisches Verfahren nötigt uns, die ganze Sache nochmals zu beleuchten.

In § 1 der „Grundbestimmungen der Evangelisch-Lutherischen Mission zu Leipzig“ (Leipz. Missionsbl. 1848, Nr. 20,

S. 316) heißt es: „Die Ev.-Luth. Mission zu Leipzig legt ihrer gesamten Thätigkeit das Wort Gottes zu Grunde, wie dasselbe von der Ev.-Luth. Kirche in ihren Bekenntnisschriften bekannt wird.“ Daß dies wirklich geschehe, haben einfältige Missionsfreunde, welche bisher zu dieser Mission gesteuert und für sie gebetet haben, ernstlich geglaubt. Sie konnten daher nur aufs höchste erschrecken, als sie hörten, daß zwei Missionare des halb abgesetzt worden seien, weil sie ein klares, einmütiges Bekenntnis nicht nur der Missionare, sondern auch des Missionskollegiums zur göttlichen Eingebung und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift gefordert hatten. Denn es ist einem einfältigen lutherischen Christen, der nicht durch die moderne Wissenschaft verwirrt ist, ganz undenkbar, daß unter dem Worte Gottes nach Lehre der lutherischen Bekenntnisschriften irgend etwas anderes verstanden werden kann, als die von Gott dem Heiligen Geiste selbst Wort für Wort eingegebene heilige Schrift Alten und Neuen Testaments, auf welchen ihr (der einfältigen lutherischen Christen) Glaube ruht, nach der sie sich in ihrem Wandel zu richten beflissen sind, in welcher sie in der Ansehung Trost finden. Muß es solchen Christen schon höchst auffällig sein, daß ein Direktor der Leipziger Mission einem wegen der Stellung etlicher Missionare und des Kollegiums zur Schrift beunruhigten Missionare nicht sofort eine klare, runde, jeden Zweifel beseitigende, jeden modernen Irrtum verwerfende Antwort zu geben bereit und imstande ist, so muß er aufs höchste erschrocken sein, wenn er hört, daß auch die Generalversammlung es nicht einmal der Mühe wert gehalten hat, auf diese Lehre näher einzugehen, noch auch ein Bekenntnis über dieselbe abgelegt hat, sondern damit zufrieden gewesen ist, daß man ihr von „missourischem Geiste“ vorgeredet und weisgemacht hat, es handle sich bei den Forderungen der Missionare gar nicht um eine Lehr-, sondern um eine Machtfrage. Welche Stellung nimmt ein solcher Direktor, ein solches Kollegium, eine solche Generalversammlung wohl zum Worte Gottes ein? Es offenbart sich hier ein erschreckender Mangel an Furcht Gottes, nämlich an solcher Gottesfurcht, davon David sagt Ps. 119, 113—120: „Ich hasse die Flattergeister und liebe dein Gesetz. Du bist mein Schirm und Schild; ich hoffe auf dein Wort. Weichet von mir, ihr Vohastigen; ich will halten die Gebote meines Gottes. Erhalte mich durch dein Wort, daß ich lebe, und laß mich nicht zu Schanden werden über meiner Hoffnung. Stärke mich, daß ich genes; so will ich stets meine Lust haben an deiner Rechten. Du zertrittst alle, die deiner Rechte fehlen; denn ihre Trügerei ist eitel Lügen. Du wirfst alle Gottlosen auf Erden weg wie Schlacken; darum liebe ich deine Zeugnisse. Ich fürchte mich vor dir, daß mir die Haut schaudert, und entseze mich vor deiner Rechten.“

Zwar ist von seiten des Kollegiums, und besonders des Direktors von Schwarz alles geschehen, um es möglichst zurücktreten zu lassen, daß es sich um das Wort Gottes handele. Aber es hätte doch aus dem ersten Bericht des Kollegiums (Miss.-Bl. Nr. 4) und besonders aus den Veröffentlichungen der beiden abgesetzten Missionare in der „Neuen Lutherischen Kirchenzeitung“, von welcher Kenntnis zu nehmen gerechte und gewissenhafte Delegierte vor Gott und Menschen verpflichtet waren, so viel klar sein müssen, daß die Lehrfrage das eigentlich Bewegende gewesen ist und daß es überhaupt in betreff der Lehre unter den Missionaren nicht stand, wie es in einer auf Gottes Wort ruhenden lutherischen Mission stehen soll. Daß man von einer Erörterung der Lehrfrage in der Generalversammlung gänzlich abgesehen und es nicht einmal für nötig gehalten hat, vom Kollegium und von den im Missionshause angestellten Lehrern ein rundes, klares, mit Verwerfung der Gegenlehre verbundenes Bekenntnis zur göttlichen Eingebung und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift zu

fordern, das ist ein deutlicher Beweis dafür, daß die Generalversammlung* in ihrer Gesamtheit die rechte Stellung zur heiligen Schrift nicht einnimmt, also auch nicht mehr auf dem Grunde steht, auf welchem die Leipziger Mission als eine Mission der lutherischen Kirche gegründet ist, und somit den Anspruch verloren hat, „Mission der lutherischen Kirche zu sein“.

Nun sind freilich für uns diese Vorgänge keineswegs verwunderlich und das daraus soeben gezogene Fazit ist uns kein neues. Aber es bestätigen diese Vorgänge, daß die von uns schon längst erhobene Anklage gegen die Leipziger Mission und die hinter ihr stehenden Kreise auf Abfall vom Worte Gottes und dem lutherischen Bekenntnis vollberechtigt ist. Und es konnte die Berechtigung dieser Anklage nicht deutlicher auch für den einfältigen Christen bewiesen werden, als durch dieses beispiellose Verhalten gegen das Wort Gottes.

Es handelt sich bei dem Auftreten der Missionare Nätther und Mohr in der That in erster Linie um das **Wort Gottes**, was immer die Kirchendiplomaten in Leipzig und Tranquebar dagegen sagen mögen. Direktor v. Schwarz bringt es zwar (in Nr. 24 des „Pilgers aus Sachsen“, welcher erst nach langem Sträuben in Nr. 23 eine Berichtigung Miss. Nätthers gegen seinen in Nr. 11 enthaltenen falschen Bericht aufgenommen hatte) fertig, es als eine unerhörte Verdächtigung seiner früheren Amtsbrüder und als ein wissenschaftliches Sagen einer Unwahrheit zu bezeichnen, wenn Miss. Nätther in seiner Berichtigung schreibt: „Die Glieder jener Synode“ — nämlich der Synode der Missionare 1892 — „glaubten und bekannten nicht sämtlich die göttliche Eingebung (Inspiration) der Schrift, wie der ‚Pilger‘ berichtet. Es war vielmehr nur etwa die Hälfte der Missionare, die das thaten. Das im Missionsblatt 1894, Nr. 4, S. 72 mitgeteilte Bekenntnis der Leipziger Missionare stammt erst vom 6. Nov. 1893, entbehrt aber des Ausdrucks der Buße für die Widersprecher bei der Synode 1892.“**

* Es waren nach dem Bericht des Missionsblattes (Nr. 11 u. 12, S. 229) dabei gegenwärtig: 1. Von Sachsen: Graf Wipthum von Göttsfeld, P. Kitten-Prießnitz, P. em. Dr. Zehme und P. em. Dr. Richter-Niederlöbnitz, Seminardirektor Israel-Eichag. 2. Bayern: Landgerichtsrat Hofmann-Münberg und die Pfarrer Heinlein-Münberg und Schmidt-Fürth. 3. Hannover: P. Crusius-Emden. 4. Hildesheim: P. Bufe-Schlafschheim. 5. Lüneburg: P. Dietrich-Warscamp. 6. Fürstentum Magdeburg: Propst Ohl-Magdeburg. 7. Lauenburg: P. Giesecke-St. Georgsberg. 8. Mecklenburg-Schwerin: Oberkirchenrat Barb-Schwerin und P. Karsten-Schleffenberg. 9. Mecklenburg-Strelitz: P. Müdiger-Hinrichsagen. 10. Breslau: Direktor Kirchenrat Nagel-Breslau, P. Weicker-Cammin. 11. Braunschweig: Abt Rohde-Wolfenbüttel. 12. Thüringen: Kirchenrat Fücklein-Saalfeld. 13. Sachsen-Altenburg: Generalsuperintendent D. Rogge-Altenburg. 14. Neuß j. L.: P. Dr. Leo-Röstzig. 15. Neuß a. L.: Konsistorialrat Gerhold-Greiz. 16. Halle (Grandsche Stiftungen): Direktor Dr. Fries-Halle. 17. Petersburg: Konsistorialrat em. Nölting-Blankenburg am Harz. 18. Schweden: Missionar Sandegren aus Madura.

** In Nr. 11 des „Pilgers“ heißt es: „Dieselben“ (Nätther und Mohr), „verlangt, die sämtlichen Leipziger Missionare sollten sich zu dem ‚Beknntnis‘ eines von Nätther auf einer Versammlung der Missionare im Februar 1892 gehaltenen Vortrags über die Lehre von der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift bekennen. Mit Recht lehnte jene Versammlung, deren Glieder sämtlich diese göttliche Eingebung (Inspiration) glauben und bekennen, ein solches Ansuchen ab.“ Die von uns herorgehobenen Worte, welche den Eindruck erwecken sollen, daß sämtliche Missionare schon im Februar 1892 eben diese (von Miss. Nätther vorgetragene) Lehre glaubten und bekannten und daß Miss. Nätther nur unnötigerweise etwas, was den Charakter des Angezeigten an sich trug, forderte, enthalten eben die in Nr. 23, 2, d. i. in den oben im Text mitgeteilten Worten, berichtete Unwahrheit. Wahr ist, daß 1½ Jahr später, nämlich am 6. November 1893, die sämtlichen in Tranquebar versammelten Missionare sich zur Verbalinspiration und Irrtumslosigkeit der Schrift in thesi bekannten. Unwahr ist, daß die sämtlichen im Februar 1892 in Tranquebar versammelten Missionare die Verbalinspiration und Irrtumslosigkeit der Schrift glaubten und bekannten. Fast man freilich den Begriff „Inspiration“ so weit,

Während Miss. Nätther in der „Neuen Luth. R.-Z.“ (vgl. auch Nr. 9 u. 10 dieses Blattes) genau den Hergang auf jener Missionsynode berichtet hat, welcher Bericht für jeden unbefangenen Leser einen durchaus glaubhaften Eindruck macht, behauptet Direktor v. Schwarz einfach, das aus jenem Berichte sich ergebende Resultat, daß nämlich nur etwa die Hälfte der Missionare sich zur göttlichen Eingebung der Schrift bekannt haben, sei eine Verdächtigung und beruhe auf Unwahrheit. Die Missionare, welche zugegen gewesen sind, werden ja wissen, wo hier die Unwahrheit liegt, und haben die Pflicht, der Wahrheit Zeugnis zu geben. Dabei kann dem Missionsdirektor vielleicht das zugegeben werden, daß er mit dieser seiner Erklärung vielleicht nicht wissenschaftlich die Unwahrheit sagt, weil er eben auf jener Synode 1892 nicht zugegen gewesen ist. Es liegt aber dann das wissenschaftliche Sagen der Unwahrheit auf seinen Gewährsmännern.

Nach dem in keiner Weise angefochtenen Berichte des Miss. Nätther (zuerst erschienen am 8. April in Nr. 14 der „N. L. R.-Z.“*) hat der Vorsitzende jener Konferenz an der Hand der Dieckhoff'schen Broschüre erklärt, daß in der Schrift Irrtümer seien und daß Luther diese Ueberzeugung teile. Dies allein genügt, um zu zeigen, daß es sich bei der ganzen Sache wirklich um die göttliche Eingebung und Irrtumslosigkeit der Schrift handelt. Diese Aussage des Vorsitzenden, welche keineswegs von **allen** übrigen Missionaren mit Entrüstung zurückgewiesen wurde, ist durch die bekannte Beschwichtigungserklärung sämtlicher Missionare vom 6. November 1893 keineswegs aufgehoben. Denn man weiß, was Irrgeister für Ausflüchte suchen, und kann auch hier in dem „wie sie Schrift und Bekenntnis lehren“ eine Ausflucht versteckt liegen. Sollte jene Erklärung befriedigen, so mußte sie etwa lauten: Wir verwerfen Prof. Dieckhoff's Behauptung, die Schrift enthalte Irrtümer, bedauern aufrichtig, daß dieselbe in unserem Kreise hat ausgesprochen werden können, ohne sofort einmütig abgewiesen zu werden, und bekennen uns in derselben Weise zur Verbalinspiration und somit völliger Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift, wie sie Miss. Nätther nach Schrift und Bekenntnis damals vorgetragen hat. Und jener Vorsitzende mußte noch überdies erklären: Ich widerrufe hiermit meine damalige Äußerung und bedaure, durch dieselbe als eine die Ehre des göttlichen Wortes antastende Irrlehre Verwirrung angerichtet zu haben. — Wenn solche oder dergleichen sich bedeckende Erklärungen von den Missionaren in Ostindien vorlägen, dann, aber auch nur dann würden wir glauben, daß es sich, wenigstens in Indien, nicht mehr um eine Lehrfrage, nicht um Gottes Wort handele. Dann würden aber auch — das unterliegt wohl keinem Zweifel — die ostindischen Missionare sich für

daß er mit Illumination (Erleuchtung) oder Assistenz (Beistand des heiligen Geistes beim Schreiben) gleichbedeutend ist und somit auch für Irrtümer in der Schrift Raum läßt, so glaubten auch die Widersprecher vom Februar 1892 eine „Inspiration“, wie der Missionsdirektor in Nr. 24 des „Pilgers“ behauptet. Dann ist aber das Wort „diese“ in Nr. 11 des „Pilgers“ immer noch eine Geschichtsfälschung. Miss. Nätthers Vortrag weist eben solche falsche, schrift- und bekennniswidrige „Inspirationslehren“, durch welche der lauterer Brunnen Israels zu einem unlauteren gemacht wird, zurück. Und wenn man sich auf Seiten der Missionsleitung so stellt, als ginge dieser Vortrag über Schrift und Bekenntnis hinaus, so hätte man das aus dem Vortrage selbst beweisen sollen. Dessen achtet sich aber das Kollegium überhoben, weil ihm „der Vortrag nicht vorgelegt“ sei. Warum haben sie ihn denn nicht eingefordert? Sie hatten ja dazu Recht und Macht!

* Es wäre also bis heute schon Zeit genug verfloßen, daß die Missionare in Ostindien gegen den Bericht, wenn er falsch wäre, hätten Protest erheben können, auch leben ja die früheren Missionare Stöckh, Herre, Brumotte und Just in Deutschland, könnten also dem Miss. Nätther sofort entgegenreten; daselbe könnte der jetzt heimgelehrte Miss. Sandegren.

solidarisch mit den Missionaren Rätber und Mohn erklärt und gegen ihre Absetzung protestiert haben.

Sie würden dann aber auch weiter gegangen sein und gegen die Verbreitung von Irrlehren im Missionsseminar protestiert haben. In Nr. 20 der „N. L. A. = B.“ teilt Miss. Mohn mit, welche grobe Irrlehre über die göttliche Eingebung und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift der theologische Lehrer am Missionsseminar, Pastor Hoffstätter, den Missionszöglingen diktiert hat. (S. Nr. 12 d. Bl. S. 93.) Dagegen hat nun zwar der Genannte in Nr. 22 desselben Blattes folgende Erklärung erlassen:

„Die ‚Neue Lutherische Kirchenzeitung‘ hat in Nr. 20 auf Seite 318 eine Mitteilung über den von mir am Missionsseminar erteilten dogmatischen Unterricht gebracht, die mich zu folgender Erklärung veranlaßt:

Es ist richtig, daß ich in der ersten Zeit meines hiesigen Wirkens von der Theologie meines teuren unvergeßlichen Lehrers Frank beeinflusst und durch die Fülle der Arbeit in den verschiedensten theologischen Disziplinen an der selbständigen Durcharbeitung aller Punkte der christlichen Wahrheit gehindert, mich wesentlich an meinen Lehrer angeschlossen und auch in der Inspirationslehre seinen Standpunkt teilte. Bald aber stiegen mir Zweifel über die Richtigkeit desselben auf und nach langem redlichen Ringen wurde es mir zur Gewißheit, daß diese Theologie, sowohl als ihren Ausgangspunkt in der christlichen Erfahrung, als insbesondere ihre Stellung zur heiligen Schrift betrifft, eine zu schwankende und unsichere Grundlage für eine Darstellung der Glaubenslehre im Sinne der lutherischen Kirche bietet. Schon als ich das zweite Mal, und zwar mit reicher Bezugnahme auf Putters Kompendium Dogmatik vortrug, handelte ich deshalb von der Schrift schon in der Einleitung als von der alleinigen Quelle und ausschließlichen Richtschnur der Wahrheit, und seitdem habe ich unverrückt mit wachsender Freude die Schrift meinen Schülern als das untrügliche, irrumslose Gotteswort bezeugt, das nach Inhalt und Form den heiligen Schriftstellern von dem Heiligen Geiste eingegeben, das Wort Gottes nicht bloß enthält, sondern es auch ist. Ich verschließe mich auch jetzt nicht den Mängeln, die in äußerlichen Dingen der heiligen Schrift schon infolge der Jahrhundert alten Geschichte ihrer handschriftlichen Uebersetzung anhaften, und ich verhehle mir nicht, daß die Form der Inspiration für uns auf Erden stets ein tiefes Geheimnis bleiben wird. Aber weder das eine noch das andere stört mich in der Gewißheit, daß, so gewiß uns der gnädige Gott dies Wort zum Heil und zur Seligkeit gegeben hat, es auch der irrumslose und untrügliche Führer auf diesem Wege ist, und ich weiß kein schöneres Ziel, als daß meine Schüler aus meinem Unterricht die gewisse und freudige Ueberzeugung hinwegnehmen, daß sie keinen festeren und sicheren Standpunkt sowohl für ihr persönliches Christenleben als für ihr amtliches Wirken haben können, als das: „Es steht geschrieben.“

Leipzig, den 28. Mai 1894. A. Hoffstätter,
theol. Lehrer an der ev.-luth. Missionsanstalt.“

Aber diese Erklärung ist ja kein Widerruf, sondern eine trügerische Verhüllung des Irrtums, der noch festgehalten wird. Oder wozu sonst soll es dienen, daß „Mängel, die in äußerlichen Dingen der heiligen Schrift schon (!) infolge der Jahrhundert alten Geschichte ihrer handschriftlichen Uebersetzung anhaften“, hier erwähnt werden? Sind damit nur Schreibfehler und dadurch entstandene Lesarten gemeint, so hat das ja nichts mit der Inspiration zu thun; denn es hat ja noch niemand behauptet, die Schreibfehler wären inspiriert. Aber das „schon“, hinter dem wir ein Ausrufungszeichen gemacht haben, zeigt, daß Hoffstätter auch noch andere Mängel, die nicht von den Abschreibern herrühren, annimmt. Werden aber dergleichen Mängel, Unsicherheiten, Ungenauigkeiten, — kurz Irrtümer (denn das meint man mit all den vorsichtigen Ausdrücken, die nur der Schatzspeis sind) angenommen, so ist Gott nicht der Verfasser der heiligen Schrift und dieselbe ist also nicht Gottes Wort. — Weiter, wozu erwähnt Hoffstätter das tiefe Geheimnis, das über der Form der Inspiration liegt? Auch das hat ja niemand bestritten! Man lasse aber nur Inspiration Inspiration bleiben und mache nicht etwas ganz anderes daraus, so wird sich wegen der Form kein Streit erheben. Inspiration aber heißt nicht „Erleuchtung“, sondern „Eingebung, Einhauchung“, besagt also, daß Gott der Urheber der Sachen und Worte, die heiligen Männer aber die ge-

treuen Konzipienten und Schreiber der göttlichen, ihnen auf wunderbare Weise eingehauchten Worte waren. Wer anders davon lehrt, hat nicht die Form der Inspiration, wie sie die Kirche lehrt, sondern die Inspiration selbst aufgegeben. — Endlich ist es betrügerisch, wenn Hoffstätter sagt, „daß, so gewiß der gnädige Gott uns dies Wort zum Heil und zur Seligkeit gegeben hat, es auch der irrumslose und untrügliche Führer auf diesem Wege ist“. Denn hinter diese schön und sehr fromm klingenden Worte versteckt sich der grundstürzende Irrtum, daß nicht alle Schrift von Gott eingegeben sei, und die Zulassung willkürlicher Ausnahmen, wobei niemand weiß, was in der Bibel eigentlich Gottes Wort ist und was nicht. Wer den bisher geführten Streit über die Inspiration genau verfolgt hat, weiß, wie die Irrlehrer immer solche und ähnliche Ausdrücke brauchen.

Uebrigens, wenn P. Hoffstätter wirklich die Frank'sche Lehre, die er früher vorgetragen hatte, als Irrtum erkannte, warum beilegte er sich nicht, wenigstens seinen früheren Schülern dies mitzuteilen? Warum erfahren sie erst jetzt von dieser Wandlung? Und was für ein Vertrauen kann die Missionsgemeinde zu einem Missionsseminar haben, in dem die Zöglinge ein Spiel solcher Wandlungen sind? Was helfen diesen zugestandenen Thatsachen gegenüber alle schönen Worte von dem Stehen auf Schrift und Bekenntnis! Hier hätte die Generalversammlung als Vertreterin der Missionsgemeinde eine wichtige Arbeit zu thun gehabt, und die Missionare, welche wirklich mit Ernst und Aufrichtigkeit an der wörtlichen Eingebung und völligen Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift festhalten, dürften nicht eher ruhen, bis sie völlige Gewißheit darüber hätten, daß im Missionsseminar nichts als die lautere Wahrheit auch in diesem Stücke gelehrt wird.

Freilich werden sie darauf vergeblich warten. Denn der Schaden liegt zu tief und ist zu veraltet. Die Zusammenfassung des Missionskollegiums bürgt dafür, daß falsche Lehre immer und immer wieder in die Mission eindringen wird. Wohlweislich hat der Missionsdirektor jedes persönliche Bekenntnis in betreff der in Frage stehenden Lehre vermieden. Desgleichen hat das Kollegium als solches geschwiegen. Das einzige Glied desselben, dessen Stellung bekannt ist, ist D. Luthardt; und von dem ist bekannt, daß er falsch lehrt. Was ist also von einem solchen Kollegium zu erwarten?

Und der Festprediger bei dem Missionsfeste, Direktor des Breslauer Oberkirchenkollegiums Nagel, sagt in seiner Festpredigt: „Wie das Geheimnis der Inspiration näher zu bestimmen sei, darüber gehen die Meinungen noch (!) auseinander.“ Damit zeigt er, daß auch er glaubt, es handle sich nur um das „Wie“ der Inspiration, also auf Seiten Dieckhoffs steht, und zugleich, daß er dem Irrwahn von der Lehrentwicklung ergeben ist. Und das ist der Vertreter der Freikirche, die sich in der Leipziger Mission je und je als Hüterin des Luthertums gebärdet hat.

Es könnte hier den Missionaren Rätber und Mohn vorgeworfen werden, sie hätten vor ihrer Ausendung wissen können, daß Luthardt falsch lehre und daß die Breslauer Synode nicht recht stehe. Wir würden ihnen, wenn sie uns darum gefragt hätten, schon damals den Rat gegeben haben, sich von einem solchen Kollegium nicht aussenden zu lassen. Aber darüber werden schwerlich diejenigen mit den Missionaren rechten, die noch immer in Kirchengemeinschaft mit Luthardt und seinen Gefinnungsgenossen stehen! Und wir, die wir's könnten, lassen gern die Entschuldigung gelten, daß es ihnen damit gegangen ist, wie es seiner Zeit uns ging. Auch wir glaubten, die indische Mission sei den heimischen Wirren soweit entrückt, daß man da fast keine Gemeinschaft mit den falschen Lehrern der heimatlichen Kirche habe. Aber nun sehen ja unsere lieben Brüder Rätber und

Mohn und hoffentlich noch manche andere, daß die Verbindung gerade durch das „Kirchenregiment“ eine so innige ist, daß Ein Glied des Kollegiums, das falsche Lehre führt, genügt, um die ganze Mission zu verderben, und wollen vom Ziehen am fremden Joch mit denen, die Gottes Wort umstoßen, nichts mehr wissen.

Es ist freilich den Missionaren zum Vorwurf gemacht worden, daß sie sich um die Lehre überhaupt gekümmert haben, und sie sind wiederholt erinnert worden, daß die Lehrstreitigkeiten in der Heimat sie nichts angingen. So heißt es in dem beim Festgottesdienste in Leipzig erstatteten Berichte, die Mission könne nur dann bestehen, wenn sie ausrichte, was ihr befohlen sei, „ohne sich zu mischen in den Kampf der Geister hier in der Heimat, wozu wir als Missionsleute Gott sei Dank! keinen Beruf haben, und wozu wir auch keine Zeit haben sollten, weil der Kampf der Geister in Indien uns wahrlich noch genug zu thun giebt.“ Man weiß hier zunächst nicht genau, wofür der Missionsdirektor Gott dankt, ob dafür, daß die Mission deshalb keinen Beruf habe, sich in den Streit der Geister zu mischen, weil alle bei der Mission Beteiligten in der Lehre einig seien (was ja einfach unwahr ist) oder dafür überhaupt, daß sie als Missionsleute sich um die Lehrstreitigkeiten nicht zu kümmern hätten. Das wäre ja offenbar wider Gottes Wort, welches allen Christen gebietet, vor falschen Propheten sich vorzusehen, und allen Pastoren, also auch den Missionaren, die Widersprecher zu strafen. Und dabei macht die Trennung durch Länder und Meere nichts aus. Die Kirche Gottes ist Eine allenthalben und die Irrlehren fressen um sich wie der Krebs. Das hat ja der Direktor selbst bewiesen, indem er seinen „Jahresbericht“ (Missionsblatt S. 211) mit den Worten beginnt: „Auf dem Bahnhof in Sidambaram kaufte ich von einem heidnischen Kolporteur einen Traktat mit dem Titel: 150 Widersprüche in der Bibel, ein Bibelhandbuch für Schüler in Missionschulen und für suchende Christen.“ Wenn so die Heiden die angeblichen Widersprüche der Bibel ausnützen, um dem Christentum entgegen zu arbeiten, wie kann man den Heidenmissionaren einen Vorwurf daraus machen, daß sie sich in der Lehre von der Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift recht fest zu gründen und die moderne Theorie von den Widersprüchen in der Bibel (die sich mit ihrer göttlichen Eingebung ganz gut vertragen soll, wie Prof. Dieckhoff behauptet und viele kleinere Geister ihm nachsprechen) sich und ihren Gemeinden ernstlich vom Leibe zu halten bestrebt sind? Es ist ja leider bekannt, und Miss. Räther hat es in seinem Vortrage nachgewiesen, daß die Heiden bei den „christlichen“ Theologen in die Schule gegangen sind und von ihnen gelernt haben, Widersprüche in der Bibel zu suchen und zu finden. Kämpfen nun die Missionare nur in Indien gegen solche Heiden und verhalten sich doch ruhig in ihrer eigenen Mitte oder in ihrer Kirche daheim, welche dasselbe thun, wie jene Heiden, so sind sie ja Heuchler. Und soll der Bach aufgehalten werden, so muß man die Quelle verstopfen. Freilich, thäte die heimische Kirche ihre Pflicht gegen solche Irrlehrer, duldbete sie dieselben nicht in ihrer Mitte, ließe sie nicht zu, daß dieses Gift durch das Missionsseminar oder durch die auf Universtitäten gebildeten Missionskandidaten in die Mission einbränge, so hätten die Missionare es leichter. Uebrigens haben die Missionare in Ostindien auch äußerlich ganz unmittelbare Veranlassung gehabt, sich um den Streit der Geister in der Heimat zu kümmern. Speziell Miss. Räther war in bündigster Weise dazu berufen. Seine vorgesetzte kirchliche Behörde, der Missionskirchenrat, gab ihm den Auftrag, bei der offiziellen Jahresversammlung sämtlicher Missionare einen Vortrag über die Inspirationslehre

zu halten. Diesem Auftrage gemäß hatte er vor Gott und Menschen Recht und Pflicht, die reine Lehre zu bekennen und die Gegenlehre zu verwerfen, wo immer diese sich finden mochte. Und als es sich nun bei der Debatte zeigte, daß solche Gegenlehre sich sogar im Kreise der Missionare fand, so hätte freilich in erster Linie der Missionskirchenrat selbst die Pflicht gehabt, hiergegen aufzutreten. Da dies aber begreiflicherweise — denn der Irrlehrer war ja selbst Mitglied des Missionskirchenrates — unterblieb, so hatte jeder Missionar das Recht, gegen diese Irrlehre weiter zu zeugen. Als den besten Weg dafür erkannte man den der Veröffentlichung des Vortrags in der „Neuen Luth. Kirchenzeitung“, einem Blatte, welches seit seinem Bestehen die Leipziger Mission als eigene Sache behandelt hat, wie es denn von einem warmen Missionsfreunde redigiert wird innerhalb einer Landeskirche, welche schon immer reichlich zur Leipziger Mission gesteuert hat. Soll nun das als ein Verbrechen, als ein berufloses Einmischen in die Streitigkeiten der heimischen Kirche hingestellt werden? Nun dann muß man die Missionare in Ostindien einfach von den Missionsfreunden in der Heimat absperrn. Das hieße aber nichts anderes als die Einigkeit der Kirche zerreißen.

Hierbei sei Eins zugegeben! Der korrekte Weg, die Irrlehre innerhalb der Mission selbst zu dämpfen, wäre gewesen, den oder die betreffenden Missionare nach vergeblicher Vermañung, welche freilich bei den eigentlichen Widersachern gar nicht möglich war, da sie nicht mit sich reden ließen, beim Missionskollegium zu verklagen. Dazu ist es ja in dem durch jene privatum übermittelte Direktorial-Rüge wegen der Veröffentlichung des Artikels entstandenen Briefwechsel zwischen Miss. Räther und dem Kollegium auch gekommen, — der Sache nach, wenn gleich nicht der Form nach. Es hat aber nur den Erfolg gehabt, daß das Kollegium den irrenden Missionar, ohne ihn zu einem Widerruf vor den geärgerten Missionaren zu veranlassen, in Schutz nahm. Das haben wohl die Missionare, welche die Veröffentlichung des Vortrags wünschten, vorausgesehen, wie es denn jeder nüchterne Beurteiler voraussagen konnte; denn wie kann ein Kollegium, dessen Vizevorsitzender ein Luthardt ist, einen Missionar wegen Dieckhoff'scher Irrlehre strafen? Zugleich aber ist bei jenen Missionaren, wie das besonders aus der Predigt des Miss. Räther bei der Synode 1893 über Ps. 133 und der Veröffentlichung derselben hervorgeht, der Gedanke mitbestimmend gewesen, daß man mit den Irrenden möglichste Geduld haben und ihnen Zeit lassen wollte, zu recht zu kommen. Sollte das ihnen nun zum Vorwurfe gemacht werden?

Daß diese Geduld übel angebracht war, hat sich freilich gezeigt. Denn das Kollegium schreibt sich das Recht zu, über die Missionare zu herrschen, ihnen Rügen und scharfe Rügen zu erteilen, und verlangt für solche seine Erlasse unbedingte Beugung der Missionare, während es stillschweigend zusieht, wenn Gottes Wort gebeugt wird. Gerade in der „Gehorsamsfrage“ offenbart sich der Abfall der jetzigen Leiter der Mission von Gottes Wort am grellsten.

Hier bekennt sich nämlich der Missionsdirektor samt dem Kollegium und der ganzen Generalversammlung ausdrücklich zu dem in Gottes Wort verworfenen, im lutherischen Bekenntnis widerlegten papistischen (und breslauischen) Grundsatz, daß in der Kirche Befehlende und Gehorchende nach dem 4. Gebote in Mittelbdingen sein müßten. In der schon angezogenen „Erklärung“ des Direktors im „Pilger a. S.“ heißt es: „Denn ‚gehorschen‘ heißt doch nichts anderes als ‚thun, was geboten ist‘. Wer also erklärt, daß er nicht um des Gebotes willen ‚gehorschen will, der will eben überhaupt nicht gehorschen.“ Und in dem Bericht über die Generalversammlung heißt es, die

Erfüllung der zweiten Forderung mache jede Verwaltung unmöglich, es sei dies der Geist des Independentismus, der notwendig zur Auflösung der Mission führen müsse. Wäre letzteres wirklich wahr, so wäre damit nur bewiesen, daß diese Mission auf den Sandgrund menschlicher Satzungen und Autoritäten, nicht aber auf den Felsengrund des göttlichen Wortes gegründet ist. Denn Gottes Wort kennt allerdings in der Kirche keinen Gehorsam gegen Menschengebote um des Gebotes willen, verbietet vielmehr in der Kirche solches Befehlen und Gehorchen. Matth. 20, 25. 26: „Ihr wißt, daß die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch; sondern so jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener.“ Daß hiermit nicht etwa nur das tyrannische oder das gewalttätige Herrschen als den Jüngern des Herrn unziemlich bezeichnet wird, ist ja daraus klar, daß tyrannisches Herrschen auch den weltlichen Obrigkeiten nicht erlaubt ist, der Herr aber hier offenbar etwas nennt, was bei ihnen nicht nur mißbräuchlich statt hat, sondern auch statt haben darf und soll. So zeigt auch unser lutherisches Bekenntnis, auf dem ja das Missionskollegium zu „stehen“ behauptet, wiewohl es dasselbe mit Füßen tritt, eben- dasselbe, wenn es zu der verwandten Stelle Luk. 22, 25 sagt: „Darum wollen wir zum ersten aus dem heiligen Evangelio anzeigen, daß der Papst gar keiner Oberkeit über andere Bischöfe und Seelsorger aus göttlichem Rechte sich möge anmaßen. 1. Luk. 22 verbeut Christus mit klaren hellen Worten, daß kein Apostel einige Oberkeit über die anderen haben soll (Christus expresse prohibet dominationem inter apostolos). Denn eben dies war die Frage unter den Jüngern, als Christus von seinem Leiden schon gesagt hatte, daß sie disputierten untereinander, wer unter ihnen Herr sein und Christum nach seinem Absterben verwesen sollte? Aber Christus strafet solchen Irrtum der Apostel und lehret sie, es werde die Weise nicht haben, daß sie wollten Herren sein und Oberkeit haben, sondern sie sollten zugleich Apostel sein und im gleichen Amt das Evangelium predigen. Darum saget Er auch: Die weltlichen Fürsten herrschen und die Gewaltigen heißen man gnädige Herren, ihr aber nicht also, sondern der größte unter euch soll sein wie der geringste, und der fürnehmste wie ein Diener. Sie siehet man, wenn man's gegen einander hält, daß Er keine Herrschaft unter den Aposteln haben will.“ (Müller, S. 329.) Daß es aber trotzdem in der Kirche wohl zugehen kann und die Verweigerung des Gehorsams um des Gebotes willen, insbesondere die Beseitigung eines auf göttlichem Rechte (dem Rechte des 4. Gebotes) beruhenden Unterschiedes zwischen verschiedenen Pastoren (Konfistorialrat und Pastor, Missionsdirektor und Missionar) keineswegs zur Auflösung der Kirche führen müsse, zeigt jene andere bekannte Stelle unseres Bekenntnisses

„Darum kann die Kirche nimmermehr daß regieret und erhalten werden, denn daß wir alle unter einem Haupt Christo leben, und die Bischöfe alle, gleich nach dem Amt (ob sie wohl ungleich nach den Gaben) fleißig zusammenhalten in einträchtiger Lehre, Glauben, Sakramenten, Geboten und Werken der Liebe u. s. w., wie S. Hieronymus schreibt, daß die Priester zu Alexandria sämtlich und insgemein die Kirchen regierten, wie die Apostel auch gethan und hernach alle Bischöfe in der ganzen Christenheit, bis der Papst seinen Kopf über alle erhob.“ (Müller, S. 308.)

Hierzu vergleiche man noch folgende Worte Luthers in der Predigt am Bartholomäustage, Hauspostille nach Veit Dietrich (13. Bd., S. 1240, § 12. 13): „Nun möchte aber jemand fragen und sagen: Was doch das für ein Regiment sei und wie es bestehen könne, da kein Haupt ist; und die, so im Amt sind, alle gleich, und keiner mehr Gewalt noch Macht denn der andere haben soll? Denn die Vernunft achtet solche Gleichheit für eine

Unform und schädliches Ding. Wiederum, wo ein Haupt ist, auf welches andere sehen und sich nach demselben richten mögen, solche Ordnung hält die Vernunft für nützlich und gut; und schließt daraus: So es in der Kirche soll recht zugehen, so muß es auch also sein, oder es werde eine lautere Konfusion und Unordnung sein. Und dies ist die Ursache, die noch viel vernünftige, weise Leute gefangen hält. Denn ob sie gleich dem Papst feind sind, und sehen das öffentliche, unwidersprechliche Aergernis, so gedenken sie doch, es muß eine Ordnung im Kirchenregiment sein; wollens derhalben mit denen nicht halten, die solche Ordnung zerreißen, und weder Papst noch andere für ein Haupt annehmen und erkennen wollen. Auf solche Frage lerne also antworten: Wahr ist es, die Vernunft hält es für eine Unform und schädlichen Irrtum, daß alle, so in Kirchenämtern sind, sollen gleich sein, und einer so viel Befehl, Macht und Gewalt haben, als der andere. Darum, solche Unform zu verhüten, hat der Papst in der Kirche eben eine Ordnung gemacht, wie im weltlichen Regiment, da einer höher ist, mehr Befehl und größere Gewalt hat, denn der andere. Aber hier haben wir einen ausgedrückten Befehl unseres lieben Herrn Christi, der will, daß es in seinem Reich, welches ein geistliches Reich ist, anders soll zugehen, denn im weltlichen Reich: auf daß jedermann lerne, wie im Reich Christi nicht menschliche Gewalt oder großes Ansehen, sondern allein das Wort Gottes gelten und regieren soll.“

Und daß es endlich einen Gehorsam nicht um des Gebotes willen, sondern um der Liebe und des Friedens willen sehr wohl geben kann und giebt, das möge Direktor v. Schwarz in der Augsburgerischen Konfession nachlesen, wo es im 28. Artikel heißt: „Solche Ordnung gebührt der christlichen Versammlung um der Liebe und des Friedens willen zu halten und den Bischöfen und Pfarrherren in diesen Fällen gehorsam zu sein, und dieselben sofern zu halten, daß einer den anderen nicht ärgere, damit in der Kirche keine Unordnung und wüßtes Wesen sei. Doch also, daß die Gewissen nicht beschweret werden, daß man für solche Dinge halte, die not sein sollten zur Seligkeit, und es dafür achte, daß sie Sünde* thäten, wenn sie dieselben ohn' der anderen Aergernis brechen“ (Müller, S. 67).

Wollte aber hier jemand sagen, solcher „Gehorsam“, solches „Untereinander Unterthansein in der Furcht Gottes“ gebühre wohl den Christen, die Kirchendiener aber hätten ihren kirchlichen Oberen auch nach dem 4. Gebote zu gehorchen, so ist das ja ganz offenbar gegen den Inhalt der angeführten Stellen, sowie gegen den Geist des Evangeliums überhaupt. Denn gerade auch unter den Amtsträgern soll Brüderlichkeit herrschen, niemand sich Rabbi nennen lassen, Ein Meister sein.

Was also die Missionare Rätcher und Mohn in diesem Stück von dem Kollegium forderten, war dem Worte Gottes gemäß. Daß aber das Kollegium diese Forderung rundweg abschlug, war dem Worte Gottes zuwider. Und daß die Abweisung dieser Forderung damit begründet wird, daß sie eine Umgestaltung der Missionsordnung mit sich bringe, zeigt, daß in der Leipziger Mission Menschenordnungen höher stehen als Gottes Wort und daß man da auf Menschenansehen mehr vertraut als auf Gottes Wort und Glauben.

* Dies geschieht, wenn man in Mitteldingen Gehorsam um des Gebotes willen, d. i. um des 4. Gebotes willen, fordert. Denn wer das 4. Gebot nicht hält, sündigt und muß dafür Vergebung suchen, wenn er selig werden will. Der im 4. Gebote den „geistlichen Vätern“ zugesprochene „Gehorsam“ (vgl. Groß. Katech. Müller S. 416: „Darüber sind noch geistliche Väter etc.“) bezieht sich nicht auf Mitteldinge, sondern allein auf das, was sie uns aus Gottes Wort lehren. Darauf bezieht sich auch Hebr. 13, 17: „Gehorchet euren Lehrern“, wovon die Apologie ausdrücklich sagt: „Dieser Spruch forbert, daß man soll gehorsam sein dem Evangelio, denn er giebt den Bischöfen nicht eine eigene Herrschaft oder Herrengewalt außer dem Evangelio“ (M. S. 289).

Hier wird nun den Missionaren der Vorwurf gemacht, sie hätten ja doch mit ihrem Votationsgelübde einen weitergehenden Gehorsam, nämlich den „Gehorsam um des HErrn willen“ (1 Petr. 2, 13) auf sich genommen und folglich, indem sie den nur verweigerten, ihr Gelübde gebrochen und ihr Verbleiben in der Mission unmöglich gemacht, auch den Anspruch auf Reisegeld verschärzt. Sie haben darauf schon geantwortet und gesagt, daß sie jenes Gelübde stets so verstanden hätten, wie man es ja auslegen kann, daß ein mit christlicher Freiheit nicht in Widerspruch stehender Gehorsam gemeint sei; den haben sie auch bisher willig geleistet und sind bereit gewesen, ihn ferner zu leisten. Es muß aber allerdings weiter noch gesagt werden, daß die Leipziger Mission durch diese Preßung jenes Gelübdes sich in immer scharferen Widerspruch gegen Gottes Wort setzt. 1 Petr. 2, 13. 14 heißt es: „Seid unterthan aller menschlichen Ordnung um des HErrn willen, es sei dem Könige als dem Obersten oder den Hauptleuten als den Gesandten von ihm, zur Rache über die Uebelthäter und zu Lobe den Frommen.“ Es ist also über allen Zweifel erhaben, daß hier nur von dem Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit die Rede, dieser Spruch also für ein Votationsgelübde von Missionaren übel angewendet ist. Vielleicht hat man das früher im Irrtum gethan; so sollte man diesen Irrtum nicht zur Knechtung der Gewissen ausnützen. Ist aber die Erwähnung von 1 Petr. 2, 13 im Votationsgelübde der Missionare der Ausfluß staats- und hochkirchlicher Theorien über das Kirchenregiment, so wäre damit bewiesen, daß schon von Anfang an Gottes Wort in der Leipziger Mission nicht die Alleinherrschaft gehabt und vor allem das Vertrauen auf die Kraft des göttlichen Wortes so gering gewesen ist, daß man nach menschlichen Stützen griff, die nichts taugen in der Kirche; denn sie sind der Roststab Aegyptens (Jes. 36, 6). Sehr erklärlich ist aber dieses Suchen nach menschlicher Autorität und dieses Pochen darauf bei den jetzigen Leitern der Mission, als welche das Wort Gottes so gering achten. Denn irgend eine Autorität muß da sein, wenn nicht alles aus den Fugen gehen soll. Ist es nicht die Gottes und Seines Wortes, so muß notwendig menschliche Autorität aufgerichtet werden. Und wo man keine Ahnung hat von der wahren Einigkeit im Geist, welche durch demütige Unterordnung aller unter das Wort Gottes entsteht, sondern nur „Meinungen“ und „Ansichten“ kennt, da muß man ja nach äußerer Gewalt greifen, um die widerstrebenden Elemente zusammen zu halten. Und wie es da als die vornehmste Tugend eines Christen und zumal eines Amtsträgers gilt, daß er „Ordnung pariert“, gleichviel, was das Gewissen dazu sagt, so gilt es da als die Hauptsünde, den Oberen ungehorsam zu sein.

In enger Verbindung mit der Geringschätzung des Wortes Gottes und der Ueberschätzung menschlicher Autoritäten und Stützen steht nun aber auch die Geringschätzung des von Gott gestifteten Predigtamtes und die erschreckende Leichtfertigkeit, welche Kollegium und Generalversammlung in der Absetzung der Missionare bewiesen haben. Daß Direktor und Kollegium den beiden Missionaren nur eine Frist von 14 Tagen gewährt haben, wissen unsere Leser schon. Es hätte sich bei der Wichtigkeit der Sache nicht nur gehört, eine längere Frist zu gewähren, sondern es wäre in der Ordnung gewesen, zumal es sich nicht um spezielle „Vergehen“ der Missionare, sondern um ihr Verhältnis zu den Amtsbrüdern in dem Kirchenrate bezw. Kollegium handelte, die Sache vor versammelter Synode zu verhandeln und dann den Missionaren noch den Weg der Appellation an die Generalversammlung offen zu lassen. Und diese, die Generalversammlung, hätte nicht ohne Gehör der beiden Missionare oder doch nicht ohne sorgfältige Prüfung aller einschlägigen Akten über die Sache urteilen dürfen. Daß nichts von alledem geschehen ist, sondern

die Generalversammlung auf bloßen Bericht des Direktors hin, der Kläger, Richter und, fast möchte man sagen, Büttel in einer Person war, ihre Billigung des Verfahrens aussprach, ist auch formell ein schreiendes Unrecht und zeigt, wie wenig geachtet in diesem Kreise das heilige Predigtamt ist, wie wenig die Gaben geschätzt werden, die der erhöhte Heiland seiner Kirche giebt.

Aber, so wendet man vielleicht noch ein, die Missionare haben doch selbst das Band zerrissen, indem sie die Abendmahls-gemeinschaft aufhoben?! Nicht aufgehoben, sondern suspendierten, und auch das nicht um zu zerreißen, sondern um mit gutem Gewissen Frieden halten zu können, nämlich in dem Sinne, daß sie gern an der betreffenden Feier des heiligen Abendmahls teilgenommen hätten, wenn man ihnen Klarheit gegeben hätte über die beiden Lehrpunkte! Warum mußte denn auf jene Suspension die Abweisung von der Konferenz folgen? Der Bericht sagt: „um der Gemeinde das Aergernis des Wegbleibens der beiden Missionare vom heiligen Abendmahle zu ersparen.“ Als wenn das Aergernis ihrer Abweisung und nachmaligen Absetzung nicht viel größer wäre! Wenn aber weiter dadurch den beiden die Tragweite ihres Schrittes zum Bewußtsein gebracht und Zeit zur Ueberlegung gegeben werden und andere Missionare vor übereiften Schritten bewahrt werden sollten, so schmeckt das sehr nach der Weise des „Herrschens der Gewaltigen“. Wäre nicht brüderliche Aussprache und väterliche Vermahnung richtiger gewesen in der Kirche als einem geistlichen Reiche? Auch hier zeigt sich, daß nicht Gottes Wort, sondern menschlich diplomatische Künste die Herrschaft haben in dieser Mission. Geradezu lächerlich aber erscheint es, daß der Direktor erst mit dem Kollegium sich beraten mußte, ehe er mit den beiden Missionaren auch nur sprechen mochte. Wozu geht denn der Direktor persönlich nach Indien, wenn er nicht einmal ohne vorherige Anfrage persönliche Verhandlungen pflegen kann?

Doch Eins ist in der Abendmahls-suspensions-sache richtig. Nachdem es sich definitiv herausgestellt hatte, daß die Missionare Mäther und Mohn mit dem Direktor und Kollegium nicht zum heiligen Abendmahle gehen können, war ein ferneres Zusammenarbeiten nicht wohl möglich. Denn das wäre Synkretismus. Aber nun mache doch die Leipziger Mission die Anwendung von diesem Grundsatz auf sich selbst, bezw. auf die von der Generalversammlung vertretenen Kirchenkreise. Da sitzen, von dem untersten Vertreter der Franke'schen Stiftungen ganz abgesehen, seit Jahren zusammen die landeskirchlichen Hessen und die von diesen durch Gegenaltäre getrennten Breslauer, desgleichen Vertreter der hannoverschen Landeskirche und Breslauer, welche die Abendmahls-gemeinschaft mit jener Landeskirche suspendiert haben, und die Leipziger Missionsleitung laviert und mag nicht Klarheit schaffen nach Gottes Wort, um nicht Gunst und Beiträge zu verlieren! Ganz zu schweigen von den mancherlei Geistern, die innerhalb der „lutherischen“ Landeskirchen jetzt an der Mission mitarbeiten. Früher waren das wirklich nur die „Konfessionellen“, jetzt aber geht alles mit, wenn gerade Missionsfest gehalten wird. Und die armen Elsäßer Protestler, Breslauer, Mecklenburger und Lauenburger, welche sich sonst rühmen zu können meinen, daß sie mit den Halb- und Ungläubigen in den Landeskirchen keine Gemeinschaft hätten (wiewohl das eine Selbsttäuschung ist), hier in der Leipziger Mission werden sie gefangen und müssen mit all denen, die Geld steuern, an Einem, am fremden Joche ziehen.* Die Leipziger Mission, einst eine Vereinigung aller ernstesten Lutheraner, ist jetzt eine Allerweltsmission

* Es steuern ja jetzt zur Leipziger Mission z. B. in der sächsischen Landeskirche nicht mehr nur entschiedene „Gläubige“, sondern auch Mischianer und Verteidiger des Harnack'schen Unglaubens, weil diese Mission die „anerkannte“ ist.

geworden, so gut wie die Landeskirchen überhaupt. Und das kommt daher, weil sie Menschengesetz über Gottes Wort und Vertrauen auf Menschen und ihre Mittel über den Glauben gesetzt hat.

Sie will nicht „missourisch“ werden, die arme Leipziger Mission, und darum kommt sie nicht zur Ruhe, und immer wieder regt sich der „missourische“ Geist in ihrer Mitte. Aber wie, wenn die Missourier in der Schrift saßen und die anderen daneben? Sollte man da nicht seinen Abscheu fahren lassen und lieber „missourisch“ werden, als Gottes Wort verlieren? Was will man den Heiden bringen, als Gottes Wort? Wie will man vor ihnen, wie dereinst vor dem Herrn bestehen, wenn man nicht von jedem Buchstaben der Schrift sagen kann: Das ist Gottes Wort und nichts denn Wahrheit!? Möchten doch alle wahren Missionsfreunde sich der Worte erinnern, welche bei der Einweihung des Leipziger Missionshauses 1856 Pastor Ahlfeld sprach: „Wohlan denn, Du evangelische Gemeinde der Stadt Leipzig, wenn es Dir schon um Deines eigenen Heiles willen obliegt, fest, unbeweglich und nüchtern zu stehen auf der Apostel und der Propheten Worte, so wird Dir diese heilige Pflicht noch geschärft durch dies Haus, von dessen Schwellen die Wasser des Lebens hinausströmen sollen in das tote Meer der Heidenwelt!“ W.

(Eingefandt von dem Breslauer Herrn P. Matschoß-Bunzlau.)

Einige Bemerkungen

zu dem Artikel Nr. 14 d. Bl.: „Neue Unionsversuche“.

Der mir wohlbekannte liebe H—r. wird mir nachstehende Zeilen, zu welchen mich sein oben benannter Artikel veranlaßt, zu gute halten.

Die Befürchtung, als ob ich im Kampfe für die erkannte Wahrheit laß geworden sei, trifft nicht zu, denn auf unseren Pastoralkonferenzen und Diözesansynoden nehme ich fleißig Gelegenheit, was meine Amtsbrüder dem verehrten H—r. bezeugen könnten.

Daß ich nun gar „auf eine mehr unierte Art die Grenzlinie zwischen Wahrheit und Irrtum zu verwischen gestrebt“, das ist ein so schwerer Vorwurf, daß es mir am wenigsten mein Kritiker übel nehmen wird, wenn ich mich hiergegen zu verteidigen suche. Den Anlaß zu der Anklage soll mein Artikel „Die Einigkeit im Geist“ (Kirchenbl. Nr. 11) gegeben haben. Ich habe natürlich nochmals sorgfältig und prüfend gelesen, was ich dort geschrieben habe. Zunächst wolle mir H—r. glauben, daß die Tendenz nicht auf die gemäßregelten Missionare Rätber und Mohn geht, denn ich stehe auf deren Seite, und hätte die Redaktion des „Gottbold“ meinen Artikel „Der neue Kurs“ nicht um die zweite Hälfte gekürzt, so würde es über allen Zweifel feststehen, daß ich nicht gegen diejenigen schreiben konnte, für die ich energisch einzutreten versuchte. Missionar Rätber hat ja kein neues Bekenntnis vorgeschlagen, sondern nur die alte lutherische Lehre von der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift wiederholt und verlangt, daß dieselbe allein gelten soll. Darin lag nichts Ungebührliches, sondern man muß sich wundern, daß man diesem Verlangen nicht freudig zustimmte. Das läßt leider tief stehen.

Ich glaube mich nicht im Widerspruch zu befinden, wenn ich sage: „In unserer Kirche gilt der Glaubenssatz: Die heilige Schrift ist das untrügliche lautere Wort Gottes“ u. s. w. und zugleich zugebe, daß die Erkenntnisstufe bezüglich dieses Geheimnisses noch sehr verschieden und bei diesem und jenem mangelhaft sein kann, ohne daß dadurch die Einheit im Geist schon gestört sein müßte. Die neuere sog. gläubige Theologie irrt nicht

zunächst darin, daß sie etwa mangelhaft von der Inspiration redet, das thut sie auch, sondern sie stellt ihren Unglauben als Glaubenssatz auf und redet nur windig. Ihr Unglaubenssatz heißt: Die heilige Schrift irrt in Nebendingen. Das können wir nicht leiden, denn damit ist das Fundament unseres Glaubens ins Wanken geraten. Also keine Unionsversuche mit denen, welche um der Wissenschaft willen die heilige Schrift mehr oder weniger opfern wollen. Wir haben kein Recht, an der Bibel zu Rütteln zu werden und unsere thörichte Vernunft an ihr zu üben. „Rede, Herr! dein Knecht hört!“ das ist unsere Stellung zur heiligen Schrift. Wenn aber jemand von der heiligen Schrift recht glaubt, soll die Einheit des Glaubens noch nicht zerstört sein, ob er schon noch nicht in allen Stücken es richtig ausdrücken versteht. Einem solchen wollen wir Zeit lassen, daß er in der Erkenntnis wachse. Mein Kritiker stellt in Frage, daß in den lutherischen Freikirchen „die Bekenntnisschriften der Kirche als der richtige Ausdruck des schriftgemäßen Glaubens einmütig anerkannt“ werde. Meines Wissens legen alle Pastoren der lutherischen Freikirchen ihren Amtszeit auf das Konfessionsbuch ab, und die Liebe gebietet anzunehmen, daß sie es alle aus Ueberzeugung und von Herzen thun. So sind die Bekenntnisse die Aussprache der Einigkeit des Glaubens und des Geistes. Ohne deren anerkannte Gültigkeit wäre die Kirche ja unmöglich. Aber es ist dessen ungeachtet Thatsache, daß die Freikirchen in dem Artikel von der Kirche nicht in allen Stücken einerlei Rede führen. Alle bekennen richtig, daß die Kirche ihrem Wesen nach die Versammlung der Gläubigen ist, aber von der Kirche im weiteren Sinne oder wie sie in der Welt erscheint, gehen die Aussprachen auseinander. Hier liegt die Aufgabe, auch in diesen Stücken die nötige Einmütigkeit zu erlangen. Wenn von der einen Seite die menschlich verfaßte Gestalt der Kirche betont wird, so mußte allerdings mit größerem Nachdruck hervorgehoben werden, daß man nicht meine, daß dieses heilsnotwendig sei, was auch wirklich von denen, die so reden, nicht gemeint ist, wie würden sie sonst von dem Artikel der Rechtfertigung recht lehren können, aber wie wohl nach meiner Ueberzeugung einseitiger geredet werden müßte, so weiß ich doch auch, daß sie dem Worte Gottes nicht zu nahe treten wollen, denn sie versichern es mit allem Nachdruck. Daß in einer lutherischen Freikirche gelehrt würde, die Erwählung geschehe nicht allein aus Gnaden, sondern auch mit Rücksicht auf das menschliche Verhalten, ist mir nicht bekannt. Von der Kirche wäre am einseitigsten zu handeln 1. was sie ihrem Wesen nach ist — Gemeinde der Heiligen oder wahrhaft Gläubigen, dann von ihren Kennzeichen — lautere Wort- und Sakramentsverwaltung, 3. von ihrer Erscheinung in der Welt — die Kirche im weiteren Sinne, wo äußerlich auch Heuchler den Gläubigen beigemischt sind. Die Kirche in ihrer äußeren Erscheinung organisiert und verfaßt sich. Das Kirchenregiment ist notwendig um der Ordnung willen und sofern es nicht mehr sein will als dem Worte Gottes dienen, hat es Gottes Wohlgefallen und der Gehorsam geschieht um Christi willen, denn alles, was wir thun, soll geschehen dem Herrn zu gefallen und nicht den Menschen. Ebenso das Predigtamt ist Gottes Stiftung, aber es setzt sich nicht fort, daß ein Pastor es auf den anderen fortpflanzt, sondern die Gemeinde erfüllt den Befehl Christi, wenn sie taugliche, gläubige Männer beruft zum Dienst am Worte. Das Amt ist des Herrn und keines Menschen. Ich kann bis jetzt nicht erkennen, daß ein Artikel des Glaubens grundsätzlich umgestoßen würde, und darum tröste ich mich der vorhandenen Einigkeit im Geist und hoffe auf Wachstum in der Erkenntnis, so daß wir auch in der Rede eins werden. Mit denen aber, welche, wie in der Union, das Bekenntnis zur Meinung herabsenken, kann keine Einigkeit gehofft werden, sie müßten

denn die Union aufgeben und zum Glauben der Väter zurückkehren. In Summa, ich wollte keiner falschen Union das Wort reden, sondern in den Wirrnissen unserer Zeit einen Trost aufsuchen, wo der Herr uns noch Einigkeit im Geiste gnädiglich erhalten hat, obwohl es noch nicht gelungen ist, volle Einigkeit in der Rede zu besitzen. Das wäre unseres Herzens Freude, an der Erreichung dieser Aufgabe mit zu arbeiten, darum zu beten und in Geduld auf des Herrn Hilfe zu warten. Matfchoß.

Nachschrift.

Vorstehendem Artikel des Herrn P. Matfchoß haben wir um so lieber Aufnahme gewährt, weil er, in der Theorie der Lehre rein, ein persönliches Bekenntnis zur Wahrheit enthält, und zwar zu der gerade von der Breslauer Synode verworfenen und verfolgten Wahrheit. So wenig aber die hier gegebenen Ausführungen als eine Zurücknahme jenes Artikels angesehen werden können, der nur zu deutlich mit den Feinden derselben Wahrheit liebäugelte (ist doch des offiziellen Breslauer Kirchenblattes Redakteur derselbe Kirchenrat Nagel, der noch kürzlich auf dem Leipziger Missionsfeste die christliche Wahrheit und ihre Bekenner so arg verleugnet, ja verfolgt hat), so wenig enthält dieser Artikel eine Rechtfertigung des früheren, sondern vielmehr nur eine Bestätigung unserer Bedenken. Zweideutig zum mindesten ist auch hier die Rede von „unserer“ Kirche, in welcher die volle lutherische Lehre gelte. Welche ist das? Eine „lutherische“ Kirche, wie sie manche sich denken, indem sie unter derselben die unsichtbare Kirche verstehen? Das ist irreführend. So sollte man von der lutherischen Kirche nicht reden. Welche und wo ist denn aber „unsere“ lutherische Kirche? Die Breslauer ist es jedenfalls nicht, und das weiß Herr P. Matfchoß, denn er hat bereits „tief blicken“ gelernt. Er weiß, daß in „seiner“ Kirche die „neuere sog. gläubige Theologie“, die „windig redet“, herrschend ist. Er weiß, wie es um die „Einmütigkeit“ der Lehre in „seiner“ Kirche steht. Er weiß, daß die von ihm erkannte lutherische Lehre von der Kirche, so namentlich die Unterscheidung von der Kirche nach „ihrem Wesen“ und „wie sie in der Welt erscheint“ nicht diejenige „seiner“ Kirche ist. Er weiß auch wohl, daß gerade in seiner Kirche nicht allein von einer Erwählung mit Rücksicht auf das menschliche Verhalten, sondern geradezu semipelagianisch von der Erbsünde gelehrt wird (vgl. z. B. 1891 d. Bl. Nr. 3 S. 22). Er weiß, daß „seine“ Kirche vom Kirchenregimente amtlich gegen Schrift und Bekenntnis lehrt. Wie es ihm bei solcher Erkenntnis möglich ist, nicht allein sich damit zu beruhigen, daß die Gegner der Wahrheit in „seiner“ Kirche „aus Ueberzeugung und von Herzen“ den Amtseid auf das Konkordienbuch abgelegt haben mögen, sondern auch nicht zu erkennen, „daß ein Artikel des Glaubens grundsätzlich umgestoßen würde“ und zu meinen, daß jene „von dem Artikel der Rechtfertigung recht lehren“, das ist uns rein unsäglich. Denn wohl kennen wir den Geist der Glaubensmengerei, wie er jetzt allenthalben herrscht, ja, wir wissen auch aus eigener Erfahrung, wie schwer es hält, von dem Banne desselben frei zu werden. Aber hier liegen doch die Gegensätze zwischen Herrn P. Matfchoß und „seiner“ Kirche zu klar am Tage und die offenbarsten Thatfachen sollten ihm doch sagen, daß ein Vertuschen und Verkleistern auf die Dauer nicht möglich ist. Wir wollen aber nicht weiter nach Gründen der Erklärung für diese widerspruchsvolle und auf die Dauer unhaltbare Stellung suchen. Noch mag ja sein Gewissen nicht ernstlich beunruhigt sein. Sollte dies aber geschehen, daß ihm die Schuppen von den Augen fallen und er in die Entscheidung gedrängt wird, so wünschen wir ihm von ganzem Herzen, daß er auf die Stimme der Wahrheit hören und ihr

folgen möge. Und eben dazu wollten und wollen wir ihm und anderen seinesgleichen, die wir persönlich hochachten und lieben, an unserem geringen Teile so gern behilflich sein. H—r.

Zweite Nachschrift.

Nachdem vorstehendes bereits in die Druckerei abgegangen war, traf mit Nr. 40 des „Gottbold“ vom 8. Juli der nachfolgende, schon eine viel deutlichere Sprache führende Artikel des Herrn P. Matfchoß ein, den wir (mit etlichen Anmerkungen) unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen glauben:

„Der neue Kurs der Leipziger Mission.“

In der Nr. 32 des „Gottbold“ versuchte ich wegen der Entlassung der Missionare Näther und Mohn aus dem Missionsdienste auf den neuen Kurs, den das Missionskollegium einzuschlagen scheint, hinzuweisen. Es geschah in der Zeit, wo das Missionsfest unmittelbar bevorstand und zu hoffen war, daß der Herr Missionsfest-Prediger, der hochw. Direktor unseres Oberkirchen-Kollegiums, ernste Verwahrung gegen jede etwa versuchte Laxheit in der Lehrstellung der Mission einlegen werde; aus zarter Rücksicht wurde der Teil meines Artikels, welcher mit Nachdruck die bezügliche Hoffnungen aussprach, von der Redaktion des Blattes unterdrückt. Ich nehme deshalb Anlaß, um der Wichtigkeit der Sache willen noch einmal auf den Gegenstand zurückzukommen.

Im Missionsblatt Nr. 11. 12, Seite 232—234 wird der Hergang der Entlassung beider Missionare kurz erzählt und der Beschluß der Gen.-Vers. mitgeteilt: „Die Generalversammlung nimmt von den ausführlichen Mitteilungen des Direktors Kenntnis und stimmt dem Verfahren des Kollegiums gegen die Missionare Näther und Mohn bei.“ Der Beschluß interessiert uns sehr, weil unsere Kirche ihr Urteil darin mit abgegeben hat; aber wir können unser schmerzliches Bedenken nicht unterdrücken, daß man nur nach Anhörung des Berichtes des Direktors und nicht nach Prüfung des Sachverhaltes nach Anhörung beider Teile das Urteil abgegeben hat. Das Verfahren ist zwar kurz und bündig, aber ob es ebenso gerecht ist, wagen wir nicht zu behaupten.

Die Sache wird uns noch viel bedenklicher, wenn wir im Kirchenblatte lesen, daß es galt abzuwehren, „der missourischen Lehrstellung in unserer Mission zum Siege zu verhelfen.“* Ebenso im Missionsblatte S. 233: „Es handelt sich in dieser Sache nicht um die Autorität des Wortes Gottes, welche von keiner Seite in Frage gestellt ist, wie die Erklärung unserer sämtlichen Missionare deutlich zeigt, sondern es wurde, wie vor 18 Jahren, der Versuch gemacht, unsere Mission in missourische Bahnen zu lenken, wie das Missionar Näther auch einmal ausdrücklich zugab.“ Jetzt wird uns plötzlich ein neuer Gesichtspunkt für die Beurteilung eröffnet, denn in Sachen der heiligen Schrift sollen beide Teile ganz einverstanden gewesen sein, aber die „missourische Lehrstellung“, die „missourischen Bahnen“ drohten der Mission und deshalb mußten die beiden Missionare schnell entlassen werden. Hier lag die Gefahr. Aber die Leser werden vielleicht nicht alle wissen, was unter den Ausdrücken „missourische Bahnen“ zu verstehen ist und darum wird ihnen auch das die Gefahr bedeutende Wort keine Aufklärung geben können.

Wir beabsichtigen deshalb in Kürze die Leser aufzuklären, was sie etwa unter „missourisch“ sich denken sollen; wir beabsichtigen nicht, die Missourier zu verteidigen, sondern einfältig aus unserer Kenntnis der Sache dasjenige anzuführen, was als „missourisch“ gilt, und wovon man die Mission schützen wollte.

* Von uns unterstrichen.

1. In der Lehre von der heiligen Schrift stehen die Missourier mit den strengsten Lehrern der lutherischen Kirche zusammen. Sie behaupten nämlich, daß alle kanonischen Bücher der Bibel wortwörtlich vom Heiligen Geiste eingegeben seien und zwar ob nun der Inhalt die Heilslehre, wie z. B. Joh. 3, 16 betreffe, oder die Angabe des Alters von Noah. Freilich sei der Inhalt von verschiedener Wichtigkeit für unsere Seele, aber die göttliche Eingebung gelte von jedem Wort, das die heiligen Männer Gottes geschrieben haben. Darum dürfe die sogenannte Wissenschaft nicht über die Bibel wie über menschliche Bücher zu Gericht sitzen, sondern sie müsse in allen Stücken dem Worte Gottes sich unterwerfen. Die Bibel irre nicht, während wir Menschen leicht fehlen. Können wir in der Bibel nicht alles erklären und reimen, so mögen wir uns bis auf den jüngsten Tag gedulden, wo wir alles einsehen werden. Weil es so um die Bibel stehe, dürfe in der Kirche niemand ein Pastor oder Lehrer sein, der nicht solches alles glaubt; — das ist „missourische“ Lehrstellung!

Aber, höre ich den Leser fragen, lehrt denn Leipzig und unsere Kirche anders? Nein,* es ist ja schon gesagt, daß die Autorität des Wortes Gottes von keiner Seite in Frage gestellt worden ist; wir bekennen uns „zur Verbalinspiration und somit völligen Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift, wie Schrift und Bekenntnis sie lehren“. Das ist also nicht besonders missourisch; aber wenn in den lutherischen Kirchen Professoren und Pastoren die Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift in Zweifel ziehen, Irrtümer behaupten, ja die Bibel nur für eine Urkunde der Offenbarung Gottes halten, wo ja freilich Mißverständnis der Schreiber mit unterlaufen konnte, so trägt die Leipziger Mission und auch unsere Kirche solche Irrlehren in Geduld; wir kündigen den Kirchen, welche sich mit falscher Lehre beflecken, nicht die Kirchengemeinschaft, sondern wir sind zufrieden, wenn nur unter uns selbst die rechte Lehre geführt wird. Dagegen — und das ist missourisch — die Missourier bestehen darauf, daß man nicht allein in der eigenen Kirche die reine Lehre haben müsse, sondern sie sei auch von den anderen Kirchen zu verlangen, mit denen man in Kirchengemeinschaft stehe. Wenn die Missourier finden, daß in der Leipziger Mission, im Kollegium oder unter den Missionaren jemand nicht glaubt, daß die heilige Schrift das untrügliche Wort Gottes ist, so könnten sie einen solchen falschen Lehrer nicht ertragen. Das wären also „missourische Bahnen“ — sie wollen durchaus mit keiner falschen Lehre in Berührung kommen.

2. In der Lehre von der Gnadenwahl redet man auch von missourischer Lehrstellung. Die Missourier lehren, daß des Menschen Seligkeit allein und ausschließlich Gottes Gnadengeschenk sei, denn auch der Glaube, wiewohl er nötig sei, ist nicht unser Werk oder Verdienst, darum könne er, weil Gottes Geschenk, nicht die Ursache unserer Wahl sein. Doch wollen sie die Rede, wie, Gott habe uns in Hinsicht des Glaubens an Jesum Christum erwählt, sich gefallen lassen, wenn ausdrücklich dabei jedes Verdienst unsererseits ausgeschlossen wird; aber sie meinen, die Sache würde dadurch nicht klarer.

Wir** lehren ebenso wie die Missourier und räumen in dem Geschäft unserer Seligmachung dem Menschen keinerlei Verdienst ein, denn aus Gnaden werden wir selig, so ist auch unser Glaube allein des Heiligen Geistes Werk, aber wir stehen in Kirchengemeinschaft mit solchen lutherischen Kirchen, in welchen tatsächlich grobe Irrlehren im Schwange gehen, wie z. B. der Ritschlianismus, welcher das Verdienst Christi wie seine

Gotttheit leugnet. Die Missourier klagen uns deshalb an und meinen, es sei uns selbst mit unserer rechten Lehre kein Ernst, sonst würden wir nicht an dem fremden Joche mit den Ungläubigen ziehen. Es dürfte wohl besondere Pflicht des Kirchenregimentes sein, strenger in der Beurteilung der Kirchen zu werden, mit welchen wir einen Tisch (Abendmahl) führen.

3. In der Lehre von der Kirche behaupten die Missourier, daß die Kirche eigentlich nur die Versammlung der Gläubigen ist, welcher allein der Herr alle seine Güter und Ämter anvertraut hat. Das Predigamt ist ein besonderes Amt, aber die Kirche bestellte es nach der vom Herrn empfangenen Vollmacht. Es steht nicht über der Kirche, sondern es dient ihr. Desgleichen führe die Einheit des Glaubens und der Liebe die Gemeinden zu einem größeren Zusammenschluß zusammen und es ergeben sich daraus gemeinsame Ordnungen und Regiment, aber das ist eine menschlich gute Einrichtung, doch nicht göttliche Stiftung. Der Gehorsam geschieht nicht kraft Befehlens, sondern aus Liebe zu Gott und den Brüdern. In unserer Kirche besteht hier keine volle Uebereinstimmung, denn die einen halten dafür, daß das höhere Kirchenregiment göttlicher Stiftung sei, die anderen lehren, daß die Kirche Regiment und Ordnung habe, weil es auf Erden so notwendig ist, aber Regiment und Ordnungen, wiewohl sie dem Worte Gottes dienen, sind menschlicher und geschichtlicher Herkunft und der Gehorsam geschieht um Christi, nicht um des Gebotes willen. Wir tragen diese Lehrverschiedenheit*, die Missourier nicht.

4. Die Missourier behaupten, daß der Papst der rechte Antichrist sei, während wir das nicht behaupten, wohl aber zugeben, daß der Papst antichristlich ist, weil er sich dem Worte Gottes widersetzt. Doch ist die Lehre vom Antichrist für sich nach missourischer Lehrstellung nicht durchaus kirchentrennend.

Das sind etliche hervorragende Punkte, an welchen „die missourischen Bahnen“ mögen erkannt werden und wonach die Abwehr gegen Rätter und Mohn zu beurteilen sein wird. Es war für den Missionskirchenrat wirklich Gefahr im Verzuge; wenn sich derselbe nämlich bewußt ist, daß besonders in der Lehre von der heiligen Schrift, sei es hier im Kollegium in Leipzig oder drüben in Indien nicht alles recht steht, so würden Rätter und Mohn nicht geruht haben, bis die falsche Lehre und falschen Lehrer aus der Mission ausgeschieden worden wären, das hätte vielleicht viel Unruhe und Spaltung verursacht. Nun diese entlassen sind, wird die Ruhe wohl gedeihen. Uns ist es freilich sehr peinlich, daß Missionare in unserer Mission unmöglich geworden sind, weil sie nicht dulden wollen, daß man an der Untrüglichkeit des Wortes Gottes zweifle. Wenn die Missourier darin Vorkämpfer sind, so sollen sie uns mit diesem Blatte zu Bundesgenossen haben. In unserer Zeit ist durch die ganze Christenheit der Kampf um die heilige Schrift entbrannt. Es wird zuletzt nur zwei Parteien geben, die Feinde, welche in unzähligen Abstufungen von der offenbaren Leugnung des Wortes Gottes bis zur Behauptung angeblich harmloser Irrungen die Bibel bekämpfen, und das Häuflein, welches auf Gottes Wort schwört, daß es in allen Stücken wahrhaftig und gewiß ist. Wir wollen aber mit dem Worte Gottes lieber unwissenschaftlich erscheinen, als ohne oder gegen Gottes Wort die Weisheit der Ägypter preisen. Matzsch.

Möge doch — das ist unser herzlichster Wunsch — Herrn P. Matzsch' Behandlung der Sache „in diesem Blatte“ (dem „Gothold“) die Oberhand gewinnen gegenüber der ganz anders-

* Wie reimt sich das mit dem folgenden: „so trägt die Leipziger Mission und auch unsere Kirche solche Irrlehren in Geduld“ 2c.? H—r.

** Welche „wir“? Alle Breslauer doch lange nicht. H—r.

* d. h. so lange sie Theorie bleibt. Wird aber die Lehre Gewissenssache und praktisch geltend gemacht, setzt die Breslauer Synode einfach ab, gerade wie die Leipziger Mission. H—r.

artigen in jenem (dem „Kirchenblatte“), möge sie die letztere bald ganz verdrängen und endlich auch zu der vollen Gewissensüberzeugung mit dem offenen und entschiedenen Bekenntnisse umschlagen, daß das beharrliche Breslauer „Tragen“ aller möglichen Irrlehren nichts als unionistische Sünde ist, mit der schließlich gebrochen werden muß.

H—r.

Der „evangelisch-soziale Kongreß“.

(Schluß.)

Der Vorsitzende des Kongresses, Landes-Ökonomierat Nobbe sagte in seiner Begrüßungsrede der Ersten Hauptversammlung u. a.: „Nur auf Grund der sittlichen Weltanschauung, nur mit Hilfe der sittlichen Mächte können wir zum Ziel gelangen. Wo zeigen sich diese aber mächtiger und reiner als im Evangelium von Jesu Christo? Diese frohe Botschaft der Erlösung und Heiligung dürfen wir nie außer Acht lassen. Ein helles Licht ist uns in diesem Evangelium auch für die wirtschaftlichen Fragen der Zeit gegeben. Der evangelisch-soziale Kongreß hat sich die Riesenaufgabe gestellt, mit Hilfe des Evangeliums die sozialen Nöte zu bekämpfen. Damit ist sein Name gerechtfertigt, damit ist sein Programm gegeben.“ Das scheint wieder ganz christlich. Und doch: Wer sieht denn nicht, daß das „Evangelium“, dessen eigentliches Wesen und dessen eigentlichen Zweck, „Sünder selig zu machen, man nicht kennt, nur als Mittel (um nicht zu sagen Aushängeschild) benutzt wird, anderen, untergeordneten, irdischen, weltlichen, wenn auch noch so gut und human gemeinten menschlichen Zwecken zu dienen? Und weil von wahren Christentum nicht die Rede sein konnte in einer aus Geistern aller möglichen Richtungen gemischten Gesellschaft, so konnte ja nicht die Rede davon sein, daß diese „Christen“ sich als Glieder am Leibe Christi zusammenfühlten, sondern: „... wir wollen uns als Glieder der Nation fühlen. Wir haben Vertrauen zu der populärsten unserer nationalen Institutionen, zur Dynastie der Hohenzollern, und hoffen, daß es ihr gelingen wird, die soziale Versöhnung der Stände herbeizuführen“ u. s. w. Wir haben nicht gehört, daß der Herr Christus, der doch angeblich die soziale Frage lösen sollte, zur Dynastie der Hohenzollern gehöre.

Sei es, daß man weder die göttliche Schöpfungsordnung noch das Wort Gottes kannte: „Die Weiber laßt schweigen in der Gemeinde“ (1 Kor. 14, 34), sei es, daß man auch ohne Gehorsam gegen Gottes Wort „evangelisch“ sein zu können meinte, oder daß man überhaupt sich mehr „sozial“ als „christlich“ fühlte, genug: Der Ausschuß des Kongresses hatte, wie der Generalsekretär Göhre am Schlusse seines Berichtes bekannt machte, beschlossen, daß auch Frauen gestattet sein solle „sich an der Diskussion zu beteiligen und Frauengruppen zu bilden. Drei Frauen sollen in den weiteren Ausschuß gewählt werden.“ Ein „christlich-sozialer Kongreß also, der sich die Aufgabe gestellt hat, der immer mehr überhandnehmenden Verwüstung auf sozialem Gebiete vom Boden des Christentums aus entgegenzutreten, beginnt mit dem Vorschlage der Frauenemanzipation!

Die Sache war jedoch zu auffallend, als daß sie hätte ohne Einwand durchgehen sollen. Der Greifswalder Professor der Theologie D. von Nathusius erhob sich dagegen und sprach: „Er sei auf diese Frage nicht vorbereitet, und müsse sich zusammennehmen, nicht zu scharf zu werden. Aber in Deutschland habe das zarte Geschlecht der Frau doch noch eine so hohe Stellung, daß er dringend bitte, die Frauen möchten von dem ihnen verliehenen Recht, sich an der Diskussion zu beteiligen, keinen Gebrauch machen. Im übrigen bedauere er den Beschluß und bitte, ihn zurückzunehmen. Die weitere Bitte, die meisten Mitglieder möchten infolge dieses Beschlusses zum letzten Mal hier gewesen

sein, wolle er lieber unterdrücken.“ Nachdem hierauf nur „Beizehneter Beifall“ gehört worden, trat der bekanntlich stark zum widerchristlichen Sozialismus neigende Frankfurter Pfarrer Naumann* auf und sprach: „Es ist vom Herrn Vorredner die hohe Stellung der Frau betont worden. Das setzt doch voraus, daß die Frau die gleiche Begabung hat, wie wir, daß sie mit uns gleichberechtigt ist.“ (!) „Wer seine Frau achtet, der spricht mit ihr über alles, was ihn bewegt, über alle ernsthaften Dinge“ („laß sie daheim ihre Männer fragen“ 1 Kor. 14, 35). „Warum sollte die Frau nicht auch an öffentlicher Stelle mitsprechen?“ (Weil es das Gesetz der Natur und Gottes Wort verbietet!) „Das widerspricht durchaus nicht deutscher Gewohnheit und Sitte“ (aber christlicher!). Es hat deutsche Königinnen und Kaiserinnen gegeben, deren Stellung doch eine sehr exponierte ist“ (aber doch nicht eine emanzipierte!), und das hat der deutschen Sitte nicht widersprochen. Frauen haben inmitten der Reichstage gestanden und es hat nicht Anstoß erregt.“ (?) „Umsoweniger können wir uns daran stoßen, wenn Frauen hier in unserer Mitte reden, hier, wo es sich um die Not unseres Volkes handelt. Die Frauen sind oft an Blut des Glaubens wärmer als wir. Darum (?) sollen sie auch mitarbeiten. Es ist vom zarten Geschlecht die Rede gewesen. Ist denn unsere Zeit sonst so zartfühlend für das zarte Geschlecht? Wird nicht die Frau in der Industrie auf das rücksichtsloseste ausgenutzt? Ob das recht ist oder nicht, entscheide ich hier nicht. Aber wenn die Frau mitarbeitet, so soll sie auch mitreden.“ Wir meinen, gerade eine „christlich“ sein wollende Versammlung habe die Pflicht gehabt, für die Schonung der armen, geplagten Frauen einerseits und gegen die Emanzipation derselben andererseits mit aller Entschiedenheit aufzutreten. Statt dessen erntete der „Pfarrer“ Naumann „Beifall“. Der Hosprediger Braun-Stuttgart bittet darauf nach dem einmal eingetretenen Dissens die Frage noch einmal an den Ausschuß zurückzuverweisen und richtet an die Frauen die Bitte, von dem ihnen verliehenen Recht keinen Gebrauch zu machen. Darauf der Vorsitzende, Landes-Ökonomierat Nobbe: „Der Ausschußbeschluß, der mit allen gegen 5 Stimmen gefaßt worden ist, liegt einmal vor. Er entspricht durchaus unserem Prinzip und den tatsächlichen Verhältnissen. Wir haben seit Jahren viele Frauen als zahlende Mitglieder. Entweder müssen wir sie ausschließen oder ihnen gleiche Rechte gewähren. Ob die Frau in unseren Versammlungen mitreden darf, ist lediglich Sache der Gesetzgebung. Augenblicklich liegt kein gesetzlicher Grund für uns vor, die Frauen von unserer Mitgliedschaft und von der Debatte auszuschließen. Wer dies wünscht, muß einen derartigen Antrag an den Ausschuß stellen. — Willst du genau es wissen, was sich schiedt, so frage nur bei edlen Frauen an. Deshalb erwarte ich, nicht weil wir ihnen das Recht bestreiten, daß eine Frau heut nicht so leicht das Wort hier verlangen wird. (Heiterkeit.) Thäte sie es, so hätte ich kein Mittel, es ihr zu versagen.“ Gottes Wort also und die natürliche Schöpfungsordnung (von der selbst Nobbe das unbestimmte Gefühl zu haben scheint, daß die Sache sich nicht „scheidt“) ist für einen „evangelisch-sozialen Kongreß kein „Prinzip“, kein „Gesetz“, kein „Mittel“ mehr? Gottes Wort gilt nicht soviel wie ein „Ausschußbeschluß“? Wir wollen aber doch das betreffende Gotteswort noch einmal in seiner Vollständigkeit hierhersetzen. Es lautet „Abschnitt“ 1 Kor. 14 „§“ 34 und 35 also: „Eure Weiber laßt schweigen unter der Gemeinde; denn es soll ihnen nicht zugelassen werden, daß sie reden, sondern unterthan sein, wie auch das Gesetz sagt. Wollen sie aber etwas lernen, so laßt sie daheim ihre Männer fragen. Es steht den Weibern übel an, unter der Gemeinde reden.“

* Unsere Leser werden sich erinnern, daß derselbe vor einiger Zeit das göttliche Recht des Eigentums in Frage stellte.

Dem hierauf folgenden Vortrage mit den Leitfäden des Greifswalder Konsistorialrat Professor Dr. Cremer über „die soziale Frage und die Predigt“ muß man es nachrühmen, daß sie sich in nüchternen Bahnen bewegten. Denn da wurde ausdrücklich gesagt: „Es widerspricht dem Wesen des Evangeliums und der Aufgabe der Predigt, die soziale Frage nach ihrer wirtschaftlich-politischen Seite zum Gegenstande derselben zu machen.“ Andererseits wurde gleichfalls mit Recht darauf hingewiesen, daß die Predigt dem Volke helfen solle, einen Sonntag zu haben, daß Glaube und Liebe zu predigen sei. Mißverständlich zum mindesten war zwar der Ausdruck, daß ein jeder die Erlösung nur so glauben und haben könne, daß er „für die anderen glaubt“. Gemeint war nämlich zwar, wie der Zusatz besagt: „und so beginnt, sein Leben in der Liebe zu leben“. Allein auch hier tritt abermals der schon vorhin von uns gerügte Irrtum zu Tage, daß diese Leute als den eigentlichen und höchsten Zweck des Evangeliums und des durch dasselbe gewirkten Glaubens nicht der Seelen Seligkeit, sondern die hienieden zu üübende Liebe hinstellen. Zwar warnte Cremer wohl davor, der Gemeinde ein „diesseitiges Paradies vorzumalen“; „Ewigkeitsgedanken“ müsse man predigen. Mit diesen Allgemeinen, blaffen und nichtsagenden „Ewigkeitsgedanken“ aber hatte er sich, ohne es wohl selbst zu wissen, genau auf Harnacks Standpunkt gestellt. Mit keinem Worte war auch nur im entferntesten angedeutet, was für „Ewigkeitsgedanken“ denn eigentlich zu predigen seien, ob Gottes Wort oder nicht, Apostolikum oder nicht u. s. w. Er hütete sich wohl. Denn das würde ja einen „Rißklang“ gegeben haben.

Bemerkt zu werden verdient die Äußerung des Regierungs-Präsidenten Freiherrn von Reichenstein: „Obwohl er ein lebhaftes Interesse an den sozialen Fragen nehme, sei er doch erst jetzt dem Kongreß beigetreten, weil er manche Bedenken gegen dessen Geist gehabt habe. Jetzt glaube er, daß der Spielraum ein weiterer sei.“

Auf die eigentlichen Verhandlungen über die soziale Frage und die verschiedenen Vorschläge, den leiblichen und sittlichen Nöten abzuhelpen, können wir uns hier nicht weiter einlassen. Wir belassen dieselben in ihrem Werte und wollen nicht verkennen, daß sie nicht allein wohlgemeint, sondern auch vom landeskirchlichen Standpunkte aus und für landeskirchliche Verhältnisse ein Nothbehelf sein und manches Gute stiften mögen. Allein die „Welt verklären“, die soziale Frage „lösen“ werden sie nicht. Uns interessieren sie aber hier am allerwenigsten, um deswillen, weil dabei von Christentum wenig oder gar nicht die Rede ist und weil wir unsererseits, wie schon gesagt, der Ueberzeugung sind, daß das schriftgemäße wahre Christentum unverfälscht und unverkürzt zu pflegen sei, woraus sich dann nicht nur das rechte Kirchentum, sondern auch alles, was man „Lösung der sozialen Frage“ u. dergl. nennt, von selbst ergibt. Das aber ist es gerade, was wir an diesem „Evangelisch-sozialen Kongreß“ und all dergleichen Vereinen und Bestrebungen auszufehen haben, daß bei denselben „Evangelium“ und „Christentum“ zu einer bloßen Moral und Humanität verblaßt ist.

Wie sehr Recht wir darin haben, beweist auch folgender Vorfall. Der Stadtpfarrer Weigert-Mannheim fand den Mut, gelegentlich der Debatte über den Harnackschen Vortrag hervorzuheben, „daß Professor Harnack, für den er die größte Verehrung habe, noch nicht Kirchenbuße gethan habe für das schwere Vergehen . . .“ Ein Sturm der Entrüstung war hierdurch entseßelt. „Der Redner tritt ab. Der Vorsitzende ruft ihn zur Ordnung und erklärt, daß er ihm das Wort entzogen haben würde, wenn er nicht freiwillig darauf verzichtet hätte (Lebhafter Beifall).“*

* Einen komischen Eindruck machte darauf das Bestreben des bekannten Oberlieutenant a. D. von Egidy, seinen Standpunkt dar-

und Stöcker? „Ich hoffe, daß durch die Mißlänge der letzten Viertelstunde, die uns in tiefster Seele weh thun, nicht die Harmonie des Kongresses gestört wird, auch nicht in unserer Erinnerung. Diese Vorgänge haben gezeigt, wie notwendig die Verbreitung von Christentum und Bildung ist. (Lebhafter Beifall.) Wir wollen als Freunde von Christentum und Bildung mit dem heiligen Entschluß von hier weggehen, diese beiden Güter mit voller Energie zu fördern. Das wünschen wir, daß das Christentum die Bildung durchdringt. Aber wir wissen auch, daß es eine Bildung giebt, die sich von ihrer Mutter, dem Christentum, losreißt. Gott schenke uns christliche Bildung und gebildetes Christentum, das uns Christus gebracht hat. Ich hoffe, daß das deutsche Volk diese Fährte nicht zerreißen und diesen Schacht nicht zerbrechen wird. Mit diesen Gedanken wollen wir von dem Kongreß scheiden.“ Diese mit „stürmischem Beifall“ aufgenommenen Worte Stöckers sind offenbar nichts anderes als eine Verleugnung des Christentums gegenüber der Thatfache, daß gerade Harnacks Bildung nicht „vom Christentum durchdrungen“ ist, sondern sich von demselben „losgerissen“ hat. Zwar hatte Harnack in diesem Vortrage sich aller Angriffe auf das Christentum kluglich enthalten, und es konnte so immerhin der Schein entstehen, als habe der Pastor Weigert „ungebildeter“ Weise seinen Angriff gegen ihn vom Zaun gebrochen. Doch nur für diejenigen konnte es so scheinen, welchen es selbstverständlich war, daß der „evangelisch-soziale Kongreß“ mit dem wahren Christentum nichts zu thun habe und offenbaren Feinden desselben, wie Harnack u. a. Sitz und Stimme zugestehen müsse. Eben hierdurch aber ist es offenbar geworden, daß der Kongreß mit seinen Mitgliedern, Zielen und Bestrebungen, und so namentlich auch Stöcker, mit dem einzig wahren Christentum keinen Ernst machen wollen, daß vielmehr die Namen „Evangelium“ und „Christentum“ bei ihnen rationalistisch verflacht und aufgelöst sind.

Selbst der „Reichsbote“, dem wir alle die Mitteilungen entnommen haben, hat für die offenbare Verleugnung des christlichen Glaubens, der sich unter Stöckers Führung alle noch „positiv gläubig“ feinwollenden Teilnehmer des Kongresses, wie Cremer, v. Rathenau u. s. w. schuldig gemacht haben, so wenig ein Wort des Tadelns gehabt, daß er vielmehr schon vor dem Zusammentreten desselben von dem Zusammenarbeiten eines Stöcker und Harnack sich Gutes versprach, weil ja (?) ersterer seine kirchliche Stellung festhalte, und eine lebhaftere Beteiligung der positiven Kreise an dem Kongreß dazu dienen könne, „den Einfluß des positiven Christentums aufrecht zu erhalten.“ Und obwohl immer noch nicht ganz mit Harnack zufrieden, hat es ihn nun bereits „gefrennt, auch aus diesem (Harnacks) Munde die Mahnung an die Geistlichen gehört zu haben: richtet eure Predigten so ein, daß sie den Glauben pflanzen“ u. s. w. Harnack und — „Glauben pflanzen“! Daß die „Positiven“ mit solchen Zugeständnissen und Verleugnungen bereits aus ihrer eigenen Festung entfallen und ihre Waffen zerbrochen sind, wissen und merken sie freilich selber nicht, und wenn man es ihnen sagt, so glauben sie es nicht. Und doch ist bereits die Zeit gekommen, da sie Arm in Arm mit den ungläubigen Rationalisten den Materialismus und Atheismus teils zu bekämpfen, teils zu gewinnen suchen, um dann, auch von diesem überwunden, vielleicht noch den Anarchismus zu bekämpfen oder zu gewinnen, bis sie zuletzt auch noch von demselben verschlungen werden. H—r.

zulegen, wobei er aber vom Vorsitzenden zur Sache gerufen wurde mit den Worten: „Allgemeine Ausführungen kann ich nicht gestatten. Ueber die persönliche Stellung des Redners bedürfen wir keiner Darlegung. Sie ist uns allen zur Genüge und Uebergenüge bekannt.“

Nachrichten und Bemerkungen.

„Die Wurzel des Übels“ sieht der „Reichsbote“, das Organ der „christlich-konservativen“ Partei innerhalb der preussischen Landeskirche, in — dem Mangel an Staatskirchentum! Der Staat thut nach seiner Meinung nicht genug für die Kirche. Unter statistischer Anführung der Summen, welche im Berliner Stadthaus halt für „kirchliche Zwecke“ im Vergleich mit anderen Ausgaben verwandt werden, ist es dem „Reichsboten“ sehr leicht geworden, einen ungeheuren Abstand zu offenbaren. Und mit dem Hinweis auf die ungeheure Seelenzahl im Vergleich zu deren kirchlicher Bedienung (da hat z. B. ein Pastor 762, der andere 666 Konfirmanden!) oder auf die Unmenge von Theatern, Tanzsälen, Konzertsälen, Restaurants, zum Teil mit weiblicher Bedienung, Destillationen u. i. w., gegen welche die Kirchen wie Nichts verschwinden, ist es nicht schwer, die Millionenstadt als einen ungeheuren Haufen geistlichen und sittlichen Glends vor die Augen zu stellen. Aber die „Wurzel des Übels“ und der Weg des Heils? Von Zucht ist nicht die Rede. Nur an Geldmitteln soll es fehlen, und die soll die Stadtverwaltung hergeben. Denn so schreibt der „Reichsbote“: „man darf gewiß erwarten, daß eine Stadtverwaltung, welche solche Aufwendungen zu machen im Stande ist, das höchste Interesse der evangelischen (!) Stadt Berlin — das Wohl der Kirche — nicht hintenanstellt und es mindestens als selbstverständlich ansehen wird, wenn sie zur Verjorgung der evangelischen Kirche, soweit sie dazu rechtlich verpflichtet ist, auch rechtlich, event. gerichtlich, angehalten wird“. Und: „die kirchliche Liebesbätigkeit, die ihre Ansprüche immer an dieselben Kreise richtet, ist nicht im Stande, solche Niesenarbeit zu bewältigen, wenn nicht endlich der Stadtverwaltung klar gemacht wird, daß sie nicht bloß für Straßen- und Gartenanlagen und Schulen zu sorgen hat, sondern daß sie mithelfen muß, daß die Religion dem Volke erhalten bleibt. Je wichtiger und einflußreicher die großen Städte für das ganze Land sind, desto mehr muß auch der Staat von ihrer Verwaltung verlangen, daß sie mit ihren reichen Mitteln der Kirche zu Hilfe kommt, um ihre große Aufgabe erfüllen zu können.“ Was mag das für ein „Christus“ sein, der von der weltlichen Obrigkeit, dazu von Juden und Heiden, Guren und Buben Mittel begehrt, um seine „große Aufgabe erfüllen zu können“? Und was für eine Aufgabe? Offenbar Ungläubige mit den Gläubigen zu taufen, zu konfirmieren, zu trauen und zu beerdigen. Dazu: Fahnen zu weihen, Denkmäler zu enthüllen u. i. w. Dieser „Christus“ — und ein solcher ist eben auch derjenige der „Positiven“ und „Konservativen Christlichen“ — ist nicht der rechte. Unser Herr Christus, der wahre Christus, hat gesagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“. Ja, es ist merkwürdig, daß für diese Wahrheit die Ungläubigen auf ihre Weise fast mehr Verständnis haben, als die „gläubigen“ Staatskirchler. Daher man sich auch nicht allzu sehr wundern darf, wenn sie die letzteren, die ihre Geldmittel begehren, und ohne dieselben sich insolvent erklären, „Seuchler“ nennen.

Gerichtlicher Schutz der „katholischen“ und der „evangelischen“ Kirche. Der protestantische Prediger Christian Müller aus Münster i. E. wurde von der Straßburger Strafkammer wegen öffentlicher Beschimpfung der „katholischen“ Kirche zu einem Tage Gefängnis und in die Kosten verurteilt, weil er in seiner am 12. Februar in der Nikolai-Kirche zu Straßburg gehaltenen Rede gegen die Jesuiten das Dogma der Unfehlbarkeit „wahnwitzig“ genannt hatte. Dahingegen hatte der „Vorwärts“ (ein sozialdemokratisches Blatt) bei Besprechung der Errichtung zahlreicher neuer Kirchspiele in Ostpreußen die Bemerkung gemacht: „Da werden die Meinde blühen, denn es ist eine bekannte Tatsache, daß die moralische Verkommenheit der Völker mit der Vermehrung der Pfaffen gleichen Schritt hält“, und der Redakteur wurde von der siebenten Strafkammer des Landgerichts I in Berlin freigesprochen.

„Nicht ganz“ auf dem Bekenntnisse stehen nach Meinung des „Sächsischen Kirchen- und Schulblattes“ — Sulze, Graue und dergleichen Geister, von welchen die Apologie der Augsburgerischen Konfession urteilt, daß sie „abgöttisch, Gotteslästerer und außerhalb der Kirchen Christi sein“. Und das thut das genannte Blatt voller Entrüstung gegen uns, und zwar unter dem 7. Juni, gegen unseren kleinen Artikel über Schmalz vom 25. Februar, ohne jedoch unsere Briefkastennotiz vom 25. März zu berücksichtigen, welche als Antwort auch auf die nunmehr gegen uns ausgesprochenen Beschuldigungen völlig ausreicht. Uebrigens wären wir geneigt zu fragen, was denn das „Sächsische Kirchen- u. Schulblatt“ eigentlich nennt „auf dem Bekenntnisse stehen“? Wir wissen aber, daß in der ganzen sächsischen Landeskirche kaum ein einziger Pastor zu finden sein wird, der „ganz“ auf dem Bekenntnisse steht. Und daher kann man wohl auch Zeugner der Dreieinigkeit, wie die Genannten, dulden und gegen die ganz auf dem Bekenntnisse stehenden „Missouri“ in Schutz nehmen.

Immanuel-Synode. In einem Berichte über die diesjährige Jahresversammlung dieser Synode, welcher sich in Nr. 23 der „N. Z. R.-Z.“ findet, lesen wir u. a.: „P. Weber aus Liegnitz gab ein treffliches eingehendes Referat über Prof. Johnys neuestes Werk, Geschichte des Kirchenrechts. Die Verhandlungen darüber führten zu dem An-

trage, dem Verfasser unseren Dank auszusprechen, daß er mit so großer Gelehrsamkeit das ausgeführt, wofür unsere Immanuel-Synode seit 1861 gekämpft und gelitten“. Wir sind wohl berechtigt anzunehmen, daß der Name „Johny“ ein Druckfehler für „Sohn“ ist, denn Sohn ist es ja bekanntlich, der ein solches Werk geschrieben hat, während es einen Kirchenrechtslehrer Namens Johny unseres Wissens überhaupt gar nicht giebt. Dies aber vorausgesetzt, beweist die offizielle Stellungnahme der Immanuel-Synode zu dem genannten Werke aus neue deren in der Bekämpfung romanisierenden Wesens zwar richtige, übrigens aber durch und durch haltlose Lehre. Ja, weit mehr noch, als dies bisher hervorgetreten ist. Denn so sehen wir mit der Immanuel-Synode, was die Lehre von Kirche und Amt betrifft, nun bereits voll und ganz im Heerlager der offenbarsten Schwarmgeister angelangt. Vor Jahren konnten viele nicht begreifen, warum wir mit der Immanuel-Synode uns nicht einigen könnten. Und nun? Zeugnung der alleinseligmachenden freien Gnade, Zeugnung der Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift, Zeugnung der göttlichen Stiftung des heiligen Predigamtes, das alles liegt klar zu Tage. „Ein wenig Sauerteig veräuert den ganzen Teig“. Nun bekennen sie selbst, daß sie bereits seit 1861 für dergleichen Irrtümer getritten haben.

— Die Verhandlungen mit der Breslauer Synode dauern nach demselben Berichte immer noch fort. Wir glauben nicht, daß dieselben zu einem Ziele führen werden. Dazu sind die beiden Synoden, welche zum Teil einander gerade entgegengesetzte Irrtümer mit ziemlichlicher Beharrlichkeit vertreten, zu verschieden. Doch wäre immerhin nicht ausgeschlossen, daß die auch in beiden Synoden vorhandene Gleichgültigkeit gegen die Lehre mit der Zeit die Schärfe des Gegensatzes milderte und auf die Weise noch einmal eine Union zu Stande käme. Doch hat die Breslauer Synode, wie es scheint, einwilligen noch genug mit sich selbst zu thun, bevor es ihr gelingen dürfte, von sich diejenigen Elemente auszuscheiden, welche noch auf Entschiedenheit in Lehre und Praxis dringen.

Noch einmal die Leipziger Mission. Wie das Breslauer Kirchenblatt berichtet, soll das Kollegium der Leipziger Mission seine „eigene Stellung zur Sache“ kurz dahin bezeichnet haben: „Wir fordern, daß die Missionare über die Inspiration gemäß den Bekenntnisschriften besonders der Konfessionsformel lehren, und wir fordern, daß Gehorham um des Herrn willen geleistet werde, jedoch nicht, als ob solcher Gehorham zur Seligkeit notwendig sei, auch wird kein Gehorham wider Gottes Wort gefordert“. Wir schweigen davon, daß dies doch eine „Formel“ ist (eine päpstliche Kirchenbehörde mag das ja wohl thun dürfen). Sehr schlaue ist aber dieses scheinbare Bekenntnis zu der Inspirationslehre der Bekenntnisse, wenn man sich erinnert, daß diese Art von „Theologen“ sich mit Vorliebe darauf zu berufen pflegen, unsere Symbole enthielten überhaupt nichts über Inspiration. Unerblich aber ist auch, was da von „Gehorham“ geredet wird, da es sich ja um den von ihnen geforderten schrift- und bekennniswidrigen Gehorham gegen die Anordnungen der Kirche in Mitteldingen handelt. H—r.

Missionsfest.

Am 6. Sonntage n. Trin. als an ihrem Kirchweihsonntage nachmittags feierte die ev.-luth. Bethlehems-Gemeinde zu Grün in Gemeinschaft mit der St. Johannis-Gemeinde zu Planitz in ihrem Kirchgarten Missionsfest. Zahlreiche Gäste und Missionsfreunde von nah und fern waren erschienen. Die Glaubensgenossen aus Eibenstock, unter ihnen eine Blinde, hatten den fünf Stunden weiten Weg zu Fuß zurückgelegt. Das Fest war ein reichgelegnetes. Der treue Gott hatte in diesem regnerischen Sommer den herrlichsten Sonnenschein beschert. Mächtig erklang denn auch unter dem Schall der Planitzer Posaunen der Gesang der andächtigen Menge zu seinem Lobe, in welches die Vögel an dem wolkenlosen Himmel freudig einstimmten. Herr P. Kern zeigte auf Grund von Jes. 40, 9—11, welch herrlich Ding es um den Missionsberuf einer Christengemeinde als Predigerin der göttlichen Gnade auf hohem Berge sei. Herr Missionar Mohr aus Ostindien, der treue Zeuge für die göttliche Eingebung der heiligen Schrift, den wir samt seiner Gattin unter uns zu sehen die Freude hatten, erzählte aus eigener Anschauung von den Greueln des Heidentums unter den Tamulen, ihren Gögenfesten, den Betrug ihrer Priester, aber auch aus eigener Erfahrung von der seligmachenden Kraft, welche das Evangelium noch immer an den Heiden ausübt. Herr P. Willkomm, der Gründer der Gemeinde, schilderte an der Hand von Joh. 8, 31 und 32, dem eigentlichen Lösungsworte unserer Freikirche, welch ein köstlich Ding die Freiheit eines Christenmenschen sei und berichtete dann von der geeigneten Mission der uns im Glauben so eng verbundenen Synodalkonferenz unter den als Sklaven aus Afrika eingewanderten, später aber freigelassenen Negern Nordamerikas. Eine große Freude war es den Gründern, aus dem Munde ihres früheren Seelsorgers das teuerste Wort Gottes zu hören, sowie einen großen Teil der sie noch immer herzlich liebenden Muttergemeinde von Angesicht zu sehen. Ueberhaupt war die Versammlung unter dem Sonnenglanz des so reichlich gespendeten göttlichen Wortes wie Ein Herz und Eine Seele. Die Kollekte ergab 75 Mark. G. Rent, P.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

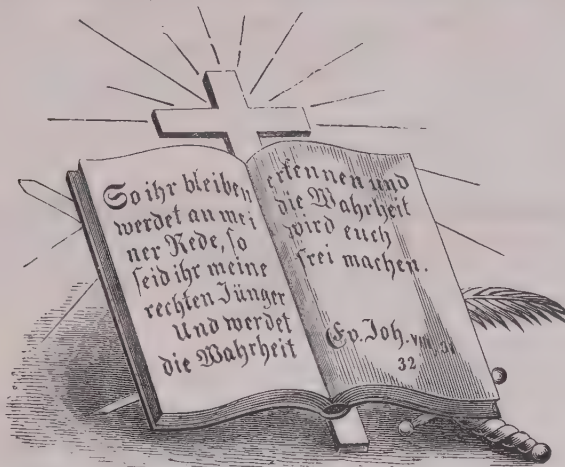
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-Luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die l. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 19. No. 17.

Bzwikau in Sachsen.

12. August 1894.

(Aus dem „Ev.-Luth. Synodalboten“.)

„Ich sage euch aber, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Gericht von einem jeglichen unnützen Wort, das sie geredet haben.“

(Matth. 12, 36.)

Das sind gar ernste Worte unseres Heilandes, und sollten uns jederzeit lebendig vor der Seele stehen, wenn wir reden. Aber leider werden diese Worte des Herrn von vielen wenig beachtet. Daß Wort, Ehebruch, Diebstahl, Meineid, Fluchen und Schwören Sünde ist, giebt jedes gerne zu und ein Christ hütet sich gewiß vor solchen Sünden. Daß es Gott aber auch mit den Worten genau nimmt und am jüngsten Tag von einem jeden unnützen Wort Rechenschaft fordert, das wird leider wenig bedacht. Man meint, ein Wort habe doch nicht so viel auf sich als eine That. Es sei ja nur ein Hauch, ein Ton, der bald verwehe und vergehe. Daß dem nicht so ist, sagt uns der Herr in den oben angeführten Worten. Das Wort eines Menschen hat eine große Kraft, es kann viel Gutes stiften, aber auch viel Unglück, Jammer, Elend, Herzeleid, Streit, Unfrieden, Haß, Neid, Born, Zank, Feindschaft anrichten. Frommel sagt: „Es kann eines Menschen Wort wie süßer Balsam die Wunden deines Herzens heilen, es kann dich aufrichten, wie der Tau eine welcke Blume; es kann wie ein Hammer dein hartes Herz zerschlagen. Es kann in dein Herz fallen wie ein Feuer, das dich entzündet und entflammt zu Thaten für den Herrn und deinen Nächsten. Aber dein Wort hat auch eine zerstörende Kraft. Durch ein Wort, dessen Kraft du nicht ahnst, kannst du in einen Menschen einen giftigen Pfeil senden, der ihn tödlich verwundet — kannst ihm seinen Frieden rauben, die Thränen aus seinen Augen locken, das Mißtrauen ihm in die Seele senken, kannst einen Menschen an den Bettelstab, in Jammer und Elend, in den Tod brin-

gen, alles mit einem Wort.“ O, wie viel kann ein Wort ausrichten! Ein Mensch, der über seine Worte nicht wacht, nicht bedenkt, was er redet, ist dem gleich, der mit Feuer an einem offenen Pulversäß spielt. Der Apostel Jakobus sagt: „Die Zunge ist ein kleines Glied und richtet große Dinge an. Siehe, ein klein Feuer, welches einen Wald zündet es an? Und die Zunge ist auch ein Feuer, eine Welt voll Ungerechtigkeit. Also ist die Zunge unter unseren Gliedern, und befleckt den ganzen Leib, und zündet an allen unseren Wandel, wenn sie von der Hölle entzündet ist. Die Zunge kann kein Mensch zähmen, das unruhige Uebel voll tödlichen Gifts“ (Jak. 3, 5. 6. 8). Dem natürlichen Menschen ist es ganz unmöglich, seine Zunge zu beherrschen. Wenn Lüge, Verleumdung und Meineid von dem weltlichen Gericht nicht bestraft würden, dann würde viel mehr gelogen, verleumdet und falsch geschworen, als es der Fall ist. Doch werden durch die weltlichen Strafen die Herzen nicht gebessert. Der Mensch ist eben von Natur aus ein Lügner. „Alle Menschen sind Lügner“, sagt der Psalmist (Ps. 116, 11); sie sind falsch (Röm. 3, 4). Aus dem Herzen kommen arge Gedanken und falsch Zeugnis (Matth. 15, 19). Weil der Christ auch noch den alten Adam an sich hat, so steckt die Wurzel dieser Sünde auch in seinem Herzen, und leider schlägt sie oft aus und trägt gar bittere Früchte. Darum ermahnt uns Gottes Wort: „So leget nun ab alle Bosheit, und allen Betrug und Heuchelei, und Neid und alles Affereden“ (1 Petr. 2, 1). „Afferedet nicht untereinander, liebe Brüder“ (Jak. 4, 11). Durch Verleumden und Affereden wird auch unter den Christen, in den Gemeinden, unter Verwandten, Freunden, ja unter Ehegatten viel Uneinigkeit und Zwietracht angerichtet. Verleumdung ist ein teuflisches Laster, denn der Teufel ist der größte Verleumder, er hat Gott, den getreuen und wahrhaftigen Gott, bei den ersten Eltern verleumdet mit seinen Worten: „Sollte Gott gesagt haben“ u. s. w. Wer seinen Nächsten verleumdet, tritt in des Teufels

Fußstapfen. Die Verleumdung kommt aus einem falschen, lieblosen und neidischen Herzen, sie schändet den Nächsten, raubt ihm seinen guten Namen, verbittert ihm das Leben, bringt Schmach, Schande, Spott, Verachtung und Unglück über ihn. Verleumdung ist wie das Feuer im Wachholder, welches um sich frist und verzehrt, was ihm vorkommt; wie der scharfe Pfeil eines Starken (Ps. 120, 4), ein scharfes Schermesser (Ps. 42, 4), wie ein scharfes Schwert, das verwundet und tötet (Ps. 57, 5), wie eine giftige Schlange, die sticht (Pred. 10, 11). Ein Verleumder kann unmöglich noch ein wahrer Christ sein (Röm. 1, 30). Sirach sagt: „Ein Dieb ist ein schändlich Ding, aber ein Verleumder ist viel schändlicher“ (Sir. 5, 17). Er nimmt seinem Nächsten Ehre und guten Namen, die mehr wert sind als Gold und Silber. Heinrich Müller sagt: „Drei Schwerter auf einer Zunge. Ist's nicht zu viel, den Verleumder meine ich. Der tötet drei auf einmal: sich selbst, den, welchen er verleumdet, und den, so der Verleumdung mit Stillschweigen zuhört. Lügen und Mord lassen sich nicht trennen. Vom Teufel sagt Christus, daß er sei ein Lügner und Mörder von Anfang (Joh. 8, 44). Der Verleumder ist nicht besser, er hat des Teufels Natur und ist des Teufels Werkzeug. Wie niemand vor dem Teufel sicher ist, so auch niemand vor dem bösen Maul; und wie niemand den Teufel zähmen kann, also auch nicht die böse Zunge. Das bedenke, der du frech Lügen redest wider deinen Nächsten. Du bist ein Teufel. Der Teufel verkroch sich im Paradies in die Schlange, die führt ihr Gift unter der Zunge; mit der falschen Zunge sticht und vergiftet er. Kein Schwert schneidet so scharf, kein Pfeil dringt so tief, keine Wunde thut so weh, als Verleumdung. Eine Geißel macht Striemen, aber ein böses Maul zerschmettert Gebein und alles. Viele sind gefallen durchs Schwert, aber viel mehr durch böse Mäuler (Sir. 28, 22). Es sind keine Wunden übler zu heilen, als die, so falsche Mäuler machen. Doch will ich mich nicht betrüben, wenn ich verleumdet werde. Trete ich dem Satan auf den Kopf durch mein Gebet, so weiß ich wohl, daß er nicht unterlassen würde, mir durch falsche Zunge einen Fersenstich zu geben. Es sind nur Fersenstiche, sie töten nicht. Laß die Verleumder reden, was sie wollen, sie müssen am Tage des Gerichtes Rechnung geben. Mir ist's ein Geringses, daß ich von Menschen gerichtet werde, oder von einem menschlichen Tage. Meine Ehre besteht nicht auf anderer Menschen Zunge, sondern in einem guten Gewissen. Wie ich nicht besser davon werde, daß man mich lobt, so werde ich auch nicht ärger davon, daß man mich lästert. Gott kennt mich. Wohl dem, der Lob bei Gott hat! Unterdeffen sollen meine Werke mich verteidigen, und dem Verleumder das Maul stopfen. Verleumdung lebt nicht lange. Wahrheit liebt das Licht.“ (Müllers Erquickstunden.) Würde jedes bedenken, daß Gott von einem jeden unnützen Wort einmal strenge Rechenschaft fordert, und daß mancher sich selbst und andere mit seinen Worten in die Hölle bringt, so würde man mit seinen Worten vorsichtiger sein. Wie nötig ist es doch, mit Sirach zu sprechen: „O daß ich könnte ein Schloß an meinen Mund legen, und ein festes Siegel auf mein Maul drücken, daß ich nicht zu Fall käme, und meine Zunge mich nicht verderbete“ (Sir. 22, 23). Beten wir täglich:

„Hilf, daß ich rede stets,
Womit ich kann bestehen,
Laß kein unnützes Wort
Aus meinem Munde gehen.“

(Eingefandt.)

Thesen über Freimaurer.

1.

Die Freimaurer als freie Verbrüderung von Leuten aller Stände und Nationen sind erst nach den Vorberatungen des Physikers Desaguliers, der Theologen James Anderson und George Payne vom Jahre 1716 im Weinhaufe zum Apfelbaum, am 24. Juni 1717 im Bierhaufe zur Gans und Rost in London gestiftet. Der erste Großmeister war Anton Sayer.

2.

1717—1724 wurde am Tage Johannes des Täufers Großmeisterwahl nebst solenner Versammlung gehalten. 1725—1766 nicht mehr. Seitdem entlehnen von dem Stiftungstage die Freimaurer in England den Namen der drei Johannesgrade im Unterschiede von den schottischen Graden des Andreasordens.

3.

Es ist Unwahrheit, den Ursprung der Freimaurer auf die Welterschöpfung, 4000 Jahre vor Christi Geburt, die noachitischen Gebote, Salomos Tempelbau, die ägyptischen und griechischen Mysterien, den Pythagoräerbund, die Therapeuten und Essäervereine, die römischen Collegia oder Sodalitia der Bauleute, die Druiden, die Eubäer und Tempelherren zurückzuführen. Den völlig von den Freimaurern unabhängigen, ihnen schon bei den Dombauten ums Jahr 1200 vorhergehenden Bünste, Gilden und Zünnungen der Bauhandwerker, Logen genannt, unter dem Baumeister der Paulskirche in London 1666—1708, Christof Wren, entstammten 1716: 4 Logen in London. Unabhängig von den Logen sind auch neuere Baugesellschaften, Lebensversicherungen, Unterstützungs- und Krankenkassen.

4.

Am 24. Juni 1721 sanktionierte bei der Wahl des ersten adeligen Großmeisters, Herzogs von Montague, die Großloge 38 Beschlüsse, denen am 17. Januar 1723 der 39. hinzutrat, als Herzog von Wharton gewählt wurde. In diesem Konstitutionenbuche steht: „Wiewohl in alten Zeiten die Maçons (Maurer) in jedem Lande verpflichtet waren, zu der Religion dieses Landes oder der Nation zu gehören, welche sie immer sein mochte, so hat man es dennoch nunmehr dienlich erachtet, sie zu derjenigen Religion zu verpflichten, in welcher alle Menschen (!) übereinstimmen und ihnen selbst ihre besonderen Meinungen (!) zu belassen, d. h. daß sie gute (!? Matth. 19, 17) und treue Männer seien, Männer von Ehre und Ehrbarkeit, durch was immer für Benennungen oder Glaubensbekenntnisse sie sich unterscheiden. Hierdurch wird die Mauererei der Mittelpunkt der Vereinigung und das Mittel, treue Freundschaft unter Personen zu stiften, die sonst in beständiger Entfernung voneinander hätten bleiben müssen.“ Also Indifferentismus und Deismus.

5.

Nach Anderson, Konstitutionenbuch 1743, bleibt ein Bruder, der in eine Empörung wider den Staat sich eingelassen, sonst aber kein anderes Verbrechen begangen hat, in unauflöslicher Verbindung mit der Loge. Als wesentlichstes Gesetz für alle Mitglieder untereinander gilt die brüderliche Liebe, Hilfe und Treue, und sollen sich alle als Gleiche und Brüder betrachten und die ganze Gesellschaft eine Verbrüderung der Humanität, Menschenliebe, Duldung und **Geselligkeit** sein. Besonders hoch angerechnet wurde es, als 1841 der Prinz von Preußen (Kaiser Wilhelm) an die Spitze der preussischen Freimaurerlogen getreten ist. Also: jeder nach seiner Façon selig, aber Union.

6.

Unter tragisch komischen und lächerlich furchtbaren Zeremonien (Totenkopf, Entblößung des Eintretenden, der nur eine Art Badehose trägt, Schwerter vorhalten, Verbinden der Augen) geschieht die **eidliche** Verpflichtung zur Verschwiegenheit über die Geheimnisse des Bundes und daß in den Logen Mitgeteilte. Wer das Gelübde bricht, der soll kein Teil an Gott und Seligkeit haben, dem soll die Gurgel von Ohr zu Ohr durchschnitten werden, dem möge die Zunge ausgerissen, die Eingeweide ausgewunden, zu Asche verbrannt und in die Winde gestreut werden. Dazu Handdruck, Faßgriff, bei dem der Daumen des Bruders drei Knöchel drückt, Maurerblick, Notzeichen (beide Hände offen in die Höhe gehalten) verpflichten auch den Richter zur Rettung des Freimaurers aus jeder Gefahr, auch wenn der Bruder Mord und Verrat geübt hat. Der „dreimal erlauchte Ritter des Königs“ schwört, daß er Rache nehmen will an allen, welche Geheimnisse des Ordens offenbaren. — Gründliche Zerstörung des Christentums.

7.

Die Päpste Klemens XII. und Benedikt XIV. legten auf den Eintritt in den Orden die Exkommunikation. Als 1733 in Hamburg, dann in Braunschweig, Berlin und Leipzig Logen entstanden, bedrohte das Konsistorium in Hannover alle Geistlichen in Logen mit nachdrücklichen Strafen, wenn sie nicht austreten würden. 1837 wurden in Belgien alle Freimaurer exkommuniziert.

8.

1787 fand ein Konvent der Maurer aller Systeme und Länder zu Paris statt, auf dem Theosophie, Alchemie, Kabbale und göttliche Magie mit ihren Geheimnissen den verschiedenen Hochgraden mit ihren Sinnbildern empfohlen wurden. Der Große Orient zählte 636 Tochterlogen, davon 513 in Frankreich. 1793 erklärte Großmeister Philipp Egalité: „Ich hatte mich der Freimaurerei angeschlossen, weil sie mir ein Bild der Gleichheit bot. — Jetzt habe ich das Phantom mit der Wirklichkeit vertauscht. So erschien der Orden als geheimes Organ der Revolution. 1804 wurde Josef, ein Bruder Napoleons I., Großmeister. Bald gab's in Frankreich 1200 Logen, auf dem Erdball 108 Großpriorate. Friedrich I. verbot 1738 die Maurerverammlung bei Todesstrafe, stellte sich aber selbst an die Spitze, 1744 wurde er Großmeister der großen Mutterloge zu den drei Weltkugeln in Berlin. Zeichen der politischen Machtfülle der Freimaurer.

9.

Den Sturm gegen den guten lutherischen Katechismus im Hannoverlande hat ein Hauptglied des Ordens durch die Zeitungsorgane in Scene gesetzt und die Duldung von heidnischen Professoren und Pastoren durch Schreiarartikel und Versammlungen erlangt.

10.

Einheitliche Leitung aller Freimaurer ist nimmer hergestellt. Streitigkeiten um Rang und Macht kommen recht oft vor. Den Juden wurde 1860 nur noch in den Logen von Schweden, Dänemark, Preußen und Darmstadt die Aufnahme verweigert. Das Ziel ist natürlich: „Wir glauben all an einen Gott: Christ, Jude, Türk und Hottentott.“ Die Religionsversammlung in Chicago 1893 ist trotzdem von den Türken noch nicht beschickt. In Nordamerika bestanden 1867 35 Großlogen mit 3665 Tochterlogen. Die Synodalkonferenz (Missourier) schließt Freimaurer (odd fellows), welche nicht decken wollen, nach mehrmaliger Ermahnung aus der Gemeinde.

11.

Schon 1844 zählt Kloss in der Bibliographie der Freimaurer 5381 Nummern ihrer erschienenen Bücher. Ein Zeichen von dem großartigen Wachstume des modernen Heidentums (Luf. 11, 23), welches den Bundeskirchen eine Menge unkirchliche Gemeindeglieder giebt und die lutherische Lehre nicht mehr als allein rechtsgültige publica doctrina anerkennt, sondern nur als Privatmeinung allen anderen Meinungen gegenüber gelten lassen will.

12.

So wenig es auf der Erde jemals nach dem Sündenfall unter allen Menschen einerlei Glauben gegeben hat und geben wird, ebenso wenig werden alle Menschen einerlei Sittenlehre haben. Es bleiben auf Erden lutherische, reformierte, römische, griechisch-katholische Lehre in Glauben und Sitte. Vor dem jüngsten Tage wird der einzig rechte Glaube nur bei der Minorität gefunden und die heilige Liebe in vielen erkaltet sein. (Matth. 24, 11. 12.) „Gott, Tugend, Unsterblichkeit“ mit sogenannter „reiner Menschlichkeit“ ist weder zum Bau der Gemeinde der Heiligen fähig, noch werden diese 4 Abstrakta jemals den Sieg erlangen, welcher dem in der unfehlbaren Schrift gegründeten rechten Glauben 1 Joh. 5, 4—12 verheißen ist.

13.

An die Großloge der Welt in Massachusetts wurde die Frage gestellt: „Ist es statthaft, daß ein Kaplan seine Gebete im Namen Jesu anfangt und schließt?“ Die Antwort lautete am 14. Febr. 1889: „Unser Orden verlangt den Glauben an das Dasein eines höchsten Wesens als Erfordernis zur Gliedschaft und hat keine Verwandtschaft mit irgend einer religiösen Sekte oder irgend einem Glaubenssystem. Daher wird nichts geduldet, was nach dem Sektenwesen riecht. Die Worte Glaubenssystem oder Sekte beziehen sich nicht bloß auf Sekten innerhalb der Grenzen des Christentums, sondern haben eine viel weitere Bedeutung und umfassen alle Religionen der Welt. In diesem Sinne ist das Christentum eine Sekte; daher ist es nicht zweckdienlich und meines Erachtens nicht statthaft, sich im Logenwerk in prominenter Weise darauf zu beziehen. . . Wir haben Juden und mögen Muhammedaner und andere nichtchristliche Sekten in unserem Orden haben, und die Regel gilt von ihnen ebenso wie von Anhänger des christlichen Glaubens.“

14.

1826—1831 ist durch 25 Gerichtsverhandlungen in 5 Counties zweifellos festgestellt, daß Kapitän William **Morgan*** in Batavia, New York gefangen gesetzt, fast dem Hungertode preisgegeben, endlich im Ontario-See, Hände auf den Rücken gebunden, Knebel im Munde, nachts im Stockfinstern erfaßt ist, weil er Geheimnisse des Ordens veröffentlichte. Seine Quäler und Mörder sind bestraft: Lawson und Bruce mit 2 1/3 Jahr Gefängnis, Chesbrove 1 Jahr, Scheldorn 3 Monat, Sawyer 1 Monat, Whitney 1 Monat und 250 Dollar Strafgehalt. Morgan wurde am 13. September 1826 verschleppt von Canandeigua nach Victor, Rochester, Herford, Clarkson, Gaines, Ridgeway, Lewiston, Youngstown, gefangen, angekettet, gefesselt im Fort Niagara, immer von einem Freimaurer zum anderen. Der eigentliche Mörder Balance, von Gewissensqualen unstät und flüchtig wie Rain, legte 20 Jahre nach dem Morde Morgans 1848 in Racine, Wisconsin, vor seinem Tode dem Hausarzte Emery einen Bericht über die schauerlichen Freimaurerverbrechen ab. Morgans Leiche wurde am 7. Oktober 1827 aus dem Ontario-See

* Vergl. das auf der letzten Seite dieses Blattes angezeigte Buch hierüber. D. Red.

gezogen. Unfähliche Verfolgungen erlitten Green, Miller und andere Zeugen seitens der Freimaurer. Drei am Morde Mitbeteiligte wurden nach dem Auslande durch die Freimaurer verschickt. Der Großhohepriester (!) im königlichen Purpurgradkapitel verkündete das Todesurteil. Ein 16 Fuß hohes Granit-Monument von Morgans Ende steht seit dem 13. September 1882 auf dem Kirchhofe in Batabia, New York, wo das Begräbniß stattgefunden hatte. Infolge des Schauerprozesses lösten sich 1500 Logen auf. Eine Loge in Le Roy wurde später Gotteshaus.

15.

Sämtliche verschworene geheime Gesellschaften fordern einen Schwur oder ein an Eidesstatt gegebenes Versprechen, Geheimnisse, Gesetze und Zwecke, das geheime Werk des Ordens zu verheimlichen.

Dagegen: Matth. 5, 34; 2 Mos. 20, 7.

16.

Solches eidliche Versprechen nehmen sie ab, ehe der Aufzunehmende weiß, was von ihm gefordert wird.

Dagegen: Röm. 14, 23 cf. Richt. 11, 31. 35; 1 Sam. 14, 24. 27; Matth. 14, 9.

17.

Ihr ganzes Wesen ist Geheimnißkrämerei, wodurch viel Unheil angerichtet wird.

Dagegen: Joh. 3, 20; Ephes. 5, 11. 12.

18.

Ihr Gott ist nicht der wahre dreieinige, sondern ein deistischer heidnischer Göze.

Dagegen: Jes. 42, 8; Joh. 5, 23.

19.

Sie treten in Bruderschaft mit Juden, Türken und Heiden, beten nicht im Namen Jesu.

Dagegen: 2 Kor. 6, 14 ff. Ps. 1, 1; Joh. 16, 23.

20.

Als Allermweltskirche neben der einzigen rechten Kirche als Gemeinde der Heiligen wollen sie die Menschen gut machen und haben Hohepriester und Kapläne, aber närrische Zeremonien.

Dagegen: Matth. 15, 9; 1 Joh. 2, 15.

21.

Quintessenz ihrer Lehre ist: Thue recht. Der Mensch soll auch nach dem Sündenfall vor der Bekehrung von Natur fähig sein Gutes zu thun und dadurch den Himmel zu erlangen.

Dagegen: Matth. 19, 17; 2 Kor. 3, 5; Röm. 3, 12; Joh. 15, 5.

22.

Sie fordern von ihren Gliedern einen ungebührlichen Gehorsam. — Dagegen: 1 Kor. 7, 23.

23.

Ihre angebliche Wohlthätigkeit ist Eigennutz und eine Versuchung zur Abgötterei, indem sie das Vertrauen von Gott abzieht und auf den Orden setzt.

Dagegen: Matth. 5, 46; Gal. 6, 10; Jer. 17, 5.

24.

Sie sind Verleugner der Wahrheit und Zerstörer von Staaten und Gemeinden. Die „Druiden“ lehren: „Unsere Anhänger beziehen sich nur auf die irdische Welt, nicht auf die Glorie des Himmels. Wir schöpfen unsere Lehre aus der Mutter Natur.

Wir studieren in dem Tempel der allgemeinen Gottheit: großer Architekt und Weltbaumeister, Großmeister der Himmelsloge, Allerhöchster Großerz, großer Geist, genannt.“ Die „Ritter vom Adler und der Sonne“ schwören: „Wir wollen alte regierende Religionen als Vorurteile ablegen, als giftige Schlangen unter die Füße treten.“ Im Odd Fellow Handbuch heißt es: „Wir wollen alle, die noch nicht an unserem Altar anbeten, zu unserem Glauben (?) bekehren.“ (Nachdruck erlaubt.)

Die diesjährige Synodalversammlung

fand vom 18.—24. Juli in Allendorf an der Lumba im Großherzogtum Hessen statt. Die Eröffnungspredigt hielt Herr Präses Willkomm über Psalm 122, auf Grund dessen die Frage: Wodurch wird unsere Freude zu unserer kirchlichen Arbeit erhalten und gemehrt? beantwortet wurde. Die Antwort lautete: 1. durch die Gewißheit, daß wir Gottes Wort haben, 2. durch die herrlichen Verheißungen, die dem Worte beigegeben sind, 3. durch die Erkenntnis, daß unsere Arbeit zur Seligkeit der Ausgewählten dient. Am Sonntage predigte Herr Pastor Walter, welche Predigt in der „Freikirche“ hoffentlich bald erscheinen wird. Die drei Senioren des Ministerii: Herr Pfarrer Brunn, Hagen und Hanewinkel sen., konnten leider nicht zugewegen sein; auch Herr Pfarrer Eikmeier konnte nur der letzten Hälfte der Synode beizohnen. Dagegen waren liebe Gäste anwesend aus Schwano, Wis. Herr Pastor Nickel, aus St. Louis Familie Kellermann, aus Stolberg am Harz Herr Amtsgerichtsrat von Brandt, aus Leipzig Herr Konsul Döderlein, aus Chemnitz Herr Kühnert, aus Dreihausen Herr Pfarrer Davin.

Aufgenommen in die Synode wurde die Gemeinde des Herrn Pastor Hübener in Kolberg, Lemkow und Barben und Herr Pastor Hensel.

Die Hauptverhandlung bildeten Thesen über den Ehe- und Hausstand — Referent Herr Pastor Hübener. Ausgehend von der Wichtigkeit der Lehre von den drei Ständen, welche an ihrem Teil allein im stande ist, die „soziale Frage“ zu lösen, sprach der Referent zunächst von dem Wesen der Ehe. Die Ehe, eine zur Schöpfungsordnung gehörende göttliche Stiftung, ist die dem göttlichen Gesetze gemäße Verbindung eines Mannes und eines Weibes zu unauflöslicher Lebensgemeinschaft, zum Zwecke der Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, gegenseitiger Dienstleistung und Vermeidung unordentlichen Wandels. Hervorzuheben ist, daß die Ehe in die Schöpfungsordnung gehört, nicht in die Heilsordnung. Sie hat mit der Heilsordnung nichts zu thun. Denn klar und deutlich sagt der Apostel Eph. 5, wo er von der Ehe gesprochen hat, Vers 32 — auf welche Stellen sich diejenigen zu berufen pflegen, welche die Ehe zur Heilsordnung rechnen —: „das Geheimnis ist groß; ich sage aber von Christo und der Gemeinde“. Damit erklärt also der Heilige Geist selbst, von welchem Geheimnis er redet, nämlich von dem Geheimnis, in dem Christus zur Gemeinde steht. Da ist von einem Geheimnis des Ehestandes gar nicht die Rede, sondern von der wunderbaren, geheimnisvollen Verbindung Christi mit seiner Gemeinde. Außerdem schreibt der Apostel 1 Kor. 7, 12—14 von der Ehe zwischen einem gläubigen und einem ungläubigen Teil, die er nicht aufgehoben wissen will, etwa weil der gläubige Teil denken könnte, er lebe in einem unreinen Verhältnis. Da berät St. Paulus das Gewissen des Gläubigen und tröstet ihn, daß er ruhig in seiner Ehe bleiben solle, falls nur der ungläubige es sich gefallen lasse. Kann also ein gläubiger Christ mit einem ungläubigen Gemahl ruhig in der Ehe leben, so kann die Ehe nicht zur Heilsordnung gehören, denn in der Heilsordnung vertragen

sich Glaube und Unglaube nicht miteinander, so muß sie vielmehr zur Schöpfungsordnung gehören. Wir müssen daher auch die Ehen der Ungläubigen, der Juden, Türken und Heiden als rechte Ehen anerkennen. Freilich sollen Christen aus dieser Wahrheit nicht den Schluß ziehen, daß es einerlei sei, ob sie mit einem Gläubigen oder Ungläubigen in die Ehe treten. Denn es ist ein großer Unterschied zwischen einer bereits bestehenden und einer erst einzugehenden Ehe. Es ist daher nie einem Rechtgläubigen zu raten, in eine Ehe mit einem Ungläubigen oder Falschgläubigen einzutreten um der großen Gefahr willen, in die er seine Seele bringt, und um der Nachteile willen in betreff des Hausgottesdienstes, der Kindererziehung u. s. w. Bei der Frage nach der Rechtmäßigkeit einer Ehe sind die ehelichen Verwandtschaftsgrade, deren Generalregel 3 Mos. 18, 6 enthalten ist, wohl zu beachten. Der Verbindlichkeit nach wird die Ehe geschlossen durch die rechtmäßige Verlobung (5 Mos. 22, 23, 24, vgl. Vers 22 u. 28, 29. Jos. 4, 13. Matth. 1, 18—20). Eine gültige und rechtmäßige Verlobung ist dann geschehen, wenn zwei zur Ehe tüchtige Personen freiwillig mit ausdrücklicher Einwilligung ihrer beiderseitigen Eltern sich die Ehe ohne Bedingung versprochen haben. Ist von diesen zuständigen Personen das Jawort gegeben, dann gilt das Wort: „Was Gott zusammengefüget hat, das soll der Mensch nicht scheiden“. Daß mit der Verlobung der Verbindlichkeit nach die Ehe geschlossen ist, berechtigt die Verlobten nicht, alsbald nach der Verlobung das eheliche Leben ohne weiteres zu beginnen, im Gegenteil, sie sollen in ihrem Brautstande in aller Zucht und Keuschheit leben und im Kampf um dieselbe dem Teufel und dessen Anhang um so mehr Widerstand leisten, als er gerade sie in Sünde und Schande stürzen möchte. Bei der schließlichen Vollziehung der Ehe haben sie dann sowohl die bürgerlichen (vergl. das Zivilstandsgesetz) als kirchlichen (z. B. Aufgebot und Trauung) Ordnungen zu beachten. Die Trauung macht die Ehe nicht, sondern bestätigt sie nur, denn die Trauung beruht nicht auf einer göttlichen Stiftung, sondern auf einer kirchlichen Ordnung, aber sie heiligt die Ehe mit Gottes Wort und Gebet. Wenn die Christen mit den Heiden Essen und Trinken gemein haben, aber Gott bitten, daß er sie ihr täglich Brot als Gabe Gottes erkennen und mit Dankagung empfangen lassen wolle, so haben sie an sich auch keine andere Ehe als die Heiden, allein sie suchen sie zu erkennen als eine göttliche Stiftung im Lichte des Wortes und zu heiligen durch die Fürbitte der Gemeinde und den Gebrauch des Wortes Gottes und des Gebets.

Nach Gottes Willen soll die Ehe nur aufgelöst werden durch den Tod. Durch die Sünde der Menschen aber wird die Ehe gebrochen durch Ehebruch und Hurerei (Matth. 5, 32; 19, 9), so daß der unschuldige Teil mit gutem Gewissen auf eine Ehescheidung dringen kann, aber es nicht zu thun braucht. Im anderen Fall, von dem St. Paulus redet 1 Kor. 7, 15, erleidet der unschuldige Teil die Ehescheidung, wenn er von seinem Gemahl bösslich verlassen wird; macht sie also nicht, sondern er duldet sie. Den scheinbaren Widerspruch zwischen 1 Kor. 7, 15 und Matth. 5, 32: „Wer eine Abgeschiedene freiet, der bricht die Ehe“, löst die Parallelstelle Mark. 10, 12, aus der sich ergibt, daß die „Abgeschiedene“ (Matth. 5, 32) ein Weib ist, das sich scheidet von ihrem Manne, während Paulus von einem Weibe redet, das nicht ihren Mann verläßt, sondern von ihm verlassen wird.

Zur Führung eines christlichen Ehe- und Hausstandes giebt Gottes Wort Anleitung und Belehrung, und sind christliche Eheleute vor Gott verpflichtet, dasselbe nebst dem Gebet mit Ernst und Fleiß zu gebrauchen, damit sie dem Ehetempel Widerstand leisten, in gegenseitiger Liebe und Ehre ihre Ehe also führen, daß der Mann dem Weibe vorstehe, das Weib dem Manne unterthan sei und beide ihre Kinder auferziehen in der Zucht und

Bermahnung zum Herrn. Da jedoch der Hausstand auch alle Hausgenossen z. B. Knechte, Mägde, Lehrlinge, Gefellen, Arbeiter u. s. w. umfaßt, so müssen den Anweisungen des Wortes Gottes über Stellung, Rechte und Pflichten der Dienenden und Herren recht beachtet und beherzigt werden. Wo das geschieht, da wird dem gläubigen Christen die ganze Arbeit seines irdischen Berufes, einerlei ob er Herr oder Knecht ist, im Lichte des Wortes als eitel Gottesdienst erscheinen und er wird in treuer Ausübung seines ihm von Gott überwiesenen Berufes im Gegensatz gegen alle selbsterwählten Werke wahre Befriedigung finden und seinem Mitmenschen wahrhaft nützen, so daß auf diese Weise der überhandnehmenden Unzufriedenheit und Zügellosigkeit am nachdrücklichsten gesteuert wird. Wo die Hoheit und Herrlichkeit des christlichen Hauses im Lichte des Wortes Gottes recht erkannt wird, da wird auch der Familie und dem Familienleben wieder die rechte Ehre gezeigt werden im Gegensatz gegen das die Familie zerstörende, in sich selbst — weil ohne göttlichen Beruf — ungesunde Vereinswesen, da werden christliche Eheleute in allem Haus- und Ehekreuz aus Gottes Wort reichen Trost und süße Erquickung finden in der Gewißheit, daß sie in einem göttlichen Stande leben, und ihre Ehe wird ihnen eine Schule, in der sie erzogen werden für das Hochzeitsmahl des Lammes in jenem ewigen Leben, zu dem Gott alle Gläubigen, ob ehelich oder ehelos, führen will.

Gottes Gnade lobend und preisend, veragte sich die Synode. Dankerfüllten Herzens gegen die gastfreundliche Allendorfer Gemeinde mit ihrem lieben Pfarrhause werden alle Teilnehmer derselben sich gern der segensreichen Tage erinnern. Möge der in Bälde erscheinende Bericht viele Käufer und Leser finden. Er enthält den Anfang des — so Gott Gnade giebt — in den nächsten Jahren weiter auszuführenden großen Themas: Haus, Staat und Kirche.

J. A.

F. Hanewinkel.

Berliner Festwoche.

(Der Abdruck dieses längst geschriebenen Artikels wurde durch mancherlei Umstände verspätet.)

Auch die Berliner Pastoralkonferenz, welche kürzlich tagte, hat den Beweis geliefert, wie traurig es um das „Christentum“ der „positiven“ Unionsleute bestellt ist. Wohl am meisten hat auch da wieder Stöcker geredet. Obgleich er einen Anlauf nahm, gegenüber den unnatürlichen Massengemeinden den Wert einer christlichen Ortsgemeinde zu betonen, ohne welche die Kirche ihre Aufgabe nicht erfüllen könne, nahm er doch das Gesagte alsbald wieder zurück, indem er die „Gesamtgemeinde“ im Gegensatz gegen die Ortsgemeinde, welche er „bloß“ äußerlich zurecht gemacht“ nannte, zu preisen anfang. Wie kann man nur einen Gegensatz machen zwischen der Gemeinde der Heiligen und ihren einzelnen Teilen? „Woher sollen“, sagte Stöcker, „die Einzelgemeinden, wie man sie will, plötzlich die Kräfte bekommen, um erneuert zu werden, wenn nicht von der Gesamtgemeinde?“ Es fehlt auch ihm offenbar, wie überhaupt an allen Enden, an der rechten Lehre von der Kirche. Wer, wo, was ist denn die „Gesamtgemeinde“? Besteht sie nicht aus den einzelnen Christen? So muß ja also das Verhältnis ein gegenseitiges sein: Die Gesamtgemeinde erhält ihre Kräfte sowohl in ihren einzelnen Gliedern wie diese in der Gemeinde. Alle aber sind erbauet „auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist.“ Eben dies war der Spruch, welcher der Stöckerischen Ansprache zu Grunde lag. Allein was machte Stöcker daraus? Er sagte u. a.: „Man will heute die Kirche bloß auf Christum bauen, sie loslösen von den Aposteln und Propheten.“

Ich glaube nicht, daß das geht. Auf einen Eckstein allein kann man den Bau nicht gründen." Und: „Ohne die Grundlage der Schrift kann die Kirche nicht stehen. Allein auf den Eckstein ist das Haus nicht zu bauen" u. s. w. So nimmt also Stöcker dem Herrn Christo seine Ehre, allein der Grund zu sein, außer welchem kein anderer Grund gelegt werden kann (1 Kor. 3. 11), und macht die Apostel mit ihren Schriften zu Nebenchristen. Wir verstehen wohl, wie er dazu gekommen ist, nämlich in der guten Meinung, den Ritschlianern und anderen Rationalisten zu wehren, welche sich einen „Christus“ in ihren Gedanken machen ohne die Apostel und deren Schriften. Weil er aber nicht sagen will, daß jener „Christus“ gar kein Christus ist (denn das wäre ja zu „schroff“), ist er selbst in den Irrtum gekommen zu sagen, Christus allein genüge nicht, man müsse die Apostel auch haben. Die Wahrheit ist ja doch die, daß wir Christum durch den Dienst der Apostel haben. Und wenn das Bild von dem Bau und den Steinen dies nicht sagt, so sollte man es unterlassen, aus dem Bilde mehr machen zu wollen, als in dem Bilde liegt, ja sich hüten, etwas daraus zu machen, was gegen den Glauben geht.

Aber was hält denn Stöcker von den Aposteln und Propheten, von der heiligen Schrift? Er sagt: „Es ist eine der Errungenschaften der neueren Theologie, daß wir die Inspirationslehre des 17. Jahrhunderts gemildert haben. Wir können die Inspiration der Form des Buchstabens nicht aufrecht erhalten, die man weder in der alten Kirche (?) noch in der Periode der lutherischen Reformation (?) anerkannt hat. So schmerzlich es uns ist, müssen wir sagen: Wer bei der Erneuerung der christlichen Kirche den Glauben auf diesen Grund der Inspiration der Form gebaut hat, darf sich nicht wundern, daß diese Form nicht Stich hält.“ Als dann hernach Pastor Knak in schüchterner Weise es eine „Hypothese“ nannte, zu behaupten, „nicht die ganze Bibel sei Gottes Wort“, ließ sich derselbe bald beschwichtigen durch die nützliche Ausrede Stöckers, „daß er nur die Inspirations-theorie verwerfe, die nicht bloß in religiösen, sondern auch in geographischen und geschichtlichen Dingen die Bibel als maßgebend, als inspiriert hinstelle.“ So will also auch Stöcker dem großen Gotte verbieten, von anderen als von religiösen Dingen zu reden. Es ist sehr traurig, um so trauriger, weil er sonst ein Mann von reichen Gaben, Mut und Charakter ist, wie denn solches auch bei dieser Gelegenheit wieder zu Tage trat, z. B. da er von den Kirchenbehörden sagte, sie „fordern, daß der Geistliche ein liebenswürdiger Mensch sei, der nirgends Anstoß erregt. Ein solches liebenswürdiges Christentum giebt es nicht.“ Und: „Seit ein paar Jahrzehnten sind wir aber darauf angewiesen, auch die Ungläubigen in der Kirche zu sammeln und sie sogar zu Altesten zu machen. In der Kirche wird nicht der Unglaube bekämpft, sondern mit dem Knaben Absalom wird immer säuberlich verfahren. Gegenüber dem Unglauben der Zeit muß man auch immer wieder die Bitte an die Professoren richten, ihre große Autorität im Sinne des Glaubens zu benutzen und etwas sparsamer in Hypothesen zu sein. So eine Hypothese frißt ganze biblische Bücher und zuletzt sich selbst auf, was schließlich das Beste daran ist.“ Das hat freilich Stöcker eigentlich auch gegen sich selbst geredet.

Noch eines groben geschichtlichen Irrtums Stöckers, verbunden mit einer gewissen Selbstüberhebung dieses Jahrhunderts, müssen wir Erwähnung thun. Er sagte: „Eine zweite Errungenschaft der Theologie unserer Tage ist die Erkenntnis, daß eine bloße äußerliche Zustimmung zu gewissen Lehren und Worten der Heilsglaube nicht ist, auf den die evangelische Kirche gebaut ist. Auf diesen Punkten konzentriert sich in der Gegenwart die ganze Theologie. Gewißheit des Glaubens suchen (?) heute sowohl die alte liberale Theologie in ihrer Beschränktheit, als

auch die Ritschlsche Schule, als auch die positive Theologie. Auch diese letztere hat in ihren berufensten Vertretern das bloße Sichberufen auf äußere Stützen, auf äußere Autoritäten aufgegeben und sucht auf ihrem Wege (!) eine Gewißheit des Glaubens, des Heils. Aber obwohl die den Begriff der alten Inspirationslehre aufgegeben hat, will die positive Theologie doch (!), daß die Kirche nach wie vor erbauet werde auf dem Grunde der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, das heißt im wesentlichen (!) auf Grund des apostolischen Glaubens“ u. s. w. Was ist das für ein „Suchen“ der Leute, die „immerdar lernen und können nimmer zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“? Was für ein „Sicherbauen auf dem Grunde“, wenn man den Grund, Gottes eingegebenes Wort, aufgibt? Und schämen sich denn diese modernen Theologen, denen allen die Theologie eine „Wissenschaft“ ist und die vom Grunde des Glaubens abgefallen sind, gar nicht, über unsere alten wahrhaft gottseligen Väter den Stab zu brechen, als wäre bei ihnen der Glaube ein „äußerliches“ Ding gewesen? Ist es Unwissenheit, daß man die Alten nicht kennt, so sollte man doch soviel Bescheidenheit besitzen, nicht zu richten, was man nicht kennt.

Derselben Sünde machte sich auch der Hallenser Professor Kähler schuldig, der in seinem Vortrage über das Thema: „Warum ist es in der Gegenwart so schwer, zu einem festen Glauben zu kommen?“ u. a. sagte: „Der Student der heutigen Zeit ist nicht mit dem früherer Jahrhunderte zu vergleichen, der sich den Stoff bloß gedächtnismäßig anzueignen hatte, während die heutige studierende Jugend von acht Semestern zwei dem Vaterlande opfern muß und in den anderen die ganze Geschichte der Bewegung der Theologie durchmachen muß.“ Der Unterschied ist vielmehr in der Hauptsache der, daß die Studenten früherer Jahrhunderte gläubige Professoren hatten, die heutigen aber nicht. Wenn Kähler sagt: „Wir dürfen den jungen Leuten den Einblick in die Zweifel der Gegenwart und der Vergangenheit nicht wehren und wenn uns das Herz bluten sollte“, so ist es Heuchelei, was man vom „Herz bluten“ sagt, so lange man nicht ernstlich darauf Bedacht nimmt, die vom Zweifel zerfressenen armen Studentenherzen auf den festen Grund des Wortes Gottes zu führen, wie das unsere gottseligen Alten gethan haben, von den heutigen deutschen Universitätsprofessoren aber kein einziger thut, auch Kähler nicht. Denn auch Kähler spricht von einer „Theorie (!) von der unbedingten Autorität der heiligen Schrift“. Auch Kähler sagt: „Was unseren Vätern ein Verbürgtes war, ist uns nicht mehr ein Verbürgtes.“ Auch Kähler nennt die Bibel nur „einen der lebengebenden Faktoren der Kirche“ u. dgl. Auch Kähler sagt, daß „für mich der alte Inspirationsbegriff unhaltbar ist“ und daß er „den Satz von der unmittelbaren Buchstabeninspiration fallen lassen“ habe. Auch Kähler meint gleich vielen anderen teils rationalisierenden, teils romanisierenden neueren Theologen, die Kirche habe die „Autorität“ der Bibel „erklärt“, was doch der große Gott in ihr und durch sie Selbst gethan hat. Auch Kähler ist nicht im stande, die Fragen von der Inspiration und von der Echtheit der einzelnen Schriften zu unterscheiden, indem er wegen Verschiedenartigkeit der Lesarten die Inspiration der Schrift aufgeben zu müssen meint. Auch Kähler beugt sich vor dem großen Gößen der neueren Theologie, genannt „wissenschaftliche Kritik“.

Es ist eben alles im Niedergange und im Absterben.

H—r.

Füllstein.

Du mußt mit dem leidenden Christo leiden, mit dem gekreuzigten Christo gekreuzigt werden, auf daß du mit dem verklärten Christo auch verkläret werdest. (Macarius homil. 12.)

Nachrichten und Bemerkungen.

Die Pfingstkonferenz tagte in Hannover am 23. und 24. Mai d. J. „Fest heißt die Lösung im Reich Gottes“ — das war das Thema der Eröffnungspredigt, die P. Bartels aus Osnabrück in der Christuskirche hielt. Der köstliche Text 2 Petr. 1, 10—21 (namentlich die Worte Vers 19: „Wir haben ein festes prophetisches Wort u. s. w.“ und Vers 21: „Es ist noch nie eine Weissagung aus menschlichem Willen hervorgebracht, sondern die heiligen Menschen Gottes haben geredet, getrieben von dem Heiligen Geist“) hätte wohl Anlaß geben können und sollen, zu zeigen, daß nicht ein halb menschliches und halb göttliches Wort der feste Grund der Kirche sein könne und daß man sich daher gänzlich scheiden müsse von denen, welche die göttliche Eingebung der heiligen Schrift leugnen. Aber davon war leider in der Predigt nichts zu hören. Wohl wurde bezeugt, daß der Grund, worauf das Reich Gottes erbaut ist, das Wort der Propheten und Apostel sei, aber es wurde nicht klar und bestimmt gesagt, daß Gott selbst es wahrhaftig ist, der durch die Propheten und Apostel in der heiligen Schrift, als durch seine Werkzeuge zu uns redet. Es wurde im Gegenteil eine Lehre von der Inspiration vorgetragen, die nicht aus der Schrift, sondern aus der Vernunft genommen war. Der Redner sagte hierüber etwa folgendes: „Der Geist Gottes hat sich in die Propheten ergossen, damit diese sich in Seine Gedanken vertiefen, sie ergründen und dann davon auch zeugen könnten.“ Mit solchen Gedanken und Reden will man das Geheimnis der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift der menschlichen Vernunft annehmbar und faßlich machen, in Wahrheit aber zerstört man es dadurch. Denn dann ist der Heilige Geist nicht mehr der eigentliche Urheber und Verfasser der heiligen Schrift, der die heiligen Männer getrieben und bewegt hat als seine Werkzeuge und „durch sie geredet hat“, wie wir im Nicänischen Symbolum nach der Schrift bekennen, sondern dann sind es nur die Propheten und Apostel, also Menschen, welche, wenn auch zwar erleuchtet durch den Heiligen Geist, in der Schrift zu uns reden. Schon der eine Spruch 1 Petr. 1, 11 zeigt deutlich, wie verkehrt es ist, anzunehmen, daß die Propheten nur die Gedanken des Heiligen Geistes verkündigt hätten, die sie zuvor „ergründet“ hätten.

Weil nun demnach der P. Bartels selbst nicht fest und klar auf dem „Es steht geschrieben“ stand, so wurde damit auch seinen im übrigen vielfach trefflichen Zeugnisse gegen die Feinde der Kirche, gegen die „Lauen und Halben“, wie auch gegen die heutzutage beliebten „neuen Mittel“ die Spitze abgebrochen. Kurz, die Lösung war thatsächlich trotz aller schönen Worte doch nicht „fest“ und sie war auch nicht „klar“, wie ein Konferenz-Redner wollte, denn es wurden in der Predigt die Feinde und die Irlehrern, gegen die zu kämpfen sei, nicht klar bezeichnet, geschweige denn, daß der Redner es als Pflicht bezeugt hätte, daß die Rechtgläubigen sich von den offenbaren Irlehrern scheiden müßten.

So war auch die Haltung der Konferenz selbst schwankend und unklar. Am ersten Tage hatte P. Münchmeyer aus Duderode das Referat über das Thema: „Die Bedeutung der geschichtlichen Thatfachen für den christlichen Glauben“, das er auf Grund von Thesen in einem sehr langen Vortrage behandelte. Der Redner richtete sich gegen die von Professor Hermann in Marburg aufgestellte Behauptung, daß nicht Christi Tod und Auferstehung, sondern vielmehr „das innere Leben des Menschen Jesus“ der Grund des christlichen Glaubens sei. Nun war ja freilich der Referent mit der Bekämpfung jenes Satzes völlig im Recht, aber trotz dieses Gegenjages zeigte er doch einen merkwürdigen Respekt vor Männern, wie Hermann und Gottschid und schien den rationalistischen Unglauben dieser Leute gar nicht zu erkennen. Ja, er behauptete, Professor Hermann kenne auch den rechten Jesus, er wolle ihn aber nur nicht als Grund des Glaubens gelten lassen. Daher fehlte denn auch in dem steif wissenschaftlich gehaltenen Vortrage der heilige Eifer und Zorn gegen die neu-modische Professorentheologie. Ja, die Thesen wie der Vortrag zeigten leider, daß P. M. selbst auf dem Boden der neueren Fortschrittstheologie steht, denn wie hätte er sonst es abweisen können, daß die Schrift dem Christen ein Glaubenssatz sei? Wie hätte er sonst den Glauben eine sittliche That des Menschen nennen und das Neue Testament bloß als Urkunde der Offenbarung bezeichnen und behaupten können, daß die Erfahrung immer der Grund des Glaubens sei?

Wohl fehlte es nun in der Debatte nicht an trefflichen Zeugnissen gegen die Falschmünzerei der modernen Theologie, die nur eine neue Auflage der alt Schismengeisterei und des alten Rationalismus sei. Besonders wohlthuend war das kräftige Zeugnis des P. Plathner aus Hermannsburg, welcher sehr richtig sagte, daß hinter der modernen Theologie kein anderer Hehe, als der Teufel, der Vater der Lüge, daß man einen heiligen Zorn haben müsse gegen die Leugnung der geschichtlichen Heilthaten, auf denen der Glaube ruhe und der neueren Theologie durchaus nichts nachgeben dürfe. Doch das waren nur vereinzelte Stimmen. Die Mehrzahl der anwesenden Theologen schien sich mehr oder weniger der modernen Theologie zuzuneigen, die besonders an Dr. Wymen einen berechneten Verteidiger fand. Letzterer bekämpfte unter mehrseitigem

„Bravo“ in sehr heftiger Weise diejenigen, welche die Anerkennung der wörtlichen Eingebung der heiligen Schrift forderten, ja er verstieg sich in seiner Verblendung sogar zu der Behauptung, daß die Wortinspiration der Unglaube sei. Das war tief schmerzlich zu hören. Noch viel trauriger aber war es, daß gegen dies schreckliche Wort auch nicht ein einziger aus der ganzen, großen Versammlung aufzutreten wagte. Denn daß wirklich alle dieser lästerlichen Rede zugestimmt haben sollten, ist doch nicht zu glauben. Wahrlich, es ist ein Zeichen der Zeit, insbesondere ein Zeichen für den schnellen Niedergang der „lutherischen“ Landeskirche Hannovers, daß in einer Versammlung von Theologen, welche die Rechtgläubigkeit und das lutherische Bekenntnis vertreten wollen, die Wortinspiration ohne Widerspruch als Unglaube bezeichnet werden darf! Was früher kaum die Protestantenvereiner zu sagen wagten, das ist jetzt schon die Theologie der „Orthodoxen“ geworden. Und von diesem „festen Grunde“ aus will man denn die Feinde der Kirche bekämpfen und sieht verächtlich auf die alten Dogmatiker herab, welche eine „Lehrgerechtigkeit“ vertreten und die Bibel als ein Kompendium voll dogmatischer Lehrsätze angesehen hätten, wie Sup. Diekmann meinte! Wahrlich, es wäre zum Lachen, wenn's nicht vielmehr zum Weinen wäre!

Der am 2. Konferenztage folgende Vortrag des P. Köbbelen aus Celle über das Thema: „Die Angefochtenen und deren seeligerliche Behandlung“ bot zwar viele treffliche Gedanken über das Wesen und die verschiedenen Arten der Anfechtung, wie auch manchen guten Wink über die seeligerliche Behandlung der Angefochtenen und wurde besonders in letzterer Beziehung mehrfach durch treffliche Ausführungen anderer Redner in der Debatte ergänzt, die u. a. mit Recht auf den großen Nutzen der Privatbeichte für Zustände der Anfechtung hinwiesen, sowie auf den hohen Trost, den die heilige Taufe für solche Fälle bietet. Aber wie können Taufe und Absolution sicheren Trost gewähren, wenn das Wort der heiligen Schrift, auf welchem beide ruhen, nicht mehr als völlig irrumsloses, untrügliches Gotteswort gelten soll? Und als solches galt es auch dem P. Köbbelen nicht, wie eine kurze Bemerkung desselben zeigte.

Kurz, die Lösung der Konferenz, welche „fest“ und „klar“ sein sollte, war in Wirklichkeit weder fest noch klar, weil die Konferenz als solche sich keineswegs auf den allein festen Grund des irrumslosen Gotteswortes stellte und dazu Richtungen in sich barg, die sich thatsächlich gegenseitig ausschließen. Denn wie kann von einer Einigkeit des Geistes und Sinnes die Rede sein, wenn die einen in der modernen kritischen Theologie eine Ausgeburt der Hölle sehen, während die anderen (wie Dr. Wymen) eine „berechtigzte Zeitrichtung“ darin erblicken.

Daß man Ernst machen wollte mit den Worten, welche die Versammlung zum Anfang der Konferenz sang:

„Ich weiß, an wen ich glaube:
Mein Jesus ist des Glaubens Grund;
Bei dessen Wort ich bleibe,
Und das bekennet Herz und Mund.
Vernunft darf hier nichts sagen,
Sie sei auch noch so klug;
Wer Fleisch und Blut will fragen,
Der fällt in Selbstbetrug.
Ich folg in Glaubenslehren
Der heiligen Schrift allein;
Was diese uns läßt hören,
Muß unbetrüglich sein.“

W—r.

Der große Antichrist hat wieder eine neue Enchirika (Mundschreiben) an die ganze Welt ausgehen lassen, durch welche er „gleichwie Christus am Ende seines Lebens alle Menschen ohne Unterschied des Landes und der Rasse zur Einheit des Glaubens aufrufen“ will. Wenn er sich dabei insonderheit an die „Griechisch-Katholischen“ wendet, deren Vorfahren den römischen Pontifex anerkannten“, an diejenigen Protestanten, welchen „die feste Richtschnur für den Glauben und die Autorität“ fehle, und an die „freimaurerische Sekte, die Feindin religiöser Einheit“, so ist es allerdings bezeichnend, daß diese Sekten (und zu ihnen gehören auch viele „Evangelische“ und „Lutheraner“) sich also von ihm den Text lesen lassen müssen. Doch wissen wir, daß, wenn er sie gewinnen könnte, nur ein Teufel den andern austreiben würde. Was aber uns betrifft — denn auch uns will er haben —, so haben wir keine andere Antwort als die: „Hebe dich weg von mir, Satan, denn es steht geschrieben: „Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten und ihm allein dienen.“ — Bemerkenswert ist uns bei der gleich anderen Blättern verwerfenden Stellungnahme des „Reichsboten“ gegen die Enchirika u. a. die Erklärung dieses „protestantischen“ Blattes: „Wiedervereinigung aller christlichen Kirchen ist in diesem Leon schwerlich zu erwarten, weil die Völkereindividualitäten, in welchen sich das Licht der christlichen Wahrheit in verschiedener Weise bricht, dabei in Betracht kommen“. So wenig wird die (allerdings bis zum jüngsten Tage bleibende) Sünde der falschen Lehre und der auf ihr ruhenden Kirchentrennung erkannt, daß man, auf recht unionistische Art, in der Verschiedenheit der Lehre nur ver-

schiedene Weise der Lichtbrechung der Wahrheit sieht. Da fehlt allerdings „die feste Richtschnur für den Glauben“, und die Schutzwehr auch gegen den Antidrift selbst ist preisgegeben.

Prof. Dr. Kautsch in Halle hat, als ihm seine Studenten seines von der „Kreuzzeitung“ getadelten Unglaubens wegen kürzlich eine große Ovation darbrachten, in seiner Dankesrede u. a. gesagt, er müsse „seine Schüler, die Diener am Wort werden wollten, warnen vor engherzigem, unehrlichem Beugnen und Verdammen einer wissenschaftlichen Notwendigkeit, die, man könnte sagen von Tag zu Tag mehr, sich dem Forschenden aufgedrungen habe, die zum fürchtbaren Schaden der evangelischen Kirche so lange nicht beachtet sei und für deren Erkenntnis man Gott aus wärmstem Herzen danken müsse. Das Wort „Suchet in der Schrift“ gelte in dieser Beziehung.“ So also meint dieser „Theolog“ den Herrn „kritisieren“ zu dürfen, also daß sein Wort: „Suchet in der Schrift, denn ihr meint, ihr habet das ewige Leben darinnen, und sie ist's, die von mir zeuget“, nach seiner Meinung eigentlich heißen müßte: „Suchet in der Schrift, denn ihr meint, es seien Irrtümer darinnen, und sie ist's, die ihr wissenschaftlich kritisieren müßt.“ H—r.

Generalsuperintendent D. Martin in Rassel ist gestorben.

Missionsfest.

Die evangelisch-lutherische Gemeinde zu Kolberg, Jarben und Lewegow feierte am 10. Sonntage nach Trinitatis ihr diesjähriges Missionsfest in Kolberg. Es predigten: Herr Pastor Joh. Brauer aus Amerika über Matth. 18, 6—9, Herr Pastor Hensel aus Gr. Kibbe über Joh. 17, 24 und der unterzeichnete Ortspastor über Röm. 10, 13—17. Die Kollekte betrug M 107.80. W. Hübener, P.

Quittung.

Für die Synodalkasse: Beiträge der Gemeinde Dresden M 85; von Frau N. durch Herrn P. Lent in Grün M 3.

Für Regemission: Durch Herrn A. Steyer in Dresden: von Herrn M. Balten in Großwelsa M 2 u. von M. R. M 1; von J. und M. G. durch Herrn P. Hanewinkel in Dresden M 2; aus der Missionsbüchse der Familie Strauch in Chemnitz M 3.20; durch Herrn P. Eikmeier in Steeden: Kollekte in Bechtheim M 13 u. von Herrn N. in Steeden M 10.

Für Seidenmission: Durch Herrn A. Steyer in Dresden: von Herrn M. Balten in Großwelsa M 2, von Ungenannt M 3 und von G. N. M 2; von N. N. in Chemnitz M 2.

Für Judenmission: Von G. N. durch Herrn A. Steyer in Dresden M 1.80.

Für innere Mission: Durch Herrn P. Eikmeier in Steeden: Kollekte in Bechtheim M 10 und von Herrn W. in Steeden M 2.75; von N. N. durch Herrn A. Steyer in Dresden M 5.

Für P. Hensels Rückreise: Kollekte in Dresden durch Herrn P. Hanewinkel daselbst M 51.35; desgl. der Gemeinde Kolberg, Jarben und Lewegow durch Herrn P. Hübener in Kolberg M 47.47; durch Herrn P. Willkomm in Planitz: Hochzeitskollekte Ehrig-Hunger M 8.50 und Kindtaufskollekte von Herrn Wegner und Glas je M 4; Kollekte der Gemeinde Planitz M 44.31; von Herrn A. Müller M 4.50; durch Herrn P. Eikmeier in Steeden: Kollekte in Bechtheim M 10; Brandtagskollekte in Schaded M 9.50, von Herrn N. in Steeden M 10, von Frau K. N. daselbst M 2 und von Herrn Th. Sch. M 5.

Für Missionar Mohn: Von der Gemeinde Grimmitzschau M 30.34. Für den Gymnasialten Rudolf Schroth in Fort Wayne: Durch Herrn A. Steyer in Dresden: von Ungenannt M 3 und von N. N. M 3. Eduard Meldner, Kassierer.

Bücher-Anzeige.

Der evangelisch-lutherische Hausfreund. Kalender auf das Jahr 1895. Herausgegeben von D. H. Th. Willkomm, sep. ev.-luth. Pastor zu Planitz. Zwickau i. S. Druck und Verlag von Johannes Herrmann. 136 S. 8°. Preis 40 Pf.

Wenn der obige Kalender schon seit längerer Zeit bekannt ist, für den bedarf derselbe freilich keiner besonderen Empfehlung. Der begrüßt denselben vielmehr alljährlich wieder als einen lieben, werten Gast und heißt ihn herzlich willkommen, wenn er bei ihm anknüpft, denn er weiß, daß dieser Kalender seinen Namen „Hausfreund“ verdient, weil er nur gute, gesunde Speise bringt, nicht nur für dieses, sondern auch für's ewige Leben. Für diejenigen aber, die den „Hausfreund“ noch nicht kennen, dürfte ein Wort der Empfehlung und eine Anzeige des reichen, trefflichen Inhalts, den dieser Kalender vor vielen anderen bietet, wohl am Plage sein. Ausser dem, was jeder Kalender enthält, bringt der „Hausfreund“ diesmal einen höchst interessanten Aufsatz über Gustav

Adolf von Schweden, in welchem gezeigt wird, was wir Protestanten diesem Glaubenshelden verdanken. Besonders nahegelegt war eine Erinnerung an diesen so hochverdienten und doch vielfach in seinen Absichten verkannten Fürsten dadurch, daß in dieses Jahr 1894 das 300-jährige Jubiläum seiner Geburt fällt. Ferner mag aus dem reichen, mannigfaltigen Inhalt des „Hausfreundes“ noch folgendes besonders hervorgehoben werden, nämlich: ein Artikel über die Arbeit unter dem Titel: „Im Schweiße des Angesichts“, der gerade im Hinblick auf die sozialen Schäden unserer Zeit sehr lesens- und beherzigenswert ist; so dann eine originelle Geschichte unter dem Titel: „Wie soll das Kindlein heißen?“, die, zum Teil in plattdeutscher Sprache geschrieben, den Wert guter, christlicher Taufnamen ins Licht stellt, — eine ernste Warnung „gegen den Trunk“, die durch Geschichten und Beispiele treffend illustriert wird, — ein beschämendes Beispiel wahrer Freigebigkeit, — eine beherzigenswerte Erzählung „vom Einfluß frommer Frauen“, — ein höchst lehrreicher Hinweis auf die Bedeutung der archäologischen Forschungen im heiligen Lande wie in den übrigen biblischen Ländern, verbunden mit einer Empfehlung der im Verlage von Fr. Pfeilschneider in Berlin erschienenen „Illustrierten Hausbibel“ unter Einfügung ethischer Abbildungen aus dem genannten Werk. Außerdem bringt der „Hausfreund“ auch diesmal vieles Gute und Liebliche für die Jugend. Jedem Exemplar des Kalenders ist eine feine Spruch-Blumenkarte und ein Almanach auf einem zur Schreibunterlage geeigneten Böckkarton beigegeben. Endlich sei noch bemerkt, daß auch die äußere Ausstattung des Kalenders eine gute und gefällige genannt zu werden verdient und daß insbesondere der Druck groß, deutlich und klar ist. Wünschen wir denn dem Hausfreund, daß er viele neue Freunde sich gewinnen möge und den lieben Lesern, daß sie reichen Segen von dem trefflichen Buche haben! Es bedarf wohl kaum des Hinweises, wie sehr sich gerade dieser Kalender wegen seines durchaus gesunden, christlichen Inhalts zur Verbreitung in christlichen Anstalten und Vereinen, wie zur Verteilung an Verwahrloste, Abgeirrte, Einsamstehende u. dergl. eignet. W—r.

Captain William Morgan. Ein geschichtlicher Beitrag zur Beleuchtung des Logenwesens. Von A. Krafft. Zweite reichlich vermehrte Auflage. (Zugleich Widerlegung von „Masonic Light on the Abduction and Murder of Wm. Morgan“.) St. Louis, Mo. Concordia Publishing House. 1894. 140 Seiten. 8°. Preis M 1.60.

Die zweite fast um das doppelte vermehrte Auflage der in Nr. 8 (Seite 64) des Jahrgangs 1892 dieses Blattes angezeigten Krafft'schen Schrift gegen die Freimaurerei sei hiermit unseren Lesern, die sich über die Gefährlichkeit dieses Ordens belehren lassen wollen, dringend empfohlen. Sie erzählt auf Grund unzweifelhafter Thatfachen und unausweichbarer Dokumente jene an Wm. Morgan vollbrachte Gräueltat und widerlegt die maurerischen Verdrehungen der Geschichte. Je unbefangener hierzulande viele, auch christlich gesinnte Leute dem Orden gegenüberstehen, desto nötiger erscheint es, durch solche Thatfachen den wahren Charakter desselben zu enthüllen.

Die Ausstattung der zweiten Auflage ist wesentlich besser als die der ersten.

Von den Synodalberichten der Missouri-Synode für 1894 sind bis jetzt erschienen:

Nr. 2. Verhandlungen der 9. Jahresversammlung des Südlichen Distrikts. („Von der Wiedergeburt und Bekehrung.“) 88 Seiten.

Nr. 3. Fünfter Synodalbericht des California- und Oregon-Distrikts. („Das Moralgesetz.“) 78 Seiten.

Nr. 4. Vierzehnter Synodalbericht des Illinois-Distrikts. („Von der Herrlichkeit des Vaterunsers.“) 77 Seiten.

Indem wir wiederholt darauf hinweisen, daß alle 14 Berichte dieses Jahres im Abonnement für 9 Mark bezogen werden können, bitten wir um recht baldige Bestellung bei unserem Agenten (E. Braun, Zwickau, Mittelstr. 24). Bei Bezug einzelner Berichte ist nicht nur der Preis höher, sondern es tritt auch Verzögerung in der Lieferung ein, da diese Berichte nicht aufs Ungewisse vorher bestellt werden können. Bericht Nr. 2 kostet einzeln 90 Pf., Bericht Nr. 3 u. 4 je 75 Pf. W.

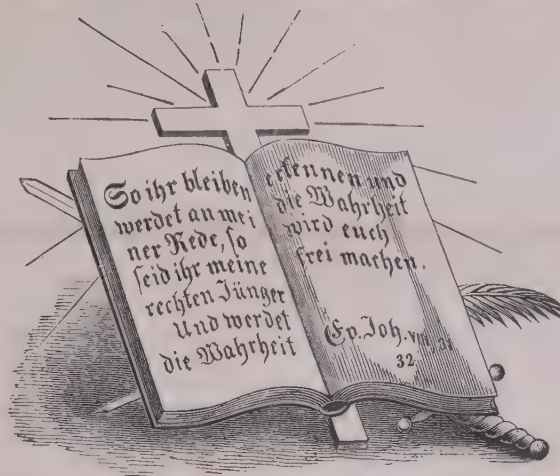
Druckfehler-Berichtigung. Seite 120 Spalte 1 Zeile 16 v. u. find hinter „ruhig“ die Worte ausgefallen: „gegen diejenigen“.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

zur
Belehrung und Erbauung
für
evangelisch-lutherische
Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die l. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 19. No. 18.

Bwickau in Sachsen.

26. August 1894.

Bibelstunden.

(Von Pfarrer Fr. Brunn.)

II.

„Versuchet euch selbst, ob ihr im Glauben seid, prüfet euch selbst. Oder erkennet ihr euch selbst nicht, daß Jesus Christus in euch ist?“ (2 Kor. 13, 5.)

Nur der Glaube macht selig, wahrlich Ursache genug, uns zu prüfen, ob wir im Glauben sind. Könnte uns doch ein Irrtum, eine Täuschung hierin um unsere Seligkeit bringen und uns in die Hölle stürzen. Als lutherische Christen aber haben wir doppelt Ursache zu dieser Selbstprüfung. Wir rühmen uns der reinen Lehre des Evangeliums, wir bringen streng auf dieselbe gegenüber dem Indifferentismus und der falschen Lehre, die unsere ganze Zeit erfüllt. Aber um so mehr ist nun auch die Frage nötig, ob wir von ganzem Herzen in lebendigem, seligmachenden Glauben auf die reine Lehre des Evangeliums gegründet sind, kurz, ob es uns am rechten Herzensglauben nicht fehlt. Das ist die Frage, die der heilige Apostel 2 Kor. 13, 5 vorzugsweise im Auge hat. Nach 1 Kor. 15, 1 stand die korinthische Gemeinde in der reinen Lehre des Evangeliums, aber es war Streit und Zank in ihr, wie 2 Kor. 12, 20 gesagt wird, und in diesem Zusammenhang steht die Ermahnung Kap. 13: „Versuchet, prüfet euch selbst, ob ihr im Glauben seid“. Darum fügt der heilige Apostel dieser Ermahnung sogleich die Worte hinzu: „Oder erkennet ihr euch selbst nicht, daß Jesus Christus in euch ist?“ Wo wahrhaftiger Herzensglaube ist, da wohnt Christus in den Herzen, und wo Christus nicht im Herzen wohnt und regiert, da ist der Glaube nur Schein und Täuschung, leeres, bloß menschliches Wissen und Meinen. Das ist daher die ernste Selbstprüfung, zu der uns St. Paulus 2 Kor. 13, 5 ermahnt: Ist wahrhaftig Christus in uns, wohnt

und regiert er durch seinen Geist in unseren Herzen? Stehen wir also im lebendigen seligmachenden Glauben, oder betrügen wir uns selbst mit einem bloßen Schein des Glaubens und der Gottseligkeit? Mit Recht weist unsere lutherische Kirche die falsche pietistische Glaubensrichtung ab, die die Notwendigkeit der reinen Lehre bestreitet und den Glauben mehr in Gefühl und innere Erfahrung setzt, wodurch sie dahin kommt, Rechtfertigung und Heiligung miteinander zu vermischen und zu verwechseln; ebenso verwerfen wir die Bußkämpfe derart, wie sie der Methodismus fordert und in die er das Wesen der Bekehrung setzt; dem gegenüber bringen wir auf das Wort Gottes und die heiligen Sakramente, auf die reine Lehre des Evangeliums, nur darin haben wir ja den rechten Grund des Glaubens, die Mittel zur Erhaltung und Stärkung desselben. Aber es giebt auch nach dieser Seite hin eine seelengefährliche Ueberspannung, es giebt eine tote Orthodoxie, ein Halten am Wort und an der Lehre ohne Geist und Leben! Kann doch die reine Lehre an sich und für sich allein niemand selig machen, sondern nur der darauf gegründete lebendige, wirkliche Herzensglaube! Die gründliche Erkenntnis des eigenen Herzens ist aber sehr schwer (sie ist nur möglich durch Erleuchtung des Heiligen Geistes) und setzt uns der Gefahr großer Täuschungen aus, und nicht nur das, sondern ein Christ irrt auch oft in dem, was die eigentlichen Erfordernisse und Merkmale des rechten Herzensglaubens sind, und während so die einen zu falscher Sicherheit verleitet werden, gerät umgekehrt ein geängstetes Gewissen um seiner anklebenden Sünde und Schwachheit willen in Zagen und Zweifel und meint, sich den rechten Glauben nicht zutrauen zu dürfen.

Da kann uns nur das Wort Gottes Klarheit und Gewißheit geben. Was ist Glaube? Was macht Natur und Wesen des Glaubens aus? Welches sind demnach die Stücke und Eigenschaften, nach denen wir bei uns forschen müssen, wenn wir nach 2 Kor. 13, 5 uns prüfen wollen, ob wir im

Glauben sind? Ueber diese Fragen, von denen unsere ganze Seligkeit abhängt, läßt uns das Wort Gottes nicht im Ungewissen; wir haben darüber besonders den wichtigen Hauptspruch Hebr. 11, 1, wo uns das Wort Gottes ganz ausdrücklich die deutliche Erklärung giebt, was Glaube ist. Wenn es da also heißt: „Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und (ein) Nicht-Zweifeln an dem, das man nicht siehet“, so merke, lieber Leser: der Glaube setzt hiernach erstlich ein „Hoffen“ voraus, d. i. nicht bloß ein Warten auf etwas, was kommen soll, sondern auch ein Wünschen, Verlangen und Begehren darnach. So hofften die Frommen des Alten Testaments darauf, daß der verheißene Messias kommen und die ersohnte Erlösung bringen solle; so hofft und begehrt jeder Christ Gott einst zu schauen in himmlischer Herrlichkeit und ewig bei Christo zu sein; ebenso hofft, verlangt und begehrt ein gnadenhungriges Herz aber auch schon für dieses zeitliche Leben Vergebung seiner Sünden, Reinigung von denselben, Hilfe in allerlei Not, Trost und Frieden u. s. w. Was heißt nun aber „eine Zuversicht des, das man hofft“? Dieser Ausdruck schließt ein Zweifaches in sich, einmal die feste Ueberzeugung, daß das, was ein Christ hofft und wünscht, die Erlösung von Tod und Hölle, Vergebung der Sünden und ewiges Leben, uns wahrhaftig durch Christum und sein Verdienst (nicht durch eigene Werke und Gerechtigkeit) erworben und gegeben ist, daß wir mithin das alles in Christo haben und besitzen (wenn auch noch nicht alles im Schauen); zum andern aber ist alle Zuversicht wesentlich ein Vertrauen auf Christum und die Erlösung in ihm, auf die Verheißung der göttlichen Gnade und Seligkeit, die uns in Christo gegeben ist; da gründet und baut dann ein Herz all seine Hoffnung auf diese göttliche Gnade in Christo, es tröstet sich ihrer in all seiner Not und Bekümmernis, es hat sein Genüge, seine Ruhe und seinen Frieden in ihr. Darum wird der Heilige Geist ein Tröster genannt, weil er den Glauben in uns wirkt, und aller Glaube ist wesentlich ein solcher Trost. In demselben Sinne sagt St. Paulus Röm. 5, 1: „Nun wir denn sind gerecht worden durch den Glauben, haben wir Frieden mit Gott“: so ist einerseits der Friede eine Frucht und Wirkung des Glaubens, aber andererseits ist der Glaube selbst wesentlich ein Friede, insofern er eine Zuversicht ist, daß wir in Christo haben und besitzen, was das Herz hofft und begehrt. Darum sind Angst und Sorge das gerade Gegenteil des Glaubens, sie sind ein Unglaube, ein Zweifeln an Gottes Gabe und Verheißung. Nun hat ein Christ freilich sein Leben lang, so lange er das sündliche Fleisch an sich hat, noch immer mit diesem Unglauben und darum auch mit Furcht und Sorge zu kämpfen; aber im Glauben sucht er allen Zweifel und alle Sorge zu überwinden, und so viel Glaube da ist, so viel ist auch Sieg, Ruhe und Frieden im Herzen (wenn es auch oft nur ein kleines Fünkchen ist, das sich unserem Gefühle zuweilen ganz entzieht), daher es 1 Joh. 5, 4 heißt, daß unser Glaube der Sieg ist, der die Welt überwunden hat. — Aber nun wird Hebr. 11, 1 noch eine zweite Haupteigenschaft angeführt, die zum Wesen des Glaubens gehört, nämlich daß derselbe auch ein „Nicht-Zweifeln ist“ an dem, das man nicht siehet“. Der Glaube hat es nur mit lauter solchen Dingen zu thun, die für menschliche Augen und überhaupt für menschliche Sinnen und Vernunft unbegreiflich und unfassbar sind. Und dennoch soll der Glaube nicht zweifeln an all diesen Dingen, die weder unser Auge sieht, noch unsere

Vernunft begreift: darüber kann also nur das Wort Gottes und die göttliche Verheißung Klarheit und zweifellose Gewißheit uns geben. Das sind daher die zwei Stücke, die nach Hebr. 11, 1 das Wesen des Glaubens ausmachen: das Vertrauen oder die Zuversicht auf die freie Gnade Gottes im Blute Jesu Christi und sodann das gewisse zweifellose sich Bauen, Gründen und Stehen auf Gottes Wort und Verheißung, gegenüber allem bloß menschlichen Sehen, Fühlen und allen Gedanken menschlicher Vernunft. Hiermit stimmen denn auch viele andere Sprüche der heiligen Schrift überein, z. B. Joh. 8, 51; 14, 23, wo der Glaube geradezu ein „Halten des Wortes Christi“ genannt und diesem Halten des Wortes ganz dieselben Verheißungen gegeben werden, die der Glaube hat. Eben dasselbe lehrt die große Hauptstelle, die hiervon handelt, Röm. 10, 17, wo gesagt wird, der Glaube komme aus der Predigt, nämlich so, daß er das gepredigte Wort ergreift, sich zueignet und es festhält als den einzigen Grund und Anker seiner Hoffnung. So zeigt die heilige Schrift klar und deutlich, daß der seligmachende Glaube weder ein bloßes Wissen und Fürwahrhalten mit menschlichem Verstande ist, noch auch pietistische und methodistische Gefühlseregungen und Bußkämpfe. All diesen falschen Begriffen gegenüber zeigen uns die angeführten Sprüche der heiligen Schrift, daß der Glaube seinem Wesen nach nichts anderes ist, als eine Zuflucht, ein Trost, den das Herz in dem sucht, was uns Gott in seinem Worte verheißt, er ist nichts anderes als ein sich Verlassen und nacktes Vertrauen auf diese göttliche Zusage, woran sich das Herz in aller Not und Anfechtung hält und anklammert als an dem einzigen Licht, das in der Finsternis ihm leuchtet. Demgemäß ist der Glaube Sache des Herzens, wie die heilige Schrift überall uns bezeugt, daher es Röm. 10, 10 geradezu heißt, „mit dem Herzen“ werde geglaubt. Das ist aber nur möglich, wenn das Herz vorher auf Not ist über seine Sünden. Darum liegt es im Wesen und in der Natur des Glaubens, daß er nur da sein kann, wo rechte Erkenntnis der Sünde, Reue und Leid über dieselbe und herzliches ernstes Verlangen nach der Erlösung in Christo ist. Demgemäß setzt denn die heilige Schrift Buße und Glauben oder Vergebung immer nebeneinander und verbindet sie unzertrennlich fest zusammen. — Darnach prüfe dich also, mein lieber Christ: wenn du die hier genannten Merkmale des Glaubens bei dir findest, wie sie das Wort Gottes uns beschreibt, — Reue und Leid über die Sünde und dabei die lautere, in Gottes Wort und Verheißung gegründete Zuversicht auf Christi Verdienst —, dann laß Sünde, Not und Schwachheit bei dir so groß sein, wie sie wollen, du darfst und sollst dennoch aus Gottes Wort sicher und gewiß sein, daß du im Glauben stehst und folglich auch Christus in dir ist. Da schlage dir darum nur getroßt alle deine eigenen verkehrten Gedanken, all dein etwaiges Zagen und Zweifeln aus dem Sinn und bleibe fest bei dem, was Gottes Wort dir sagt: auch das, daß du bei Gott in Gnaden, daß du ein erlöstes und seliges Kind Gottes bist, das mußt du glauben, weil es Gottes Wort sagt, trotz deiner Vernunft, die in allen Stücken oft das gerade Gegenteil, nämlich lauter Sünde und Elend an dir sieht und fühlt. Diese Zuversicht auf das Wort Gottes, die der Heilige Geist in uns wirkt (nicht allerlei innere Gefühle und Rührungen, wie die Schwärmer meinen), ist das Zeugnis des Heiligen Geistes, daß wir Gottes Kinder sind (Röm. 8, 16).

Neben dem, was zum Wesen des Glaubens gehört, giebt es nun aber auch noch manche unwesentliche Eigenschaften desselben, die zuweilen fehlen, und es ist doch rechter Glaube da. So ist z. B. der Glaube nicht immer begleitet von großer:

* Schon früher ist in der „Freikirche“ darauf aufmerksam gemacht, daß hier das Zeitwort „nicht zweifeln“ als Hauptwort steht, und darum durch den vorstehenden Artikel „ein“ als solches bezeichnet werden sollte.

Erkenntnis. So bei dem kananäischen Weiblein, dem Schwächer am Kreuz, und diese beiden hatten doch großen Glauben; dergleichen ist der Glaube nicht immer stark, sondern wie schmerzlich klagen meist alle Christen über die Schwäche ihres Glaubens, aber auch ein solcher schwacher Glaube kann dennoch ein rechter seligmachender Glaube sein. Wie oft muß der Glaube schwer seufzen und ringen im Kampf mit Fleisch und Sünde, wie hart ist er oft angefochten von Kleinglauben, Angst und Sorgen, und bei dem allen könnte jemand doch ein treuer Christ sein, an dessen Seligkeit wir nicht zweifeln dürften, weil das Herz in seiner tiefsten Not und Traurigkeit doch fest hängt an der göttlichen Gnade in Christo. Sollen wir also nach 2 Kor. 13, 5 uns prüfen, ob wir im Glauben sind, so dürfen wir zunächst nicht darnach fragen, ob etwa der Glaube bei uns stark ist, ob wir immer ein lebendiges Gefühl von Sieg und Frieden in uns haben. Ja, selbst die Früchte des Glaubens sind nicht immer das sichere Kennzeichen des Glaubens, denn diese Früchte, z. B. Liebe, Freude, Friede u. s. w. verbergen und entziehen sich oft unserem Gefühl und Bewußtsein, die äußeren Werke dagegen (wiewohl gute Werke immer folgen müssen, wo rechter Glaube ist) sind meist großer Schwachheit und selbst oft der Täuschung unterworfen. Darum müssen wir unverrückt bei der Grundwahrheit des Evangeliums bleiben, daß keinerlei Werke, sondern nur der Glaube selig macht, und das thut auch der schwächste Glaube, der auf dem rechten Grunde ruht, wenn er nur wirklicher aufrichtiger Herzensglaube ist ohne Falsch. Das letztere ist daher die große hochwichtige Frage, worüber wir den tiefsten Grund unseres Herzens durchforschen und mit dem heiligen Psalmisten beten müssen: „Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz, prüfe mich und erfahre, wie ich es meine“ (Ps. 139, 23).

Daß auch der schwächste Glaube selig macht, wenn es nur wirklicher aufrichtiger Glaube ist, lehrt die heilige Schrift überall. Giebt doch der Herr die scheinbar größten Verheißungen und schwersten Wunder gerade dem kleinsten und geringsten Glauben, indem er z. B. Matth. 17, 20 ausdrücklich jagt, unser Glaube, auch wenn er nur wie ein Senfkorn wäre, so solle er doch schon im Stande sein Berge zu versetzen. Jes. 42, 3 wird von einem Glauben geredet, der einem zerstoßenen Rohr und glimmenden Docht gleich sei, und wird verheißt, ein solches Rohr wolle der Herr nicht vollends zerbrechen, einen solchen Docht nicht auslöschen: mit diesen Gleichnissen wird uns ein Glaube abgebildet, der durch Kampf, Not und Anfechtung gleichsam wie zerbrochen und überwältigt, d. i. bis an den Rand des Verzagens und Verzweifeln gebracht ist, oder der einem erlöschenden Lichte gleich ist, von dem nur noch ein kleines Fünklein zu sehen ist, das im Dachte glimmt; aber dennoch will der Herr auch solchen Glauben, so schwach und gering er auch sein mag, nicht verachten und von sich stoßen, sondern sich seiner erbarmen und ihn annehmen. Nur daß der Glaube in seiner tiefsten Not, Anfechtung und Schwachheit aufrichtig und ohne Falsch ist! Wie viel redet die heilige Schrift schon im Alten Testament von falschen Herzen und Zungen, die dem Herrn ein Greuel sind (Ps. 5, 7)! Den Aufrichtigen, und nur ihnen, läßt es der Herr gelingen, sagt Salomo Spr. 2, 7. Besonders aber Ps. 32, 2 wird Vergebung der Sünden und Seligkeit nur dem verheißt, „in des Geistes kein Falsch ist“, und von Nathanael rühmt der Herr Joh. 1, 47, daß er ein rechter Israeliter sei, in dem „kein Falsch“ ist: dies Eine darf nicht fehlen, wo rechter Glaube, wahre Gottseligkeit und Gottesfurcht sein sollen! Das alles aber ist eben damit schon gesagt, wenn

es in der heiligen Schrift so ganz nackt und schlechtthin überall heißt, daß nur der Glaube selig mache: Da wird nirgends hinzugelegt, daß diese Verheißung nur dem großen und starken Glauben gelte, nur dem Glauben, der etwa diese oder jene besondere Eigenschaften habe, z. B. große Gaben u. dgl., nein, der Glaube macht selig, heißt es, einerlei, ob er groß oder klein ist, wenn es nur aufrichtiger, wirklicher Glaube ist ohne Trug und Heuchelei. Heißt es darum doch in dem schon oben erklärten Hauptspruch, der uns lehrt, was Glaube ist (Hebr. 11, 1), der Glaube sei eine Zuversicht des, das man hoffet: da siehe, wie es nicht heißt, daß der Glaube etwa eine Zuversicht sei des, das man verdient oder würdig ist, auch nicht des, das man freudig im Herzen fühlt und empfindet u. dgl., nein, es gilt nur von Herzen zu hoffen, zu wünschen und zu begehren, weiter ist nichts nötig, dann sollen wir uns getrost der Zuversicht hingeben und gewiß sein, daß uns in Christo geschenkt ist, was wir hoffen. Das und nichts anderes ist ja auch der Sinn der herrlichen Verheißungen, Offenb. Joh. 22, 17: „Wer dürstet, der komme, und wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst“, desgl. Joh. 7, 37: „Wer da dürstet, der komme zu mir und trinke“, und Joh. 6, 37: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen.“ Wie klar und mächtig wird hier verheißt, daß jeder kommen und die seligmachende göttliche Gnade nehmen darf, der nur will! Nur dadurch und auf diese Weise kommt man aber zu Christo, daß Herz und Wille sich zu ihm wenden mit dem aufrichtigen Verlangen, durch ihn und seine freie Gnade von Sünde und Tod erlöst und selig zu werden. Wo nur ein solches Verlangen und Wollen ist, auch in dem Schwächsten und Gendeststen, da will der Herr keinen hinausstoßen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Breslauer Synode.

Raum hatte (wie wir unseren Lesern bereits mitteilten) Herr P. Matschoß im „Gotthold“ sich gegen die greulichen Vorgänge in der Leipziger Mission und für die abgelehnten Missionäre, auch für die Missouriier und deren Lehre freimütig ausgesprochen, so erschien alsbald im amtlichen Breslauischen Kirchenblatte vom 15. Juli folgende „Zur Missionsfrage“ überschriebene Erwiderung des Herrn Kirchenrats S. Nagel:

„In Nr. 40 des „Gotthold“ teilt Herr P. Matschoß mit, er habe schon vor dem Missionsfest die Hoffnung mit Nachdruck aussprechen wollen, ich würde „ernste Verwahrung gegen jede etwa versuchte Vagheit in der Lehrstellung der Mission einlegen“. In dem Zusammenhang seines Artikels, welcher die „Lehrstellung der Mission“ allerdings etwas lag findet, gewinnt diese Mitteilung die Bedeutung einer schwereren Anklage gegen mich, als hätte ich eine selbstverständliche Pflicht versäumt oder wäre selbst einer laien Lehrstellung schuldig. Nun darf ich zwar annehmen, daß der Herr Bruder, welcher es immer gut mit mir gemeint hat, nichts Arges gegen mich im Sinne hatte, als er jenes schrieb. Aber ich wünschte, er hätte sich mit mir persönlich ins Vernehmen gesetzt; das hätte unserem brüderlichen Verhältnis mehr entsprochen.

Zur Sache bemerke ich nur, daß ich zu jener Verwahrung keine Veranlassung finden konnte, weil aus den von mir eingesehenen Akten eine falsche Lehrstellung der Mission sich nicht ergab.* Nicht hat die Leipziger Mission einen neuen Kurs ein-

* Wir sollten meinen, daß, wer selbst eine rechte Lehrstellung einnimmt, allein schon aus den aller Welt zugänglich gewordenen „Akten“, nämlich aus der allerersten Anzeige von der Absetzung der Missionäre im Leipziger Missionsblatte klar genug erkennen konnte, daß das Leip-

geschlagen*, sie ist ganz die alte, die sie immer gewesen ist; sondern sie hat nur verweigert, sich in einen neuen Kurs drängen zu lassen. Ich kann nur raten, auch in dieser Sache nicht auf allerhand Zeitungsnachrichten** hin das Urteil zu fällen; sondern die Akten abzuwarten; es wird dann manches ganz anders aussehen***.

Einen „neuen Kurs“ aber scheint der „Gotthold“ einzuschlagen. Wenigstens hat man eine solche Sobrede auf Missouri, wie sie dort aus Br. Matschoß' Feder zu finden ist, in diesem Blatte noch nicht gelesen. Möge sie nicht ohne ernste Verwahrung bleiben.† J. N.“

Bald darauf erschien im „Gotthold“ (Nr. 43 vom 29. Juli) ein Artikel aus der Feder P. Weiders gegen Matschoß, Missouri und die beiden Missionare Nätther und Mohn. „Bruder Matschoß“, so schreibt er da, „steht in Gefahr, in den Fehler zu verfallen, an dem unglücklicherweise die kirchlichen Streitigkeiten unserer Zeit in ganz traurigem Maße franken, nämlich den Gegner oder — wir sind doch nicht Gegner, sondern Brüder — dem Bruder, der eine andere Meinung vertritt, etwas unterzulegen, was derselbe ganz abweist, nur weil solches als unausbleibliche Folgerung aus dessen Lehre sich etwa ergeben könnte“ u. s. w. Wir können es billig Herrn P. Matschoß überlassen, sich Herrn P. Weider gegenüber zu verteidigen — wiewohl da nicht viel mehr zu erwarten ist, nachdem die kurze Hoffnung, wir würden ihn im „Gotthold“ zum „Bundesgenossen“ haben, dadurch bald zu Schanden geworden zu sein scheint, daß die Redaktion desselben bereits die Thür verschlossen hat. Abweisen aber müssen wir unsererseits die Art, mit welcher Herr P. Weider über die von der Leipziger Mission abgesetzten Missionare und weiter über Missouri überhaupt aburteilen zu können gemeint hat.

Auch Herr P. Weider giebt sich, gleich dem Herrn Kirchenrat Nagel, den Schein, als sei er nach Einsicht in die „Akten“ vor anderen befähigt, ein weises und endgültiges Urteil abzugeben. Dazu seien Matschoß, die „Neue luth. Kirchenzeitung“†† und andere Leute gar nicht im stande. Wir meinen, daß im Leipziger Missionsblatte und im Breslauer Kirchenblatte Akten genug vor-

liegen zur Beurteilung dieser Partei, und daß in den Nätther'schen und Mohn'schen Veröffentlichungen Akten genug vorliegen, um zu erkennen, daß diese Männer Zeugen der Wahrheit sind. Dasselbe wird durch die auch uns bekannten, bisher noch nicht veröffentlichten, Akten nur bestätigt, Akten, welche bezeugen, wie der Papst der Leipziger Mission die entschiedene Geltendmachung der christlutherischen Wahrheit und deren Zeugen fürchtet, bekämpft und von sich ausstößt. Naiv klingt es übrigens, wenn Herr P. Weider Herrn P. Matschoß gegenüber den Kirchenrat Nagel verteidigen will, als habe derselbe ein „klares Zeugnis abgelegt“, und fragt: „ist ihm die Predigt im Missionsblatt denn unbekannt geblieben?“ — jene Predigt, in welcher Nagel mit einem verächtlichen Hinweis auf „mancherlei menschliche Gedanken über Inspiration“, an denen „wenig gelegen sei“, die Wahrheit so grob verleugnet hat!

Der Gefahr übrigens, vor welcher Herr P. Weider Herrn P. Matschoß warnen zu müssen glaubte, ist er selbst nur zu sehr erlegen. Denn er hat Missouri Dinge untergeschoben, an die Missouri nie gedacht hat. Ja, er urteilt über Missouri, als hätte er schon einmal in seinem Leben eine Zeile von Missouri selbst gelesen. Er behauptet: „die Art der Begründung, wie die heilige Schrift eingegeben, wird von den Missouriern anders erklärt, als viele von uns lehren . . . Wo noch nicht erkannte Geheimnisse Gottes vorliegen, — und die Art der Inspiration ist ein solches, — müssen wir verlangen, daß solche, welche auf der heiligen Schrift als einziger Quelle der Wahrheit in Lehre und Leben und den lutherischen Bekenntnissen stehen, nicht als falschlehrende gebrandmarkt werden, so sie versuchen, dies Geheimnis sich anders zu erklären als andere. Denn auf Schrift und Bekenntnis und nicht auf theologische Lehrausschauungen sind wir verpflichtet.“ Welch eine Unwissenheit in Bezug auf Missouri, Inspirationsstreit u. s. w. verrät sich in diesen Zeilen, welche ein Paktieren mit den Irrlehrern! Herr P. Weider scheint keine Ahnung davon zu haben, daß es sich bei dem nun bereits seit Jahren geführten Streite um die Lehre von der Inspiration keineswegs um das geheimnisvolle „Wie“ der Inspiration handelt, sondern lediglich um das „Das“ und „Was?“ der Inspiration. Um das „Wie“ nur insofern, als wir Missourier und gerade wir (mit uns auch die Pastoren Greve, Kohnert, die „N. L. R.-Z.“ u. a.) uns alle Spekulationen der modernen Theologen, denen die Theologie eine „Wissenschaft“ ist, ernstlichst verbitten, indem wir an dem einfachen und klaren Gottesworte festhalten, daß alle Schrift von Gott eingegeben ist. Wer sich so wenig um alle diese Sachen bisher gekümmert hat, wie Herr P. Weider, daß er noch nicht einmal weiß, um was eigentlich der Streit ist, wer wohl die Glocken hat läuten hören, aber nicht weiß, wo sie hängen, der thäte besser, überhaupt nicht mitzureden.

Herr P. Weider hat, entgegen den von Leipzig wie von seinem eigenen Kirchenratspräsidenten Nagel aus gegebenen Instruktionen, keine neuen Formeln aufzustellen, eine eigene „Bekennnisformel“, die Lehre von der Inspiration betreffend, veröffentlicht, eine Formel, die wir ihrem Inhalte nach schon gelten lassen könnten* (wenn nicht anderweite Ausdrücke den Sinn verdächtig machten und die ehrliche Meinung in Frage stellten). Denn anstatt nun, wie es von einem ehrlichen Bekenner zu erwarten ist, die Gegenlehre (wie z. B. die eines Luthardt, Diefhoff u. s. w.) zu verwerfen, sagt Herr P. Weider: „Das verwerfen wir, daß von uns und anderen mehr verlangt wird als

ziger Missionskollegium, weil von der rechten Lehre nur als von „Ansichten“ redend, ein Bekenntnis zu derselben ausdrücklich ablehnend, dagegen offenbare falsche Lehre duldbend, ja die Verwerfung derselben und die Alleinberechtigung der rechten Lehre abweisend, die Geltendmachung der letzteren sogar mit Gewalt unterdrückend, allerdings eine falsche Lehrstellung einnimmt, und Nagel und Breslau ebenso. H—r.

* Nagel hat Recht, wenn man bedenkt, daß die Leipziger Mission schon seit Jahren den Kurs der Synkretisten eingeschlagen hat, falsche Lehre nicht mehr zu verwerfen. Von Anfang war das aber bei ihr nicht so, am allerwenigsten Grundsatz, wie es jetzt ist. H—r.

** Ob wohl die Mitteilungen des Leipziger Missionsblattes (aus denen wir wenigstens unsere ersten Kenntnisse und Urteile über die Sache schöpften und begründeten) „allerhand Zeitungsnachrichten“ sein sollen? H—r.

*** Nur heraus mit den Akten, wenn man welche hat! Uns genügen die bisherigen eigenen Publikationen beider Teile, wenigstens was die beiderseitige Lehrstellung anlangt. Wem das noch nicht genügt, verrät damit nur seine eigene falsche Lehrstellung, für welche eine Drohung mit geheimen Akten nur ein Feigenblatt ist. H—r.

† Nur immer zu! Doch, wenn wir bitten dürften, nicht ohne Gründe! Man weiß noch immer nicht die Gründe, warum „Missouri“ eigentlich verfeuert wird. Ja, die Leser des „Kirchenblattes“ haben noch nie erfahren können, was Missouri eigentlich überhaupt ist und lehrt. Warum das nicht geschieht, wird allerdings wohl seine Gründe haben. H—r.

†† Was übrigens die „N. L. R.-Z.“ anbelangt, so ist dieselbe unbegründeterweise in den Verdacht gekommen, als habe sich dieselbe für die abgesetzten Missionare und gegen Leipzig bekannt. Denn ein eigentliches klares und entschiedenes Bekenntnis ihrerseits steht immer noch aus, und es dürfte an der Zeit sein, daß wir ihr den Dienst leisten, welchen sie ihrerseits fast in jeder Nummer der „Allg. ev.-luth. R.-Z.“ leisten zu müssen meint, nämlich sie auffordern: Farbe zu bekennen. H—r.

Der Gefahr übrigens, vor welcher Herr P. Weider Herrn P. Matschoß warnen zu müssen glaubte, ist er selbst nur zu sehr erlegen. Denn er hat Missouri Dinge untergeschoben, an die Missouri nie gedacht hat. Ja, er urteilt über Missouri, als hätte er schon einmal in seinem Leben eine Zeile von Missouri selbst gelesen. Er behauptet: „die Art der Begründung, wie die heilige Schrift eingegeben, wird von den Missouriern anders erklärt, als viele von uns lehren . . . Wo noch nicht erkannte Geheimnisse Gottes vorliegen, — und die Art der Inspiration ist ein solches, — müssen wir verlangen, daß solche, welche auf der heiligen Schrift als einziger Quelle der Wahrheit in Lehre und Leben und den lutherischen Bekenntnissen stehen, nicht als falschlehrende gebrandmarkt werden, so sie versuchen, dies Geheimnis sich anders zu erklären als andere. Denn auf Schrift und Bekenntnis und nicht auf theologische Lehrausschauungen sind wir verpflichtet.“ Welch eine Unwissenheit in Bezug auf Missouri, Inspirationsstreit u. s. w. verrät sich in diesen Zeilen, welche ein Paktieren mit den Irrlehrern! Herr P. Weider scheint keine Ahnung davon zu haben, daß es sich bei dem nun bereits seit Jahren geführten Streite um die Lehre von der Inspiration keineswegs um das geheimnisvolle „Wie“ der Inspiration handelt, sondern lediglich um das „Das“ und „Was?“ der Inspiration. Um das „Wie“ nur insofern, als wir Missourier und gerade wir (mit uns auch die Pastoren Greve, Kohnert, die „N. L. R.-Z.“ u. a.) uns alle Spekulationen der modernen Theologen, denen die Theologie eine „Wissenschaft“ ist, ernstlichst verbitten, indem wir an dem einfachen und klaren Gottesworte festhalten, daß alle Schrift von Gott eingegeben ist. Wer sich so wenig um alle diese Sachen bisher gekümmert hat, wie Herr P. Weider, daß er noch nicht einmal weiß, um was eigentlich der Streit ist, wer wohl die Glocken hat läuten hören, aber nicht weiß, wo sie hängen, der thäte besser, überhaupt nicht mitzureden.

Herr P. Weider hat, entgegen den von Leipzig wie von seinem eigenen Kirchenratspräsidenten Nagel aus gegebenen Instruktionen, keine neuen Formeln aufzustellen, eine eigene „Bekennnisformel“, die Lehre von der Inspiration betreffend, veröffentlicht, eine Formel, die wir ihrem Inhalte nach schon gelten lassen könnten* (wenn nicht anderweite Ausdrücke den Sinn verdächtig machten und die ehrliche Meinung in Frage stellten). Denn anstatt nun, wie es von einem ehrlichen Bekenner zu erwarten ist, die Gegenlehre (wie z. B. die eines Luthardt, Diefhoff u. s. w.) zu verwerfen, sagt Herr P. Weider: „Das verwerfen wir, daß von uns und anderen mehr verlangt wird als

* Die von ihm aufgestellte Formel lautet: „daß die heilige Schrift Wort für Wort vom Heiligen Geist eingegeben, daß noch vorhandene Dunkelheiten uns durch Gottes Geist werden offenbart oder erst in der Ewigkeit von uns eingesehen werden und daß diese Schrift Gottes heiliges, irrtumsloses und unfehlbares Wort sei.“

das Bekenntnis, welches ich eben abgelegt habe." Wer in aller Welt hat denn überhaupt mehr verlangt? Indem aber Herr P. Weider so spricht, stellt er sich offenbar auf die Seite derer, welche sein „Bekenntnis“ verwerfen. Haben wir doch aus seinem eigenen Munde kürzlich hören müssen, daß er gerade auch in Bezug auf die Lehre von der Inspiration sich mit einem Luthardt eins wußte, welchen er für einen großen Lutheraner hält und den er nicht als „falschlehrend gebrandmarkt“ wissen will. Was bleibt da noch Wahres an dem vorgeblichen „Bekenntnis“ zur Inspiration?

Auch in Bezug auf „andere Stücke der Lehre“ „stehen wir“ (Breslauer), sagt P. Weider, „doch anders als Missouri“. Allerdings, und es mag gut sein, daß das dem teuren Herrn P. Matschoß bei seiner anscheinend noch allzu großen Vertrauensseligkeit zu seiner Kirche gerade von jener Seite aus bezeugt wird. Zwar weiß wohl Herr P. Matschoß, daß seine Amtsbrüder (wenn sie alle so sind, wie hier Herr P. W. sich gezeigt hat) sehr wenig von Missouri und missourischer Lehre gehört, geschweige denn gesagt haben. Des zum Beweise dienen folgende Sätze des Herrn P. Weider: „Vor allem die letztere (Gnadenwahl-) Lehre halten wir in der missourischen Fassung (!) für gefährlich. Das Gefährlichste aber ist, daß die Missourier alle, welche nicht in allen Stücken mit dem übereinstimmen, was sie (!) für lutherisch erklären, für Ketzer und Irrlehrer erklären, auch wenn ihre Anschauung nicht gegen die Bekenntnisse ist (!); daß sie, wie jene Missionare Räther und Mohn, die Abendmahlsgemeinschaft aufheben und Buße, d. h. Annahme der missourischen Lehrmeinung (!) verlangen, selbst ehe noch recht verhandelt worden ist (!). Das nennen wir den missourischen Geist! Dieser trennt uns leider . . . Es ist das nicht der Geist Luthers und unserer Väter. Diesen Geist nennen wir darum einen neuen Kurs in der lutherischen Kirche! Gebe Gott, daß er unter uns nicht Platz greife“ u. s. w.!! —

In einer „Nachschrift der Redaktion“ erklärt dann auch Herr Sup. Fengler mit Recht, daß der Satz des P. Weider, welcher „ein Bekenntnis zur Inspiration enthalten soll, durch das folgende in Frage gestellt ist“, daß „von“ der Art der Begründung gar nie die Rede gewesen sei, daß die von P. Weider in Anspruch genommene Freiheit, sich das „Wie“ der Inspiration nach Belieben erklären zu können, für eine Selbsttäuschung zu halten sei, denn an das Geheimnis habe sich die Vernunft überhaupt nicht zu wagen; auch sage P. Weider gar nicht, was denn eigentlich die „vielen unter uns“ lehren. „Wir“, fährt Herr Sup. Fengler weiter gut fort, „stehen im Gegensatz zu diesen vielen. Wir verweisen nur auf die trefflichen Aufsätze von Grebe und Rupperecht. Uns ist es mit der ‚Inspiration‘ ein Ernst; wir versagen jedem das Recht, noch von einer ‚Inspiration‘ zu reden, wenn er nicht damit eine wörtliche Eingebung der heiligen Schrift meint.“ Die Verhandlungen haben gezeigt, daß der Lehrer an der Missionsanstalt in Leipzig, Hoffstätter, was die Inspiration betrifft, sogar früher den Standpunkt Franks eingenommen, aber auch, nachdem er davon abgekommen, sich, wie er sagt, noch jetzt den Mängeln, die in äußerlichen Dingen der Schrift anhaften, nicht verschließen kann. Wie wir in der Frage des missourischen Missions-Vereins stehen, haben wir öfters ausgesprochen. Wir waren sehr betrübt über die Behandlung, die dem Pastor Kohnert, dem diese Frage Gewissenssache ist, widerfuhr.“ In die Abjagung der Missionare erklärt auch Fengler sich nicht finden zu können.

Im übrigen beharrt leider auch Herr Sup. F. auf dem Gegensatz gegen Missouri, indem er, die Lehre von der Gnaden-

wahl betreffend, an der unglücklichen Formel einer Wahl „in Hinsicht des Glaubens“ u. s. w. festhält, einer Formel, welche, nach den so lange um sie geführten Kämpfen, den Verdacht des Synergismus und Rationalismus nicht beseitigt. Die Lehre von der Kirche betreffend, erklärt er sich ausdrücklich gegen Matschoß, zum Beweise dafür, „daß in unserer Kirche keine Uebereinstimmung herrscht“. Bemerkenswert ist aber in dieser Beziehung folgende Aussprache des ganz auf Hirschke'schen Standpunkte stehenden Sup. Fengler: „Wir unsererseits stehen Missouri gegenüber, fest zur Dementlichen Erklärung, halten aber auch jeden unter uns für verpflichtet, eben so zu stehen, nachdem die Synode 1878 sich zu ihr einmütig bekannt hat.“* Denn es heißt Synodalbeschluß Seite 556, die Synode halte die in der Dementlichen Erklärung niedergelegte Auffassung und Auslegung der bezüglichlichen Schrift- und Symbollehre in allen Hauptsachen einmütig für richtig und trete der vom Oberkirchenkollegium abgegebenen Erklärung ausdrücklich bei. Die dort in den Synodalbeschlüssen folgende Verwahrung, daß die Dementliche Erklärung weder Lehrvorschrift noch Entscheidungsquelle mit abschließender symbolmäßiger Gültigkeit sein soll, wie sie dies auch selbst nicht sein wolle, weil sie eben außer und entgegen den vorhandenen Symbolen nichts enthalte (! H—r.), kann unmöglich so verstanden werden, daß nun schließlich jeder wieder davon halten könne, was er will.“ Zum Schlusse macht Herr Sup. Fengler kein Hehl daraus, daß zwei „Richtungen“ oder „Strömungen“ innerhalb der Breslauer Kirche vorhanden seien und will diese Verschiedenheit auch nicht vertuscht oder unterdrückt wissen. Bedauerlich erscheint uns aber, daß es gegenüber der Drohung P. Weiders und anderer, der „Gothold“ werde nicht mehr empfohlen und verbreitet werden können, einer Verteidigung mit Worten zu bedürfen schien, und daß der Redakteur desselben Blattes schließlich erklärt: „Wir haben unser Blatt bisher weder zu einem Streitblatt noch zu einem Sprechsaal machen lassen und erklären deshalb, nachdem beide Teile sich ausgesprochen haben, die Sache für abgethan.“ Damit ist freilich der Sache der Wahrheit und dem erwünschten „Zusammenfinden“ der „Richtungen“ wenig gebient. Wir sollten meinen, ein jeder Christ und Theolog und jeder Redakteur eines christlichen und kirchlichen Blattes sollte es für seine heilige Pflicht halten, der Wahrheit und nur der Wahrheit zu dienen und für sie mit allen Kräften einzutreten, gleichviel, ob es der Welt und den falschen Brüdern gefalle oder nicht. Wenn man aber die Waffen streckt, indem man es nicht wagt, die Wahrheit allein zu Worte kommen zu lassen, alle Lüge aber unnachsichtlich abzuweisen, so wissen wir nicht, wie man sich dabei noch den Sieg versprechen kann.

So wird es denn wohl auch auf der nächsten Breslauer Generalsynode wieder allerlei Getümmel geben, im übrigen aber der den Landeskirchen nur allzu ähnliche Zustand der Religionsmengerei fortauern. Denn der „missourische Geist“ soll und muß ja unter allen Umständen bekämpft werden. Wie der teure Herr Pastor Matschoß dabei zu stehen kommen wird und ob er, hin- und hergerissen von den verschiedenen „Strömungen“, endlich noch festes Land gewinnen wird, muß die Zeit lehren. Wir wollen es ihm wünschen, für uns aber Gott bitten, daß Er uns vor mancherlei einander widerstreitenden „Richtungen“ und „Strömungen“ in einer und derselben Kirche bewahren und in Einigkeit des Geistes beim einfältigen Bekenntnisse zu seinem lauterem Worte in Gnaden erhalten wolle. H—r.

Nachschrift. Zu unserem größten Bedauern ist Herr P. Matschoß in Nr. 17 des Breslauer Kirchenblattes vom 15. August mit einem Artikel über „Unsere Kirche und die Missouri-

* Das sagt freilich auch P. Weider mit Dieckhoff u. a., offenbar jedoch ohne selbst recht zu wissen, was er eigentlich sagt. So bodenlos ist heutzutage die Verwirrung unter den „Theologen“. H—r.

* Allerdings. Und wer nicht so steht, sollte über einer solchen Kirche, die falsche Lehre förmlich zu ihrem „Bekenntnisse“ gemacht hat, den Staub von seinen Füßen schütteln. H—r.

Synode“ vor dem Pabste seiner Synode ganz zu Kreuze gekrochen und hat damit leider die (zu einem guten Teil von ihm erkannte) Wahrheit vollends verleugnet. Wir gedenken über diesen traurigen Fall nächstens weitere Mitteilungen zu machen. H—r.

Vermischtes.

Wohin der Antisemitismus geraten ist,

hat die „Versammlung freisinniger Antisemiten zur Bekämpfung des Talmudchristentums“ (!) nur zu deutlich gezeigt. Da ist z. B. von dem berüchtigten Schweinhagen gesagt worden, das „Judentum“ müsse aus der Kirche entfernt werden. „Dazu gehöre auch die Entfernung der Erzählungen von Abraham und den anderen Erzjuden. Die hebräischen Namen müßten ausgemerzt werden. Unter Wodan stelle er sich etwas Erhabeneres vor als unter Zebaoth.“ (Auf den Zwischenruf: „Also heidnisch!“ antwortete er: „Jawohl, aber wenigstens deutsch!“) „Das Alte Testament rede nur von Pflichten der Juden gegen Juden (?). Dies sei ein Egoismus. Die christliche Kirche müsse freigehalten werden von Juden, darum würde es auch ohne Altes Testament gehen. Die Abschaffung desselben müsse die Parole aller Antisemiten sein. Bei den nächsten Kirchenwahlen werden die Antisemiten sorgen, daß auch Vertreter dieser Richtung zur Geltung kommen und schließlich in die Generalsynode gewählt werden.“ Als ein Dr. phil. Jordan in einer Rede sich zu dem Herrn Christo bekannte, wurde er durch den Zuruf unterbrochen: „Ein Jude!“ Und dieser Zuruf wurde mit „Beifall“ aufgenommen. Ein Buchhändler Struppe sagte u. a.: „Am besten sei es, das Christentum sich selbst zu überlassen. Die sogenannten ‚christlichen‘ Eigenschaften seien unveräußerliche Rasseigenschaften.“ Und: „Wenn Sie den großen Dühring lesen, werden Sie gleich wissen, was Sie von dem ganzen Christentum zu halten haben. (Zuruf: Gar nichts!) Mit Feuer und Schwert ist es ausgebreitet worden. Karl der Große hat z. B. heidnische Sachsen abhächten lassen. (Zuruf: „Wollte das Christus?“) Natürlich! Das kommt aus der Religion. Unter dem Kreuz werden noch heute so viele Schandthaten verübt.“ „In nicht wiederzugebender Weise“, wie der „Reichsbote“ sagt, dem wir diese Mitteilungen entnehmen, „spricht dann Redner über David und Salomo. Das Gottesgesetz vom Sinai sei an eine verwaarloste Strolch-Gesellschaft gegeben worden. (Stürmische Psuirufe.) Sie rufen Psui? Sind Sie Jude? (Zurufe: Ich habe keinen Stammbaum!) Sie scheinen aber ein Halbjude zu sein! (Heiterkeit.) Wir bleiben nicht stehen bei dem Alten Testament, sondern wir müssen auch das Neue verwerfen. Den lutherischen Katechismus brauchen wir auch nicht. Wir leugnen überhaupt das Dasein eines Gottes! . . . Lassen Sie Sich zum Atheismus führen!“ Herr Perleberg wünscht, daß „nur das Schlechte“ aus dem Alten Testament gestrichen werden möge; das Gute könne man behalten. Darin würde er ja mit den heutigen sogenannten „orthodoxen Lutheranern“ übereinstimmen. Gott erhalte uns die volle Wahrheit Seines teuren Wortes. Sonst weiß man nicht, wo man hin kommt. H—r.

Zu den Uebertritten evangelischer Fürsten zur römischen Kirche

bringt die „Kirchl. Korresp.“ eine Betrachtung über das Geschick derjenigen souveränen Fürstenfamilien, welche vom evangelischen Glauben abgefallen sind. Der Bourbone Heinrich IX. von Frankreich hielt Paris einer Messe wert; seine Nachkommen verfolgten die Hugenotten, welche dem König von Navarra zum Throne Frankreichs verholfen hatten, in der grausamsten Weise. Nach 200 Jahren stürzte der Thron der Bourbonen zusammen.

Heute sind die Bourbonen und die Orleans aus Frankreich verbannt! Der Pfalzgraf von Neuburg wurde 1613 katholisch; sein Sohn erbt die pfälzische Kurwürde und vertrieb 1685 seine reformierten Unterthanen; nach 57 Jahren war dessen Nachkommenschaft erloschen. Die Zweibrüder wurden katholisch, um in Bayern regieren zu können. Des übergetretenen Michael Enkel, Ludwig I., wollte 1844 evangelische Soldaten zwingen, vor der Monstranz die Kniee zu beugen. Vier Jahre darauf veranlaßte ihn seine „lieben Münchener“, eifrige Katholiken, vom Throne herabzusteigen. Der Koburger Leopold I. von Belgien ließ seine Kinder katholisch erziehen. Seine Tochter ist wahnsinnig, zwei Enkel starben unerwartet in jugendlichem Alter; eine Enkelin ist die Witwe des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich. Die Nachfolge in Belgien beruht auf zwei Augen. Der sogenannte „starke“ August von Sachsen wandte sich der römischen Kirche zu, um König von Polen werden zu können. Nach zehn Jahren ward er aus Polen vertrieben, und wenn er auch wieder eingesetzt wurde, so konnte doch nur sein Sohn August III. die polnische Krone behaupten. Er mußte bei Beginn des siebenjährigen Krieges aus Sachsen fliehen, nachdem seine Konfession ihn an Oesterreichs Seite getrieben hatte; er kehrte nach Dresden zurück, nur um dort zu sterben. Des „starken August“ Urenkel verlor im Wiener Frieden die Hälfte seiner sächsischen Erblande; es war dies ungefähr das, was Moritz erhalten hatte für seinen Anschluß an den Spanier Karl V. gegen den Schmalkalbischen Bund, — und die Lausitz, welche Johann Georg als Lohn erwarb dafür, daß er im 30 jährigen Kriege die Sache der Evangelischen verließ.

Das Gebot der heiligen Schrift, daß das Weib dem Manne gehorham sein soll,

ist den Methodisten in Amerika so anstößig, daß die „Methodist-Protestant General-Konferenz“ den Beschluß gefaßt hat und ausrecht erhält, aus der Trauungsformel das Wort „obey“ (gehorschen) zu streichen. Auch der bekannte Prediger Talmage hat diese Anordnung befürwortet. „Als ich Prediger wurde“, so sagte er, „machte ich mir selbst eine Kopulierungs-Formel, und der Satz: ‚Du sollst Deinem Manne gehorschen‘ ist nicht darin. Das Wort ‚gehorschen‘ stammt aus den dunklen Zeiten des Mittelalters, als der größte Teil der Menschheit noch roh und ungebildet war. Heute sind die Frauen keine Untergebenen mehr, sie sind die Leitsterne, die Königinnen der Familien.“

(„A. C. R.“)

Ueber Recht und Pflicht der Separation

enthält P. Paulsens Briefkasten (Nr. 19 u. 21 seines „Kropper Anzeigers“) folgende Aussprüche, die wir zum Nachdenken für unsere Leser mitteilen.

„G. in N. bei S. Sie sagen: Wenn in der Nähe eine landeskirchliche Gemeinde ist, in der keine Kirchenzucht herrscht und keine Garantie der Lehre, und eine Freikirche, in der beides der Fall ist, bin ich dann nicht verpflichtet, resp. berechtigt, der freikirchlichen Gemeinschaft mich anzuschließen? Berechtigt sind Sie selbstredend ohne weiteres dazu, ob verpflichtet, hängt natürlich davon ab, wie Sie Ihre Stellung in der Landeskirche auffassen. Glauben Sie, daß Ihre Seele oder die Seelen Ihrer Hausgenossen Gefahr leiden, dann müssen Sie sich unzweifelhaft der freikirchlichen Gemeinschaft anschließen. Fassen Sie aber Ihre Stellung in der Landeskirche als Pflicht, auf dem Posten zu bleiben und Ihrem Herrn auf dem Posten zu dienen, auf welchen er Sie gestellt hat, dann ist es Ihre Pflicht, zunächst Ihr Licht leuchten zu lassen und Zeugnis abzuliegen und alles, was in Ihren Kräften steht, zu thun, um in Ihre Gemeinschaft wahrhaft evangelisches Leben zu bringen. Sehen Sie, wenn ein Soldat auf Posten steht, dann wäre er natürlich lieber bei der Kompagnie, weil dies lange nicht so gefährlich ist, als vor dem Feind zu stehen, und viel interessanter. Aber wenn er seinen Posten verläßt, um in die Kompagnie zu gehen, dann würde ihn mit Recht schwere Strafe treffen. Sollte dies nun anders sein in

der Kirche Christi? Da meine ich auch, sollte es unsere Pflicht sein, jeden einzelnen Fall zu prüfen, denn eine allgemeine Regel kann man da nicht aufstellen."

Auf diesen unklaren, die Gewissen einschläfernden Bescheid antwortet ein anderer:

"Sehr geehrter Herr Pastor!

Ich bitte gütigst um Entschuldigung, wenn ich mir erlaube, in betreff der Fragebeantwortung Ihres Briefkastens in Nr. 19 des „Kirchl. Anz.“ an G. in N. bei S. folgendes zu bemerken:

G. sagt: Wenn in der Nähe eine landeskirchliche Gemeinde ist, in der keine Kirchenzucht herrscht und keine Garantie der Lehre (G. meint doch Gottes Wort lauter und rein gepredigt, also die lutherische Lehre), und eine Freikirche in der Nähe, in der beides der Fall ist, ob er dann nicht verpflichtet resp. berechtigt, der freikirchlichen Gemeinschaft sich anzuschließen?

Ev. Hochwürden ziehen in Ihrer Antwort die Berechtigung zum Anschluß an die Freikirche nicht in Zweifel, wohl aber die Verpflichtung und meinen schließlich, eine allgemeine Regel könne man da nicht aufstellen. Aber sollte nicht auch hier Gottes Wort ausreichen, um eine bestimmte Regel zu geben? Zunächst in betreff der reinen Lehre.

Der Herr sagt: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, seid ihr meine rechten Jünger“, und wenn ich nun ein rechter Jünger des Herrn sein will und Anspruch darauf mache, halte ich mich Gottes Wort gegenüber verpflichtet, für mich und meine Familie dahin zu halten, wo mir „Seine Rede“ garantiert ist. Eine andere Verpflichtung kann es für mich Gottes Wort gegenüber gar nicht geben.

Und zweitens in betreff der Kirchenzucht, die doch wohl nicht etwas Nebensächliches ist. Hat doch der Herr selbst Kirchenzucht befohlen: „Sündigt ein Bruder an dir“ u. f. w., und hat doch der Herr seiner Kirche nicht bloß den Löse-, sondern auch den Bindeschlüssel gegeben, und wo keine Kirchenzucht ist, wird nichts gebunden und erhält der Gottlose und Ungläubige ebenso das heilige Abendmahl wie der Gläubige, da doch der Herr sagt: „Ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben, und die Perle nicht vor die Säue werfen“. Warum war denn der Rufm der Korinther nicht fein? Weil sie eben keine Kirchenzucht übten, und schließlich der Apostel anwies: „Thut von euch selbst hinaus, wer böse ist“. Wo keine Kirchenzucht, reicht doch der Pastor auch den Ungläubigen das heilige Abendmahl, der es sich zum Gericht ist und trinkt, und wenn der demnach vor Gottes Gericht darüber zur Rechenschaft gezogen wird, dann wird er doch zunächst sagen: Ja, der Pastor hat schuld, der es mir gegeben, denn er hat gewußt, daß ich an nichts glaubte und gottlos war und hat es mir doch gegeben, und die Gemeinde hat schuld, denn sie hat auch gewußt, daß ich ungläubig und gottlos war, und hat es auch geschehen lassen. Und um mich nicht fremder Sünden teilhaftig zu machen, bin ich Gottes Wort gegenüber verpflichtet, auszutreten: „Gehet aus von ihnen und sondert euch ab, damit ihr nicht teilhaftig werdet ihrer Strafen und Plagen“, und ist dieses Auszutreten ein Zeugnis, in Gottes Wort gebunden, wie es wohl kein größeres geben kann. Nach Ihrem Urteil könnte man ja auch in der preussischen Union verbleiben, denn lutherische Lehre wird da auch noch getrieben, aber nicht ausschließlich andere Lehre, und ich habe also keine Garantie, und Kirchenzucht wird da auch nicht geübt, und würde mich fremder Sünden teilhaftig machen. Ich kann mich da nicht auf meine Auffassung verlassen, sondern muß meine Auffassung Gottes Wort unterordnen.

Ich bitte nochmal um Entschuldigung, daß ich mir erlaubt, Gegenwärtiges an Hochwürden zu richten, aber ich muß gestehen, daß mich Gottes Wort dazu gedrängt.

Ich schließe als Ihr Sie in Christo hochachtend, ehrend und liebender geringer F. W."

Die Sprache, deren man sich bei Beurteilung der heiligen Schrift in der modernen Schule bedient,

erreicht nachgerade eine Insolenz, daß eine ziemliche Abstumpfung des christlichen Gewissens dazu gehört, um sie ohne Entrüstung anhören zu können. So bietet die „Christliche Welt“ ihren Lesern in Nr. 24 einen Artikel: „Die Wunder Gottes“ von J. G. Hamann in Königsberg, der neben seiner Oberflächlichkeit in mehr als einer Hinsicht verlegend genannt werden muß. Der Verfasser nennt drei Wunder: die heilige Geschichte, die Bibel und die Kirche. Bei dem Abschnitte, welcher das „Wunder der Bibel“ bespricht, urteilt er über die heiligen Schriften, besonders die des Alten Testaments: „Da sie entstanden sind ohne Beziehung der einen auf die anderen, so widersprechen sie einander oft oder reimen sich nicht, so wie Göthe's Schriften und die des Wolfram von Eschenbach und das Hildebrand'sche Lied auch nicht miteinander zu reimen sind, wenn man ein Ganzes aus ihnen machen wollte.“ „Wunderbar“ ist dem Verfasser, daß trotzdem ihnen allen etwas Gemeinsames zu Grunde liegt, nämlich ein Erlebnis ihrer Verfasser von der brahmanischen Weisheit, dem „Dasein Gottes“! Von den neutestamentlichen Schriften heißt es: „Sie sind eben auch nur Bruchstücke einer Ueberlieferung, in der Lauteres und Unlauteres, Wahrfastes und Phantastisches bunt durcheinander lief“; das Beste aus diesem Wirrsal sei allerdings in der Bibel aufbewahrt. Bei dieser Stellung zu der Bibel befremdet es nicht, daß Jesus als ein Mann bezeichnet wird, der sich so zuversichtlich für etwas Göttliches hielt, daß „er darauf gestorben ist“; daß Christus in einer Reihe mit Solon, Pythagoras, Ramses, Nimrod, Jesaias, Paulus genannt wird, wenn auch der Verfasser die biblischen Personen noch viel lieber sehen würde, als jene heidnischen. Ebenso wenig wird man über den Satz rechten dürfen: „Die kirchliche Reproduktion der heiligen Geschichte ihrem geschichtlichen Inhalt nach verhält sich vielleicht ebenso zu der wirklichen Geschichte, wie sich das Oberammergauer Passionspiel zu dem schlichten biblischen Passionsbericht verhält“. Bezeichnend ist, daß der Herausgeber der „Christlichen Welt“, D. Kabe, dem auf dem evangelisch-sozialen Kongreß das Schlußgebet übertragen wurde, dem allen nicht nur nichts beizufügen kam, sondern den Artikel an die Spitze seines Blattes stellt. („A. G.-L. R.-Z.“) — Und dies ist das Blatt, welches die Zwickauer Geistlichkeit ganz besonders empfiehlt!

Nachrichten und Bemerkungen.

Was soll gelten? Mancherlei einander widersprechende „Richtungen“ und „Strömungen“ finden sich, wie in den modernen Kirchengemeinschaften überhaupt, so bei den Breslauern, nicht allein in der Weise, daß etliche Kirchenlehrer dieser „Richtung“, etliche jener „Strömung“ angehören. Bei der schrecklichen Verworrenheit der theologischen Standpunkte sehen wir auch vielfach von einer und derselben Person total verschiedene Lehren vertreten. Das trat besonders in den Thesen und dem Vortrage P. Greve's über die Rechtfertigung auf der Uelzener Konferenz zu Tage, worauf wir wohl später noch einmal werden zurückkommen müssen. In einer ganz merkwürdig auffallenden Weise zeigt sich das auch in einer erbautlichen Betrachtung des P. Pfaff-Reinswalde im „Gotteshof“ vom 5. August. Da lesen wir wörtlich: „Der Zöllner hatte ein zerknirschnes, bußfertiges Herz, und das war ein Opfer, das Gott wohlgefällig annahm, und um dessen willen Er dem Mann alle seine Sünde tilgte, und ihn zu Gnaden annahm, so daß er gerechtfertigt in sein Haus ging.“ Weiter unten aber heißt es dann wieder ganz richtig: „Weißt du nun, was es ist, das du vor Gott bringen mußt, um von Ihm gerechtfertigt zu sein? Nimm deinen Herrn Jesus, deinen Heiland bei der Hand, und sprich zu deinem Gott: „diesen deinen lieben Sohn habe ich mir zum Eigentum erkoren, da ich mich verloren wußte in meinen Sünden, dieser dein lieber Sohn ist mein Bürge, um dieses deines Sohnes willen nimm mich an, denn Er hat meine Sünde bezahlt mit Seinem heiligen teuren Blut, wenn du so sprechen kannst im Glauben, dann bringst du Gott etwas dar, was Wert vor ihm hat, weil es von Ihm selber kommt“ u. f. w. Wenn so, wie es hier geschieht, die päpstliche und die luther-

rische Lehre von der Rechtfertigung zugleich und abwechselnd gepredigt wird, so darf man ja freilich geneigt sein, die betreffende Person, welche solches thut, gelinde zu beurteilen und anzunehmen, daß, wenn auch im Kopfe allerlei päpstliche Zertümler nebenherlaufen, der rechte lutherische Glaube im Herzen dennoch die Herrschaft haben möge. Beides aber, römisch und lutherisch zugleich lehren, ist ein übles Ding, und Ja und Nein giebt eine schlechte Theologie. Da weiß man ja nicht, welche von beiden Lehren und Theologien zuletzt eigentlich gelten soll. Und was soll das arme Volk davon glauben, das auf die Weise mit Gift und Gegengift unaufhörlich gespeist und zwischen Wahrheit und Irrtum hin- und hergezerrt wird?

Fritz Reuter hat, wie kürzlich bekannt geworden, in einer Nacht durch seine Frau Luise seine Grabchrift niederschreiben lassen:

„Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind dein,
Die Spanne dazwischen, das Leben, war mein,
Und irrte ich im Dunkeln und fand mich nicht aus,
Bei dir, Herr, ist Klarheit, und Licht ist dein Haus!“

Wie furchtbar muß doch die Enttäuschung einer armen Seele sein, wie leider auch die Reuters war, welche sich solchen Erwartungen vom Leben nach dem Tode hingegeben hat und dann die Erfahrung machen muß, daß die Klarheit und das Haus des Herrn nur für diejenigen vorhanden ist, welche schon hier auf Erden aus der Finsternis zum Licht gekommen sind, nicht aber für die, welche das im Worte Gottes auch ihnen angebotene Licht verachtet und von sich gestoßen haben. — Auch über die Entstehung der Grabchrift der Frau Luise Reuter, welche vor kurzem ihrem zwanzig Jahre vorangegangenen Manne im Tode nachgefolgt ist, wurde berichtet. Luise bat ihren Mann: „Mache auch mir meine Grabchrift.“ — „Nein“, erwiderte Reuter, „das erregt mich zu sehr!“ — „Nun“, rief Luise, „so will ich sie dir geben: In der Welt habst ihr Angst, aber seid getroßt, ich habe die Welt überwunden!“ — „O nein, nein“, rief Fritz Reuter aus, „die nicht! Das thut mir weh; deine Grabchrift soll sein:

„Sie hat im Leben Liebe gesäet,
Sie soll im Tode Liebe ernten.“

So hat er also seine rationalistische Dichtung über Gottes Wort gestellt. Es war schade um den begabten und gemüthvollen Dichter, daß er den auch ihm bezeugten Weg des Heils ausgelassen hat. H—r.

P. Paulsen schreibt in seinem Briefkasten (Nr. 30 des „Kropper Kirchl. Anzeigers“ vom 27. Juli d. Z.) folgendes: . . . „im Worte Gottes ist der Heilige Geist, und wer sich also gegen Gottes Wort versündigt, versündigt sich gegen den Heiligen Geist; daher wird jede Verachtung des Wortes Gottes zu einer Sünde, die nicht mehr vergeben werden kann. Die Sünde wider den Heiligen Geist ist also nicht so selten, sondern im Gegenteil sehr häufig, das beweisen ja die traurigen Zustände in unseren Tagen.“ Diese Sätze enthalten eine durchaus falsche Lehre von der Sünde in den Heiligen Geist, wodurch die Gewissen verwirrt werden und aufrichtige, ernste Gemüther fälschlicherweise in die größte Seelenangst, ja in Verzweiflung geraten können. Wäre es so, wie Herr P. Paulsen meint, so müßte jede Sünde die Sünde wider den Heiligen Geist sein, denn mit jeder Sünde versündigt sich ja der Mensch gegen Gottes Wort und Gebot. So wären schließlich alle Sünden unverbesserbar. Nein, Gott Lob! so ist es nicht. Eine aufmerksame Betrachtung der hierher gehörenden Schriftstellen Matth. 12, 31. 32; Marc. 3, 28. 29; Luc. 12, 10; Hebr. 6, 4—6 und 10, 26 und 29 zeigt vielmehr, daß nur diejenigen die überaus schreckliche Sünde wider den Heiligen Geist begehen, welche, obgleich sie in ihrem Herzen von der göttlichen Wahrheit göttlich, durch den Heiligen Geist überzeugt sind, diese von ihnen erkannte Wahrheit nicht nur nicht annehmen, sondern aus bloßem Wahrheits- und Gotteshaß und aus verstockter satanischer Bosheit freiwillig als teuflische Lüge verlästern, wohl auch blutdürstig dawider toben und wüten.“ Wer sich näher über diesen Punkt unterrichten will, der lese die vortreffliche Predigt des sel. Dr. Walther über das Evangelium des Sonntags Judica in dessen „Evangelien-Postille“, aus welcher auch die obige Erklärung von dem Wesen der Sünde in den Heiligen Geist genommen ist. In dieser Predigt werden die falschen Meinungen über diese Sünde widerlegt und klar und deutlich aus Gottes Wort gezeigt, worin dieselbe besteht und weshalb sie nicht vergeben werden kann. W—r.

Aus den theologischen Seminaren der Missourisynode waren in diesem Jahre 79 Kandidaten hervorgegangen, von denen 64 sofort ins Pfarramt oder als Missionare und Reiseprediger berufen wurden. Wie nun der neueste „Lutheraner“ mitteilt, sind auch die übriggebliebenen Kandidaten mittlerweile ins Predigamt berufen worden, nur einer hat einen Beruf ins Schulamt angenommen; ja es könnten noch mehr gebraucht werden. Es ist also von Kandidatenüberfluß zur Zeit in der Missourisynode noch keine Rede, vielmehr gilt dort noch immer das Wort des Herrn: „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter; bittet den Herrn der Ernte, daß Er Arbeiter in seine Ernte sende.“

Ein schweres Brandunglück hat unsere Glaubensbrüder in der Wisconsinynode betroffen. In der Nacht vom 30. zum 31. Juli schlug der Blitz in den Turm des Hauptgebäudes der Northwestern University (Gymnasium und Lehrerseminar) zu Watertown; infolge dieses zündenden Blitzstrahls brannte das ganze Gebäude aus, doch konnten die übrigen Gebäude der Anstalt gerettet werden. Laut einer Extraausgabe des „Gemeindeblattes“ vom 4. August wird am 22. August eine Extra-sitzung der Synode stattfinden, um über den Wiederaufbau des Gebäudes zu beraten. W.

Schleswig-Holstein. Das ablehnende Verhalten der preussischen Regierung in der dänischen Sprachenfrage hatte eine bedauerliche Demonstration zur Folge. Schon länger sah man besonders in Hadersleben und Umgegend mit steigender Erbitterung den Bestrebungen zu, die dänische Kirchensprache zu verdrängen; besonders verletzten die Verordnungen, nach welcher die in Nordschleswig ansässigen dänischen Staatsangehörigen von dem kirchlichen Wahlrecht ausgeschlossen sind. Am 13. Juni haben nun fünf Hauptführer der dänisch Gesinnten eine Einladung nach dem Theateraal zu Hadersleben ergehen lassen, um über den Austritt aus der Landeskirche und die Gründung einer eigenen kirchlichen Gemeinschaft zu beraten. Die Versammlung kam zu stande und hatte den Erfolg, daß 300 Teilnehmer derselben sofort jene Separation beschloßen. Als Pastor gedenken sie den bisher in Nordamerika thätigen R. Thomion zu gewinnen. („M. C.-B. R.-B.“)

In Gießen (Hessen) standen neulich acht Personen aus Einem Dorfe wegen Meineids vor dem Schwurgericht. Sieben derselben, darunter fünf Frauen, wurden zu Zuchthausstrafen verurteilt; eine Frau hat sich außerdem im Arreststall erhängt. Und das alles wegen einer geringfügigen Sache, einer einfachen Beleidigung! Derartige Vorkommnisse sollten es doch den Justizbehörden nahe legen, auf eine gesetzliche Beschränkung der gerichtlichen Eide mit aller Macht hinzuwirken. Sobald ohne wirkliche Not der Eid abverlangt wird, in Fällen, wo ohne denselben auch entschieden werden könnte, auch wo mehr Personen als durchaus nötig verurteilt werden, wird der Eid mißbraucht; und dieser Mißbrauch ist auch mit schuld an der schrecklichen Zunahme des Meineids in unserem Volk. („Freimüth.“)

Todesnachricht. Der Präses der norwegischen Synode in Nordamerika, P. Preus, ist am 2. Juli im Alter von 69 Jahren gestorben. W.

Missionsfest.

Am Synodalsonntage, den 9. nach Trinitatis, nachmittags feierte mitamt ihren lieben Gästen, die teils zur Synode überhaupt, teils aus unseren Nachbargemeinden zu eben diesem Tage hierher gekommen waren, die hiesige Gemeinde ihr Missionsfest. Die Predigt hielt Herr P. E. Lent aus Grün über Eph. 2, 19—22, indem er zeigte, daß nur diejenige Mission eine von Gott wahrhaft gesegnete ist, welche sich gründet auf das unfehlbare Wort heiliger Schrift. Denn 1. die alle allein macht die Heiden zu Bürgern mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen, 2. die alle allein erbaut sie auf Christus den Fels des Heils, 3. die alle allein macht die Heidenwelt zu einer Behausung Gottes im Geist. Auf dieselbe folgten dann mehrere Ansprachen, zuerst die des Herrn P. Th. Nidel aus Amerika (Schawano, Wisconsin) über den Schulkampf, den unsere Brüder in mehreren Staaten drüben vor einigen Jahren haben durchmachen müssen um Erhaltung ihrer christlich-lutherischen Gemeindeschulen gegenüber solchen, deren letztes Ziel es war und noch ist, alle Kinder in die religionslose Staatsschule zu zwingen. Handelte es sich da auch nicht um Mission im engsten, so doch im weiteren Sinne, nämlich um ein wichtiges Stück kirchlicher Arbeit nicht nur zur Erhaltung, sondern auch zur Ausbreitung des Reiches Gottes, wie sich denn unter den amerikanischen Verhältnissen vielfach die Kirche aus der Schule erbaut und neue Glieder aus kirchlosen Familien gewinnt. Weiter hatten wir die Freude, die Herren Missionare Mohr und Näther, welche dann folgenden Tages von hier aufbrachen, um nach Amerika zu reisen, zu hören. Jener schilderte in einzelnen Zügen die Reise von hier nach Ostindien, und die dortigen Verhältnisse in bürgerlicher und vornehmlich religiöser Hinsicht, dieser gab einen Abriß seiner Wirksamkeit dort als Missionar in verschiedenen Stellungen und an verschiedenen Orten. Gott der Herr geleite diese beiden Zeugen seiner Wahrheit und lasse sie wieder, so es sein Wille ist, einen Platz finden, wo sie mit gutem Gewissen in Verkündigung seines reinen Wortes ihm weiter dienen können an den Heiden. Beschlossen wurde die Versammlung mit dem heiligen Vater Unser. Die Kollekte betrug im ganzen 150 Mark 35 Pfg. Lob und Dank sei Gott für allen geistlichen Segen in himmlischen Gütern, den er auch an jenem Tage über uns ausgeschüttet hat, er lasse den Samen seines Wortes überall reiche Frucht bringen zu seines Namens Ehre.

Allendorf a/Umnda.

H. Stallmann.

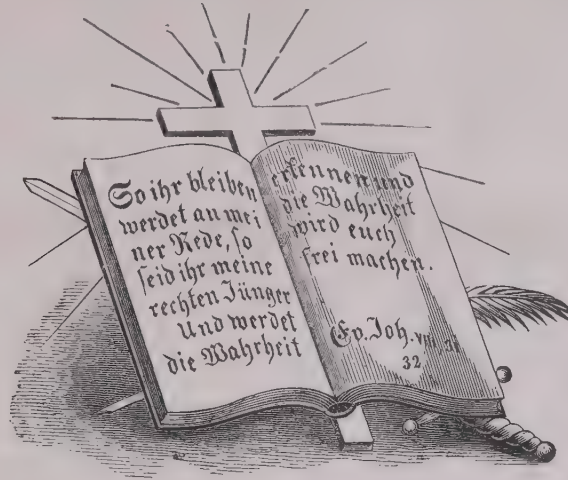
Druckfehler-Berichtigung: In Nr. 17 der „Freikirche“, Seite 135 Spalte 1 Zeile 16 von unten muß es heißen: „daß die Schrift dem Christen ein Glaubensgesetz sei“, statt: „Glaubenssatz“.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

zur
Belehrung und Erbauung
für
evangelisch-lutherische
Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die f. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 19. No. 19.

Zwickau in Sachsen.

9. September 1894.

Bibelstunden.

(Von Pfarrer Fr. Brunn.)

(Fortsetzung.)

So machen es Schwachheit, Anfechtung und Not aller Art, mögen sie noch so groß sein und das Herz aufs schwerste bedrücken, doch nicht unmöglich, daß unser Glaube aufrichtig und ohne Falsch, kurz, ein wahrer, seligmachender Herzensglaube sein kann. Aber —

was hindert das aufrichtige Wollen und Kommen zu Christo? Was steht dem wahren Herzensglauben im Weg und macht ihn unmöglich?

Diese Fragen möchten wir nun im folgenden noch ein wenig näher beantworten und die Hauptstücke zeigen, die mit wahrer christlicher Treue oder mit einem Herzensstand, der aufrichtig und ohne Falsch vor Gott ist, unverträglich sind und die darum unsere Seligkeit verhindern müssen. Abgesehen vom groben Welt- und Sündendienst, der ja selbstverständlich immer das Gegenteil von allem wahren Christentum und Gottesdienst ist, daher wir ihn nicht näher erwähnen wollen, gehören hierhin

1. der Mißglaube, den wir um so mehr gleich an erster Stelle hier nennen müssen, je häufiger in heutiger Zeit die Meinung verbreitet ist, daß gerade ein solcher Mißglaube den rechten Herzensglauben in keiner Weise hindere, daher man in falschen Kirchen und Sekten und bei falscher Lehre den seligmachenden Herzensglauben vollkommen ebenso gut haben könne, als da, wo das Evangelium rein und lauter gepredigt und die heiligen Sakramente recht verwaltet werden. — Aber wenn dem so wäre, was hätte dann die heilige Schrift Ursache, so streng alle falsche Lehre zu verbieten? Oder wie dürfte gar St. Paulus den göttlichen Fluch aussprechen über alle, die das Evangelium anders predigen, wenn kein Seelenschade dabei wäre? Wie könnte der heilige Apostel zu

den Korinthern ausdrücklich von dem Evangelium sagen: „durch welches ihr auch selig werdet, welcher Gestalt ich es euch verkündigt habe“? Treu nach Gottes Wort lehrt darum unser lutherischer Katechismus, daß wir nur im rechten Glauben geheiligt werden. Das schließt also vor allem den Mißglauben aus, d. i. den Glauben, der nicht rein und lauter, treu und einfältig an Gottes Wort sich hält, sondern allerlei Abweichungen von demselben und falsche Lehre bei sich duldet. Wir müssen zwar auch hierbei den großen Unterschied machen, ob jemand nur aus Schwachheit und Unwissenheit irrt, oder aus einer Falschheit des Herzens. Demgemäß hat niemals die lutherische Kirche sich für die allein selig machende gehalten, sie hat nie geleugnet, daß auch in anderen falschen Kirchen und Sekten einzelne wahre Kinder Gottes sein können, die mit uns lutherischen Christen im rechten einigen Glauben stehen und dadurch selig werden. Darum bleibt die lutherische Kirche in diesem Stücke bei dem, was St. Paulus 1 Kor. 3, 11 lehrt, indem sie selig machenden Glauben überall da anerkennt, wo trotz mancherlei Abweichungen und Irrungen in der Lehre, die der heilige Apostel mit Stroh, Heu und Stoppeln vergleicht, doch der rechte Grund der Seligkeit (und in diesem Sinn der rechte einige Glaube) noch vorhanden ist, vorausgesetzt nur, daß das Herz auch kindlich einfältig, treu und ohne Falsch an diesem Grund festhält und auf demselben ruht. Manches treue, redliche Kind Gottes, das in einer falschgläubigen Kirchengemeinschaft lebt, hat ja den aufrichtigen, redlichen Willen, nur auf Christum allein, auf sein Wort und seine Gnade sich zu gründen, aber es fehlt ihm an der rechten Belehrung, falsche Gewohnheit, Erziehung und Vorurteile verblenden oft den Verstand des Menschen u. dgl. m., während es das Herz redlich meint. Da ist denn oft im Herzen noch rechter Glaube vorhanden, wiewohl der Mensch in der Lehre hier und da irrt. Darum ist hierbei die wichtige Frage: wann und in welchen Fällen hindert

der Mißglaube oder die falsche Lehre den wahren Herzensglauben und zieht dadurch den Verlust der Seligkeit nach sich? Wir antworten nach 1 Kor. 3, 11: „wenn sie den Grund umstürzt“. Letzteres geschieht aber in zwei Fällen und zwar erstens, wenn im Herzen des Menschen irgendwie das „aus Gnaden allein“, d. i. die Rechtfertigung allein durch den Glauben durch falsche Lehre getrübt und versäuert wird, so daß das Herz dadurch verleitet wird, seine Zuversicht und Seligkeit nicht treu und wahrhaftig allein auf Christum und sein Blut zu gründen. Am größten geschieht das überall da, wo durch herrschende falsche Lehre ganz offen und bewußt das eigene Thun und die Werke des Menschen als Grund der Seligkeit und der Befehrung neben die Gnade Gottes gestellt werden, wie das z. B. in der römischen Pabstkirche geschieht, desgleichen bei allen so vielfältigen Arten des Rationalismus, Pelagianismus, Semipelagianismus und Synergismus, wo überall entweder gröblich die eigene Tugend des Menschen als Ursache seiner Seligkeit gepredigt wird, oder es wird doch gelehrt, daß der Mensch zu seiner Befehrung irgendwie etwas mitwirken, aus eigener Kraft die Gnade Gottes annehmen, sich für dieselbe entscheiden müsse u. s. w. Doch wo letzteres auch nicht so offen gelehrt wird, dürfen wir doch immer nicht vergessen, daß alle Irrungen in der Lehre im letzten Grunde auf die Lehre von der Rechtfertigung zurücklaufen und darin ihre eigentliche Wurzel und ihren Ursprung haben (wie das besonders Luther so gewaltig bezeugt). Es folgt dieses einfach daraus, daß das ganze Wort Gottes keinen anderen Zweck hat als den, uns selig zu machen, was allein aus Gnaden durch den Glauben geschieht. Nur diesem Zweck soll daher die ganze heilige Schrift, alle Lehren derselben dienen. Darum ist keine Lehre gleichgültig, sondern wo auch nur Eine der biblischen Lehren fehlt oder gefälscht wird, da muß die Lehre von Glauben und Gnade und somit die Seligkeit des Menschen schließlich darunter leiden (wiewohl wir auch hierbei immer nicht vergessen dürfen, daß manches redliche, kindlich einfältige Herz nur aus Schwachheit irrt, ohne sich der gefährlichen Folgen seines Irrtums bewußt zu sein). So ist es z. B. bei der reformierten Kirche, Methodisten, Baptisten und überall, wo die rechte Lehre von den Gnadenmitteln und besonders von den heiligen Sakramenten fehlt. Da wird der Mensch gezwungen, die Gewißheit der Vergebung seiner Sünden und seines Gnadenstandes nicht ausschließlich auf Gottes Wort und Verheißung zu gründen, sondern auf diese oder jene nur menschlichen Gedanken und Gefühle. Wie leicht verbirgt sich aber hinter solchem Gefühlswesen ein bloß menschliches Thun und Treiben und schließlich oft geistliche Hoffart und Selbstgerechtigkeit. So werden denn die Herzen vom einfältigen lauterem Vertrauen auf Gottes Gnade abgezogen und es werden auf diese Weise keine rechten Israeliten ohne Falsch gebildet und erzogen, sondern leider oft nur selbstgemachte Heilige und Pharisäer. Doch sei Gottes wunderbare Gnade gepriesen, die überall dennoch die Thren hat, die in Einfalt des Herzens nur durch Christum und seine Gnade denken selig zu werden, in Not und Anfechtung sich dabei an Gottes Wort und Verheißung halten, trotz aller Befangenheit in sonstigem sektiererischem Irrtum und menschlichem Gefühlswesen. Die Grenzlinie aber zwischen Fleisch und Geist, Christus und Belial verbirgt sich in solchen Fällen gar oft dem menschlichen Verstand und Auge, und muß Gott allein befohlen bleiben. — Falsche Lehre zieht den Verlust der Seligkeit nach sich zweitens, wenn der Mensch in hochmütiger Weise dabei seine Vernunft und eigene Weisheit über das Wort Gottes setzt und ihm die demütige Beugung unter das Wort Gottes fehlt. Da kann die kleinste Abweichung

vom Wort Gottes, die geringste Irrlehre zu einem Seelenschaden werden, der den Menschen in Hölle und Verdammnis stürzt. Denn es handelt sich in diesem Fall ja nicht bloß um die Richtigkeit einer Lehre an und für sich, sondern um hochmütige Auflehnung gegen das Wort Gottes, es handelt sich daher um den Grund des Glaubens, das Wort Gottes, dem man seine göttliche Autorität und Würde raubt, wonach es alleinige Quelle, Regel und Richtschnur alles Glaubens und der Wahrheit ist, und man setzt seine Vernunft zum Richter über Gottes Wort. So ist es gewiß in heutiger Zeit der Fall, wo man in so vielfältiger Weise Gottes Wort mit menschlicher Wissenschaft meistert und gar bis dahin gekommen ist, Irrtümer in der Bibel finden zu wollen. Da hört fürwahr der einfältige Kindesglaube auf, ohne welchen niemand in das Reich Gottes kommen kann, wie der Herr sagt Mark. 10, 15, da sind keine Herzen mehr, die aufrichtig und ohne Falsch Christum und sein Wort suchen und lieben, sowie darauf allein im Leben und Sterben sich zu gründen begehren, sondern in blindem Selbstbetrug stellt da der Mensch neben die untrügliche göttliche Wahrheit den Zweifel, neben Gottes Wort seine eigenen menschlichen Gedanken. Wo letzteres aber geschieht, da ist Glaube und Seligkeit verloren. Ein rechter Israeliter ohne Falsch ist vor allem und ohne Zweifel daran zu erkennen, daß er in allen Stücken Gott die Ehre giebt in seinem Wort, daß er darum gleich einem Kindelein nach Gottes Wort begierig ist, als nach der vernünftigen lauterer Milch, daß ihm demgemäß auch jedes Wort, das aus Gottes Mund gegangen ist, ein teures hohes Heiligtum ist, an dem er nicht zu rütteln oder zu zweifeln, zu drehen und zu deuteln wagt, kurz, daß er nur das Wort Gottes rein und lauter zu hören und fest zu halten begehrt, und sich nicht eher zufrieden giebt, als bis er Gottes Wort mit dem ganzen Schatz der darin liegenden Wahrheit und Lehre ganz und voll erkannt und ergriffen hat. Das ist darum das tiefe Wehe über unsere heutige Zeit, daß die fast überall herrschende falsche Lehre den meisten derer, die noch gläubige Christen sein wollen, diesen aufrichtigen treuen Herzensstand dem Wort Gottes gegenüber geraubt hat. O, da ist es wohl nötig, das Herz zu prüfen, wie es steht.

(Fortsetzung folgt.)

Bein Jahre zu spät

scheint ein Aufsatz des Breslauer P. Greve im Kreuzblatte gekommen zu sein unter dem Titel: „Die Stellung der Laien in der Kirche“. Gegenüber der grob romanisierenden Irrlehre Wilmar's und seiner Schüler von Kirche und Amt, wie dieselbe vor kurzem wieder in einer Veröffentlichung P. Stromburg's in dem genannten Blatte sich breit machte (vergl. Nr. 14 unseres Blattes vom 1. Juli: „Welche Verwirrung in der hannoverschen Freikirche herrscht“) hat nämlich Herr P. Greve Zeugnis abzugeben sich genötigt gesehen, und zwar um so mehr, weil seit einigen Jahren die Breslauer und die hannoversche Freikirche sich gegenseitig als rechtgläubig anerkannt und Kirchengemeinschaft miteinander geschlossen haben. Bein Jahre zu spät aber, sagen wir, scheint uns dieser Aufsatz erschienen zu sein. Denn er hätte eigentlich wohl damals schon erscheinen sollen, als der Kampf zwischen P. Th. Harnis einerseits (auf dessen Seite in diesem Stücke auch wir standen) und den wilmarianischen „Hessen“ andererseits in ziemlicher Heftigkeit tobte. Es gereicht uns aber zu nicht geringer Freude und Genugthuung, daß wenigstens jetzt noch Herr P. Greve den Kampf gegen die wilmarianische Irrlehre aufs neue aufgenommen hat, und zwar zum guten Teil mit den rechten Waffen des Wortes Gottes, ja oft in denselben

Ausdrücken und Wendungen, deren wir uns vor zehn Jahren bedienten. Sind es doch die Worte des „alten treuen Dogmatikers Quenstedt“, mit denen er den Haupteinwand der Römischen und der ihnen folgenden Bilmarianer, daß doch die Schafe nicht ihren Hirten wählen könnten, zurückschlägt, wenn er sagt: „... Endlich sind mit Vernunft begabte Schafe unvernünftigen nicht gleich zu achten.“ Und macht doch Grebe gleich uns darauf aufmerksam, wie unangehörig es sei, die Glieder einer lutherischen Freikirche ohne weiteres mit dem zuchtlosen Haufen der Staatskirchen gleichzustellen und also L. Harms' derbe Worte von landeskirchlichen Wühlern und Hummlern auch auf jene anzuwenden.

So sehr wir uns indessen darüber freuen mußten, daß Herr P. Grebe den Kampf gegen jene Irrlehre nochmals aufgenommen hat, so sehr, ja um so mehr müssen wir es bedauern, daß er, immer noch nicht los von den Husche'schen Irrtümern, mit einem schwärzigen Schwerte kämpft und daß er, dieselben Irrtümer beharrlich festhaltend, die von ihm selbst bezugte Wahrheit wieder umflößt.

Trotzdem nämlich Herr P. Grebe anscheinend zu der Wahrheit sich bekannt hat, „daß die ganze Kirche ein Volk von lauter Brüdern ist“, vor welcher Gleichheit „alle Unterschiede sehr zurücktreten“, und daß das Schönste in der Kirche sei, „daß nicht geherrscht wird, daß auch die Ämter nicht herrschen dürfen“, meint er nachher doch wieder betonen zu müssen, daß unter den Aposteln „Petrus immer zuerst“ genannt werde (vgl. dagegen Schmalk. Art. Anh. M. S. 329 § 8 ff., 23, 61 u. f. w.) und leugnet die so einfache Wahrheit, daß das heilige Predigtamt, weil es durch mittelbare Berufung der Kirche besetzt wird, in dem Priesteramt der gläubigen Christen wurzelt. Wenn er sich da mit großem Ernste gegen das „moderne Gemeindeprinzip“ verwahren zu müssen meint, so müssen wir uns doch aufs neue wundern, wie er, trotz äußerlicher Kenntnis der „Stimme unserer Kirche u. f. w.“ die „missourische“ d. i. lutherische Lehre noch immer so wenig verstanden hat, daß auch er wieder den landläufigen, durchaus irrtümlichen Vorwurf gegen uns erhoben hat, als ob wir die göttliche Stiftung des Predigtamtes leugneten und die Ämter „nur als Menschenwerk“ betrachteten, „um der besseren Ordnung willen eingerichtet, der man sich um der Liebe und Friedens willen füge.“ Da hat auch er wieder alles dasjenige, was wir gegen die römisch-breslauische Lehre vom Kirchenregimente gesagt haben, vom Predigtamt verstanden und dadurch alles verwirrt.

Wertwürdig ist auch, wie Herr P. Grebe den „bekenntnis-mäßigen Satz: die Schlüssel sind der Kirche gegeben“, noch immer nicht verstehen kann. Er kann es nicht einsehen, daß allen Christen als Christen durch den Glauben die himmlischen, geistlichen Güter und Gewalten gegeben sind, daß eben sie und sie allein eigentlich die Kirche sind, daß also und in diesem Sinne eigentlich die unsichtbare Kirche die Inhaberin der Schlüssel und aller Kirchengewalt ist, daß darum auch eine jede christliche Ortsgemeinde um der in ihr vorhandenen gläubigen Christen willen dieselbe Gewalt hat und übt. Ja, er verwirft diese grundlegende Lehre als „revolutionär“ und „kalvinisierend“. Und doch kann dabei Grebe selbst (im Gegensatz gegen die Hefen) für die Rechte der Ortsgemeinde eintreten, indem er sagt: „Wenn also die Gemeinde gehört werden soll, so muß sie doch sprechen dürfen“ u. f. w.

Erstaunlich ist es ferner, wie Herr P. Grebe bei einiger auch nur ganz oberflächlicher* Kenntnis der sogenannten „missou-

rischen“ Lehre noch immer behaupten kann, als hätte zwar Luther „die Mitwirkung des schon vorhandenen Amtes keineswegs aufheben“ wollen, Balthar aber und die Missourishnobe machten „eine falsche und andere Anwendung von diesen Grundsätzen, als die alte lutherische Kirche wollte, nämlich im Sinne des Gemeindeprinzips und Zurücksetzung der göttlichen Befugnisse des Amtes.“ Hat er denn nicht gelesen, daß gerade Balthar mit klaren Worten ausdrücklich schreibt: „Gehören zu der berufenden Gemeinde auch schon das Amt verwaltende Kirchendiener, so gehören natürlich auch diese und zwar sie, nach dem Amte, das sie in der Kirche bereits tragen, vor allen zu den Berufenden, so daß, wenn ihnen die ihrem Amte angemessene Mitwirkung hierbei versagt wird, der Beruf der ‚Menge‘ in solchem Falle keine Gültigkeit hat; weil derselbe dann eben nicht von der Gemeinde, sondern von einzelnen in der Gemeinde, die, wenn gehörig geordnet, aus Predigern und Zuhörern besteht, ergangen ist. Gehören jedoch keine bereits Amtierenden zu der berufenden Gemeinde, so hat zwar der Beruf der Menge auch ohne Mitwirkung ersterer seine Gültigkeit, doch erfordert es 1. die Liebe und Einigkeit, welche nach Christi Willen unter allen Gliedern seines Leibes stattfinden und sich bezeugen soll, 2. die Ehre, welche die Gläubigen den treuen Trägern des Amtes schuldig sind, und 3. die Heiligkeit und Wichtigkeit der Sache selbst: daß auch eine alleinstehende Gemeinde hier nicht allein nach ihrer Einsicht handle, sondern bereits vorhandene Kirchendiener, wenn sie solche zuziehen kann, auch wirklich zuziehe, ihres Rates und Unterrichtes sich hierbei bediene und ihnen insbesonderheit die Prüfung und ordentliche öffentliche feierliche Einsetzung des Gewählten überlasse“? (Zu Thefe 6, Seite 245 f.)

Aber gerade hier offenbart sich der breslauische Irrtum als der nämliche, welchen Herr P. Gr. bei seinen Brüdern, den Hefen, bekämpft. Er übersieht das: „**wenn**“ die Gemeinde organisiert ist, und setzt stets und unter allen Umständen das bereits Organisiertsein der Gemeinde als absolut notwendig voraus. Klar ist zwar ein gewisser Unterschied zwischen Breslau und Bilmars. Bilmars sagt: „Hirten können nur durch Hirten berufen werden“. Breslau sagt, das gehe zu weit; die Notwendigkeit einer amtlichen Succession der Hirten, als derjenigen, welche allein im Stande seien, das Predigtamt fortzupflanzen, sei zu verwerfen. Die Gemeinde müsse auch mit dabei sein. Während aber Herr P. Grebe den bilmarianischen Irrtum, daß, wo zwei oder drei im Namen des Herrn versammelt seien, Kirchengewalt auszuüben, notwendig immer ein Pastor dabei sein müsse, bekämpft, ist er doch selbst von eben diesem von ihm bekämpften Irrtum nicht völlig los. Denn die Succession der organisierten Kirche, die ununterbrochene Folge des Ämterorganismus ist auch ihm die notwendige Voraussetzung zur Uebertragung des Predigtamtes. Ohne schon vorhandene Amtsträger kann auch nach seiner Lehre die Organisation einer Ortsgemeinde, die Aufrichtung des Predigtamtes schlechterdings nicht zu Stande kommen. Denn er sagt, lutherische Lehre sei, „daß die Schlüsselgewalt der ganzen (aber organisierten*) Kirche gegeben sei“ u. f. w. Hat aber nur die organisierte Kirche die Schlüssel, so haben eben zwei oder drei in Jesu Namen versammelte Christen sie nicht, so lange nicht ein Amtsträger unter ihnen ist, und können sie nicht haben noch bekommen anders als in Verbindung mit einem Amtsträger, ohne welches sie, wie P. Grebe sagt, „wie ein Leib ohne Augen, Ohren, Nase u. f. w., also ein bloßer Kumpf, ein Torso oder verstümmelter Leib“ seien. Damit sind wir denn allerdings wieder mitten in der bilmarianischen Irrlehre angelangt, nach welcher, wo das „Amt“ (d. i. ein ordinierter Amtsträger) nicht ist, auch Christus nicht ist u. f. w. Denn das kann ja ein Kind einsehen, daß man

* Von uns unterstrichen.

* Und sonst pflegt doch derselbe uns persönlich so liebe Herr fast mehr als gründlich zu sein. Warum denn nicht auch in Prüfung und Beurteilung der sogenannten „missourischen“ Lehre? Sollte auch er noch immer der irrigen Meinung sein, daß das Baltharische Buch etwa um der zahlreichen Zitate willen nicht gründlich studiert zu werden brauche?

ohne Augen auch im Notfalle nicht sehen, ohne Ohren auch im Notfalle nicht hören, ohne Nase auch im Notfalle nicht riechen kann u. s. w.

So lange nun Herr P. Grebe und die anderen Breslauer in dieser falschen Lehre von Kirche und Amt stecken bleiben, ist es nicht zu verwundern, daß die zwischen ihnen und ihren „Brüdern“, den „Hessen“ etwa geführten Kämpfe nichts weiter sind als theologische Klopffechtereien. Denn im Grunde sind sie ja doch einig in denselben Irrtümern, und es ist schließlich kein großer Unterschied, ob eine Succession des Amtes mit oder ohne Gemeinde gefordert wird, wenn sie überhaupt gefordert wird. Ja: Nehmen wir dazu, daß nach breslauischen Begriffen zur „organisierten Kirche“ auch noch ein sogenanntes höheres Kirchenregiment gehört, so muß es ja nach ihrer Lehre für die Christen noch schwerer halten, zu der Schlüsselgewalt zu gelangen, da dieselbe nicht ihnen, sondern nur der „organisierten Kirche“ gegeben sein soll.

Eigentümlich ist es endlich noch zu sehen, wie sich nun die „Hessen“ bei diesem Streite zwischen ihnen und der mit ihnen „verbündeten lutherischen Kirche in Preußen“ benehmen. Herr P. Wingmann hat als Redakteur des Kreuzblattes, nachdem er den durch mehrere Nummern desselben Blattes sich hindurchziehenden Grebe'schen Aufsatz abgedruckt, in Nr. 29 „Ein Wort zum Frieden“ hinzugefügt, in welchem er sich bemüht, zwecks Aufrechterhaltung des innerkirchlichen Friedens (sagen wir, der unter ihnen noch immer bestehenden falschen Kirchenunion) von den vorhandenen Differenzen als von Anschauungen, Meinungen, Ansichten u. dgl. zu reden, ja sogar (wie auch dies die „Hessen“ schon von jeher thaten), diese so brennende Lehrfrage auf das Gebiet der „Verfassung“ überzuspielen. Die Verwirrung ist dabei so groß und die Anstrengung, aus derselben herauszukommen, daß es einen Stein erweichen könnte. Aber wie ist das zu helfen? Denn, während ihnen noch alles unklar ist: Soviel steht ihnen fest, daß die „missourische“ Lehre, durch die ihnen doch allein geholfen werden könnte, unter allen Umständen bekämpft und verworfen werden müsse und daß diese es nicht wert sei, sie näher zu studieren. Denn es genügt ja, daß sie jedermann verwirrt.

Der eigentliche Fehler liegt aber noch tiefer, nämlich in der Stellung zum Worte Gottes heiliger Schrift. Mag man immerhin in jenen Kreisen die Lehre von der Inspiration der heiligen Schrift theoretisch unterschreiben: So lange man dort nur meine, deine, seine „Anschauung“ und „Erfahrung“ der Kirche kennt (einer „Kirche“, von der man noch nicht einmal weiß, wer oder was sie eigentlich sei), und kein gewisses, klares, festes, alle Christen verbindliche und darum allein in der Lehre einigende, die Wahrheit ein für allemal entscheidende und den Irrtum verwerfende und ausschließende Gotteswort, so lange man dort noch nicht einmal weiß, ob eigentlich dieser ganze, große, wichtige Kampf ein Lehrstreit oder ein Verfassungskampf sei, so lange ist auf Klärung und Fortschritt in den Kreisen nicht zu hoffen. Wie wenig man aber dort geneigt ist, den Weg zur Wahrheit und zum wahren Kirchenfrieden an der Hand des göttlichen Wortes zu suchen und zu beschreiten, geht vor allem daraus hervor, daß Herr P. Wingmann die von ihm erkannte und gefürchtete Gefahr einer durch die genannten Differenzen zwischen den „Hessen“ und Breslauern möglichen Friedensstörung und Kirchentrennung keineswegs durch Gottes Wort, sondern lediglich durch das zwischen beiden Kirchenkörpern abgeschlossene „Konkordat“ abzuwehren sucht, welches ihnen mehr zu gelten scheint als Gottes Wort. Dasselbe lautet also:

„Nachdem die drei vereinigten Kirchenkörper, nämlich die freie ev.-luth. Kirche in Kurhessen, die selbstst. ev.-luth. Kirche in Hessen-Darmstadt und die hannöv. luth. Freikirche einerseits und die ev.-luth. Kirche in Preußen andererseits sich überzeugt

haben, daß die von der Augsb. Konf. Art. VII erforderte Einigkeit in der rechten Lehre des Evangelii und der Darreichung der Sakramente laut des Evangelii zwischen ihnen durch Gottes Gnade besteht, die noch vorhandene Differenz aber darüber, in welchem Umfange die Laien an der Leitung der Kirche zu beteiligen seien, nicht als eine unerträgliche, die Bekenntniseinheit störende anzusehen ist, so haben dieselben beschlossen, einander hinfort güteweise Abendmahls- und Kanzelgemeinschaft zu gewähren.“

Wir haben gesehen, daß von „Einigkeit in der rechten Lehre des Evangelii“ dort nicht die Rede sein kann, wohl aber von allerlei Differenzen in Bezug auf die rechte Lehre und Einigkeit in der falschen Lehre von der Fortpflanzung des geistlichen Amtes durch die Ämter der ohne Unterbrechung „organisierten Kirche“.

H—r.

Breslau und Missouri.

Wir dachten schon daran, gelegentlich einmal die Unterschiedslehren zwischen Breslau und Missouri zusammenzustellen, um denjenigen unter unseren Lesern, welchen dieselben noch nicht klar sein und die uns etwa noch immer im Verdacht haben sollten, als seien es „theologische Spitzfindigkeiten“, um welche wir streiten, die Augen zu öffnen darüber, daß es ein anderer Geist ist, welcher hüben und drüben die Herrschaft hat. Es würde aber eine sehr weitaufgeige Sache sein, alle Glaubensartikel, in welchen die beiden genannten Kirchengemeinschaften voneinander abweichen, im einzelnen durchzugehen. Denn es werden wenige sein, in denen sie miteinander übereinstimmen, und wäre leichter und einfacher, diese letzteren aufzuzählen. Allein auch da noch würde es sich bald herausstellen, daß die Uebereinstimmung nur eine teils scheinbare, teils unvollständige wäre. Denn der Geist, welcher in der Breslauer Synode (wir reden von der öffentlichen Lehre und dem Lehrstande) herrschend ist, ist keineswegs der „alt-lutherische“, wie er in den rechtgläubigen Vätern der lutherischen Kirche lebte, sondern derjenige, wie er in der neumodischen Theologie der sogenannten „lutherischen“ Landeskirchen, namentlich auf den Universitäten Leipzig, Erlangen oder auch Rostock herrschend ist. Denn eben daher pflegen sich ja die breslauischen Pastoren ihre Weisheit zu holen. So haben wir denn auch neuerdings gesehen, wie die Breslauer Synode mit der das lutherische, ja allgemein christliche Bekenntnis verleugnenden Leipziger Mission durch Dick und Dünn zu gehen sich entschlossen hat.

Um so größer freilich mußte unsere Freude sein, wenn wir bald hier, bald da einen zur Breslauer Synode gehörenden Pastor bemerken oder auch näher kennen lernen durften, dem der Herr in diesem oder jenem Punkte der christlichen Glaubenslehre mehr Licht als den anderen gegeben hatte, und der sich dann auch wohl mit einem offenen Bekenntnisse zur Wahrheit hervorstuckte.

Und doch konnten wir nicht ohne Bangen die weitere Entwicklung der Dinge erwarten. Denn, ist nicht jenes Prophetenwort: „Es gehet gleich, als wenn die Kinder bis an die Geburt gekommen sind, und ist keine Kraft da zu gebären“ (Jes. 37, 3) — recht eigentlich ein Zeichen unserer Zeit geworden? So haben wir's auch nun wieder erfahren müssen, und zwar zu unserem aufrichtigen Bedauern an dem uns persönlich und besonders um seiner mancherlei Zeugnisse willen lieb gewordenen Herrn P. Matzsch. Derselbe hat uns durch einen in Nr. 16 des Bresl. Kirchenblattes vom 15. August unter der Ueberschrift: „Unsere Kirche und die Missouri-Synode“ erschienenen Aufsatz, in welchem er sich vollständig gegen unsere Kirche erklärt, zur Antwort genötigt und damit zugleich Gelegenheit gegeben, auch unsererseits einmal wieder etwas gründlicher zwischen uns und Breslau Abrechnung zu halten. Wir wollen dabei dem Aussprache des Herrn

P. Matschoß Schritt für Schritt nachgehen*, wobei wir sehen werden, daß der Unterschied zwischen den genannten beiden Kirchengemeinschaften nicht sowohl in einzelnen Lehrpunkten, sondern vor allem in der Stellung zur Lehre überhaupt, d. i. zum Worte Gottes steckt.

Eben dieses verrät sich schon in der Anmerkung, welche der Kirchenrat Nagel als Redakteur des Kirchenblattes gleich zu der Ueberschrift macht:

„Auf den Wunsch des Einsenders, dem es Bedürfnis ist, sich hier auszusprechen, nehme ich diesen Artikel auf, obgleich ich in vielen Punkten mit demselben nicht übereinstimme.“

In welchen Punkten er nicht übereinstimme, sagt Herr J. N. nicht. Das thut nach seiner Meinung nichts zur Sache. Denn Uebereinstimmung in der Lehre zu fordern wäre ja nach Breslauischen Begriffen „Uebertreibung“ und „missourisch“. Was ist ihnen Lehre und Lehreinigkeit? „Ansichten“, „Meinungen“, „Richtungen“, das ist die Parole, wie sie die neumodische Theologie ausgegeben hat, und damit hält es die Leipziger Mission, Breslau und alles, was noch vor der „Wissenschaft“ der gebildeten Welt etwas gelten will. So hält es denn J. N. auch nicht der Mühe wert, seine Leser vor den vermeintlichen Irrtümern des P. Matschoß (der immer noch in einigen Lehrpunkten „missourische Ansichten“ hat) zu warnen. Warum sparte er sich dann aber nicht die ganze Anmerkung? Denn wer fragt darnach, ob J. N. oder K. J. mit diesem oder jenem „Punkte“ übereinstimmt oder nicht? Damit wird ja doch niemand und nichts gefördert. Allein auf solche Weise glauben synkretistische Kirchenzeitungsredakteure irrigerweise sich der Verantwortung überheben zu können für wirkliche oder vermeintliche Irrtümer, welche sie ohne Korrektur in die Welt setzen und sich nach Belieben auswirken lassen. Sie kennen es ja nicht anders und können sich gar nichts anderes denken. Denn völlige Lehreinigkeit, in „allen Artikeln des Glaubens“, wie sie unser Konkordienbuch fordert (F. C. Art. X, M. 703, 31), ist in ihren Augen ein unmögliches Ding und eine unbillige Forderung. — Hören wir nun aber Herrn P. Matschoß:

„Mein Artikel in Nr. 40 des „Goththold“* fand etlichermaßen Widerspruch, was nicht gerade zu verwundern ist, da er Licht und Schatten nicht recht verteilte; denn um verlangter Kürze des Aufsatzes willen, mußte vieles wegleiben, was zur Vollständigkeit wesentlich gehörte. Ich hole das Fehlende um so lieber nach, selbst auf die Gefahr hin, daß die Missourier darin einen Rückschritt erkennen sollten. Es ist mir

* Wer sich bisher etwas mehr um die kirchlichen Streitigkeiten zwischen uns und unseren Gegnern bekümmert hat, dem wird die Wahrnehmung nicht entgangen sein können, daß wir Missourier unsere Gegner durch möglichst vollständige Anführung ihrer eigenen Worte im Zusammenhange zu Worte kommen zu lassen pflegen, damit unsere Leser sich selbst ein eigenes und richtiges Urteil bilden können. Wird dadurch freilich für manchen einfältigen Leser die Sache etwas schwieriger, so glauben wir doch, daß dies unser Verfahren nicht allein ehrlicher, sondern auch für diejenigen unserer Leser, welche selbst gründlich und gewissenhaft prüfen und urteilen wollen, erprießlicher ist als dasjenige unserer sämtlichen Gegner, welche es vorziehen, uns wenig oder gar nicht zu Worte kommen zu lassen, sondern kurz und summarisch abzuurteilen, höchstens aber ganz kurze, aus dem Zusammenhange gerissene Sätze anzuführen, ja wohl gar offenbare Unwahrheiten zu erdichten, also daß die armen, unwissenden Leute vor den bösen „Missouriern“ ein wahres Grauen empfinden müssen. Uns bleibt dabei nichts anderes übrig, als die Sache Gott zu befehlen, der einmal alles ans Licht bringen wird, uns selbst aber an der Kampfweise, welche wir für die ehrlichere halten, nicht irre machen zu lassen. Wissen wir doch auch, aus welchem Grunde unsere Gegner so mit uns verfahren, wie sie thun. Erstlich kostet es nicht wenig Mühe, der Sache auf den Grund zu gehen, und dafür sind nicht viele. Zum anderen ist die Wahrheit (und die vertreten wir „Missourier“ in unseren öffentlichen Kämpfen) unüberleglich. Zum dritten aber fürchten unsere Gegner eine nähere Bekanntschaft der Aufrichtigen unter ihren Gemeindegliedern mit uns „Missouriern“, und haben Ursache dazu. Wir aber brauchen uns nicht zu fürchten.

** In dem er versprach, wir „Missourier“ sollten ihn zum „Bundesgenossen“ in jenem Blatte finden. Wie so bald ist doch dieses Versprechen, zur Wahrheit sich bekennen zu wollen, zu Wasser geworden! H—r.

auch eine besondere Freude, wenn ich ein Wort der Verteidigung für unsere Kirche hier reden darf.“

Also in aller Form ein Widerruf. Missouri soll damals zu gut, Breslau zu schlecht weggekommen sein. Nun soll Breslau mit all seinen Irrlehren verteidigt, Missouri und die erkannte Wahrheit heruntergedrückt werden. Herr Gott, bewahre uns in Gnaden vor Verleugnung der erkannten Wahrheit! — Herr P. Matschoß fährt fort:

„Die Missouri-Synode* wirft unserer Kirche falsche Lehre und falsche Praxis vor. Was den ersten Punkt betrifft, so bringt uns dieser Vorwurf nicht im geringsten in Bedrängnis, denn in unserer Kirche werden alle Pastoren auf das ganze Bekenntnis der lutherischen Kirche verpflichtet, und unsere Gemeinden, Superintendenten und das C.-K.-Koll. je nach ihrem Beruf, wachen darüber, daß die Pastoren auch ihren Amteid treulich halten. Darum bezeugen wir jedermann mit gutem Gewissen, daß unsere Kirche ein Teil der rechten lutherischen Kirche ist.“

Gerade, wie die sogenannten „lutherischen“ Landeskirchen, ja wie auch die sogenannten Vereinslutheraner innerhalb der preussischen Union. Ist genug haben wir den Betrug gestraft, der auf solche Weise mit der Bekenntnisverpflichtung getrieben wird. Immer umsonst. Das haben wir ja nie bezweifelt oder angefochten, daß die Form der Bekenntnisverpflichtung bei den Breslauern wie in manchen Landeskirchen noch besteht. Sobald wir das thun würden, wäre es Zeit, uns lügenzustrafen. Nun aber nicht. Denn wir wissen und behaupten und haben es bewiesen und beweisen es immer aufs neue wieder, daß die Lehre, welche bei den Breslauern sowohl wie in den Landeskirchen öffentlich herrschend ist und im Schwange geht, eine ganz andere ist als diejenige, welche in den lutherischen Bekenntnisschriften gedruckt ist. Diese unsere Behauptung sollten sie widerlegen, diesen Vorwurf sollten sie mit Gründen abweisen, wenn sie könnten. Aber das können sie nicht. Und Herr P. M. weiß, daß sie es nicht können. Anstatt dessen machen sie es, wie die Juden, die sich unaufhörlich auf Abraham und die Väter, Moises und die Propheten beriefen, in der That aber Abrahams Glauben und Moises Schriften verleugneten. Ja freilich, dann sollte es viele Lutheraner und viele Christen geben, wenn weiter nichts nötig wäre, als einen Tauf- und Konfirmationschein vorzuzeigen. Hilf, lieber Gott, wie ist es doch nur möglich, daß immer noch so viele mit solchen elenden Redensarten sich behelfen zu können glauben! Dazu haben diese Pastoren und die über sie „wachen“ sollen, ihren Amteid noch nicht einmal verstanden! Denn sie wissen ja gar nicht, was in den „Bekenntnissen“ steht. Was sie behaupten, steht nicht drin, und was drin steht, leugnen und bekämpfen sie ja. Herr P. Matschoß hätte aber besser gethan, von seinem „guten Gewissen“ in dieser Sache zu schweigen. Doch hören wir ihn weiter:

„Wie schon in dem „Gothth.“-Artikel erwähnt ist, lehrt unsere Kirche in dem wichtigen Artikel von der heiligen Schrift nicht anders als das lutherische Bekenntnis, und auch die Missouri-Synode stimmt darin mit uns überein. Wir freuen uns dieser Gemeinschaft. Doch gehen wir nicht einen Schritt weiter als das Bekenntnis. Das wird niemand tadeln wollen.“

Warum hält es denn Herr P. M. nun auf einmal für nötig, ausdrücklich zu sagen, daß seine Kirche „nicht anders“ lehre als das lutherische Bekenntnis? Nach obiger Erklärung soll das ja gar nicht möglich sein. Darnach sollte ja die Lehre seiner Kirche um der Verpflichtung willen selbstverständlich diejenige sein, die in dem Konkordienbuche gedruckt steht. Jetzt macht er selbst doch wieder einen Unterschied zwischen der wirklichen, tatsächlichen öffentlichen Lehre und der in Schrift und Bekenntnis gedruckten. Uebrigens aber sagt er nicht die Wahrheit. Wenn er noch gesagt hätte, er selbst und etliche seiner Amtsbrüder, näm-

* Gemeint ist natürlich nicht eigentlich und nicht blos die Missouri-Synode, sondern alle mit ihr es haltenden Kirchenkörper, die des missourischen Bekenntnisnamens sich nicht schämen; vor allem unserer Freikirche.

lich die Pastoren Grebe, Rohnert, Fengler, Lieberknecht (vielleicht noch ein paar andere, die uns nicht bekannt geworden sind) stünden so, dann wollten wir sagen: Ja, Gott sei gelobt für alle die bisher an die Öffentlichkeit gebrungenen Zeugnisse. Allein der „Gottthold“ selbst muß ihn lügenstrafen, der noch vor kurzem von den „vielen“ unter ihnen sprach, die nicht so stehen. Die Predigt des Breslauer Präsidenten auf dem Leipziger Missionsfeste, in der anstatt eines zeitgemäßen Bekenntnisses zur göttlichen Eingebung der heiligen Schrift, in Gemeinschaft mit deren öffentlichen Leugnern und Bekämpfern diese teure Grundwahrheit des Christentums verächtlich beiseite geschoben wurde*, straft ihn Lügen. Die letzte Breslauer Generalsynode, welche es ausdrücklich ablehnte, das unzweideutige Bekenntnis P. Rohnerts zur göttlichen Eingebung der heiligen Schrift anzunehmen, straft ihn Lügen. Er kann also nicht sagen: „unsere Kirche“ lehrt also. Denn das thut sie nicht. Es gehört gerade auch dieser Punkt zu denjenigen, in welchen der Redakteur des „Kirchenblattes“, die „vielen“ in der Breslauer Synode, ja diese selbst als Ganzes, mit Herrn P. M. und Missouri „nicht übereinstimmen“. Wenn aber Herr P. M. hinzufügen zu müssen gemeint hat, „wir“ gingen „nicht einen Schritt weiter als das Bekenntnis“, so liegt darin nicht undeutlich der oft genug von unseren Gegnern gegen uns „Missourier“ erhobene Vorwurf, wir gingen weiter als das Bekenntnis. Das könnte insofern wahr sein, als wir „Missourier“ auch alles dasjenige in der heiligen Schrift annehmen, worüber sich das Bekenntnis nicht weiter ausgesprochen hat. Denn nicht alles, was in der Bibel steht, steht auch im Bekenntnis. Wir „Missourier“ stellen das Wort Gottes heiliger Schrift über das Bekenntnis. Das thun die Breslauer im großen und ganzen nicht. Das weiß auch Herr P. M. und hat dem früher selbst Ausdruck gegeben in seinen Zeugnissen gegen die moderne Theorie von den „offenen Fragen“. Jener Vorwurf aber, als gingen wir „weiter als das Bekenntnis“ ist insofern nicht begründet, als wir „Missourier“ in diesem wie in anderen Stücken nichts gegen das Bekenntnis lehren. Das thun aber die „vielen“ in der Breslauer Synode und diese selbst im großen und ganzen. — Herr P. M. fährt fort:

„In der Lehre von der Gnadenwahl besteht insofern kein Gegensatz zwischen unserer Kirche und der Miss.-Syn., als wir ganz einig sind in dem Wort des Apostels: „Aus Gnaden seid ihr selig geworden und daselbe nicht aus euch, Gottes Gabe ist es!“ Wir sind aber in der glücklichen Lage, daß dieser hohe Artikel unter uns nie streitig gewesen ist. So können wir zwar mit Streitschriften nicht dienen, wir sind aber auch verschont geblieben vor bedenklichen Redewendungen, wie sie Missouri gegen Iowa braucht. Denn in dem Uebereifer der missour. Streitsbarkeit sind ihnen Worte entfahren, welche wohl kalvinisch aber nicht lutherisch klingen. Indessen die Miss. versichern uns, nur die reine Lehre der Konfessionsformel vortragen zu wollen, so glauben wir ihnen gern, wiewohl wir an vielen ihrer irrigen Ausdrücke merken, daß auch sie noch in Worten fehlen.“

Das Wort Gottes: „Wir fehlen alle mannigfaltig. Wer aber auch in keinem Worte fehlet, der ist ein vollkommener Mann“ (Jak. 3, 2) kennen wir „Missourier“ auch, beugen uns vor demselben und halten uns nicht für die Leute, welche als die „Vollkommenen“ mit „keinem Worte“ fehlen sollten. Das haben auch die Unrigen damit bewiesen, daß sie etliche unvorsichtige Ausdrücke, welche ihnen in jenem Streite „entfahren“ waren, näher erklärt oder widerrufen haben, mit dem heiligen Augustin, der da gesagt hat: „Ich kann wohl irren, aber ich werde nicht ein Ketzer sein“**, mit Luther: „Die heilige Kirche

irrt und strauchelt wohl, aber sie verteidigt den Irrtum nicht“, und nach jenem Worte: „Irrer ist menschlich, im Irrtum beharren aber ist teuflisch“. Herr P. M. weiß aber, daß die Lehre von der Gnadenwahl, wie sie die von ihm angezogene und mit seiner Kirche einige Jowasynode führt, nicht die lutherische ist, sondern daß dies vielmehr diejenige der „Missourier“ ist, wie er das seiner Zeit selbst bekannt hat. So weiß er auch, daß seine Kirche mit derselben nicht übereinstimmt. Vor kurzem noch haben wir daran erinnert, daß Breslauerseits semipelagianische und synergistische Lehre öffentlich geführt worden ist, ohne daß dem im geringsten widersprochen worden wäre. Unter diesen Umständen ist es wahrlich kein Ruhm zu sagen, daß dieser Artikel unter ihnen „nie streitig“ geworden sei und daß sie „mit Streitschriften nicht dienen können“. Daß der von ihm angezogene Spruch in der Bibel steht, wissen auch die Bächtischen und geben vor, daß auch sie damit übereinstimmen. Wie wenig das aber der Fall sei, ist bekannt. Daß die Wahl zur Seligkeit allein aus Gnaden sei, leugnen eben die „vielen“ in der Breslauer Synode, welche lehren, daß dieselbe, wenigstens zum Teil, vom Verhalten des Menschen, von der Selbstentscheidung des freien Willens, von der That, Tugend, Leistung eines sogenannten „Glaubens“ abhängt. Also mit der angeblich rechten Lehre der Breslauer auch in diesem Stücke als in dem eigentlichen Haupt- und Grundartikel von der Rechtfertigung ist es nichts. — Herr P. M. fährt fort:

„So sind wir gelinde im Urteilen, während sie stark sind. Denn wenn der „Lutheraner“ Nr. 13 S. 107, von der Festpredigt des Direktors unseres D.-K.-K. bezüglich seiner Auslassung über die heilige Schrift sagt: „Die fromm klingenden Reden von dem „alten Bibelbuch“ sind in solchem Zusammenhang* nur Deckmantel der Lüge und des Unglaubens“, so muß ich bekennen, mich doch in den Missouri geirrt zu haben, sofern ich nämlich immer glaubte, ihre Stärke läge in dem Eifer für die Richtigkeit der Lehre, aber solche Urteile, welche die Gesinnung treffen, gehen über das Ziel weit hinaus. In unserer Kirche hält man solche Urteile für Sünde, denn wir können wohl sehen, was vor Augen ist, aber des Herzens Sinn weiß zuverlässig Gott allein. Wie hier, so zeigt es sich an vielen anderen Orten, daß die Missouri Sache und Person nicht trennen können, und indem sie die Sache meinen, die Personen schmähen. Wir halten das nicht für recht lutherisch. Wenn Luther selbst im Kampfe grobe Worte seiner Zeit gemäß gebraucht hat, so sehen wir in seiner Redeweise nicht gerade das spezifisch Lutherische, sondern in dem lauterem Worte Gottes, das er verkündigte.“

Wer sieht nicht, daß Herr P. M. hier, während er Luther noch zu entschuldigen und trotz seiner „groben Worte“, dessen Lehre festzuhalten sucht, nach dem Vorgange so vieler anderer bei den Missouriern um der „groben Worte“ willen gerade deren Lehrstellung verdächtigt und das lautere Wort Gottes, das sie verkündigen, in Mißkredit bringt? Uebrigens hätte er nur gleich mit Luther auch alle Apostel und Propheten, ja den Herrn Christum Selbst angreifen sollen. Denn was für „grobe Worte“ haben die gebraucht! War das auch etwa ihrer „Zeit gemäß“? Weiter aber: Weiß denn Herr P. M. nicht, daß geschrieben steht: „Etlicher Menschen Sünden sind offenbar, daß man sie vorhin richten kann“ (1 Tim. 5, 24)? Wie in aller Welt wollen etwa die Breslauer Kirchenzucht üben (und das wollen sie ja noch), wenn sie „zwischen Personen und Sachen“ so unterscheiden zu können glauben, daß sie „Sünden“ strafen, ohne den Sünd~~er~~ zu treffen? So wird denn auch wohl der Apostel Paulus ein „Missourier“ gewesen sein, da er schreibt: „Um der Sache willen strafe sie scharf, auf daß sie gesund sein im Glauben“ (Tit. 1, 13). Nun aber kommt die Sache so zu stehen (und das ist ja die Weise unserer „milden“ Zeit überhaupt): Gegen den Herrn Jesum und Sein Wort mögen die Leute sagen, was sie wollen, wehe aber, wenn man ihnen selbst die Wahrheit jagt oder sie anders als mit Glacéhandschuhen anfacht. H—r.

(Fortsetzung folgt.)

* Wir setzen die Worte, mit denen solches nicht undeutlich geschah, nochmals hierher: „An den mancherlei menschlichen Gedanken über Inspiration ist wenig gelegen.“ Gemeint sind nämlich, gerade mit Bezug auf den gegenwärtigen Streit, die göttlichen Gedanken, wie: „Die Schrift kann nicht gebrochen werden“ (Joh. 10, 35), „alle Schrift, von Gott eingegeben“ (2 Tim. 3, 16) u. dgl.

** „Errare potero, haereticus non ero.“

* Von uns unterstrichen.

H—r:

Vermischtes.

Die Kirchenbehörde von Sachsen-Weimar,

wo (wenigstens dem Namen nach) eine evangelisch-lutherische Landeskirche besteht, hat für dieselbe folgende Verordnung erlassen: „Zur Taufe unehelicher Kinder wird nicht geläutet; desgleichen sollen Orgelspiel und Gesang in solchem Fall bei der Taufhandlung nicht stattfinden. Während es nach unserer Bekanntmachung vom 6. Okt. 1884 gestattet ist, soweit die Würde der heiligen Handlung nicht beeinträchtigt wird, mehrere Kinder zusammen zu taufen, so kann sich dies doch nicht auf uneheliche Kinder beziehen. Diese sind niemals zu gleicher Zeit in einer und derselben Handlung mit ehelichen zu taufen.“ Es wäre sehr zu wünschen, daß auch anderwärts, so bei uns in Bayern, solche heilsamen Ordnungen durch kirchenregimentliche Anordnung zur Einführung kämen. Wie oft möchten Pfarrer mit dem besser gesinnten Teil der Gemeinde dergleichen einrichten, scheitern aber damit an dem Widerstand der übrigen, während bei einer allgemeinen Anordnung von oben her jeder Widerstand ausgeschlossen wäre. Ferner: wie sehr wird einzelnen Pfarrern die Einführung solcher Ordnungen, die für das christlich-sittliche Bewußtsein und seine Förderung im Volke viel bedeutungsvoller sind, als man vielfach meint, durch den Hinweis auf Nachbargemeinden erschwert, in denen sie auch fehlen! Wie schwer thun sie sich damit auch in sonst kirchlich gesinnten Gemeinden, deren Unverstand lediglich eine „Neuerung“ darin sieht und darum von vornherein dahin zielenden Bestrebungen abhold gegenübersteht! Unsere Gemeinden **bedürfen** viel mehr, als man maßgebenden Orts gemeinhin anzunehmen scheint, der **Führung**, der Regierung, sind sie's doch in bürgerlicher Beziehung seitens der Behörden auch nicht anders gewöhnt und wollens nicht anders. Es würde von den Bessergesinnten in den Gemeinden selbst gar oft als eine Wohlthat empfunden, wenn solche Maßnahmen einfach angeordnet würden, welche sie für heilsam erkennen, aber im Gegensatz gegen die anderen zur Durchführung zu bringen, nicht die Thatkraft oder die Fähigkeit haben. Nicht davon zu reden, daß auch lässige Pfarrer auf solche Weise zu dem genötigt würden, was sie außerdem liegen und schlampfen lassen. Daß der Boden für derartige kirchenregimentliche Maßnahmen gegenwärtig ganz anders geeignet und zubereitet ist als in den fünfziger Jahren, wo der Rationalismus mit seiner Verstandeslosigkeit für kirchlichen Ernst erst zum Teil überwunden war, bedarf keines Beweises, den übrigens der Vorgang Weimars und anderer Landeskirchen hinreichend liefert. —

Welch' trauriges Armutszeugnis, das „Freimund“, dem wir vorstehendes entnehmen, hiermit den staatskirchlichen Gemeinden und Pfarrern ausstellt! Sie haben das knechtische Joch, in das sie gefangen sind, nicht nur lieb gewonnen, sondern verlangen selbst, daß es ihnen noch schwerer gemacht werde. Und dabei vergißt „Freimund“, daß die Kirchenregierungen ebensowenig, wie die einzelnen Gemeinden mit ihren Pfarrern „die Thatkraft oder Fähigkeit haben“, irgendwelche heilsame Maßnahmen zur Durchführung zu bringen. Denn das würde Humor verursachen, und den Kirchhofsrieden nicht zu stören sieht das Kirchenregiment für seine erste Pflicht an ebensowohl wie der Pfarrer in der einzelnen Gemeinde. Aber bequem ist es jedenfalls, die Verantwortung für das, was nötig und heilsam ist, aber nicht geschieht, dem Kirchenregiment zuzuschreiben. Helfen wird's freilich nicht, so wenig wie dem Pilatus sein heuchlerisches Händewaschen.

K.

Nachrichten und Bemerkungen.

Wertwürdiger Widerspruch. Wie das Breslauer Kirchenblatt (zustimmend) berichtet, und auch wir, anderweitigem Berichte Glauben schenkend, nur zu gern (i. Nr. 17 d. Bl.) anerkannten, hat der Hermannsburger Pastor Plathner auf der diesjährigen hannoverschen Pfingstkonferenz ein „erfreuliches Zeugnis“ abgelegt. Es scheint dies jedoch nur mehr in der Theorie der Fall gewesen zu sein. Denn nach dem ausführlicheren Berichte des Breslauer Kirchenblattes ist es uns auffallend gewesen, was freilich anderweit nicht aufgefallen zu sein scheint, daß es da u. a. heißt: „Ich bemerke hier ausdrücklich, daß ich unterscheidet zwischen der Sache und den Personen, welche sie führen, und bitte, daß mir niemand sage, ich habe über Personen ein Urteil gefällt.“ Und dann hernach: „Ich hoffe zu Gott und glaube gewiß, daß unser Christenvolk, gehen ihm erst die Augen darüber auf, Pastoren, welche also den Keim des Glaubens zerstören, behandeln wird, wie sie behandelt werden müssen, nämlich: Fort mit euch, hinaus aus der Kirche!“ u. s. w. Wer löst uns diesen Widerspruch und zeigt uns ein Mittel, wie man es anfängt, Pastoren aus der Kirche hinauszutun, ohne ein Urteil über Personen zu fällen? So lange das nicht gelingt, wolle man es doch uns „Missouriern“ nicht übelnehmen, wenn wir mit unseren Anerkennungsvorträgen vorsichtig zu sein pflegen, und zwar um so mehr, als wir mitunter, wie auch diesmal wieder, unser Lob hinterher einschränken müssen. Denn wir haben allerdings das Mittel nicht gefunden, auf die Weise zwischen Person und Sache zu unterscheiden, wie es P. Plathner thun will und überhaupt heutzutage beliebt ist, nämlich den Pelz zu waschen, ohne dabei naß zu werden.

H—r.
Die „**Hannoversche Pastoral-Korrespondenz**“ (Nr. 14 vom 4. Juli d. J.) klagt über Halbheiten auf kirchlichem Gebiet und führt als solche u. a. auch dies an, daß Stöcker jetzt friedlich Hand in Hand mit Deuten arbeite, von deren Mißbeet er früher in duftender Blumensprache geredet, auch Atheisten als Glieder der Kirche zulasse, sich für die Wahl des protestantischen Professor Cünertius benutze u. dergl. Aber, so fragt man billig, werden denn nicht auch in der hannoverschen „lutherischen“ Landeskirche Atheisten und sonstige offenbar Ungläubige gebildet? Und arbeiten denn nicht auch in der hannoverschen Landeskirche die „orthodoxen“ Pastoren Hand in Hand mit den Ritschianern, die doch offenbare Falschmünzer und falsche Propheten sind, und ziehen so an Einem Joch mit den Ungläubigen. Ja, ist nicht auch von den noch rechtgläubig seinwollenden Theologen der genannten Landeskirche zum großen Teil die wörtliche Eingebung der heiligen Schrift als ein veralteter Standpunkt aufgegeben worden, so daß auf der letzten Pfingstkonferenz das Festhalten an derselben ohne Widerspruch als „Unglaube“ bezeichnet werden konnte? Wenn darum der Verfasser des genannten Artikels am Schluß ausruft: „Gott bewahre uns vor den ungeligen Halbheiten! Sie führen unrettbar abwärts, weiter, immer weiter“, so ist es billig zu beklagen, daß er die Halbheiten und Verleugnungen in der eigenen Kirche gar nicht erwähnt, geschweige denn bekämpft.

W—r.
Rheinpfalz. Den Juden hier hat der Prinzregent von Bayern bei seinem Besuche die große Freude gemacht, daß er ihre sämtlichen Rabbinen an verschiedenen Tagen zur Hofkapelle einlud. Etwas sonderbar, um nicht zu sagen komödiantenhaft, war die Weise, wie der Rabbiner in Kaiserslautern den Landesherren ehrte. Als der Prinzregent die Synagoge besuchte, erbat sich der Rabbiner die Erlaubnis, die „heilige Lade“ öffnen und „als Zeichen des Dankes für den hohen Besuch der Gottesstätte ein Gebet sprechen zu dürfen“; er bestieg bei geöffneter Lade mit der herausgehobenen Thora in der Hand die Kanzel und sprach vor der ganzen Suite ein Gebet für das Wohl des Herrscherhauses. Der Prinzregent saß sich rasch in die seltsame Situation und bedankte sich für „das schöne Gebet“.

Böhmen. Die Altkatholiken haben kürzlich einen nicht unbedeutenden Zuwachs erhalten. In den Ortschaften Schwaz und Hofstamitz im Tepler Bezirk sind vor einigen Wochen 84 Personen auf einmal aus der römischen Kirche ausgetreten und haben ihren Eintritt in die altkatholische Kirche der politischen Behörde angezeigt. Weitere zwanzig folgten. Die altkatholische Bewegung scheint sich in jenem Bezirke überhaupt auf weitere Kreise auszudehnen, so daß noch weitere Massenausstritte aus der römischen Kirche erwartet werden.

Ueber Beschimpfung des Ordenswesens beschwerten sich die Römischen, weil das Mönchsbräu aus Münsberg in Bayern auf der letzten Fischereiausstellung in Harburg seine Kellner als Mönche gekleidet hatte, den Rosenkranz am Gürtel. Ueber das Unpassende der Sache braucht man wohl kein Wort zu verlieren. Wenn man aber in der römischen Presse darauf hinweist, wie die Protestanten sich scandalisieren würden, wenn Kellner im Predigerornat servieren würden, so ist der Vergleich nicht zutreffend. Dem Predigerornat bei den Evangelischen entspricht das Priesterkleid bei den Römischen, das kommt aber hier nicht in Frage. Im übrigen schließt sich Mönchshabit und Servieren von Speisen und Getränken nicht aus.

(A. E. 2. R. 3.)

In Berlin wurden im Jahre 1891 von den evangelischen Ehen über 33 Prozent, also mehr als der dritte Teil, nicht getraut; 5000 Kinder blieben im selben Jahre ungetauft. Man hat zwar angefangen, die übergroßen Pfarrgemeinden zu teilen. Aber was will es heißen, wenn z. B. die zwölf-Apostel-Gemeinde in zwei Pfarrgemeinden geteilt wurde, deren jede noch 42 000 Seelen zählt, während die zwei Kirchen der beiden Gemeinden zusammen nicht einmal 3000 Sitzplätze haben! Jeder der dort angestellten Geistlichen hat 17 000 Seelen zu versorgen, und das sind verbesserte Verhältnisse! In der Markusgemeinde kommen gar 26 000 Seelen auf Einen Geistlichen. Einigermassen erklärlich werden diese Verhältnisse aus dem übermäßigen Anwachsen der Stadt in den letzten Jahrzehnten; so stieg die Bevölkerung allein in den vier Jahren 1887—1891 um 210 000 Seelen, wozu seitdem gewiß weitere 100 000 Seelen gekommen sind.

Wenig erbaulich ist zuweilen die Art, wie das Geld für die Berliner Kirchenbauten zusammenkommt. Um die zur Vollendung der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche fehlende Summe aufzutreiben, hat man u. a. den „deutschen Gastwirts-Verband“ ins Interesse gezogen. Der Präsident des Verbandes forderte infolgedessen jüngst seine „werten und lieben Kollegen“ auf, für die Beschaffung der Orgel im Preise von 25—30 000 Mark Gaben einzufenden. Selbstverständlich, wird in dem betreffenden Zirkular gesagt, wird dann an der Orgel ein besonderer „Vermerk“, der sie als „Geschenk des deutschen Gastwirtsverbandes“ kennzeichnet, der Nachwelt vor Augen führen, welche Liebe und Treue gerade auch die Angehörigen des deutschen Gastwirtsverbandes ihrem ersten deutschen Kaiser bewahren. Diese Art der Geldbeitreibung erinnert stark an den Unfug der Römischen, die bei solchen Gelegenheiten durch Ablässe, Messen u. s. w. die Freigebigkeit „aufstacheln“.

Die Anhänger der Leichenverbrennung haben weder in Bayern noch in Preußen Glück. Sowohl im Münchener als im Berliner Landtag wurden Petitionen um Zulassung der Leichenverbrennung abgelehnt. Für die Leichen in Weimar, Heidelberg und Hamburg dürfte das gut sein; die Konkurrenz möchte sonst zu groß werden. Auch in Stuttgart wurde jüngst die gleiche Petition für Württemberg abschlägig beschieden.

In Württemberg giebt es jüdische Kirchenräte, d. h. dort können Rabbiner den Kirchenratstitel bekommen und der Stuttgarter Rabbiner Dr. Kroner hat ihn. Es fehlen nur noch die jüdischen „Pfarrer“, damit die anstößige Ungleichheit der „Konfessionen“ vollends aufhört, die der Intoleranz vergangener Zeiten ihren Ursprung verdankt. Vielleicht kommt das in Württemberg auch noch. („Freimund.“)

Berichtigung.

„Hierdurch erkläre ich, daß ich von der in Nr. 17 d. Bl. Seite 135 mir zugeschriebenen verächtlichen Aeußerung über die alten Dogmatiker unserer lutherischen Kirche kein Wort gesagt habe.

Werden in Hannover. Diekmann, Superintendent.“

Nachschrift des Referenten. Zu meinem Bedauern habe ich mich allerdings in der Person des Redners geirrt. Es war nicht Herr Sup. Diekmann, sondern Herr Sup. Meyer-Willershausen (nach dem Bericht der „Pastoral-Korrespondenz“ in Nr. 14), der diese Aeußerung machte. In der Sache wird hierdurch nichts geändert.

Walter, P.

Quittungen.

Für die Synodalkasse: Beitrag der Gemeinde Planitz M 55 und von W. B. Z. M 10 durch Herrn P. Willkomm in Planitz; ungenannt aus Grimmitzschau M 3; von N. N. M 5 durch Herrn P. Hempfing in Allendorf a. U.; Beitrag des Herrn P. Lent in Grün M 10; Kindtaufskollekte des Herrn Gustav Heilmann in Limbach M 5.50; von Herrn Hugo Forchheim in Chemnitz M 0.50.

Für Negermission: Aus dem Stephanstift vor Hannover M 12 und M 9 durch Herrn P. Walter in Hannover; von N. N. in Glauchau M 3 durch Herrn P. Willkomm; aus Herrn Ackermanns in Allendorf Hausbüchse M 4; Teil der Missionsfestkollekte in Grün M 30 durch Herrn P. Lent daselbst.

Für Heidenmission: Aus Herrn Ackermanns in Allendorf Hausbüchse M 3; von Herrn Fr. Bernau M 10 durch Herrn Koppel.

Für Mission in Neuseeland: Von E. M. M 1 und von G. in H. M 3 durch Herrn P. Willkomm.

Für Judenmission: Kollekte durch Herrn P. Plaz in Serrahn (Medlenburg) M 10.

Für Herrn P. Senjels Rückreise: Nachtrag der Kollekte in Dresden M 14 durch Herrn P. Hanerwinkel daselbst.

Für arme Studenten: Aus Herrn Ackermanns in Allendorf Hausbüchse M 3. Eduard Rehdner, Kassierer.

Berichtigung. Für Missionar Mohr sind von der Gemeinde Grimmitzschau nicht Mk. 30.34, sondern Mk. 30.89 eingegangen.

Für arme Studierende aus meiner Gemeinde hat Unterzeichneter erhalten, und zwar

für Ernst Berthold: von N. N. M 3, von Herrn Schl. M 60; für Max Friedrich: Hälfte des Vermächtnisses der sel. Frau Müller in Gablenz M 75, Kollekte bei der silbernen Hochzeit von Vorsteher Berthold M 11;

für Otto Strauch: von Herrn A. in A. M 10, vom Singverein M 4.20, von Herrn Sch. in A. M 3, Hälfte des Vermächtnisses der sel. Frau Müller in Gablenz M 75, von Herrn H. M 20.

Gerechten Dank und Gott vergelte den lieben Gebern!

Chemnitz, am 22. August 1894.

P. Kern, P.

Einnahme und Ausgabe

der Kolportage des Schriftenvereins vom 1. Juli 1893 bis 30. Juni 1894.

| Einnahme. | Usgabe. |
|---------------------------------|-----------------------------------|
| 1. Beiträge aus den Gemeinden. | Gehalt der Kolporteur M 1680.— |
| Niederplanitz . . . M 266.05 | Gewerbefcheine 62.— |
| Chemnitz 287.20 | Invaliden- u. Alters- |
| Dresden 146.45 | rente d. Kolporteur „ 26.— |
| Grimmitzschau 12.71 | Allerlei Ausgaben 32.35 |
| Frankenberg 20.20 | |
| Grün i/B. 46.90 | |
| Steeden 18.50 | |
| | M 798.01 |
| 2. Geschenke. | |
| Herr Wallheim . M 10.— | |
| „ Freitag 1.— | |
| „ A. Hempfing 50.— | |
| „ Gl. in M. 30.— | |
| „ W. in St. 7.60 | |
| „ P. Stallmann 3.— | |
| „ V. H. 5.— | |
| „ C. Sch. in Cr. 75.— | |
| „ P. Büniger 1.55 | |
| durch H. Fehrman 60.— | |
| Dant-Kollekte, Ch. 13.— | |
| | M 43.30 |
| 3. Gewinn | |
| der verkauften Bücher durch | |
| Kolportage M 726.92 | |
| Verkauft wurden: | |
| durch Fehrman M 2083.90 | |
| „ Hennig 813.32 | |
| | M 2897.22 |
| 4. Zuschuß | |
| aus der Kasse des Schriften- | |
| vereins zur Kolportage M 232.12 | |
| | Sa. M 1800.35 |
| | Sa. M 1800.35 |

Z w i c a u.

E. Braun.

Zu vorstehendem Kassenbericht, welcher von dem Vorstandsmitgliede, Herrn Glathe, geprüft worden ist, sei bemerkt, daß das Werk der Schriftenverbreitung unter Gottes Segen seinen stillen Gang weiter gegangen ist. Besonders in Sachsen finden unsere Schriften fast allorten willige, vielfach freudige Aufnahme. Deshalb wollen die lieben Vereinsmitglieder doch ja nicht ermüden. Es sind im verfloßenen Geschäftsjahre u. a. folgende Bücher und Schriften verbreitet worden:

Walthers, Predigtbücher 18, Pastorale 4, Tanz und Theater 5, Hausandachten 10, Gesetz und Evangelium 3, Ruhland, Predigten 4, Ehrendenkmal 48 Bände, Luthers Großer Katechismus 21, Kleiner Gebetsbuch 74, Großer Gebetsbuch 17, Habermann, Gebetsbüchlein 257, Gebetsbüchlein für Seereisende 12 Exemplare, Predigten und Traktate 374, Brunn, Katechismus 30, Mitteilungen 15, Wubrian, Kreuzschule 55, Fied, Geschichten zum Katechismus 25, Zeugen und Zeugnisse 28, Stöckhardt, Passionspredigten 2, Rächliche Zustände 11, Erzählungen für die Jugend 445 Bändchen, Lent, Lehre von der Kirche 39, Ebeling, Die Bibel Gottes Wort 56, Perlen 4851.

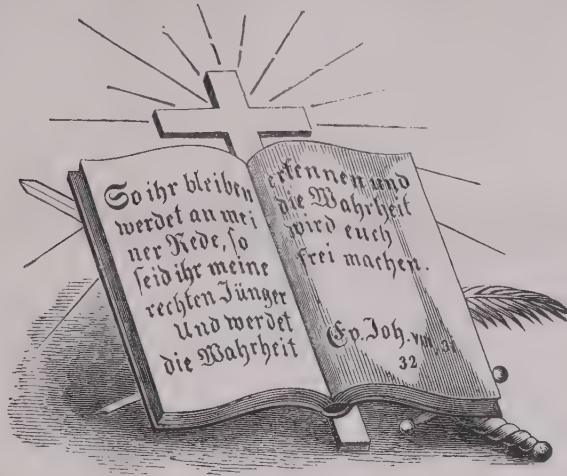
D. Willkomm, P.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

zur
Belehrung und Erbauung
für
evangelisch-lutherische
Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die l. Postämter: 3 M. exclus. Porto bzw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 19. Nr. 20.

Dwickau in Sachsen.

23. September 1894.

Bibelstunden.

(Von Pfarrer Fr. Brunn.)

(Fortsetzung.)

Zu den Stücken, mit denen ein rechtes ehrliches Christentum unverträglich ist, gehört

2. der tote Glaube. Bekanntlich handelt hiervon ganz besonders die Epistel St. Jakobi 2, 17–26. Zum rechten Verständnis dieser Worte St. Jakobi ist vor allem nötig, die Grundregel aller rechten Bibelerklärung anzuwenden und festzuhalten, daß jede Lehre und Schriftauslegung muß „dem Glauben ähnlich“ sein (Röm. 12, 7), d. h. jeder einzelne Spruch der heiligen Schrift muß nach der Glaubensregel, wie sie das ganze Wort Gottes uns giebt, erklärt werden. In dieser Glaubensregel steht nun ohne Zweifel ganz obenan die Wahrheit, daß wir vor Gott gerecht und selig werden „allein durch den Glauben“ (Röm. 3, 28). Dem kann also St. Jakobus nicht widersprechen wollen, wenn es auch noch so scheinbar Jak. 2, 24 lautet: „So sehet ihr nun, daß der Mensch durch die Werke gerecht wird, nicht durch den Glauben allein“. Dieser offenbare Widerspruch, wie ihn wenigstens äußerlich und den Buchstaben nach die Worte St. Jakobi und St. Pauli enthalten, läßt sich nur durch die Annahme erklären, daß St. Jakobus in einem ganz anderen Sinn von Glauben und Werken redet, als St. Paulus und die übrige heilige Schrift. St. Jakobus sagt ja selbst, daß er von einem Glauben redet, der möglicherweise tot sein kann, der darum gar kein wirklicher ehrlicher Glaube ist, während sonst überall in der heiligen Schrift, wo dem Glauben und nur ihm allein die Seligkeit zugeschrieben wird, in diesem Fall selbstverständlich nur der rechte wahre Glaube, der immer ein lebendiger ist, verstanden wird. Ein toter Glaube, den Jakobus 2, 26 einem Leib ohne Geist vergleicht, kann ja freilich auch nach St. Pauli Lehre nicht selig machen, wie Röm. 8, 9 deutlich gesagt ist:

„Wer Christus Geist nicht hat, der ist nicht sein“. St. Jakobi Meinung kann also nicht die sein, daß die Werke in dem Sinn den Menschen gerecht machen, wie dieses allein der Glaube thut, desgleichen kann St. Jakobus nicht meinen, daß die Werke in solcher Weise müssen zum Glauben hinzukommen, wie der Geist muß zum Leibe kommen und im Leibe sein, wenn letzterer soll lebendig sein, nicht in dieser Weise sind die Werke der Geist oder das Leben des Glaubens (des gläubigen Menschen), sondern nach der klaren Lehre der heiligen Schrift ist Christus allein „das Leben“ (Joh. 11, 25), wer ihn nicht in sich hat, hat darum kein Leben in sich (Joh. 6, 53). Ebenso klar lehrt die heilige Schrift, daß nur der Heilige Geist es ist, der den Glauben in uns wirkt, im Glauben wohnt daher Christus durch den Heiligen Geist im Herzen des gläubigen Christen, und nur da hat der Mensch das Leben in sich, nur da ist wirklich lebendiger Glaube. Hiernach als nach der Glaubensregel, die die klare heilige Schrift uns giebt, muß darum auch St. Jakobus erklärt werden. So heißt es demgemäß ja auch deutlich Jak. 2, 17–18: „Ohne Werke ist der Glaube tot“, ganz unmittelbar daneben steht aber: „Zeige mir deinen Glauben mit deinen Werken“. Auch nach St. Jakobus sind daher die guten Werke nur die Frucht des Glaubens, der Beweis, daß der Glaube nicht ein toter ist, die Zeichen also, woran man den Glauben erkennt. In diesem Sinn kann denn freilich mit Jak. 2, 24 gesagt werden, der Mensch werde durch die Werke gerecht, nicht durch den Glauben allein, nämlich insofern ohne Werke der Glaube nur ein toter ist, also kein Glaube selig machen kann, dem es an den Werken fehlt; wo darum keine guten Werke sind, da ist auch kein rechter Glaube, da kann also auch der Mensch nicht selig werden, es ist kein Leben aus Gott in ihm (wiewohl das kleinste Fünklein lebendigen Glaubens selig macht, und wie im Keim die guten Werke oder Früchte schon in sich schließt). In diesem Sinn kann denn auch gesagt werden Jak. 2, 22, durch die Werke werde

der Glaube erst „vollkommen“ oder vollendet, d. h. nur der Glaube ist ein rechter, völliger, dem Begriff des wahren Glaubens entsprechender, weil lebendiger Glaube, wenn er sich offenbart in seinen Früchten. Das letztere lehrt darum auch die heilige Schrift überall, wenn sie sagt, es solle vor Christi Richterstuhl einst jedermann empfangen, wie er gehandelt habe bei Leibes Leben (2 Kor. 5, 10), nach den Werken will Christus richten am jüngsten Tag (Matth. 25, 35—40), Gott wird einem jeglichen geben nach seinen Werken (Röm. 2, 6). Alle diese Sprüche sind, wie auch St. Jakobus, nur dahin zu verstehen, daß die guten Werke die Kennzeichen des rechten seligmachenden Glaubens sind, nicht aber die erwerbende Ursache unserer Rechtfertigung und Seligkeit.

So bleibt es ein für allemal bei der großen Hauptlehre, die St. Jakobus uns geben will, daß der tote Glaube nicht selig macht, darum weil er kein rechter wirklicher Glaube ist. Aber dabei denke denn nicht bloß an die groben Heuchler, lieber Leser, an die groben Schein- und Namenschristen, die in Saufen und Fressen, in Geiz und Eigennutz, in Streit und Hader öffentlich hinleben und dabei doch in die Kirche laufen und Christen sein wollen. Der tote Glaube ist gar hundert- und tausendfältig in der Christenheit, er verbirgt sich unter den verschiedensten Gestalten, oft unter gleißendem äußeren Schein. Da dürfen wir uns nicht irre machen lassen: toter Glaube ist überall, wo ein Glaube ist ohne Leben, d. h. wo nicht wirklich Christus und sein Geist in den Herzen wohnen und regieren! Darüber kann aber ein Mensch gar sehr nicht nur andere, sondern auch sich selbst täuschen und betrügen, er kann, wie es Offenb. Joh. 3, 1 heißt, den Namen (und so auch den Schein und oft die eigene Einbildung) haben, daß er lebe und ist doch geistlich tot. Denke man doch z. B. an den Fanatismus, d. i. jenen fleischlich-fanatistischen Glaubenseifer, worin der Mensch mit größter Hitze für das streitet, was er für den rechten Glauben hält und alles tödlich verfolgt, was dem entgegensteht. Haben so nicht einst die Juden um Gott geeifert, doch mit Unverstand? Ist so nicht St. Paulus der Verfolger der christlichen Gemeinde gewesen? Lebte nicht in ganz gleicher Weise in der römischen Kirche, auch bei vielen oft redlich denkenden Gliedern derselben ein glühender Eifer für das römische Papsttum, in dem sie die einzig wahre christliche Kirche sehen, und darum auch ein tödlicher Haß und Eifer gegen alles, was nicht zur römischen Papstkirche sich hält? Findet sich besonders in römischen Klosterleben nicht manches Beispiel einer scheinbar großen glühenden Frömmigkeit, einer großen Aufopferung, Selbstverleugnung und Hingabe, aber es ist das alles doch keine Frucht und Wirkung des Heiligen Geistes und eines wahren Lebens in Gott im rechten Glauben, darum also doch nur ein toter Glaube, bei welchem die armen betrogenen Seelen des rechten Wegs zum Himmel fehlen? (Wiewohl wir auch hierbei nicht werden leugnen dürfen, daß in einzelnen, aber gewiß seltenen Fällen unter all dem Schutt römischer Werkheiligkeit sich dennoch zuweilen noch ein Fünkchen von wirklichem Glauben im tiefsten Herzensgrunde verbirgt). — Wir müssen daher die große Wahrheit festhalten, daß es eine Art von scheinbarer Frömmigkeit und Christentum giebt, welche nicht auf Wirkung des Heiligen Geistes, sondern nur auf natürlichen Kräften des Menschen beruht, auf natürlichem Verstand, Gefühl, Gesinnung, Phantasie u. s. w., wobei darum Christus und sein Geist nicht wirklich im Herzen wohnen. Auch der unbefehrte natürliche Mensch will doch (wo nicht ganz grobe Gottlosigkeit herrscht) immer noch eine Religion haben, er will nicht ganz und gar ohne Gott sein (wie eifrig dienen selbst oft die Heiden

ihren Götzen!), er träumt sich noch etwas von Himmel und Seligkeit, ja zuweilen selbst von einem Heiland, der für uns gestorben ist. Dabei meint oft das Herz sich voller Redlichkeit rühmen zu dürfen und doch ist es tot in Sünden, unbefehrt und ohne den Heiligen Geist! Da gilt es die ernsteste Selbstprüfung, daß man nicht sich selbst betrüge und nicht in die Hölle laufe, während das Herz sich fest einbildet, auf dem rechten Himmelsweg zu wandeln. Soll darum unser Glaube nicht ein bloß toter sein, so ist die Frage: 1. ob unser Glaube nicht überhaupt bloße Verstandessache ist. Er kann dabei unsere aufrichtigste redliche Ueberzeugung sein, es kann ein Mensch mit dem größten Eifer gegen den Unglauben streiten, gelehrte Theologen bringen mit angestrengtem Fleiß Tage und Nächte über dem Studium der Bibel zu, und dennoch ist bei dem allen oft der Glaube tot, ohne wahre Buße und Befehrung. Und 2. gilt es hier ganz besonders die so wichtige Frage, ob das, was wir für Glauben halten, nicht bloß auf menschlichen vorübergehenden Rührungen des Gefühls und der Andacht beruht, desgleichen ob scheinbar gute Werke, die wir thun, nicht bloß die Frucht des natürlichen Mitleids und natürlicher Gutherzigkeit sind? Wie groß und täuschend ist aber namentlich das Gebiet des menschlichen Gefühlswesens, das sich in den Schein und Namen christlicher Frömmigkeit kleidet! Wie täuschend sind nicht weniger alle die oft wunderbaren Erscheinungen der Schwärmeret, die in tausendfältiger Weise dem Betrug menschlicher Einbildung und aufgeregter Phantasie ausgesetzt sind, wo es daher überall der nüchternsten ernstesten Prüfung bedarf, um nicht für göttlich zu halten, was bloß menschlich ist! Endlich 3. ist die Frage, ob das, was sich vielfach für echtes Christentum und wahre Gottseligkeit ausgibt, nicht bloß Sache des natürlichen Gewissens und Pflichtgefühls ist, welches auch der unbefehrte Mensch noch hat, und demgemäß auf bloß natürlich guten Vorjäten und redlicher Gesinnung, kurz, auf der bloß natürlichen Religion beruht, die St. Paulus selbst den Heiden nachrühmt (Röm. 2, 14—15). Was treibt so viele z. B. in der römischen Kirche zu ihrem Fasten und Kasteien, zu ihrem Klappern und Messenhalten, in der Meinung, dadurch selig zu werden? Warum halten sich auch so viele Weltmenschen fleißig zu Kirche und Altar und leben nach christlicher Sitte? Woher oft auch bei Ungläubigen große Berufstreue, Fleiß in guten Werken u. dgl. m.? Ja, welche glänzenden Beispiele natürlicher Tugend finden wir oft selbst bei Heiden und Muhammedanern, und doch ist das Herz dabei tot in Sünden, es sind alles nur glänzende Vaster, wie der heilige Augustinus sagt, wenn nicht Christus und sein Geist wahrhaftig im Herzen herrschen und regieren. Aus dem allen geht aber deutlich hervor, daß es ein großes Gebiet giebt, wo sich die bloß natürliche Tugend des Menschen äußerlich nahe berührt mit christlichem Leben und Wandel und darum auch oft gern in den Schein des letzteren sich kleidet. Es ist das besonders der Fall in Zeiten und an Orten, wo schon mehrere Generationen hindurch der rechte Glaube ist gelehrt und gepredigt worden: Da wächst schon die Jugend auf in christlicher Erziehung, Gewohnheit und Unterricht, sie weiß es gar nicht anders als sich fleißig zu Gottes Wort, Kirche und Altar zu halten. Nun liegt ja gewiß ein großer Segen in christlich kirchlicher Erziehung, Ordnung und Unterweisung, und wohl dem Menschen, dem sie von Jugend auf widerfährt! Wie oft erleben wir ja die Beispiele, daß der Same des Wortes Gottes, der in früher Kindheit in das Herz gesät ist, wenn auch oft erst später aufgeht und die reichsten Früchte bringt für das ewige Leben; aber ebenso unbestreitbar ist auch die That-sache, daß es eine tote Kirchlichkeit giebt, von der schon der

große alte Theologe und Prediger, H. Müller, sagt, Tauffstein, Kanzel und Altar seien die drei Götzen, zu denen das christliche Volk hingehöre. Liegt es doch ohne Zweifel schon in der Natur der Sache, daß sich bei solchen, die in der rechtgläubigen Kirche groß wachsen, nur zu leicht ein bloß äußeres Gewohnheitschristentum bildet, bei welchem der Mensch scheinbar ganz ehrlich will ein Christ sein und selig werden und es fehlt ihm dennoch an wahrer Bekehrung, an lebendigem Herzensglauben. O, da muß fürwahr mit großem Ernst die apostolische Ermahnung geübt werden: Versucht euch selbst, ob ihr im Glauben seid, prüfet euch selbst! Darum behalte dir vor allen Dingen, lieber Leser, als den untrüglichen Prüfstein und das sichere Kennzeichen alles rechten Herzensglaubens, daß wahres, vom Heiligen Geist gewirktes geistliches Leben und demgemäß wirklicher Glaube nur da sein kann, wo wahre Erkenntnis der Sünde, Erkenntnis der tiefen Grundverdorbenheit der ganzen menschlichen Natur und eine darauf beruhende rechtschaffene Reue und Buße, sowie aufrichtiges ernstes Verlangen nach der freien Gnade Gottes und der Erlösung im Blute Christi sich im Herzen findet. Wo das nicht ist, da ist die Seele noch tot in Sünden, mag sie äußerlich scheinen, wie sie will.

(Fortsetzung folgt.)

Breslau und Missouri.

(Fortsetzung.)

Herr P. M. fährt fort:

„In der Lehre von der Kirche wird uns Irrlehre vorgeworfen. Mit Unrecht. Denn wir beten mit den Missouri. im dritten Artikel: „Ich glaube eine heilige christliche Kirche, die Gemeinde der Heiligen“. Wir freuen uns hier der Einigkeit im Geist mit der ganzen Christenheit auf Erden. Es ist auch darin kein Unterschied, daß nur die Gläubigen Glieder der Gemeinde der Heiligen sind, denn die Ungläubigen sind Christi Schafe nicht, in ihnen hat ja der Satan sein Werk. Hier ist kein Gegensatz. Aber nun kommt die Wissenschaft und erklärt den Artikel, da gehen die Verschiedenheiten der Rede an. Die Missouri. sagen mit uns: Die Kirche ist die Gemeinde der Heiligen. Das ist kurz und richtig. Aber muß es falsch sein, wenn auf unserer Seite gesagt wird: Die Kirche ist die Gemeinde der Heiligen (Gläubigen), wo das Wort Gottes lauter und rein gelehrt und die Sakramente nach Christi Ordnung verwaltet werden? Wir wissen so gut wie die Missouri., daß Wort und Sakrament und was zur Verwaltung desselben gehört, nicht die Kirche ist, sondern Gnadenmittel, durch welche die Kirche geboren und erhalten wird, aber ohne Wort und Sakrament giebt es keine Kirche. Es könnte sich nur fragen, ob man nicht mehrere Paragraphen machen sollte, wenn man sagen will, was die Kirche sei, aber es muß doch keine falsche Lehre sein, wenn man versucht, in einem Paragraphen das Wesentliche zusammenzufassen, wie die Augsburger Konfession Art. 7 thut.“

So oft Herr P. M. in vorstehenden Sätzen das Wort „wir“ und „uns“ braucht, straft ihn die Anmerkung seines Präsidenten J. M. Lügen, da derselbe sagt, daß er „nicht mit ihm übereinstimme“. Und er weiß, daß seine Kirche amtlich und öffentlich nicht mit ihm übereinstimmt. Seine Lehre von der Kirche, wie er sie da vorträgt, ist allerdings die rechte lutherische Lehre. Diese aber wird, wie er weiß, von seiner Kirche amtlich und öffentlich verworfen. Denn so heißt es ausdrücklich in der „Wesentlichen Erklärung“, welche in der Breslauer Synode Rechtens ist: „Demnach verwerfen wir, wenn gelehrt worden ist oder noch gelehrt wird: . . . c. daß die Gottlosen in keinerlei Sinn Glieder der rechten Kirche oder des Leibes Christi seien“ (S. 21). Mit diesen Worten ist das lutherische Bekenntnis und der christliche Glaube: „Ich glaube Eine heilige, christliche Kirche, die Gemeinde der Heiligen“ — verworfen. Allerdings ist in unserem christlichen Glauben und unserem lutherischen Bekenntnisse selbst „kein Gegensatz“. Groß genug aber ist der Gegensatz der breslauischen „Wissen-

schaft“ gegen dieselben, und nur mit Unwahrheit und durch Verdrehung kann dieser Gegensatz wegdisputiert werden. Denn Verdrehung ist es auch, wenn die Sache so hingestellt wird, als ob wir „Missourier“ den 7. Artikel der Augsburgerischen Konfession, in welchem zugleich mit der Begriffsbestimmung der Kirche auch deren Kennzeichen, die Gnadenmittel, mit angegeben werden, „falscher Lehre“ beschuldigten. Herr P. M. weiß recht gut, daß hiervon nicht die Rede sein kann, sondern daß wir die falsche römische Lehre von der Kirche und mit ihr die breslauische aus ganz anderen Gründen verwerfen, aus denselben nämlich, aus denen unser Bekenntnis sie verwirft (S. Artikel 4 der Apologie). — Herr P. M. fährt fort:

„Hierher gehört nun auch die Lehre vom Kirchenregiment. Wegen dieser Frage hat unsere Kirche schon bluten müssen“ (will sagen: Blut vergossen; bildlich natürlich. H—r.), „und die Narben“ (Gewissensbisse? H—r.), „schmerzen noch. Aber wie liegt denn eigentlich die Sache? Wir sind mit Missouri, Zw.-Syn. und allen Kirchen einig, daß die Kirche Christi auf Erden nicht ohne Regiment sein könne; wer auf jegliches Kirchenregiment verzichten wollte, der würde morgen den Schaden schon sehen können. Was aber die Kirche nicht entbehren kann, das hat Gott auch gewollt. Nun aber die theologische Begründung dieser anerkannten und notwendigen Thatsache. Etliche unter uns meinen, daß das Kirchenregiment sich göttlicher Stiftung erfreue, wie ja der Apostel schreibt: Gott hat etliche gesetzt zu Aposteln u. s. w. Sollte aber auch diese Begründung unhaltbar erscheinen, so müßte noch lange keine falsche Lehre daraus werden. Es ist ein merkwürdiger und ebenso beharrlicher Vorwurf, daß durch die sogenannte göttliche Stiftung des Kirchenregiments die Lehre von der Rechtfertigung solle umgestoßen werden. Aber wenn es so wäre, daß Christus ausdrücklich gesagt hätte: In meiner Kirche soll immer ein Bischof oder ein Ober-Kirchenkollegium oder ein anderes Organ die Aufsicht führen, wie wäre damit die Rechtfertigung beeinträchtigt? Es kommt doch darauf an, zu welchem Zweck und für welche Aufgabe Gott etwas ordnet und stiftet. Damit in der Kirche alles ordentlich und ehrlich zugehe, will Gott Regiment und Ordnung. Wenn aber jemand wie die Römischen läme und sagte: „Zu deiner Seligkeit ist das Kirchenregiment nötig!“, dem würde ich sagen: „Du irrst dich! Zu meiner Seligkeit ist allein nötig Gottes Gnade und Christi Blut, dessen ich mich im Glauben tröste, aber das Kirchenregiment ist zur Ordnung nötig!“. In unserer Kirche hat weder der selige D. Hufschke noch ein anderer behauptet, daß das Regiment zur Seligkeit nötig sei. So können wir jene theologische Begründung tragen, wenn es uns auch viel richtiger erscheint zu sagen: Das Kirchenregiment ist nicht extra gestiftet, es bedarf es dessen auch nicht, da es in der Natur der Kirche liegt, sich menschlich zu verassen und zu organisieren. Und es ist die Art des Glaubens, in der Liebe zu dienen und um Christi willen dem Regiment zu gehorchen. Wo gegen Gottes Wort befohlen würde, gehorchen wir nicht einmal der Obrigkeit, die doch gewiß von Gott verordnet ist. Also, wiewohl ich nicht sage, daß das Kirchenregiment göttlichen Rechtes ist, so gehorche ich ihm gern, bete gern für dasselbe im öffentlichen Kirchengebete, denn ich weiß, Gott will gute, christliche Ordnung, und mein Kirchenregiment hält auf solche Ordnungen. Aber sollen wir uns dieser Auffassungen und Begründungen wegen streiten oder gar spalten, sollen wir die theologische Begründung wieder zur Lehre stampeln? Das würde ich für Sünde halten, weil für eine Uebertreibung in der Lehre. Hier muß etlichermaßen Freiheit gewährt werden, und ich rühme es an unserer Kirche, daß sie solcher Freiheit Raum giebt. Die Missouri-Synode übertreibt aber darin, daß sie nicht allein die rechten lutherischen Glaubenssätze, sondern auch deren Begründung gleichmäßig fordert. Die letztere Forderung verursacht unnötigen Streit und ist unlutherisch.“

Herr P. M. hat es verstanden, mit viel sehr verständig und fromm klingenden Worten die Sache so darzustellen, daß die Leser des Kirchenblattes, besonders die einsältigen Christen in der Breslauer Synode, damit sehr zufrieden sein und mit ihrem Urteil über Missouri fertig sein werden, ohne auch diese nur mit Einem Worte gehört zu haben. Es liegt aber in seinen Worten thatsächlich allerlei Betrug verborgen. Es ist dies namentlich der Fall bei dem oft wiederholten Ausdrucke (den er übrigens nicht erfunden, sondern unseren Gegnern, namentlich den Zowaern in Amerika, abgelernt hat): „Theologische Begründung“. Herr P. M. hat sich, obgleich er der breslauischen Irrlehre vom Kirchenregimente nicht beistimmt, wie er ausdrücklich bezeugt, trotzdem

zu ihrem Anwalte, also zu einem Verteidiger der Lüge gemacht, gleich einem Advokaten, der aus irgend einer Ursache eine schlechte Sache übernimmt. Das rächt sich, wenn überhaupt, so vor allem bei den kirchlichen Lehrstreitigkeiten. Denn es steht geschrieben: „Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten“. Herr P. M. weiß (falls ihm nicht der Vater der Lüge bereits die Sinne verwirrt hat), daß es sich in dem Streite über die Lehre vom Kirchenregimente, ebenso wenig wie in dem über die Lehre von der Inspiration oder sonst, um irgendwelche „theologische Begründung“, sondern um ganz etwas anderes handelt. So, wie er die Sache darstellt, ist es ja sehr leicht, uns „Missourier“ als streitsüchtige, rechtshaberische Wortklauber und Theologaster darzustellen. Was der im Sinne hat, der hinter ihm steht, wissen wir wohl. Daß wir aber kurz angeben, um was es sich in diesem Streite eigentlich handelt, so wollen wir es mit Worten der „Öffentlichen Erklärung“ thun, in welchen die in Rede stehende Breslauer Irreligion u. a. also vorgetragen wird:

„Wir weichen demnach nicht von dem rechten Verstand der Symbole noch von der Lehre der Väter, wenn wir gänzlich dafür halten, daß das Kirchenregiment, was es für die gesamtkirchliche Pflege und Leitung einer Anzahl von Gemeinden* thut, auf Gottes Befehl, also nach göttlichem Recht thut, und darum auch, sofern es dabei selbst dem Worte Gottes und seiner amtlichen Instruktion gehorjam bleibt, Gehorjam um Gottes willen fordern kann.“ (S. 28.)

Und:

„So wird nun auch die dritte Streitfrage, ob nämlich das höhere Kirchenregiment die Würde einer geistlichen Obrigkeit mit Recht in Anspruch nehmen und darum nach dem 4. Gebot Ehrerbietung und Gehorjam zu fordern habe, nicht anders als mit Ja beantwortet werden können.“ (S. 35.)

Herr P. M. weiß, daß seine Kirche ohne Gottes Wort etwas für eine „göttliche Ordnung“ ausgiebt und also gegen Gottes Wort (5 Mos. 4, 2) etwas zu Gottes Wort hinzuthut, wie ihm auch nicht unbekannt sein kann, daß dieselbe hier insonderheit gegen das ausdrückliche Wort des Herrn verstößt: „Ihr wißt, daß die weltlichen Fürsten herrschen, und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch“ (Matth. 20, 25). Damit fällt auch zugleich die seinsollende und doch wieder nicht seinsollende „theologische“ oder vielmehr untheologische „Begründung“ mit dem Spruche: „Gott hat etliche gesetzt zu Aposteln u. i. w.“ Denn selbst wenn das Apostelamt in seiner Sonderart noch jetzt fortbestünde (wie die Römischen, Irvingianer und, wie es hier scheint, auch die Breslauer wollen), so wäre doch auch für diesen Fall nichts damit zu machen. Denn auch die Apostel haben, wie aus dem angeführten Worte des Herrn klar ist, ein solches Kirchenregimentsamt, nämlich aus apostolischer Machtvollkommenheit Kirchenordnungen zu machen und für dieselben nach dem 4. Gebote Gehorjam zu fordern, nicht empfangen. So etwas hat der Herr Christus ja geradezu verboten. Wie kann man da noch über „theologische Begründung“ eines Dinges streiten wollen, welches der Herr der Kirche überhaupt gar nicht haben will?!

Herr P. M. will es noch nie verstanden haben, daß die Breslauer Irreligion von einem gottgestifteten höheren Kirchenregimente den Haupt- und Grundartikel von der Rechtfertigung „beeinträchtigt“. Er fragt, wie denn die Rechtfertigung beeinträchtigt wäre, wenn der Herr Christus ein solches Amt gestiftet hätte? Wir wollen auch hierauf die Antwort nicht schuldig bleiben.

Wohl könnten wir uns nicht bloß denken, daß Gott der Herr in seiner Kirche solch ein Amt stiften (denn Er kann ja

* Auf die Frage, wie viele Gemeinden dazu gehören, um nach Breslauer Begriffen eine „Kirche“ zu sein (denn eine einzelne Gemeinde soll noch keine Kirche sein), haben wir nie eine Antwort bekommen können.

thun, was Er will) und uns auch unter solchem Regiment selig machen könnte: Er hat thatsächlich etwas dem ähnliches im Alten Testamente gestiftet. Allein die Zeit des Alten Testaments ist nun längst vorbei. Wir beweisen das zum Ueberflusse und mit besonderer Beziehung auf den in Rede stehenden Punkt mit folgenden Worten. Es steht geschrieben: „Ich sage aber, so lange der Erbe ein Kind ist, so ist unter ihm und einem Knechte kein Unterschied, ob er wohl ein Herr ist aller Güter. Sondern er ist unter den Vormündern und Pflegern bis auf die bestimmte Zeit vom Vater. Also auch wir, da wir Kinder waren, waren wir gefangen unter den äußerlichen Satzungen. Da aber die Zeit erfüllt ward, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe und unter das Gesetz gethan, auf daß er die, so unter dem Gesetze waren, erlösete, daß wir die Kinderschaft empfangen.“ Es ist wahr: Die Kinder Gottes im Alten Testamente (die gab es wirklich, trotz Kliefoth und allen neumodischen Theologen) waren wirklich durch den Glauben an den zukünftigen Christum gerechtfertigt von ihren Sünden, obgleich sie unter den „Vormündern und Pflegern“ standen. Ja, wir streiten auch den einfältigen Seelen, welche noch jetzt unter der Vormundschaft des Papstes, eines Breslauer oder sonstigen höheren Kirchenregimentes stehen, die Rechtfertigung und also Christentum und Seligkeit nicht ab. Die armen Leute wissen wohl noch gar nicht, was für königliche Rechte sie in der Kirche eigentlich haben. Sie sind noch in dem Zustande des „Erben“, so lange er ein Kind ist. Man hat ihnen ihre Mündigkeitserklärung vorenthalten. Aber die Lehre, als dürften nicht bloß, sondern müßten gar noch jetzt, wie im Alten Testamente, „Vormünder und Pfleger“ sein, diese Lehre streitet wider die Rechtfertigung, denn sie streitet wider die uns von Christo teuer erkaufte Kinderschaft und christliche Freiheit. Es ist nun einmal etwas anderes, im Alten und im Neuen Testamente leben. Im Alten Testamente war es der Wahrheit gemäß, auf den zukünftigen Christum zu warten. Und so war es auch der göttlichen Bestimmung und Ordnung gemäß, im Schatten der Vorbilder zu wandeln, unter dem Zuchtmeister des Gesetzes zu stehen und den Vormündern und Pflegern unterworfen zu sein. Denn „Ehe der Glaube kam, wurden wir unter dem Gesetze verwahrt und verschlossen auf den Glauben, der da sollte offenbaret werden. Also ist das Gesetz unser Zuchtmeister gewesen auf Christum, daß wir durch den Glauben gerecht würden. Nun aber der Glaube gekommen ist, sind wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister. Denn ihr seid alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christo Jesu. Denn wie viel euer getauft sind, die haben Christum angezogen. Hier ist . . . kein Knecht noch Freier . . . denn ihr seid allzumal Einer in Christo“ (Gal. 3, 23 ff.). Die Juden aber sind es, die uns in das Alte Testament zurückschrauben möchten, und jüdische Lehren sind es daher, mit welchen die Römischen, Breslauer und zahlreiche andere sich heutzutage umtreiben. Und die sollten nicht unsere Rechtfertigung „beeinträchtigen“? Erst müßten vorstehende Sprüche aus der Bibel ausgekratzt werden. Ja, erst müßte es nicht wahr sein, daß Christus gekommen ist und alles Schattenwerk des Alten Testaments aufgehört hat. So wenig wir noch jetzt auf den Messias warten, so wenig wollen wir uns wieder unter die „Vormünder und Pfleger“ zwingen lassen. Denn es steht geschrieben: „Ihr seid teuer erkaufte; werdet nicht der Menschen Knechte“ (1 Kor. 7, 23) und: „So bestehet nun in der Freiheit, damit uns Christus befreiet hat, und laßt euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen“ (Gal. 5, 1).

Herr P. M. glaubt die Irrlehre seiner Kirche damit entschuldigen zu können, daß er sagt, man halte ja doch das Kirchenregiment für „nicht nötig zur Seligkeit“. Nun, was das betrifft, so würden es auch am Ende die Römischen damit nicht so genau nehmen. Auch sie erkennen noch die Kottau an. Auch sie halten noch nicht ohne weiteres alle Protestanten für verdammt. Es läßt sich aber mit dem „nötig zur Seligkeit“ allerlei Gedankenspiel treiben, wie auch Herr P. M. hier gethan hat. Er sagt: „Zu meiner Seligkeit ist allein nötig Gottes Gnade und Christi Blut, dessen ich mich im Glauben tröste, aber das Kirchenregiment ist zur Ordnung nötig.“ Wir glauben nicht, daß Herr P. M. Gottes Wort und Sakrament wird als zur Seligkeit unnötig ausschließen wollen. So ist's also schon nichts mit der Vollständigkeit jenes Satzes von dem, was nötig sei. Wiederum aber fragt sich's, wie man das „zur Ordnung nötig“ verstehen soll. Jedenfalls ist ein wider Christi Ordnung (Matth. 20, 25) gestiftetes „Kirchenregiment“, unter dem Vorgeben, es sei „von Gott gestiftet“ und habe in Mitteldingen (zuwider der christlichen Freiheit) nach dem 4. Gebote Gehorsam zu fordern, nicht allein „zur Ordnung“ nicht nötig, sondern sogar schädlich. Und was sollen diese menschlichen Unterscheidungen zwischen „nötig zur Ordnung“ und „nötig zur Seligkeit“ helfen, so lange um des 4. Gebotes willen auf die hohe Wichtigkeit des Kirchenregimentes und des Gehorsams gegen dasselbe gedrungen und die Leugnung derselben als Kezerei („Independenzismus“) gebrandmarkt wird?

Hören wir doch, was hierüber unser Bekenntnis sagt (wir setzen dabei die Stellen in Klammern, wo von der Notwendigkeit der Menschenzungen zur Seligkeit die Rede ist, weil wir den Breslauern diese falsche Lehre nicht unterschieben wollen). So lesen wir im 28. Artikel der Augsburgerischen Konfession: „Item die menschliche Sazung aufrichten, thun auch damit wider Gottes Gebot, daß sie Sünde setzen in Taten und dergleichen Dingen, und beschweren also die Christenheit mit der Knechtschaft des Gesetzes, eben als müßte bei den Christen ein solcher Gottesdienst sein, (Gottes Gnade zu verdienen)*, der gleich wäre dem levitischen Gottesdienst, welchen Gott solt den Aposteln und Bischöfen befohlen haben aufzurichten, wie denn etliche davon schreiben, stehet auch wohl zu glauben, daß etliche Bischof mit dem Exempel des Gesetzes Moses sind betrogen worden**, daher so unzählige Sazungen kommen sind, daß eine Todssünde sein soll***, wenn man an Feiertagen eine Handarbeit thue, auch ohne Aergernis der anderen, daß eine Todssünde sei, wenn man die Siebenzeit nachläßt“ u. s. w., daß — setzen wir hinzu — eine Todssünde sei, eine Anordnung des höheren Kirchenregimentes nicht zu befolgen. „Woher haben denn die Bischöfe Recht und Macht, solche Aufsätze der Christenheit aufzulegen, die Gewissen zu verstricken?“ u. s. w. Und: „Solche Ordnung gebührt der christlichen Versammlung um der Liebe und Friedens willen zu halten†, und den Bischöfen und

* Gegenüber dem etwaigen Einwand, als gehöre das „Gottes Gnade zu verdienen“ notwendig in den Zusammenhang und lasse sich von dem Folgenenden nicht trennen, ist zu merken, daß der levitische Gottesdienst keineswegs eingesetzt war, Gottes Gnade zu verdienen. Denn das konnten und sollten die Menschen auch im Alten Testamente nicht.

** Man hat wohl ähnlich, wie jetzt Herr P. M., gesagt: „Könnte nicht Gott solche Ordnung machen, ja hat er nicht durch Moses selbst solche Ordnung gemacht?“

*** Natürlich muß einem Christen auch eine offenbare Sünde gegen das 4. Gebot, für welche der Ungehorsam gegen das Kirchenregiment ausgegeben wird, eine Todssünde sein, also daß ihm um einer von Menschen zur Sünde gemachten Sache willen die Absolution verweigert werden wird, ja daß er um derselben Sache willen in irrendem Glauben den Glauben verlieren kann.

† Hier möchte jemand fragen, was an der „theologischen Begründung“ liege, wenn doch einmal Ordnung gehalten werden sollte?

Pfarrherren in diesen Fällen gehorsam zu sein, und dieselben so fern zu halten, damit in der Kirche keine Unordnung oder wüstes Wesen sei. Doch also, daß die Gewissen nicht beschweret werden (daß man's für solche Ding halte, die not sein sollten zur Seligkeit), und es dafür achte, daß sie Sünde thäten, wenn sie dieselben ohn der anderen Aergernis brechen“ u. s. w. Ja, was die Breslauer immer sagen mögen von „nötig“ oder „nicht nötig zur Seligkeit“, so gehört das alles zu jenen „Disputationes“ und „Fallstricken des Gewissens“, von denen das Bekenntnis weiter sagt: „Denn wiewohl sie sich unterstehen, menschliche Aufsätze zu lindern und epizieren, so kann man doch keine *επιτελευταια* oder Vinderung treffen, so lang die Meinung stehet und bleibet, als sollten sie vonnöten sein. **Nu muß dieselbig Meinung bleiben, wenn man nichts weiß von der Gerechtigkeit des Glaubens und von der christlichen Freiheit.**“

Wenn Herr P. M. sagt: „Wiewohl ich nicht sage, daß das Kirchenregiment göttlichen Rechtes ist, so gehorche ich ihm gern, bete gern für dasselbe im Kirchengebete“ u. s. w., so ist das nicht lutherisch. Luther sagt (gemäß Gal. 2, 4, 5!): „Wenn der Papst gebeut zu beichten, Sakrament empfangen, fasten, Fisch essen, und alle ander seine Gebot, und will darauf dringen, man muß es thun aus Gehorsam der Kirche; so soll man nur frisch mit Füßen drein treten und das Widerspiel thun, daß er's geboten hat, auf daß die Freiheit bleibe. Wenn er's aber nicht geböte, so sollt man ihm zu Willen das halten mit denen, die es hielten, und wiederum lassen mit denen, die es ließen, und sagen, wie Christus sagt: Des Menschen Sohn ist ein Herr auch des Sabbats, schweige solcher Menschengeßez. Denn aus solcher Freiheit halten, schadet nichts, weder am Glauben noch am Evangelio; aber aus Not und Gehorsam halten, veriltigt Glauben und Evangelium.“ (Predigt am 4. Abd. über Phil. 4, 4—7. E. A. 7, 120). Aus diesen letzten Worten ist zugleich klar, mit welchem Unrechte auch Herr P. M. wieder den Gehorsam gegen sein Kirchenregiment mit dem Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit auf eine Stufe stellt. Denn die weltliche Obrigkeit ist von Gott gestiftet, das Kirchenregiment nicht. Der weltlichen Obrigkeit sind wir nach dem 4. Gebote Gehorsam schuldig in allem, was nicht Sünde ist, also in Mitteldingen. Das aber ist gerade der Unterschied, um den sich's handelt, daß wir in solchen Mitteldingen, die, wie Luther in jener Predigt sagt, „an ihnen selbst frei und nicht wider den Glauben noch die Liebe sind“, in der Kirche derart frei sind, daß uns die „Kirche“ oder wer immer im Namen der Kirche schlechterdings nichts zu gebieten hat. Alles, was anders geschieht, geschieht, wie Luther sagt, „aus einem tyrannischen Geist“. — Und für ein solches „Kirchenregiment“ sollten wir beten? Ja gegen ein solches.

Und bei dem allen rühmt nun Herr P. M. die „Freiheit“ seiner Kirche, der Freiheit nämlich, daß sie der falschen Lehre und einem gottwidrigen, tyrannischen Regimente „Raum giebt“. Das ist freilich eine andere Freiheit als diejenige ist, welche uns der Herr Christus mit seinem Blute erworben hat. Wenn demnach Herr P. M. diesen Abschnitt seines Aufsatzes mit den Worten schließt:

„In Summa, was die Lehre angeht, so preisen wir den treuen Gott, daß er unserer Kirche sein Wort, die rechte Lehre, ohne unser Verdienst und Würdigkeit gnädiglich erhalten hat, dabei wollen wir auch bleiben“,

so ist das an und für sich schon traurig, daß so etwas von einer falschen Kirche mit Bezug auf deren falsche Lehre gesagt

Allerdings sehr viel. Ähnlich, wie etwa an der „theologischen Begründung“ gelegen ist, ob man gute Werke thun solle, um dadurch selig zu werden oder damit seinen Glauben zu beweisen.

wird, noch trauriger aber wird es dadurch, daß es von einem Manne gesagt wird, welcher die falsche Lehre als falsch erkannt hat, aber durch den Geist des Indifferentismus und Synkretismus geblendet, dahin gekommen ist, die falsche Lehre für gänzlich gleichgültig zu halten, ja sogar noch ihr den Vorzug vor einem klaren und entschiedenen Bekenntnisse zur Wahrheit zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Austrittserklärung aus der Leipziger Mission.

(Eingefandt von Missionar a. D. Kempf.)

An ein hochwürdiges Missionskollegium in Leipzig.

Unterzeichneter teilt ergebenst folgendes mit:

Unter dem 23. Juli wurde die Ausbezahlung meiner Pension von Herrn Senior Pamperrien sistiert und zwar darum, weil ich mich geweigert habe, einen von ihm zweimal in ehrenrühriger Weise an mich gesandten Brief in Empfang zu nehmen. Diese Sistierung, so ungerecht und tyrannisch sie auch ist, erschreckte mich nicht und befremdete mich nicht; sie ist nur ein weiterer Beleg für den Geist, der die Missionsleitung seit einigen Jahren beseelt. Mit dieser Sistierung erachte ich mein Verhältnis zur Leipziger Missionsgesellschaft gelöst und, Gott sei Dank, füge ich hinzu, denn der Missionsblattbericht über das Fest in Leipzig ließ mich nicht mehr in Zweifel über die Stellung, die ich in Zukunft der Leipziger Mission gegenüber einzunehmen habe. Ich hatte noch zu hoffen gewagt, daß auf der Generalversammlung sich Stimmen erheben würden gegen das unchristliche, unlautere und herzlose Verfahren des Herrn Direktors in der Sache der beiden Missionare Nätzer und Mohn; ich hatte gehofft, daß wenigstens einige der Deputierten, der Sache auf den Grund sehend, Zeugnis ablegen würden für die in den beiden treulutherischen Missionaren verfolgte und verleugnete Wahrheit, nachdem alle Proteste und Vorstellungen hiesiger Missionare erfolglos geblieben, ja, zum Teil nicht einmal einer Antwort gewürdigt wurden. Allein es ist — wie der Missionsblattbericht für jeden Kundigen ausweist — der Kunst der Verdrehung und Lüge gelungen, die „einmütige“ Zustimmung der Generalversammlung zum Verfahren gegen die beiden Missionare zu erzielen. Zwar ist die Generalversammlung damit nicht entschuldigt. Gott, der die Wahrheit ist, wird von ihr Rechenschaft fordern für die Verleugnung der gerechten Sache. Mit dieser „einmütigen“ Zustimmung der Generalversammlung hat aber die Leipziger Mission ihr Recht und ihren Beruf als „lutherische Mission“ definitiv verwirkt und ihren Untergang als solche besiegelt. Der Jubelton, mit dem der Festbericht endet, wird ihr so wenig helfen als das Herr Herr sagen der Matth. 7, 21—28 Beschriebenen, oder das Pochen der Juden auf ihre Abstammung von Abraham als Gottes Volk. Es wird immer klarer werden, daß der Herr mit seinem Segen von ihr geschieden ist, weil sie sich von ihm geschieden hat und das Eine, was ihr noch helfen könnte — aufrichtige Buße — in trotziger Selbstverblendung verschmäht.

Weder das persönlich erfahrene Unrecht, noch die gehässigen Verleumdungen und Anklagen, für die mir der schriftliche Beweis dreimal verweigert wurde, treiben mich dazu, meine Verbindung mit der Leipziger Mission zu lösen, sondern der durch die „einmütige“ Zustimmung der Generalversammlung besiegelte Abfall von der göttlichen Wahrheit.

Gewiß, der Herr ist noch und nimmer nicht von seinem Volk geschieden. Er bleibt bei den Seinen, die Ihn bekennen, sein Wort behalten und um seinetwillen geschmäht werden alle

Tage bis an der Welt Ende. Er bleibt ihre Zuversicht, ihr Segen, Heil und Frieden. Er wird auch Wege und Mittel finden, damit sein Wort im Tamulenlande nicht untergehe.

Ergebenst

Percaud, am 10. S. p. Tr.,
den 29. Juli 1894.

J. M. Kempf,
ev.-luth. Missionar a. D.

Von der Leipziger Mission

wird der „Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung“ (Nr. 36 vom 7. Sept.) u. a. folgendes geschrieben:

„Die beiden früheren Leipziger Missionare Nätzer und Mohn, über deren Entlassung wir unseren Lesern in dem Bericht des Leipziger Missionsfestes (Nr. 22, Sp. 513) Näheres mitteilten, haben sich der Missionsnische in Amerika zugewandt. Wie man in amerikanischen Blättern liest, geht man in den Kreisen jener Synode mit dem Gedanken um, die soeben begonnene Mission in Japan aufzugeben und statt dessen mit Hilfe der beiden entlassenen Missionare in Indien eine Mission zu gründen. Es fehlt auch nicht an Andeutungen, daß eine Gegenmission auf dem Leipziger Missionsgebiet im Tamulenlande geplant werde. Wir sind nicht in der Lage, diese Gerüchte auf ihre Wahrheit zu prüfen, doch erscheint es uns schwer glaublich, daß die Missionsnische in dieser Weise sich in so entschiedenen Widerspruch zu dem apostolischen Grundsatz (Röm. 15, 20) setzen sollte, abgesehen von der Verwirrung, die dadurch unter den heidnischen Gemeinden eintreten würde.

Ueber Missionar Kempf, dessen sich die Leser gleichfalls aus dem Missionsfestbericht erinnern werden, schreibt neuerdings das „Leipziger Missionsblatt“: „Das Missionskollegium hatte für den Missionar Kempf, welcher nach seiner Pensionierung Indien nicht verlassen hat, sondern eine Kaffeeplantage auf den Scherwarang-Bergen bewirtschaftet, trotz erheblicher gegen sein früheres persönliches und amtliches Verhalten in Indien bestehender Beschwerden eine Verwendung in der Heimat in Aussicht genommen, nachdem sein Versuch, in der dänischen Mission Anstellung zu finden, fehlgeschlagen war. Es war dabei die Rücksicht auf Missionar Kempfs Familie wesentlich mitbestimmend gewesen. Derselbe hat aber die Annahme des Briefes, in welchem der Senior im Auftrage des Missionskollegiums ihm das bezügliche Anerbieten machte, verweigert, und hat die Mission, deren Brot er ist, ohne Veranlassung in schmachlicher Weise öffentlich angegriffen. Infolgedessen ist dem Missionar Kempf die Pension entzogen worden. Derselbe hat auch einem nachträglich eingelaufenen Briefe zufolge selbst seine Verbindung mit unserer Mission ganz gelöst.“ Wie wir hören, begründet er seine Abreise an die Leipziger Mission mit deren „Abfall von der göttlichen Wahrheit“, ein Vorwurf, den er freilich erst erhob, nachdem die Zahlung seiner Pension sistiert war. Was die gegen Kempf bestehenden Beschwerden betrifft, so möchten wir, um falschen Vermutungen vorzubeugen, auf Grund zuverlässiger Nachrichten mitteilen, daß sie sich u. a. auf lange und häufige Abwesenheit Kempfs von seiner Station bezogen, worüber er zudem gegenüber dem Kirchenrat nicht die erwünschte Offenheit walten ließ; dazu kamen noch Klagen über wiederholtes gewaltthätiges Auftreten in der Gemeinde mit Mund und Hand. — Mögen nun für die Leipziger Mission die betrübenden Erfahrungen von „Rotten und Verrissen“ damit abgeschlossen sein, und sie sich weiter ungestört auf ihrem alten Grund von Gottes lauterem Wort gemäß unserem teuren lutherischen Bekenntnis erbauen!“

Was die in unserer Kirche zur Zeit umgehenden Gedanken über Gründung einer neuen Mission betrifft, so bemerken wir dazu folgendes:

Es ist ein Irrtum, daß in Japan unsererseits eine Mission „soeben begonnen“ sei. Wohl hat die Absicht bestanden, doch scheint es jetzt, als wolle der Herr das hindern und uns den Weg gerade nach Indien weisen. Da wundert es uns nun freilich nicht, daß solches der Leipziger Mission und ihren Freunden durchaus nicht genehm sein würde. Auffallend ist aber allerdings, daß letztere nun auf einmal anfangen, sich auf die Schrift zu berufen, die doch sonst bei ihnen nicht so viel wert gehalten wird, daß sie sich hätten entschließen können, sich zu ihrer göttlichen Eingebung einmütig zu bekennen und ein solches Bekenntnis als alleinberechtigtes in der Mission zu fordern, ja daß sie sogar die solches fordernden Missionare Nätzer und Mohn um deswillen „einmütig“ abgesetzt haben.

Besehen wir aber doch den von ihnen vorgebrachten, angeblichen Schriftgrund, welcher einer etwa in Indien, und zwar im Tamulenlande von Missouri zu gründenden Gegenmission im Wege stehen soll, so drängt sich alsbald von selbst die Frage auf, gegen welchen anderen Apostel denn etwa der Apostel Paulus eine „Gegenmission“ hätte aufrichten sollen oder können? Es wäre ja möglich, daß unter den Freunden der Leipziger Mission, die ja bekanntlich allerlei verschiedenen „Richtungen“ angehören und überall von der einmütigen, irrumslosen Lehre der Apostel nicht viel wissen oder nicht viel darauf geben, neuerdings auch aus der Schule derer sich etliche finden sollten, die da meinen, Paulus und Petrus seien Antipoden gewesen. Kirchlich verbunden sind ja die Leipziger mit solchen. Wir, als evangelisch=lutherische Christen, wissen davon nichts. Wir sind erbaut und gedenken uns ferner zu erbauen auf dem Grunde der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist. Also Röm. 15, 20 gehört überhaupt gar nicht hierher, weil daselbst von „Gegenmission“ überhaupt nicht die Rede ist, hier aber es sich nicht um etwaige Eingriffe in das Gebiet einer rechtgläubigen Mission, sondern um eine Gegenmission gegen eine schon bestehende falschgläubige handelt.

Wenn man hätte einigermaßen Sinn in die Sache bringen wollen, so hätte man allenfalls 1 Petr. 4, 15 anführen können, wo geschrieben steht, daß man nicht „in ein fremdes Amt“ greifen solle. Indessen wäre es füglich abzuwarten, ob die Missourier sich unberechtigte Uebergreife in die Gemeinden oder den speziellen Wirkungsbereich der Leipziger erlauben würden. Vor der Hand kann davon doch wohl nicht die Rede sein. Denn Gegenmission ist doch wohl noch etwas anderes als in ein fremdes Amt greifen. So viel wir aber wissen, haben die Leipziger selbst ihrer Zeit eine Gegenmission gegen römische, reformierte und dergl. andere Missionen gegründet und erhalten sie bis diesen Tag. Ob das auch gegen Röm. 15, 20 sei, mögen sie sich selbst sagen.

So bliebe denn den Leipziguern wohl weiter nichts übrig, als die Behauptung, sie seien aber eine „evangelisch=lutherische“ Mission. Aber das ist ja gerade die Sache, daß sie das nicht sind und daß sie lügen, wenn sie es sagen. Ja, nicht allein, daß diese Mission bloß von dem lutherischen Bekenntnisse in seinen Unterscheidungslehren abgefallen wäre: Sie hat ja neuerdings den bisher wenigstens noch allen christlichen Denominationen gemeinsamen Grund, das ausschließliche Bekenntnis zur heiligen Schrift, verlassen, indem sie ein einmütiges Bekenntnis zu deren göttlicher Eingebung nicht allein verweigert, sondern sogar die Alleinberechtigung dieses Bekenntnisses durch gewaltsame Abjegung zweier Missionare abgewiesen hat.

Was ferner die „Verwirrung“ betrifft, so sahen sich schon im Jahre 1876 die vier aus der Leipziger Mission um ihres Glaubens und Bekenntnisses willen austretenden Bekenner genötigt, den Vorwurf, als ob sie „Verwirrung“ anrichteten, mit Berufung auf Eliä dem Könige Ahab gegebene Antwort von sich abzuweisen. So gilt es heute mit demselben Rechte, ja noch viel mehr, nachdem der Abfall der Leipziger so viel offener geworden ist. „Bist du, der Israel verwirret?“ So redete bekanntlich Ahab den Eliä an. Derselbe aber sprach: „Ich verwirre Israel nicht, sondern du und deines Vaters Haus, damit, daß ihr des Herrn Gebote verlassen habt, und wandelt Baalim nach.“ (1 Kön. 18, 17. 18.) In der That: Die Verwirrung ist nicht eine geringe, welche die Leipziger Mission und ihre Führer angerichtet haben. Oder soll das noch nicht Verwirrung genug sein, daß zwei treue Zeugen der göttlichen Wahrheit, derselben, für welche die Leipziger Mission, zumal um ihres „lutherischen“ Namens willen, in Deutschland und Indien eigentlich

hätte auftreten, ja, wenn es sein müßte, hätte leiden sollen, um dieses ihres christlichen Zeugnisses und Bekenntnisses willen von ihr abgesetzt worden sind? Und eine solche Mission will noch von „Verwirrung“ reden, wenn man nur daran denkt, gegen sie einen Gegenaltar aufzurichten? Möge sie sich doch mit ihren Vorwürfen an die römischen oder reformierten Gegenmissionen wenden, wenn sie Lust hat. Aber sie wissen wohl, daß ihnen dieselben nicht so gefährlich sind, wie eine etwaige „missourische“ es werden könnte. Denn eine solche würde ja für die Leipziger ein fortwährendes Gewissen sein; sie würde auch die Lüge und Heuchelei derselben allein schon durch ihr bloßes Dasein öffentlich strafen; denn sie würde das sein, was die Leipziger Mission zu sein fälschlich vorgiebt: Evangelisch=lutherische Mission. Die Verwirrung, welche allerdings durch das Gegeneinanderarbeiten zweier „lutherisch“ sich nennender Missionen entstehen könnte und entstehen würde, zumal bei dem Charakter der Tamulen, wie man uns davon berichtet, würde lediglich auf Rechnung der Leipziger und deren Verleugnung, ja Verfolgung der christlichen Wahrheit kommen. Oder glauben etwa die Leipziger, sie könnten durch ihre gottlosen Absetzungsbefehle auch das göttliche Recht einer wahrhaft evangelisch=lutherischen Mission in Indien wegdekretieren?

Was endlich den Missionar a. D. Kempf betrifft (dessen Austrittserklärung wir an anderer Stelle d. Bl. mitteilen), so sind wir zwar nicht in der Lage, dessen Sache gegenüber allen einzelnen, gegen ihn erhobenen Anschuldigungen vertreten zu können. Um gerecht urteilen zu können, wird man erst beide Teile hören müssen. Wenigstens ist das unsere Praxis, wenn es auch bei den Freunden der Leipziger Mission anders zu sein scheint. Das aber glauben wir doch zur Entschuldigung Kempfs sagen zu müssen, daß sein Zeugnis für die Wahrheit und auch gegen die in der Leipziger Mission herrschende Unwahrheit, wie es z. B. in seinem Schriftchen: „Ueber unsere Pflicht und Aufgabe bei den kirchlichen Wirren der Gegenwart“ (Zwickau, Herrmann) und namentlich in Nr. 29 der „Neuen lutherischen Kirchenzeitung“ vom 22. Juli vorliegt, abgelegt worden ist, bevor die Zahlung seiner Pension sistiert war, was unter dem 23. Juli in Indien geschah. Ja, müssen doch die Leipziger sich selbst lügenstrafen, indem sie bekennen, die Entziehung der Pension sei „insolgedessen“ geschehen, daß Kempf sie „öffentlich angegriffen“ (d. i. gegen ihren „Abfall von der göttlichen Wahrheit“ gezeugt) hatte, wozu sie selbst allerdings „Veranlassung“ genug gegeben hatten. Daraus aber, daß Kempf erst „nachträglich“ seine Verbindung mit der Leipziger Mission gelöst hat, sollten ihm doch wohl diejenigen am allerwenigsten einen Vorwurf machen, die sonst nur von „voreiliger“ Separation zu reden wissen. Ueber das alles aber geben uns die Beweise unevangelischen Verfahrens, ja der Unlauterkeit, welche die gegenwärtigen Führer der Leipziger Mission, namentlich in der Räther-Mohn'schen Sache geliefert haben, keineswegs Gewähr oder legen auch nur die Annahme nahe, daß ihren Worten ohne weiteres Glauben zu schenken sei.

Wenn aber jener Bericht mit den Worten schließt: „Mögen nun für die Leipziger Mission die betrübenden Erfahrungen von ‚Kotten und Aergernissen‘ damit abgeschlossen sein, und sie sich weiter ungestört auf ihrem alten Grund von Gottes lauterem Wort gemäß unserem teuren lutherischen Bekenntnis erbauen!“, so bestätigt dies leider nur, wie sehr bereits der Geist der Heuchelei und Verstockung in jener einst so gesegneten Mission um sich gegriffen hat.

H—r.

Nachrichten und Bemerkungen.

Die Hannoversche Pfingst-Konferenz betreffend, wünscht Herr P. Plathner-Hermannsburg eine „Berichtigung“ unserer Mitteilungen in Nr. 17 d. Bl. über P. Wynecens lästerliche Reden wider die Inspiration der Schrift. Wir sind jedoch nicht in der Lage, von dem dort Gesagten irgend etwas zurückzunehmen, da für die Wahrheit unseres Berichtes Ohrenzeugen vorhanden sind, deren einer das Gehörte auf der Stelle notiert hat und dessen Mitteilungen sich als zuverlässiger erweisen als die erwünschte Berichtigung P. Plathners, dem leicht mancherlei zu entgegen scheint, wie aus folgendem ersichtlich. Herr P. Plathner schreibt u. a.: „Allerdings waren auf der Konferenz einige, wenige Pastoren, die von der elenden modernen Theologie, richtiger Phrasologie, infiziert sind, aber die wagten sich nicht heraus. Die Konferenz im großen will mit diesem Lug und Trug absolut nichts zu thun haben. Wäre eine solche Behauptung, wie die, die Wortinspiration sei der Unglaube, auch nur angedeutet worden, so würde nicht nur von mir, sondern auch von vielen anderen sofort dagegen energisch protestiert worden sein. Von der frivolen Niederlichkeit, mit welcher die moderne Theologie die kirchliche Inspirationslehre glaubt zu den Toten werfen zu können, will die Konferenz nichts wissen; das kann ich bezeugen, und ich besuche die Konferenz, wenn auch mit kleinen Unterbrechungen, seit über 25 Jahren.“ Wie unzuverlässig dieses „Zeugnis“ Herrn P. Plathners ist, wird sofort jeder sehen, der die „Hannoversche Pastoral-Korrespondenz“, das Organ der „Hannoverschen Pfingst-Konferenz“, kennt, ein Blatt, dessen „Lug und Trug“, insonderheit dessen „frivole Niederlichkeit“ in Behandlung der kirchlichen Inspirationslehre, namentlich aus der Feder des vor-maligen Redakteurs, des Sup. Meyer-Willershausen, wie auch gerade des nach Herrn P. Plathners Meinung, im Bekenntnis unserer lutherischen Kirche stehenden P. Dr. Wynecen-Edesheim seit Jahren hinlänglich bekannt ist, während von einem „energischen Proteste“ P. Plathners oder irgend eines, geschweige denn „vieler anderen“ dagegen noch nie auch das Geringste verlautet ist, ebenso wenig, wie etwa von einem Proteste P. Plathners gegen die Leugnung der Inspiration seitens seiner Hermannsburgers Amtsbrüder Ehlers und Wagner. — Eine andere Berichtigung unserer früheren Mitteilungen über die „Hann. Pfingst-Konf.“ zu geben sahen wir uns jedoch unter dem Titel „Merkwürdiger Widerspruch“ an anderer Stelle d. Bl. (s. Nr. 19.) bereits veranlaßt.

Das Kreuzblatt sucht in dem seit einiger Zeit auch in eigener Mitte entstandenen Kampfe um die Lehre von Kirche und Amt je länger je mehr abzumiegeln, so jedoch, daß die ans Licht getretenen Irrlehren beharrlich, bald als die alleinige Wahrheit, bald als zu dundernde „Meinung“ festgehalten werden. So schließt in Nr. 33 vom 19. August ein „Zeugnis für Bilmars“ von Ph. Diez damit, daß B.s Lehre vom geistlichen Amte „in keinem Punkte ‚romanisierenden Sauerkeit‘ enthält, welcher zu beseitigen wäre, um größeren Schaden zu verhüten, dieselbe vielmehr in der heiligen Schrift und den Bekenntnissen der lutherischen Kirche so sehr begründet ist, daß uns jede Beanstandung oder gar Bekämpfung derselben vom lutherischen Standpunkte aus im höchsten Grade bedenklich erscheint.“ P. Bingmann dagegen bedauert wieder aufs Lebhafte, daß Bilmars überhaupt in die Debatte gezogen ist, und verweist seinerseits wieder auf einen weiter unten abgedruckten Brief eines Laien, in dem sich folgende Blüten finden: „Wohl ist es der Kirche noch nicht gegeben, das rechte Wort in der Frage über Kirche und Amt zu finden. Wer verbürgt es aber, daß es der streitenden Kirche auf Erden je gegeben wird?“ — Wozu haben wir denn eigentlich die Bibel? Derselbe „Lai“ glaubt dann nicht bloß vor Union, sondern auch vor „Uniformierung“, d. h. vor Einigkeit im Geiste warnen zu müssen, nennt die betreffenden Fragen „unwesentliche Fragen“ und bittet „um des Friedens willen die Verhandlungen über die Frage von Kirche und Amt, soweit solche nötig sind — in geschlossenen theologischen Kreisen mit brüderlichem Entgegenkommen zu führen und nur das Notwendige vor die Gemeinden zu bringen“ — wie uns scheinen will, im Sinne jenes gutgesinnten medlenburgerischen Edelmannes, welcher sagte: „Die Theologen machen das unter sich ab, und wir nehmen es dann an.“ Endlich aber läßt auch P. Stromburg in einer „Erklärung“ sich nochmals u. a. also vernehmen: „Daß die Absicht eines Angriffs gegen die Verfassung unserer Kirche meinen Worten fern lag, geht schon hervor aus der Bezugnahme auf die sog. Uebertragungslehre, die bekanntlich in unserer kirchlichen Verfassung keinen Raum hat und von unserer gesamten Kirche nicht anerkannt wird. Darin liegt zugleich der Zweck meiner Worte. Meine Gemeinden sollten gegenüber dem sog. Gemeindeprinzip mit der Uebertragungslehre näher unterrichtet werden über die schrift- und bekennnismäßige Lehre vom Predigtamt, um eine feste Stellung einnehmen zu können gegen Gefahren, die von außen herdrohen von seiten solcher, die dem Gemeindeprinzip huldigen. Geschrieben habe ich also nur zur Abwehr von prinzipiellen Gegensätzen, die geeignet scheinen, die Einigkeit meiner Gemeinden zu stören, die Verwirrung in dieselben hineinzutragen und so die Wirksamkeit der Predigt des Evan-

geliums zu beeinträchtigen.“ Mit Erlaubnis zu fragen: Was sind denn das für prinzipielle Gegensätze, da man doch sagt, es seien bloße „Verfassungsfragen“? Und was ist denn das eigentlich: „Gemeindeprinzip“ und „Uebertragungslehre“? Warum haben die „keinen Raum“ und sind „nicht anerkannt“? Und welches ist denn nun eigentlich die „schrift- und bekennnismäßige Lehre vom Predigtamt“ und wo ist die „feste Stellung“? Das alles wird wohl „noch nicht klar“ sein. Aber, nicht wahr, die „Missourier“ und ihre Lehre müssen verurteilt werden, auch wenn einem weder dieses noch jenes klar ist? Denn das thun sie ja doch alle. Und was alle thun, wird ja wohl auch recht sein?

„Geschützfeuer, knatterndes Gewehrfeuer, wunde, sterbende Krieger, in den Tod jagende Reitercharen, meilenweit Schlachtfelder — aber endlich die weiße Fahne auf Sedans Mauern! Lebensvoll treten uns die Gestalten der lieben Felden entgegen: Wilhelm, Friedrich, Roon, Moltke — wo sollte man enden? Die meisten der Felden sind schon dahingefunken. Wir aber gebeten ihrer. Thun wir es auch wirklich? Sind wir diesen großen Männern für jene gewaltige Zeit auch von Herzen dankbar? Gott weiß es, der in die Herzen sehen kann. Sie haben Schweiß und Blut für uns vergossen. Sind das nicht ernste Fragen: ob unser Volk seinem Gott auch treu geblieben ist, der es so reichlich geegnet hat — ob es das Gedächtnis jener großen Toten auch recht pflegt? Undankt ist der Welt Lohn —, aber nicht der Christen! Damit wir aber besser danken lernen, bewegen wir die wehmütige Frage Christi, die uns aus unserem heutigen Evangelium hindurchklingt: Von Zehn nur Einer?“ u. s. w. — So begann wörtlich die in Gegenwart der Kaiserlichen Majestäten in der Friedenskirche in Potsdam am 14. Sonntage nach Trinitatis von einem Pastor Schniewind aus Langensalza gehaltene Gastpredigt zur Bewerbung um eine freigewordene Hofpredigerstelle! P. Sch. soll bereits zum Hofprediger designiert sein. —

Nachschrift. Nachdem vorstehende Mitteilung bereits die Runde durch verschiedene Blätter gemacht, hat Sup. Schniewind im „Reichsboten“ die „Berichtigung“ erlassen, die Predigt habe folgenden Anfang gehabt: „In diesen Wochen umrauschen uns wie alte Heldenjagen die Erinnerungen einer großen Zeit: Weissenburg, Wörth, Courcelles . . .“ Eine „Berichtigung“ wird dies schwerlich zu nennen sein. H—r.

Nekrologisches. Konf.-Präs. von Trott zu Solz in Kassel, der bekannte Volkschriftsteller Pastor Nikolaus Fries in Heiligenstedten bei Tzeboe und Konsistorialrat, Professor D. Dieckhoff in Rostock sind gestorben.

Buch-Anzeige.

Der Weg zur Seligkeit und die Irrwege unserer Zeit.

Glaube, Irrlehre, moderne Abgötterei im Lichte der Bibel. Von Heinrich Ebeling, Dr. phil. Zwickau i. S. Druck und Verlag von Johannes Herrmann. 80. 100 Seiten. Preis 1 M.

Der schon durch sein vortreffliches Büchlein: „Die Bibel Gottes Wort“ uns zu einem guten Teil bekannt und lieb gewordene Verfasser erweist sich nun auch durch diese Schrift als ein durchaus rechtgläubiger Lutheraner, in welchem wir Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein erkennen. Mit herzlichster Freude begrüßen wir das Erscheinen dieser Schrift, in welcher, wie in einem Kompendium, gerade diejenigen Lehren des Christentums und der lutherischen Kirche, welche der vielfach leider auch unter „Lutheranern“ eingerissene Geist unserer Zeit unzureichend verurteilt hat, zusammengetragen, aus Gottes Wort klar und fest begründet, gegenüber den mancherlei schillernden Irrtümern verteidigt und in ihrer großen Wichtigkeit für den Glauben des einzelnen wie für die Kirche im ganzen betont werden. Freilich muß diese Schrift mit Verstand gelesen werden. Denn mitunter will es scheinen, als ob der Verfasser „das Kind mit dem Bade ausschütten“, d. i. als ob er bei Verwerfung eines Irrtums auch die mit demselben verbundenen Körner der Wahrheit mit verwerfe. Bald hernach aber wird man finden, daß dies durchaus nicht seine Meinung ist, sondern daß der Geist Gottes, der mit ihm ist, ihn auch vor Einseitigkeiten, dieser großen Gefahr der reinen Kirchenlehre, zu bewahren gewußt hat. Gewünscht hätten wir nur, der Verfasser hätte die zahlreichen, sehr treffend ausgewählten Zitate aus Luther mit genauerer Quellenangabe versehen. Doch dies betrifft ja nur eine Außerlichkeit. Im übrigen wünschen wir dem durchaus zeitgemäßen Büchlein, das wohl geeignet ist, wie eine Posaune Gottes in eine vom Worte Gottes und lutherischen Bekenntnisse abgefallene Theologie und Kirche hineinzutönen, viele Schläfer aufzuwecken, Irrtüme zurechtbringen, Schwankende befestigen, Zerstreute sammeln und zu dem Zwecke die weiteste Verbreitung finden möge. Wenn unsere geringe Empfehlung dazu etwas beitragen kann, so sei ihm dieselbe hiermit auf den Weg gegeben. H—r.

Pastoralkonferenz mit Abendmahlsfeier in Chemnitz am 9. Oktober.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

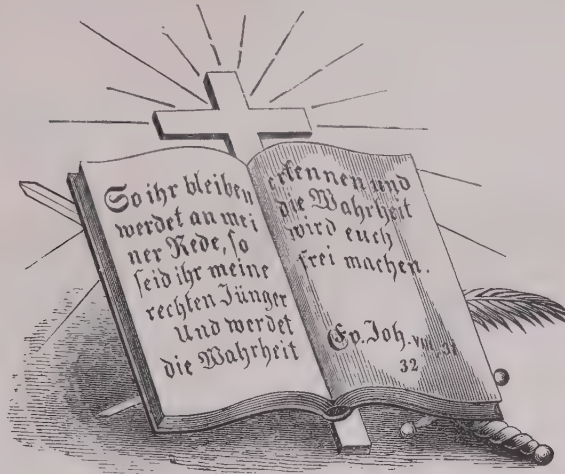
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die L. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 19. Nr. 21.

Bückeburg in Sachsen.

7. Oktober 1894.

Bibelstunden.

(Von Pfarrer Fr. Brunn.)

(Fortsetzung.)

Ein Glaube, der nicht selig macht, ist

3. der sogenannte Zeitglaube, d. i. ein Glaube, der nicht treu und beständig beharrt bis an das Ende, sondern der nur eine Zeit lang währt und dann wieder abfällt von Christo. Auch von einem solchen Zeitglauben aber müssen wir hier reden, denn wenn der heilige Apostel uns ermahnt, uns zu prüfen, ob wir im Glauben sind, so haben wir hierbei gewiß auch teils nach den Eigenschaften der rechten Treue und Beständigkeit zu fragen, die zum wahren Glauben gehören, teils aber, wo sie fehlen, sitzen meist auch andere Schäden an der Wurzel des Glaubens, die sie zerstören. Denke man zunächst aber nicht, der Zeitglaube sei etwas so gar Seltenes, ach nein, wir möchten im Gegenteil sagen, er ist leider nur gar zu häufig, er kommt bei großen Massen von Menschen vor, nicht bloß in einzelnen, besonders auffälligen Beispielen des Abfalls von Christo, z. B. des Judas und ähnlicher. Wie werden in Zeiten großer geistlicher Erweckungen und kirchlicher Bewegungen oft viele Tausende in solche Bewegungen mit hineingezogen, sie werden vielfach auch innerlich von dem Wort Gottes, das in solchen Zeiten auf den Leuchter gestellt wird, mit ergriffen, bewegt und zur Buße getrieben, aber bei wie vielen ist das angezündete Feuer gar bald wieder erloschen und erkaltet, nur wenige aus dem großen Haufen werden wirklich für das ewige Leben gewonnen. So zog einst unter Moses das jüdische Volk aus Egypten und sind alle durchs Meer gegangen, wie St. Paulus sagt 1 Kor. 10, aber an ihrer vielen hatte Gott kein Wohlgefallen, sondern sie sind niedergeschlagen in der Wüste. Welche merkwürdigen geistlichen Bewegungen gingen zur Zeit Christi im jüdischen Volk vor, als ganz Jerusalem hinausging an den Jordan zu Johannes dem Täufer und bekannten ihre

Sünden! Wie strömte alles Volk mit Tausenden dem Herrn Christo zu und hörte seine Predigten, so daß der Herr im Gedränge oft keinen Raum fand, wie zog ihm alles Volk nach in die Wüste, jubelte ihm zu bei seinem Einzug in Jerusalem! Und das alles dürfen wir uns auch gewiß nicht bloß als ganz äußerlich und fleischlich denken, sondern ohne Zweifel erging zur Zeit Christi eine mächtige Gnadenheimsuchung Gottes an das jüdische Volk durch die Predigt des Evangeliums, der Geist Gottes klopfte mächtig an die Herzen an und wurden ohne Zweifel viele dadurch bewegt, so daß sie in dem Herrn Christo den verheißenen Messias erkannten. Aber wie Spreu im Wind, so zerstoben nachher alle diese Volksmassen, als die Zeit der Anfechtung kam und Christus gekreuzigt wurde. So lesen wir schon Joh. 6, 66, daß viele von Christi Jüngern hinter sich gingen, weil ihnen Christi Wort, das sie hörten, eine „harte Rede“ schien. Ganz ähnlich aber zeigt es die ganze Kirchengeschichte. Denke man nur an die Zeit der Reformation Luthers: welch eine Bewegung ging damals, man darf wohl sagen, durch die ganze Christenheit, und wie viel wirkliche Frucht für die Ewigkeit mag daraus erwachsen sein? Der jüngste Tag wird es offenbaren. Welche mächtigen geistlichen und kirchlichen Bewegungen haben wir auch in unserem Jahrhundert vor 40—50 Jahren erlebt, aber als es sich um die rechte Treue gegen das Wort Gottes, um gründliche Verleugnung der Welt handelte, da gingen die Meisten zurück und ist ihnen bis heute das ganze und volle Wort Gottes, wenn es ihnen zugemutet wird zu hören und anzunehmen, eine allzu harte Rede. Ach wahrlich, es giebt der Zeitgläubigen viele, von den besonderen Beispielen einzelner abgesehen.

Was die Ursachen solchen Abfalls von Christo und vom Glauben anlangt, so werden uns zunächst die allgemeinen Hindernisse sowohl der Bekehrung, als des christlichen Glaubenslebens überhaupt vom Herrn im Gleichnis vom Säemann (Luk. 8, 13—14) gelehrt, wo er sagt, daß unter denen, die

das Wort Gottes hören, viele einem Lande gleichen, wo der Fels den Samen hindert, die rechte tiefe und feste Wurzel zu ziehen, daher verdorrt der Same, d. i. in der Anfechtung fallen solche Christen ab, weil ihnen die nötige Kraft fehlt zu bestehen; bei anderen fällt der Same unter die Dornen, Sorgen, Reichtum und Wollust dieses Lebens, so daß der Same von den Dornen erstickt wird. In beiden Fällen aber ist wohl zu merken, daß der Herr von Leuten redet, in deren Herzen der Same des Wortes Gottes, der in sie gestreut worden ist, schon wirklich aufgegangen ist, Befehrung und Glauben erzeugt und gewirkt hat, aber der Mensch bleibt nicht fest und treu, er fällt wieder ab. Das sind also alles nur Zeitgläubige, wie der Herr selbst von ihnen sagt: „eine Zeit lang glauben sie“, und dazu gehören nicht wenige unter den Christen, sondern von den 4 Arten Landes, von denen das Gleichnis vom Säemann redet, gehört die ganze Hälfte zu diesen Zeitgläubigen: fürwahr, eine ernste Mahnung zu gründlicher Selbstprüfung, ob wir wahrhaftig und recht im Glauben stehen! — Wie es der Herr aber im Gleichnis vom Säemann lehrt, so beständig es bis heute die christliche Erfahrung. Was bei den meisten Zuhörern des Wortes, die die Predigt des Evangeliums nicht ganz leer läßt, sondern die ihr von Herzen zuzufallen scheinen, das Wort Gottes dennoch hindert, die rechte bleibende Frucht für das ewige Leben zu bringen, das sind bis heute im allgemeinen dieselben Ursachen, die der Herr nennt: die eine, daß Glaube und Christentum keine hinreichend tiefe Wurzel im Menschen fassen, sie schwimmen gleichsam nur auf der Oberfläche des Herzens. Und welches sind diese Wurzeln, an denen es fehlt? Einmal erstlich die wahre gründliche Buße und Erkenntnis der Sünde, besonders die tiefe innere Grundverdorbenheit der ganzen menschlichen Natur wird der Seele nicht durch eigene Selbsterkenntnis und Erfahrung offenbar, und so kommt es denn auch nicht zum rechten vollen Ernst des christlichen Lebens, zu dem rechten und vollen „Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern“, es fehlen die wahrhaft zer schlagenen Herzen, bei denen der Herr nach Jes. 57, 15 wohnen will. Demgemäß fehlt es denn auch an der gründlichen Erfassung der göttlichen Gnade und der Gerechtigkeit Christi, es fehlt die volle und klare Erkenntnis des Wortes Gottes, über viele Lehren der heiligen Schrift bleibt man ganz in Unwissenheit, man hat gar kein Bedürfnis, darnach zu forschen und zu fragen, sondern begnügt sich mit ein wenig oberflächlicher Erkenntnis Christi und seiner Gnade. Und woher das alles? Weil im Herzen der Fels sitzt, d. i. das träge tote Fleisch, welches es zu keiner rechten Heilsbegierde, zu keinem wahren Gnadenhunger kommen läßt. „Du bist gewogen und zu leicht gefunden“, ach leider trifft dieses göttliche Urteil Unzählige, auch in unserer Zeit, die im Geist haben angefangen und vollenden es nachher wieder im Fleisch. Denn wenn der Grund alles wahren Christentums, Erkenntnis der Sünde, wie der göttlichen Gnade und der reinen biblischen Lehre nicht recht schaffen gelegt ist, wie mag dann das Gebäude Stand halten, welches darauf errichtet wird? Da kann es nicht ausbleiben, weil das Haus mehr oder weniger auf Sand gebaut ist, so fällt es um, wenn die Sturmwinde kommen und daran stoßen; oder in der Sonnenhitze des irdischen Lebens mit seinen äußeren Lasten und Arbeiten, Zerstreuungen und Abhaltungen von dem einen, was not thut, verdorrt und vertrocknet das Glaubenspflänzchen allmählich ganz von selbst wieder, wo es nicht die rechten tiefen Wurzeln hat. Das lehrt die taufendfältige tägliche Erfahrung. Zu dem allen kommen nun aber noch, wie der Herr lehrt, die „Dornen“, d. i. die Sorgen der Nahrung und in Summa die Weltliebe mit all

den Lüsten des Fleisches, mit denen ein Christ sein Leben lang zu streiten hat. Da gilt es ja einen schweren Kampf, ein Widerstehen wider die Sünde bis aufs Blut, ein Abjagen von allem, das man hat, wenn man Christi Jünger sein will (Luk. 14, 33). Was darf's uns da befremden, wenn wir in diesem Kampfe viele unterliegen und zum Fall kommen sehen?

Außer diesen allgemeinen Hindernissen des christlichen Glaubenslebens, die der Herr im Gleichnis vom Säemann lehrt, giebt es nun aber auch noch ein großes Gebiet von besonderen, oft schweren Versuchungen und Glaubensproben, die nach Gottes unerforschlichem Rat zuweilen über Christen kommen und sie zum Abfall, zur Verleugnung des Glaubens verleiten. Da versäumt es ein Christ dann leider oft, im Kampf mit all diesen Versuchungen den Harnisch Gottes anzulegen, den St. Paulus Ephes. 6, 14—17 uns beschreibt und mit dem wir gegen alle listigen Antäufte des Teufels würden bestehen können. Statt in demütiger Beugung und Verleugnung aller eigenen Kraft und Gerechtigkeit uns allein in die Arme der göttlichen Gnade zu werfen und nur an Gottes Wort und Verheißung uns festzuhalten, so ist es bald das falsche Selbstvertrauen, das uns zu Fall bringt, wie es bei dem heiligen Petrus geschah; bald vergessen und versäumen wir das Wachen und Beten und geraten in hoffärtige fleischliche Sicherheit, wie David, wo dann gar schnell und leicht der Teufel uns fängt in seinen Schlingen; bald weiß der Teufel die Schrecknisse und Gefahren, die uns drohen, Angst, Trübsal und Not so groß und schwer uns vor Augen zu malen, daß das Herz darüber verzagt und verzweifelt und alles Trostes vergißt, ja selbst die begangenen Sünden weiß der Teufel dem Menschen so groß und schwer zu machen, wie es bei Cain und Judas geschah, als könnten sie ihm nicht vergeben werden. Eine Hauptquelle der Seelengefahr und des Abfalls von der göttlichen Gnade aber und zwar gerade bei hochbegabten und im Glauben schon geförderten Christen ist ganz besonders der geistliche Hochmut, die feinste und schlimmste aller Schlingen des Satans. Wie leicht schleicht sich die Hoffart und eigene Ehre, die von Natur jedem Menschenherzen angeboren ist, auch in das geistliche Leben eines Christen ein und verleitet ihn gerade in betreff der Gnadengaben, die Gott ihm gegeben, der guten Werke, die er gethan, des Segens, den Gott auf seine Arbeit gelegt, dazu, sich allerlei eitle Einbildungen zu machen, sich über andere Christen zu überheben, kurz, nicht Gott allein für alles die Ehre zu geben, sondern sich selbst! Das ist denn der geistliche Hochmut, der um so seelengefährlicher ist, je feiner und unmerklicher er sich im Herzen einschleicht, und je mehr er es verblendet und bezaubert, daß ein Christ von großem Glauben und hohen geistlichen Vorzügen träumt und dabei nicht sieht, wie tief er schon gefallen ist. — Uebersehen wir alle diese Gefahren und Versuchungen, die dem Glauben drohen, alle die Hindernisse, die ein Christ in seinem Glaubensleben zu überwinden, die Berge, die er zu übersteigen hat, um treu zu beharren bis an das Ende, o wie sollte uns das treiben, zu wachen und zu beten, daß wir nicht in Anfechtung fallen, ja, mit Furcht und Zittern zu schaffen, daß wir selig werden! Ist doch kein Zweifel, daß von Natur in jedem menschlichen Herzen der Fels sitzt, die Herzenshärtigkeit, die den Glauben hindert, ernste tiefe Wurzeln in uns zu schlagen, desgleichen die Dornen der Weltliebe und sündlichen Lüste, die ohne Unterlaß drohen, den guten Samen im Herzen zu erstickern und das Licht des Glaubens in uns wieder auszulöschen. Und nicht weniger stecken ebenso auch im Christenherzen immer noch die bösen Wurzeln der eigenen Ehre, des sündlichen Selbstver-

trauens, der Selbsthilfe und der eigenen Gerechtigkeit, die uns notwendig zum Fall bringen müssen, wo sie nicht bußfertig erkannt werden. O, wahrlich, da gilt es tief hineinzugraben in den innersten Herzensgrund, um alle die uns angeborenen Sündenwurzeln darin zu entdecken und im Blute unseres Herrn Jesu Christi uns von denselben zu reinigen. (Schluß folgt.)

Breslau und Missouri.

(Fortsetzung und Schluß.)

Herr P. M. fährt fort:

„Der zweite Vorwurf ist die falsche Praxis. Die Missouri-Synode kann uns ja in der Lehre selbst nicht tabeln, weil sie dann das lutherische Bekenntnis tabeln müßte*, aber unsere Praxis tabelt sie und schließt von da zurück auf die Lehre, meinent, daß es uns mit dieser nicht Ernst sei, weil die Praxis nicht passe. Es handelt sich hier vornehmlich um unser Verhältnis zu den luth. Landeskirchen. Wenn die Geschichte der Kirche zugleich Geschichte des göttlichen Führers und Regierers ist, wofür wir sie halten, dann ist sie uns ehrwürdig und von hoher Wichtigkeit. So sind uns auch die geschichtlich gewordenen Kirchenbildungen, in welche sich besonders in Deutschland die luth. Kirche zerlegt hat, von Bedeutung. Anders ist es in Amerika, da gab es vor reichlich hundert Jahren noch keine luth. Kirchengeschichte. Es gehört zur Eigenart der luth. Kirche, mit zarter Pietät geschichtlich Gewordenes zu pflegen, daran anzuknüpfen, es womöglich festzuhalten. So war auch Luther gesonnen. Was er irgend aus der römisch gewordenen Kirche herübernehmen konnte, das nahm er, das ging bis aufs Westerkemden der Täuflinge und die Alsa der Geistlichen. Ganz anders Zwingli und Calvin, sie zeigten keinen geschichtlichen Sinn, darum brachen sie mit allem, was nicht buchstäblich in der Bibel stand. Die Wahrheit hatten sie trotz der scheinbaren Schriftmäßigkeit doch nicht auf ihrer Seite.“

„Verleumde nur frisch drauf los; es bleibt immer etwas hängen“. So lautet ein altes Sprichwort.** Nach dem hat sich, zu unserem Leidwesen, Herr P. M. hier gerichtet. Gott vergebe ihm die Sünde. Denn Verleumdung ist es, die Missourier in den Geruch zu bringen, als ob sie, gleich Zwingli und Calvin, mit allem brechen wollten, was nicht buchstäblich in der Bibel stehe. Als ob wir nicht allezeit halten, was wir ohne Sünde halten können, anstatt etwas Neues anzufangen. Die Auflösung der Verwirrung aber, welche er mit den nachstehenden Worten angerichtet hat, liegt in dem Einen Wörtlein „womöglich“. Ja, auch wir kennen und haben diese „Eigenart der luth. Kirche, mit zarter Pietät geschichtlich Gewordenes zu pflegen, daran anzuknüpfen, es womöglich festzuhalten“. Auch wir haben (in den sächsischen Gemeinden) sogar noch das „Westerkemden“***. Die Grenze des Möglichen ist aber bei uns eine andere als bei den Breslauern. Und zwar ist sie für uns in Gottes Wort, in der Lehre des göttlichen Wortes gezogen. Und mit dem Lichte des göttlichen Wortes haben wir die heutigen Staatskirchen beleuchtet und gefunden, daß sie nicht mehr „lutherisch“, sondern durch und durch uniert sind. Was hilft's ihnen da, „geschichtlich geworden“ zu sein? Es ist vieles „geschichtlich geworden“, was wir doch nach Gottes Wort fliehen und meiden, verfluchen und verdammen sollen. Ja, der Teufel selbst und mit ihm die ganze gottlose Welt, wie sie unter seinem Regimente steht, ist „geschichtlich geworden“. Geschichtlich geworden waren auch die Indianer in Amerika, wie sie unsere Brüder

* Das ist wieder der Irrtum, als ob die breslauische Lehre mit derjenigen des lutherischen Bekenntnisses übereinstimme, während sie doch dazu paßt, wie die Faust aufs Auge. H—r.

** Es lautet ursprünglich lateinisch: „Calumniare audacter, semper aliquid haeret.“

*** Es ist das ein weißer Schleier, welcher dem getauften Kindelein nach der Taufe übergebreitet wird: Ein Sinnbild der Unschuld Christi, in welche es durch die Taufe gekleidet ist.

etwa dort noch vorgefunden haben, mit ihren mancherlei Sitten und Gebräuchen, Religion und Gottesdienst. Daß sie von dem allen nichts angenommen haben, soll ihnen doch wahrlich niemand zur Sünde machen. So viel wir wissen, haben die Glaubensgenossen der Breslauer drüben, Buffaloer und Towner, auch nicht allzuviel von dem dort „geschichtlich Gewordenen“ angenommen. Wird man die auch zu Zwingliern und Calvinisten machen? Aber die „heiligen“ Landeskirchen. Ja, die! „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist.“ Dieses Sprichwort wollen wir auf die Breslauer anwenden, so lange sie mit den Staatskirchen Kirchengemeinschaft pflegen. Wir aber wollen nicht „geschichtlich Gewordenes“, sondern einzig und allein das Wort Gottes die Regel und Richtschnur all unseres Glaubens und Lebens, auch sogar des „geschichtlich Gewordenen“ sein lassen.

Aber sie haben doch mit der unierten preussischen Landeskirche gebrochen? Ja, warum denn eigentlich? Das scheinen sie selbst nicht recht zu wissen, wie auch aus folgenden Sätzen des Herrn P. M. hervorgeht, die wir auch noch wörtlich mitteilen wollen:

„Also unsere Kirche steht verschiedenen lutherischen Landeskirchen gegenüber, wie sie selbst keine Neugründung ist, sondern der Rest der früheren luth. Landeskirche in Preußen, freilich ein Rest nur und mit Verlust des Vermögens, denn Geld und Leute hat die Union an sich gebracht. Unsere Väter Scheibel, Kellner u. s. w. u. s. w. würden so wenig wie Paul Gerhardt oder Spener aus ihrer Landeskirche ausgetreten sein*, wenn nicht eben die Union sie ausgetrieben hätte. Mit den noch vorhandenen luth. Landeskirchen stehen wir in Gemeinschaft. Die Missourier in Deutschland haben mit diesen allen gebrochen und auch mit den luth. Freikirchen, sie erkennen nur sich selbst für lutherisch. Das sei ihre Sache, welche sie ja eben so vor dem Herrn werden verantworten müssen, wie wir werden Rechenschaft geben müssen, daß wir noch nicht gebrochen haben. Es ist unserer Kirche nicht verborgen, daß in den luth. Landeskirchen viel falsche Lehre, Unglaube und Unionsgeist eingerissen ist, und daß diese Kirchen sollten waderer kämpfen, das wünschen mit uns diejenigen, welche in ihnen noch das luth. Schwert führen. Aber man kämpft noch, und das luth. Bekenntnis ist noch nicht förmlich abgeschafft, darum meint unsere Kirche mit dem Trennen noch warten zu müssen, bis der Herr selbst das Gericht der Union über jene verhängt. Dieses Warten ruht nicht auf irgend einer Lehre, worin wir lässig geworden wären, sondern es ist wie bei der Kirchengenozucht. Man kann verschiedener Meinung sein, ob jemand müsse ausgeschlossen werden, oder ob man noch warten müsse auf Umkehr und Besserung. Dennoch wäre es verkehrt, wenn man der einen oder anderen Seite daraus Untreue vorwerfen wollte. Ich selbst hätte Neigung zu einem kürzeren Verfahren, weil ich wenig Hoffnung für die Landeskirchen habe; aber wer bin ich, daß ich diejenigen richten sollte, die meinen, es sei zum Abbrechen noch nicht Zeit. Aber den Dienst mag unsere Kirche den Landeskirchen thun, daß sie immer dringlicher Zeugnis gegen deren Verfall ablege und ihnen helfe zum Auszuge rüsten. Wir gestehen den Missouriern das Recht nicht zu, unsere Praxis zu verdammen, denn sie können nicht beurteilen, aus welchem Sinn unsere Kirche mild und geduldig ist. Die Geschichte der luth. Kirche haben wir dafür auf unserer Seite. In Summa, wir sollten alle eins sein, die wir zur Fahne des ganzen luth. Bekenntnisses stehen. Der Herr wolle es in Gnaden geben.“

Es ist ein zwiespältiger Geist und eine sich widersprechende Anschauungsweise, die sich durch diese Sätze hindurchzieht. Da soll es ein erlaubtes, ja gebotenes „Brechen“, „Kirchengenozucht“, „zum Auszuge rüsten“ geben, und doch soll das alles unter allen Umständen verboten sein. Die „Väter“ würden „so wenig wie Paul Gerhardt oder Spener aus ihrer Landeskirche ausgetreten sein, wenn nicht eben die Union sie ausgetrieben hätte“? Merkt euch doch das, alle ihr Glieder der unierten preussischen, badischen, ja der „luth.“ (!) hannoverschen Landeskirche! Die Breslauer wünschen es gar nicht, ja halten es gar nicht für recht, daß ihr aus eurer Kirche „austretet“. Ihr sollt die „heilige“ Landeskirche, weil sie „geschichtlich geworden“ ist, nicht verlassen, sondern warten, bis sie euch „austreibt“. Und das wird wohl

* Von uns unterstrichen.

H—r.

lange Weile haben. Denn die treiben bekanntlich keinen aus. Und du armer Apostel Paulus, was hast du gemacht? Hast du denn auch noch nicht gewußt, daß man bei der Kirchenzucht Geduld haben muß? Ja, das hast du wohl gewußt und hast auch wohl mitunter Geduld gehabt. Aber mit dem Blutschänder in Korinth bist du doch zu hart verfahren und mit der Gemeinde auch, darum, daß sie ihn nicht hinausgethan hatte. „Man kann verschiedener Meinung sein“, sagen die maßvollen, geduldigen Leute, die auf Umkehr und Besserung warten, und du jährst die Korinther, die auch solche waren, gleich so grob an, wie ein Missourier, und sagst: „Euer Ruhm ist nicht fein“ u. dergl.? woher hattest du das Recht, die Praxis der Korinther zu verdammen? Konntest du auch beurteilen, aus welchem Sinn jene Kirche „mild und geduldig“ war? Sollte dir auch wohl der „geschichtliche Sinn“ abgegangen sein?

Man wird hier etwa sagen, mit dem Apostel Paulus sei es doch insofern eine andere Sache gewesen, als derselbe den Heiligen Geist in ganz anderem Maße gehabt habe, ja unfehlbar gewesen sei. Ist wahr. Doch gerade darum ist uns seine Lehre nicht bloß, sondern auch sein Beispiel maßgebend. Und überdies: Eins hatte er nicht durch besondere Eingebung des Heiligen Geistes, sondern durch natürliche Wahrnehmung und gewisse Kundschaft: „Es gehet ein gemein Geschrei, daß Hurerei unter euch ist“ u. s. w. (1 Kor. 5, 1). So gehet auch jetzt ein gemein Geschrei von der geistlichen Hurerei der Landeskirchen, auch der „lutherischen“. Das kann niemand leugnen, auch die Breslauer und Herr P. M. nicht.

Mit welchem Rechte aber kann Herr P. M. die „lutherischen“ Landeskirchen schelten und strafen, wie er doch thut, indem er sagt, da sei viel falsche Lehre u. dergl. eingerissen; sie sollten wackerer kämpfen u. s. w.? Wie, wenn sie ihm nun mit seinen eigenen Worten also antworteten: „Du kannst uns ja in der Lehre selbst nicht tadeln, weil du dann das luth. Bekenntnis tadeln müßtest“? Ja, wozu sollen sie überhaupt noch kämpfen? Das Bekenntnis steht ja auf dem Papier und wird darauf wohl stehen bleiben, ja es besteht sogar zu Recht und man verpflichtet auch in den meisten „lutherischen“ Landeskirchen weiter darauf, ohne je daran zu denken, die Verpflichtung abzuschaffen. Was soll denn also noch weiter, wenn doch das genug sein soll, um „lutherisch“ zu sein? — Und was das „Kämpfen“ innerhalb der Landeskirchen anlangt, so haben wir's leider nur zu oft erlebt, wie es nach dem Sprichwort geht: „Man glaubt zu schießen, und man wird geschoben“. Glücklich zu preisen, wer in dem Gedränge nicht umkommt. Darum: „Eile und rette deine Seele“ und siehe nicht um dich, wie Lots Weib that und ward zur Salzsäule. Wir kannten manche, die liefen und — sind zur Salzsäule geworden.

Wie die Breslauer sich selbst richten müssen, zeigt auch besonders ein in derselben Nummer ihres Kirchenblattes „Von der Union“ überschriebener Artikel, aus dem wir noch folgende Sätze hier beifügen, welche eigentlich nicht Breslauisch, sondern „missourisch“, d. i. lutherisch sind. Da lesen wir: „Daß die Union sich nach und nach immer mehr auch in den Gebieten der lutherischen Kirchen festsetzt, ohne geradezu eingeführt zu werden, hat ohne Zweifel zum Teil sehr äußerliche Gründe. Der eigentliche innere Grund aber dafür dürfte immer noch am kürzesten mit den beiden Worten Indifferentismus und Subjektivismus bezeichnet werden. Indifferentismus kann man übersetzen ‚Gleichgültigkeit‘, und zwar ist hier zunächst gemeint die Gleichgültigkeit in Beziehung auf die zwischen Lutheranern und Reformierten* streitigen Lehren, und, als damit leicht gegeben, die Gleichgültig-

* Warum aber allein oder auch „zunächst“ nur die? Hier liegt eine große, allerdings „geschichtlich gewordene“ Einseitigkeit der Breslauer.

keit gegen die rechte Lehre überhaupt.* Subjektivismus aber ist die Gesinnung, welche nur das eigene christliche Bedürfnis, nicht aber die Stellung und Aufgabe der ganzen Kirche als maßgebend ansieht.** Wo dieses Beides regiert, da hat die Union leichten Sieg, ja sie hat schon gesiegt.“ Nachdem dann noch derselbe Breslauer (S. M.?) über ein Gespräch mit einem Reisegefährten berichtet hat, dem er, trotzdem er die Unterscheidungslehren zwischen lutherischer und reformierter Kirche für „viel zu unerhebliche Dinge“ hielt, das Zeugnis eines „christgläubigen Mannes“ giebt (!), sagt er zum Schlusse: „Indifferentismus und Subjektivismus haben es ermöglicht, daß die Union eingeführt werden konnte. Dieselben Mächte ermöglichen es, daß sie in aller Stille sich ausbreitet, und bereiten ihr heimlich und öffentlich den Weg. Um so mehr haben wir Ursache, ihnen allenthalten zu widerstehen. Denn uns vor ihnen sicher halten dürfen wir nicht. Es sind feindselige Mächte, welche im natürlichen Sinne wurzeln. Von Natur ist jeder geneigt, die göttlichen Wahrheiten für minder wichtig zu halten und nur an sich selbst zu denken, wie wir das schon in den Fragen des täglichen Christenlebens oftmals erfahren. Der Heilige Geist aber lehrt auch diesen Zeitmächten gegenüber einen guten Kampf kämpfen und das Feld behalten.“ — Warum aber, fragen wir billig, kämpft man denn gleich hinterher gegen die Missourier für den „Indifferentismus und Subjektivismus“? Auf diese Fragen wird man uns die Antwort schuldig bleiben, wie man überhaupt auf diesen unseren Artikel nicht antworten wird, weil man es nicht kann. Wir aber wollen wenigstens unsere Schuldigkeit gethan haben. Gott gebe, daß es dennoch nicht umsonst gewesen sein möge.

H—r.

„Nicht kirchentrennend“

hat Herr P. Bingmann, der Herausgeber des Kreuzblattes, in dessen Nr. 31 und 32 einen Aufsatz überschrieben, in dem er sich bemüht, den nunmehr auch im eigenen Lager entstandenen Kampf um die Lehre von Kirche und Amt zum Schweigen zu bringen. Er fängt das aber so an, daß er erstlich, wie schon immer, diesen so hochwichtigen Lehrkampf als einen Streit um die „Verfassung“ (!) der Kirche hinzustellen sucht, indem er u. a. vorgiebt, die „Missourier“ forderten: „Der Pastor muß von der Gemeinde gewählt werden.“*** Wie kommen überhaupt die „Hessen“ auf solche Gedanken? Zum anderen will er aus der Sache eine „offene“ und „nicht kirchentrennende“ Frage machen, weil sie, die „Hessen“, sich über dieselbe noch nicht klar seien. Das hätten sie früher sagen und, anstatt über „Missouri“ die Nase zu rümpfen, von „Missouri“ lernen sollen. Denn Missouri ist allerdings nicht allein klar, sondern hat auch wirklich die göttliche Wahrheit in diesen Sachen. Wenn sie sich nur je die Mühe hätten geben wollen, die „missourische“ oder lutherische Lehre gründlich zu studieren. Das muß man von solchen, welche lutherische Pastoren sein wollen, allerdings verlangen. Denn wie können diejenigen Lehrer der Kirche sein, die in so wichtigen Sachen selbst nicht klar sind? Es hilft auch nicht, in

* Die findet sich allerdings auch ohne jene, wie wir gesehen haben.

H—r.

** Wir würden lieber sagen: Subjektivismus ist die Gesinnung, da man keine gleichmäßig für alle feststehende und geltende Wahrheit und Lehre anerkennt, sondern jeder einzelne seine besonderen „Ansichten“ und „Meinungen“ hat und die „Ansichten“ und „Meinungen“ des anderen duldet, wie wir auch bei den Breslauern gesehen haben.

H—r.

*** Wie wenig dies der Fall ist, kann man z. B. daraus sehen, daß manche Gemeinde der Missourishnode ein Berufungsschreiben als Blankett an die Berufungskommission schickt und durch diese den Namen eines für sie passenden Kandidaten einfügen läßt.

seiner Unklarheit mit dem Worte des Apostels Eph. 5, 32: „Das Geheimnis ist groß“ sich trösten zu wollen. Denn das Geheimnis der Verbindung Christi mit seiner Gemeinde bleibt allerdings ein Geheimnis, nicht aber soll deshalb die in Gottes Wort offenbarte Lehre von der Kirche dunkel und unklar bleiben. Schließlich kommt P. B. dennoch auf die betreffenden Lehfragen zu sprechen, wobei er jedoch verrät, daß er noch völlig ein Fremdling auf diesem Gebiete ist. Während er selbst Luthers Worte anführt, in welchen dieser bezeugt, daß die Schlüssel ursprünglich und unmittelbar allen Christen gegeben sind, thut er, als ob auch er dies anerkennen wolle, und setzt hinzu: „Luther verwahrt sich aber alsbald gegen falsche Folgerungen, die aus jenen Worten gezogen werden könnten, indem er fortfährt: „So höre ich wohl, ich mag Beichte hören, taufen, predigen, Sakrament reichen? Nein.“ Als ob wir „Missourier“ je anders gelehrt hätten! Als ob wir je die göttliche Stiftung des Predigamtes geleugnet hätten und die lutherische Lehre vom Verufe nicht fenneten! Dagegen aber stellt dann P. B. wieder die römisch-vilmarianische Lehre vom Predigamte auf, indem er, die „missourische“ Uebertragung oder Berufung von Gott durch die Gemeinde ablehnend, so lehrt: „daß der Herr es auch heute noch, freilich mittelbar durch Seine Diener, den Pastoren überträgt, sie ins Amt beruft“. Durch einen „heftigen Amtsbruder“ irreführt, will er dabei die „Berufung ins geistliche Amt als solches“ von derjenigen „in eine Einzelgemeinde“ unterscheiden. Als ob es überhaupt ein „Amt als solches“ ohne eine bestimmte Gemeinde gäbe! Irrren wir nicht, so haben gerade auch die „Hessen“ seinerzeit die „vage“ Ordination des Missionsdirektors Egm. Harms durch die Immanueliten als ein in der Kirche neues und unerhörtes Ding bezeichnet. Endlich wiederholt Herr P. Bingmann die von jener Seite schon oft ausgesprochene Bitte, man möge in diesem Streite nicht von „Irrlehren“, „romanisierenden Tendenzen“ u. dergl. sprechen. Und dabei will man noch Gottes Wort und das lutherische Bekenntnis anerkennen? Wir meinen, daß Lehren, welche beiden so geradezu widersprechen, wie die dort herrschenden, thatsächlich nichts anderes als Irrlehren sind. Herr P. B. aber sagt: „Wer sich ehrlich auf Gottes Wort und die Bekenntnisse der lutherischen Kirche stellt, den wird man — wenn man Lutheraner sein will — nicht als Irrlehrer bezeichnen können, wenn er auf Grund seines Verständnisses von Gottes Wort und den Bekenntnissen Anschauungen vertritt, zu denen ein anderer nach seinem Verständnis von Schrift und Bekenntnis sich nicht bekennen kann“ u. s. w. Soll uns denn wirklich zugemutet werden, nach der uns verborgenen Herzensgesinnung (ob „ehrlich“ oder nicht?) zu urteilen und gegen offenbare Thatfachen die Augen zu verschließen? Die „Ehrlichkeit“ der Hessen sollen wir anerkennen, und das klare Wort Gottes wie das klare Bekenntnis sollen wir für unklar und zweideutig, ungewiß und zweifelhaft erklären? Nein, das thun wir nicht, auch auf die Gefahr hin, deswegen von jenen nicht für Lutheraner gehalten zu werden. Die „Ehrlichkeit“ unserer Gegner wollen wir dahingestellt sein lassen, denn darüber können wir nicht richten. Wir kennen aber das Wort Gottes und unser eigenes Bekenntnis. Und wenn die „Hessen“ oder Andere „Anschauungen“ vertreten, welche nach „ihrem“ Verständnis mit Schrift und Bekenntnisse stimmen sollen, es aber thatsächlich nicht thun, so bezeichnen wir sie einfach als das, was sie sind, nämlich als „Irrlehren“. Die aber können wir in unserer Kirche nicht dulden, so gern wir auch mit „unklaren“ Leuten persönlich Geduld haben möchten, wofür sie nur ihrer zugestandenen „Unklarheit“ wegen ein wenig bescheidener auftreten wollten.

H—r.

Zu den Maßregelungen der Leipziger Missionare.

(Ein Zeugnis der „Neuen lutherischen Kirchenzeitung“ vom 16. Sept.)

Wie in Nr. 17 des Leipziger Missionsblattes vom 1. Sept. d. J. mitgeteilt wird, ist dem Missionar Kempf, der im Vorjahre wider seinen Willen pensioniert wurde, nunmehr auch die Pension entzogen worden.

Missionar Kempf hatte, da die Pension zum Unterhalt seiner Familie nicht ausreichte, die Bewirtschaftung einer kleinen Kaffeepflanzung, zu welcher ihm, der selbst mittellos ist, Verwandte verholfen hatten, in Indien in den Scherwarah-Bergen übernommen. Sein Versuch, in der dänisch-lutherischen Mission ein Amt zu finden, schlug fehl. Das Missionskollegium hatte neuerdings, wie das Missionsblatt mitteilt, K.'s Verwendung in der Heimat in Aussicht genommen „trotz erheblicher gegen sein früheres persönliches und amtliches Verhalten bestehender Beschwerden“ unter Rücksichtnahme „auf seine Familie“.

Welcher Art diese Beschwerden waren und ob sie auch bei der zwangsweisen Pensionierung eine Rolle spielten, wird nicht mitgeteilt. Offiziell war damals nur von dem Vergurlaub, den man nicht alljährlich gewähren könne, die Rede. Auch über die Art der beabsichtigten Verwendung K.'s in der Heimat wird nichts mitgeteilt. Hier hätte man sich nicht begnügen dürfen mit bloßen Andeutungen, die eine gerechte Beurteilung des Sachverhalts den weiteren Kreisen, die das Missionswerk tragen, nicht ermöglichen.

Es heißt dann weiter: „Derselbe (K.) hat die Annahme des Briefes, in welchem der Senior im Auftrage des Missionskollegiums ihm das bezügliche Anerbieten machte, verweigert und hat die Mission, deren Brot er ißt, ohne Veranlassung in schmählicher Weise öffentlich angegriffen.“ Infolgedessen ist dem Missionar Kempf die Pension entzogen worden. Derselbe hat auch einem nachträglich eingelaufenen Briefe zufolge selbst seine Verbindung mit unserer Mission ganz gelöst.

Aus der Mitteilung des Missionsblattes ist nicht zu ersehen, um welche Angriffe es sich handelt. Wahrscheinlich aber handelt es sich um die Kritik, welche Miss. Kempf in Nr. 29 d. Bl. an dem Verhalten des Missionsdirektors geübt hat. Ist diese Annahme zutreffend, so legen wir entschieden dagegen Verwahrung ein, daß eine Kritik der Missionsleitung bezw. des Missionsdirektors dem Missionar ohne weiteres angerechnet wird als schmählicher Angriff auf die Mission, deren Brot er ißt. Die Mission und die jeweilige Leitung derselben sind nicht ohne weiteres dasselbe. So wenig wir lutherischen Pastoren in der Heimat das Brot des Oberkirchenrats, des Oberkirchenkollegiums oder des Konsistoriums essen, so wenig ißt der Leipziger Missionar das Brot des Leipziger Missionskollegiums oder gar des Missionsdirektors. Oberkirchenkollegium, Oberkirchenrat u. s. w. ist nicht die Kirche. Ebenso wenig ist das Missionskollegium oder der Missionsdirektor die Mission, so daß nun die Missionare deren Kostgänger wären. Eine solche Auffassung von der Stellung eines Missionars ist nicht dem Evangelio gemäß. Bei der Mission, die durch freiwillige Gaben gläubiger Christen unterhalten wird, muß jedem Christen, insonderheit allen, die mit ihr in Zusammenhang stehen, das Recht gewahrt werden, Kritik, unter Umständen auch scharfe Kritik zu üben. Eine solche war aber im vorliegenden Falle, wo es sich um die Absetzung zweier lutherischer Missionare handelte, die für die göttliche Eingebung und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift eingetreten sind, und denen auch ihre Gegner Treue und Eifer im Amte nicht absprechen, wie sie ihnen auch Unlauterkeit nicht nachweisen konnten, sicherlich angezeigt. Oder handelt es sich um

* Von uns unterstrichen.

(Red. d. „N. L. K.-Z.“)

andere oder anders geartete „Angriffe“, als die in Nr. 29 d. Bl. abgedruckten? Dann bezeichne man sie klar und deutlich, damit diejenigen Kreise, welche die Mission warm unterstützt haben und noch unterstützen, sich ein Urteil bilden können über die neueste Maßregelung eines (des dritten!) Missionars!

Was übrigens die Stellung d. Bl. zu der Angelegenheit der Missionare Räther und Mohr betrifft, so ist diese Stellung in der kirchlichen Presse verschiedenartig aufgefaßt worden. Während ein kirchliches Blatt es als feststehende Tatsache voraussetzt, daß die N. L. R.-Z. auf Seite der Missionare stehe, fordert eine andere Zeitschrift uns auf, Farbe zu bekennen. Nach dem Worte Audiatur et altera pars! haben wir nicht nur die Darstellung des Missionskollegiums und später auch die Erklärung des Herrn P. Hofstätter veröffentlicht, sowie der „Berichtigung“ des Miss. a. D. Herre Raum gegeben (wie wir im übrigen nichts, was von dieser Seite uns zutram, zurückgewiesen haben) — wir haben auch die Rechtfertigungsschriften der Missionare Räther und Mohr ausgenommen. Letzteres haben wir gern gethan, nachdem wir aus persönlichen Begegnungen und aus der Einsichtnahme in die uns vollständig vorgelegten Akten (einschließlich des entscheidenden Protokolls) den bestimmten Eindruck gewonnen, daß wir ernste, lautere Christen, denen es nicht um leeres Gezänke, sondern um die Wahrheit zu thun ist, vor uns hatten. Um der Wahrheit willen und aus Liebe zu den hart betroffenen Brüdern, denen die Allg. evangelisch-lutherische Kirchenzeitung des Prof. Dr. Luthardt und andere in den Missionsfreisen gelezene Blätter die Spalten für ihre Rechtfertigung nicht geöffnet haben würden, ließen wir die Missionare zu Worte kommen. Wir gewannen schon aus der offiziellen Darstellung im Missionsblatt den Eindruck, daß ihnen Unrecht geschehen sei. Und die Fassung dieser Kirchenzeitung ist stets gewesen und soll es, so Gott Gnade giebt, auch ferner sein: Helfet den Unterdrückten, laßet auch die lutherischen Minoritäten, denen die Kirchengewaltigen (man vergl. das Verfahren der Allg. ev.-luth. R.-Z. in den Fällen Beer, Eberle, Wendt) ihre Spalten aus kirchenpolitischen Rücksichten verschließen, zu Worte kommen!

Nachdem nun die Darstellungen der abgesetzten Missionare, wie sie in diesem Blatte längst in die Öffentlichkeit getreten sind, hinsichtlich des Tatsächlichen keine Berichtigung durch das Missionskollegium oder den Herrn Direktor gefunden haben, uns vielmehr von dieser Seite her, der die betreffenden Nummern der N. Luth. Kirchenzeitung sicherlich nicht entgangen sind, bisher überhaupt nichts zugegangen ist, darf jetzt wohl angenommen werden, daß der tatsächliche Verlauf der Sache richtig dargestellt ist.

Dann aber steht uns fest, daß das Verhalten des Missionskollegiums, insbesondere auch das des Missionsdirektors (man erinnere sich nur an sein Verhalten in Majaveram) in Sachen Räther und Mohr nicht zu rechtfertigen ist. Das Kollegium, insbesondere der Direktor, trägt eine schwere Verantwortung. Wird man das Unrecht erkennen? Wird man Schritte thun, den gegebenen Anstoß wieder gut zu machen? — das sind die Fragen, die jetzt von solchen, die jahrelang mit ihren Gemeinden die Leipziger Mission treulich unterstützt haben, ernstlich erwogen werden.

„Ach gieb uns helle Augen,
Die zu erkennen taugen,
Und Augen voller Klarheit,
Für Dich und Deine Wahrheit!“

Vermischtes.

„Erwünschte Klarheit“,

so schreibt die „Hannoversche Pastoral-Korrespondenz“, „mag es befördern, wenn die ‚Christliche Welt‘ den ‚lebendigen Christus‘ in uns und seine Wirkung auf uns“ in einem Artikel behandelt und darin ausführt: „Den psychischen Gesetzen zufolge wird eine solche Wirkung Jesu auf uns nur geschehen mit Hilfe der Phantasie. Die Vorstellungen, die bei Erzählung des Lebens Jesu hervorgerufen werden, setzen sich mittels der Einbildungskraft zu einem allgemeinen Gesamtbilde Jesu zusammen. Das so entstehende Phantasiebild aber weckt durch jedes wiederholte und aufmerksame Schauen immer mehr Liebe, Achtung, Begeisterung und Entschlüsse zur Nachfolge. In dieser Weise findet ein sogenannter ‚ideeller‘ oder ‚phantasierter Umgang‘ mit Christus statt. Ohne diese durch die Phantasie bewirkten Einwirkungen ist überhaupt eine Wirkung historischer Darstellungen nicht denkbar. Der geschichtliche Christus, der von anderen uns überliefert wird, ist ein Phantasiebild und kann nur als solches auf uns wirken. Wir selbst können auch nur zu diesem Phantasiebilde in Beziehung treten, weil der irdisch sichtbare Christus nicht mehr vor uns steht, und darum ein Anschauen seiner Person, sei es noch so sehr auf das Geistige gerichtet, nur mittelst der Einbildungskraft möglich ist, wenn nicht nur ganz unbestimmte und in das Leere sich verlierende Gefühle in uns entstehen sollen, die gar nicht auf einen vorstellungsmäßigen und hierdurch faßbaren Ausdruck gebracht werden können.“ — Also nicht in dem zur Rechten Gottes erhöhten und uns allezeit nahen Herrn und Heilande, der mit Seinem vergossenen Blut für uns eintritt und eignet uns Seine teuer erworbene Gerechtigkeit zu, haben wir unser Heil, unser Leben, sondern eines Phantasiebildes sollen wir uns trösten, aus dem Eindruck erwachend, den die mitgeteilten Eindrücke der Jünger von seiner Person in uns erzeugen. Denn in den Evangelien und in den Briefen des Neuen Testaments sind diese Eindrücke festgehalten. Wir, die wir jetzt leben, haben nur deren Darstellung. Wir haben nur den Widerhall, die Worte Christi haben wir nicht. Nur ein Spiegel seines Wesens aus der Seele anderer steht vor uns. Das scheint ein großer Mangel. Doch gerade dies ist das Lebendige.“ Da tritt doch wohl der Graben klar genug zu Tage, der tiefe, unausfüllbare Graben, der die neuere Theologie trennt von der Kirche Christi und ihrem Bekenntnis. Denn diese hat nicht ein bloßes Phantasiebild, das hier so, dort anders sich darstellt. Sie hat Christus selbst, der in Seinem Worte zu ihr redet, in Seinem Sakrament in ihr handelt, Jesus Christus gestern und heute und derselbe in alle Ewigkeit.“ — Wir aber fragen billig: Wie kann man denn trotz solcher Erkenntnis mit jenen Leuten noch in ein und derselben Kirchengemeinschaft bleiben?

W—r.

Kirchenbauten im Dienste des Byzantinismus.

Die „Hannoversche Pastoral-Korrespondenz“ schreibt: „Die ‚Reformierte Kirchenzeitung‘ geißelt mit vollem Recht den Luxus, der in Berlin insonderheit bei den ‚Gedächtniskirchen‘ von Mitgliedern des Hohenzollernhauses getrieben wird. Je himmelschreiender die kirchlichen Notstände dort sind, um so ernstlicher und gewissenhafter sollte man doch alle nur irgendwie zu gewinnenden Mittel zusammenhalten, um möglichst viele Kirchen und möglichst kleine Pfarrrsysteme herzustellen. Statt dessen geschieht es, daß ein einziger Altar, für den ursprünglich 6—7000 Mark bestimmt waren, hernach auf 70 000 Mark kommt! Ein römischer Hochaltar kann kaum pompöser aufgebaut werden. An dem aus weißen Sandsteinquadern gewölbten Triumphbogen, der den Chor von dem Schiff abschließt, kommen die Statuen

von Luther und Melanchthon zu stehen. Ihre in Stein gehauenen Gestalten halten nicht allein Einzug in das Gotteshaus; mit ihnen und in gleicher Weise wie sie an hervorragender Stelle an den übrigen Pfeilern der Kirche „die Statuen derjenigen Fürsten und Fürstinnen des Hohenzollernhauses, die sich um die evangelische Kirche besonders verdient gemacht haben.“ Hier wäre wohl ein Wort der Begründung und Rechtfertigung dringend erforderlich gewesen für eine Neuerung, durch die eine evangelische Kirche in eine Art Ahnenaal des Herrscherhauses umgewandelt wird; auch irgend ein Hinweis, wie sich denn die kirchliche Behörde zu solcher Neuerung geäußert; oder ob sie vielleicht dabei gar nicht um ihre Ansicht gefragt wurde. Wie soll einer etwaigen häßlichen Bemerkung von anderer Seite begegnet werden, als ob die evangelische Kirche nun auch ihren Heiligendienst habe, außer den Reformatoren noch Fürsten und Fürstinnen eines regierenden Hauses? Dazu paßt vortrefflich, was der Oberhofmeister in dem vorliegenden Bericht zu der Anordnung sagt, daß die beiden Pfeiler an der königlichen Loge die Standbilder der Eltern des alten Kaisers tragen werden: Von dem zunächst am Altare befindlichen Pfeiler blickt die Königin Luise herab, unsere Landesheilige, wenn man so sagen darf.“ — Es fehlt nur noch, daß die Königin Luise und andere Fürsten und Fürstinnen als Schutzheilige auch angerufen werden um ihre Fürbitte. Dies Jes. 42, 8.

W—r.

„Mariä Himmelfahrt“

dieses Märlein der wunderfächtigen römischen Marienverehrung, feiert das „Katholische Kirchenblatt für Sachsen“ mit folgenden Worten: „Der Tod Mariens war weder eine Folge von Krankheit oder natürlicher Schwäche, noch eine Strafe der Sünde, da ja diese heilige Jungfrau niemals gesündigt hat: er war vielmehr die reine Wirkung der Liebe, von der ihr Herz erfüllt war. Seit dem Tag der Himmelfahrt Jesu war sie hienieden krank an Liebe. Endlich gelang es der Kraft ihrer Liebe, die Bande, welche ihre Seele an den Leib fesselten, zu sprengen und auf einer Wolke von heiligem Verlangen entschwebte ihre heilige Seele zum Himmel. Es ziemte sich aber nicht, daß ein so reiner Leib der Verwesung anheimfiel, die da eine Büchtigung für das Fleisch der Sünde ist. Deshalb erweckte Jesus Christus seine Mutter zu einer unvergänglichen Herrlichkeit, die sie mit einem Glanze umkleidete, den der Heilige Geist bald mit der Sonne vergleicht, bald mit dem leuchtenden Gestirn der Nacht. „Erhöhet ist die heilige Gottesgebärerin über die Chöre der Engel zu den himmlischen Königswürden“, so jubelt am Feste Mariä Himmelfahrt die ganze katholische Kirche und mit ihr alle Engel und Heiligen des Himmels. „Heute ist Maria, die Jungfrau, zum Himmel emporgestiegen, freuet euch, weil sie mit Christus herrschet“, so ruft begeistert der Psalmist [wo denn?] aus. Ja, Maria ist Königin des Himmels geworden und vom ewigen Vater als solche eingesetzt. Aber nicht nur im Himmel ist Maria Königin, nein, auch auf Erden ist ein Reich, in welchem der himmlische Vater ihr ein Herrscheramt übertragen hat. Dieses Reich ist die Kirche — sie ist das Königreich Gottes auf Erden.“ Mit aller nur wünschenswerten Klarheit spricht sich hier der schreckliche Abfall Roms vom Worte Gottes aus, dessen Lehre menschliche Phantasieen ersenken müssen. (Freimund.)

Auerschrockenes scharfes Urteil über gemischte Ehen.

Als der lutherische Herzog Ulrich von Braunschweig 1708 eine seiner Enkelinnen an den nachmaligen Kaiser Karl VI. und eine zweite an den russischen Großfürsten Alexei verheiratet hatte, welche beide die Religion ihrer Eheherren annehmen mußten, da predigte der damalige Superintendent Nitzsch in Braunschweig:

„Eine Prinzessin haben wir dem Papsttum, die andere dem Heidentum übergeben: wenn morgen der Teufel kommt, werden wir ihm die dritte Prinzessin geben.“ Der Superintendent erhielt dafür einen harten Verweis. Zwei Jahre später wurde der Herzog selber katholisch; als es aber mit ihm ans Sterben ging, begehrte er doch einen lutherischen Prediger. Die Strafpredigt des treuen Zeugen hatte einen Stachel zurückgelassen. — Wo sind solche treue Zeugen in unseren Tagen, die bei den Uebertritten evangelischer Fürstentöchter um der Heirat willen zum griechisch-katholischen „Heidentum“ den Mund aufthäten? K.

„Hier ist gut sein“ (Luk. 9, 38).

Wie hier mit seinen Jüngern (auf dem Berge der Berklärung), so verfährt der Herr mit allen seinen Gläubigen. Er gewährt der Kirche, seinem Leibe, auch wohl Taborstunden, wo ihre verborgene Herrlichkeit hervorbricht, wo der schöne Glanz ihres Triumphierens in der ewigen Ruhe die Zeit ihrer Ritterschaft bestrahlt wie Morgenröte; er gewährt den Seinigen Stunden im Lauf des inwendigen Lebens, wo „er verklärt wird vor ihnen“, wo er mit der Wollust empfindbarer Gnaden sie trinkt als mit einem Strom —: aber „Hütten bauen“ sollen wir in solchen Erfahrungen nicht, zum Grunde unserer Hoffnung sollen wir sie nicht machen; nein, fester im Glauben ans Wort sollen sie uns gründen und freudiger uns machen, zu thun und zu leiden Gottes gnädigen und guten Willen. Wohl uns, wenn wir — gefinnnet wie Jesus Christus auch war — auf jedem Taborberge, den Gottes Freundlichkeit uns vergönnt, hinaus schauen nach den Bergen Gethsemane und Golgatha, und uns rüsten, „mit dem Herrn der Herrlichkeiten dort zu prangen, hier zu streiten.“ (Besser, Bibelstbn.)

Nachrichten und Bemerkungen.

Bittere Wahrheiten müssen sich die vom Evangelium abgefallenen „Evangelischen“ von den Römischen und die „Lutherischen“ von den Reformierten sagen lassen. So sagt der in den 70er Jahren zur römischen Kirche übergetretene Dr. Anger auf Cythra nach Angabe der Luthardt'schen Kirchenzeitung in einer von ihm erschienenen Broschüre u. a.: „es könne im Protestantismus ein jeder glauben und leben wie er wolle, ja die evangelische Kirche sei ein Sammelort für alle möglichen Standpunkte, von dem der strengsten Orthodoxie bis zu dem des äußersten Unglaubens (s. bes. S. 35: „Einen anderen Glauben hatten Reimarus und Semmler, einen anderen Thomajus und Philippi“ 2c.)“ Nun kann zwar die genannte Kirchenzeitung unter Hinweis auf Listen von Abfallsaposteln im „Katholizismus“ diesen Vorwurf mit Recht zurückgeben, muß aber doch zugestehen: „Was die römische Kirche in ihrem Auftreten gegen den Unglauben vor der (?) evangelischen voraus hat, besteht in der größeren Mäßigkeit ihres strafenden Einschreitens wider die offenen und erklärten Vorkämpfer desselben.“ Wenn sie aber hinzusetzt „nicht in der Erzielung beträchtlicher Erfolge in seiner Zurückdrängung oder gar Ausrottung“, so möchte man doch fragen, was für „Erfolge“ in „Zurückdrängung oder gar Ausrottung“ des Unglaubens denn die „evangelische“ Staatskirche aufzuweisen hat, die bekanntlich ein „strafendes Einschreiten“ gegen Unglauben überhaupt gar nicht kennt? Und so ist es allerdings eine bittere Wahrheit, die sie sich von jenem Konvertiten sagen lassen muß. Nicht weniger ist es eine solche, wenn wie gleichfalls die „A. E.-L. R.-Z.“ berichtet, die „Ref. Kirchenz.“ den „Lutheranern“ vorhält: „Die lutherische Kirche ist ihrem Wesen und ihrer Kraft nach im Aussterben, wie wir wenigstens die Sache ansehen. Die siegesgewissenen Rükschlänger sind eine in ihr hervortretende Richtung, die noch kurze Zeit im Aufsteigen begriffen ist, dann aber, wie schon viele Richtungen, abgewirkt haben wird. Das wird ihr Weg sein, weil sie menschliche Weisheit der vollen Kraft des Evangeliums vorzieht.“ Wenn freilich die „Ref. Kirchenz.“ fortfährt: „Nur die erstarkende evangelisch-reformierte Kirche steht auf dem Boden des Evangeliums der freien Gnade, des ganzen Gotteswortes, der Unterordnung unter die Souveränität Gottes; daher liegt in ihr die Kraft des Sieges, wenn nicht ihre besten Kräfte schöne die große gemeinschaftliche Sache verlassen“, so müssen wir ja sagen: „Euer Ruhm ist nicht sein“. Denn wo bleibt bei der kalvinistischen Abendmahls- und Gnadentwahrlehre, wo überhaupt in ihrer Religion das „ganze“ Gotteswort, wo überhaupt das „Evan-

gelium"? Nichtsdestoweniger bleibt es eine bittere Wahrheit gegenüber den „Lutherischen“, welche nur noch eine Souveränität des menschlichen freien Willens und der Vernunft und Wissenschaft, nicht aber diejenige Gottes mehr anerkennen. Und mehr als naiv klingt es, wenn die „A. E.-L. R.-Z.“ meint: „Die Lehrverderbnis durch den Rationalismus bei uns wird ebenso dem Sieg des Glaubens und Bekenntnisses erliegen, wie der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts erlegen ist und einem neuen Glaubensfrühling innerhalb der lutherischen Kirche Platz machen mußte.“ Dagegen beachte man folgendes

Bemerkenswertes Zugeständnis. „Zur Geschichte der neueren Theologie“ hat der Schwiegerjohn Prof. v. Franke's aus dem Nachlasse des Verf. eine Vorlesung herausgegeben, in der es nach der Schilderung der Zeit der Erweckung heißt: „Dieser Frühling ist zweifellos vorüber. Die Sonne senkt sich wieder, nachdem sie zuvor aufgestiegen. Die früher reichbewässerten Gefilde, aus denen eine edle Saat hervorsproßte, sind allmählich trockener, dürrer geworden. — Die Kraft der Begeisterung, die Glut der Liebe, wie sie die Erweckungszeit charakterisierte, ist einer merklichen Abkühlung gewichen“ (S. 266. „Theol. Litt.-Bl.“ Nr. 32). So sollte man doch endlich aufhören, immer noch den rettungslosen Verfall der Staatskirchen mit der Phrase vertuschen zu wollen, es werde „immer besser“.

Innerhalb der hannoverschen Freikirche ist ein Streit über die Lehre vom geistlichen Amt ausgebrochen. Meinungsverschiedenheiten über die Lehre vom geistlichen Amt bestanden, wie das „Hannov. Volksbl.“ berichtet, innerhalb der genannten Freikirche von Anfang an, ohne jedoch kirchentrennend zu wirken. Jetzt liegt jedoch die Gefahr vor, daß infolge der vorhandenen Lehrdifferenzen in Bezug auf das geistliche Amt eine abermaligeerspaltung der Freikirche eintritt. Der bisherige Präses des Synodalausschusses, Pastor Wolff, ist bereits aus demselben ausgetreten. Vielleicht wird es den gutgemeinten ersten Vermittlungsbestreben des Pastor Bingmann in Gelle gelingen, eine weitere Abbröckelung der hannoverschen Freikirche zu verhindern. Es ist ganz gewiß von ungeheurer Wichtigkeit, reine Lehre in der lutherischen Kirche zu führen. — Soweit die „A. E.-L. R.-Z.“ Da der letzte Satz derselben unzweifelhaft richtig ist, muß doch wohl Herr P. Bingmann mit seinen „gutgemeinten“ Bestrebungen, die brennende Lehrfrage zu einer „Verfassungsfrage“ herabzudrücken, auf dem Holzwege sein.

Ein weit verbreiteter Irrtum ist, daß die Tugend der Demut die Rechtfertigung vor Gott erlange. So lesen wir in Nr. 31 des „Kreuzblattes“ vom 5. August in einer dem „Monatsblatt für Hausandachten“ von H. Bötcher entnommenen Betrachtung über das Evangelium vom Phariseer und Zöllner: „Wer in tiefer Herzensdemut*, wie der Zöllner dort, sein sündliches Verderben und seine Ohnmacht, sich selbst zu helfen, erkannt hat . . . , der soll's auch heute noch erfahren, daß der Herr die nicht hinausfährt . . . , er soll's erfahren . . . an der Seligkeit, welche der Herr auf sein demütiges Gebet in das Herz kommen läßt, er soll gerechtfertigt werden. . . . Die Demut ist der reiche Quell aller wahrhaftigen Güter, denn sie thut der göttlichen Gnade die Herzen auf. . . , die Demut giebt Frieden, seligen Frieden, denn sie dringt uns, Dem uns ganz ohne Rückhalt in die Gnadenarme zu werfen, der uns allein wahren, ewigen Frieden geben kann für unsere Seele.“ Also erst die „Demut“ und das „demütige Gebet“, erst das „Suchen“ u. s. w., dann die Erfahrung der Seligkeit, und dann erst die Rechtfertigung, und zwar als die Frucht und Folge jener Tugend, während die lutherische Kirche, gemäß der heiligen Schrift, lehrt, daß die Rechtfertigung und der dieselbe ergreifende Glaube die einzige Quelle aller Tugenden ist. Wer wirklich demütig ist, betet und den Herrn sucht, der hat ja schon den Glauben und ist schon gerechtfertigt. Der Fehler steht aber vornehmlich da, daß man nicht mehr die contritio passiva kennt, nämlich daß man die Zerknirschung eines reuigen Herzens (allein ohne Glauben), welche doch ein rein leidenschaftlicher Zustand eines vom göttlichen Gesetze zerklüfteten Herzens ist, für eine Tugend hält, was wohl bei einem schon belehrten, gläubigen Christen gesagt werden kann, aber doch nicht vor der Rechtfertigung und als Bedingung derselben. Infolge dieses Irrtums können denn auch solche arme Seelen niemals wissen, wann sie genug gereut haben oder genug Demut besitzen, wann sie sich dem Herrn „ganz ohne Rückhalt“ in die Gnadenarme geworfen haben, um gerechtfertigt werden zu können. So können sie auch nicht dahin kommen, zu danken dafür, daß sie gerechtfertigt sind, sondern es bleibt immer bei ihnen bei einem Gebete, wie wir es dort lesen: „Ach laß mich recht von Herzen deine Gnade und nur Deine Gnade suchen, auf daß ich gerechtfertigt durch deine Gnade einst möge von ihnen gehn.“ Das ist ja zwar sehr schön, aber soll es denn immer beim Warten auf zukünftige Rechtfertigung bleiben?

H—r.

* Hier und im folgenden von uns unterstrichen.

H—r.

Quittungen.

Für die Synodalkasse: Beitrag der Gemeinde zu Chemnitz M 50; von N. N. das. M 0.10; Beitrag Herrn P. Walters in Hannover M 10.

Für Regemission: Durch Herrn P. Lent in Grün: Gesammelt in Herrn Otto Baumanns Hause daselbst an dessen Geburtstag M 1.30 und aus Sosa M 1.50; von Herrn Gottlob Müller in Gablenz M 5; von Herrn Gustav Gläser in Chemnitz M 3.

Für Heidenmission: Kollekte auf dem Missionsfeste zu Kolberg durch Herrn P. Sübener, nach Abzug der Speise M 79.30; von Frau Kralisch in Plauen i/B. durch Herrn P. Lent M 2; von Herrn Gottlob Müller in Gablenz M 5.

Für arme Studenten in Amerika: Von Herrn Gustav Gläser in Chemnitz M 3.

Für Student Strauch in Springfield: Von Frau Neubert in Burgstädt M 3.

Für Gymnasiaf Schneider in Milwaukee: Hälfte der Kirchweihkollekte in Allendorf a/U. durch Herrn P. Hemping daselbst M 12.25.

Für die Missionare Rätter und Mohr: Hälfte der Kirchweihkollekte in Allendorf a/U. durch Herrn P. Hemping daselbst M 12.25. E h e m n i t z. Eduard Rehdner, Kassierer.

Für die Kolportage des Schriftenvereins gingen ein: Beiträge aus Chemnitz M 59.05, aus Dresden M 25.65, aus Niederplanitz M 79.65, aus Grimmitzschau M 31.22, aus Grün und Plauen M 7.40 und aus Schneidenbach M 5.40. Geschenke: von Herrn E. K. in V. M 2.35; von Herrn W. in W. M 1.40; von Herrn And. Probst in Gr. M 0.41; von Herrn Lohse in B. M 0.20; durch Herrn Fehrmann: von Herrn Konjul Döberlein in Leipzig M 0.75, von Herrn Kr. in M. M 0.50 und von Herrn Bäckermeister Pfau in Frohburg M 0.50. E. Braun.

Bücher-Anzeige.

Zwei und achtzig kurze Trostreden an Angefochtene aller Art von Dr. Joh. Lassenius, weil. Professor und Prediger in Kopenhagen. 4. Aufl. St. Louis, Mo. Verlag von L. Volkering. 80. 392 Seiten. Preis geb. M 4.—.

Diese Probe aus den alten Schätzen unserer lutherischen Erbauungslitteratur bedarf keiner Empfehlung. Lassenius gehört, wie Dr. Rudelbach sagt, zu den Sternen erster Größe unserer Kirche. Er ist selbst, dem Märtyrertod nahe, durch viel Trübsal hindurchgegangen und weiß darum in den mannigfaltigsten Anfechtungen des Christenlebens aus Gottes Wort guten Rat und rechten Trost zu geben. Daß obiges Buch in der Gegenwart, wo man von so wenig Anfechtung weiß, bereits die 4. Auflage erlebt hat, zeigt, wie viele Angefochtene aus ihm bereits Segen geschöpft haben. Um nur einigermaßen aus den reichen Inhalt desselben hinzuweisen, sei erwähnt, daß es u. a. Trostreden enthält an Christen, welche angefochten sind durch Schwermut, durch Zweifel an die Gültigkeit der heiligen Schrift, wegen der Größe und Menge ihrer Sünden, vermeintlicher Unbussfertigkeit, Unglaubens, Gottlosigkeit, Sünde wider den Heiligen Geist, Verwerfung von Gott, Unwürdigkeit zum Genuß des heiligen Abendmahles u. s. w. Das Buch ist genommen aus Lassenius: „Der betrübte und von Gott reichlich getröstete Eppraim“. Doch ist nur der Umfang, nicht Inhalt noch Wert des Originals verkürzt.

Luthers Erklärung der heiligen Schrift. Zusammenge stellt von E. Müller, Pastor. Heft I. Das Evangelium Matthäi. 159 Seiten. Heft II. Das Evangelium des Markus und Lukas. 117 Seiten. Heft III. Das Evang. Johannis. 167 Seiten. Gütersloh. Druck und Verlag von E. Bertelsmann. gr. 80. Preis jedes Heftes M 1.50.

Ein Lutheraner begrüßt es immer mit Freuden, wenn in dieser Zeit, da man Luther wohl Denkmäler setzt, aber seine Lehre nicht kennt, etwas von diesem, nach den Aposteln größten Lehrer der Kirche, erscheint. So können wir auch vorstehendem Unternehmen des regen Verlegers nur den gegenseitigen Fortgang und die weiteste Verbreitung wünschen. Das Werk soll aus den verschiedenen Schriften Luthers eine summarische und fortlaufende Erklärung des Textes der heiligen Schrift geben. Zwar ist die Erklärung oft sehr kurz, fast dürftig, zuweilen nur in die Form von Anmerkungen gefaßt, aber Luthers Schriften strömen so über von geistlicher Fülle, daß auch das Gegebene reichen Stoff der Belehrung aus dem unerschöpflichen Brunnen heiliger Schrift bietet. Der Preis ist bei der bekannten vortrefflichen Ausstattung der Bertelsmann'schen Bücher sehr mäßig, was auch dem Unbemittelten die Anschaffung des Werkes ermöglicht. L.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

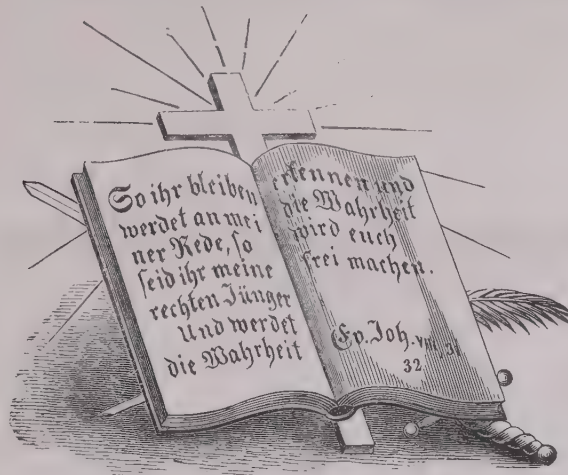
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die L. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeb. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 19. Nr. 22.

Zwickau in Sachsen.

21. Oktober 1894.

Bibelstunden.

(Von Pfarrer Fr. Brunn.)

(Schluß.)

Wir kommen nun endlich noch zu einer Art und Beschaffenheit des Glaubens, die uns in große Seelengefahr bringt, es ist das

4. ein Glaube, bei welchem das Herz nicht wahrhaft lauter und rechtschaffen ist vor Gott, so daß einem solchen Christen gerade das fehlt, was der Herr Joh. 1, 47 an Nathanael rühmt: ein rechter Israeliter ohne Falsch zu sein. Es ist ganz wunderbar und ein für menschlichen Verstand ganz unerforschliches Rätsel, wie sich da oft Licht und Finsternis im Herzen des Menschen vermischen und doch muß letztere schließlich ohne Zweifel den Sieg gewinnen, wenn ihr nicht widerstanden wird. Von solchen unlauteren, zwischen Licht und Finsternis, zwischen Gott und Welt, Christus und Belial geteilten Seelenzuständen haben wir zum Teil im vorigen Abschnitt schon geredet, doch bedarf es hier der weiteren Erklärung, wie sie auch die heilige Schrift an vielen Orten uns giebt.* Schon im Gleichnis vom Säemann (Luk. 8) spricht

* Verstehe man das hier und im folgenden Gesagte nicht so, als ob es zwischen Christi und des Teufels Reich eine Art von neutralem Mittelgebiet gäbe, wo eine menschliche Seele sein könnte. Wir müssen bei der einfachen christlichen Wahrheit bleiben, daß von Natur alle Menschen in des Teufels Reich sind, mit dem Augenblick aber, wo der Mensch zum Glauben kommt, tritt er ein in Christi Reich und hat Vergebung der Sünden. Vor Gottes Augen giebt es dabei kein Mitteln und Teilen zwischen Christi und des Teufels Reich, beide sind streng geschieden, obwohl menschliche Augen die Grenzlinie zwischen hüben und drüben nicht immer genau unterscheiden können. Es schließt das aber nicht aus, daß es Stufen des Glaubens giebt; da mag sich denn auf den Anfangsstufen wohl noch vielerlei unlauteres, unchristliches Wesen mit einschleichen, was zunächst als Schwachheit dem Christen anklebt und als solche oft getragen werden muß, aber im Fortgang des christlichen Glaubenslebens und bei wachsender christlicher Erkenntnis kann vieles, was anfangs nur Schwachheit war, zur Sünde werden, die den Menschen von Christo

der Herr von einem Lande, in dem der himmlische Same wohl aufgeht, aber es heißt ausdrücklich: „die Dornen gingen mit auf“. Diese Dornen, die anlebende Sünde, muß denn bußfertig erkannt, ausgereutet und das Fleisch gekreuzigt werden. Letzteres aber fehlt bei jenen Leuten, von denen der Herr spricht (wodurch sie sich eben vom guten Lande unterscheiden), sie wollen gern den himmlischen Samen und die Dornen mit- und nebeneinander in ihren Herzen behalten. An denselben geteilten unlauteren Seelenzustand erinnern uns die Worte des heiligen Apostels, wenn er 2 Tim. 2, 5 sagt: „Es kämpfen wohl viele, aber es wird niemand gekrönt, er kämpfe denn recht“. Desgleichen 1 Kor. 9, 24: „Es laufen wohl alle, aber nur Einer erlanget das Kleinod“ (nämlich derjenige, der „sich alles Dinges enthält“). Da merke wohl, lieber Leser, in allen diesen Sprüchen ist nicht die Rede von Schwachen im Glauben, sondern von untreuen, unlauteren Herzen, die bei ihrem Kampf um das himmlische Kleinod oder bei ihrem Christenlauf noch etwas von Fleisch und Welt wollen mitnehmen und bei sich dulden. Darum verstoßen sie gegen die Regel Matth. 6, 24: „Niemand kann zweien Herren dienen“ und so müssen sie schließlich Schiffbruch leiden an ihrem Glauben. Ähnlich spricht der Herr Luk. 13, 24 von Leuten, die nach der engen Pforte des Himmelreichs trachten, um hinein zu kommen, aber „sie werden es nicht thun können“, desgleichen ist Matth. 7 von solchen die Rede, welche in Christi Namen weisagen, Teufel austreiben, viele Thaten thun, aber sie thun doch nicht wirklich den Willen des himmlischen Vaters und haben darum kein Teil am Himmelreich. Oder denke man an die thörichten Jungfrauen, die dem Bräutigam entgegengehen, also nicht bloß Namen und äußeren Schmuck der Brautjungfern Christi hatten, sondern auch einen gewissen

scheidet. Ein großer Trost besonders für christliche Seelsorger ist es, daß viele noch auf dem Sterbebette (und oft dann erst!) zur rechten und völligen Hingabe an Christum kommen.

guten Willen, dem Herrn Christo anzugehören, ihm entgegen zu gehen, bei ihm zu sein, und es gebracht ihnen nachher doch am Del auf ihren Lampen! Zu eben denselben halbierten unlauteren Seelen gehörten jene Leute, die Christo nachfolgen wollten, aber sie wollten zuvor erst hingehen, ihre Toten zu begraben und Abschied zu machen von den Irigen, kurz alle, von denen der Herr sagt, daß sie wohl „die Hand an den Pflug legen“, aber „sie sehen zurück“, und darum sind sie nicht geschickt zum Reich Gottes. Besonders aber werden im Gleichnis vom Weinstock und den Reben (Joh. 15, 2) ausdrücklich solche Reben erwähnt, die am Weinstock, d. i. an Christo sind, die aber nicht Frucht bringen und deshalb weggeworfen werden, also Leute, ähnlich denen, bei welchen der Same unter die Dornen gesät ist und wohl aufgeht, aber wie es auch Luk. 8, 14 heißt: „sie bringen nicht Frucht“. In diesem Sinn müssen wir auch Offenb. Joh. 3, 16 verstehen, wo der Herr von „Lauen“ spricht, die er ausspeien will aus seinem Munde. Völlig kalte, d. i. noch unbekehrte Seelen kommen eher zur Bekehrung und werden selig (daher der Herr wünscht: ach daß du kalt oder warm wärest!), als solche unlautere unredliche Herzen, die Christum schon erkannt haben und Christen sein wollen, aber nicht mit ganzem ungeteiltem Herzen. Solchen droht der Herr Tod und Verdammnis, weil es da am wirklichen rechtschaffenen Glauben fehlt. Lehrreiche Einblicke in halbierte unlautere Seelenzustände dieser Art geben uns überhaupt die 7 Sendschreiben an die Gemeinden (Offenb. Joh. 2 u. 3), in denen nur so wenige unter diesen Gemeinden ungeteiltes Lob empfangen, dagegen den meisten muß der Herr schwere Sünden, zum Teil Todsünden vorhalten und bei Verlust ihrer Seligkeit ihnen Buße predigen und Umkehr von ihrem verderblichen Wege fordern. Welch ein schwerer Ausspruch St. Pauli ist es desgleichen, wenn er von so vielen Christen seiner Zeit sagt Phil. 2, 21: „Sie suchen alle das Ihre!“ In dieselbe Klasse von Leuten gehörten Ananias und sein Weib Sapphira, von denen Apostelgesch. 5, 3 erzählt wird: beide waren ohne Zweifel gläubig, aber sie sagten nicht von Herzen allem ab, das sie hatten, die Dornen der Weltliebe ließen sie im Herzen stecken, darüber verloren sie Leib und Seele. Das schreiendste Beispiel dieser Art ist aber wohl Simon der Zauberer (Apostelgesch. 8), von dem es ebenfalls ausdrücklich heißt: „da ward auch der Simon gläubig“, und doch muß ihm der heilige Petrus vorwerfen: „dein Herz ist nicht rechtschaffen vor Gott“, sondern „voll bitterer Galle und verknüpft mit Ungerechtigkeit“. So malt uns die heilige Schrift an vielen Orten das Bild solcher vor Augen, die keine „rechten Israeliter ohne Falsch“ sind! Wohl nirgends aber sind es in all den hier angeführten Beispielen die notorischen groben Heuchler, die uns geschildert werden sollen, sondern Leute, die Christen sein wollen, dabei sind sie aber teilweise entweder noch ganz unbekehrt und fern vom Reich Gottes (es hat vielleicht nur die vorlaufende göttliche Gnade an ihnen gearbeitet und sie stehen noch unter dem Gesetz, nicht unter der Gnade) oder es sind solche, deren Herz trotz eines gewissen Anfangs im Glauben (wodurch sie freilich schon zu Christo gekommen und in den Gnadenstand getreten sind) dennoch nicht „rechtschaffen vor Gott“ ist, sondern es fehlt ihnen die rechte Lauterkeit und Treue in ihrem Christenwandel, wodurch sie (wiewohl oft sehr allmählich) wieder zu verlieren, was sie hatten, in steter Gefahr sind.

Wie ganz anders ist es dagegen bei Schwachen im Glauben (wenigstens da, wo nicht Schwachheit mit Falschheit vereinigt ist, wie leider nur zu oft der Fall ist), wie ist da auch bei den Schwächsten zuweilen ein gar tief inniges aufrichtiges Ver-

langen, durch Christum selig zu werden, dabei aufrichtiger Haß und Abscheu wider die Sünde, sehnlicher Wunsch und herzliche Begierde, in Glaube und Erkenntnis stärker zu werden, aber das Herz vermag es nur nicht so, wie es gern möchte. Falschheit, Unlauterkeit und Unredlichkeit des Herzens ist es aber, wenn jemand ein Christ sein will und er hat dabei doch Sünde und Welt lieb und will nicht davon ablassen. Da entsteht denn das so sträfliche und seelengefährliche Teilen zwischen Gott und Welt, das zwei Herren-Dienen-Wollen! Und leider, leider, solche geteilte halbierte Herzen, wie tausendfältig finden sie sich überall bei Christen, sei es bewußt oder unbewußt! Wie selten wird wahrhaftig und von Herzensgrund gesprochen, was der heilige Psalmist sagt: „Wenn ich nur dich habe, frage ich nichts nach Himmel und Erde!“ Ach fürwahr, es ist etwas Großes um ein Herz, welches so ganz ohne Rückhalt, lauter und ohne Falsch, diese Worte des heiligen Psalmisten demselben nachsprechen kann, ein Herz, das nach dem Vorbild St. Pauli in keinem Stücke sich mit Fleisch und Blut bespricht! Da gilt es abermal die ernsteste Selbstprüfung, es gilt das eigene Herz zu versuchen, wie der heilige Apostel spricht, d. h. es auf die Probe zu stellen, ob es wirklich bereit ist, alles zu verlassen und Christo nachzufolgen, ob nicht doch irgendwo ein Faden ist, mit dem das Herz noch an der Kreatur fest hängt, eine Lieblingsünde, die es gefangen hält, und die ihm zu schwer fällt zu verleugnen. Seinen geliebten Sohn, seinen Isaak, den Erben und Träger der göttlichen Verheißung, war Abraham willig um Gottes willen hinzugeben: das ist die rechte Glaubensprobe, der rechte Stand eines christlichen Herzens ohne Falsch. Geteilte Herzen sind aber hierzu nicht fähig, die Opfer sind ihnen meist zu groß und schwer, die ihnen die Treue kosten würde und die sie ihrem Glauben bringen sollen. Nichts Geringeres aber als dort bei Abraham, mit Einem Wort, ein ganz ungeteiltes Herz, das sich ihm völlig hingiebt, das und nichts anderes fordert der Herr von jedem Christen, wenn er sagt, wer ihn nicht mehr liebe als Vater und Mutter, Weib und Kind, wer nicht absage allem, das er hat, und sein eigenes Leben hasse, der könne nicht sein Jünger sein. Darum achtete St. Paulus alles für Dreck und Schaden, auf daß er Christum gewinne, und wollte der ganzen Welt gekreuzigt sein. So sind wir Christen alle mit Christo gestorben, mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod: wie das vor Gott in unserer Rechtfertigung durch den Glauben bei uns geschieht, so ist es nachher das hohe, unerläßliche Ziel der Heiligung, das dem Christen vorgesteckt ist; und müssen wir da auch mit dem heiligen Apostel sprechen: „nicht daß ich es schon ergriffen habe“, so gilt es doch von ganzem Herzen hinzu zu fügen: „ich jage ihm aber nach, ob ich es ergreifen möchte“. Das sind dagegen die unredlichen falschen Herzen, bei welchen dieses Nachjagen fehlt, denen die anflebende Welt und Sünde keine wirkliche Last, kein Schmerz ist, sondern welche gleichgültig und träge darin hingehen und der rechten täglichen Reinigung von ihren Sünden im Blute Jesu Christi vergessen. So will man Gott dienen und ein Christ sein und doch bleibt das Herz noch mit tausend Fäden an Welt und Fleisch gebunden und darin verstrickt.

Daraus folgt ein zweiter Zug, der solche unlauteren Herzen kennzeichnet, nämlich der Mangel an rechtschaffener gründlicher Buße. Wir können hierbei auf das verweisen, was wir schon im vorigen Abschnitt von den Zeitgläubigen gesagt haben und was auch hier gilt: weil bei unlauteren Herzen kein aufrichtiger Haß wider die Sünde ist, so nehmen sie es leicht mit ihr, und weil auf solche Weise kein rechter gründlicher Ernst der Buße da ist, so fehlt auch das rechte Einbringen

in die göttliche Gnade. So bleiben denn aber unlautere Herzen mehr oder weniger gefangen unter dem Gesez und demgemäß wird ihre ganze Buße nur eine knechtische Furcht oder eine bloß natürliche Gewissensregung anstatt der vom Heiligen Geist gewirkten göttlichen Traurigkeit, von der 2 Kor. 7, 10 die Rede ist. Nur wahrhaft lautere redliche Herzen kommen dahin, mit dem heiligen Psalmisten zu sprechen: „An dir allein habe ich gesündigt und Uebel vor dir gethan, auf daß du Recht behaltest in deinen Worten und rein bleibest, wenn du gerichtet wirst.“ Unlautere Herzen dagegen sind stets darauf aus, Entschuldigungen zu suchen für ihre Sünde, sie gern möglichst klein zu machen, sie erkennen nicht, welche schwere Beleidigung Gottes die Sünde ist, darum schmerzt sie auch die Sünde nicht um Gottes willen, sondern nur um ihrer bösen Folgen und Strafen willen, das Herz fühlt die Sünde nur als das Uebel, das ihm den Frieden raubt, es krank und elend macht. Wo man aber noch nicht um Gottes willen die Sünde haßt und flieht, da ist noch keine aufrichtige Gottesfurcht. — Zu diesem Mangel an wahrer Buße kommt denn leicht noch ein drittes Kennzeichen unlauterer Herzen, nämlich ein heimliches Vertrauen auf eigene Werke und Rechtschaffenheit. Ein rechter Israeliter ohne Falsch wird immer geneigt sein, sich selbst zu demütigen, seine Sünde und Schwachheit zu bekennen, sich mit St. Paulus für den vornehmsten unter allen Sündern zu halten und darum auch unter denen, die der Herr Christus zu seinem großen Abendmahl geladen hat, ganz unten an zu setzen, ja, es kostet solchen redlichen christlichen Herzen meist großen Kampf, sich den Trost der göttlichen Gnade zuzueignen. Unlauteren Herzen fällt es dagegen gewöhnlich sehr leicht, sich zu trösten, in falschem Selbstvertrauen pflegen sie sich meist der Vergebung ihrer Sünden und ihrer Seligkeit für gewiß zu halten, ohne von Kampf und Anfechtung viel zu wissen oder an sich zu erfahren. So kann es denn nicht ausbleiben, es muß bei Christen dieser Art endlich auch das Wachstum im Glauben und in der Heiligung fehlen. Es bildet sich ein faules Gewohnheitschristentum, bei welchem man ein Jahr wie das andere hingeht, in jeder Beichte, die man besucht, Besserung gelobt und doch bleibt man immer ein und derselbe Mensch, es bleiben unverändert so manche alte böse Sitten und Gewohnheiten, Fehler und Untugenden (z. B. Unverjöhnlichkeit, alte Feindschaften, Sünden des Hochmuts und der Hoffart, des weltüblichen Wuchers, der Zurücksetzung christlicher Pflichten um irdischen Verdienstes und Gewinnes willen u. dgl. m.). Ueber das alles aber macht sich das unlautere Herz nicht viel Sorge und Unruhe, es vermag sein Gewissen, wenn es sich regt, leicht zu beschwichtigen, und so geht es, zufrieden mit dem Zustand, worin es lebt und steht, unbekümmert von Tag zu Tag fort.

Nun ist ja freilich jedes menschliche Herz von Natur, weil es durch die Sünde gänzlich verderbt ist, dadurch auch voller Verblendung, Lüge und Verrug des Fleisches wie des Teufels. Je treuer und wahrhaftiger daher ein Christ ist, desto schwerer und schmerzlicher ist ihm diese Erkenntnis und Erfahrung der natürlichen Untreue und Falschheit seines eigenen Herzens. Darum ringt und kämpft er ohne Unterlaß, um sie zu überwinden, sie immer gründlicher zu erkennen und in wahrer Buße vor Gott zu bekennen. Dabei weiß ein Christ, daß wahre Selbsterkenntnis nicht möglich ist aus eigener Vernunft und Kraft, er bittet darum ohne Unterlaß mit Ps. 139, 23 um Erleuchtung des Heiligen Geistes, um vor allem das eigene Herz recht zu erkennen, und wenn er dabei nach seinem Katechismus vor Gott sich aller Sünden schuldig geben muß, so ist sein einziger Trost und seine Zuflucht in allen Stücken

nur die göttliche Gnade. In diesem demütigen, aufrichtigen Bekenntnis der Sünde neben dem alleinigen Vertrauen auf die göttliche Vergebung und Gnade offenbart sich allwege das lautere rechtschaffene Christentum. Da bleiben denn auch seine Früchte nicht aus.

„So thu Israel rechter Art,
Der aus dem Geist erzeugt ward,
Und seines Gott's erharre.“

Ein „Königswort“.

Die Universität Halle hat kürzlich in großartiger Weise ihr 200 jähriges Jubiläum gefeiert. Dabei ist auch nicht zuletzt der alten Universität Wittenberg gedacht worden, deren äußerliche Fortsetzung eben Halle ist. Wir wissen aber, daß, was Christentum und Theologie betrifft, die Universität Halle nichts anderes als das abgefallene Wittenberg und darin gewissermaßen allen anderen Universitäten vorangegangen ist. Nichtsdestoweniger meint auch dieses abgefallene Halle im Glanze des alten gottseligen Wittenberg sich freuen zu können, gleichwie damals auch die bei der Kirchweihfeier zu Wittenberg versammelten Fürsten thaten.

Wie waren dazumal die gläubig sein wollenden Kirchenblätter voll von dem scheinbaren „Bekenntnis“ zur Reformation, welches nach ihrer Meinung dort abgelegt war. Wir unsererseits haben schon damals der Sache keinen sonderlichen Wert beigelegt. Ueberhaupt halten wir nicht dafür, daß man mit Fürstenworten in der Kirche so viel Wesens und Eindruck zu machen suche darum, daß es Fürstenworte sind. Denn es steht geschrieben: „Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen. Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Fürsten“ (Ps. 118, 8. 9). Und: Wie, wenn sich die Sache einmal umkehren sollte? Was dann?

Die Sache hat sich bald umgekehrt. Und während damals die „Kirchlichen“ die Welt erfüllten mit dem Geschrei: „Ein Kaiserwort, ein Fürstenbekenntnis“, müssen sie jetzt verstummen, denn die Reihe ist an die Ungläubigen gekommen, zu rufen: „Ein kostbares Bekenntnis, eine Königsrede!“

Die Sache ist so zugegangen: Der Prinzregent Albrecht hat bei der Hallenser Jubelfeier in der Aula ein Handschreiben des Königs verlesen, in welchem sich u. a. folgende Stelle findet:

„Unvergessen aber wird es ihr namentlich bleiben, daß sie zuerst den wesentlichen Zusammenhang und die fruchtbringende Wechselwirkung zwischen akademischer Lehre und freier Forschung klar erkannt und damit eine Grundumschauung zur Geltung gebracht hat, welche, dank der einsichtsvollen und zielbewußten Nachfolge der wenige Jahrzehnte später begründeten Georgia Augusta und anderer Hochschulen, zu einem unantastbaren Gemeingute der deutschen Universitäten geworden ist und deren gegenwärtige Eigenart zu einem guten Teile ausmacht. Es konnte nicht ausbleiben, daß die von einer solchen Auffassung ihres Berufs erfüllte Hochschule auf den verschiedensten Gebieten des geistigen Lebens zu bahnbrechenden Leistungen gelangte: die Theologie, die Jurisprudenz, die Philosophie und die klassische Philologie sind dafür die bereichsten Zeugen.“

Das jüdische „Berliner Tageblatt“ ist es zuerst gewesen, welches in diesen Worten Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein erkannt hat, wie es denn auch ist. Es schreibt darüber, wie folgt:

„In diesen Worten ist ein kostbares Bekenntnis des gegenwärtigen preussischen Königs niedergelegt, ein Bekenntnis, dem Millionen gebildeter Protestanten in Preußen jubelnd zustimmen werden. Enthält es doch die unveräußerliche Gewähr dafür, daß Preußens König, der oberste Bischof der Landeskirche, nicht gewillt ist, die teuerste Errungenschaft des Protestantismus, das Recht der freien Forschung einer unbuldsamen Buchstabengläubigkeit auszuliefern! In diesem Königsworte werden alle dialektischen Künste unserer Orthodoxen nichts zu deuteln vermögen. Von diesem Königsworte läßt sich nichts abdingen. Es ist nun einmal gesprochen das Wort, und sie „sollen's lassen stahn“. Unvergessen wird

es bleiben, daß König Wilhelm II. öffentlich Zeugnis dafür abgelegt hat, wie die Hallenser Hochschule „zuerst den wesentlichen Zusammenhang und die fruchtbringende Wechselwirkung zwischen akademischer Lehre und freier Forschung klar erkannt hat“. Hiermit ist deutlich ausgesprochen, daß der oberste Bischof der evangelischen Landeskirche unverbrüchlich festhält an dem durch die Verfassung gewährleisteten Rechte: die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei! Vor diesem tröstlichen Königsworte verbleichen alle Geipenster der Orthodogie, vor diesem echten Bekenntnisse eines in wahrhaft protestantischem Geiste erzogenen preußischen Fürsten verschwinden jene rückwärts gewendeten Verklünder einer längst verklungenen Anschauung. Den Vertretern der unduldsamen Richtung in der protestantischen Kirche wird bei diesem erlösenden Königsworte nicht ganz froh zu Mute geworden sein. Sie gedachten schon, die Zeit ihrer Vollernnte sei gekommen, und nun müssen sie mit einem Male erfahren, daß dieser preußische König durchaus nicht gewillt ist, ihnen und ihrer engherzigen Gefolgschaft die protestantische Kirche bedingungslos auszuliefern! Und als ob es an dieser deutlichen Absage an unsere unduldsame Orthodogie mit jenem angeführten Sage noch nicht genug sei, spinnt der königliche Redner seinen Gedanken weiter, indem er an die „großen Erinnerungen von Wittenberg“ anknüpft, die in sich aufzunehmen die neugegründete Friedrichs-Universität Halle sich würdig erwies. Damit aber auch nicht der leiseste Zweifel darüber entstehen sollte, in welchem Sinne diese Worte gemeint sein könnten, weist König Wilhelm auf die neuen Vorberer hin, welche der Universität Halle „vornehmlich im Bereiche der Theologie“ zu pflanzen beabsichtigt war. Man wird gut thun, daran zu denken, daß Schleiermacher einer der ersten Professoren der Theologie an der neugegründeten Hochschule an der Saale gewesen ist! Wenn die Könige bauen, haben die Kärner vollauf zu thun, so heißt ein alter Spruch. Wehlich ist es auch mit Königssreden der Fall. Königsreden gleichen in vielem Betracht gewichtigen Großmünzen. Damit sie wirken sollen, müssen sie in Scheidemünzen umgewandelt und in den allgemeinen Verkehr gebracht werden. Solchen Vermittlungsdienst zu übernehmen, dazu ist vornehmlich die Tagespresse in der Welt. Was in unseren Kräften steht, das soll geschehen, um dieses prächtige Königswort auszumünzen, damit unsere Orthodogie täglich erfahre, daß Preußens König keinerlei Gemeinschaft mit ihrer Unduldsamkeit haben kann und haben will.“

Der „Hannoversche Courier“ hat auch nicht zurückbleiben wollen. Er schreibt:

„In dieser Anerkennung des Wertes der freien Forschung steht man nicht mit Unrecht einen deutlichen Wink an gewisse Kreise, die den Universitäten das Recht der freien Forschung verkümmern und auch die Geisteswissenschaft in die Fesseln starrer Glaubenssätze schmieden möchten. Jedenfalls dürfte das Kaiserwort eine Bürgschaft dafür sein, daß die Bestrebungen der Dunkelmänner an höchster Stelle keine Unterstützung finden werden. Es läßt dies manche Vorgänge der jüngsten Vergangenheit in einem milderen Lichte erscheinen, wenn damit auch nicht alle Bedenken schwinden, die z. B. durch die Abänderung des Synodalgesetzes wachgerufen worden sind. Aber das deutsche Volk wird es dem Kaiser Dank wissen, daß er so kräftig für die Freiheit der Lehre und der Forschung eingetreten ist.“

Und die „Hessische Zeitung“ bemerkt am Schlusse eines längeren Artikels:

„Wenn der Kaiser das Recht der freien Forschung nachdrücklich betont, wenn er zweimal hervorhebt, wie die Universität Halle gerade auf dem theologischen Gebiete große Verdienste erworben habe und noch erwerbe, so ist das eine hocherfreuliche Thatsache, und wir dürfen uns der Erwartung hingeben, daß die Folgerungen daraus auch an solchen Tagen gezogen werden, wo nicht gerade ein Jubiläum gefeiert wird.“

Wir unsererseits wundern uns keineswegs, daß vom lutherischen Glauben abgefallene Fürstenhäuser und Universitäten miteinander sympathisieren. Es ist das ja nur natürlich. Betroffen können darüber nur diejenigen sein, welche gewohnt sind, anstatt allein Gottes Wort teils Professoren-, teils Fürstenworte zu ihrem Leitstern zu machen und dann gelegentlich einmal gewahr werden, daß man weder auf diese noch auf jene sich verlassen kann.

Um allen Mißdeutungen von vornherein zu begegnen, bemerken wir zum Schlusse, daß wir als Christen gelernt haben, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und daß wir in Deutschland den Kaiser, in Preußen auch den König zu ehren wissen und nicht leiden, daß die von Gott geheiligte Majestät der weltlichen Obrigkeit im geringsten angetastet werde. Der Oberbischof der vom lutherischen Glauben abgefallenen unierten

preußischen Landeskirche aber geht uns gar nichts an, auch wenn er mit unserem Kaiser und König Eine Person ist. Wir haben einen anderen Oberbischof, der heißt: Jesus Christus, und der ist auch unser oberster König und Sein Wort unser „Königswort“. Dann lassen wir die Juden schreien: „Wir haben keinen König, denn den Kaiser“ (Joh. 19, 15), und fingen getrost weiter, wie bisher: „Ob wollten gleich Pabst, Kaiser, Reich sie und dein Wort vertreiben, ist doch ihr Macht gen dir nichts g'acht, sie werden's wohl lassen bleiben.“ H—r.

Bekehrungsgeschichte eines Muhammedaners.

Mirza Ibrahim, ein geborener Muhammedaner, ward 1889 in Choi, in der nordwestlichen Provinz Aserbeidschan, getauft. Wenn sich ein Muhammedaner zum christlichen Glauben bekennt, so heißt das für ihn nichts anderes, als sich selbst das Todesurteil sprechen, denn nach muhammedanischem Geseze wird jeder Uebertritt vom Islam zu einer anderen Religion mit dem Tode bestraft. Trotzdem wollte Mirza Ibrahim nicht im geheimen zum Christentum übertreten, sondern ließ sich öffentlich taufen. Zunächst ließ man ihn in Ruhe. Bald aber regte sich der Haß der fanatischen Muhammedaner, und er mußte in die Gegend von Armia fliehen. Hier erwarb er sich als Schreiber einen ganz geringen Gehalt. Dieser gewährte ihm aber den Lebensunterhalt, weil er kinderlos war, und seine Frau, als er Christ wurde, ihn verlassen hatte. Mit Eifer predigte er den Muhammedanern Christus. Als er einst mit dem syrischen Prediger David, in dessen Hause er Aufnahme gefunden hatte, bei Dizza Taka seinen früheren Glaubensgenossen das Evangelium verkündigte, kam es zu den Ohren des Khans (Ortsvorstehers), und dieser befahl dem Prediger David, Ibrahim aus seinem Hause zu weisen. David verweigerte es mit den Worten: „Mirza Ibrahim ist mein Bruder, ich werde ihn doch nicht aus meinem Hause treiben!“ Da ließ der Khan beide vor sich kommen. Der Richter fragte Ibrahim, welches seine Religion sei. Dieser hatte sein Neues Testament in der Hand und sagte: „Dies ist das Evangelium; erkennst du es als ein göttliches Buch an?“ Der Richter antwortete: „Ja!“ Ibrahim fuhr fort: „Ich folge der Lehre dieses Buches.“ Der Richter fragte weiter: „Was hältst du von Jesus?“ Ibrahim antwortete: „Ich glaube an ihn als an meinen Heiland. Wer an ihn glaubt, der wird das ewige Leben haben.“ Endlich fragte der Richter: „Was ist deine Meinung über Muhammed?“ Da gab Ibrahim die kühne Antwort: „Was ich glaube, habe ich dir gesagt, was Muhammed betrifft, so ist das deine Sache.“ Da befahl der Richter: „Schlagt sie.“ Nun stürzte man auf Ibrahim und David los. Ibrahim mußte besonders ihre Wut erfahren. Man schlug ihn mit Fäusten, daß er zu Boden stürzte, und trat ihn mit Füßen. Selbst der Richter vergriff sich an ihm. Hierauf wurden sie ins Gefängnis gelegt. Aber das Wort Gottes ist nicht gebunden: im Gefängnis verkündigte Ibrahim seinen Mitgefangenen das Wort des Lebens und er fand willige Hörer.

Vor den Gouverneur der Stadt geführt, blieb er bei seinem Bekenntnisse und ließ sich auch nicht erschüttern, als man ihn mit Geld verlocken wollte. Einige erklärten ihn für wahnsinnig, aber unbefangene Muhammedaner erkannten gar wohl, daß er ein aufrichtiger Bekenner des Christentums sei. Endlich warf man ihn mit einer Kette um den Hals ins Gefängnis und legte seine Füße in den Stock.

Aber nichts konnte ihn verzagt machen. Obwohl der Böbel Miene machte, die Pforten des Gefängnisses zu sprengen, um ihn zu töten, blieb er ruhig und sagte: „Sie können mich vor die Mündung einer Kanone binden, aber sie können mir meinen



Verlag von Johannes Herrmann, Zwickau i. S.

Der evang.-luther. Hausfreund.

Herausgegeben von
Pastor D. H. Th. Willkomm
in Niederplanitz.

Kalender auf das Jahr 1895.

Der Kalender enthält außer dem Kalendarium eine treffliche, sehr zeitgemäße Betrachtung über den Wert der Arbeit im Lichte des Wortes Gottes: „Im Schweiß deines Angesichts“, außerdem ein vor-
treffliches Lebensbild Gustav Adolfs, des nordischen Löwen, aus der Feder von Karl Hempfing, dessen
geschichtliche Darlegung der französischen Revolution in früheren Jahrgängen wir mit großem Interesse
gelesen haben. Mit großer Entschiedenheit bekämpft er die Unionisten, sofern sie mit ihrem „Gustav-
Adolfverein“ den tapferen Schwedenkönig für ihren „weitherzigen Protestantismus“ in Anspruch nehmen.
... Außerdem enthält der Kalender treffliche kleine Erzählungen: „Die guten Freunde“, „Die große
Glocke des Königs Peter von Aragonien“, „Der Thoren Rede“, „Das Kreuzifix in Maulbronn“, die zum
Nachdenken anregen, „Gute Bemerkungen“, „Gegen den Trunk“ und unter der Rubrik „Für die liebe
Jugend“ Gedichte und Erzählungen, die den rechten kindlichen Ton anzuschlagen wissen. Wir können
den Kalender, der im vorigen Jahre sogar die Anerkennung der Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung gefunden
hat und der in diesem Jahre sich noch besonders durch Reichhaltigkeit auszeichnet, nur aufs wärmste
empfehlen. („Neue luth. Kirchenztg.“)

Was früher schon im „Zeugen“ über die vortreffliche Haltung dieses Jahrbuchs und über seine
feine Einrichtung und Druck gesagt ist, kann im vollen Maße auf diese Ausgabe angewendet werden.
An größeren Arbeiten ist die erste „Im Schweiß deines Angesichts“, eine scharfe Beleuchtung der Grund-
schäden, woran unser Volk jetzt leidet, woran es auch zu Grunde geht, wenn ihm die heilende Kraft des
Wortes Gottes nicht wieder zu eigen wird. Die in 7 Kapiteln dargebotene Geschichte des nordischen
Löwen, Gustav Adolfs, sollte allen Lutheranern bekannt werden, um den Mann zu ehren, dem wir unter
Gott die Erhaltung des lutherischen Glaubens in Deutschland zu danken
haben, der auch darüber sein Leben eingebüßt hat. Die kleineren Ge-
schichten, Gedichte und Gedanken sind lauter Perlen. ...

... aus ein guter vorzählungsbuch (Bücher des Monats
(„Der barmherzige Samariter.“)

Ein uns bisher noch nicht bekannter, empfehlenswerter Kalender,
der außer einer lichtvollen und warmen Lebensbeschreibung Gustav
Adolfs eine große Anzahl von lehrreichen, meist recht mar-
tigen kleinen Erzählungen u. a. bringt und überall lebendig
evangelischen Geist atmet.

(„Kirchl. Wchbl. f. d. ev. Gemeind. des Bergischen Landes.“)

In betreff des Lesestoffs steht dieser Kalender oben an.
Neben den vielen anderen, kleineren Artikeln ist besonders
der Artikel: „Gustav Adolf, der nordische Löwe“ (7 Kapitel),
interessant und lehrreich.

(„Luth. Volksblatt.“)

... Wie alle Arbeiten der genannten Offizin ist
auch dieser Kalender sehr sauber ausgestattet und jedenfalls
eine Musterarbeit unter der Kalenderliteratur.

(„Graphischer Anz.“)



Wer seinen Verwandten oder Freunden in der Ferne eine Freude
bereiten will durch Zusendung eines Hausfreund-Kalenders, der gebe uns
die betr. Adressen auf und der Versandt wird prompt besorgt. Der Name
des Auftraggebers wird als Absender vermerkt. Das Porto beträgt für
1 Exemplar 10 Pfg. innerhalb Deutschland und Oesterreich, nach dem Aus-
land 20 Pfg. Briefmarken aller Länder werden in Zahlung genommen.

Zwickau i. S.

Buchdruckerei von Johannes Herrmann.

Glauben an Christus nicht nehmen.“ Auch unter den größten Leiden war sein Antlitz wie eines Engels Antlitz.

Da man von der Wut des Volkes Gefahr für ihn und für alle Christen fürchtete, so wurde er auf Vertrieß seiner Freunde von Urmia nach Tabriz gebracht, damit er dort sicherer wäre und vor einen höheren Gerichtshof gestellt würde. Ohne Hilfe seiner Freunde wäre er genötigt gewesen, mit Fesseln beschwert den weiten Weg nach Tabriz zwischen seinen berittenen Wächtern zu Fuß zu gehen.

Ein junger Mann, Namens Abjalom, ein Christ, kam in das Gefängnis, um sich von Ibrahim zu verabschieden, und fand ihn, wie er sich zum Aufbruch rüstete. Von Freunden hatte er einige Vorräte für die Reise erhalten, und die Soldaten sagten ihm, er möge sie ja mit sich nehmen, denn er werde sie brauchen. Er aber entgegnete: „Nein, ich habe einen Herrn, der mich versorgen wird, ich muß dieses Brot für die armen Gefangenen hier lassen.“ Mehr noch lag ihm aber das Seelenheil seiner Mitgefangenen am Herzen. Er wandte sich zu ihnen mit folgenden Worten: „Ich habe mit euch über Muhammed gesprochen und euch gezeigt, wie er euch nicht selig machen kann, ich habe euch aber auch gezeigt, wie Christus der wahre Helfer ist. Ihr wißt genug von der Wahrheit, um eure Seelen zu retten, wenn ihr es wollt.“ Sie waren tief ergriffen, standen trotz ihrer schweren Ketten auf, sagten ihm Lebewohl und beteten, daß sein Gott und Heiland, dem er vertraue, ihn schützen möchte.

Man brachte ihn in den Hof des Gouverneurs Bagir Khan. Dort hatten sich 200 Muselmänner versammelt, welche begierig waren, den Mann zu sehen, der es gewagt hatte, den Mollahs zu widersprechen und die Autorität des Propheten nicht anzuerkennen. Ein persischer Offizier kam aus dem Hause und sagte: „Das ist ein merkwürdiger Mann; er ist so tapfer wie ein Löwe. Eben versuchte ein Mollah ihn von seinem Irrtum zu überzeugen, aber er wußte auf alles zu antworten, und der Mollah ging betreten von dannen. Er sagte, wenn sie ihm nicht aus der Bibel beweisen können, daß Muhammed ein Prophet ist, so wolle er seinen Glauben an Christus nicht aufgeben, auch wenn sie ihm den Kopf abschlagen.“

Sein Freund Abjalom, der ihm bisher gefolgt war, erhielt die Erlaubnis, ihn noch einmal im Gefängnis zu besuchen. Unter anderem fragte ihn Abjalom, ob er nicht manchmal vor dem Tode zittere. Ibrahim antwortete: „Ich weiß, daß ich doch einmal sterben muß, warum sollte ich jetzt nicht sterben wollen?“ Zuletzt wies ihn Abjalom darauf hin, daß ihn nicht Menschen nach Tabriz sendeten, sondern Gott, damit er Zeugnis ablege vor den Wachen, vor dem Gouverneur, vielleicht sogar vor dem persischen Kronprinzen. Er möge fest bleiben. Demütig antwortete Ibrahim: „Ich hoffe, ich werde fest bleiben. Sage meinen Freunden, sie möchten Gott bitten, daß er meinen Glauben stärke. Ich habe keine Macht, Gott wird mir helfen!“ Dann beteten sie miteinander. Es war wie eine Erhörung des Gebetes, daß der persische Oberst bei ihrem Herausreten den Wächtern zurief: „Hütet euch, den Gefangenen zu mißhandeln und etwas gegen seine Religion zu sagen.“

Nun trat Ibrahim den Weg nach Tabriz an. Dort angekommen, wurde er mit gebundenen Händen und mit einem eisernen Ringe um den Hals in das schlechteste Gefängnis der Stadt geworfen und mit einer Bande von Mördern zusammengepöckelt. Dies geschieht in Persien in folgender Weise. Die Verbrecher werden abteilungsweise zu zehn oder zwölf zusammengeschlossen. Der einzelne trägt einen starken Ring um den Hals, und eine durchlaufende Kette verbindet sie miteinander. Ibrahim hat seine Freunde, ihm eine Matte zu senden, um sie auf dem Boden des Gefängnisses auszubreiten, denn er mußte unter Gewürm und Ungeziefer liegen, Schmutz bedeckte den Boden. Leider konnten ihm diese seinen Wunsch nicht erfüllen, denn sie wußten,

sie würden seine Lage nur verschlimmern, wenn sie sich als seine Freunde bekenneten. Nur einige Nahrungsmittel vermochten sie ihm zukommen zu lassen, und auch dies durfte nur unter der Hand und durch die Vermittelung anderer geschehen. Es herrscht nämlich in Persien die grausame Sitte, den Gefangenen keine Nahrung zu reichen. Haben sie kein Geld oder keine Freunde, so sind sie in einer verzweifeltsten Lage. Ibrahim mußte seinen Mantel verpfänden, um Brot für den Erlös zu kaufen.

Nicht bloß die körperlichen Leiden bereiteten Ibrahim Pein, sondern vor allem die furchtbare Gottlosigkeit und Roheit der Verbrecher und des Kerkermeisters selbst. Was sie redeten und thaten, ist zu entsetzlich, um erzählt werden zu können. Endlich erhörte Gott seine Bitte, und er ward von der gemeinsamen Kette befreit.

Auch in diesem Gefängnis vergaß er die Verkündigung des Evangeliums nicht. Man hatte ihm erlaubt, sein Neues Testament bei sich zu behalten, und getreulich predigte er seinen Mitgefangenen den Weg des Lebens. Ein seltsamer Widerspruch. Um der Predigt des Evangeliums willen ins Gefängnis geworfen zu sein und dennoch die Möglichkeit zu haben, dieses Werk im Gefängnis fortzusetzen! Viele von den Gefangenen wurden durch die Predigt Ibrahims tief bewegt; einer, ein Mörder, wurde so von Schmerz und Reue über seine Sünde ergriffen, daß er ein vollständiges Bekenntnis seiner Sünde ablegte.

Ibrahim war nach muhammedanischem Geseze dem Tode verfallen, warum ließ man ihn nicht hinrichten? Wenn er hingerichtet worden wäre, so hätte alle Welt erfahren, daß ein intelligenter Muhammedaner Christ geworden sei. Dies wollte man vermeiden. Er sollte im Gefängnis müde werden und von selbst zum Islam zurückkehren. Auch mit Güte suchte man ihn dazu zu bringen. Einmal sandte sogar der Gouverneur von Azerbeidschan in Tabriz einen Boten zu ihm, um ihn zu fragen: „Um welches Verbrechens willen bist du im Kerker?“ Solch eine Frage hatte noch nie ein Gewaltthaber in Persien an einen Gefangenen gerichtet. Sie wußten recht wohl, warum er im Gefängnis gehalten wurde, aber sie hofften, er würde etwas anderes sagen und sich nicht als Christ bekennen. Ibrahim aber antwortete: „Ich bin ein Christ, ich glaube an denselben Jesus, welchen der Koran einen Geist Gottes nennt.“

Zuletzt war Ibrahim mit einer ganz entfalteten und verhärteten Klotte von Verbrechern zusammen, die seine Mörder werden sollten. Sie fragten ihn, warum er eingekerkert sei, und als sie hörten, daß er sich zu Christus bekannte, stürzten sie sich auf ihn und riefen: „Du mußt Ali bekennen!“ Er aber rief: „Nicht Ali, sondern Christus!“ Da schlugen sie ihn und würgten ihn mit dem Rufe: „Befenne Ali!“ Sie würgten ihn so lange, bis ihm die Augen fast aus dem Kopfe traten und er am Verschenden war, aber sein Ruf blieb bis zuletzt: „Nicht Ali, sondern Christus!“

Er erholte sich wieder etwas, und man brachte ihn in einen gesonderten Raum. Sein Hals war so angeschwollen, daß er keine Speise mehr zu sich nehmen konnte. Er wurde immer schwächer und starb bald darauf. Kurz vorher besuchte ihn noch ein christlicher Arzt, er konnte ihm aber nicht mehr helfen. Auch mehrere christliche Brüder kamen zu ihm. Zu einem von ihnen, der ihm während seiner Einkerkierung viel Handreichung gethan, sagte er: „Wie kann ich dir für deine Liebe danken? Ich kann es nicht, aber Jesus kann es. Er hat gesagt: ‚Ich war krank und im Gefängnis, und ihr habt mich besucht.‘“ Ibrahim hatte einen liebevollen, versöhnlichen Sinn gegen seine Feinde, besonders gegen die, welche ihn so schrecklich gemißhandelt hatten. Er freute sich abzuschneiden und bei seinem Herrn zu sein.

(Aus einem zur Mission unter den Muhammedanern ermunternden Flugblatte des P. W. Faber zu Tschirma bei Greiz.)

Vermischtes.

Wie die Sozialdemokraten die „Religion als Privatsache“ verstehen,

ist aus einem Berichte des Generalsuperintendenten Konsistorialrat Schünhoff an die Harburger Synode zu ersehen. In demselben heißt es: „In Harburg und Reiherstieg wird vielfach die Taufe gar nicht oder sehr spät begehrt, weil die Eltern Sozialdemokraten sind; in Harburg ist durch die Thätigkeit der Helfer öfters noch die Taufe herbeigeführt worden. In den genannten Gemeinden wird leider auch öfters die Begleitung des Predigers bei der Beerdigung nicht verlangt. In Reiherstieg ist es sogar einmal vorgekommen, daß die schon gewünschte Begleitung wieder abbestellt wurde. Der Fall ist für die Stellung der Sozialdemokratie zur Kirche, die ja angeblich ‚Privatsache‘ sein soll, typisch. Gestorben war ein sozialdemokratischer Arbeiter, den der Geistliche während einer längeren Krankheit öfters besucht und für das Evangelium nicht unempänglich gefunden hatte. Nach seinem Tode ersuchte die Witwe den Geistlichen, die Leiche zu begleiten. Als das die ‚Genossen‘ des Verstorbenen hörten, gingen sie zu der Witwe und erklärten, sie würden unter diesen Umständen an der Beerdigung nicht teilnehmen, sie könnte sehen, wie sie mit dem Pastor die Leiche unter die Erde brächte. Ferner aber drohten sie ihr, sie würden in ihrem Laden nichts mehr kaufen. Durch diesen Druck wurde die Frau gezwungen, den Geistlichen zu bitten, von der Begleitung abzusehen.“

Ein sonderbares „Luthertum“

ist es, welches die sogenannten „Vereinslutheraner“ innerhalb der preussischen Union vertreten. Das hat wieder die „Lutherische Konferenz zur Sammlung und Stärkung aller Bekenntnistreuen für die Provinz Brandenburg“, welche kürzlich in Freienwalde a. O. stattgefunden hat, bewiesen. Was sie mit der einen Hand geben, nehmen sie mit der anderen immer gleich wieder weg. Denn zwar klingt es sehr gut, wenn gesagt worden ist: „Die Forderung der Gleichberechtigung aller Richtungen in der Kirche ist in meinen Augen eine Thorheit. Nur der hat eine Existenzberechtigung in der Kirche, der auf dem Bekenntnis steht. Mit solchen Geistern kann man keine Kirche bauen, die die Fundamente der Kirche zerstören wollen. Wir halten fest am lutherischen Bekenntnis und haben die Konferenz ‚lutherisch‘ genannt.“ Nun kommt aber gleich hinterher, zum Beweise, daß sie die Konferenz nur so „genannt“ haben und das eben Gesagte gar nicht ernstlich gemeint ist, die nachfolgende Verleugnung: „Dieser Name erweckt manche Vorurteile. Man sagt, wir wollten die Union beseitigen — man nenne uns aber eine einzige Stimme aus unserem Lager, die diese Forderung erhoben hat! Wir wollen innerhalb der Union dem Lutherischen zu seinem vollen Recht verhelfen. Das ist nicht Sprengung der Union!“ Da sind in der That die „Liberalen“ verständiger und konsequenter als diese „Lutherischen“. Denn die haben doch wenigstens so viel Verstand einzusehen, daß Union nichts anderes ist als Gleichberechtigung der Richtungen, und daß man eins ohne das andere weder haben noch bekämpfen kann. Wir lesen weiter: „Ein anderer Vorwurf ist, daß wir ‚die Kirche in den dogmatischen Anschauungen auf längst verflossene Zeiten zurückschrauben‘ wollen. Nur der uns gar nicht kennt, kann das sagen. Man lese die Werke eines Luthardt, eines Böckler, eines Hoffmann und man wird finden — alles gesunder Fortschritt, kein Rückschritt!“ Es giebt bekanntlich viele Schwindsüchtige, welche sich für ganz gesund halten. So sind auch diese „Lutheraner“ schwindsüchtig geworden. Sie thäten aber besser, sich „Luthardtianer“ anstatt „Lutheraner“ zu nennen. „Auch nicht Trennung und Absonderung von dem großen

Kirchenkörper erstreben wir.“ Das glauben wir. Sie haben auch keine Ursache dazu. Denn „Gleich und Gleich gesellt sich gern“. „Wir thun“, sagen sie, „unsere Thüren so weit als möglich auf und heißen jeden Gläubigen willkommen.“ Das klingt ganz fromm; indessen: Wie erkennt man denn eigentlich die Gläubigen (soweit dies überhaupt auf Erden möglich ist)? Doch wohl am Bekenntnis zum Worte Gottes. Und wer sich zu demselben nicht voll und ganz bekennen will, den erkennt die lutherische Kirche nicht für einen „Gläubigen“ im vollen Sinne des Wortes an. Bei den Unierten ist das bekanntlich anders. — Auch über die „grundstürzenden Irrlehren eines ungläubigen Professorentums“, wie über einen zu erstrebenden „Einfluß der Kirche auf Besetzung der theologischen Lehrstühle“ u. s. w. wurde wieder weitläufig verhandelt. Doch was soll das alles heißen und nützen, so lange man nach dem Willen Gottes: Trennung von der gottwidrigen Union — sich nicht richten will?

Die Prinzessin Alix von Hessen,

Braut des russischen Thronfolgers, soll, wie deutsche und auch englische Zeitungen viel darüber schreiben, je länger je mehr sich weigern, ihren bisherigen Glauben zu verdammen und die russische Religion dafür einzutauschen. Noch wäre es Zeit. Denn es ist klar, daß nach göttlichem Rechte eine Verlobung nicht gelten kann, welche unter der Bedingung der Glaubensverleugnung geschlossen worden ist, einer Bedingung, die, weil sie sündlich ist, nicht erfüllt werden darf. Es fragt sich nur, ob die in diesem Falle etwa vorhandene Religion hierfür ausreichend und überhaupt der russischen vorzuziehen ist. H—r.

Der pädagogische Unverstand der modernen Theologen

fährt fort, auf Ersetzung des biblischen Christus durch den „Tugendhelden“ Jesus im Unterricht zu dringen. Auf der Bezirkskonferenz der Ephorie Schlieben hielt Pfarrer Rinkel aus Schöna einen Vortrag über die Frage: „Wie ist das Lebensbild Jesu auf der Oberstufe in seinem Zusammenhange zu betrachten und nach seinem religiösen und sittlichen Inhalte zu entwickeln und fruchtbar zu machen?“ In seinen Thesen sagt er bei der 8.: „Der alte Irrtum, als ob erkenntnistmäßige Aneignung auch religiöse und sittliche Folgen unmittelbar zeitige, muß endgültig abgethan sein. 9. Anschauliche Darstellung muß der Phantasie des Kindes ein klares Bild der Person Jesu vorführen, denn auf der Klarheit des Bildes beruht die Mächtigkeit der Wirkung, welche es erzeugt. 10. Der Lehrer muß das Kind in dem Leben Jesu dessen Schönheit sehen lassen, das Ideale, Heiligsvolle seiner religiös-sittlichen Erscheinung ihnen zum Verständnis bringen, damit das ästhetische Gefühl des Kindes fortdauernd ein wirksames Urteil des Wohlgefallens an derselben abgiebt. 11. Endlich soll das Lebensbild des Heiligen unmittelbar auf das Gewissen des Kindes wirken, indem es dasselbe, beschämend und aufmunternd zugleich, aufweckt und durch immer neue Berührung mit dem Reinen und Heiligen schärft.“ Wenn demnach Jesus bloß als „Tugendheld“ gelten soll, wäre es füglich auch an der Zeit, den Kindern das alte Kindergebet abzugewöhnen: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid.“ (A. C. L. R. 3.)

In Osnabrück

hat ein liberaler Geistlicher der lutherischen Kirche einen katholischen Arbeiter mit Grabrede beerdigt, nachdem der katholische Geistliche seine Teilnahme an der Beerdigung abgelehnt hat, da der Verstorbene sich in den letzten Jahren um die Kirche nicht gekümmert, auch kurz vor seinem Tode geistlichen Beistand zurückgewiesen hatte. Nach dem lutherischen Geistlichen sprachen am Grabe noch zwei Sozialdemokraten, da der Verstorbene dieser

Partei angehört hatte. Sapienti sat. — Soweit die „A. E.-L. R.-Z.“ Wir bemerken dazu nur, daß das nicht das erste und einzige Mal ist, daß derartige Greuel vorkommen. Wir haben deroer schon öfter notiert, sogar von „konfessionell“ sein wollenden „Geistlichen“.

H—r.

Nachrichten und Bemerkungen.

Der bekannte ungläubige Professor Benschlag hat sich gegen die „Vereinigung der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses“ für Rheinland und Westfalen erklärt. Er tadelt „das Bestreben, eine der in der Landeskirche arbeitenden Richtungen wegen angeblicher Nichtübereinstimmung mit den Bekenntnissen aus der Kirche zu drängen, so lange sie sich von dem hellen klaren Worte Christi (!) und von der Pietät gegen unsere kirchliche Ueberlieferung leiten läßt. Die im Glauben Starren haben die Pflicht, der Schwachen Gebrechlichkeit zu tragen“ u. i. w. Er nennt es „unevangelisch“, „die fortschreitende wissenschaftliche Entfaltung und Vertiefung (!) der evangelischen Glaubenserkenntnis durch Bindung an die in den Bekenntnissen niedergelegten Anschauungen früherer Jahrhunderte einzuschränken und zu ertöten!“ Ueberhaupt verwirft er „jeden Versuch, durch gefühlige Festlegung der jeweiligen fließenden Unterschiede der Glaubenserkenntnis und liturgischen Einrichtungen das Einigungsverk aufzuhalten, das der Heilige Geist an der evangelischen Christenheit treibt“. Mit Recht antwortet hierauf der Berichterstatter der „A. E.-L. R.-Z.“ u. a.: „Als „Schwache“ aber haben sich die Anhänger der modernen Theologie nicht gerade fundgegeben und würden es wohl auch ablehnen, als solche angesehen zu werden. Ist es Schwachheit, wenn sie einen Lehrstuhl nach dem anderen zu erobern suchen? Ist es Schwachheit, wenn sie die jungen Theologen in Massen auf ihre Seite ziehen? Ist es Schwachheit, wenn sie in Zeitschriften und Zeitungen ihre Anschauungen im großen Stil unter die Menge bringen? Ist es Schwachheit, wenn sie erst den Glauben unserer Studierenden verwirren und damit die Verwirrung auch in die Gemeinden tragen? Solche Zerstörer des Heiligtums nennt die Schrift nicht „Schwache“. Jesus selbst bezeichnet sie mit ganz anderen Namen. Zwischen ihnen und der Kirche Christi sind nicht „fließende Unterschiede“, sondern es handelt sich um Wahrheit und Lüge, um Licht oder Finsternis“ u. i. w. Warum denn aber, wenn man doch solche Erkenntnis hat, thut man nicht nach den Worten der Schrift, daß man sich von solchen falschen Propheten, Kettern und Irgeistern kirchlich scheidet?

In Wittenberg trafen nach der Jubiläumsfeier in Halle gegen 300 Festgäste ein unter Führung des Rector magnificus, Professor Benschlag. Bürgermeister Große begrüßte die Gäste mit einer Ansprache, in der es u. a. heißt: „Die Universität Halle trägt noch den Namen Wittenberg mit in ihrem Schild, sie trägt und pflegt aber auch Wittenbergs Geist, sie hält treue Wacht an den Schätzen evangelischen Glaubens, evangelischer Lehre, evangelischer Wissenschaft“ u. i. w. Wer weiß heutzutage noch, was „Wittenbergs Geist“, „evangelischer Glaube“, „evangelische Lehre“ u. dgl. ist? Der wegen seines offenen Unglaubens bekannte Professor Benschlag jedenfalls nicht und der Wittenberger Bürgermeister auch nicht.

Auf dem „evangelisch-sozialen Kongress“ in Frankfurt hatte bekanntlich der P. Weider-Gr.-Kobler zum Verdrusse der Versammlung, auch eines Stöcker, gegen die Teilnahme Harnacks Protest zu erheben gewagt. Gegenüber der ihm deswegen widerfahrenen Verunglimpfung hat er nun in der Luthardt'schen Kirchenzeitung vom 13. Juli eine längere „Erklärung“ veröffentlicht, aus der wir folgende Sätze von allgemeinerem Interesse mitteilen: Er schreibt u. a.: „Ich muß vielmehr annehmen, daß jener gegen mich erhobene Vorwurf mehr der äußeren Form galt, in welcher ich dem Hauptvertreter der modernen Theologie, welche nach meinem Dafürhalten den evangelischen Glauben in wahrhaft himmelstreichender Weise nun schon lange genug verleugnen durfte, entgegengetreten bin, und darf darum gewiß um Aufnahme einer genaueren Wiedergabe des von mir Gesagten und einiger sich hieran schließender Bemerkungen bitten, wobei ich nicht weiter untersuchen will, wer sich am schwersten versündigt, irregeleitete deutsche Fürkündtöchter oder irreführende Lehrer an deutschen Hochschulen.“ Ferner: „Darum war mir denn doch auch der Menschenberggötterter an jenem Nachmittage im Saalbau zu Frankfurt allzuviel geworden, ja dieses Weibrauchgewölke für einen Menschen, der die Geschichte der Kirche, der Braut Christi, zu einem Gericht über die Kirche, in specie auch über die lutherische Kirche, gemacht, welches ich nicht einmal in allen Sünden bescheiden und gerecht finden konnte... ich sage, das Weibrauchgewölke an jenem Nachmittage im Frankfurter Saalbau war mir so unerträglich geworden, daß ich notgedrungen, um sozusagen wieder ein wenig frische Luft hereinzulassen, durch meinen Protest ein Loch in das Glasdach geschlagen habe, unter welchem es doch eigentlich kein lebendiger Mensch mehr aushalten konnte, auch

auf die Gefahr hin, daß es einen augenblicklichen Mißklang gäbe. Der Erfolg war denn auch der erwartete: Die dicke, schwüle Luft entwich, man konnte nun zum Ausgang des Kongresses wieder frisch und fröhlich mitsingen (? H—r.) (wer hätte das sonst singen können?): „Tragst du, wer er ist, er heißt Jesus Christ, der Herr Zebaoth, und ist kein andrer Gott; das Feld muß er behalten!“ während mir, wie ich aufrichtig gestehe, das Zitat des Niederwerfes: „Allein Gott in der Höh“ sei Ehr“, mit welchem Herr Professor Harnack zuvor seinen Vortrag geschlossen hatte, eigentlich ein wenig unvermittelt und unmotiviert vorgekommen war.“ Ferner: „Dennoch habe ich, auch auf die Gefahr hin, hinfort nicht mehr unter die „urbanen“ Menschen gerechnet zu werden, keine allzugroße Meinung aus dem Saalbau mit hinausgenommen von dem Dreibunde, welchen die Herren Harnack und Stöcker an jenem Nachmittage um die Wette gepriesen haben: Glaube, Gemeinden und Bildung. Moderner Glaube, moderne Gemeinden und moderne Bildung wenigstens werden vor der heranabenden Katastrophe so wenig Stand halten, wie ein Kartenhaus vor einem Wüstesturm. Und ich bereue bis heute noch keinen Augenblick, die sich einzig darbietende Gelegenheit vor so vielen Zeugen ergriffen und im Namen der Kirche gegen die moderne Theologie, deren Tyrannei in unseren Tagen nun vollends und geradezu unerträglich geworden ist, frei und öffentlich einen feierlichen Protest niedergelegt zu haben. Ist's nicht *evangelos* (zur rechten Zeit) geschehen und den guten Herren, ja der großen überwältigenden Majorität in jener Versammlung sehr unangelegen, den einen ein Vergerniß, den anderen eine Thorheit, so find wir Christen nach 2 Tim. 4, 2 angefallen, nötigenfalls auch *analogos* zum Wort zu stehen, willkommen, oder nicht.“ Wie es dabei dennoch dem Herrn P. Weider hat über die Lippen kommen können, den Professor Harnack den „vielleicht allerfrömmsten“ unter den modernen Theologen zu nennen, vor dem er die „größte Hochachtung“ habe, wäre uns unbegreiflich, wenn nicht diese Art bei den landeskirchlichen Pastoren leider nur allzu bekannt wäre.

Die Wiederzulassung der Jesuiten ist vom Bundesrate abgelehnt, diejenige der „Redemptoristen“ wie der „Bäter vom Heiligen Geiste“ jedoch angenommen. Was die letztgenannten betrifft, so schreibt die Luthardt'sche Kirchenzeitung, „mit gut angebrachtem Spotte“ beklage sich die ultramontane „Kölnische Volkszeitung“, warum man sie nicht gleich den Redemptoristen als den Jesuiten nicht „verwand“ erklärt habe; „zu begründen wäre das sicher so leicht wie die Nichtverwandtschaft der Redemptoristen“.

Auf der 30. Jahresversammlung der südwestdeutschen Konferenz für Innere Mission zu Karlsruhe gab, wie die „A. E.-L. R.-Z.“ berichtet, der bekannte Fr. Naumann aus Frankfurt Veranlassung zu zwei beachtenswerten Warnungen. D.-Konst.-Nat. Wals aus Darmstadt hob die Gefahren des modernen Vereinslebens für die Tiefe und Wahrigkeit des persönlichen Lebens hervor und forderte, daß das Vereinsleben in den richtigen Schranken gehalten werde, damit namentlich das Familienleben nicht Schaden leide, und Frhr. von Göler verlangte unter Berufung auf die Statuten der südwestdeutschen Konferenz, daß die Innere Mission sich nicht mit politischem Parteitreiben vermische.

„Eine neue Theorie“ hat Dr. jur. und Lic. theol. Niefer, Priv.-Doz. der Rechte an der Universität Leipzig aufgestellt in einer Schrift über „Die rechtliche Stellung der evangelischen Kirche Deutschlands“. Er behauptet: „Das Ideal der Reformatoren war keineswegs eine selbständige, vom Staate losgelöste Kirche, sondern vielmehr eine beide, Staat und Kirche, umfassende Einheit, und die enge Verbindung zwischen Staat und Kirche, welche sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, ist nichts weniger als ein Abfall von dem reformatorischen Ideale, sondern vielmehr direkt in den Tendenzen und Lehren derselben begründet.“ Der Erlanger Professor der Theologie Sehling findet diese „neue Theorie“ keineswegs lächerlich, sondern rechnet das vorliegende Buch „zu den wertvollsten Arbeiten, welche die neuere kirchenrechtliche Literatur zu verzeichnen hat“ und erklärt, einen Punkt scheine ihm „der Verfasser voll nachgewiesen zu haben, und der betrifft die oben erwähnte Ansicht der Reformatoren über die Stellung der evangelischen Kirche zum Staate. Dieser Nachweis ist, unseres Erachtens, das Hauptverdienst der Schrift und wohl geeignet, unser obenstehendes Urteil zu rechtfertigen.“ Eben noch war Sehm, gleichfalls Leipziger Professor, mit der entgegengesetzten Behauptung (die allerdings der Wahrheit gemäß war) der Held des Tages. Indessen: Auch die Athener waren auf „nichts anderes gerichtet, denn etwas Neues zu sagen oder zu hören“ (Apostelgesch. 17, 21). Auf die konnte freilich schon damals ein „Lotterbube“, wie der Apostel Paulus, keinen Eindruck machen und wird es auch jetzt nicht thun.

Ein Moskoder Pastor N. Pries hat im „Moskoder Anzeiger“ vom 1. Juli eine etwas schwärmerisch gehaltene Lobrede auf den zum 1. Okt. d. J. aus dem Amte scheidenden Oberkirchenratspräsidenten Kliefoth veröffentlicht, in welcher er gerade das Beste an diesem Manne, nämlich daß er eine Zeit lang anfang dem lutherischen Glauben und Bekenntnis im Lande Mecklenburg Raum zu schaffen, bedauert, indem er sich über „Konfessionalismus“, „festgefügte Formen der Symbole“, „dogmatische

Stipulationen der Bekenntnisschriften" als über ein entbehrliches und mindestens überflüssiges Ding ziemlich verächtlich ausspricht. Zwar hat im „Medl. Kirchen- und Zeitblatt“ vom 1. Aug. unser alter Freund, P. Grohmann-Kracow gegen solche Ungehörigkeit des Bedianers protestiert. Doch wird das offenbar nicht viel nützen. Denn wenn mans gleich mit noch deutlicheren Worten thun wollte, als es dort geschehen ist, als z. B. mit der Frage, wie ein auf die lutherischen Symbole öffentlich und feierlich verpflichteter Pastor es über sich gewinnen könne, so verächtlich von den Bekenntnissen zu reden, so würde es ihm ja ein Leichtes sein, mit Berufung auf den Herrn Konsistorialrat Professor D. Dietrichhoff und dessen von der gesamten „Allgemeinen evangelisch-lutherischen Konferenz“ zu Schwerin belobigten Vortrag die herkömmliche Form der Bekenntnisverpflichtung als eine nicht ernstlich gemeinte von sich abzuweisen. Giebt es doch Pastoren in der Landeskirche, welche die Bekenntnisschriften, auf welche sie verpflichtet worden sind, nicht einmal gelesen haben.

„Dr. Schlözer und das Ende des Kulturkampfes.“ Unter diesem Titel hat der italienische Schriftsteller De Cesare, wie der „Reichsbote“ berichtet, Erinnerungen an den jüngst gestorbenen preussischen Gesandten beim Papste veröffentlicht. Wir teilen aus diesem Bericht über den bekannten Besuch Kaiser Wilhelms II. beim Antichrist folgendes mit: „Es kostete Schlözer viel Mühe, mit dem Staatssekretär die Modalitäten des kaiserlichen Besuchs im Vatikan zu vereinbaren. Im Vatikan trat man nicht wenig anpruchsvoll auf. Es schien fast, als ob man die Zeiten Heinrichs IV. und Gregor VII. noch nicht vergessen hätte. De Cesare mag es verantworten, wenn er behauptet, man habe anfangs im Vatikan für die Begegnung zwischen Papst und Kaiser eine den letzteren demütigende Form in Aussicht genommen. Der Papst hätte auf einem Throne, der Kaiser nur auf einem Schemel Platz nehmen sollen. Man wurde nachgiebiger: Der Papst sollte sich nun auf einen höheren, der Kaiser auf einen niedrigeren Sitz niederlassen. Schlözer jedoch habe darauf bestanden, daß der Papst den Kaiser als Seinesgleichen behandle. So empfing Leo XIII. den Kaiser Wilhelm in seiner Privatbibliothek, wo drei gleiche vergoldete Fauteuils für den Papst, den Kaiser und den Prinzen Heinrich bereit standen.“ Da der Papst kein weltlicher Fürst mehr ist, sollte er eigentlich als solcher nicht mehr in Betracht kommen. Gilt er aber nur noch als die kirchenpolitische Spitze eines Teils der preussischen Unterthanen, so sollte er, meinen wir, in dieser Eigenschaft vielmehr als des Kaisers Unterthan angesehen werden. Im übrigen ist und bleibt er nicht mehr und nicht weniger als der große Antichrist. H—r.

Die 10. Generalversammlung des Allg. sächsischen Lehrervereins, welche kürzlich in Zwickau tagte, spendete — nach dem Berichte des „Zwickauer Tageblattes“ vom 26. Sept. — einem Vortrage stürmischen Beifall, in welchem unser Glaube, daß die ganze Bibel eine Eingebung des Heiligen Geistes sei, ein schöner Traum genannt und behauptet wurde, die Volksmeinung sage einfach: bis König David sei das Alte Testament Schwinbel (!). Wir wollen nicht den Staatsanwalt zu Hilfe rufen gegen solche Lästerung des heiligen Buches der Christenheit, aber fragen müssen wir, wie Lehrer, die solchen Reden Beifall schenken, die ihnen anvertrauten Kinder zu Christo führen können, welcher — gerade vom Alten Testament — gesagt hat: „Suchet in der Schrift, denn ich meine, ihr habt das ewige Leben darin. Und sie ist's, die von mir zeugt!“ W.

Eine Anklage wegen Beschimpfung der katholischen Kirche beschäftigte am 5. Juli die Strafkammer I des Landgerichts Stettin. Im November und Dezember 1892 brachten drei im Graßmann'schen Verlag zu Stettin erscheinende Zeitungen „Briefe an Se. Heiligkeit den Papst“, verfaßt von dem Buchdruckereibesitzer und Oberlehrer a. D. Graßmann, die sich besonders gegen einen Anspruch wandten, den Leo XIII. ehemals als Bischof in Perugia gethan hatte: „Die evangelische Kirche sei die Pestbeule der christlichen Kirche“, sowie gegen einen Anspruch des Grafen Paul v. Hoensbroech in dessen Schrift: „Christ und Widerchrist“. „Die protestantische Theologie in ihren hervorragenden Vertretern bekennt sich nicht mehr zum Christentum, sondern zum Antichristentum; was sie lehrt, ist nicht Christus, sondern ein Antichrist“. Der Verfasser sucht in seinen „Briefen“ die Frage klarzustellen: „Wo ist die Pestbeule in der christlichen Kirche und die antichristliche Partei in der christlichen Kirche zu finden?“ Er schilderte die aus dem Eölibat und der Ehrenbeichte entstehenden Gefahren und kritisierte das Auftreten einer antichristlichen Partei in der römischen Kirche. Die Grundlagen bildeten wörtliche Anführungen aus den von den Päpsten genehmigten theologischen Lehrbüchern der römisch-katholischen Kirche. Von dem Probst der St. Hedwigskirche zu Berlin wurden die Briefe der Stettiner Staatsanwaltschaft mit dem Antrag auf Bestrafung des Verfassers zugestellt. Zwölf Stellen in den 25 Briefen waren nach Ansicht der Staatsanwaltschaft beschimpfend für die römisch-katholische Kirche; die Beschlußkammer jedoch beschränkte das Verfahren auf die Auslassungen in zwei

Briefen, betreffend das Abendmahl und das Eölibat. Der Staatsanwalt beantragte gegen den Verfasser eine Woche und gegen den verantwortlichen Redakteur der erwähnten Zeitungen drei Tage Gefängnis. Der Gerichtshof erkannte aber im Anschluß an ein Gutachten des als Sachverständiger vernommenen Professors Dr. Rippold in Jena auf Freisprechung, indem er ausführte, daß Kritiken über kirchliche Einrichtungen jedem zuständen. In diesen Briefen an den Papst, die als streng wissenschaftliche Streitschrift zu betrachten seien, liege nur eine, wenn auch scharfe Kritik vor; von einer Beschimpfung der katholischen Kirche könne dagegen keine Rede sein, da eine solche augenscheinlich dem Verfasser gänzlich fern gelegen habe.

Der Schulchan Aruch ist in Baden als Religionsbuch nun doch verboten worden. Die Sache nahm ihren Ausgang von dem letzten Landtag, an welchen der deutsch-soziale Verein die Bitte gerichtet hatte, den Talmud und besonders den im 16. Jahrhundert von dem Rabbiner Joseph Caro gefertigten Auszug auf seinen sittlichen Gehalt untersuchen zu lassen; begründet wurde die Petition damit, daß die in jenen Büchern aufgestellten Sittenlehren und Gesetze den Juden sittliche Rechte und Pflichten nur gegenüber den Juden vorschreiben, hingegen alle Nichtjuden unter der Bezeichnung „Göjim“ und „Alum“ für rechtlos erklären, so daß diesem gegenüber allerlei Unrecht, selbst Betrug, Diebstahl, Ehebruch, Mord erlaubt sein soll. Die Landstände gingen über die Sache zur Tagesordnung über. Da jedoch in der II. Kammer behauptet worden war, daß der „Schulchan Aruch“ beim jüdischen Religionsunterricht in einer badischen Schule eingeführt sei, so wurden vom Oberrat der Israeliten sowohl, wie vom Unterrichtsministerium Erhebungen gemacht. Nach denselben stellte sich heraus, daß in der von einem israelitischen Lehrer errichteten Handelsschule in Gailingen, einer Gemeinde im Amtsbezirk Konstanz mit 1745 Einwohnern, darunter 756 Israeliten, allerdings beim Religionsunterricht der „Kizzur Schulchan Aruch“ gebraucht werde; es wurde zugleich konstatiert, daß derselbe als Schulbuch ungeeignet sei, da er in seinem Inhalt bei der Lehre über die Reinheit des ehelichen Lebens beanstandet werden müsse und Stellen enthalte, welche den Heiden gegenüber ein minder humanes Verfahren zulasse, als gegenüber den Juden. Von jüdischer Seite hob man zwar hervor, daß unter „Alum“ nur die Heiden und Götzendiener früherer Zeiten (Sternanbeter) zu verstehen seien und daß die beanstandeten Stellen in unvollständiger und sprachlich schwieriger Hebräisch geschrieben seien. Allein demungeachtet wurde das Buch für die Schule verboten. (M. E. 2. R. 3.)

Quittungen.

Für die Synodalkasse: Erntedankfestkollekte der Gemeinde Chemnitz M 89.18; von Herrn Friedrich Gläser in Wittweida M 10; Beitrag der Gemeinde Chemnitz M 100; desgl. des Herrn P. Hanewinkel sen. M 35; desgl. der Gemeinde Dresden M 142; desgl. der Gemeinde Planitz M 50.45.

Für Regemission: Von N. N. durch Herrn Aug. Steyer in Dresden M 10; aus Herrn Wilhelms Sammelbüche durch Herrn P. Hanewinkel daselbst M 6; von Herrn Ernst Friedr. Grundmann in Chemnitz M 6.

Für Heidenmission: Von Ungenannt durch Herrn August Steyer in Dresden M 3.

Für die Missionare Mohn und Rütger: Von der Missionsbrüderschaft Baugen vom Jahre 1879 M 5; aus Pfl.'s Sparbüche durch Herrn P. Hanewinkel M 1.50.

C h e m n i z.

Eduard Reldner, Kassierer.

Für die Emigrantenmission: Von Th. Kemnitz M 10, Frau C. Volker M 10, Herrn L. Boor M 3, Frau K. M 1.50, Herrn Hempfing M 1.

Bremen, Luth. Pilgerhaus.

W. Schmidt.

Buch-Anzeige.

Perlen. Kleine Geschichten für Jung und Alt. Neue Folge. Nr. 17—20. Zwickau i. S. Druck und Verlag von Johannes Herrmann. Preis jedes Heftchens 5 Pf.

Diese 4 Heftchen enthalten besonders Geschichten über Kreuz, Krankheit und Tod und reihen sich den früher erschienenen 16 Heftchen würdig an. Sie bieten eine durchaus gesunde Speise für Jung und Alt. Zugleich machen wir darauf aufmerksam, daß alle 20 Perlen gebunden in Leinwand für M 1.20 zu haben sind — ein preiswürdiges, inhaltreiches Büchlein, besonders zu Geschenken geeignet. W.

Berichtigung. In Nr. 21 Seite 168 im Eingang der Besprechung der „Trostreden“ von Lassenius muß es anstatt „Probe“ heißen: „Perle“.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

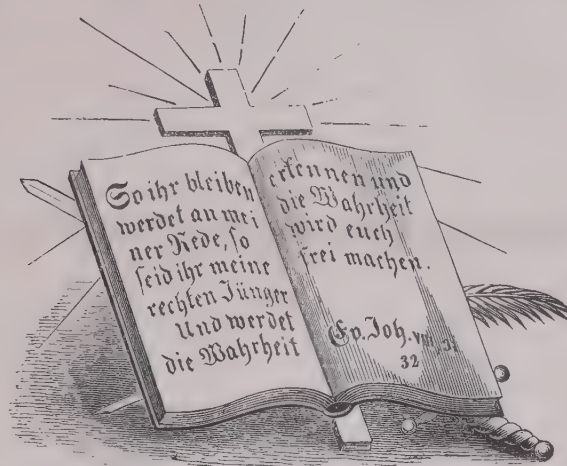
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die f. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 19. Nr. 23.

Zwickau in Sachsen.

4. November 1894.

Zum Reformationsfest.

„Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme!“
(Offenb. 3, 11.)

Was wir der Reformation verdanken, das ist kurz gesagt: das reine Wort, das lautere Evangelium. Das ist die herrliche Krone, die unsere lutherische Kirche sich in heißem, schwerem Kampfe durch Gottes Gnade errungen hat. Irdischen Glanz und Reichtum, weltliche Macht und Herrlichkeit hat unsere Kirche nie beessen, aber das ist von Anfang an ihr Ruhm und ihre Ehre, ihr Schatz und ihre Freude gewesen, daß sie die Kirche des reinen Worts und des unverfälschten Sakramentes war. Diesen ihren Schatz aber, den Ertrag ihrer Kämpfe hat sie niedergelegt in ihren Bekenntnisschriften. Welch einen köstlichen Schatz wir an unseren lutherischen Bekenntnisschriften haben und wie nötig es ist, diesen Schatz festzuhalten und zu bewahren, das erkennen wir am besten, wenn wir uns an die Entstehung und den Inhalt jener Schriften erinnern.

Das war von Anfang an die Beschuldigung, welche die Papisten gegen Luther und seine Anhänger richteten, daß sie von der wahren Kirche abgefallen seien, den alten, allgemeinen Glauben der Christenheit verlassen hätten und neue Lehren aufbrächten. Dagegen mußten sich ja nun die Lutherischen verteidigen, mußten zeigen, daß ihre Lehre keine neue Lehre sei, sondern vielmehr der uralte apostolische und katholische (das ist: allgemeine) christliche Glaube, den alle wahren Christen von Anfang an gehabt haben und der in den drei allgemeinen christlichen Hauptbekenntnissen, dem apostolischen, nicänischen und athanasianischen Symbolum, enthalten ist. Das haben nun unsere Väter gethan in der sog. „Augsburgischen Konfession“. Dieses Bekenntnis, welches Melanchthon unter Luthers stetem Beirat in 28 Artikeln verfaßt hat, wurde auf dem Reichstage zu Augsburg vor den Ohren des Kaisers

Karl V. und der versammelten Stände des Reichs öffentlich verlesen und überantwortet. Das ist das Grundbekenntnis unserer Kirche, ihr „Augsapfel“, wie unsere Väter es nannten. Später versuchte leider Melanchthon den 10. Artikel dieses Bekenntnisses zu Gunsten der Reformierten abzuschwächen, aber diese „veränderte Augsburgische Konfession“ hat niemals Anerkennung in der rechtgläubigen, lutherischen Kirche gefunden, vielmehr bekennt sich dieselbe überall zu der unveränderten Augsburgischen Konfession, wie sie am 25. Juni 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg übergeben wurde.

Als nun die Papisten das Bekenntnis der Lutherischen in einer „Konfutation“ genannten Schrift zu widerlegen suchten, verfaßte Melanchthon die sog. „Apologie“ oder Verteidigung der Augsburgischen Konfession. Das ist wohl die beste Schrift, die Melanchthon uns hinterlassen hat. In derselben wird die Lehre der Augsburgischen Konfession ausführlich erklärt und verteidigt, wie auch mit klaren Zeugnissen der heiligen Schrift als die untrügliche göttliche Wahrheit erwiesen. Besonders köstlich sind die Artikel von der Rechtfertigung und der folgende: von der Liebe und Erfüllung des Gesetzes.

Die dritte Bekenntnisschrift sind die „Schmalkaldischen Artikel“, welche Dr. Luther verfaßt hat. Es hatte nämlich auf des Kaisers Drängen der Pabst Paul III. für das Jahr 1537 eine Kirchenversammlung nach Mantua in Italien ausgeschrieben, damit auf derselben der eingerissene Zwiespalt in Glaubenssachen beigelegt würde. Obwohl nun freilich vorauszu sehen war, daß keine Einigung zu stande kommen würde, so beschloßen die Lutherischen doch, um ihre Willigkeit zu zeigen, ein Bekenntnis ihres Glaubens aufzusetzen, damit man daran auf jeden Fall eine Grundlage zur Verhandlung hätte. So sind die „Schmalkaldischen Artikel“ entstanden, so genannt, weil sie zu Schmalkalden im früheren Kurfürstentum Hessen-Kassel von Luther in großer Versammlung der Theologen 1537 gestellt, gebilligt und angenommen worden sind. In dieser

Schrift wird mit kraftvollen und gewaltigen, aber zugleich schlichten und volkstümlichen Worten die reine Lehre in den streitigen Artikeln nach Gottes Wort dargelegt und die falsche Lehre der Papisten wie auch der Schwarmgeister aufgewiesen, widerlegt und gestraft. Besonders hervorheben möchte ich noch Teil II, Artikel 1 u. 4, ferner Teil III, Artikel 3 u. 8. Später schrieb Melancthon noch einen trefflichen „Anhang“ dazu, welcher handelt: „Von der Gewalt und Oberkeit des Papstes“ und „Von der Bischöfe Gewalt und Jurisdiktion“. Wer die Entstehung des Papsttums verstehen und die rechte Lehre von der Schlüsselgewalt kennen lernen will, der lese diesen „Anhang“.

Dann folgen die beiden Katechismen Luthers: „der kleine“, welcher für die Jugend und für die Einfältigen, und „der große“, welcher nicht bloß für Prediger und Lehrer, sondern überhaupt für erwachsene, reifere Christen bestimmt ist. In diesen beiden Katechismen hat uns Luther ein gar köstliches Vermächtnis hinterlassen, wie es keine andere Kirche besitzt. Der Segen, welcher von denselben ausgegangen ist und noch ausgeht, ist nicht auszusprechen. Sonderlich ist der „Kleine Katechismus Luthers“ ein wahres Kleinod unserer Kirche, denn in diesem Büchlein ist ja die ganze christliche Lehre aufs Allereinfältigste mit herrlichen, vom Heiligen Geist gesalbten Worten in eine kurze Summa zusammengefaßt und durch Fragen und Antworten erklärt. An dem „Kleinen Katechismus Luthers“ hat jeder einfältige Christ den klaren Wegweiser zur Seligkeit, eine treffliche Richtschnur zur Unterscheidung rechter und falscher Lehre und einen rechten Trostbrunnen in aller Not und Anfechtung, ja auch im Tode.

Die letzte Bekenntnisschrift ist endlich die Konkordien- oder Eintrachtsformel. Dieselbe ist hervorgegangen aus der Not unserer Kirche, in welche dieselbe nach Luthers Tode kam durch allerlei Zwiespalt in Glaubenssachen, die teils unter den Lutherischen selbst entstanden war, teils von außen, besonders von den Kalvinisten in unsere Kirche hineingetragen war. Es war Streit entstanden über die Lehre von der Erbsünde, vom freien Willen, von der Befehung und von der Gnadenwahl, ferner über die Lehren von der Person Christi, vom heiligen Abendmahl, von der Gerechtigkeit des Glaubens, von guten Werken, vom Gesetz und Evangelium, vom rechten Gebrauch des Gesetzes und von Mitteldingen. Es hat viel mühevollen Arbeit und Kämpfe gekostet, allen Zwiespalt auszugleichen und die Einigkeit in der Wahrheit herzustellen. Um so größer war aber auch die Freude und der Segen, als dies nun endlich durch dies herrliche Bekenntnis gelungen war. Es ist nun zwar diese Bekenntnisschrift schwerer zu verstehen, als die andern, weil sie es eben mit sehr feinen Irrlehren zu thun hat, aber sie ist mit einer solchen Klarheit und Schärfe und doch zugleich mit so großer Besonnenheit und Mäßigung geschrieben, daß man es bewundern muß. Die Verfasser dieser letzten Bekenntnisschrift waren: der berühmte Martin Chemnitz, ferner Jakob Andreae, Nikolaus Selnecker, David Chyträus, Andreas Musculus und Christoph Körner.

Was haben wir nun an diesen Bekenntnisschriften? Das ist kurz gesagt zweierlei: 1. sind sie öffentliche Zeugnisse und Bekenntnisse des Glaubens unserer Väter, aus Gottes Wort geschöpft, zur Verteidigung und Beweisung desselben wider die Angriffe und Beschuldigungen der Gegner. Sie zeigen uns, „wie jederzeit die heilige Schrift in streitigen Artikeln in der Kirche Gottes von den damals Lebenden verstanden und ausgelegt und derselben widerrwärtige Lehre verworfen und verdammt worden“ ist. 2. haben wir an den Bekenntnisschriften aber auch „eine einhellige, gewisse und allgemeine Form der Lehre, dazu sich unsere evangelische

(d. h. lutherischen) Kirchen sämtlich und ingemein bekennen, aus und nach welcher, weil sie aus Gottes Wort genommen, alle anderen Schriften, wiesien sie zu probieren und anzunehmen, geurteilt und reguliert sollen werden.“ Und daß wir solche einhellige Form der Lehre haben, das ist von der größten Wichtigkeit, denn es finden sich, besonders in unserer Zeit, die „freien Geister“ sehr häufig, die an keine gewisse Form der Lehre gebunden sein wollen. Und doch ist es durchaus nötig zur wahren Einigkeit der Kirche, ja darin eben besteht dieselbe, „daß da einträchtiglich nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden“.

So haben die Gemeinden daran eine Schutzmauer wider allerlei Irrlehre, daß die Kirchenliederer strenge verpflichtet werden, nach den Bekenntnisschriften zu lehren; wobei freilich durchaus nötig ist, auch darauf zu halten, daß solches in der That geschieht und sich nicht mit der bloßen Verpflichtung zu begnügen, wie man in den Landeskirchen jetzt allgemein thut.

Weil wir nun in unserer lutherischen Freikirche diesen Schatz der reinen Lehre noch ungetrübt und ungehindert durch Gottes unverdiente Gnade haben, so laßt uns denselben auch hoch und wert achten und nicht geringschätzen, damit er uns nicht um unserer Undankbarkeit willen wieder genommen werde, wie dies an den meisten Orten in deutschen Landen geschehen ist. Das soll uns billig zur Warnung dienen, daß wir desto mehr die Mahnung beherzigen: „Halte, was du hast!“ Also begnüge dich nicht damit, lieber Leser, daß du die Bekenntnisschriften in deiner Bücherborte stehen hast, sondern lies sie fleißig und forsche darin und vergleiche die Lehre derselben immer wieder mit der heiligen Schrift, so wirst du wachsen und zunehmen in rechter heilsamer Erkenntnis und deines Glaubens desto gewisser werden. Ja du wirst auch durch solch fleißiges, heilsbegieriges Lesen und Forschen immer freudiger werden, den rechten Glauben zu bekennen mit Wort und That, auch unter Opfern und Leiden. Dazu helfe uns Gott in Gnaden! Amen.

W—r.

Die rechte Furcht vor Gottes Wort.

„Mein Herz fürchtet sich vor deinen Worten“, sagt der Psalmist (Ps. 119, 161), und alle Christenheit, ja alle Welt sollte dazu Ja und Amen sprechen; denn solche Gesinnung des Herzens gefällt dem Herrn wohl, der durch den Propheten spricht: „Ich sehe an den Elenben, und der zerbrochene Geist ist, und der sich fürchtet vor meinem Wort.“ (Jes. 66, 2.) Als einst der Gott Israels seinem Volk sein Gesetz verkündigen wollte, sprach er zu Mose: „Gehe hin zum Volk und heilige sie heute und morgen, daß sie ihre Kleider waschen und bereit seien auf den dritten Tag. Denn am dritten Tage wird der Herr vor allem Volke herabfahren auf den Berg Sinai. Und mache dem Volk ein Gehege umher, und sprich zu ihnen: Hütet euch, daß ihr nicht auf den Berg steigt, noch sein Ende anrühret; denn wer den Berg anrühret, soll des Todes sterben.“ (2 Mos. 19, 10—12.) „Als nun der dritte Tag kam“, berichtet Mose, „da hub sich ein Donnern und Blitzen, und eine dicke Wolke auf dem Berge, und ein Ton einer sehr starken Posaune; das ganze Volk aber, das im Lager war, erschrak. . . Der ganze Berg Sinai aber rauchte darum, daß der Herr herab auf den Berg fuhr mit Feuer; und sein Rauch ging auf, wie ein Rauch vom Ofen, daß der ganze Berg sehr bebete.“ (2 Mos. 19, 16—18.) So sollte das Volk Gottes inne werden, daß ihm gebührte mit heiliger Scheu zu vernehmen, was Gott mit ihm zu reden vorhatte.

Derselbe majestätische Gott aber, der einst auf dem Berge des Gesetzes zu Israel geredet hat, redet auch heute noch zu seinem Volk in dem festen prophetischen Wort, auf das wir achten sollen als auf ein Licht, das da scheint an einem dunklen Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in unserem Herzen. (2 Petr. 1, 19.) An dieses Wort, das geschriebene Wort des lebendigen Gottes, denkt der Psalmist, wenn er Ps. 119, 120 spricht: „Ich fürchte mich vor dir, daß mir die Haut schaudert, und entsetze mich vor deinen Rechten.“

Wie sollte es auch anders sein? Als einst der Kaiser Augustus ein Gebot ausgehen ließ, daß alle Welt geschätzt würde, da ging jedermann, daß er sich schätzen ließe. Und wie lange ist's her, seit die ganze Welt wie verhaltenen Atems lauschte, wenn der Franzosenkaiser Louis Napoleon um die Jahreswende sein politisches Programm ankündigte? Was aber hat das Wort aller Kaiser und Könige auf Erden zu bedeuten im Vergleich mit dem Wort des allmächtigen Herrschers Himmels und der Erde, des majestätischen Herrn, der mit einem Wort eine Welt ins Dasein rufen und mit einem Wink eine Welt in Staub und Asche sinken und in Nichts zerstreuen lassen kann? O mit Recht sagt Dr. Luther, ein einziges Wort Gottes sollte uns Himmel und Erde zu enge machen.

Und doch, wie wenig fürchtet sich die Welt vor Gottes Wort! Wenn ein angesehener Staatsmann, etwa der Landespräsident, in einer Versammlung aufträte und eine Rede hielte und nun von einem Teil seiner Zuhörer verhöhnt und ausgelacht, von anderen Lügen gestraft, von noch anderen als ein Feind und Widersacher angebrüllt würde, während viele sich überhaupt nicht um ihn kümmerten, sondern ihm plaudernd den Rücken zuehrten, so wäre er mit seiner Rede noch bei weitem nicht so übel traktiert wie Gott mit seinem Wort, um das sich auch Millionen der Menschen überhaupt nicht kümmern, das von Gelehrten und Ungelehrten gemeistert und Lügen gestraft, von losen Mäulern begeistert und mit Spott und Hohn übergossen, selbst von sogenannten Theologen jämmerlich zerlegt, seiner Würde entkleidet, wie ein Schmuggler oder Dieb ins Kreuzverhör genommen, von rohen Haufen niedergebrüllt, mit allen Waffen bekämpft wird. Doch „er wird einst mit ihnen reden in seinem Zorn, und in seinem Grimm wird er sie schrecken“, daß sie rufen werden: „Ihr Berge, fallet über uns, und ihr Hügel, decket uns!“

Aber uns steht es nun bei uns? Sind wir mit der rechten Furcht vor Gottes Wort erfüllt? Alle falsche Lehre ist ein Widerspruch gegen Gottes Wort, und die Widerlegung der Irrlehre und die Bekämpfung der Irrlehrer, wo sie in rechter Gesinnung geschieht, ein Eintreten für Gottes Wort. Wie nun? Haben wir ein heiliges Entsetzen vor jeder Abweichung von der Richtschnur der heilsamen Lehre und eine heilige Freude an der Verteidigung der Wahrheit in Wort und Schrift? Ist bei uns rechte Furcht vor Gottes Wort, so muß uns bei dem Gedanken, daß wir oder unsere Kinder könnten in falsche Lehre verstrickt oder mit falschem Gottesdienst verworren werden, ein Grauen erfassen und muß unser Herz seufzen: „Weise mir, Herr, deinen Weg, daß ich wandle in deiner Wahrheit. Erhalte mein Herz bei dem einigen, daß ich deinen Namen fürchte“; dann werden wir nicht nur nicht sauer sehen und verdrossen sein, wenn die Wahrheit des Wortes Gottes verteidigt, der Irrtum offenbar gemacht, widerlegt und bekämpft wird, sondern auch diejenigen, welche im Heere des Königs der Wahrheit vorne an kämpfen sollen, ermunternd zurufen: „Gürte dein Schwert an deine Seite und zeuch einher der Wahrheit zu gut!“ Aller Unionismus auf Kosten der Wahrheit, allerlei Religionsmengerei, alle Gleichgültigkeit in Lehre und Bekenntnis hat ihren Grund auch in dem Mangel an rechter Furcht vor Gottes Wort.

Doch nicht nur die Lehre soll nach Gottes Wort gestaltet, sondern auch das Leben soll nach Gottes Wort eingerichtet sein und geführt werden. Wir sollen stets und in allen Stücken „prüfen, was da sei wohlgefällig dem Herrn“, und das erfahren wir aus Gottes Wort. Wo also die rechte Furcht vor Gottes Wort ist, da wird man sich zunächst bei allem, das man thut oder vorhat, erkundigen, was Gottes Wort dazu sagt, damit man auch nicht in Unwissenheit gegen Gottes Willen verstoße und sich mit Sünden beslecke. Schon vor dem weltlichen Recht kann Unkenntnis des Gesetzes den Uebertreter nicht rechtfertigen, und unser Heiland lehrt uns Lucä 12, daß auch der Knecht, welcher des Herrn Willen nicht weiß und in solcher Unwissenheit denselben übertreten hat, wird Streiche leiden müssen. Aber freilich, mehr Streiche wird der leiden müssen, welcher des Herrn Willen weiß und nicht darnach gethan hat. Wer sich also recht fürchtet vor Gottes Wort, der wird, wenn er aus demselben erkannt hat, was dem Herrn gefällig oder mißfällig ist, sich nicht mehr beraten mit Fleisch und Blut, sondern mit heiliger Scheu das Unrecht meiden oder, wo er schon darein verstrickt wäre, sich schleunigst davon losmachen und abtreten von der Ungerechtigkeit. Aber ach, wie traurig ist es auch da bei vielen, die Christen sein wollen, bestellt! Sie sind nicht nur träge und lässig zum Forschen in der Schrift, was des Herrn Wille sei, sondern wenn etwa ihr Prediger und Seelsorger oder sonst ein Mitbruder sie belehrt und auf Gottes Willen aufmerksam macht, danken sie ihm übel, werden unwillig, betrachten und behandeln ihn wohl gar als einen Feind, der für ihr Wohl kein Herz und für ihre Verhältnisse kein Verständnis habe. Andere geben wohl zu, daß ihr Thun und Lassen die Probe an Gottes Wort nicht bestehen kann; aber sie meinen, so genau könne man es eben nicht nehmen, man müsse die Zeiten und Umstände auch in Betracht ziehen, man könne eben nicht immer, wie man gerne wolle, und da müsse man es eben machen, so gut es gehe. Mit solchen und ähnlichen Gedanken und Reden beweisen sie aber, daß sie sich nicht rechtfertigen fürchten vor Gottes Wort. Wer erkannt hat, daß sein Thun, sein Geschäft und Gewerbe, seine Verbindung und Gesellschaft, seine Unterhaltung und Belustigung sich nicht mit Gottes Wort vertrage, und dann nicht das Unrecht von sich thut, sondern sich mit Reden wie den oben angeführten zu rechtfertigen sucht, der handelt mit Gott nicht als mit dem majestätischen Herrn, vor dem die Engel in Ehrfurcht erzittern, sondern wie mit einem Trödeljuden, dem man abmarktet und abschwächt von dem, was er fordert. Wer hingegen die rechte Furcht vor Gottes Wort im Herzen hegt und wirken läßt, der rafft sich auf und nimmt alle Kraft zusammen und schleudert den Versucher oder die Verföhlerin von sich und reißt durch die Reize der Welt und die Stricke des Teufels und schlägt sein eigenes Fleisch zu Boden und ruft: „Herr, hilf mir!“ und hat nicht Ruhe noch Rast und kann nicht frei aufatmen, bis er auf richtigem Steig und ebener Bahn feste und sichere Schritte thut, weil er mit Wahrheit sprechen kann: „Ich laufe, Herr, den Weg deiner Gebote“.

Was soll nun aber geschehen, wo es uns mangelt an dieser rechten Furcht vor Gottes Wort? Soll auch in diesem Stück geholfen werden, so muß Gott selbst der Helfer sein, der Arzt der Seelen, der alle unsere Gebrechen heilen kann. Unser Herz ist eben ein trozig und verzagt Ding, beides am verkehrten Ort, trozig, wo wir uns fürchten sollten, verzagt, wo wir festen Mut haben und beweisen sollten. Ja, wir fürchten uns vor Gottes Wort vielfach gerade deshalb zu wenig, weil bei uns der Furcht vor Menschenwort zu viel ist. So mancher, der es mit Gottes Wort gar leicht nimmt oder sich offen gegen dasselbe auflehnt, beugt sich mit seinem Willen und Verstand unter das Wort eines Zeitungschreibers oder Volksagitators oder verfrachtet sich vor den

Droh- und Spottreden eines großmäuligen Laffen und bringt wohl aus feiger Furcht vor einem Schimpfwort, das er fröhlich verachten sollte, Leib und Seele in Gefahr. Ja, es kann wohl eine ganze Gemeinde durch furchtames Bangen und Zagen dahin gebracht werden, daß sie die Furcht vor Gottes Wort aus den Augen setzt, ihre Pflichten versäumt und übel ärger werden läßt. Solche elende Menschenfurcht sollen wir in der Kraft des Geistes von uns thun, hingegen durch Wirkung des Evangeliums stark und immer stärker werden im Glauben und in solchem Glauben Satan, Welt und Fleisch und alles, was uns mag zuwider sein, sieghaft überwinden. Je mehr wir solchermaßen vorbereitet, gestärkt, gekräftigt und gegründet werden, desto mehr werden wir auch darauf bedacht sein, Glauben und gut Gewissen zu bewahren, und des eingedenk sein, daß Gott spricht: „Ich sehe an den Elenden, und der zerbrochene Geist ist, und der sich fürchtet vor meinem Wort.“ („Lutheraner.“)

Vermischtes.

Pastor Jdel aus Belbert

ist am 1. August wegen „Beschimpfung der Einrichtungen der evangelischen und katholischen Kirche“ von der Strafkammer zu Elberfeld zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden. Das Konsistorium ist an der Sache unbeteiligt; vielmehr hat es ausdrücklich laut Mitteilung des Staatsanwalts darum ersucht, es möge in der Verhandlung bekannt gegeben werden, daß es eine Bestrafung Jdels wegen seiner Angriffe auf die evangelische Kirche nicht wünsche, da Jdel durch die Amtsenthebung bereits genug bestraft erscheine und anzunehmen sei, daß ihm die Absicht der Beschimpfung völlig gefehlt habe. Die Anklage stützte sich auf seine Broschüre „Reformation an Haupt und Gliedern“. Als Beschimpfung der evangelischen Kirche wurden Sätze aufgeführt, wie „unsere linksliberalen Theologen sind falsche Propheten, ihr schlechtes Vorbild bewirkt allgemeinen Abfall vom Glauben an Christum“; „auch unsere Geistlichen erfüllen nicht ganz ihren Platz im Sinne der heiligen Schrift“. Auch behauptet er, daß „der Fluch Gottes auf der protestantischen Kirche ruht“. Als Beschimpfung der katholischen Kirche galten Behauptungen, wie „Messelesen, Marienkultus und Bilderdienst“ sei „Götzendienst“ und „Gotteslästerung“. Ferner nennt Jdel als die „sieben Todsünden Roms“: 1. Messopfer, 2. Bilderdienst, 3. Heiligenverehrung, 4. Reliquienkultus, 5. Werkgerechtigkeit, 6. Segesfeuer, 7. Bibelverbot. Er erhebt den Vorwurf, daß die römische Kirche dem Volke fleischliche Genüsse der Sünde gönne; sie begünstige z. B. heute noch „das teuflischste aller Götzenteste, den Karneval“, sowie die Kirmessen; sie sehe es gern, wenn diese „mit Spiel und Tanz, Fressen und Saufen bis in die ehebrecherische Nacht“ hinein gefeiert würden, denn um so sicherer seien dann später „die armen Seelen im Weichtstuhl an die toten Sagen der Kirche gebunden“. Er bittet schließlich den Papst, mit seinen Prälaten zu einem Konzil zusammenzutreten, um die Millionen ihm anvertrauter Seelen von diesen „schrecklichen Irrtümern“ zu befreien. In der Verteidigung ließ sich Jdel in längerer Rede über die Anklage aus; er habe die Schrift nur aus heißer Liebe für das Volk verfaßt und aus innerster Ueberzeugung auf Grund des Wortes Gottes geschrieben; er habe niemand persönlich verletzen wollen. Gegenüber den tausend Wunden, aus denen unser Volk blutet, müsse offen und mit deutlichen Worten gesprochen werden, wo die Schäden liegen. Wenn eine scharfe Kritik römischer Irrlehren Gefängnisstrafen nach sich zieht, so wird niemand mehr den Mut haben, seine Meinung auszusprechen und jede weitere Entwicklung der Kirche muß dann ruhen. Der Staatsanwalt und das Gericht gewannen aber die Ueberzeugung,

daß Jdel zwar nicht daran gedacht habe, jemand persönlich zu kränken, und daß er die Schrift nur aus den edelsten Absichten verfaßt habe. Er sei aber in seiner an sich berechtigten Kritik weit über das zulässige Maß hinausgegangen und habe vielfach beschimpfende Ausdrücke angewandt. Der § 166 des Strafgesetzbuches sei also verletzt; aber trotz der Schärfe der gewählten Worte könne der Angeklagte milde beurteilt werden. Das Urteil lautete auf eine Woche Gefängnis. Der als Drucker des Buches mitangeklagte Buchdruckereibesitzer G. Sinnhoffer von Belbert erhielt zwei Tage Gefängnis. Nicht ohne Staunen wird man das Urteil vernehmen. Bei solcher Gesetzeshandhabung scheint auch die berechnete Polemik und die berechnete Kritik kirchlicher Mißstände nicht wenig gefährdet. Unwillkürlich denkt man daran, welche Angriffe die Römischen gegen die Evangelischen, bezugnehmend die jüdischen und sozialdemokratischen Blätter gegen die Kirche sich fast täglich erlauben dürfen, ohne daß ein Staatsanwalt sich dazwischen legt, ganz zu geschweigen der „Beschimpfungen“, welche neuerdings auf die heilige Schrift gehäuft werden. („A. G.-Z. R.-Z.“) — Daß P. Jdel übrigens ein methodistischer Schwärmer für „vollkommene Heiligung“ ist, gehört nicht hierher und ist eine Sache für sich. H—r.

Ueber die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes

hat die internationale katholische Konferenz zu Lüttich folgende Resolution gefaßt: „1. Recht und Gerechtigkeit erheischen die weltliche Herrschaft des römischen Stuhles. 2. Die weltliche Herrschaft ist unentbehrlich für die Unabhängigkeit des römischen Stuhles in der Regierung der Kirche. 3. Die weltliche Herrschaft ist die Schutzwehr der Gewissensfreiheit der Katholiken der ganzen Welt. 4. Die Autorität des römischen Stuhles, gestützt durch eine staatliche Unabhängigkeit und mehr und mehr von den Völkern anerkannt und geachtet, wird in wirksamster Weise zur Erhaltung des Friedens, zur Versöhnung der Völker und der Stände, sowie zum Fortschritte der Zivilisation beitragen. 5. Die Größe und Würde Italiens sind nicht bedroht, sondern vielmehr gesichert durch die staatliche Unabhängigkeit des heiligen Stuhles, einer göttlichen Institution, mit der es durch die besonderen Ratschläge Gottes verknüpft ist“ (Worte Leo's XIII.).“ In den beigefügten „Erläuterungen“ wird die Erhabenheit des Papstes „über jede irdische Macht“ mit bekannter mittelalterlicher Manier begründet: „Schon durch die Natur der Würde, mit welcher unser Heiland Jesus Christus den heiligen Petrus und seine Nachfolger bekleidet hat, ist der Papst über jede irdische Macht gestellt. Denn Christus hat ihn als Oberhaupt bestellt für jenes Reich, das er in dieser Welt zu stiften gekommen ist, um die Menschen ihrem Endziel, der ewigen Seligkeit, zuzuführen. Dieses Reich kennt weder Grenzen des Raumes noch der Zeit; es umfaßt alle Völker des Erdbereiches, die Herrscher sowohl wie ihre Unterthanen. Alle sind in gleichem Maße der Autorität desjenigen unterworfen, dem der Heiland in der Person des heiligen Petrus das Hirtenamt übertragen hat; alle müssen unter seinem Gebote und seiner Führung ihrer ewigen Bestimmung entgegengeleitet werden.“ Klassisch ist auch die Logik, mit welcher die „Gewissensfreiheit“ der Katholiken an die Wiederaufrichtung des Kirchenstaates geknüpft wird: „Die 200 000 000 über die ganze Erde verbreiteten Katholiken erkennen in dem Papste den berechtigten Ausleger der göttlichen Gesetze, die sie in ihrem Gewissen verpflichten; den unfehlbaren Lehrer der Wahrheiten, denen ihr Verstand zustimmen muß, den obersten Hirten, dem sie in allem zum Gehorsam verbunden sind, was sich auf die Religion und das Heil ihrer Seelen bezieht. Daraus folgt, daß ihre Gewissensfreiheit wesentlich an die Freiheit und Un-

abhängigkeit des Papstes gebunden ist, des von Gott eingesetzten Hüters der Wahrheiten, die sie glauben, und der Vorschriften, die sie befolgen müssen; und daß sie ein unverjährbares Recht darauf haben, daß der Papst in der Ausübung seines hehren Amtes im Vollbesitze seiner Freiheit und Unabhängigkeit handele, ohne die Beeinflussung oder den Druck irgend welcher Macht zu erdulden. Dies läßt sich aber auf eine dauerhafte und die Gewissen voll befriedigende Weise nur durch die weltliche Herrschaft erreichen.“ Wenn die internationale katholische Konferenz sich lediglich auf den Rechtsstandpunkt gestellt und bloß auf Rückgabe des dem Papst widerrechtlich entzogenen Kirchenstaates den Nachdruck gelegt hätte, würde die Erklärung vielleicht mehr Eindruck gemacht haben, als durch diesen schriftwidrigen und unlogischen Gedankensturm.

Die Geringschätzung des Alten Testaments,

welche in der „Christlichen Welt“ so lebhaften und wiederholten Ausdruck gefunden, wird auch in der liberalen Lehrerwelt mit immer größerem Eifer proklamiert. Hierzu diente auch die allgemeine schleswig-holsteinische Lehrerversammlung, welche vom 25. bis 27. Juli zu Tondern abgehalten wurde. Als erster Punkt auf der Tagesordnung der Hauptversammlung stand ein Vortrag des Direktors Schmarje aus Altona über „zwei dringliche Reformen auf dem Gebiete des biblischen Geschichtsunterrichts.“ Die eine Reform ist, daß „die biblische Geschichte nicht vor dem zweiten Schuljahr auftritt“, die andere, „daß der Schwerpunkt des biblischen Unterrichts in das Neue Testament verlegt werde“. Zu dem ersten Lehrsatz führte er aus, daß die biblischen Geschichten für die Kinder im ersten Schuljahre ungeeignet, und weit bessere Stoffe in unseren deutschen Märchen und den Werken unserer Dichter zu finden seien. Bei der Besprechung des zweiten Lehrsatzes fordert er mögliche Einschränkung des Unterrichts in den alttestamentlichen Geschichten. Da es doch vor allem darauf ankomme, den Kindern sittliche Charaktere vorzuführen, so habe es seine großen Bedenken, von Personen wie Jakob, Joseph, Simjon, David, Salomo u. a. zu erzählen, da deren sittliche Beschaffenheit dem Zwecke einer sittlich-religiösen Erziehung nicht entspreche. Der Lehrer ist dabei genötigt, immer abzuschwächen und zu beschönigen. Der Schwerpunkt des biblischen Geschichtsunterrichts muß deshalb in das Neue Testament verlegt werden. Freilich kann man mit dem dogmatischen Christus der Kirche wenig anfangen, da er dem Kinde eine fremde Person ist; aber die Idealgestalt des menschlichen Christusbildes ist geeignet, die Kindesseele zu erwärmen und zu einem sittlichen Leben anzueifern. Nicht messiasgläubiges Judentum, sondern das Christentum Christi ist zu lehren. Mit rauschendem Beifall wurde der zweistündige Vortrag aufgenommen. Doch fehlte es auch an Opposition nicht, welche insbesondere die Flensburger Altmüssen, Jakobsen und Carstensen in energischer Weise zur Geltung brachten. Sie wiesen vor allem auf den Widerspruch des Referenten hin, welcher einerseits Christum in den Mittelpunkt des Unterrichts stellt, andererseits die Aussprüche Christi über das Alte Testament nicht gelten lassen will. Das ganze Neue Testament bezeuge das Alte als Wort Gottes; wer das letztere verwerfe, taste auch das erstere an, mithin habe der Referent mit der ganzen rechtgläubigen Kirche gebrochen. Die Diskussion gewann eine solche Schärfe, daß der Redakteur der „Schlesw.-holst. Schulzeitung“, Stolley aus Kiel, den Vorwurf erhob, die Flensburger Herren hätten jedenfalls keine Ahnung von der neueren Kritik der Alten Testaments. Auch das Schlußwort, welches wie üblich der Referent hatte, gefiel sich in mannigfachen persönlichen Angriffen gegen die Opponenten. Freilich war dadurch der Beweis geliefert, wie wenig sachliche Gründe

man zur Widerlegung hatte. Die Abstimmung ergab die Annahme des ersten Lehrsatzes mit geringer, die des zweiten mit großer Majorität.

Ueber den Eindruck der Todesstrafe auf die Verbrecher

lesen wir in den hinterlassenen Aufzeichnungen des verstorbenen Gefängnisgeistlichen von de la Moquette zu Paris, Abbé Faure, welcher 20 Mörder während seiner sechsjährigen Thätigkeit in dem Gefängnis auf ihrem letzten Gang zu begleiten hatte: „Um die Wirkung richtig abzuschätzen zu können, die der Gedanke an die Hinrichtung auf die zum Tode Verurteilten ausübt, genügt es, die Haltung eines Verbrechers vor und nach der Verurteilung seiner Strafe in lebenslängliche Haft miteinander zu vergleichen. Ein Mörder, den ich während der 40 Tage seiner Zellenhaft beständig krank, vor Fieber zitternd, ohne Appetit und Schlaf gesehen hatte, war mit einem Mal wie umgewandelt, als ihm seine Begnadigung mitgeteilt wurde. Er sprach von seiner Reise nach der Strafkolonie Numea wie von einer Vergnügungsfahrt und machte allerlei Zukunftspläne, indem er sich sogar von seinem guten Betragen eine völlige Begnadigung versprach. Da ich mehrere Male bei Mördern, die der Todesstrafe entgegengingen, dieselbe Beobachtung machte, so glaube ich zu der Schlussfolgerung berechtigt zu sein, daß diese Strafe die einzige ist, die wirklichen Entsetzen einflößt; was aber diejenigen betrifft, die sie über sich ergehen lassen müssen, so genügt einem nicht vorgenommenen Geiste ihr bloßer Anblick im verhängnisvollen Moment, um den Schrecken ihrer Seele zu erraten. Ich glaube nicht, daß es ein erschütternderes Schauspiel giebt als das eines solchen Unglücklichen, mit wie christlicher Ergebenheit er sich auch in sein Schicksal fügen mag, während der kurzen und doch so schrecklich langen Zeitpanne, die von den Vorbereitungen zur Hinrichtung in Anspruch genommen wird. Deshalb zögere ich nicht, es als meine Ueberzeugung auszusprechen, daß, welche Strafe man auch an Stelle der Todesstrafe setzen möge, sie doch niemals eine so heilsame Furcht wie diese einflößen kann.“ (A. C. L. R. 3.)

Zu Gunsten eines Zusammenschlusses aller christlichen Kirchen

hat eine Anzahl anglikanischer Geistlicher, die in Grindelwald in der Schweiz zusammentrafen, eine Kundgebung erlassen, wobei natürlich auch die römische mit inbegriffen war. Von letzterer Seite ist ihnen nun eine gründliche Antwort zu Teil geworden. Kardinalerzbischof Vaughan hat in der Versammlung der „Catholic Truth Society“ zu Preston ihnen die Alternative gestellt: So soumettre ou se démettre (sich unterwerfen oder abdanken); ein drittes, nämlich daß die Anglikaner mit Rom sich vereinigen unter Festhaltung ihrer Besonderheiten, giebt es nicht. Hierbei führte der Cardinal aus: die anglikanische Geistlichkeit erkennt mehr und mehr, daß sie sich bei der gegenwärtigen kirchlichen Zersplitterung in unhaltbarer Lage befindet. Will man nun eine Einigkeit erzielen, so kann selbstverständlich Rom mit seinen Volksmassen nicht umgangen werden, sonst würde es höchstens eine Vereinigung der verschiedenen protestantischen Richtungen geben. Der Cardinal läßt deshalb nach dem Vorbild des Papstes ein, sich einfach an die römische Kirche anzuschließen. Man mache freilich die Unduldsamkeit der römischen Kirche geltend, aber dieser Vorwurf ist ungerecht, denn der Katholizismus ist keineswegs unduldsam. Ueber gewisse Dinge gebe es freilich keinen Vergleich, z. B. in Sachen der Verfassung; aber in Bezug auf die Zucht können kleine Modifikationen eintreten, wie die Kirche des öfteren gethan. Eine rein äußerliche Vereinigung der christlichen Kirchen würde zu nichts führen; die Kirche würde nur ein Konglomerat von Heterereien und Schismen dar-

stellen, in welchen „der Vater der Lüge und der Gott der Wahrheit“ gleichsam im Bunde miteinander stünden. Der Kardinal glaubt den Zeitpunkt nicht mehr fern, daß die Anglikaner sich Rom unterwerfen, und begründet diese Hoffnung damit, daß „viele Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche in der englischen Aufnahme gefunden hätten“. — Soweit die „A. E.-L. R.-Z.“ In dem von uns unterstrichenen Satze aber muß sich die Luthardt'sche Kirchenzeitungspartei mit ihren „Kirchen“ vom Antichrist selbst eine bittere Wahrheit sagen lassen. Doch scheint sie das kaum merken zu wollen. H—r.

Einen Einblick in die Tauspraxis der römischen Mission gewährt ein in den „Jahrbüchern der Verbreitung des Glaubens“ (1894, Heft III) enthaltener Bericht über eine „apostolische Reise“ zweier „Missionär-Schwester“ durch Babylonien. Auf dieser Reise (während welcher die eine Schwester, „welche die verkörperte christliche Liebe ist“, sich die Gelegenheit nicht entgehen läßt, selbst einem lahmen Chyren ihre barmherzige Sorge zuzuwenden), kamen die Missionärinnen „u. a. in eine Hütte, in welcher ein todkrankes Kind darniederlag. Mitleidlich überwachen es die beiden, „damit es nicht, ohne einen Reisepaß zu haben, von hinnen scheide“. Allein alle Versuche, dem Kinde auf irgend eine Weise die Taufe zu applizieren, scheitern an dem Widerstand der mißtrauischen Mutter. Endlich findet man einen Ausweg. An einer älteren Schwester des kranken Kindes wird plötzlich eine Haarkrankheit „entdeckt“; nachdem die Mutter zögernd ihre Zustimmung zu einer einfachen Kur gegeben hat, wird eine blaue Flasche hervorgeholt, deren sich die eifrigen Missionärinnen bei ihren Tausen bedienen, „sowohl um den Inhalt derselben vor den Anwesenden zu verbergen, als auch um es von anderen Flaschen sicher zu unterscheiden“, und mit dem Wasser dem Mädchen „gehörig der Kopf gewaschen“. Nach diesem wohlgelungenen Versuch „entdeckt“ man auch an dem kranken Kinde dieselbe „Haarkrankheit“. Ahnungslos willigt die Mutter ein, daß man „auch ihm die Haare wachsen lasse“. „Sie können sich denken“, so schließt die Missionärin ihre Erzählung, „daß unsere Schwester schnell am Bettlein des Kindes war und daß sie einen kleinen Karl für den Himmel vorbereitete, während die Mutter das Wasser, welches über den Hals des Kindes rann, mit dem Ärmel abtrocknete.“ Solcher unlauteren Handlungsweise rühmt man sich noch in der römischen Kirche. Bei dergleichen Tauf-„praktiken“ ist es übrigens erklärlich, wie man dort oft mit sehr großen Ziffern von Heidentaufen prunken kann. Die evangelische Kirche übt allerdings solche Bräuche nicht. („A. E.-L. R.-Z.“)

Nachrichten und Bemerkungen.

Die **Nelzener Konferenz** findet in diesem Herbst am 13. u. 14. Nov. statt und wird dabei über „die zentrale Bedeutung der Rechtfertigung in Bezug auf die Lehre von der Bekehrung und Gnadenwahl“ verhandelt werden.

Leipziger Mission. „In Bezug auf die Entlassung der Leipziger Missionare Räther und Mohn urteilt das Témoinage, das Hauptorgan der französischen Lutheraner, das sich sonst sehr freundlich zur Leipziger Mission stellt, doch, nachdem es die Beschwerden der Missionare über die Auslassungen des Miss. Ravis u. a. in Bezug auf die göttliche Eingebung und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift erwähnt hat: „Die Direktion hat diesen Beschwerden keine Folge gegeben und ihre Urheber auf brüste Weise entlassen“. Das Témoinage verheißt zum Schluß seine Sympathien für die „in so brüster Weise von der Direktion entlassenen Missionare“ nicht. Inzwischen ist auch Miss. Göttfisching, der Einsender der Ansprache des Miss. Matthies an die „Neue lutherische Kirchenzeitung“, telegraphisch vom Missionskollegium aus Indien in die Heimat „zur Verantwortung“, wie man uns aus Indien mitteilt, bezw. zu „mündlicher Besprechung“, wie die offizielle Lesart im Leipziger Missionsblatt lautet, berufen worden.“ („A. E.-L. R.-Z.“)

Aus Baden. Der Pfarrer Gottfried Schwarz in Bienen, welchem die Weiterverbreitung seines antichristlichen Flugblattes, 60 Sätze wider „die Irrlehren der Christenheit“ durch den Oberkirchenrat unter

dem 8. Mai verboten worden war, hat sich diesem Verbote nicht gefügt, sondern demselben thatsächlich zuwider gehandelt. Daraufhin ist er nun auf Verlegung der Amtspflicht beziehungsweise fortgesetzten Ungehorsam gegen die Anordnungen der vorgesetzten Behörde angeklagt und seines Amtes entsetzt worden. Das letztgenannte „Vergehen“ scheint als die eigentliche Hauptthat angesehen zu werden. Denn davon, daß der Oberkirchenrat sein Verbot begründet und mit der nötigen Belehrung und Ermahnung begleitet habe, ist nicht die Rede und kann auch wohl nicht die Rede sein, da das badische unierte Kirchenregiment vom wahren Christentum überhaupt nicht viel weiß.

Ueber Kandidatennot wird der „A. E.-L. R.-Z.“ aus Bayern geschrieben: „Zu der diesjährigen theologischen Aufnahmeprüfung haben sich 49 Kandidaten gemeldet. Diese Zahl geht weit über den Bedarf. Sollte der Zutrang zum theologischen Studium in ähnlicher Weise fortgehen, so würden wir bald wie in Norddeutschland von einer „Kandidatennot“ zu reden haben, die das gerade Gegenteil von der in den siebziger Jahren wäre“ u. s. w. Wir müssen gestehen, daß wir für derartige „Nöte“ nicht eben viel Mitleid haben. Ist doch der Andrang offenbar mehr um der Prüfen als um der Arbeit im Reiche Gottes willen. So wird es sich auch bald genug zeigen, wie der Bewerber um „geistliche“ Ämter weniger werden.

Die Encklikas des Papstes, in welcher er die Protestanten einlädt, katholisch zu werden, hat, wie wir voraussehen, wenig Eindruck gemacht. Doch hielt es Pastor A. Koch nicht für überflüssig, die auf die evangelische Kirche bezüglichen Sätze der Encklika einer öffentlichen Kritik zu unterziehen. Er that dies in einer Broschüre: „Die neueste päpstliche Encklika und die Protestanten in evangelischer Beleuchtung“ (Wittenberg, Herrosé [16 S. gr. 8^o] 40 Pfg.). Der Verfasser steht auf positivem Standpunkt, wie er besonders in der Zurückweisung des Vorwurfs der protestantischen Subjektivität zeigt. Er zitiert hier die Stelle des Rundschreibens: „Daß das Gewissen des einzelnen bei den Protestanten der einzige Führer und Norm des Lebens sei unter Zurückweisung jeder anderen Regel des Lebens“; hierzu bemerkt er: „Das ist gerade bei ersten Bibellehrern am wenigsten der Fall und noch viel weniger in unserer Kirche als solcher. Diejenigen, bei denen es zutrifft, stehen nicht auf dem Boden der Bibel und Kirche, ebensowenig diejenigen, welche naturalistischen und rationalistischen Anschauungen huldigen.“ — So schreibt zwar die „A. E.-L. R.-Z.“ Doch fügen wir hinzu: „Euer Ruhm ist nicht fein“. Denn wo gilt noch die Bibel als Regel und Richtschnur? H—r.

Der Vertreter der „ethischen Kultur“, Herr v. Gandy, hat in seinem Blatte „Versöhnung“ eine Art Verteidigung des Präsidentenmörders Caserio übernommen, wohl nur um wieder einmal von sich reden zu machen, da seine Sache im ganzen recht wenig Anhänger findet. Er bezeichnet jenen Mörder als „Edelanarchisten“: „der in Lyon zur Wornaffe griff, hat doch vielleicht geglaubt, oder gemeint, oder gewollt heilige Güter der Menschheit schützen oder sie ihr erringen helfen. Er mordete nicht, um zu morden; er mordete nicht um der Begierde willen; seine That war nicht ideenlos. Mag der Zusammenhang zwischen der That und der Idee ein noch so verworrenere sein, ein Zusammenhang besteht. Dieser Zusammenhang kann die Frevelthat nimmer rechtfertigen; das „Schuldig“ besteht, aber dies Schuldig halt in tausend Chos aus den Gebrechen der Gegenwart auf uns, die wir die thatsfähigen Vertreter der Gegenwart sind, zurück. Deshalb sollte uns dies Schuldig das reuevolle Gelöbniß abringen: wir wollen überhaupt nicht mehr dem Leben eines anderen ein gewalttames Ende bereiten, nicht so, nicht so. Nicht heimtückisch; nicht im Fanatismus; nicht durch langsam verzehrenden Kummer, nicht durch rohe materielle Vergewaltigung; nicht durch schändliche Gewinnsucht, nicht unter Anwendung des heuchlerischen „Unabänderlich“; nicht mehr, mit Gott auf dem Schlachtfelde, auch nicht mehr, im Namen des Königs und „von Rechts wegen“. . . Wir müssen Ziel und Mittel scharf voneinander trennen; wir müssen die Blut-Fanatiker vom Edelanarchisten unterscheiden lernen.“

Der religiöse Jugendunterricht, wie ihn Dr. Bruno Wille für die freireligiöse Gemeinde angemessen hält, ist zum Teil nichts weiter als ein Unterricht im Klassenhaß und im Haß gegen die Kirche. Die Stunden werden von Wille stets mit Gesang angefangen, weil dies in den Zöglingen „eine gewisse Sammlung und Reinigung des Sinnes“ hervorbringe. Die dabei gebrauchten Melodien sind vielfach der Studenten- kneipe entnommen, wie „Freut euch des Lebens“, „Ein freies Leben führen wir“, „Schier 30 Jahre bist du alt“ zc. Der Inhalt der Lieder charakterisiert sich durch nachstehende Proben: „Die ersten Blumen: Laßt es walten frei und offen, In der Schule, in dem Haus, Lösch es länger doch, o Pfaffen, Nicht mehr in den Kneipen aus.“ „Der Freidenker: Er regt sich emsig, um mit Mut ein neues Haus zu schaffen, Ein Haus befreit vom Geistesdruck, befreit vom Druck der Pfaffen. Kein Pfaffe darf mit Glaubenszwang die Kinder ihm erziehen, Er pflegt die Herzen, daß sie einst für Ebles nur erglühen.“ „Muderei: Fort mit der alten Muderei, Die nur den Kopf verdreht! Es singt sich noch ein-

mal so frei, Wenn's frisch vom Herzen geht. Wenn jedes treu das Seine thut, Geht ohne Pfaffen alles gut." „Spruch: Wen jedes Pfaffen Wort Gleich reißt zu Tränen fort, Der ist, wenn das Gefühl verpufft, Zumeist ein Schwächling und ein Schuft." Selbst freisinnige Lehrer finden diese Art von Pädagogik etwas zu stark.

Die reformierte Schloßpredigerstelle in Köpenick ist einem lutherischen Kandidaten übertragen worden, wie die „Reform. K.-Ztg.“ schreibt, obwohl reformierte Bewerber vorhanden waren. Wenn die Sache sich so verhält, so muß der hier zu Tage tretende Mangel von Bekenntnistreue eines lutherischen Geistlichen wohl ebenso beklagt werden wie das Gescheh der Gemeinde. Die „Reform. K.-Ztg.“ bemerkt hierzu: „Ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse und das Recht der Gemeinde, einen reformierten Pfarrer zu verlangen, hat die Kirchenbehörde hier einen neuen Beweis ihrer Gesinnung gegen das reformierte Bekenntnis gegeben. Wenn die Köpenicker reformierte Gemeinde dazu schweigt, so ist dies ein trauriges Zeichen für ihr reformiertes Bewußtsein, hoffentlich schweigen dann aber nicht die reformierten Mitglieder der Generalsynode.“ („M. C.-Z. K.-Z.“)

Den Sieg der modernen Theologie glaubt das Organ der Ritschlianer, „Evangile et Liberté“, schon jetzt voraussetzen zu können. Es spricht die Hoffnung aus, daß man bald so weit vorgeschritten sein werde, die Arbeiten der theologischen Professoren nicht mehr nach dem Maßstab der „Ungläubigkeit oder Irreligiosität“ zu beurteilen, daß eine großartige Umwälzung, eine sittliche Revolution bevorstehe, welche alle Irrtümer und menschlichen Uebellichkeiten hinwegjagen werde. Hierauf antwortete Professor E. Doumergue in Nr. 31 des „Christianisme“: „Dies sehen wir klar, über dem Zusammenbruch der religiösen Weltanschauung, wie wir sie bisher verstanden haben, soll sich die Legitimität aller historischen und dogmatischen Behauptungen der Professoren erheben, und die Kirche darf sie nicht anklagen, weder wegen Unglaubens noch wegen Häresie. Arius wird in der Kirche für orthodox gehalten werden ebenso gut wie Athanasius. Pelagius wird für einen nicht minder korrekten Ausleger des Paulus gelten als Augustin. Der eine Professor wird die Echtheit des Evangeliums des Johannes, der andere die Unrechtheit behaupten, dieser das Wunder bekämpfen, jener es verteidigen, aber alle werden gleichmäßige Säulen der Kirche sein. In der That, um hier anzukommen, wird es einer großartigen Umwälzung bedürfen.“ — Soweit die „M. C.-Z. K.-Z.“ Uns scheint es übrigens, bei dem gegenwärtigen Stande der Universitäten, einer so „großartigen Umwälzung“ gar nicht mehr zu bedürfen.

Der Zuchtlosigkeit der Jugend tritt man in Württemberg von seiten der staatlichen Behörden leider nicht mit der wünschenswerten Energie entgegen, wie neuerdings wieder sich zeigte. An das tgl. Oberamt in T. wurde folgende Beschwerde bezw. Anfrage eingereicht: „Vor kurzem kam es vor, daß etliche Burschen, die nicht mehr sonntagschulpflichtig sind, eine Anzahl Schüler betrunken gemacht haben. Die Schüler wurden in der Schule abgestraft. Man erlaubt sich nun die Anfrage, ob es das tgl. Oberamt auf eine Klage der Schulaufsichtsbehörde hin, denn bei der herrschenden Menschenfurcht und sittlichen Laxheit werden die Eltern meistens nicht klagen, die Bestrafung solcher Burschen durch das Schultheißenamt, die im pädagogischen und unterrichtlichen Interesse läge, für unstatthaft erklären würde.“ Darauf kam folgender Bescheid: „Da Trunkenheit als solche nicht, sondern nur, wenn beispielsweise ruhestörende Lärm, grober Unfug hiermit verbunden ist, strafbar ist, so kann die Herbeiführung der Trunkenheit bei Schülern für sich nicht bestraft werden. Ob die angezeigte Handlung als grober Unfug angesehen werden kann, erscheint als zweifelhaft, da als grober Unfug nur solche Handlungen zu bestrafen sind, welche sich als geeignet zur Störung und Belästigung des Publikums, nicht bloß einzelner beteiligter Individuen darstellen. Daß die öffentliche Ordnung tatsächlich beeinträchtigt wurde, ist zur Strafbarkeit nicht erforderlich, es genügt, daß die Handlung geeignet war, die öffentliche Ordnung zu stören.“ — Vorstehendes schreibt die Luthardtsche Kirchenzeitung, in gewohnter Weise lediglich die „staatlichen Behörden“ für allerlei Zuchtlosigkeit verantwortlich machend, ohne dabei zu erröten im Hinblick auf die noch viel größere und greulichere Zuchtlosigkeit der Kirche, deren Glieder ja doch eben dieselben Leute sind. H—r.

Die öffentlichen Evangelisationsversammlungen, welche von der Stadtmission neuerdings veranstaltet werden, um die der Kirche entfremdeten Massen zu beeinflussen, haben mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Es finden sich zwar eine Menge Leute ein, wenn auf den Anschlagensäulen durch große rote Plakate zu einer „großen religiösen Versammlung“ eingeladen worden ist; aber man macht die Erfahrung, daß die meist sozialdemokratischen Besucher vielfach aus Neugierde oder vielmehr mit dem Wunsch, Skandal zu machen, hergekommen sind. Besonders thun sich junge, halbwüchsige Burschen hervor, über welche man oft nur durch Anwendung von Gewalt oder mit Hilfe der Polizei Herr werden kann. An Verhöhnung des Heiligen wird das denkbar Mögliche geleistet, so daß die Stadtmissionare fast einen schlimmeren Stand haben, als die Heidenmissionare auf den Straßen Indiens. Aber nicht alles fällt den Sozialdemokraten allein zur Last. Theo Werlent hin

berichtet in der „Allg. Konferv. Monatschrift“, daß bei einer besonders unruhigen Versammlung ein junger Sozialdemokrat, der sich zur Sache nicht unfreundlich stellt, zu den Missionaren sagte: „Wissen Sie auch, warum es heute wieder so wild hergeht? Ich will es Ihnen sagen; draußen stand heute ein Mann, der einer Schar von etwa 20 jungen Leuten jedem 50 Pf. mit den Worten gab: nun wird heute aber ordentlich Adau gemacht, und wie aus einem Munde haben sie geantwortet: „soll besorgt werden“. Dennoch ermüdet man nicht in dieser schwierigen Arbeit und benützt namentlich das evangelische Lied, um die Massen zu besänftigen.“

Die Fästungen gegen die Bibel von seiten der Sozialdemokratie findet bei den deutschen Behörden eine sehr nachsichtige Behandlung. So blieb eine Auslassung des „Sozialist“ in Nr. 37 völlig unbeachtet und ungeahndet: „Im Schweize deines Angesichts sollst du dein Brot essen“, also arbeite, schinde, schufte, du Nachkomme Adams, das ist der göttliche Fluch der Erbsünde. „Ein jeder Mann sei unterthan der Obrigkeit, denn sie ist von Gott eingesetzt“, darum ducke dich, halt's Maul und küsse die Hand, die dich schlägt. An diesen blödsinnigen, christlichen Bibelsprüchen, welche in vielerlei Variationen das fogen. Gesellschaftsleben der Menschen beherrschen, scheitern bisher die Versuche, die Menschheit empfortreibend, befreienden Gedanken zugänglich zu machen.“

Eine rohe Verhöhnung des heiligen Abendmahls ist dem Staatsanwalt zur Anzeige gebracht worden. Ein Arbeiter war auf der Straße erkrankt, wobei auch der Handelsmann Manasse W. zugegen war. Man trug den Kranken in einen Hof eines nahegelegenen Hauses. Dort lagte der betr. Handelsmann zu den Leuten, die sich um den Kranken bemühten, er wolle demselben das Sakrament reichen und auf diese Weise ihn gesund machen. Er setzte ein Käppchen auf, fertigte aus weißem Papier einen Halskragen an, den er sich umlegte, und hielt dem Kranken, indem er die bei der Abendmahlspendung üblichen Gebräuche nachmachte, die Brantweinflasche hin.

Pfarrer Raumann in Frankfurt a. M. hatte anlässlich einer im Dezember abgehaltenen Versammlung, in welcher der ehemalige Predigantskandidat und jetzige Sozialdemokrat Th. v. Wächter Referent war, geäußert: „Er habe in den Ausführungen Wächters mehr gefunden, in dem er mit Wächter übereinstimme, als worin er sich von ihm trenne“. Das Konsistorium, das auch sonst mit der Stellungnahme Raumanns zu der sozialen Frage nicht einverstanden war, forderte den Vorstand des evangelischen Vereins für innere Mission, bei der Raumann angestellt war, auf, diesem einen Verweis zu erteilen. Der Vorstand lehnte ab, worauf das Konsistorium den Verweis selber erteilte. Hierauf schied Pastor Raumann aus, aber nur, um ein erweitertes Tätigkeitsgebiet außerhalb des Machtbereichs des Frankfurter Konsistoriums zu übernehmen. Uebrigens ist auch ein anderer Pfarrer, Battenberg mit Namen, vom Frankfurter Konsistorium für sein Verhalten in der Arbeiterfrage mit einem Verweise bedacht worden.

Als die Synode der Waldenferkirche zu Castiglione (Lombardien) tagte, ließ die päpstliche Geistlichkeit folgendes anschlagen: „Heilige Besannmachung. Den Katholiken ist streng verboten, den öffentlichen Besprechungen beizuwohnen, welche gelegentlich der protestantischen Distriktsynode stattfinden werden. So lange die Synode tagt, werden in der Kirche“ sühnende Uebungen abgehalten.“ Das Ergebnis dieses Verbots war ein so außerordentlicher Zudrang zu der Synode, daß am zweiten Tag der Versammlung vor der Thür der protestantischen Kirche abgerissen werden mußte, damit die zahlreichen Zuhörer, welche innen keinen Platz fanden, von außen zuhören konnten. („M. C.-Z. K.-Z.“)

Schleswig-Holstein. Der „M. C.-Z. K.-Z.“ wird folgendes geschrieben: „Ein Agendenstreit steht jetzt auch unserer Kirche bevor. Längst wurde die seit 1796 in Gebrauch stehende Adler'sche Agende wegen ihres knochenlosen Charakters als verbesserungsbedürftig erkannt. Sie war eine echt „protestantische“ Arbeit; sie kennt keinen obligatorischen Gebrauch des Apostolikums, giebt denselben vielmehr völlig frei, sogar bei Taufe und Konfirmation. Vor einigen Wochen hat nun das Konsistorium einen Agendenentwurf veröffentlicht, welcher im kommenden Herbst die Gesamtynode beschäftigen wird. Der „liberal-kirchliche Verein“ hat hierzu bereits ein Flugblatt erlassen, in welchem er von der „Gefahr“ redet, daß die bei uns im ganzen geachtete und sogar gelegentlich geschätzte protestantische Freiheit mehr und mehr verloren geht“. Besonders wendet sich das Flugblatt gegen das Taufformular in dem Agendenentwurf: „Zunächst schreiben alle Formulare für die Taufe dieser Handlung eine magische Wirkung zu. In die Taufe wird die Wiebergeburt verlegt, mit ihr die Vergebung der Sünden verbunden“. Das sei im Grund katholisch. Nach protestantischem Grundsatz käme alles Heil auf seiten der Menschen von durch den Glauben und die auf persönlicher Ueberzeugung beruhende Hingabe an die göttliche Liebe zu stehen. „Es erhellt somit, daß nach protestantischem Grundsatz von einer magischen Heilswirkung der Taufe auf ein unmündiges Kind nicht die Rede sein kann, die Taufe daher hier zunächst nichts anderes ist, als eine tiefsinnige symbolische Handlung.“ Am Schluß heißt es sehr offen-

herzig: „Kann etwa ein liberaler Christ mit gutem Gewissen den Wortlaut des Apostolikums bekennen? Machen wir uns doch klar, was damit von ihm verlangt würde. Er müßte als seine persönliche Ueberzeugung bekennen: die übernatürliche Geburt des Herrn, seine leibliche Auferstehung, seine Höllenfahrt, seine sichtbare Himmelfahrt, seine sichtbare Wiederkunft, die Auferstehung des Fleisches. Was bedeutet daher die Festlegung des Apostolikums bei Taufe und Konfirmation? Sie bedeutet thatächlich, daß die freie Auffassung der christlichen Lehren aus der christlichen Gemeinde als unberechtigt ausgeschlossen wird.“ Bezeichnend an dem Aufruf ist jedenfalls, daß nur mit „protestantischem“ Grundsatz operiert wird, nirgends mit dem Worte Gottes. — Soweit die „A. E.-K.-Z.“ Nur schade, daß auch in den Kreisen derer, welche also klagen, die falsche Lehre herrschend ist, daß alles Heil auf seiten des Menschen durch „die auf persönlicher Ueberzeugung beruhende Eingabe an die göttliche Liebe zu stande“ komme. So müßte man sich ja wundern, daß eben dieselben dennoch an der Kindertaufe festhalten, wenn man nicht zugleich auch wüßte, daß die Synergisten sehr häufig allerdings auch darin romanisieren, daß sie eine Wirkung der Taufe ex opere operato glauben und das „nur durch den Glauben“ verleugnen. H—r.

Quittungen.

Für Regemission: Von der seligen Frau Römer in Gablenz durch Herrn P. Hagen in Crimmitschau M 2,20; von S. B. in Stollberg durch Herrn Preis in Chemnitz M 5; aus dem Stephansstift vor Hannover M 13 und eine Gabe aus dem Gotteskasten in der Bethlehemskapelle zu Hannover M 1 durch Herrn P. Walter daselbst; von Herrn Gustav Günther in Gablenz M 3.

Für Heidenmission: Auf der Tews'schen Hochzeit gesammelt durch Herrn P. Hübner in Kolberg M 16,12; zwei Gaben aus dem Gotteskasten in der Bethlehemskapelle zu Hannover M 1 und M 0,50 durch Herrn P. Walter dort; von Herrn Gustav Günther in Gablenz M 3.

Für Judenmission: Von Herrn Gustav Günther in Gablenz M 3. C h e m n i z. Eduard Reldner, Kassierer.

Für Student W. Raumann in St. Louis erhalten Erntedankfestkollekte Mark 135,68. Herzlichen Dank allen l. Gebern. F. Hanewinkel.

Für den Seminaristen W. Herrmann in Addison gesammelt auf der Hochzeit Tröger-Lehmann Mark 10. D. Willkomm, P.

Bücher - Anzeige.

Aus dem Concordia Publishing House in St. Louis sind uns folgende empfehlenswerte Schriften zur Anzeige zugegangen, welche sämtlich durch den Schriftenverein (C. Braun, Zwickau, Mittelstr. 24) zu beziehen sind:

Hedypheia. Eine Sammlung geistlicher und weltlicher Chorgesänge für die gemischten Chöre unserer Gymnasien. Heft III. Preis M 1,40.

Dieses Heft enthält 25 Nummern und reiht sich seinen Vorgängern würdig an.

Erzählungen für die Jugend. 22. Bändchen: Der Kerkermeister von Norwich. — 23. Bändchen: Der Schulmeister und sein Sohn. Eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege von R. S. Caspari. Preis jedes Bändchens in Leinwand gebunden 80 P.

Auch diese Bändchen enthalten gesunde Lektüre für unsere Jugend und bedarf insbesondere die letztgenannte klassische Erzählung keiner weiteren Empfehlung, da sie anerkanntermaßen zu dem Besten gehört, was es in der christlich deutschen Volksliteratur giebt.

Lehrplan für eine einklassige ev.-luth. Gemeindeschule. Von J. S. Simon. 32 Seiten. 80. Preis 75 P.

Dieser Lehrplan gehört zu der „kleinen Schulkunde“ desselben Verfassers und ist ein Zeugnis dafür, daß man bei unseren Glaubensbrüdern jenseits des Weltmeers es gerade auch in der Schule versteht, mit den oft schwierigen Verhältnissen rechnen, den Kindern auf einfache Weise das nötige Wissen beizubringen. Besondere Beachtung verdient der Lehrplan deshalb, weil er zeigt, daß es ganz gut möglich ist, dem Religionsunterrichte die beherrschende Stellung zu geben, die ihm gebührt, ohne daß dadurch die übrigen Fächer zu kurz kämen. Der Lehrplan ist übrigens nicht eine trockene Aufzählung von Lehrgegenständen, sondern enthält auch hehrzigenwerte Winke über die Behandlung derselben und der Schüler.

Eine Lobpreisung des heiligen Predigtamtes, die uns zu fleißiger und treuer Verwaltung desselben ein fröhliches Herz machen muß. Predigt, gehalten während der 14. Versammlung des Illinoisdistrikts der Missouriynode und auf Beschluß desselben dem Druck übergeben von J. A. F. W. Müller. 16 Seiten. 80. Preis 20 P.

Diese Pastoralpredigt, in welcher auf Grund von 2 Kor. 5, 17—21 das auf dem Titel angegebene Thema in der Weise ausgeführt wird, daß das heilige Predigtamt beschrieben wird 1. als ein Amt von hoher Würde und 2. als ein Amt von großer Herrlichkeit, sei allen Brüdern im Amte dringend empfohlen, und nicht ihnen allein, sondern jedem Christen. Denn sie ist in besonderem Grade geeignet, die lässigen Hände zu stärken und die matten Kniee wieder aufzurichten und uns angesichts der anscheinenden Erfolglosigkeit unserer Arbeit neuen Mut zu machen zur Führung und Erhaltung des Predigtamtes.

5. und 6. Synodalbericht d. J., nämlich Verhandlungen der 9. Jahresversammlung des Wisconsin-Distrikts. Preis 75 P.

Dieser Bericht (60 Seiten) enthält die Fortsetzung der Lehrverhandlungen über die christliche Freiheit, wobei besonders der geschichtliche Nachweis, wie die lutherische Kirche stets auf der christlichen Freiheit bestanden habe, sowie die Anwendung dieses lutherischen Grundsatzes gegenüber den Schwärmern von Wert sind.

Verhandlungen der 32. Versammlung des Westlichen Distrikts. Preis 75 P.

Dieser 72 Seiten starke Bericht enthält den Nachweis, wie durch die Irrlehren der Neueren betreffs der Inspiration der heiligen Schrift, der Person Christi und der Befehrung (Gnadewahl) die Lehre vom seligmachenden Glauben geschädigt wird, und zwar ist dies Thema hier zunächst ausgeführt in Bezug auf den ersten Punkt. Es wird da gezeigt, daß die Neueren, und zwar gerade auch die „konfessionellen“ Theologen die Lehre vom Glauben schädigen, weil sie die Bibel nicht für Gottes direktes Wort halten, weil sie die Schrift nicht für irrtumsfrei halten, weil sie leugnen, daß die heilige Schrift Quelle der Lehre sein soll, weil sie behaupten, nur die Schrift als Ganzes sei Norm der Lehre, aber freilich auch nur für die Kirche als Ganzes, nicht für die einzelnen, weil die heilige Schrift kein Gnademittel sein soll. — Es ist also eine sehr zeitgemäße und wichtige Lehrverhandlung, die hiermit dargeboten wird, und sei daher der Bericht den Lesern dringend empfohlen.

Magister Johannes Brenz, der Reformator Schwabens. Ein Lebensbild aus der Reformationszeit, nach Quellen zusammengestellt und erzählt von L. W. Gräpp. 133 Seiten. 80. In Leinwand gebunden M 1,60.

Welcher Lutheraner hörte nicht gern von dem Leben, Leiden und Streiten der treuen Zeugen in der Reformationszeit! Unter denselben ist Brenz einer der bedeutendsten und sein Lebensgang einer der interessantesten. Wir können daher diese Biographie nur mit Freuden begrüßen und ihr recht viele Leser und diesen recht viel Stärkung durch das Lesen derselben wünschen.

Soeben verläßt die Presse:

Verhandlungen der achtzehnten Jahresversammlung der Synode der evangelisch-lutherischen Freikirche in Sachsen u. a. St. Anno Domini 1894. Zwickau i. S. Verlag des Schriftenvereins der sep. ev.-luth. Gemeinden in Sachsen. 80. 127 Seiten. Preis 1 M.

Dieser unter diesjähriger Synodalbericht ist bestimmt und geeignet, ein rechtes Hausbuch zu werden. Er behandelt gründlich und doch bündig, lehrhaft und doch nichts weniger als trocken die Lehre vom Ehestande, berührt alle mit der Eheschließung, der Führung der Ehe und dem Familienleben überhaupt zusammenhängenden Fragen und giebt, ohne sich in Casuistik zu verlieren, die nötigen Fingerzeige zur Lösung schwieriger Fälle. Dabei läßt er nach gründlichem Schriftbeweis die Bekenntnisse unserer Kirche und Luther reichlich zu Worte kommen. Das Lesen dieses Berichtes kann nicht anders als fördernd auf das Familien- und damit auch auf das Gemeinleben wirken. In den letzten Hefen wird auch das Verhältnis von Arbeitgeber und Arbeitnehmer sowie das Vereinswesen mit Gottes Wort beleuchtet. — So sei denn jedermann, Alt und Jung, Mann und Weib, auf diesen Bericht hingewiesen. Möge er viel Leser finden und großen Segen stiften. W.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

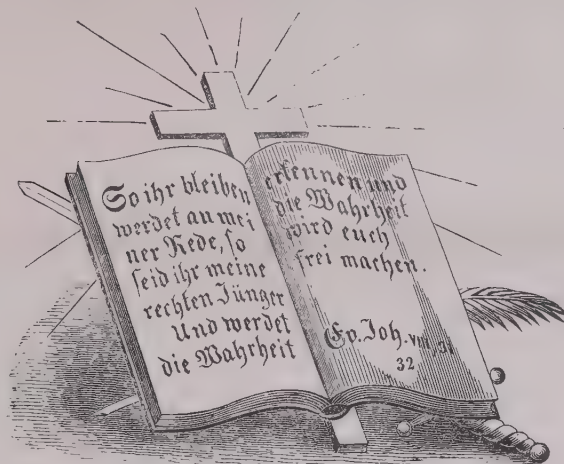
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die k. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 19. Nr. 24.

Bückeburg in Sachsen.

18. November 1894.

„Wachet auf, ruft uns die Stimme.“

Der Verfasser dieses unvergleichlichen Liedes, dessen Jubelton immer wieder das Herz mit heiliger Begeisterung erfüllt, so oft man es auch lesen oder singen hören mag, ist Dr. Phil. Nikolai, geboren am 10. August 1556 zu Mengershausen in der Grafschaft Waldeck. Er war zuerst Pastor zu Unna in der Mark und starb als Pastor zu St. Katharinen in Hamburg. Das Lied nebst seiner Melodie befindet sich als Anhang eines von ihm im Jahre 1599 herausgegebenen Buches, welches den Titel führt: „Freudenspiegel des ewigen Lebens“. Auch wenn wir über die Entstehung dieses Liedes nichts Genaueres wüßten, so müßte uns schon die wunderbare Kraft desselben darauf hinleiten, daß es unter ganz besonderen Einflüssen der göttlichen Gnade und des lebendigen Trostes Gottes, aus ganz besonderem Anregen des Heiligen Geistes geschrieben sein muß. Und so ist es auch. Es ist ein Freudenlied, und ist doch gedichtet zur Zeit des allergrößten Sammers und Leides, unter den schwersten Heimsuchungen Gottes. In einer Zeit, wo alles weinte, nahm der fromme Sänger seine Harfe und schlug die Freudentöne des ewigen Lebens an, um sein und anderer Herzen über den Kummer der Erde in die himmlische Freude emporzuheben. Im Jahre 1598 nämlich wüthete die Pest zu Unna, wo eben damals Nikolai war, so wie in ganz Westfalen. In der Vorrede des genannten Buches giebt der Verfasser selbst Auskunft über die Zeit und Umstände, unter welchen es von ihm geschrieben wurde. „In solchem Sammer und Elend“, sagt er, „als es hier zu Unna in allen Gassen rumorte, und oftmals etliche Tage aneinander über die zwanzig, nun vier, sieben, acht oder neunundzwanzig, und bis in die dreißig Tote nicht weit von meiner Wohnung auf dem Kirchhofe unter die Erden verscharrt worden, hab ich mit Todesgedanken mich immer schlagen müssen, und war mir nicht einmal zu Mute, wie dem König

Hiskia, da er sprach: Nun muß ich nicht mehr sehen den Herrn, ja den Herrn im Lande der Lebendigen, meine Zeit ist dahin, und von mir aufgeräumt, wie eines Hirten Hütte, und reiße mein Leben ab, wie ein Weber (Jes. 38). — Es überfiel die Pest mit ihrem Sturm und Wüthen die Stadt wie ein unversehnlcher Plazregen und Ungewitter, ließ bald kein Haus unbeschädigt, brach endlich auch zu meiner Wohnung hinein, und gingen die Leute meistens mit verzagtem Gemüthe und erschrockenem Herzen als erstarrt und halbtot einher, daß einer hätte mögen hieher ziehen, was Moses schreibt 5 Mos. 28 mit nachfolgenden Worten: Der Herr wird dir ein bebend Herz geben, und verschmachtete Augen und verdorrte Seele, daß dein Leben wird für dir schweben. Nacht und Tage wirst du dich fürchten und deines Lebens nicht sicher sein; des Morgens wirst du sagen: Ach, daß ich den Abend erleben möchte, für Furcht deines Herzens, die dich schrecken wird, und für dem, das du mit deinen Augen sehen wirst. — Zu Lübeck, Hamburg, Büneburg, Hildesheim, Göttingen, desgleichen in Niederhessen und in der Grafschaft Waldeck, meinem lieben Vaterlande, zu Korbach, Wildungen und Mengershausen fehlte es auch nicht. Und was einer an solchen Orten hin und wieder von bekannten Freunden hatte, davon hörte er fast nichts, denn von ihren Krankheiten und tödlichem Abschied von diesem Leben. Inmaßen denn auch mir viel traurige Zeitungen und traurige Botschaft zu Ohren kamen von etlichen meinen Schwestern, Blutsfreunden und Schwägern, durch die Pest erwürgt und hingerissen, welches nur meine Betrübniß vermehrte, und so viel weitläufiger Anlaß gab, all mein Datum, Herz und Gedanken von der Welt abzuwenden. Da war mir nichts Süßeres, nichts Lieberes und Angenehmeres, als die Betrachtung des edeln, hohen Artikels vom ewigen Leben, durch Christus Blut erworben. Vieß denselben tags und nachts in meinem Herzen wallen und durchforschte die Schrift, was sie hiervon zeugete, las auch

des alten Lehrers St. Augustini liebliche Traktätlein, darin er dies hohe Geheimnis als ein Nüßlein aufbeißet, und den wunder süßen Kern herauslangt. Brachte darnach meine Meditationen von Tage zu Tage in die Feder, befand mich, Gott Lob, dabei sehr wohl, von Herzen getrost, fröhlich im Geist und wohl zufrieden, gab meinem scripto den Namen und Titel eines Freudenpiegels, und nahm für, denselben verfaßten Freudenpiegel (da mich Gott von dieser Welt abfordern würde) als ein Zeugnis meines friedlichen, fröhlichen und christeligen Abschieds zu hinterlassen, oder aber, da er mich gesund sparete, anderen notleidenden Christen (welchen er die Pest auch zu Haus senden würde) aus christlicher, schuldiger Liebe damit zu dienen, und gleich als mit gegenwärtigem Trost beizuwohnen. — Nun hat mich der gnädige, fromme Gott mitten unter den Sterbenden für der grausamen Pest allergnädigst bewahrt und mein Leben über alle meine Gedanken und Hoffnung wunderbarlich gefristet, daß ich mit dem Propheten David zu ihm sagen kann: Wie groß ist deine Güte, die du verborgen hast denen, die dich fürchten! Herr, du hast meine Seele aus der Hölle geführt, du hast mich lebendig behalten, da die in die Hölle fuhren. Ihr Heiligen, lobfinget dem Herrn, danket und preiset seine Herrlichkeit. Denn sein Zorn währet einen Augenblick, und er hat Lust zum Leben. Den Abend lang währet das Weinen, aber des Morgens die Freude; du hast mir meine Klage verwandelt in einen Reigen, du hast meinen Sack ausgezogen und mich mit Freuden gegürtet.“ An dieser Vorrede hat man einen Vorschmack, was der geist- und glaubensreiche Verfasser in diesem Buch geliefert hat, und obwohl zu bedauern ist, daß dasselbe so selten geworden, so ist doch das daran befindliche Lied ein Eigentum der ganzen Kirche geworden, daß man es mit Recht zu ihren Kleinodien rechnen kann. Albert Knapp, ein bekannter geistlicher Dichter unseres Jahrhunderts, nennt das Lied: „Wachet auf, ruft“ zc. sehr treffend „das Ebenbild des Straßburger Münsters“; denn wie dieser in seinem himmelanstrebenden gewaltigen Bau ein unerreichbares Denmal der für das Göttliche begeisterten Vorzeit bleibt; so ist dieses Lied nicht allein in seiner erhabenen Poesie und seinen feierlichen Klängen ein unnachahmliches Kunstwerk der Vorzeit, sondern es spricht sich auch darin eine solche Glaubenssehnsucht, eine solche Freudigkeit des ewigen Lebens und ein so überschwinglicher Trost aus Betrachtung der zukünftigen Herrlichkeit aus, daß man sich mit dem Verfasser weit über alles Irdische emporgehoben und gleichsam in den Himmel versetzt fühlt.

Die Grundgedanken, die das Lied ausspricht, sind aus jener Gleichnisrede von den fünf klugen Jungfrauen genommen, daher es auch der Verfasser überschrieben hat: „Von der Stimme zu Mitternacht und von den klugen Jungfrauen, die ihrem himmlischen Bräutigam begegnen“. Der erste Vers enthält den Zuruf der Wächter Zions, die der Kirche des Herrn die Verheißung seiner herrlichen Zukunft vorhalten und dieselbe erinnern, sich bereit zu halten, allen Schlaf der Sicherheit von sich zu thun und ihm in Gebet, Buße, Glauben und lebendiger Hoffnung entgegenzugehen. Ihr Zuruf wird dadurch desto dringender, daß sie den Herrn als einen schon kommenden vorstellen: „Wohl auf! der Bräut'gam kömmt, steht auf, die Lampen nehmt, Halleluja! Macht euch bereit zu der Hochzeit, ihr müsset ihm entgegen gehn“. Im zweiten Vers wird nun beschrieben, wie das gläubige Zion, die Braut Christi, durch den ermunternden Zuruf der Wächter im Glauben gestärkt, sich rüstet mit freudiger Sehnsucht, ihrem Freund, der mächtig und herrlich vom Himmel wiederkommt, entgegenzugehen. Sie fürchtet nicht, daß der Anblick seiner Herrlichkeit

ihr Verderben und Pein bringen werde; denn sie kennen ihn als den, der von Gnaden stark, von Wahrheit mächtig ist, dessen Gnadenfülle alle ihre Sünde bedeckt und vernichtet, und der seine Zusage treulich und mächtig erfüllt allen, die ihm glauben. Christus, ihr Licht und ihr Stern, wird von ihr immer heller und deutlicher erkannt, sie freut sich unaussprechlich, den Gottes- und Menschensohn von seiner Herrlichkeit zu sehen und mit ewiger Klarheit von ihm angethan zu werden. Sie bricht darum aus in das freudige Willkommen: „Nun komm, du werthe Kron', Herr Jesu, Gottes Sohn! Hosanna! Wir folgen all' zum Freudenfaal und halten mit das Abendmahl.“ (Offenb. Joh. 19, 7. 9.) Der dritte Vers eröffnet den Blick in die unennbare Freude des ewigen Lebens, und aus dem mächtigen Eindruck, den diese Schilderung auf das Herz macht, läßt sich schließen, welch einen kräftigen Vorschmack des zukünftigen Lebens der teure Verfasser unter Ausarbeitung dieses Liedes empfunden haben mag. Die Bilder, unter welchen diese Freude dargestellt wird, sind aus der heiligen Schrift genommen: das Gloria, oder Ehre sei Gott in der Höhe, darin sich die Engel mit den selig Vollendeten vereinen, die Harfen und Symbeln, das himmlische Jerusalem, dessen zwölf Thore zwölf Perlen sind, ein jegliches Thor von einer Perle. (Offenb. Joh. 21, 21.) Allein wie prächtig und lieblich diese Bilder sind, so können sie doch nicht erreichen, was für alle menschliche Sprache und Vorstellung unerreichbar ist; denn das kein Auge gesehen, und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben (1 Kor. 2, 9). Das alte Wort „So! io!“ — welches mit zwei Silben gesprochen und gesungen werden muß, und welches das Wort war, das den triumphierenden römischen Kaisern zugerufen wurde — und das altkirchliche in dulci jubilo, d. i. in süßer Wonne, welches in den Festhymnen der uralten Kirche häufig vorkommt, macht einen freudigen Schluß und ist gleichsam der Widerhall von dem triumphierenden Jubelton, den der entzückte Geist im Himmel erklingen hört.

Was nun die Melodie dieses Liedes betrifft, so rühmt sie wahrscheinlich vom Verfasser selbst her, da sie zugleich mit dem Original des Liedes im „Freudenpiegel“ erschien, und sowohl der Umstand, daß Nikolai ein guter Tonkundiger war, als auch die innige Uebereinstimmung des Textes und der Melodie, in welcher sich die Erhabenheit und heilige Begeisterung des Liedes so unübertrefflich wiederpiegelt, zu der Annahme berechtigt, daß beides, nämlich Text und Melodie, aus einer Seele geflossen sein müssen.

Desto mehr aber ist zu bedauern, daß diese herrliche Melodie in ihrem rhythmischen Bau im Fortgange der Zeit so jämmerlich verderbt worden ist. Das unglückliche Los, das seit Anfang des vorigen Jahrhunderts, und wohl schon früher, alle unsere schönen Kirchenmelodien betroffen hat, nämlich die Entfernung alles Unterschiedes in der Zeitdauer der Töne, so daß man z. B. lauter halbe Noten sang, wo doch nach dem ursprünglichen Rhythmus halbe mit ganzen, Viertel und Achtel-Noten in bald langsamerer, bald rascherer Bewegung wechselten — dieses unglückliche Los traf natürlich auch die Melodie: „Wachet auf“ zc. Nun ist zwar schon die Melodie an sich so mächtig und ergreifend, daß sie auch da sich nicht verleugnen kann, wo ihr die Füße zum munteren freudigen Daherschreiten, oder noch besser zum Freudentanze Davids (2 Sam. 6, 14) gebunden und gelähmt worden sind, und man ihrer Sehnsucht, dem Herrn entgegen zu eilen, den sonderbaren Kontrast eines sich mühsam fort schleppenden Ganges wider die Natur aufgezwungen hat; aber wie ganz anders würde sie ihre Kraft, Majestät und lebensvolle Frische zeigen können, wenn

sie wieder nach ihrem ursprünglichen Rhythmus gesungen würde. In dem evangelischen Monatsblatt für Westfalen vom Februar 1845 heißt es von dieser Melodie: „Ihr rhythmischer Bau ist im Fortgang der Zeit unkenntlich geworden, und entbehrt jetzt der majestätischen Breite und Pracht, womit gleich der Anfang in ihrer ursprünglichen Gestalt sich ankündigt, und durch welche später die Ausrufe:

„Wohlauf, der Bräutigam kommt,
Steht auf, die Lampen nehmt,
Halleluja!
Macht euch bereit zu der Hochzeit“,

im zweiten Teil sich auszeichnen, wo dann der raschere und doch feierliche Fortschritt des folgenden eine eigentümliche Leblichkeit gewinnt.“ („Lutheraner.“)

Die Leipziger Mission und Missionar Kempf.

Zu der in Nr. 20 d. Bl. mitgeteilten Auslassung der „Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung“ über Missionar Kempfs Austritt aus der Leipziger Mission schreibt Herr Missionar Räther im Oktoberheft von „Lehre und Wehre“:

„1. Missionar Kempf ist wider seinen eigenen Willen und gegen den Protest der acht Missionare Bäsler, Brunotte, Wannske, Matthey, Göttching, Meyner, Mohn und Räther (Missionar Herr bedauerte, daß ihm der Protest nicht zur Unterschrift überhandt worden sei) im zweiten Quartal 1893 pensioniert worden. In einem erneuten Protest vom 4. April 1893 schrieben die Missionare Matthey, Wannske, Göttching, Meyner, Mohn und Räther (die übrigen drei oben genannten Missionare waren auf der Heimreise nach Europa begriffen) unter anderem: „Auch erlauben wir uns hinzuzufügen, daß es sich hier nicht bloß um die Meinung der acht Unterzeichneten, sondern um die Meinung sämtlicher Missionare handeln dürfte, da wir nie aus dem Munde irgend eines Bruders gehört haben, daß Br. Kempf in Indien arbeitsunfähig sei. Nur Herr Senior Pamperrien hat sehr bezeichnender Weise sich erlaubt, dieser Meinung schon vor Jahren Ausdruck zu geben. Sollte dies Zeugnis der Missionare, die Br. Kempf, seine Arbeit und die Verhältnisse, unter denen dieselbe geschah, jahrelang kennen, gegenüber der Ansicht des Hochw. Kollegiums, dessen Mitglieder Br. Kempf und seine Arbeit entweder gar nicht oder doch nur, wie Herr Missionar Handmann, ganz flüchtig (in seinem ersten indischen Lehrjahre) kennen, gar nicht ins Gewicht fallen? Sie sagen, Kempf selbst habe von seinen aufgeriebenen Kräften gesprochen, folglich sei er arbeitsunfähig. Es ist uns unerfindlich, wie dieser Ausspruch zu einer solchen Schlussfolgerung führen kann! Br. Kempf redet in diesem Satze nicht im allgemeinen von seinen Kräften, als wären sie völlig aufgerieben, sondern er redet nur von denjenigen Kräften, welche er im Missionsdienst aufgerieben hat, und insofern er sie aufgerieben hat, und bittet nur, diese durch Gewährung des Urlaubs für anderthalb Jahre auf Missionskosten wieder herstellen zu dürfen. Daß Br. Kempf dies gemeint hat, geht völlig klar aus dem vorhergehenden Satz hervor, in welchem er sagt, „daß er überzeugt ist, noch im Stande zu sein, dem Herrn in der Mission dienen zu können“. Der Vorwurf, daß es unrecht sei, vor der Pensionierung einen Urlaub zu erbitten, trifft Br. Kempf nicht, da derselbe nicht auf eigenen Antrieb und Bitte pensioniert wird und er ja nach genossenem Urlaub gerne bereit wäre, seine wiederhergestellten Kräfte wieder der Mission zur Verfügung zu stellen, so dieselben überhaupt begehrt würden. Oder liegen etwa noch andere schwerwiegende Gründe außer der körperlichen Schwäche des Bruders vor, die dem Hochw. Kolle-

gium bei seiner Pensionierung maßgebend sind? Dies scheint uns fast bis zur Evidenz hervorzugehen aus dem Kirchenratsprotokoll, in dem Br. Kempf das seine Pensionierung betreffende Kollegialschreiben mitgeteilt wird, und in welchem es ausgesprochen ist, „daß das Hochw. Kollegium mit Rücksicht auf die große Menge der heimkehrenden Brüder Br. Kempf gerne noch ein Jahr länger in Indien gelassen hätte, es aber doch im Interesse der Mission für unausweichlich halte, ihn schon vom Mai an zu pensionieren“. Was ist die Gefahr, die aus seinem Bleiben der Mission erwüchse? Inwiefern würden die Interessen der Mission geschädigt durch ein längeres, wenn auch nur interimistisches Arbeiten Br. Kempfs in dieser Zeit, wo es zugegebenermaßen durch die Heimreise mehrerer Brüder an des Tamilischen mächtigen, eingearbeiteten Missionaren so sehr gebricht? Durch diesen Ausspruch wird doch der Bruder, der doch sein Leben an die Mission gesetzt hat, förmlich zum gefährlichen Subjekt gestempelt, bei dem es heißt: periculum in mora. Daher ersuchen wir Sie, hochwürdiger Herr Direktor, uns, falls wirklich andere schwerwiegende Gründe in dieser Sache mitsprechen sollten, dieselben rückhaltlos mitteilen zu wollen.“ Auf dies Schreiben erhielten die sechs Missionare nie eine Antwort, obwohl sie durch ein ärztliches Zeugnis ihre vorstehenden Aussagen bekräftigten. Hingegen wurde dem Unterzeichneten für einen erneuten Protest, den er allein, und zwar nicht bloß an den Missionsdirektor, sondern an das Missionskollegium richtete, eine scharfe Rüge für diesen „Eingriff in fremdes Amt“ zu teil. Auch die Bitte um eine erneute Untersuchung der Kempfschen Angelegenheit, die der Unterzeichnete im Verein mit Missionar Mohn und zugleich im Namen der Missionare Matthey, Göttching und Zehme an den Direktor bei seiner Verhandlung mit demselben im Dezember 1893 richtete, wurde abgelehnt. Die Pensionierung Missionar Kempfs charakterisiert sich als ein papistischer Gewaltakt.

2. Daß andere Gründe ausschlaggebend waren für die Pensionierung Missionar Kempfs, geht aus den Worten: „trotz erheblicher gegen sein früheres persönliches und amtliches Verhalten in Indien bestehender Beschwerden“ hervor. Aber aus dem oben auszugsweise mitgeteilten Schreiben der sechs Missionare ist klar, daß diese solche Beschwerden nicht kennen, bezw. nicht für begründet erachten. Was die „A. G.-L. K.-B.“ zur Erklärung der „Beschwerden“ vorbringt, ist jedenfalls noch bei der Unterhandlung zwischen Direktor v. Schwarz und Missionar Kempf am 29. März 1894 in Yercaud nicht, durchaus nicht berührt worden, wird vielmehr nun erst, da Kempf seine Verbindung mit Leipzig gelöst hat, gegen ihn ausgespielt. Missionar Kempf hat seine Station nie länger verlassen, als es ihm erlaubt war oder als er selbst dem Missionskirchenrat davon Mitteilung gemacht hat. Jedenfalls hat er sie nie verwaist, ohne ordentliche Vertretung gelassen, auch dann, wenn er, wie sonstige Missionare auch, von der statutengemäßen Freiheit Gebrauch machte, welche besagt, daß Missionare für eine Abwesenheit, welche eine Woche nicht übersteigt, keiner besonderen Erlaubnis bedürfen. Derartige Extrareisen gelten aber meist nur der Teilnahme an einem freien, theologischen Kränzchen, welche Sache Direktor v. Schwarz freilich in seiner Schlussvisitationspredigt für ein Allotrien erklärt hat. Was von gewaltthätigem Auftreten in der Gemeinde gesagt wird, reduziert sich auf strengere Kirchenzucht, als das landeskirchliche Wesen der Leipziger Mission, namentlich das Friedensprinzip des Missionskirchenrats gewohnt war. Was würden die Leipziger Missionare, welche auf der Expedition von Bombasi nach dem Kilimandscharo (vgl. Miss. Bäsler, Lichtstrahlen im dunkeln Erdteile, Nr. 1 u. 2, p. 34), den ersten besten Hauptkateker hergenommen und tüchtig mit dem Stock durchgehauen haben“, sagen, wenn man ihnen des-

halb ‚gewaltthätiges Auftreten‘ noch dazu gegenüber Heiden, denen sie ein Vorbild in der Sanftmut u. c. sein sollen, vorwerfen wollte? Wenn die Pariahs in Simonchery bei Porehar betrunken waren und etwa Missionar Kempfs Stoch einmal kosteten, so war das für sie ebenso heilsam und gar mancher Missionar thut unter diesen Umständen ganz dasselbe. *Exempla sunt in promptu.* Kempf wurde von seinen Gemeindegliedern als ein wohlwollender und gerechter, miewohl die Sünden durchaus nicht schonender Mann geliebt und geehrt, einige unbußfertige Menschen ausgenommen, die dann bei dem (im Gemeindebezirk Porehar wohnhaften) Senioratsverweser, dem nachmaligen Senior Pamperrien, Zuflucht fanden. Was Kempf beim Regiment unbeliebt machte, war einmal sein Betonen der reinen Lehre namentlich gegenüber dem Missionar Stosch (Kempfs schließliche Anklageschrift gegen denselben ist abgedruckt ‚N. L. R.-Z.‘ 1894, Nr. 32. 33. 34), sodann sein Dringen auf lutherische Praxis in Bezug auf Taufbewerber und in Hinsicht auf Kirchenzucht, sowie endlich seine Abwehr gegen direkte Eingriffe in seine Amtsarbeit durch den Senior Pamperrien. Dieser hatte z. B. ein Aufgebot ohne Kempfs Vorwissen, während dieser auf einer Filiale amtierte, in dessen Pfarrkirche erlassen. Der betreffende Bräutigam (Lehrer Samuel, nachher in Bauruti und Pattukottah) war aber schon eine andere Verlobung eingegangen. Daß Kempf verweigerte, solch eine Sache dann auszufechten, war einer der ersten Anlässe dafür, daß Senior Pamperrien sich mit ihm nicht vertragen konnte. Trotzdem Senior Pamperrien nach einer Predigt Kempfs über die Versöhnlichkeit am Gründonnerstag 1890 sich bewegen sah, in der Sakristei der Poreharkirche Kempf Abbitte zu leisten, sich also für den Schuldigen zu bekennen, war natürlich nur Kempf in den Augen der Missionsleitung für alle Zerwürfnisse zwischen ihm und Senior Pamperrien verantwortlich! — Wie wenig gewichtig übrigens diese in der ‚N. L. R.-Z.‘ zur Erklärung mitgeteilten Beschwerden sind, beweist die Erklärung des Direktors im Protokoll seiner Verhandlung mit Kempf am 29. März 1894: ‚Das Kollegium hat aber bei Ihrer Pensionierung nicht ausgesprochen, daß es Sie der Amtsuntreue zeihe, sondern hat dieselbe lediglich mit Ihrem Gesundheitszustand motiviert‘. Also noch im März galten die Vorwürfe, die man jetzt öffentlich macht, offiziell nicht als solche. Man konnte sie eben nie recht beweisen.

3. Die dänischen Missionare im Samulenlande, welche über die Pensionierung Kempfs den Kopf schüttelten, wollten ihn gern in ihrer Mitte haben. Da aber der konfessionelle Stand dieser Mission nicht besser war als der der Leipziger, obwohl sie des papistischen Prinzips der letzteren entbehrt, da vielmehr der mit den Dänen arbeitende eingeborne Missionar Lazarus trotz seines Zusammenwirkens mit reformierten Missionen daselbst geduldet wird, konnte Missionar Kempf in die dänische Mission nicht eintreten. Diese Sache war schon zur Zeit von Kempfs Pensionierung völlig erledigt, hat also mit dem jetzigen Anerbieten des Kollegiums absolut keinen Zusammenhang!

4. Daß der Brief des Seniors ein Anerbieten betreffs Verwendung in der Heimat enthielt, war Missionar Kempf unbekannt. Derselbe verweigerte die Annahme desselben deshalb, weil er in ehrenverletzender Weise ihm überfandt wurde. Ein noch im Amt stehender Leipziger Missionar schreibt dem Unterzeichneten darüber: ‚Diese‘ (die Pension), ‚ist nämlich fiktirt (ich weiß nicht, ob ganz entzogen), weil Kempf sich geweigert hat (ganz mit Recht), auf einen Brief vom Kollegium laut Anordnung des Direktors ein Acknowledgment auszustellen. Er hat geantwortet, man solle ihn wie einen ehrlichen Menschen behandeln, und nicht wie einen Lügner. Darauf hat Pamperrien geantwortet, er ließe sich die Form seiner amtlichen Korrespondenz nicht vorschreiben, die Anordnung sei vom Kollegium. Als

dann R. wieder verweigerte, wurde ihm die Pension fiktirt.‘ Missionar Kempf schrieb auf einer vom 31. Juli 1894 datierten Karte: ‚Meine Pension ist vorige Woche von P. fiktirt worden, weil ich einen von ihm zweimal in ehrenrühriger Weise an mich gefandten Brief zu empfangen mich geweigert habe. Ich habe nun das Bekenntnis in der Broschüre mit der That besiegelt und dem Kollegium meinen Abschiedsbrief zugesandt.‘ Das Schreiben des Kollegiums, das Missionar Kempf nicht annahm, enthielt jedenfalls nicht bloß eine so harmlose Sache wie ein Stellungsangebot, wozu sonst die bei erfolgter Registration völlig überflüssige, nur von ehrlosen Menschen zu verlangende spezielle Postquittung (Acknowledgment)?

5. Die ‚N. L. R.-Z.‘ macht die häßliche Bemerkung, daß R. seine Abgabe mit dem Vorwurfe des Abfalls der Leipziger Mission von der göttlichen Wahrheit erst dann erhoben habe, als die Zahlung seiner Pension fiktirt worden war. Das ist falsch. Denn abgesehen davon, daß R. während seiner ganzen Amtszeit öffentlich und sonderlich für reine Lehre und gegen falsche Lehre in der Mission aufgetreten ist, mit der Begründung, daß diese sonst keinerlei Anrecht auf den lutherischen Namen habe, und daß er das unverdrossen that trotz all des Herzeleid, das daraus für ihn folgte, hat er dem Missionsdirektor gegenüber unter dem 18. Februar 1892 die Entlassung Missionar Mohns und des Unterzeichneten und die dazu führenden Dinge für die ‚jüngsten traurigen Vorgänge innerhalb der Mission‘ erklärt, die es ihm unmöglich machten, wieder in den aktiven Missionsdienst Leipzigs zu treten. Da handelte es sich eben um das Wort Gottes, die reine Lehre, die er in der Absehung seiner beiden Glaubensbrüder verurteilt sah. Infolgedessen hat er einen Aufsatz verfaßt, der im Juni d. J. die Presse des Herrn Joh. Herrmann in Zwickau verließ: ‚Ueber unsere Pflicht und Aufgabe bei den kirchlichen Wirren der Gegenwart‘, auf den die ad 4 von uns unterstrichenen Worte Kempfs Bezug nehmen. In diesem Schriftchen fordert R. zur Separation von den Staatskirchen auf. Wie S. 5 aber zeigt, hält er die Leipziger Mission für gleichen Charakters mit den Staatskirchen, insofern keine Lehrreinheit und =einheit sich in ihr findet und man kein Gewicht darauf legt. Endlich finden wir in Nr. 29 der ‚N. L. R.-Z.‘ vom 22. Juli 1894 einen Aufsatz Kempfs: ‚Zur Amtsenthebung der ev.-luth. Missionare Rätber und Mohn‘. In demselben sagt Missionar R. zum Schluß: ‚In der Behandlung der Missionare Rätber und Mohn ist der Freiheit eines Christenmenschen, der brüderlichen Liebe Hohn gesprochen und die göttliche Wahrheit verleugnet und verfolgt worden. An der Leipziger Mission wird sich — das befürchten wir — das Wort der Schrift erfüllen: „Ein jeglich Reich, so mit ihm selbst eins wird, das wird wüste, und ein Haus fällt über das andere“. Der kirchliche Zerfall beginnt stets mit der Uneinigkeit in der Lehre; wo die reine Lehre die Herzen nicht mehr verbindet, da ist ein Gott wohlgefälliges und gesegnetes Zusammenarbeiten auch nicht mehr möglich.‘ Dann erst erfolgte Ende Juli die Sistierung der Pension und Kempfs Austritt mit Begründung desselben durch den Abfall der Leipziger Mission von der göttlichen Wahrheit, welche Begründung also nur eine Wiederholung von schon früher öffentlich und sonderlich ausgesprochenen Anklagen war.

6. Daß Kempf durch Beziehen der kleinen Pension von 58 Rp. = 66,70 M. (16—17 \$) monatlich nicht verpflichtet ist zu sagen: ‚Was Brot ich esse, des Lied ich singe‘ und also zu allem Abfall und Unrecht in der Leipziger Mission stillzuschweigen, daß bei einer Familie von Frau und vier Kindern diese Pension ‚zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel‘ ist und also keine besondere Dankbarkeit als für eine außer-

ordentliche Fürsorge verlangt werden kann, liegt für jeden billig denkenden Menschen auf der Hand. Daß Missionar Kempf diese geringe Pension gleichwohl in Empfang nahm, hat seinen Grund einfach darin, daß die Leipziger Mission ihm dies Geld nach ihren eigenen Statuten für acht Jahre lang im tropischen Klima geleistete Dienste einfach schuldete, nachdem sie ihn wider seinen Willen und zum Erstaunen aller Bekannten in Indien seines Amtes entsetzt, seines Gehaltes beraubt und gewaltsam pensioniert hatte."

Vermischtes.

Parteien in der Kirche?

Hofprediger a. D. Stöcker hat kürzlich, gelegentlich der Kirchenwahlen in Berlin eine Rede gehalten, in der er u. a. folgende bemerkenswerte Worte sprach: „Partei-Agitation und Partei-Geist sind nicht in jedem Falle verwerflich. Ein Parteigeist, der für die Grundlagen der Kirche eintritt, der für Christus und Sein Reich und das Bekenntnis einsteht, ist durchaus berechtigt, und eine Agitation, die mit großer Energie die Zhrigen sammelt und mit erlaubten Mitteln kämpft, ist in keiner Weise zu verurteilen. — Der Mahnung“ (nicht zu agitieren) „liegt ja ein berechtigtes Gefühl zu Grunde: es sollte, wenn alles richtig stände, in der Kirche überhaupt keine Parteien geben.“ Da ist er denn einmal auf den Punkt gekommen, über den er weiter nachdenken sollte. Statt dessen bricht er ab und sagt: „— aber wenn alles richtig stände!“ Das ist alles, was Stöcker zu sagen weiß. Und woher kommt das? Weil er nicht zwischen Welt und Kirche zu unterscheiden vermag. Daß von dem Ader, welcher ist die Welt (Matth. 13, 38), offenbare Gottlose und Irrlehrer nicht schlechterdings auszurotten sind, wissen wir wohl. Aber die Kirche hat doch ihres Herrn Befehl, solche nicht zu dulden, sondern hinauszuwerfen (Matth. 18. 1 Kor. 5. Tit. 3, 10 u. a.). Dann zwar sagt er wieder ganz richtig: „In diesen inneren Dingen der Kirche kann es im Grunde keine Parteien geben. Ein jeder evangelische Christ müßte fest auf dem Grunde der Apostel und Propheten stehen. Man könnte in manchem verschiedener Meinung sein, allein in diesen Dingen müßte Einigkeit herrschen. Nun liegt die Sache aber leider nicht so. Wir haben eine Richtung in der Kirche, die die Bibel nicht für Gottes Wort hält und die dann die Grundlagen unserer Kirche zerstört. Eine Kirche aber braucht, um Kirche zu sein, die Ueberzeugung, daß es sich nicht um menschliche Meinung, sondern um von Gott geoffenbarte Wahrheiten handelt, sonst wird die Kirche zum Sprechsaal, zur Akademie. Unsere Väter sind im Kampfe für die Bekenntnisse mit Gut und Blut eingestanden. Eine evangelische Kirche, die sich von diesen Bekenntnissen trennt, ist keine evangelische Kirche mehr. Mit dem Aufkommen der grundstürzenden liberalen Richtung ist auch das Parteiwesen in der Kirche aufgekommen. Wenn es sich um zwei so grundverschiedene Richtungen handelt, so halte ich es nicht anders für möglich, als daß man“ — „unter Beachtung aller Gesetze der Liebe in den Kampf tritt.“ — „Unter Beachtung aller Gesetze der Liebe“, das ist freilich ein anderer Geist, als wie ihn Luther hatte, welcher sagte: „Verflucht sei solche Liebe und Einigkeit in Abgrund der Hölle.“ Das ist denn auch genau der Grund, warum diese „Kämpfer“ nicht um einen Strohalm weiter kommen, sondern nur immer mehr zurückgedrängt werden: Mit den offenbaren Feinden der Wahrheit wollen sie „in Liebe“ kämpfen. Sie wollen und können sie nicht mehr verdammen, nicht mehr fliehen und meiden. Und warum dieses nicht? Weil sie selbst kein gewisses, vom Heiligen Geiste eingegebenes Gotteswort und keine Furcht vor diesem Gotteswort mehr kennen. Gehört doch auch

ein Stöcker, wie er kürzlich selbst geoffenbart hat, der „Richtung“ an, „die die Bibel nicht für Gottes Wort hält“. Wenn er dabei nicht gerade zu der äußersten Linken dieser Richtung gehört, so ändert das nichts an der Sache. Es ist aber Eine „Richtung“, in der etliche weiter vorwärts, etliche mehr zurück sind. So lange aber die letzteren in dieser „Richtung“ bleiben, werden sie auch mit der Zeit dahin kommen, wo jene jetzt sind. H—r.

Der Religionsprozeß Thümmel.

Vor der 1. Strafkammer des Breslauer Landgerichts fand kürzlich eine Verhandlung gegen den bekannten Pfarrer Lic. Thümmel aus Remscheid wegen Beschimpfung der katholischen Kirche statt. — Pfarrer Thümmel hatte am 11. April d. J. auf eine von hier an ihn ergangene Einladung in der Provinzialversammlung des schlesischen Hauptvereins vom Evangelischen Bunde einen Vortrag über das Thema „Konfessioneller Friede“ gehalten. Obwohl die Versammlung als eine geschlossene und nur für Evangelische bestimmte zu gelten hatte, war von katholischer Seite ein Primaner, Sohn eines Volksschullehrers, in dieselbe geschickt mit dem Auftrage, möglichst viel von den Thümmel'schen Auffassungen schriftlich festzuhalten. Der junge Mann stenographierte die Rede und die katholische „Schlesische Volksztg.“ gab danach die markantesten Stellen derselben wieder. In katholischen Kreisen entstand über einzelne Äußerungen Thümmels große Entrüstung, es wurde eine Protestversammlung abgehalten und die kgl. Staatsanwaltschaft erhob auf § 166 d. St.-G.-B. Anklage gegen Thümmel. Dieselbe gründet sich besonders auf folgende Sätze. In dem einen spricht Thümmel von der Mystik der römischen Kirche, ihren Verzauberungen und Entzauberungen. Ihrer Verzauberungen größte, tägliche und einträglichste sei die, daß sie in der Messe aus einer gebackenen Oblate einen Gott machen zu können erkläre. In einer von Thümmel aus Anlaß der Breslauer Protestversammlung herausgegebenen Broschüre, die unbeanstandet geblieben ist, obwohl er in ihr alle angegriffenen Stellen seiner Rede wiederholt, verweist Thümmel auf ein katholisches, von einem Geistlichen herausgegebenes Sonntagsblatt, in dem man liest: „Sehet die Macht des Priesters! Das Wort des Priesters macht aus einem Stück Brot einen Gott! Das ist mehr, als die Welt erschaffen!“ Des weiteren wird eine Beschimpfung der katholischen Kirche in der Stelle gesehen, wo Thümmel fragt, wie man die römische Kirche nach all ihren mystischen Dingen ansehen müsse und darauf antwortet: „Nun so, wie ich es nach dem leider noch immer bestehenden § 166 des Strafgesetzbuches doch nicht gut sagen kann.“ Ferner in der Bezeichnung des „Blasiussegens“ als eines närrischen Dinges. Thümmel erscheint persönlich zu der Verhandlung, als sein Rechtsbeistand fungiert Rechtsanwalt Dr. Sello-Berlin. — In evangelischen Kreisen hat es lebhaftes Verwunderung erregt, daß in der „Schles. Volksztg.“ eine Serie von 13 Artikeln voll der schwersten Verunglimpfungen der evangelischen Kirche und der Person Luthers erscheinen konnte, ohne daß sich die Staatsanwaltschaft zum Einschreiten veranlaßt gesehen hat.

Die Zeugenvernehmung ergab als wesentlichstes Moment, daß das von dem Primaner Ziesché aufgenommene Stenogramm ungenau war. Der Gerichtshof glaubte dem Angeklagten ohne weiteres, daß derselbe mit der rhetorischen Frage, wie man die römische Kirche ansehen müsse, nachdem er vorher von der Narretei der Uebernahme mittelalterlicher Dinge in die Jetztzeit gesprochen, nicht habe als Narrenwirtschaft bezeichnen wollen. Seine Antwort, erklärte Thümmel auf jene rhetorische Frage, wäre viel schärfer ausgefallen, denn die katholische Kirche wende bewußt falsche Mittel an, was man mit dem Ausdruck „jesuitisch“ be-

zeichne. Die Ausdrücke „Verzauberung“ und Entzauberung von den Vorgängen beim römischen Meßopfer gebrauchte Harnack in seiner Dogmatik als termini technici, sie gehörten ferner den symbolischen Schriften an, auf welche der Angeklagte vereidigt sei. Endlich seien dieselben Ausdrücke von Thümmel schon früher gebraucht, in Elberfeld und Kassel unter Anklage gestellt, von der Judikatur aber freigegeben worden. Die hierüber angebotenen Beweise durch Vorlegung der Akten hielt der Gerichtshof für unerheblich, weil der Gerichtshof dem Angeklagten glaubte, daß er auf Grund früherer gerichtlicher Entscheidungen den erneuten Gebrauch dieser Ausdrücke für erlaubt halten konnte. Der Staatsanwalt Dr. Keil gab zu, daß das Stenogramm des Zeugen Hiesch nicht allzuviel Glaubwürdigkeit verdiene, doch sei Uebereinstimmung darin, daß der Angeklagte vom Meßopfer, einer katholischen Einrichtung, den Ausdruck „Zauberei“ gebraucht habe. Das sei ein roher Angriff auf das, was den Katholiken das Heiligste sei. Er beantrage unter Berücksichtigung der Vorstrafen Thümmels gegen denselben eine Gefängnisstrafe von vier Monaten. (Bewegung im Auditorium.) Der Verteidiger, Rechtsanwalt Dr. Sello, ging zuerst mit dem Zeugen, der den Rundschafter abgegeben, unbarmherzig ins Gericht. Ob ein Ausdruck „roh“ sei oder nicht, das hänge doch auch vom subjektiven Empfinden ab, von den 2000 gebildeten Evangelischen, welche den Vortrag angehört, habe keiner die Ausdrucksweise Thümmels als roh empfunden. Der Angeklagte bezeichnere es als sein Bestreben, die jetzt so uneinigen Protestanten wieder zu ihrem reformatorischen Ausgangspunkte zurückzuführen, zu diesem Zwecke aber müsse er seine Angriffe gerade gegen die sinnfällige Unwahrheit der Messe richten. — Die Beratung des Gerichtshofes dauerte etwa eine halbe Stunde. Das Urteil lautete auf kostenlose Freisprechung. Die Kritik über die Messe bewege sich in wissenschaftlichen Ausdrücken, keinesfalls sei anzunehmen, daß der Angeklagte sich einer Beschimpfung bewußt gewesen sei. In dem zweiten Satz sei allerdings der katholischen Kirche der Vorwurf gemacht, daß sie sich mit der Mystik und Romantik mittelalterlicher Dinge zur Einwirkung auf die Gläubigen bediene, aber dieser Vorwurf qualifiziere sich weder inhaltlich noch formell als Beschimpfung, wie sie § 168 St.-G.-B. fordere. — Die äußerst zahlreich im Auditorium, auf den Korridoren und vor dem Gerichtsgebäude anwesenden Evangelischen begrüßten das Urteil mit lauten Freudenbezeugungen.

Wie weit die Heiligkeit des Eides

im Volke unter der gottlosen Agitation bereits geschwunden ist, davon bot eine Dortmunder Gerichtsverhandlung ein überaus düsteres Bild. Die „Grff. Btg.“ berichtet darüber: „Auf der Anklagebank nahmen ein Winkelfonsulent und drei Vergleute Platz, die sich verbunden hatten, um durch das Schwören von Meineiden sich Vorteile zu verschaffen. Schon lange war es in der von den Angeklagten bewohnten Gemeinde des Kreises Hörde bekannt, daß daselbst eine wahre Meineidsfabrik betrieben werde. Klagte jemand eine Forderung ein gegen ein Mitglied der Bande, dann konnte er sicher darauf rechnen, daß sich irgend ein Zeuge finden werde, der unter dem Eide aussage, er sei dabei gewesen, als der Beklagte die Forderung getilgt habe. Es war dies auch den Anwälten bekannt, ebenso den Gerichten, jedoch war die Gesellschaft so schlau, daß sie lange Zeit ihr Handwerk treiben konnte, ehe man sie faßte. Meist handelte es sich um geringfügige Beträge zwischen 30 und 50 Mark. In einem Falle nur war es mehr. Der Leiter der ganzen Bande war jener Winkelfonsulent, er verteilte die Rollen und bestimmte die Zeugen. Wie frivol die Gesellschaft verfuhr, geht aus der Äußerung hervor, welche die mitangeklagte Frau des Konsulenten einem Zeugen

gegenüber that, indem sie sagte: „Wenn Sie auch Recht haben, so bekommen Sie doch nichts, denn wir haben Zeugen. Mein Mann und ich glauben an keinen Gott, wir schwören für vier Pfennig einen Eid.“ Die Verhandlung endete mit der Verurteilung des Winkelfonsulenten Neuhaus wegen Meineids und Verleitung hierzu zu 6 Jahren Zuchthaus und 10 Jahren Ehrverlust, des Bergmanns Schäfer, dem zwei Meineide nachgewiesen wurden, zu 3 Jahren Zuchthaus und 6 Jahren Ehrverlust, des Invaliden Heinz, der drei Meineide geschworen hatte, zu 5 Jahren Zuchthaus und 10 Jahren Ehrverlust und des Bergmannes Bösebeck, der ebenfalls drei Meineide geleistet und in einem Falle sich der Verleitung hierzu schuldig gemacht hatte, zu 5½ Jahren Zuchthaus und 10 Jahren Ehrverlust. Die Frau wurde freigesprochen. Die Meineidsbande zählte in jener Gemeinde zweifellos noch weitere Mitglieder.“ — In welchen Abgrund der Verwüstung und des Umsturzes in einem Menschenherzen weist die Äußerung: „Wir glauben an keinen Gott, wir schwören für vier Pfennig einen Eid.“ Die Gottlosigkeit zerstört den Eid, die Treue und Wahrhaftigkeit und somit die ganze Grundlage der menschlichen Gesellschaft. Die weltliche Strafe schreckt nicht ab; wenn der Mensch sich von Gott abwendet, wird er zu allem fähig, es ist kein Verlaß, in das gottlos gewordene Herz zieht der Geist der Selbstsucht, der Lüge und der Treulosigkeit ein. (Reichsbote.)

Ueber die Hamburger „lutherische“ Kirche

urteilt der „Kropper Kirchl. Anz.“, wie folgt:

„In der Beilage zu Nr. 37 des „Kropper Kirchlichen Anzeigers“ (Reform Nr. 9) ist unter der Ueberschrift ‚Reform‘, ein Auszug aus dem Vortrag mitgeteilt, welchen der Hamburgische Pastor Dr. Nebattu im Viktoria-Garten zu Barmbeck vor einem, dem größten Teile nach sozialdemokratischen Publikum unter dessen großem Beifall hielt.* Es ist dabei auch hervorgehoben, wie ‚der Vortrag dieses liberalen Pastors von einer Unklarheit und von einer Unwahrhaftigkeit sondergleichen zeugt‘, und nachgewiesen, wie ‚alles, was die Liberalen über den Herrn Jesum sagen, Unsinn, Unwahrheit und Heuchelei ist‘. — Es sei mir aber gestattet, diesen Bemerkungen über den erwähnten Vortrag noch einige nach anderer Richtung hin beizufügen. Nämlich:

1. Solcher Pastoren, wie Dr. Nebattu, giebt's in der Hamburgischen Landeskirche noch gar viele, ja wohl die Hälfte aller Pastoren in Hamburg und den nächsten Vororten gehört zum liberalen Protestantenverein.

2. Unter der anderen Hälfte der Hamburgischen Pastoren sind Männer sehr verschiedener Lehrrichtung, Mitglieder des ‚Evangelischen Bundes‘ mit seiner ‚Christlichen Welt‘ (die, beiläufig gesagt, der lutherischen Kirche fürwahr mehr Schaden thut, als dem Papst), dazu unionistisch gesinnte und handelnde, die nach dem Grundsatz handeln: ‚auf die Lehre kommt's nicht an, sondern auf das Leben‘ u. s. w.

3. Dieser Zustand der buntesten Mannigfaltigkeit in Lehre und Praxis der Hamburgischen Landeskirche ist aber nicht bloß ein geduldetes und mißbräuchliches, sondern ein gesetzlich berechtigtes, da hier die Verpflichtung der anzustellenden Geistlichen auf die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche abgeschafft, und also völlige Lehrfreiheit gestattet ist.

4. In der 1866 eingeführten neuen Kirchenordnung giebt sich die Hamburgische Landeskirche wohl den Namen: ‚Evangelisch-lutherische Kirche im Hamburgischen Staat‘, bekennt sich aber mit keiner Silbe zu den Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen

* Wir haben wohl nicht nötig, den von Gottlosigkeit und Feindschaft gegen das Christentum strotzenden Vortrag unseren Lesern mitzuteilen. H.—r.

Kirche, wodurch freilich ein großer Streit mit sehr bedenklichem Ausgang hervorgerufen worden wäre.

5. Ist nun diese Kirche in Wirklichkeit noch eine „evangelisch-lutherische“? und was fordert Gottes Wort von den Gliedern derselben, die aus der Wahrheit sind? — Gott gebe Licht und Kraft allen, welche die Wahrheit lieb haben!“

Nachrichten und Bemerkungen.

Preussische Landeskirche. In der Begründung des Kirchengesetzes, betreffend die Einführung der erneuerten Agende für die „evangelische Landeskirche der älteren Provinzen“ wird u. a. gesagt, es solle dieselbe dienen, „das Bewußtsein der Einheitlichkeit der Landeskirche und der kirchlichen Zusammengehörigkeit ihrer Gemeinden zu kräftigen und zu erhalten“. Auch dürfe dieselbe umfomehr „als landeskirchliche allgemeine Ordnung dargeboten werden, als sie in weit höherem Maße wie (als?) die bisherige Agende eine reichliche Auswahl von parallelen Formularen enthält“ (als z. B. Taufe mit oder ohne Taufseignung, je nach Belieben), „auch das in dem Bekenntnisstand der in der evangelischen Landeskirche vereinigten Gemeinden begründete Bedürfnis berücksichtigt“. Was den „Bekenntnisstand“ betrifft, so ist eigentlich solch ein Name zu gut für die Unierten. Denn die sogenannten „Lutheraner“, welche nach wie vor mit Leuten anderen oder gar keines „Bekenntnisstandes“ gegen Artikel 10 der Konkordienformel „Ein corpus“ bleiben, bekennen damit nicht mehr, sondern verleugnen. Unbegreiflich freilich bleibt es dabei, wie sie, auch diese klare und offenbare Wahrheit ableugnen, fortgesetzt behaupten können, sie hätten gar keine Kirchengemeinschaft mit ihrer Kirchengemeinschaft.

Der Hofprediger a. D. Stöcker hat vor kurzem von seinem Bauernhofe in Oberbahren aus ein im „Volk“ veröffentlichtes, langes Schreiben an die christlich-soziale Partei gerichtet, in welchem wir u. a. lesen: „Unter konservativer Fahne halb liberal sein wollen, christlich reden und mit den Gegnern des Christentums schön thun, den guten Geist wollen, aber die schlechten Geister nicht bekämpfen, weil man ihre Blätter fürchtet; das ist es, was unsere Zustände verdorbt. Die mittelparteiliche Mattberzigkeit in Staat und Kirche hat die politische Charakterlosigkeit und die sittliche Zuchtlosigkeit erzeugt.“ Und: „Die Gründer aber des neuen Unternehmens“ (eines neuen Blattes nämlich, die „Volksumschau“ genannt) „sind so parteilos, daß sie in dem Mutterblatt das Christentum bekämpfen, in dem Tochterblatt sogar den christlichen Staat verteidigen, um Pastoren und fromme Leute zu gewinnen. Die Mutter hält es mit den Freigeistern, die Tochter mit den Frommen; so abonnieren, denkt man, beide. Und mit solchem Geiste will man Judentum und Sozialdemokratie besiegen?“ Das klingt ja alles sehr gut. Aber was hat denn Stöcker selbst auf dem evangelisch-sozialen Kongreß mit Harnad gemacht? Und nicht allein gemacht (denn auch größere Männer als Stöcker haben wohl gestrauchelt); Stöcker aber hat sein gemeinsames Auftreten mit Harnad, also das Zuwiderhandeln gegen seine eigenen hier mit so großer Schärfe ausgesprochenen Grundsätze ausdrücklich verteidigt und solches bis heute nicht widerrufen. Ja, was ist sein und anderer Leute Verbleiben in der Staatskirche anders als grobe Verleugnung dieser seiner eigenen Worte? Dabei erwartet er immer noch große Dinge, wenn nur... Doch hören wir ihn selber. Er schreibt in demselben Aufsatze: „Ich kenne das deutsche Volk gut genug, um zu wissen, daß sich der größere und bessere Teil desselben nach einer festen Hand und einer großen Politik sehnt. Wenn sich unter den Mächtigen einer fände, der im heiligen Ernst, ohne mit falscher Popularität zu buhlen, die christlich-vaterländische Bewegung führen wollte, der könnte noch heute Wunder erleben. Aber das herrschende System bezwingt den Umsturz nicht.“ Und wenn sich nun ein Mann fände, wie Stöcker ihn sich wünscht, ja wenn Stöcker selber dieser Mann wäre, so würde unseres Bedünkens bei der sogenannten „christlich-vaterländischen Bewegung“ wohl die „Bewegung“ die Hauptache sein. Und dann? H—r.

Unter die Berliner Notstände könnte man füglich auch das rechnen, was die „Volk. Zig.“ hier gewiß eine unbefangene Zeugin, über die dortigen Geistlichen schreibt: „Wir haben in Berlin das Glück, eine Reihe von Geistlichen zu besitzen, die sich in der Auffassung ihrer Pflichten mit dem größten Teil ihrer Gemeindeglieder in erfreulicher Uebereinstimmung befinden. Sie sind vertraut mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung, haben das Unhaltbare der Ueberlieferung mutig über Bord geworfen und suchen dafür um so deutlicher den sittlichen Kern des Christentums herauszuheben und den Gemeindeangehörigen nahe zu legen.“ (N. E.-L. R.-Z.)

Ueber die Einweihung der lutherischen Kirche in Mesß stellt der „Lutherische Gotteskasten“ nachträglich folgende Betrachtungen an: Aus Dresden berichteten vor einiger Zeit die politischen Blätter folgendes:

„Die neue städtische Kirche der evangelisch-reformierten Gemeinde wurde feierlich eingeweiht. Dem feierlichen Akt wohnten auch der Staatsminister Herr v. Seydewitz, der Präsident des evangelisch-lutherischen Landeskonsistoriums v. Zahn und der Oberhofprediger Dr. Meier bei.“ In ihrer Art noch großartiger dürfte die Einweihung der reformierten Kirche zu Osnabrück am 1. November 1893 gewesen sein. Bei Beschreibung des Festzuges werden außer den Vertretern der reformierten Kirchenbehörden erwähnt: Reg.-Präf. Dr. Stübe, andere Mitglieder der Königl. Regierung, Oberbürgermeister Dr. Möllmann, Vertreter des Magistrats und des Bürgerverordnungs-Kollegiums, die Direktoren und Leiter der Schulen, die Pastoren der lutherischen Gemeinden Osnabrücks, die Kirchenvorstände derselben u. a. m. Ferner heißt es im Festbericht: „Mit Hilfe zahlreicher hochherziger Spenden, unter welchen neben dem Scherlein der armen Witwe ein Geschenk des Kaisers Wilhelm I. von 10 000 Mk., eine Gabe des Kultusministeriums von 10 000 Mk., die gleiche Zuwendung von einem hiesigen Anhänger der reformierten Kirche und die Unterstützung aus evangelisch-lutherischen Kreisen (letzte im Betrage von ca. 30 000 Mk.), sowie seitens der Behörden genannt seien, konnte das Gotteshaus in Angriff genommen werden.“ Wie wenig Rücksicht nahm man dem gegenüber auf die Einweihung der lutherischen Kirche in Mesß! Der Bezirks-Präsident sandte zu seiner Vertretung einen jungen Assessor, das war die ganze Beteiligung von städtischen und kommunalen Körperschaften, und aus öffentlichen Mitteln wurden 300 Mk. (!) gespendet, während zugleich die Reformierten bis auf den heutigen Tag die Vernichtung der lutherischen Gemeinde erflehen. — So berichtet und klagt mit dem „Lutherischen Gotteskasten“ die „N. E.-L. R.-Z.“ Wir aber müssen gestehen, daß „lutherische“ Kirchen, deren Präsidenten, wie v. Zahn und Meier, den lutherischen Glauben so offen verleugnen, sich doch über nichts mehr wundern sollten und besser thäten, die Fleischtöpfe Ägyptens vollends fahren zu lassen. H—r.

Eines unerhörten Mißbrauches des heiligen „Vaterunser“ hat sich nach der „D. Volksztg.“ der Superintendent Fiesche in Plauen schuldig gemacht. Derselbe hielt am 2. September die Festpredigt und disponierte auf Grund des Textes (Matth. 6, 13) nach nationalen Blättern wie folgt: Die rechte Festimmung werden wir aus dem Schluß des „Vaterunser“ schöpfen am Gedenktage von Seban, indem wir erstens blicken auf die Einheit, die wir errungen haben, darum laßt uns beten: „Dein ist das Reich“; indem wir zweitens blicken auf die Mittel, durch die dieses Reich geworden ist, darum setzen wir in aller Demut hinzu: „Dein ist die Kraft“; und indem wir drittens blicken auf die Zukunft, der wir entgegengehen, darum wollen wir aufs neue vertrauen: „Dein ist die Herrlichkeit.“!! — Nach diesem Superintendenten scheint im sächsischen Voigtlande das deutsche Reich mindestens dem Reiche Christi gleichzustehen. O, edle Mächtigkeit. („Rhein.-luth. Wochenblatt.“) — Wir fügen hinzu: Wie lange werden noch die Breslauer mit der sächsischen Landeskirche zusammengehen? St.

Die Abschiedspredigt, welche Pf. Ziegler in Davos-Platz im April d. J. gehalten hat, ist ein trauriges Beispiel, auf wie tiefem Niveau man in den freisinnigen Gemeinden der Schweiz angekommen ist. Der Redner teilte nach den „Ev.-reform. Blättern“ die Christen der heutigen Zeit in zwei Klassen, in „mittelalterliche“ und „moderne“. Während die „modernen“ als „geistige Autonomisten“ der Freiheit und Wahrheit treue Geschworenen und die Wahrheit auf ihre Fahnen geschrieben haben, sind die „mittelalterlichen“ bestrebt, die Wahrheit zu verbüllen; sie verbergen dem Volk die Ergebnisse der Wissenschaft, welche den Bann der Bibel brechen. Die „modernen“ allein sind es, welche die Menge mit allen wissenschaftlichen Resultaten bekannt machen und den „richtigen Standpunkt“ einnehmen; sie haben mit dem Wunderglauben gebrochen“ zc. „Heute nun ist es Tag geworden! Der alte Schlummer taugt nicht mehr. Fort darum mit allem mittelalterlichen dumpfen Kram, der sich Bibelglaube nennt!“ Zum Schluß nahm der Prediger von der Gemeinde Abschied, wobei er sich mit vor Bewegung zitternder Stimme an seine speziellen Freunde wandte: „Lebt wohl, ihr meine Freunde, mit denen ich in manch froher Stunde den Freudenbecher leerte!“ Der anwesenden Jugend rief er zu: „Genießet das Leben, ihr, die ihr den Samen der Zukunft in euch tragt!“

Mecklenburg. Die Schulbibel findet auch hier ihre Verteidigung, und zwar in sehr radikaler Weise. Das „Mecklenburgische Kirchen- und Zeitblatt“ Nr. 22 bringt hierüber einen Leitartikel, welcher ohne weiteres auch die Vollbibel selbst für die Familie befähigt wünscht. „Was will die Schule und die Familie mit einem Erbauungsbuch, das sie nicht verstehen?“ Hierbei sind „nicht einzelne veraltete Wendungen und Ausdrücke“ gemeint, sondern „ganze Kapitel aus den Propheten und Episteln, z. B. Am. 3, der Hebräerbrief u. a. m., ja auch in den geschichtlichen Büchern die Ritualvorschriften u. a. m.“ Also nicht bloß die sogenannten „anstoßigen Stellen“ sollen fallen, sondern es wird auch sonst tabula rasa gemacht. Hinsichtlich des „Anstoßigen“ heißt es: „Alles irgendwas Anstoßige muß beseitigt werden, seien es ganze Kapitel oder einzelne Ausdrücke.“ Z. B. ist das Wort „Hurerei“ durch „Unzucht“ zu er-

setzen. Ferner sind „Stellen der lutherischen Uebersetzung, die unverständlich, falsch oder unserem jetzigen Geschmack nach entschieden unschön sind, zu verbessern, und zwar in weit mehr durchgreifender Art, als es die Revisionskommission gethan hat“. Einige Zurückhaltung soll nur insofern walten, als „keinerlei Art dogmatischen oder ethischen oder kritischen Interesses der Schulbibel nahe kommen darf“. Wie man sieht, kommt der Stein ins Rollen. Zäset man nur erst den Bestand des Wortes Gottes überhaupt an, so ist bald kein Aufhalten mehr. Denn ein Buch wie den Hebräerbrief, aus dem sogar eine sonntägliche Perisope entnommen ist, und das auch sonst eine Menge Sprüche enthält, welche unserem Christenvolke in Fleisch und Blut übergegangen sind, als ein unverständliches Buch aus der „Familienbibel“ ausmerzen wollen, ist doch ein sehr bedenklicher Fortschritt auf dem Wege der Schulbibelfrage.

In der reformierten Kirche zu Hannover besitzt das Welfenhaus einen Fürstenthum, welcher von der Stifterin der Kirche, der Kurfürstin Sophie im Jahre 1703 erbaut ist. Der Herzog von Cumberland hat auf eine Anfrage des Presbyteriums, ob er auf die Herstellung desselben in der neu zu erbauenden Kirche, zu welcher man sich eventuell aus Gründen der Pietät und des Geistes verpflichten wolle, Gewicht lege, einen entsprechenden Wunsch geäußert und zugleich darum ersucht, an demselben das Braunschweig-Lüneburgische sowie das Pfalz-neuburgische Wappen anzubringen. Gleichzeitig hat derselbe sich bereit erklärt, an Stelle der von der Kurfürstin Sophie s. J. gestifteten alten Orgel der neuen Kirche ein neues Werk zu schenken. („N. E.-Z. R.-Z. 3.")

In Deutschland giebt es 44 705 Freimaurer, welche in 397 „Logen“ d. h. Gesellschaften vereinigt sind und 681 „milde Stiftungen“ verwalten. Es wäre interessant zu erfahren, ob und wo und wie weit das lichte Treiben dieser „Brüder“, die sich wohl ausschließlich aus den „Herren von Bildung und Besitz“ rekrutieren, auf die Maßnahmen der einzelnen Regierungen von Einfluß ist, wie solches nachweislich schon vorgekommen ist. („Freimund.")

Gegen das Duellwesen sprach sich in der bayerischen Kammer der Reichsräte zu München der Präsident des protestantischen Oberkonfessionsrats, D. v. Stählin, scharf und entschieden aus. Das Duell verstoße nicht bloß gegen die christliche, sondern auch gegen jede vernünftige sittliche Betrachtung. Bezüglich der studentischen Mensuren, welche als die mildere Form des Duells zu großen Ausschreitungen Anlaß geben, äußerte er sich wörtlich: „Die Annahme, daß die verletzte Ehre durch den Zweikampf wiederhergestellt werde, ist eine Täuschung. Wird der Duellant in plötzlichem Tode dahingerafft, so befaßt den Unbeteiligten ein Grauen, man kann sich des erschütternden Eindruckes eines Zusammenstoßes zwischen Mord und Selbstmord nicht erwehren. Die akademische Zeit soll eine hohe, heilige, einzigartige sein, ein Jungbrunnen, in den man auch in späteren Jahren gern wieder eintaucht, um aus demselben sich zu erfrischen. Dieser Jungbrunnen wird durch solche Zügellosigkeit verschüttet, er verwandelt sich in eine trübe Quelle innerer Verrohung, unüberwindlicher Abstumpfung gegen die edleren studentischen Ideale, unaussprechlicher Neuen und Gewissensvorwürfe.“ Ebenso treffend zeigte er hinsichtlich des militärischen Duells den schreienden Widerspruch auf, der zwischen Religion und Strafgesetz einerseits und der Wirklichkeit andererseits bestehe. In Preußen nenne der Katechismus das Duell einen falschen Schutz der eigenen Ehre, ein freventliches Sichstellen vor die Thore der Ewigkeit. Dieser offiziellen Katechismuslehre gegenüber stehe eine ebenso offizielle Kabinettsordre vom Jahre 1873, die für die Offiziere das Duell sanctioniere und regle. Das Ergebnis der Stählin'schen Rede war der Beschluß der Kammer: es müsse das Duellwesen mit allen gesetzlichen Mitteln bekämpft werden. („Reichsbote.")

Die Methodistenkirche, welche sich „Evangelische Gemeinschaft“ nennt, hat im letzten Arbeitsjahre in Deutschland mehr Glieder gewonnen als vorher, nämlich 792 Personen. Der reine Zuwachs betrug, da auch immer ein Abgang stattfindet, 424, so daß die Zahl ihrer Mitglieder in Deutschland auf 6349 gestiegen ist. 49 Reiseprediger standen in Arbeit und 19 seßhafte Prediger. Es wurden von ihnen 215 Kinder und 7 Erwachsene getauft. Kirchen und Kapellen zählen sie 38 und drei Predigerwohnungen. Die Gesamtsumme aller Einnahmen betrug (nach dem Evang. Boten) 144 268 Mk. Sonntagsschulen haben sie 122 mit 846 Beamten und Lehrern und 12 715 Schülern. 462 Katechumenen sind in 82 Unterrichts-Klassen verteilt. Frauen- und Arbeitsvereine zählen 149 mit 2090 Mitgliedern. Von den Zeitschriften der Gemeinschaft hat der Boten 9737, der Kinderfreund 13 209, der Missionsfreund 4228, der Sonntagsschulfreund 1133, die gute Botschaft 19 054, die Evang. Bausteine 156 und der Bundesbote 664 Abonnenten. (Welche Masse von Blättern, die offenbar auch von vielen der Sekte nicht Angehörigen, welche ihr damit Unterstützung gewähren, gehalten werden.) („Freimund.")

Die Einschmuggelung römischer Lehrbücher in evangelische Schulen ist in Preußen wiederholt gelungen. Schon im Jahre 1892 wies die „Zeitschrift für evangelischen Religionsunterricht“ darauf hin, daß in verschiedenen Schülerbibliotheken das von einem Katholiken verfaßte

„Quellenbuch zur Brandenburgisch-Preussischen Geschichte“ sich Eingang verschafft hatte; in demselben wird das Auftreten Luthers und der Reformation, sowie die Annahme des evangelischen Bekenntnisses durch Kurfürst Joachim II. völlig verschwiegen. Neuerdings kommt aus Schlesien die Nachricht, daß der Kultusminister den Schulen die Anschaffung von „Wolf, Schlesien vor und unter preussischer Herrschaft“ empfohlen und eine Reihe von Schulen damit beschenkt habe. In dem Buche werden der heiligen Hedwig drei Seiten, dem Regerrichter Kapistranus eine Seite gewidmet, während Luther und die Reformation in Schlesien mit 24 Zeilen abgethan werden. Von Luther wird schlechtweg nur von dem „Augustiner“ gesprochen, der die „bedauerliche große Kirchenspaltung (Reformation)“ herbeigeführt habe. („N. E.-Z. R.-Z. 3.")

Bücher-Anzeige.

Aus dem Verlage von C. Bertelsmann in Gütersloh sind uns zur Besprechung folgende empfehlenswerte Schriften zugegangen: **M. Johannes Mathesius**, ein lutherischer Pfarrherr des 16. Jahrhunderts. Sein Leben und Wirken, unter Benutzung des handschriftlichen Nachlasses des sel. Pfarrers Christ. Möller zu Fürstenwalde i. Odenwald dargestellt von Dr. Karl Amelung, Oberlehrer am Vitzthum'schen Gymnasium zu Dresden. Mit einem Bildnis des Joh. Mathesius und drei Anhängen. VIII und 284 Seiten. Preis geh. M. 3.60, geb. M. 4.50.

Mit Freuden begrüßen wir diese Biographie des alten Bergpastors Mathesius. Denn wir können nur von Herzen dem zustimmen, was der geehrte Herr Verfasser am Schlusse des Vorwortes sagt: „Wir Kinder eines schwachgläubigen und zerfahrenen Zeitalters, in welchem zwar von ‚protestantischem Ehrgefühl‘, von ‚Kräftigung des protestantischen Bewußtseins‘ u. dgl. viel geredet wird, von dem demütigen und gerade deshalb flehigsten, weltüberwindenden Glauben der Väter unserer Kirche aber gar wenig zu finden ist, bedürfen ganz besonders der Kräftigung und Stählung, damit wir nicht von den Fluten des Zeitgeistes dahingegerissen werden. Diese Kräftigung aber ist, außer in dem ewigen, lebendigen Worte Gottes, nirgends besser zu finden als in dem gesunden Quellwasser, welches Gott in der Anfangszeit unserer lutherischen Kirche so reichlich in derselben hat hervorprudeln lassen. Wir haben alle Ursache, den Glaubenshelden jener Jugendzeit unserer Kirche nicht als die fühlen, überlegenen Kritiker gegenüberzusetzen, sondern als demütige, lernbegierige Schüler zu ihren Füßen zu sitzen. Wir können viel von ihnen lernen, Gott gebe, daß wir es auch thun.“

Besonders wertvoll machen das Buch die vielen Ausführungen aus Mathesius' Schriften, sowie die 3 Anhänge, in welchen 2 Predigten, mehrere Gebete und etliche Proben aus der Poesie des Joh. Mathesius (darunter seine „Pastoralregeln“) dargeboten werden.

Wenn wir dennoch dieser Empfehlung eine Einschränkung beifügen, so geschieht das nicht, um irgendwie vom Lesen des Buches abzuhalten, sondern nur der Wahrheit zu lieb. Wir müssen nämlich erwähnen, daß der Verfasser den alten einseitig-lutherischen Mathesius leider zu einem „Bilmarianer“ macht. (Vgl. Seite 20 u. 21, wo ihm die bekannte Bilmar'sche Entwicklungs- und Erhaltungstheorie zugeschrieben wird, und Seite 121—131, wo fast alle besonderen Bilmar'schen Fündlein aus Mathesius' Worten herausgelesen, oder vielmehr in dieselben hineingelesen werden.) Denn wenn man Mathesius' Worte nimmt, wie sie lauten, kommt man nicht auf die Bilmar'schen Gedanken. Bilmar lehrt z. B. keineswegs die Sichtbarkeit der Kirche als zum Wesen derselben gehörig, wenn er Wort und Sakrament als Kennzeichen und Gnadenmittel rühmt. Er lehrt auch keine unmittelbare (vom Wort und Glauben unabhängige) Wirkung des heiligen Abendmahls auf das Leibesleben des Menschen, wenn er die Wirklichkeit des Genusses von Christi Leib und Blut in Beziehung zu der Auferstehung des Fleisches setzt. Es würde zu weit führen, hier die einzelnen Irrtümer aus Mathesius' Worten zu widerlegen. Verständige Leser werden es selbst finden und das Buch dennoch mit Nutzen lesen können.

Luthers Erklärung der heiligen Schrift. Zusammengeestellt von P. C. Müller. IV. Die Apostelgeschichte und der Brief an die Römer. M. 1.50.

In betreff dieses Buches verweisen wir auf die in Nr. 21 enthaltene Empfehlung der ersten drei Hefte desselben Werkes. Möchte diese dankenswerte Arbeit dazu dienen, Luthers sachliche Schriften-erklärung gegenüber der äußerlich formalistischen der Neueren wieder zu Ehren zu bringen, und manche Theologen veranlassen, sich wieder in Luthers Schriften selbst zu vertiefen. W.

Pastoralkonferenz in Leipzig am 26. und 27. November.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

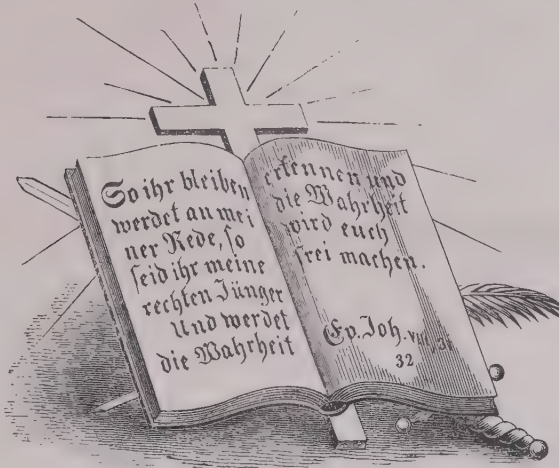
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die k. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 19. Nr. 25.

Bückeburg in Sachsen.

2. Dezember 1894.

Gebet für die Adventszeit.

HERR JESU! Mit Freuden gedenken wir in diesen heiligen Adventstagen Deiner seligen Zukunft ins Fleisch einst, als die Zeit erfüllt war. Wohl bist Du da gekommen selbst arm, aber ewigen Reichtum hast Du uns da mitgebracht; wohl bist Du da gekommen ohne Glanz und Ehren, ja als ein Knecht aller Knechte, aber ewige Herrlichkeit hast Du dadurch uns erworben. Wohl hatte da Dein himmlischer Vater unser aller Sünde auf Dich geworfen, aber Du brachtest uns Freiheit von Sünde und von aller ihrer Schuld und Strafe. O daß wir dieser Deiner seligen Zukunft ins Fleisch in diesen Tagen recht gedenken, als verlorene Sünder in ihren Gnadenreichtum uns gläubig versenken und denselben uns recht lebendig trösten möchten, als dem einigen Grunde alles unseres zeitlichen Heils und unserer ewigen Seligkeit.

Doch, o HERR, Du wirst einst wiederkommen in den Wolken des Himmels; aber dann nicht arm und demütig, sondern als ein Herr und König, nicht verspottet von Deinen Feinden, sondern sie schreckend, nicht um selig zu machen, sondern um zu richten die Lebendigen und die Toten. O so hilf uns denn, daß wir uns bereiten, Dich, wenn Du wiederkommen wirst, mit Freuden zu empfangen. Ja, hilf, daß keiner unter uns in Sicherheit spreche: „Mein Herr kommt noch lange nicht!“ Gieb uns vielmehr die Gnade, daß wir täglich und stündlich an unsere Sünde gedenken, nach Deiner Gnade, als unserem höchsten Gute, uns sehnen und trachten, im Glauben Dich ergreifen, unablässig wachen und beten und als ein Licht und Salz vor aller Welt wandeln zu Deinen Ehren, dessen Wahrheit wir bekennen.

Wenn wir aber, o HERR, wanken, da halte uns, und wenn wir schwach werden, da stärke uns, und wenn wir, ach! dahinsinken sollten, da richte uns, wie Petrus, auf, und wenn Du dann endlich erscheinst, schnell wie der Blitz, wie ein Fall-

strich über alle, die auf Erden wohnen: o dann sprich zu uns, wie einst zu dem Schächer am Kreuz: „Heute noch sollst du mit mir im Paradiese sein“. Ja, das thu um Deiner gnadenreichen Zukunft willen. Amen! Amen!

(Aus Walther: „Ansprachen und Gebete“.)

Gustav Adolf und die lutherische Kirche.

Zum dreihundertsten Male kehrt am 9. Dezember dieses Jahres der Geburtstag jenes Helden wieder, dem in der schweren Drangsalzeit des dreißigjährigen Krieges unsere lutherische Kirche die Rettung und Wiederherstellung ihrer Religionsfreiheit verdankt — des Schwedenkönigs Gustav Adolf. In Schweden wie in Deutschland rüstet man sich, den Tag festlich zu begehen; mit Lobpreis gegen Gott, der seiner Kirche durch den frommen, hochherzigen Fürsten so großes Heil geschafft, gedenken auch wir seiner billig mit dankbarem Herzen.

Indem wir uns demnach anschicken, in den folgenden Zeilen das Verdienst, das sich Gustav Adolf um die Kirche Gottes erworben, den Lesern vor Augen zu führen, müssen wir zugleich gegen den Mißbrauch protestieren, den die Unionisten mit dem Namen Gustav Adolfs treiben.

Es ist ja eine bekannte Sache und liegt im Wesen der Union begründet, daß die Unionisten, Glaubensfreiheit mit Glaubenswillkür verwechselnd, als maßgebend für kirchliche Verhältnisse, für die Behandlung gegnerischer Lehre, das Wort „Duldung“ auf ihre Fahnen geschrieben haben. Göttlich geoffenbarte Wahrheiten sollen nur „Ansichten“ und „offene Fragen“ sein, ihre verschiedene Auffassung und Beantwortung die kirchliche Gemeinschaft nicht hindern. Wenn nun die Union einen Mann wie Gustav Adolf, diesen Retter der Glaubensfreiheit, deshalb und wegen der von ihm in seiner Eigenschaft als Fürsten geübten Duldsamkeit als den Ihrigen will in Anspruch nehmen und ihn zum Anwalt und Vorkämpfer eines „Protestantismus“

nach ihrer Fagon und nach ihrem Sinn stemeln; wenn der Gustav-Adolfs-Verein, dieses durch und durch unionistische Zeitgewächs, den Namen des frommen Schwedenkönigs borgend, sich selbst in den vorliegenden Kundgebungen als das „beste Denkmal“ des Heldenkönigs bezeichnet, bezw. bezeichnen läßt; wenn demgemäß die von den staatskirchlichen Behörden angeordnete Gustav-Adolfs-Feier sich (ähnlich der Lutherfeier vor 11 Jahren) zu einer großartigen Demonstration für die Union gestalten zu sollen scheint: so müssen wir gegen ein solches Gebahren schon im Interesse der geschichtlichen Wahrheit mit lauter Stimme Einspruch erheben. Wir können, weit entfernt, einer solchen Gedenkfeier das Wort zu reden, unsererseits darin nur eine Verunglimpfung des Lutheraners Gustav Adolf und eine seinem Namen zugefügte Schmach erblicken, und halten es um so mehr für unsere Pflicht, dem gegenüber, indem wir die geschichtlichen Thatfachen reden lassen, die Bedeutung Gustav Adolfs für die Kirche des reinen Wortes und Sakramentes, zumal in unserem deutschen Vaterlande, in kurzen Zügen darzulegen und so auch nach dieser Seite hin zu seiner Ehrenrettung ein Scherflein beizutragen.

Im Augsburger Religionsfrieden von 1555 war den Lutheranern in Deutschland freie Religionsübung gewährleistet worden. Zwar war das Maß derselben noch kümmerlich genug. Die Forderung der protestierenden Stände auf einen ewigen unbedingten Religionsfrieden, auf völlige Religionsfreiheit auch derer, die instinktiv zur lutherischen Kirche übertraten würden, war bei dem heftigen Widerstande, den die Römischen dagegen erhoben, nicht durchgegangen. Schon was die Namen der streitenden Kirchenparteien betraf, mußten es sich die Protestanten gefallen lassen, daß ihre Gegner als Bekenner der „alten katholischen Religion“, sie selbst aber als „Augsburger Konfessionsverwandte“ bezeichnet wurden. Statt, wie sie gehofft, für die protestantischen Unterthanen papistischer Reichsstände das Recht freier, unbedingter Religionsübung zu erlangen, mußten sie sich bei dem Sträuben der Römischen dazu entschließen, auf den vermittelnden Vorschlag Ferdinands, des Bruders des Kaisers, einzugehen und sich mit den Papisten in dem unheilvollen Satze vereinigen: „eujus regio, ejus religio“, d. h. jedem Reichsstand, jedem gebietendem Fürsten und Herrn sollte die Verfügung auch über die Religion seiner Unterthanen anheimgegeben sein — ein Satz, der nur insoweit eine Einschränkung erfuhr, als andersgläubigen Unterthanen im Fall der Verweigerung freier Religionsübung wenigstens das Recht ungehinderter Auswanderung ohne Verlust an Ehre, Gut und Freiheit zuerkannt und gewährleistet ward. Und noch eine Bestimmung mußten sich die Lutherischen gefallen lassen, welche für die Folgezeit geradezu verhängnisvoll werden konnte und auch wirklich geworden ist: den sog. „geistlichen Vorbehalt“. Nach demselben sollten geistliche Würdenträger römischen Glaubens, welche instinktiv zur lutherischen Kirche übertraten würden, nicht nur ihrer geistlichen Würde und Befugnis, sondern auch ihrer weltlichen Macht und Herrschaft unausbleiblich und ohne weiteres entsetzt und verlustig sein, ihre Stifter also (Bistümer, Abteien), samt Land und Leuten der römischen Kirche verbleiben. Welch ein fruchtbarer Keim neuer Verwickelungen konnte nicht eine solche Bestimmung werden, wenn der hier vorgesehene Fall — des Uebertritts eines Prälaten — eintrat! Konnten es die evangelischen Stände vor Gott und ihrem Gewissen verantworten, die Papisten, diese geborenen und geschworenen Feinde der Wahrheit und jeglicher Gewissensfreiheit, in solchem Fall ruhig die Herrschaft über Gebiete antreten zu lassen, deren Insaßen vielleicht schon längst auf eine Erledigung des auf sie ausgeübten Gewissensdrucks gewartet hatten? Sie erhoben gegen den „geist-

lichen Vorbehalt“ schärfsten Protest, konnten aber, sollte nicht schon damals das ganze Friedenswerk scheitern, nicht dessen Aufnahme in die Friedensbestimmungen verhindern. Es war aber nicht anders: gestützt auf den „geistlichen Vorbehalt“ konnten die Papisten in jedem vorkommenden Falle von neuem die Streitart wider die Evangelischen ausgraben und letztere noch obenein des Friedensbruchs beschuldigen. Und doch war in diesem Fall die Umgehung des formalen Rechts das einzig Rechte, das Bösen auf das erstere nichts anderes als ein himmelschreiendes Unrecht.

So wenig nun nach alledem den Protestanten dieser Friedensschluß genügen konnte: dem Antichristen zu Rom war derselbe von allem Anfang an ein Dorn im Auge gewesen. Er hatte ihn nie anerkannt, vielmehr mit allen Kränften seiner arglistigen Politik von jeher auf seine Beseitigung hingearbeitet. Und in diesem Streben hatte er an dem neugestifteten Jesuitenorden einen ebenso klugen und verschlagenen, als fanatischen und energischen Helfer und Bundesgenossen gefunden. Hatte doch derselbe gerade die Vernichtung der „Keterei“ zu seiner hauptsächlichsten und vornehmsten Aufgabe gemacht. Die Jesuiten aber, die durch ihre Sendlinge und geheimen Agenten an allen Höfen Europas Einfluß zu gewinnen trachteten und durch ihr ränkevolles Intriguenspiel den Gang der europäischen Politik thatsächlich in der unheilvollsten Weise beeinflusst haben, sie hätten zur Ausführung ihrer Pläne ihrerseits kein gefügigeres Werkzeug finden können als jenen Mann, der im Jahre 1619 den Kaiserthron bestieg, Kaiser Ferdinand II. Hatte schon die Tridentinische Kirchenversammlung (1547—62) den Kaiser ausdrücklich zum Vollstrecker ihrer Beschlüsse und Bannflüche erklärt, so fühlte sich Ferdinand schon als „Sohn der Jesuiten“ — wie er sich in kläglichem Selbstruhm nannte — berufen, außerdem aber auch durch ein nach den Versicherungen seines Beichtvaters Lämmermann in Loreto, dem berühmten Wallfahrtsort, abgelegtes Gelübde verbunden, „lieber Leib und Leben und Reich und alles in die Schanze zu schlagen, ehe er die Ausrottung falscher Religionen unterlasse“. Und wie treulich er sein Gelübde gehalten, davon legt seine ganze Regierungszeit, davon legen die in den kaiserlichen Erbländern in Scene gesetzten, über alle Maßen grausamen Protestantenverfolgungen, davon legt der durch seine Schuld — durch die himmelschreiende Zertretung der noch im Majestätsbriefe von 1609 den Böhmen verbrieften kirchlichen und landständischen Rechte — entfesselte Religionskrieg Zeugnis ab, der 30 ganze Jahre hindurch die deutschen Gauen durchtobte, Deutschland in eine menschenleere Wüste und Einöde verwandelt, Reich und Kirche zumal an den Rand des Untergangs gebracht hat. Der Jammer in Deutschland war grenzenlos. Mit eisernem Fuß ward in Böhmen, in der Pfalz der Protestantismus darniedergetreten, wurden Lutheraner und Calvinisten gleichermaßen verfolgt; Ferdinand hatte wirklich nichts anderes im Sinn, als die „Keterei“ mit Stumpf und Stiel auszurotten im ganzen Reich.

Was aber seine Pläne so mächtig förderte und denselben das Gelingen zu verbürgen schien, das war die politische Eifersucht und Uneinigkeit unter den protestierenden Reichsständen selbst. Diese Uneinigkeit mit allen Mitteln zu erhalten, zu schüren und auszunutzen verstand Ferdinand meisterhaft. Sie allein machte es möglich, daß derselbe einen protestantischen Stand nach dem andern niederwerfen und abschlachten konnte, wie das selbst ein Johann Georg von Sachsen, dieser langjährige Achselträger des Kaisers, sehr wohl erkannte, wenn er den Abgesandten Tillys in Merseburg im August 1631 die merkwürdigen Worte entgegenrief: „Ich sehe nun wohl, daß man das sächsische, so lange aufgesparte Konfekt endlich auch zu verzehren gewonnen ist. . .“ Trotz solcher Erkenntnis aber raffte man, durch klein-

lichen Eigennutz zurückgehalten, sich nicht zu einer entschiedeneren Stellungnahme und zu einmütigem Widerstande auf. Freilich spielte dabei noch ein anderer Umstand eine Rolle: die große Unklarheit, welche schon damals — eine Folge der Verquickung von Kirche und Staat durch Aufrichtung des landesherrlichen Summebischofs — auch bei den Lutheranern in Betreff der Grenzen obrigkeitlicher Machtbefugnis herrschte, sie hat, nicht minder als jene politische Engherzigkeit, dem zielbewußten Streben der Römischen den mächtigsten Vorstoß geleistet. Die Klarheit, mit der einst auf dem Tage zu Schmalkalden (im Jahre 1537) die protestierenden Stände ihre Stellung zu Kaiser und Reich; mit der einst, in den Zeiten des Interims, die Stadt Magdeburg ihren Widerstand gegen kaiserliche Tyrannei begründet, sucht man in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges schier vergebens. Jenes unsichere Taften, jenes zögernde Beistreten und mattherzige Schwanken, das wir in dem Verhalten so vieler Stände wahrnehmen, es wäre kaum möglich gewesen, wenn dieselben ihre obrigkeitliche Aufgabe genauer erkannt, wenn sie ihres Berufes, mittels des Schwertes die bürgerliche Ordnung zu schützen, Gewalt und Ungerechtigkeit — und also auch jene Bedrückung der Gewissen, wie sie das Papsttum durch seine weltlichen und geistlichen Schergen übte — zu verhindern und zu bestrafen, eingedenk und demnach sich auch in vollem Maße der Pflichten bewußt gewesen wären, welche sich daraus — aus ihrem obrigkeitlichen Berufe — für ihr Verhältnis zu dem tyrannischen Kaiser ergaben. Wie ganz anders wäre doch dem Reiche gedient gewesen, wenn die protestantischen Fürsten, statt in dem Tyrannen Ferdinand nur einseitig immer des Reiches Oberherrn zu erblicken und in Devotion vor ihm zu ersterben, denselben vielmehr als Feind des Reiches und offenkundigen Zerstörer der Ordnung bekämpften, sich zum Schutze der Unterdrückten rechtzeitig untereinander verbündet, den Kaiser ohne engherziges Zaudern mit Waffengewalt in seine Schranken gewiesen hätten*, es wäre menschlicher Voraussicht nach nimmermehr zur Einmischung der Fremden in die Angelegenheiten des deutschen Reiches gekommen. Aber freilich, wenn die Fürsten — ihrerseits jenen gottlosen Grundsatz des Augsburger Religionsfriedens adoptierend — selbst so oft hinübergriffen in geistliches Gebiet, selbst ihr Amt nicht als zum Schutze der Gewissensfreiheit ihnen gegeben, sondern als ein Recht der Herrschaft über die Gewissen betrachteten, wenn sie für sich selbst wohl Gewissensfreiheit, ja willkür beanspruchten, die Gewissen ihrer Unterthanen dagegen zu knechten, die Kirche, dies ausschließliche Reichsgebiet des Herrn unseres Gottes, in die Fesseln fürstlicher, staatlicher Allgewalt zu schlagen so wenig Bedenken trugen und so selbst fortwährend in Vermischung der beiden Gewalten Unordnung machten: wie konnte man von ihnen eine klare Stellungnahme gegenüber kaiserlicher Tyrannei und Gewissensbedrückung erwarten? So war es denn auch in vieler Beziehung ein stumpfes Schwert, womit sie, als sie endlich notgedrungen sich zum Widerstand aufrafften, den Angriffen auf die „deutsche Freiheit“ begegneten. . . Aber so mußte es kommen, es war Gottes Verhängnis: Gott wollte, wie es hundert Jahre zuvor D. Martin Luther warnend vorausgesagt, Deutschland in Grund und Boden schlagen für die Undankbarkeit, die man der Gottesgabe Seines Evangelii entgegenbrachte; unser Volk zu treffen, schlug er seine Häupter mit Blindheit, damit ja den Mächten der Zerstörung Raum gelassen würde, Land und Leute, Herren und Knechte, Kaiser und Reich zumal zu verderben. —

* Bgl. darüber u. a. das Gutachten der Wittenberger Theologen, sowie die betr. Beschlüsse auf dem Fürstentage zu Schmalkalden im Jahre 1537, mitgeteilt im 3. Jahrgang des „evang.-luth. Hausfreundes“ (vom Jahre 1887) Seite 43 f. H—g.

Der Jammer war grenzenlos. Der lutherische König von Dänemark, Christian IV., der als Kreiszoberster von Niedersachsen mehrere Jahre lang gegen die kaiserlichen Heere gekämpft, war besiegt und zum Frieden von Lübeck (am 12. Mai 1629) genötigt worden. Wie bereits das südwestliche Deutschland und Böhmen, so lag nun auch der ganze Norden des Reiches bis an seine fernsten Grenzen im Osten und Westen (mit alleiniger Ausnahme von Stralsund, das, zuletzt mit schwedischer Hilfe, eine furchtbare Belagerung ausgehalten und alle Stürme des ergrimmtesten Friedländers zurückgeschlagen hatte) zitternd, blutend, ohnmächtig, eine rauchende Wüste weit und breit, zu des Kaisers Füßen. Was aber das weitaus Schlimmste: noch während der Friedensverhandlungen hatte (am 6. März 1629) Ferdinand das Restitutionsedikt (Wiederherstellungsbefehl) erlassen, monach auf Grund des oben erwähnten „geistlichen Vorbehalts“ in ganz Deutschland alle von den Protestanten seit dem Passauer Vertrag (1552) eingezogenen Stifter und Kirchengüter an die Römischen zurückfallen sollten. Wie schwer unsere Kirche von diesem Edikte betroffen wurde, ist gar nicht zu sagen! Zwei Erzbistümer, Magdeburg und Bremen, zwölf Bistümer, Lildesheim, Lübeck, Merseburg etc., deren Bewohner schon so lange im Lichte des Evangeliums fröhlich wandelten, und unzählige Klostergebiete sollten mit einem Male wieder — Land wie Leute — römisch werden! Den übrigen Lutheranern im Reiche ward zwar der Schutz des Religionsfriedens einstweilen noch zugesagt; was aber auch sie zu erwarten hatten, wenn die kaiserlichen Waffen erst ganz Deutschland, auch das noch neutrale Sachsen niedergeworfen, das konnten sie sich angesichts des Geschehenen, angesichts des Schicksals der lutherischen Kirche in Oesterreich, wo sie bereits nahezu ausgerottet war, an den Fingern abnehmen! Den Calvinisten wurde schon jetzt alle und jedeuldung im Reiche versagt. Und wie blutiger Ernst es dem Kaiser mit diesem Edikte war, zeigte die alsbald beginnende Vollstreckung desselben. Die siegreichen Truppen wurden nicht abgedankt, sondern angewiesen, die Kommissarien, welche zur Ausführung des Edikts nach allen Seiten hin ausgesandt wurden, in ihrem Bemühen aufs kräftigste zu unterstützen; unter ihrem Schutze haben die Kommissarien häufig auch da restituirt, wo schon vor dem Passauer Vertrag der protestantische Gottesdienst bestanden hatte. Die protestantischen Prediger wurden verjagt — ach, wie viele irrten ihrer damals brot- und obdachlos in dem verwüsteten Lande umher! — römische Priester dafür eingesetzt, der geistlichen Gerichtsbarkeit der Äbte, Bischöfe etc. die protestantischen Bewohner unterworfen, letzteren aller öffentliche Gottesdienst verboten; und Galgen standen aufgerichtet für alle, welche es wagten, gegen die Maßnahmen Widerspruch zu erheben!

Die Protestanten waren wie betäubt vor Schreck. Nur Magdeburg wagte Widerstand. Sonst regte sich weder Hand noch Fuß, die Vollziehung des Edikts zu verhindern. Die Papisten aber jubelten. Wie es dazumal besonders am kaiserlichen Hofe herging, das erfahren wir u. a. aus der Schilderung einer Reise, die (im Frühjahr 1628) Landgraf Wilhelm V. von Hessen ins kaiserliche Hoflager nach Prag unternommen, um Vinderung der unerträglichen Kriegsbeschwerden für sein Land zu erwirken. Bei allen äußeren Ehrenbezeugungen sah sich der Landgraf nur Demütigungen ausgesetzt. Während der Hof in einem Meere von Lust und Vergnügen schwamm, sich an Varen- und Ochsenhezen, Ball- und Kartenspielen und italienischer Oper ergötzte, während Jesuitenzöglinge Komödien aufführten, in welchen die Siege der römischen Waffen über Dänemark, Niederdeutschland und Böhmen gefeiert wurden, und kirchliche Umzüge und Feste mit dem Lärm und Schaugepränge durchziehender Kriegsvölker wechselten, mußte Wilhelm Zeuge sein, wie österreichischen Bauern, die sich der

gewaltfamen „Bekehrung“ widersezt, Nasen und Ohren abgeschnitten und dann die rechten Hände an das Prager Rathaus angenagelt wurden!* Er selbst ward, ebenso wie die anderen Fürsten und Herren, welche die nämliche Absicht in jenen Jahren an den Kaiserhof führte, mit Bekehrungsversuchen umstrickt; was bei ihm erfolglos geschah, hatte leider bei anderen nur zu guten Erfolg. Solchermassen trat u. a. der kalvinische Graf Johann Ludwig von Nassau-Hadamar im Jahre 1629 zur Pabstkirche über, worauf derselbe dann sofort auch in seinem Lande wieder gewaltfamen den römischen „Gottesdienst“ einführte. So war, wohin man die Blicke auch wenden mochte, überall Verfolgung, Bedrückung und Not, und das Jammergeschrei der Geängsteten stieg gen Himmel. Was mochte das Ende sein, wenn den Papisten so, wie bisher, alles, was sie vornahmen, gelang, — wenn nicht Gott, das Seufzen der Armen erhörend, der blut- und siegestrunkenen babylonischen Hure endlich Sein allmächtig: „Bis hierher und nicht weiter!“ entgegenrief und ihren fürstlichen Bluthunden Baum und Gehiß in das Maul legte? . . .

In der That, die Gefahr für die lutherische Kirche war über die Maßen groß. Nicht allein in Deutschland, nein, schon stand überhaupt ihre Existenz auf dem Spiele. Es ist eine Thatsache, daß sich die Papisten bereits in der Hoffnung wiegten, nicht allein Deutschland, sondern auch den skandinavischen Norden in Bälde wieder dem römischen Stuhle unterworfen, in sämtlichen luther. Ländern den Papismus wieder als alleinherrschende Religion eingeführt zu sehen. Vor allem war es das Stammland Gustav Adolfs, Schweden, dahin schon längst lüstern und sehnuchtsvoll die Blicke der Jesuiten gerichtet waren. Schon einmal hatten sie dort — es war zur Zeit Königs Johann III., eines Sohnes von Gustav Wasa — sich den Eingang zu erschleichen gewußt. Ihre Künste hatten den König zum Abfall vom lutherischen Glauben vermocht. Im Jahre 1578 in echt jesuitischer Manier heimlich zum Pabsttum übergetreten, hatte es bereits Johann und zwar auf Schleichwegen — indem er dem lutherischen Schwedenvolke u. a. ein lateinisches Meßbuch aufdrängte — versucht, die Reformation zu verdrängen und seinem Volke das päpstliche Joch wieder auf den Hals zu legen. Dringender noch aber ward die Gefahr, als nach Johanns Tode dessen Sohn Sigismund, der zugleich König von Polen war, zur Regierung in Schweden gelangte. Ein eifriger Papist, begünstigte er ganz offen das Pabsttum. Da traten jedoch unter Führung seines Oheims Karl, des Herzogs von Südermanland und schwedischen Reichsverweisers, die Reichsstände ein und erklärten ihn endlich (im Jahre 1604) des Thrones verlustig. Aber Sigismund hatte die Hoffnung, sich desselben wieder zu bemächtigen, im Laufe der Jahre keineswegs aufgegeben. Zumal als nun in Deutschland der Religionskrieg ausbrach, als dort ein protestantischer Reichsstand nach dem andern besiegt, gedemütigt, vor dem Kaiser zu Kreuze kroch, da lebten auch Sigismunds Hoffnungen auf den schwedischen Königsthron von neuem und mächtiger auf. Ihre Erfüllung hätte das Schicksal der lutherischen Kirche in Schweden wie in Deutschland besiegelt. Und wie solidarisch sich die beiden Bannerträger des Pabsttums, der Kaiser und der Polenkönig Sigismund fühlten, davon legt u. a. die bewaffnete Hilfe, welche Ferdinand in dem zwischen Polen und Schweden ausgebrochenen Kriege Sigismund leistete, fattsam genügendes Zeugnis ab.

Fürwahr, die Wogen und Wellen der Trübsal, die über unsere Kirche hereinfluteten, konnten kaum höher gehen. Sie drohten sie in ihrem Schlunde zu begraben. . . . Und schweigend, so schien es, sah Gott dem Toben, dem feindlichen Ungestüm der schäumenden Wellen zu. „Der Herr hat mich verlassen, der Herr hat mein vergessen!“ so jammerte Zion. . . .

Aber nein! Mochten die Heiden immerhin toben, und die Könige in Landen sich auflehnen wider den Herrn und seinen Christ und ratschlagen miteinander: „Lasset uns zerreißen ihre Bände und von uns werfen ihre Seile!“ — der im Himmel wohnet, lachete ihrer, und der Herr spottete ihrer. Er, der Seinen König eingesetzt auf seinem heiligen Berge Zion und demselben die Heiden hat zum Erbe gegeben und der Welt Enden zum Eigentum, daß er sie solle mit einem eisernen Scepter zerschlagen und wie Köpfe zerschmeißen — Er hat endlich auch mit jenen seinen Feinden ein Wörtlein geredet in seinem Zorn und sie erschreckt mit seinem Grimm. Schon hatte Gott seinem Häuflein den Helfer erweckt, der, ein rechter Gottesstreiter, die Ketten sollte zerbrechen, welche die Römlinge gedachten seinem lutherischen Zion anzulegen. Es saß damals ein Mann auf dem schwedischen Königsthron, der ein ebenso bedeutender Fürst wie gewaltiger Krieger, ein ebenso großer und weitsichtiger Staatsmann, wie treuer Sohn seiner lutherischen Kirche war: Gustav Adolf — er war das Werkzeug, dessen sich Gott zur Rettung der lutherischen Kirche wie in Schweden, so auch in Deutschland bediente.

Wir sahen oben, wie eng das politische sowohl wie kirchliche Interesse Schwedens mit demjenigen des protestantischen Deutschlands verknüpft war. Der Umstand allein hätte genügt, ein Eingreifen Gustav Adolfs in den deutschen Krieg vollauf zu rechtfertigen. Aber Gott gab ihm noch einen deutlicheren Fingerzeig, eine unmittelbarere Handhabe, mit dem Kaiser den Kampf zu beginnen; er drückte ihm das Schwert so recht greifbar in die Hand. Der Kaiser selbst hatte ihm mit der Unterstützung Sigismunds, durch die allem Recht, auch der Reichsverfassung Hohn sprechende Absetzung seiner Vettern, der Herzöge von Mecklenburg, durch Beleidigung des schwedischen Gesandten in Lübeck so recht herausfordernd, im Uebermute des Siegers, den Fehdehandschuh hingeworfen. Von dem Bewußtsein durchdrungen, von Gott zum Rächer und Retter der Bedrückten und Bedrängten berufen zu sein, griff Gustav Adolf ihn auf. Turmhohe Hindernisse stellten sich ihm in den Weg; sein eigener Kanzler Axel Oxenstierna riet angesichts der erschöpften Kräfte des Landes, der fast lächerlichen Geringfügigkeit der Mittel, über die der König verfügte, mit allem Ernste vom Kriege ab; aber durch nichts ließ sich Gustav Adolf beirren. Er hatte eben die Gewißheit, auch in dieser Beziehung „ein Bevollmächtigter von Gottes Gnaden auf Erden zu sein.“* Fürwahr, Axel Oxenstierna hat Recht gehabt, wenn er seines Königs Beginnen nachmals als „ein Werk der Eingebung Gottes“ bezeichnete.

Es giebt eine Art deutschprotestantischer Geschichtschreibung, welche, nur von einseitig deutschnationalem Gesichtspunkt urteilend, Gustav Adolf seine Einmischung in die deutschen Handel, in die Angelegenheiten des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ aufs allerübelste vermerkt. Diese Geschichtschreibung hat, fast noch über die gefärbte Darstellung papistischer Berichterfatter hinausgehend, es fertig gebracht, dem deutschen Volke ein wahres Zerrbild Gustav Adolfs, seines Charakters und seiner Handlungsweise vor Augen zu führen und dadurch das Urteil über denselben in weiten Kreisen zu verwirren. In wahrhaft herzensrichtiger Weise hat man Ehrgeiz, Eroberungslust u. dgl. als Triebfedern seines Handelns bezeichnet, damit aber nur die eigene Kurzsichtigkeit und Unfähigkeit, die damalige Zeit und ihre Verhältnisse zu begreifen, an den Tag gegeben. Der unbefangene Sinn des protestantischen Volkes in Deutschland hat anders und richtiger geurteilt. Der christliche Beurteiler weiß, daß die Schuld jener Einmischung lediglich den Kaiser und die papistischen Reichsstände, sowie deren Handlanger und Aufselträger unter den Protestanten trifft, nicht aber Gustav Adolf. Es standen fürwahr höhere Güter auf

* f. Rommel, Geschichte von Hessen, IV, 50 ff.

H—g.

* Ueberschrift der Kriegsartikel für das schwedische Heer. H—g.

dem Spiele, als die Ehre und Macht, die politische Selbständigkeit und Unabhängigkeit des deutschen Reiches, Güter, zu deren Rettung schließlich alle protestantischen Fürsten der Welt sich hätten solidarisch erklären müssen. Durch seinen Schritt ist Gustav Adolf wie der Retter Schwedens, so auch derjenige Deutschlands aus der — für Kirche wie Staat gleich gefährlichen — Umklammerung des Jesuitismus, des göttlicher wie menschlicher Ordnung gleich feindlichen Papsttums geworden.

Es war zunächst ein hohes politisches Prinzip, für das Gustav Adolf in die Schranken trat: den unterdrückten, bedrängten Völkern den Segen der Religionsfreiheit wieder zu verschaffen, bezw. zu erhalten. Denn dazu ist, wie oben gesagt, weltliche Obrigkeit von Gott geordnet, daß sie, ein Hort bürgerlicher Wohlfahrt, mit dem Schwert und „leiblichen Pönen“ der Bosheit und Ungerechtigkeit steure und wehre, damit die Menschen in Frieden und Ruhe nebeneinander leben können und solchermaßen die Kirche Gottes Raum und Freiheit gewinne, den Samen göttlichen Wortes unter die Völker zu säen und sich selbst in Frieden zu erbauen. Wenn so die Obrigkeit, sich auf das ihr zugewiesene Gebiet beschränkend, nach Maßgabe der in Vernunft und Gewissen begründeten natürlichen Gotteserkenntnis über der bürgerlichen Ordnung wacht; wenn sie nicht in jenes Gebiet hinübergreift, das Gott der Herr und Er allein sich vorbehalten hat, in das Gebiet des Glaubens, der Kirche und übernatürlichen Gottesoffenbarung; wenn sie, des eingedenk, daß Gott nicht mit Zwang und äußerlicher Gewalt, sondern allein durch Sein Wort auch den falschen Glauben und die Lügegeister überwunden wissen will, die Freiheit der Gewissen respektiert und allen, noch je und je von päpstlicher und sektiererischer, falschkirchlicher Seite versuchten, auf Vergewaltigung der Gewissen hindrängenden Einflüssen widersteht, die Gewissen vor solcher Vergewaltigung schützt; wenn in reinlicher Sonderung der beiden Schwerter Staat und Kirche unabhängig von einander ihres göttlichen Berufes walteten: dann fahren beide, Staat und Kirche, wohl. Dann wird der Staat in Wahrheit ein *hospitium ecclesiae*, eine Herberge der Kirche Gottes auf Erden, und als solche mit der Kirche von Gott gesegnet sein. Es wird nie weder der Obrigkeit an treuen Unterthanen noch dem Staat an geschickten Personen, Land und Leute zu regieren, fehlen. Wie bitter aber sich jede Verkehrung jenes Verhältnisses, das nach Gottes Willen zwischen Staat und Kirche bestehen soll, rächt; was daraus entsteht, wenn entweder die Kirche den Staat, oder der Staat die Kirche, bezw. die Obrigkeit mit der Bibel die Welt regieren will; wie solche Vermengung der beiden Schwerter noch je und je die Wohlfahrt der Kirche wie des Staates gleichermaßen untergraben hat; wie jede Knebelung des Wortes Gottes und Vergewaltigung der Gewissen die Gewissen gerade in falscher Weise frei, für die Einflüsse des göttlichen Wortes unzugänglicher macht und so schließlich auch den Sinn für bürgerliche Zucht und Ordnung mehr und mehr abstumpft, die Völker also auf die Bahnen des Umsturzes treibt: das lehrt die Geschichte des Papsttums sowohl wie die des Staatskirchentums, das lehrt mit blutiger Schrift die Geschichte der Religionskriege und — last but not least — der Revolutionen auf allen Blättern. Aber wie wenig werden die Lehren der Geschichte beherzigt! Um so erhebender ist dann freilich das Schauspiel, das uns ein Fürst gewährt, der in richtiger Würdigung jenes Verhältnisses, in richtiger Erkenntnis seines Fürstenberufes einmal gegen fürstliche Uebergriffe, gegen Gewissensherrschaft, und für die Freiheit der Gewissen, für das richtige Verhältnis von Staat und Kirche sein Schwert zieht. Wie klar in der That Gustav Adolf jenen Unterschied der beiden Gewalten erkannte; wie er darin seine fürstlichen Zeitgenossen

um mehr als Haupteslänge überragte, davon legt u. a. in bester Weise eben auch jene — unierterseits in ihren Beweggründen so arg verkannte — Duldsamkeit Zeugnis ab, die er als Fürst auch persönlich Andersgläubigen gegenüber bewies, — wie wir ihn denn z. B. auch den Papisten in den von ihm besetzten Reichsgebieten ohne Anstand freie Religionsübung zusichern sehen; — das bekundet die große Milde, die er selbst in Behandlung der Jesuiten trotz ihrer unausgesetzten feindseligen Haltung und ihren immer wieder erneuten Anzettlungen wider sein Leben beobachtete. „Es sei nicht die Sache der Fürsten, die Seelen vor der Hölle zu bewahren“, das war, wie selbst ein päpstlicher Geschichtschreiber, der venetianische Graf Galeazzo Gualdo, ihm bewundernd nachrühmt, der Grundsatz, der ihn, soweit er als Fürst in Betracht kam, in seinem Handeln leitete. Derselbe Grundsatz war es, der auch seine Beziehungen zu den kalvinischen Reichsständen regelte: während die lutherischen Fürsten Deutschlands, weil bereits bis über die Ohren in staatskirchlichen Vorurteilen befangen, vielfach Bedenken trugen, mit den Reformierten politische Bündnisse einzugehen, und, als endlich die Umstände gebieterisch zu gemeinsamem politischem Handeln drängten, zuvor durch Veranstaltung von Vehrgeprüchen (auf dem Konvent zu Leipzig, Februar bis April 1631) zum Zweck kirchlicher Verständigung sich gewissermaßen suchten die (irrenden) Gewissen zu salbieren, sah Gustav Adolf in der Verschiedenheit der Religion von vornherein keinen Hinderungsgrund, da, wo es den Schutz gemeinsamer politischer Interessen — wie hier der Religionsfreiheit, insofern dieselbe eben als politisches Prinzip in Betracht kam — galt, derartige Bündnisse abzuschließen. In Summa: sein ganzes Verhalten beweist es, daß das edle Wort „Duldsamkeit“ und „Religionsfreiheit“ ihm nicht, wie seiner Zeit dem königlichen Vorkämpfer der Union, dem preussischen Könige Friedrich Wilhelm III., zum Deckmantel eigener kirchenpolitischer Pläne, zum Vorwande diente, sich desto freier in kirchliche Angelegenheiten, — unter Mißbrauch der königlichen Amtsgewalt in die innerkirchlichen Beziehungen und Verhältnisse der verschiedenen Konfessionen einzumengen und einzudrängen: „Duldsamkeit“ und „Religionsfreiheit“ war ihm politisches Prinzip, — ein Prinzip, das er als Fürst und Politiker aufs strengste beobachtete. Und darin allein schon erweist sich Gustav Adolf als einen echten Sohn seiner lutherischen Kirche: denn während gerade die Union bei all ihrem Rühmen der Toleranz noch niemals vor der Anwendung weltlicher Machtmittel zur Erreichung kirchlicher Zwecke zurückgekehrt ist, dem Prinzip ihres Ursprungs getreu noch niemals ihren byzantinisch-apapistischen* Charakter verleugnet hat, ist es allein die lutherische Kirche, welche in ihrem Grundbekenntnis, der Augsburgerischen Konfession, den Unterschied der beiden Gewalten der heiligen Schrift gemäß mit allem Nachdruck betont. Wie können schon deshalb die Unierten es wagen, einen Gustav Adolf für sich, für die Union in Anspruch zu nehmen?!

Doch um dem Charakter Gustav Adolfs vollauf gerecht zu werden und seine Bedeutung für die Kirche Gottes vollends zu würdigen, müssen wir noch eine andere Seite seines Heldenlebens und -strebens ins Auge fassen. Gustav Adolf trat nicht nur als Fürst für ein politisches Prinzip, für die Gewissensfreiheit der Völker, — ein Prinzip, das als solches schon zugleich von der höchsten Bedeutung für die lutherische Kirche war — er trat dabei zugleich als Christ, und zwar mit vollem Bewußtsein direkt für die lutherische Kirche in die Schranken. H—g.

(Schluß folgt.)

* = staatskirchlichen, von Apap = der umgekehrte Papst. Das Vorbild der dadurch angedeuteten Beherrschung der Kirche durch die weltliche Obrigkeit war das Verhältnis der alten byzantinischen (ost-römischen) Kaiser zur Kirche des Morgenlandes. H—g.

(Aus dem „Lutheraner“ vom 23. Oktober 1894.)

Unsere Heidenmission.

„Der Mensch denkt, und Gott lenkt.“ Und Gott lenkt manchmal gar anders, als der Mensch denkt. Das haben auch wir hinsichtlich des Werkes der Heidenmission erfahren, das unsere Synode im vorigen Jahr auf ihrer Delegatenversammlung ins Auge gefaßt und beschlossen hat. Damals und noch eine geraume Zeit nachher waren unsere Sinne und Gedanken auf Japan als das unserer Synode winkende Missionsgebiet gerichtet. In dem Bericht der letzten Delegatensynode steht zu lesen: „Wir glauben, daß Japan das rechte Missionsfeld für uns ist. Dies aus folgenden Gründen: 1. Japan ist dem Verkehr offen, es würde ebenso leicht sein, sich in Japan niederzulassen, als in irgend einem Teil der Vereinigten Staaten. Ein Punkt, der wohl zu berücksichtigen ist. — 2. In Japan ist eine große Bewegung, man hat mit dem Alten gebrochen und sucht ein Neues: europäische Zivilisation, Bildung, neue Erkenntnis. — Laßt uns hingehen und die Erkenntnis bringen, die das ewige Leben ist.“ So hat denn auch die von der Synode eingesetzte Kommission für die Heidenmission sich sofort nach Schluß der Synode ans Werk begeben und Schritte gethan, die Gedanken der Synode in Ausführung zu bringen, und alle Maßregeln, welche getroffen wurden, hatten zur Voraussetzung, daß unsere Heidenboten nach Japan ziehen sollten, wie denn auch, als es zur Wahl eines Missionsdirektors kam und diesem nach erfolgter Wahl ein Beruf und eine Instruktion ausgestellt wurde, diese auf Japan lautete und dem Berufenen zur Pflicht machte, sich, falls es die Kommission für nötig halte, auch persönlich nach Japan zu begeben, um das Missionsgebiet aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Das war unser Denken: nun aber kam Gottes Lenken. Er lenkte zunächst das Herz des zum Missionsdirektor Berufenen, daß er den an ihn ergangenen Ruf ablehnte. Drüben aber in dem fernen Inselreich, dahin unsere Gedanken waren gerichtet gewesen, gestalteten sich die Verhältnisse immer mehr so, daß die Aussichten auf einen verhältnismäßig leichten Anfang eines neuen Missionswerkes mehr und mehr schwanden. Unter den heidnischen Japanesen machte sich eine schon vor einiger Zeit eingetretene Bewegung, welche sich gegen die ausländischen Einflüsse richtete, immer stärker geltend, und es mehrten sich rasch die Anzeichen, daß vielleicht in kurzer Zeit eine christenfeindliche Sturzwellen sich über die in Japan von verschiedenen Missionsgesellschaften betriebene Missionsarbeit ergießen mag. Dazu kommt, daß in jüngster Zeit ein großer Krieg zwischen Japan und China ausgebrochen ist, der in seinem Verlauf weitere Schwierigkeiten für die christliche Mission in beiden Reichen zur Folge haben mag. Hätte also das in unseren Gedanken geplante Missionswerk in Japan einen raschen Fortgang genommen, wären etwa unsere ersten Heidenboten mittlerweile auf dem in Aussicht genommenen und nun so ungünstig veränderten Missionsfeld angelangt, so müßten wir wohl jetzt mit nicht geringem Bangen der Dinge gewärtig sein, welche in Japan kommen mögen, und im besten Fall wären die dorthin ausgesandten Missionare jetzt mit der schwierigen und langwierigen Arbeit der Erlernung der Sprache jenes Volkes beschäftigt.

Doch noch in einem anderen Teil der fernen Heidenwelt ist es mittlerweile nach dem Spruch gegangen: Der Mensch denkt, und Gott lenkt. In Indien nämlich, wo seit langen Jahren die Leipziger Missionsgesellschaft ihre Stationen hat, erhoben zwei im Dienste dieser Missionsgesellschaft stehende Missionare ihre Stimmen zum Zeugnis für die Wahrheit, daß die heilige Schrift die Wort für Wort vom Heiligen Geist eingegebene und darum auch in allen Stücken irrtumslose göttliche

Offenbarung ist, und für die andere Wahrheit, daß es in der Kirche Gottes als solcher keine menschliche Obrigkeit giebt, deren Befehlen andere Glieder der Kirche als Unterthanen um des Gebotes willen Gehorsam zu leisten schuldig wären; und weil sie verlangten, daß innerhalb der Leipziger Mission diese Wahrheiten ganz und voll anerkannt würden, wurden sie ihres Amtes entsezt. Aus der ihnen lieb gewordenen Missionsarbeit, in welcher sie mit Fleiß und Treue gewirkt hatten und für die sie durch jahrelange Vorbereitung zugerüstet waren, ausgewiesen, sollten sie am Markte müßig stehen und ihrem Schicksal überlassen werden, bis sie etwa in Deutschland wieder irgend eine Beschäftigung gefunden hätten. Das war das Denken der Leipziger Missionsbehörden, und die solchermaßen ausgewiesenen Missionare hatten schon angefangen, sich in diese Gedanken zu finden. Da aber kam Gottes Lenken, und das ging wieder gar anders als der Menschen Denken. Gott lenkte nämlich die Aufmerksamkeit solcher, welche seit Jahren für eben die Wahrheiten eingetreten waren, deren Zeugen in Indien man auf beschriebene Weise hatte zum Schweigen bringen wollen, auf jene beiden Missionare, deren Dringen auf Anerkennung der ganzen und vollen Wahrheit von der Göttlichkeit der heiligen Schrift und deren Zeugnis gegen die Menschenherrschaft in der Kirche man der Sache nach richtig, obschon in feindseliger Gesinnung, als „missionirische Behauptung“ bezeichnet hatte. Besonders als auch die in Zeitschriften veröffentlichten weiteren Zeugnisse der beiden um der Wahrheit willen abgesetzten Missionare zu uns herüber drangen, und auch unsere sächsischen Brüder aus ihrem persönlichen Verkehr mit ihnen über sie berichteten, kamen wir dahin, daß wir sprechen konnten: „Das ist doch Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein“, und an diese Ueberzeugung schloß sich ganz von selbst die Frage an: Sollte uns nicht durch diese Vorgänge Gott der Herr, während sich in Japan die Thüren verschlossen, dort in Indien eine Thür aufgethan haben, durch welche wir mit unserer Heidenmission eintreten und jene beiden Missionare zu der ihnen von der Leipziger Missionsbehörde untersagten Arbeit in der Heidenwelt zurückkehren könnten? Diese Frage wurde in einer Versammlung unserer Heidenmissionskommission reiflich erwogen. Dieser Gedanke wurde durch den ehrwürdigen allgemeinen Präses unserer Synode den verschiedenen Distriktsynoden vorgelegt, und überall brach sich die Ueberzeugung Bahn, daß hier Gottes Lenken uns die Wege weise, die wir gehen sollten. Auf eine Einladung seitens der Kommission kamen die beiden Missionare herüber nach Amerika, wurden im Osten und im Westen mit vielen Gliedern unserer Synode persönlich bekannt, erwiesen durch ihre Reden, welche sie bei verschiedenen Gelegenheiten hielten, wie auch durch eingehende Lehrgespräche ihre völlige Uebereinstimmung mit uns in Lehre und Bekenntnis und erklärten sich willig und bereit, falls sie von unserer Synode gesandt würden, zur Missionsarbeit in Indien zurückzukehren, einer Arbeit, für die sie in vorzüglichem Maße durch Kenntniss der Sprache, Bekanntschaft mit Land und Leuten und mehrjährige Erfahrung im Missionswerk vorbereitet sind.

So trat denn am 12. Oktober die allgemeine Kommission für die Heidenmission in St. Charles, Mo., wo eben unsere Synode Westlichen Distrikts versammelt war, zusammen, um den von allen Synodaldistrikten, vor welchen er gekommen war, mit Freuden gutgeheißenen Plan zur Ausführung zu bringen, die Missionare Näther und Mohn für den Missionsdienst zu berufen und als Boten unserer Synode an die Heiden im Tamulenlande Ostindiens abzuordnen. Die Kommission hielt an dem genannten und dem folgenden Tage fünf Sitzungen und beschloß nach nochmaliger eingehender Beratung, in Gottes Namen voran zu gehen.

Den beiden Missionaren, welche den Synodalsitzungen vom ersten Tage an beigewohnt hatten, wurden Berufsurkunden ausgestellt und eingehändigt, und beide nahmen den Beruf mit Freuden an, reichten dann auch ihr Gesuch um Aufnahme in die Synode ein und wurden, nachdem auch vor der Synode noch Zeugnisse über die mit ihnen abgehaltenen Lehrgespräche und ihre in denselben bekundete volle Uebereinstimmung mit der Lehre unserer Synode abgelegt waren, in den Synodalverband aufgenommen.

Am Sonntag, den 14. Oktober, fand dann in einem dazu veranstalteten öffentlichen Gottesdienst die feierliche Abordnung unserer teuren Missionare statt. Bei dieser Gelegenheit hielt Herr Pastor Zorn von Cleveland die Predigt über den Text Matth. 28, 18 bis 20, der ja den Missionsbefehl unseres Heilandes, seine Weisung für die rechte Ausübung des Missionswerkes und seine tröstliche Verheißung für das Gedeihen desselben enthält. Sodann richtete der ehrwürdige allgemeine Präses, Herr Dr. Schwan, mit Zugrundelegung der Worte Apostelgesch. 26, 16—18, eine herzliche Ansprache an die beiden Missionare, darin er ihnen noch einmal darlegte, was wir von ihnen erwarten, und was sie von uns erwarten dürfen. Darauf folgte unter Assistenz zweier Glieder der Kommission die feierliche Verpflichtung und Einsegnung der Missionare. Der ganze Vorgang wird allen denen, welche Zeugen desselben gewesen sind, unauslöschlich im Gedächtnis bleiben.

So ist denn nun das Werk unserer Heidenmission in Ostindien, das uns durch Gottes wunderbares Lenken zugewiesen worden ist, nicht nur mit aller Sorgfalt in der Furcht Gottes vorbereitet, sondern auch in Gottes Namen tatsächlich in Angriff genommen. In wenigen Tagen werden unsere lieben Missionare ihre Rückreise nach Europa angetreten haben, und um das Ende dieses Jahres wird der Eine von ihnen, Missionar Räther, sich hin nach Ostindien begeben und dort ohne Verzug im Tamulenslande eine Stätte suchen, wo Christi Name noch nicht verkündigt wird und er mit Predigen und Unterweisung der Jugend in unserem und seines Heilandes Auftrag den edlen Samen des Evangeliums auf dem Acker der Heidenwelt ausstreuen kann. Gott, der bisher durch sein gnädiges Lenken seine Weisheit und Güte beim Anfang unseres Missionswerkes verherrlicht hat, lenke auch selber den Fortgang und gebe zum Pflanzen und Begießen, das nun, so der Herr will, bald wird angehoben haben, sein göttliches Gedeihen. Herr Missionar Mohn, dessen Gesundheit schon während der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Ostindien gelitten hatte, wird sich noch eine Weile zu seiner völligen Erholung und Erstarkung in seiner deutschen Heimat aufhalten, um dann auch mit seiner Gattin, der Tochter eines ostindischen Missionars, sich auf das ihm angewiesene große Arbeitsfeld zu begeben. Der Herr geleite die lieben Reisenden auf ihren Wegen in die weite Ferne, lasse seine heiligen Engeln mit ihnen ziehen, erhalte sie in seiner Gnade und Wahrheit, segne sie und setze sie vielen zum Segen um seines Namens willen.

Vermischtes.

Der Einfluß der evangelischen Kirche,

schreibt in beachtenswerter Weise das „Volk“, auf weite Volkskreise ist gegenwärtig gering. Die sogen. gebildeten Kreise lassen sich die Thätigkeit der Kirche wohl gefallen, sofern der Pfarrer bei Trauungen und Taufen gleichsam den kirchlichen Zierat liefert, und bei Beerdigungen ist's oft ebenso. Man hört sich auch zuweilen eine Predigt an, oft nur in der Absicht, nachher einen gelegenen Stoff für die Kritiker- und Raisonnierlust zu haben. Auch soll nicht bestritten werden, daß man den Pfarrer persön-

lich ehrt, und wenn er gesellschaftliche Vorzüge hat, schwärmen auch Weiblein und Fräulein für ihn. Aber ganz anders gestaltet sich das Verhältnis, wenn der Pfarrer mit kraftvoller Energie die Grundsätze des Christentums auf das private und öffentliche Leben anzuwenden bestrebt ist. Da bleibt in Stadt und Land der „Krach“ selten aus.

Daß es unter den Gebildeten und Besitzenden auch solche giebt, die ein tieferes Verständnis für die Aufgaben der Kirche haben und den Pastor wegen seiner Thätigkeit und Wirksamkeit ehren, braucht nicht besonders bemerkt zu werden. Aber solche Elemente sind nicht maßgebend; sie beherrschen nicht die Kreise, in denen sie verkehren; sie bilden mehr eine Ausnahme, welche unsere oben als Regel hingestellte Ansicht nicht umstößt. — Und trotz alledem ist die „Landeskirche“ das Institut, welches zu verlassen schweres Unrecht ist? Das ist wenigstens merkwürdig. (Rhein.-luth. Wochenblatt.) — Ebenso merkwürdig aber ist, daß die Breslauer nun schon seit Jahrzehnten wenigstens teilweise vom lutherisch genannten Landeskirchentum los zu kommen suchen und es doch nicht können. Was mag davon die Ursache sein? St.

Bibelübersetzungen

haben in diesem Jahrhundert ungewöhnliche Fortschritte gemacht. Bis 1804, dem Gründungsjahre der britischen Bibelgesellschaft, gab es die Bibel nur in 57 Sprachen. In der Gegenwart aber existiert sie, beziehungsweise einzelne Teile derselben, in 395 Sprachen und Dialekten. In dem einzigen Jahrzehnt von 1881—'91 wurden nicht weniger als 50 neue Sprachen in Angriff genommen. Das Hauptverdienst fällt den Engländern zu. Aus Deutschland gingen nur 70 Bibelübersetzer hervor, von den deutschen Missionsgesellschaften wurden 22—25 Uebersetzungen geliefert. („Luth. Volksblatt.“)

Nachrichten und Bemerkungen.

Daß eine Kirche wegen mangelnder Beheizung geschlossen bleibt, dürfte vor unserer Zeit schwerlich je vorgekommen sein. Aber der Dom in der preussischen Stadt Brandenburg, ein evangelisches Gotteshaus aus alter Zeit, bleibt tatsächlich seit etlichen Jahren in den Wintermonaten dem gottesdienstlichen Gebrauch entzogen, weil es an Mitteln fehlt, um eine Heizungsanlage zu beschaffen. Dem Domkapitel, das die Verwaltung der Kirche unter sich hat, gehören ein preussischer Minister und zwei Berliner Generalsuperintendenten an, die ruhig ihre Präbenden beziehen, ohne sich um diesen Standal zu kümmern. Die übrigen Kirchen der Stadt haben mit zum Teil beträchtlichen Opfern der nicht vermöglichen Gemeinden Heizungsanlagen erhalten, aber die bedeutendste unter ihnen bleibt statt dessen einfach geschlossen. Für alle Beteiligten, die Domgemeinde wie das genannte Domkapitel und endlich das (unierte) Kirchenregiment ist diese Thatfache gleich bezeichnend.

Wie die Taufen von Juden in Berlin teilweise vorgenommen werden, dafür giebt folgende Erfahrung des Oberhofpredigers Kögel einen Beleg, die derselbe in der „Neuen Christoperle 1895“ erzählt: Mit den Zeichen der Ungeduld tritt ein jüdischer Bankier bei mir ein. „Ich bitte um die christliche Taufe.“ — „Darf ich Sie um die Angabe Ihrer Beweggründe bitten?“ lautete meine Entgegnung. „Beweggründe? Genug, ich habe mir den Schritt ernstlich überlegt.“ — „Aber als Geistlicher muß ich die Gründe Ihres Entschlusses kennen. Denn die Namenchristen, an denen wir schon genug und übergenug haben, möchte ich nicht noch um einen vermehren.“ — „Gut“, sagt er gekränkt, und erhebt sich von seinem Sitz, „ich werde mich an einen anderen Geistlichen wenden, der es weniger ernst nimmt.“ — Ohne Zweifel hat er auch einen solchen „anderen Geistlichen“ gefunden, und das ist das Schmerzlichste an der Geschichte.

Die Zahl der Geistlichen im deutschen Reich beträgt nach den offiziellen Feststellungen des Jahres 1893 im ganzen 30 250, wovon 15 050 protestantisch, 15 200 römisch-katholisch sind. Da die Bevölkerung des Reichs zu zwei Dritteln protestantisch und nur zu einem Drittel römisch ist, haben also im Verhältnis die Römischen doppelt so viele Geistliche als die Protestanten. Erstere haben offenbar von jeher eifriger auf kirchliche Versorgung ihrer Gemeinden Bedacht genommen, während die auch hierin von der Staatsgewalt viel abhängigeren Protestanten viel zu sehr die städtischen Wassengemeinden sich über den Kopf wachsen lassen.

Der Papst hielt kürzlich in Rom Beratungen über die Vereinigung der morgenländischen Kirchen mit der römischen. Anwesend waren aber dabei aus dem Morgenland nur drei Vertreter kleiner Kirchengemeinschaften in Syrien. Die Synode der griechisch-katholischen Kirche in Konstantinopel dagegen hat das Ansehen des Papstes, sich ihm zu unterwerfen — denn darauf läuft ja die „Vereinigung“ im römischen Sinn hinaus — kräftig zurückgewiesen und warnt dazu alle ihre Glaubensgenossen vor der römischen Befehlsgewalt. Die griechisch-katholische Kirche Rußlands vollends klammert sich um die Vorschläge des Papstes gar nichts. Die ganze Geschichte ist wieder einmal lärmend um nichts, und gehört zu den mancherlei Versuchen des modernen Papsttums, um jeden Preis von sich reden zu machen. Daß solche ergebnislose Versuche ein gefährliches Mittel, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, sind, kann uns nur recht sein.

Wie enge das Judentum unserer Tage mit der Sozialdemokratie verschwistert ist, beweist wieder einmal die Tatsache, daß ein Berliner Jude, ein Schwiegerjohn des jüdischen Millionärs Bleichröder, Arons heißt er und ist Privatdozent an der Berliner Universität, den Berliner Sozialdemokraten 300 000 Mark auf einmal zur Verfügung gestellt hat.

(„Freimund.“)

Kirch.-Einweihung.

Durch die Güte Gottes durften wir jüngst, am 25. Sonntage nach Trinitatis (11. November), zu Kolberg einen gemieteten und somit fortan zu unserer eigenen Benutzung stehenden, etwa 60 Sitzplätze enthaltenden, sehr freundlichen Kirchsaal beziehen, nachdem bis dahin unsere hiesige kleine Gemeinde, als ein Teil unserer Gemeinde in Hinterpommern, bald in diesem, bald in jenem Gasthause sich herumdrücken mußte. Groß war daher unsere Freude und unser Dank gegen den Herrn, Der alles so freundlich geleitet hat. Die Vormittagspredigt hielt der unterzeichnete Ortspastor selbst auf Grund von Joh. 4, 19–24 über das Thema: „Daß dieses unser Kirchlein nur dann ein Recht hat, wenn es dient zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, weil es 1. nur dann Gott wohlgefällig ist und 2. wir selbst nur dann, dann aber auch gewiß reichen himmlischen Segen davon haben“. Die Nachmittagspredigt hielt Herr Pastor Hensel-Gr. Rüdde auf Grund von Röm. 1, 16. 17 über das Thema: „Daß auch wir uns des Evangelii von Christo nicht zu schämen haben, weil es 1. einen so köstlichen Inhalt und 2. so herrliche Verheißung hat“. Die Kollekte betrug Mark 88.51 und wird für die Ausstattung des Kirchleins mit verwandt werden, für welche letztere übrigen immer noch Mittel erforderlich sind und von dem Unterzeichneten mit Dank entgegengenommen werden, falls Herzen vorhanden sind, welche zur Erbauung unseres lutherischen Zions auch in Hinterpommern ihr Scherflein beitragen möchten. Möge es dem Herrn gefallen, uns auch in Farben und Bewegung, wofolbst wir äußerlich in sehr gedrückter Lage unser kirchliches Dasein fristen, eine Heimstätte zu Seines Namens Ehre zu bereiten und Sein Wort hier ferner bei uns wachsen zu lassen.

W. Sübener. P.

Quittungen.

Für die Synodalkasse: Reformationsfestkollekte der Gemeinde Planitz M 95.51; Ueberfluß der Jubiläumssammlung durch Herrn P. Willkomm M 9.50; Reformationsfestkollekte der Gemeinde Crimmitschau durch Herrn P. Hagen M 34.20; desgl. der Gemeinde Glauchau durch denselben M 7; Beitrag des Herrn P. Willkomm in Planitz M 20. Für Heidenmission: Von Ungenannt durch Herrn P. Willkomm M 2; Kollekte in Wülßen durch denselben M 3.

Diversa: Von Ungenannt für die Hungersnot leidenden Lutheraner in Kansas durch Herrn P. Willkomm M 5; von N. N. für einen armen Studenten durch Herrn P. Kern M 60; von Verschiedenen für zwei arme Studenten durch denselben M 127.70.

C h e m n i z.

Eduard Neldner, Kassierer.

Für arme Studierende mit herzlichem Dank erhalten: Reformationsfestkollekte meiner Gemeinde M 70.70; vom Jünglingsverein M 25; besonders für Student Berthold von Sch. M 60; für Student Friedrich Kollekte auf der Hochzeit Gläser-Zwintischer M 15; für Student Strach von N. N. M 10 und von St. M 7.

C h e m n i z.

P. Kern. P.

Für die Kolportage des Schriftenvereins gingen ein: Beiträge aus Dresden M 41.10, aus Grün M 8.20, aus Frankenberg M 11.40, aus Niederplanitz M 69.60. Geschenke: Von Herrn P. J. Büniger durch Herrn Emil Steyer in Leipzig M 1.04; von Herrn G. Näther in Waizen M 2.70; von G. N. N. durch Herrn P. Eikmeier M 10; von Herrn P. Schöneberg in Lasafette M 0.85; von Herrn Wolf jun. in Grün M 0.60.

G. Braun.

Bücher-Anzeige.

Aus dem Concordia Publishing House in St. Louis gingen uns folgende Neuigkeiten zu, die wir hiermit empfehlen:

Thesen für die Lehrverhandlungen der Missouri-Synode und Synodalkonferenz bis zum Jahre 1893. 102 Seiten. 80. kart. Preis M 1.50.

Enthält sämtliche Thesenreihen, über welche bis zum Jahre 1893 bei den Jahresversammlungen der Missouri-Synode und der Synodalkonferenz verhandelt worden ist, in alphabetischer Reihenfolge nebst einem Sachregister. Da es sehr schwer hält, besonders die älteren Berichte der Missouri-Synode zu bekommen, es auch manchem unmöglich ist, die vorhandenen zu erwerben, so bietet diese Zusammenstellung dieser Thesen einen willkommenen Ersatz. Auch für die Besitzer der Berichte ist sie ein gutes Nachschlagebuch. Und wer einen Einblick in die vielseitige Arbeit der Missouriier „in der Lehre“ gewinnen will, mag sich das Buch anschaffen. Es wird jeder Nutzen davon haben.

Amerikanischer Kalender für deutsche Lutheraner auf das Jahr 1895. 64 Seiten. 40. Preis 40 P.

Dieser treffliche Kalender, der schon wegen der Adressen der mit der Synodalkonferenz in Verbindung stehenden Pastoren und Lehrer willen denen unentbehrlich ist, welche Verwandte und Freunde in Amerika haben, enthält diesmal eine Erzählung, betitelt: „Der Streif von Pottsville“, in welcher das Sündhafte des Streifens sowie der gute Einfluß, den in solchen Fällen treue Lutheraner auf ihre Umgebung haben können, anschaulich vor Augen geführt wird. Außerdem findet der Leser noch eine Menge größerer und kleinerer Sachen zur Erbauung und Belehrung. Geziert ist der Kalender mit einem Titelbild (Vund-druck), Jesus mit den beiden Jüngern auf dem Wege nach Emmaus darstellend, sowie durch etliche Holzchnitte vom Konkordia-Kollege in St. Paul. Der Kalender sei hiermit jedermann empfohlen.

Von den Synodalberichten der Missouri-Synode sind weiter eingetroffen:

7. Die Verhandlungen des Michigan-Distrikts. 80 Seiten. Preis 75 P.

enthaltend die Besprechung von vier Thesen über den rechten Gebrauch der Lehre von der Kirche, welche, aus Frage 304 des Dietrich'schen Katechismus genommen, zeigen, wie man die rechte Kirche suchen und finden, falsche Kirchen meiden und zugleich es seine höchste Sorge sein lassen soll, nicht nur äußerlich zur rechtgläubigen Kirche zu gehören, sondern als ein wahrer Christ zu leben und zu sterben. Diese immer das Praktische ins Auge fassenden Verhandlungen sind sehr zu empfehlen.

8. Die Verhandlungen des Mittleren Distrikts. 80 Seiten. Preis 75 P.

Dieser Bericht enthält ein Referat des Herrn Prof. Stöckhardt über den Satz: „Unsere Missouri-Synode ist eine wahrhaft evangelisch-lutherische Gemeinschaft, denn sie schöpft alle ihre Lehren aus dem klaren Schriftwort“. Dies wird schlagend nachgewiesen zunächst an den Lehren von der Schrift, von der Rechtfertigung, von der Befehlung und von der Gnadenwahl. Wer die sog. „Missouri'sche Lehrstellung“, von der ja falsche Geister allerlei in die Welt hinaus geplaudert haben, kennen lernen und ihre Gründe prüfen will, dem empfehlen wir diesen Bericht.

9. Der Synodalbericht des Minnesota- und Dakota-Distrikts. 80 Seiten. Preis 75 P.

Derselbe enthält die Fortsetzung des Referats von Herrn Prof. Gräbner über das sechste Gebot, in welchem die heilige Schranke gezeigt wird, die Gott um den heiligen Ehestand geführt hat. Auch wer den (übrigens noch käuflichen) Bericht desselben Distrikts vom Jahre 1892, in welchem das Wesen der Ehe und die damit zusammenhängenden Fragen erörtert sind, nicht besitzt, kann diesen Bericht, da er ein Stück Lehre für sich giebt, mit Nutzen lesen. Er bildet auch eine treffliche Ergänzung zu unserem diesjährigen Synodalberichte.

W.

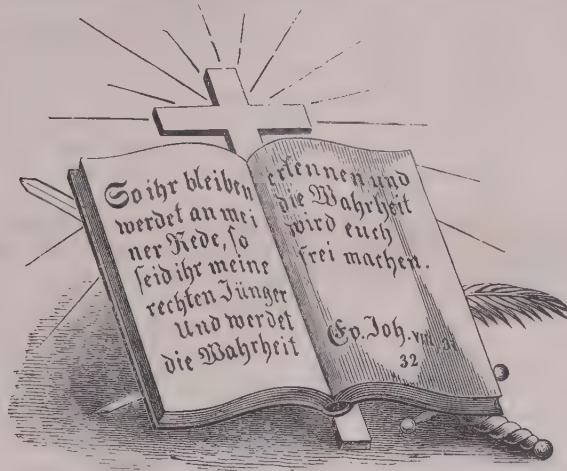
Die hier angezeigten, sowie alle anderen Erzeugnisse des Concordia Publishing House in St. Louis sind durch den Schriftenverein (G. Braun, Mittelstraße 24, Zwickau) zu beziehen, und machen wir besonders jetzt vor dem Weihnachtsfeste darauf aufmerksam, daß rechtgläubige Bücher das beste Weihnachtsgeschenk sind.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

zur
Belehrung und Erbauung
für
evangelisch-lutherische
Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die k. Postämter: 3 M. exclus. Porto bzw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 19. Nr. 26.

Bwickau in Sachsen.

16. Dezember 1894.

Weihnacht.

„Gott ist geoffenbaret im Fleisch“,

das ist Grund und Ursache, Inhalt und Gegenstand aller Gedanken christlicher Herzen in dieser heiligen Festzeit. Haben dieselben in den vergangenen Wochen in besonderer Weise sich erinnert der großen und herrlichen Weissagungen, welche Gott zur Zeit des Alten Bundes seiner Offenbarung im Fleisch hat voransgehen lassen, so freuen sie sich nun als Kinder des Neuen Bundes der Erfüllung aller dieser Weissagungen in der Geburt des Kindleins im Stalle zu Bethlehem. Denn durch dieselbe ist wirklich und thatsächlich Gott geoffenbaret im Fleisch. Dies Kind, dieser erstgeborne Sohn eines menschlichen Weibes, aber einer reinen Jungfrau, dies Knäblein, das in seiner Mutter Schoß liegt, Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein, das ist Gott selbst, der wahre Gott, der ewige Sohn des ewigen Vaters, außer dem kein anderer Gott ist. In dies Fleisch und Blut, diese wahre Menschheit, die da gebildet ist ohne Zuthun eines Mannes, allein durch Wirkung der Kraft Gottes und Ueberschattung des Heiligen Geistes, hat sich jene ewige Person, die mit dem Vater und Heiligen Geist Ein wahrer Gott ist, verhüllt, gleichsam verkleidet, wie wir singen: „In unser armes Fleisch und Blut verkleidet sich das ewig Gut. Kyrieleis.“ Aber diese Verkleidung oder Verhüllung war zugleich eine Offenbarung, und zwar diejenige Art der Offenbarung, welche allein uns Menschen erträglich war. Spricht nicht Gott selbst zu Moise (2 Mos. 33, 20): „Mein Angesicht (d. i. meine unverhüllte Majestät) kannst du nicht sehen; denn kein Mensch wird leben, der mich siehet“; d. i. kein Mensch hier auf Erden im sündlichen und sterblichen Fleische kann's ertragen, daß ich ihm unmittelbar in meiner Herrlichkeit, ohne Decke, ohne Hülle erscheine. So erwählte sich denn aus freiem Willen und großer Gnade Gott zu solcher Decke und Hülle unser menschliches Fleisch und Blut,

unsere Natur, reinigte und heiligte sie von Sünden und nahm sie an und auf in die Einigkeit seiner Person, so daß nun in diesem Fleisch und Blut, diesem Kindlein in der Krippe die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt, Gott selbst geoffenbaret ist im Fleisch. Denn da Gott seinem Wesen nach allgegenwärtig ist und für sich keiner Offenbarung bedarf, als der an allen Orten durch sich selber alles wirkt, auch alles weiß, sieht und hört, so hat er sich uns, die wir im Fleische sind, eben dadurch offenbart, daß er gleicherweise, wie andere Menschenkinder, des Fleisches und Blutes theilhaftig geworden ist, als eine besondere, von allen anderen Menschen unterschiedene Person. Diese wahrhaft menschliche Person, dies Kind der Jungfrau ist es daher, in welcher wir Gott selber zu suchen haben, ihn auch allein treffen und finden können zu unserem Heile, denn diese Person ist das ewige Wort, das beim Vater war, Gott selber ist und Fleisch geworden, um im Fleische das Werk unserer Erlösung zu vollbringen.

Diese Wahrheit, daß Gott geoffenbaret ist im Fleisch, ist freilich ein Geheimnis und bleibt ein Geheimnis für alle menschliche Vernunft und natürlich menschliche Ueberlegung. Denn sich selber überlassen kann keine menschliche Vernunft es zusammenreimen, daß göttliche und menschliche Natur, die doch in viel weiterem Abstand voneinander verschieden sind als Himmel und Erde, oder was es sonst für Gegensätze unter den Kreaturen giebt, in Christo Eine Person sein sollen. Ja, die Vernunft stößt und ärgert sich daran, daß ihr zugemutet wird zu glauben, dieses schwache, kleine, hilfsbedürftige Kindlein, das die Mutter heben, tragen, warten muß, das der Mutter Brust begehrt und von ihr seine Nahrung nimmt, ohne deren Pflege es anscheinend umkommen mußte, Gott selber sei, der alle Dinge erhält und regiert, alles, was da lebt, versorgt und ernährt, auch die Vögel unter dem Himmel speist und mit Wohlgefallen sättigt. Sie ärgert sich daran, daß dies Kind in den Windeln, in der Krippe, im dunklen

Stall, zu dessen Geburt die Mutter keinen Raum in der Herberge finden konnte, das so gering geachtet ist in der Welt, Gottes ewiger Sohn sein soll, dessen Ehre und Herrlichkeit die gleiche ist, wie des Vaters, so daß auch von ihm gleichermaßen wie vom Vater gilt: „Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich: du bist schön und prächtig geschmückt. Nicht ist dein Kleid, das du anhaust.“ Sie kann's nicht begreifen, daß Gott, der doch in sich selber selig ist und allein weise, und allein Unsterblichkeit hat und keiner Kreatur bedarf, sich sollte dazu hergegeben haben, ein wirkliches und wahrhaftiges Menschenleben hier auf Erden zu führen in solcher Armut und Niedrigkeit, in solcher Verachtung, unter solchen Verfolgungen, wie sie dies Kind schon hat erdulden müssen, zum Vorwurf dessen, was folgen sollte an Leiden und Schmerzen bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuze. Das alles hält die Vernunft für unwürdig des großen Gottes und wills nicht glauben, weil sie, wie sie meint und vorgiebt, zu hoch von Gott halte. In Wahrheit aber hält sie nur hoch von sich selbst und sieht in ihrer Blindheit nicht den großen und tiefen Schaden, damit sie und die ganze menschliche Natur behaftet ist. Das ist die Sünde, deren Erkenntnis notwendig der Erkenntnis des Geheimnisses der Geburt Christi vorausgehen muß; ist doch die letztere nur geschehen um der Sünde willen, sie wegzunehmen und aufzuheben, uns Menschen von ihr zu befreien, was sonst auf keine andere Weise, durch kein Gesetz und Gesetzes-Werke, durch keine menschliche Kraft und freien Willen möglich war. Ja, in gewisser Hinsicht ist auch die Sünde ein Geheimnis; denn was eigentlich Gesetz und Sünde sei, insonderheit auch wie tief die Sünde im Herzen steckt, wie sie seit Adams Fall durch die natürliche Geburt auf uns geerbt ist, und wir also schon von Natur Kinder des Zorns sind, woher die Sünde im letzten Grunde komme, nämlich vom Teufel, welche Gewalt darum auch Teufel, Tod und Hölle über uns Menschen haben, wie heftig endlich Gott selber über die Sünde zürne, das alles weiß die Vernunft nicht von sich selbst, sondern gehört zur göttlichen Offenbarung in seinem Wort und wird durchs Wort vom Heiligen Geist gelehrt.

Die nun durch Gottes Gnade solches wissen, sich selber als arme Sünder erkannt haben, in wahrer Buße stehen, auf keine eigene Gerechtigkeit und Heiligkeit vertrauen, weil dieselbe doch vor Gott nichts gilt, sondern nur ist wie ein unsflätig Kleid, mit Einem Worte, die mühseligen und beladenen Seelen, die der Herr zu sich ruft, sie zu erquicken, die kommen auch zu ihm und stellen sich im Geist an seine Krippe und preisen Gott den Vater, der ihnen also seinen eingebornen Sohn zu ihrem Heiland und Erlöser geschenkt, gegeben und verordnet hat. Denen ist Gottes Offenbarung im Fleisch freilich auch ein Geheimnis, denn auch über ihre Vernunft geht es weit, weit hinaus, aber ein solches Geheimnis, das sie mit höchster Freude annehmen und glauben als die herrlichste Erscheinung der Liebe und Gnade Gottes. Darum nennt es auch der Apostel ein großes Geheimnis, weil auf ihm unser ganzes Heil, unsere ganze Seligkeit beruht. „Wär' uns das Kindlein nicht geboren, so wär'n wir allzumal verloren, das Heil ist unser aller.“ Und das wissen auch alle wahren Christen. Ihnen ist es kund und offenbar, ihnen ist es gegeben, dies Geheimnis des Himmelreichs zu verstehen. Mögen darum auch alle offenbaren Unchristen dies Geheimnis leugnen, ja lästern, verhöhnern und verspotten, mögen selbst solche, welche es von Amts wegen bekennen und lehren sollten, es auf ihren Lehrstühlen und Kanzeln anfechten und bekämpfen, mögen auch die werkgerechten Heuchler oder mutwilligen Sündendiener, die sich für Christen ausgeben, ob sie es wohl mit dem Munde

bekennen, es doch im Herzen verachten und verwerfen, oder für etwas Geringes halten: — unter allen denen, die rechte Glieder Christi sind, in der Christenheit, die mit Recht diesen Namen trägt, ist und bleibt es ein kündlich, ein anerkanntermaßen großes Geheimnis: Gott ist geoffenbaret im Fleisch. Ja, es ist das Geheimnis, an welchem gerade auch die Geister offenbar werden, ob sie aus Gott sind oder nicht. „Denn ein jeglicher Geist, der da bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist von Gott; und ein jeglicher Geist, der da nicht bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott“ (1 Joh. 4, 2. 3). Was heißt aber bekennen, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, anders, als bekennen, daß er zuvor nicht im Fleische war, kein Mensch, ja keine Kreatur war, sondern wahrer Gott, nun aber in das Fleisch gekommen, im Fleische erschienen und geoffenbaret ist? O selig, selig, wer solches von Herzen glaubet und dieses Kindlein in der Krippe für den wahren Gott hält, es annimmt als dasjenige Geschenk aus der Höhe, da der Vater des Lichts, von dem alle gute und alle vollkommene Gabe kommt, nicht eine Kreatur, sondern in seinem eingebornen Sohne sich selbst uns zu eigen giebt, und mit ihm die Hüße aller himmlischen Güter und Schätze. Unglücklich aber und unselig ist jeder, der solches Kommen Jesu Christi ins Fleisch, solches kündlich große Geheimnis seiner Geburt und Erscheinung leugnet, denn der ist gewiß nicht von Gott, nicht Gottes Kind, kein Himmelerbe, sondern ein Kind des Todes und ewigen Verderbens. Weil er nicht glaubt an den Namen des eingebornen Sohnes Gottes, so ist er schon gerichtet und bleibt der Zorn Gottes über ihm.

Auf dieses Geheimnis gründet sich darum auch die ganze Predigt des Evangeliums, als der frohen Botschaft von Gottes Gnade, von Vergebung der Sünden, von der Erlösung durch Christi Blut, von der Rechtfertigung ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben, und der gewissen Hoffnung der Seligkeit für alle bußfertigen Sünder. Denn zur Erscheinung Gottes im Fleisch gehört nicht nur seine wahre menschliche Geburt, sondern auch alles, was darauf gefolgt ist, sein ganzes heiliges unschuldiges Leben, bitteres Leiden und Sterben, seine Gesetzeserfüllung an unserer Statt, sein Opfer für die Sünde der Welt, also alles, was Gott selbst im Fleisch für uns gethan und gelitten hat. Und dies sein vollgültiges Verdienst hat der Vater angenommen, hat ihn gerechtfertigt im Geist, ihn von den Toten erweckt, damit thatsächlich und öffentlich anerkannt und erklärt als seinen Sohn und unseren Erlöser, ihn erhöhet über alles; denn als der Auferstandene ist er erschienen den Engeln, gepredigt den Heiden, aufgenommen in die Herrlichkeit. Das alles aber ist die selige und seligmachende Frucht und Folge jenes ersten großen und über alle Maßen herrlichen Wunders der Geburt des Herrn, darin alles Folgende wie im Keime schon beschlossen ist. Darum nennt der Engel ihn schon bei seiner Geburt den Heiland und spricht von der großen Freude, die er den Hirten zu verkündigen habe. Und weil durch das Evangelium diese Botschaft ausgegangen ist in alle Welt, heißt dies Geheimnis ein kündlich großes und ist zugleich ein Pfeiler und Grundfeste der Wahrheit. Denn wer dies Geheimnis der Erscheinung Gottes im Fleisch, der Menschwerdung und Geburt Christi, wie sie uns das Evangelium verkündigt, in kindlich einfältigen Glauben annimmt und festhält, der hat die Wahrheit und stehet in der Wahrheit und wandelt im Licht. Ja, ein solcher hat teil an allen Schätzen der Weisheit und Erkenntnis, die in Christo, auch schon in dem neugeborenen Christkindelein, verborgen liegen. Denn von diesem Kindlein geht wahrhaftig ein Licht aus,

nicht ein Licht irdischer Art, wie es die Maler malen und mit ihrer Kunst nicht anders darstellen können, sondern das rechte himmlische Licht, das durch jenen Glanz, der auf den Weihnachtsbildern das Christkindlein umgiebt und den finstern Stall erleuchtet, gar schön und lieblich abgebildet wird. Denn dies Kind ist selber das Licht, das alle Welt erleuchtet, das allein auch aus unseren Herzen alle Finsternis des Irrtums und der Lüge vertreiben kann und die Wahrheit, die volle und ganze Wahrheit, erkennen lehrt. Im Glanze dieses Lichtes sehen wir, wie Gott der Vater gegen uns gesinnt ist, wie viel ihm daran gelegen ist, daß wir Sünder selig werden, da er selber seinen eigenen Sohn zu uns gesandt hat als Boten des Friedens, als Mittler zwischen ihm und uns, ja als den Träger unserer Sünden, den Versöhner unserer Missethat, den Erlöser von der Gewalt unserer Feinde, Tod, Teufel und Hölle. Denn dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre, die Gefangenen des Todes frei mache, die, über welche das Gesetz schon längst das Urteil der Verdammnis gesprochen hat, rechtfertige und beselige. Das ist die Botschaft, die allein das erschrockene Herz und Gewissen wieder trösten und aufrichten kann, diese Botschaft: Gott ist geoffenbaret im Fleisch, nicht die Welt zu richten, sondern sie selig zu machen. Und diese Botschaft ist kein Traum, kein menschlicher Wahn (wie hätte überhaupt ein Menschenherz auf solche Gedanken kommen können?), sondern ist Wahrheit, gewisse, untrügliche Wahrheit, ein göttliches Geheimnis, das von Ewigkeit in Gottes Herzen verborgen war, nun aber durchs Evangelium aller Welt kund gethan, durch die herrlichsten Wunder bestätigt, durch Gott, den Heiligen Geist, selber in den Herzen der Gläubigen versiegelt und bekräftigt ist.

An denen, die es also durch Gottes Kraft und Gnade glauben, beweist es sich dann auch als ein Geheimnis der Gottseligkeit. Denn aus dieser Offenbarung Gottes im Fleisch, der Geburt seines lieben Sohnes von Maria der Jungfrau, nehmen alle wahren Christen Kraft und Freude zu einem neuen Leben. Um dieses reinen, heiligen, unbefleckten und unschuldigen Kindleins willen, das wohl ein wahrer Mensch und doch zugleich höher ist, denn der Himmel, das sie als ihren Gott und Herrn, Heiland und Erlöser ehren und anbeten, können sie nun gar nicht anders, als alle Sünde mit allem Ernste hassen und dagegen aller Gerechtigkeit nachtrachten. Hat das Kindlein alle ihre Sünde weggenommen und auf sich geladen und dagegen ihnen alle seine Gerechtigkeit geschenkt, ihnen freien Zugang zur Gnade Gottes, ja den Himmel wieder eröffnet, so wollen sie nun auch nicht mehr leben, als wären sie noch auf Erden, sondern als wären sie schon im Himmel; also daß sie nicht mehr der Menschen Lüste, sondern den Willen Gottes zu vollbringen wünschen. Ist Gott selber im Fleisch geoffenbaret und ist damit der Menschen Fleisch so hoch gehet, daß es der göttlichen Majestät persönlicher, eigener Tempel und Wohnung geworden ist, so mögen die Gläubigen nun auch ihr Fleisch, ihren Leib nicht mehr zu des Satans Dienst und Werk hergeben, sondern sehen auch ihres Leibes Glieder als Christi Glieder an, und sind in Gottes Kraft bemüht, Leib und Seele rein und unbefleckt auf seine Zukunft zu bewahren. Hat Gott selbst sich in dieser seiner Offenbarung im Fleisch so tief erniedrigt, daß er auch im Stalle geboren ist, so hassen auch wahre Christen allen eiteln Stolz und Hoffart und sind gern gering und niedrig, in herzlicher Demut, Sanftmut und Geduld. Hat Christus bei seinem Eintritt in die Welt alsbald angefangen das Kreuz zu tragen, so halten auch sie es für eine Ehre, das ihre ihm nachzutragen. Ist endlich Gottes Offenbarung im Fleisch vor allem eine Offen-

barung seiner großen herzlichen Liebe zu uns Menschen, so entzündet dies Geheimnis in den Herzen der Gläubigen auch unfehlbar wahre Gegenliebe gegen Gott, sowie aufrichtige Nächsten- und Bruderliebe; ja, es läßt gewiß nicht faul und unfruchtbar bleiben zu allen guten Werken und Uebungen der Gottseligkeit, wo es nur recht erkannt und geglaubt wird. Diese doppelte Frucht aber und Uebung des Glaubens und der Gottseligkeit bringe uns allen auch das diesjährige Christfest durch Gottes Gnade, bis wir einst in himmlischer Herrlichkeit mit eigenen Augen Gott schauen, den Gott, der geoffenbaret ist im Fleisch, und ihn rühmen, daß er auch uns zur Erkenntnis dieses kündlich großen gottseligen Geheimnisses gebracht und dadurch uns selig gemacht hat. St.

Gustav Adolf und die lutherische Kirche.

(Schluß.)

Gustav Adolf war ein christlicher König. Von seinem ersten Christenfinne liegen die mannigfachsten und überzeugendsten Beweise vor; Freund wie Feind, Päpstliche wie Protestanten legen dafür rühmend Zeugnis ab; von ihm zeugt die ganze Art seiner Kriegsführung, die so ganz, ganz anders war als die der Heere jener Zeit. Er wollte seinen Kampf, den er als ein „christlicher König“ — in seinem fürstlichen Berufe zur Ehre Gottes — unternommen, nicht durch Zügellosigkeit und Ausschweifung seiner Krieger geschändet sehen. Doch es hieß Eulen nach Athen tragen, dies im einzelnen, an der Uebung einer wahrhaft christlichen Manneszucht unter seinen Truppen, an seiner Behandlung der Besiegten u. s. w. ausführlicher nachzuweisen. Freund wie Feind sind darin gleichermaßen seines Lobes voll. Gottes Wort und Gebet heiligte jeden Tag; das war das Geheimnis, welches das gesittete Benehmen zumal seiner eingeborenen selbstischen Krieger erklärt. Vor allen Dingen aber war ihm selbst das Evangelium eine Kraft Gottes geworden zur Seligkeit.

Und Gustav Adolf war ein lutherischer Christ. Im lutherischen Glauben erzogen, war er von Jugend auf mit der heiligen Schrift, den Bekenntnisschriften unserer Kirche, mit der reinen Lutherlehre aufs innigste vertraut. Und er hatte seine lutherische Kirche und die reine Lehre lieb. So geistlich er es vermied, sich als Fürst, bei und mit Berufung auf sein königliches Amt, in kirchliche Streitigkeiten einzulassen: als lutherischer Christ ging er, wenn es darauf ankam, selbst einer gelehrten theologischen Disputation über die Lehre nicht aus dem Wege. So geschah es einst — es war bei seinem Aufenthalt in München im Mai 1632, gelegentlich einer Besichtigung der Jesuitenkirche daselbst — daß sich zwischen ihm und dem Vater Rektor des Kollegs ein (lateinisch geführtes) Behergespräch entspann, darin er mit großem Nachdruck die lutherische Lehre vom heiligen Abendmahl verteidigte. Es war die reine Lutherlehre, welche er, zunächst in Schweden, dann aber auch in Deutschland wünschte erhalten zu sehen. „Fahret fort“, so redete er vor seinem Abzug nach Deutschland am 19./29. Mai 1630 in jener vor den versammelten Ständen seines Reiches gehaltenen denkwürdigen Abschiedsrede die Vertreter des Lehrstandes an, „fahret fort, die reine Lehre des Evangeliums zu verkündigen, hütet Euch vor Hochmut und Geiz, seid demütig, mitleidig und bescheiden, dadurch werdet Ihr Eure Gemeinden in Frieden erhalten.“ Und es war ihm heiliger Ernst mit solcher Ermahnung! Wie wenig er, der kein Bedenken trug, sich politisch mit kalvinischen Fürsten zu verbinden, andererseits daran dachte, etwa aus politischen Rücksichten dem Calvinismus in kirchlicher Hinsicht KonzeSSIONen zu machen, bezw. ihm freiwillig, durch seine Schuld, Einfluß in Schweden, auf dessen kirchliche Angelegen-

heiten zu gestatten, das sollte schon das Scheitern jenes Heiratsplanes beweisen, den er für seine Tochter Christine in Aussicht genommen: es war sein Neffe, der brandenburgische Kronprinz Friedrich Wilhelm, der nachherige große Kurfürst, für sie zum Gemahle ersehen; der Plan zerfiel, weil Gustav Adolf den Prinzen am schwedischen Hofe gemeinsam mit Christine im lutherischen Glauben erziehen lassen, Georg Wilhelm aber, der kalvinische Kurfürst von Brandenburg, darauf nicht eingehen wollte. Angesichts solcher Dinge gehört wirklich viel — es gehört die ganze Unversfrorenheit unierter, bezw. Gustav Adolf-Vereinlicher Geschichtsmache dazu, den Lutheraner Gustav Adolf zu einem Bannerträger ihrer eigenen, lutheranerseindlichen, religionsmengenrischen Unionsbestrebungen zu stempeln!

Wir wiederholen es: Gustav Adolf war ein lutherischer Christ. Mitleid mit seinen unterdrückten Glaubensgenossen war der Beweggrund, der ihn in christlicher Auffassung seines Fürstenberufes hineintrief in den Kampf. „Ich rufe“, so sprach er in jener oben erwähnten Abschiedsrede, „den allmächtigen Gott, in dessen Gegenwart ich rede, zum Zeugen auf, daß ich diesen Krieg nicht aus eigenem Gefallen oder Kriegslust unternommen. Der Kaiser . . . verfolgt meine Freunde und Brüder, die deutschen Protestanten, die unter dem Joche des Papstes seufzen und hilfesehnde Hände nach uns ausstrecken. Gefällt's Gott, soll ihnen auch die Hilfe zu Teil werden!“ So hatte er sein Schwert, seine königliche Gewalt in rechter Weise zugleich in den Dienst seiner „Brüder“, in den Dienst Gottes und seines Reiches gestellt. Dem Christen Gustav Adolf stand es von vornherein fest, daß er, für die politische und religiöse Freiheit des unterdrückten protestantischen Deutschlands kämpfend, damit eben seiner Kirche, der Kirche des reinen Wortes und Sakramentes, einen ganz hervorragenden Dienst leistete. Wochten auch Andersgläubige der durch seine Siege erkämpften Religionsfreiheit mit genießen: es war doch eigentlich die lutherische Kirche, für welche er in diesem Sinne kämpfte. Er kämpfte nicht für reformierten Nationalismus, sondern — für die Freiheit des Wortes Gottes. So besagte es die Inschrift an seinen Fahnen; mit goldenen Lettern trugen sie die Worte: „Gustav Adolf, König von Schweden, Verteidiger des Glaubens“. „Ist Gott mit uns, wer mag wider uns sein?“ So bezeugte er es selbst, wenn er bei dem feierlichen Empfang, den ihm im September 1631 die Universität Wittenberg bereitere, die Professoren und Studenten also anredete: „Ihr Herren, von Euch ist aus diesem Ort das Evangelium zu uns gekommen; weil es aber durch die Feinde bei Euch will verdunkelt werden, so mußten wir zu Euch kommen, um daselbe Licht nächst Gott wieder anzuzünden“, — nämlich der Weise wieder anzuzünden, daß er dem gewaltsam unterdrückten Gotteswort die Freiheit seiner Verkündigung wieder verschaffte. Und daß es ihm damit kein Spiegelfechten war, beweist u. a. so recht deutlich sein Verhalten dem unglücklichen kalvinischen Pfalzgrafen und Exkönige von Böhmen, Friedrich V. gegenüber: dem unablässigen Drängen desselben, ihm die Pfalz zurückzuerobern, erklärte sich Gustav Adolf nur für den Fall bereit zu entsprechen, daß jener sich u. a. verpflichtete, den Lutheranern in seinem Lande volle Glaubensfreiheit einzuräumen — eine Forderung, welche der verblendete Mann ebenso wie die andern ihm gestellten Bedingungen ablehnte! Auch die vielbesprochenen „Reiserpläne“ Gustav Adolfs, sein Bestreben, eine engere Verbindung der protestantischen Reichsstände unter einem lutherischen Oberhaupt herbeizuführen, verfolgten im Grunde nur diesen Zweck: die lutherische Kirche für die Zukunft vor papistischer sowohl wie vor kalvinischer Bedrückung sicher zu stellen. Selbst ein Geschicht-

schreiber wie A. Gfrörer, der in seinem Buche: „Gustav Adolf, König von Schweden, und seine Zeit“ kaum noch ein gutes Haar am Charakter des Königs läßt, muß notgedrungen dies zugeben, wenn er in seiner häßlichen Manier bemerkt: „Dieser Fürst, der ein ebenso vollendeter Feldherr als verschlagener Staatsmann war, hatte bei allen großen Maßregeln, die er traf, seine Rolle als Waffenhaupt des europäischen Lutherthums im Auge.“* Ja, er hatte den Schutz des lutherischen Bekenntnisses im Auge! Seinem bürgerlichen Berufe nach auf politischem Boden hat er, ein treuer Lutheraner, gekämpft für die Freiheit der lutherischen Kirche. Als lutherischer Christ hat er gelebt, als lutherischer Christ für seinen Glauben gestritten; als lutherischer Christ hat er geendet, als er (am 6./16. November 1632) mitten in seiner Siegeslaufbahn, in der Ausübung seines fürstlichen Berufes, die Todeswunde empfing auf dem Schlachtfeld zu Lützen. . . . Da hat er das Wort eingelöst, das er wenige Monate zuvor (am 29. Juni alten Stiles) in jener denkwürdigen Strafrede an die deutschen Edelleute in hellem Zorne über deren Habgier und Zuchtlosigkeit vor Nürnberg gesprochen: „Wenn Ihr gleich Gottes also vergähet . . . und wegzulaufen gedächet, so soll doch die ganze Christenheit erfahren, daß ich mein Leben für Eure Sache, als ein christlicher König, der den Befehl Gottes zu verrichten begehrt, auf dem Plage lassen will.“ Er hat für die Ehre seines Herrn, für die Befreiung der wahren Kirche, der Kirche des reinen Wortes und Sakramentes, sein Leben gelassen.

Und was — so fragen wir schließlich — hat Gustav Adolf nun für diese Kirche, für die lutherische Kirche erreicht?

Eben das, was er erstrebt: die Rettung der Glaubensfreiheit, die Befreiung der lutherischen Kirche aus den Fesseln päpstlich-kaiserlicher Tyrannei. Die Wirkungen des Restitutionsedikts waren vernichtet, das letztere so gut wie annulliert (ungültig gemacht). Das Wort Gottes hatte dort, wohin Gustav Adolf mit seinen Kriegern und mit seinem Einfluß drang — nämlich fast in dem gesamten weiten Gebiete des deutschen Reiches — wieder freien Lauf im Lande. Und an diesem Ergebnis haben auch alle nach Gustav Adolfs Tode errungenen Siege der kaiserlichen Waffen im wesentlichen nichts mehr zu ändern vermocht. Die Uebermacht des Papstes, des unter päpstlich-jesuitischer Leitung stehenden Hauses Habsburg, der allmächtige Einfluß des Jesuitismus in Deutschland, war gebrochen, für alle Zeiten gebrochen, die Religionsfreiheit, wenigstens dem Prinzip nach, gerettet. Im westfälischen Frieden, der endlich dem unseligen Kriege ein Ende machte (im Jahre 1648), wurde der Augsburger Religionsfriede bestätigt, die Freiheit der Religionsübung im Reich und völlige Rechtsgleichheit der Protestanten mit den Römischen auf Grund des ersteren anerkannt und derselbe ausdrücklich auch auf die Reformierten ausgedehnt. Das Reichskammergericht sollte, um auch in der Reichsjustiz die Gleichheit der verschiedenen Konfessionsverwandten zum Ausdruck zu bringen, zur Hälfte aus Protestanten bestehen. Einige große Häften enthielt allerdings auch dieser Friedensschluß: Der „geistliche Vorbehalt“, der so viel Unheil herbeigeführt, wurde nicht beseitigt, sondern nur gemildert und abgeändert: es sollte nunmehr der 1. Januar des Jahres 1624 als der für den Besitz geistlicher Güter und Stiftungen maßgebende Termin angesehen werden. Wie es mit diesem Besitze damals stand, so sollte es bleiben. Auch der Religionsstand im Reiche mußte nach diesem Termin sich regeln lassen; was damals protestantisch oder römisch war, sollte so bleiben. Protestantische Unterthanen papistischer Reichsstände, welche damals das Recht des öffentlichen Gottesdienstes hatten, sollten es auch behalten und umgekehrt; hatten

* 2. Aufl. S. 160.

sie es damals nicht, so sollte ihnen doch ungestörte Hausandacht erlaubt sein, auch die Auswanderung freistehen. Das schreckliche Territorialprinzip: *cujus regio, ejus religio*, war also als solches nicht wirklich beseitigt, nur in seiner Ausführung beschränkt.

Trotzdem aber war dieser Friede ein Ereignis, für das unsere Väter Gott mit Dankesthränen und Jubelhymnen priesen. Es waren, was wir nicht vergessen wollen, abermals die Schweden, welchen das günstige Ergebnis dieses Friedensschlusses zu verdanken ist. Denn der Kaiser und — die Franzosen, welche aus alter Eifersucht gegen Habsburg sich mit den Protestanten verbündet, weigerten sich entschieden, die Religionsache in die Friedensverhandlungen aufzunehmen; dieselbe sollte erst später — wer weiß, wann — geregelt werden; nur dadurch, daß die Schweden mit allem Nachdruck auf sofortige Ordnung der Angelegenheit durch gefechtsliche Anerkennung der Religionsfreiheit für die Protestanten bestanden, gelangte die Sache zum Austrag. Der Papst knirschte, als er von dem Ergebnis der betreffenden Verhandlungen erfuhr; er erließ eine Bulle, darin er eigens seinem Zorne über diesen Friedensschluß Luft machte und denselben für null und nichtig erklärte. Aber nicht einmal die Papisten kümmerten sich darum; die Bulle durfte nirgends in Deutschland verkündigt werden, ein Beweis, wohin es mit der Macht, dem Ansehen des römischen Stuhles geraten.

Wir sagten oben: die Religionsfreiheit war, wenigstens dem Prinzip nach, gerettet. Denn thatsächlich haben, auch abgesehen von jenen Härten, papistische Fürsten, deren Unterthanen 1624 noch protestantisch waren, trotz der betr. Friedensbestimmung es fertig gebracht, dieselben auch gegen ihren Willen im römischen Gewissenszwang zu erhalten, so in der nassauischen Grafschaft Hadamar. Und wie kalvinische Stände gegen Lutheraner verfuhr, davon weiß die Geschichte der beiden Jahrhunderte, die auf den westfälischen Frieden gefolgt, ebenfalls manch traurig Viedlein zu singen. Haben wir es doch noch in diesem Jahrhundert erlebt, daß lutherische Gemeinden durch rohe Militärsgewalt nach Art der Dragonaden Ludwigs XIV. hind zur Verleugnung ihres Glaubens gezwungen worden; daß Glaubensgenossen Gustav Adolfs nur um dieses ihres Glaubens willen die heftigsten Verfolgungen erlitten haben, jahrelang in Kerker und Banden gehalten worden sind — just von denen, welche jetzt, in diesem Jubeljahre, sich schier nicht genug thun können in der Verherrlichung Gustav Adolfs — von den Unierten! Siehe da, den „Geist der Mäßigung und Milde“, der, Gustav Adolf als sein Vorbild preisend, in der „Union“ seinen „Ausdruck“ gefunden! . . . Aber leider auch in „lutherischen“ Landeskirchen ist die Lehre vom Unterschied der beiden Gewalten trotz der bitteren Erfahrungen der Vergangenheit mehr und mehr vergessen worden; mehr und mehr haben die staatskirchlichen Theorien des sog. Episkopal- und Territorialsystems Eingang und erweiterte Anwendung gefunden. Die wahre lutherische Kirche, welche, wie überhaupt die alte Lutherlehre — nämlich mit der heiligen Schrift auch deren gesamten Glaubens- und Lehrgehalt — so auch jene Lehre vom Unterschied des geistlichen und weltlichen Schwertes in Einsalt und Treue festhält, glaubt und bekennet, ist abermals gar klein geworden, gleich einem Häuslein im Weinberge, gleich einer Nachthütte in den Kürbisgärten, gleich einer verheerten Stadt, daß man angesichts dessen trauern und klagen möchte: „Wie liegt die Stadt so wüste, die voll Volks war?“

Dennoch danken wir Gott, der unser kleines Häuslein bei aller Bedrückung und Verachtung von außen das hohe Gut der Glaubens- und Gewissensfreiheit genießen läßt, welches (nicht die Staatskirchen, wohl aber) der moderne Staat grundsätzlich,

ob auch gleich seinerseits nicht in allseitiger Durchführung, seinen Angehörigen gewährt.

So erfreuen gerade wir freikirchlichen Lutheraner uns erst recht eigentlich jener köstlichen Errungenschaft des großen Krieges — jener Freiheit, für welche unsere Väter im dreißigjährigen Kriege gekämpft und geblutet haben, für welche der königliche Glaubensheld und Gottesstreiter Gustav Adolf sein Leben gelassen hat. Daß doch auch jene, welche, seufzend in den Banden des Staatskirchentums, fort und fort den dort geübten Gewissensdruck tragen, diese Fesseln einmal abzuschütteln wagten! Kostete doch nicht, wie damals, Leib und Leben, um frei nach Gottes Wort, in rechter Gewissensfreiheit als lutherischer Christ vor Gott und in lutherischer Gemeinschaft zu wandeln. Das Prinzip der Religionsfreiheit, im westfälischen Friedensschluß ausgesprochen, ist seitdem so sehr Gemeingut geworden, daß alle Versuche, einen derartigen Gewissenszwang wieder einzuführen, heutzutage nicht nur vor dem Richterstuhle des göttlichen Wortes als eine Veründigung an der Kirche, sondern nunmehr auch vor dem öffentlichen Gewissen der Völker als eine schreiende Gewaltthat gebrandmarkt wären. Und selbst, wenn es noch so wäre wie in früherer Zeit: ein Christ hat unter allen Umständen St. Pauli Wort zu beherzigen: „Ihr seid teuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte!“ — ein Christ hat ob dem Glauben, der einmal den Heiligen vorgegeben ist, und für dessen Freiheit zu kämpfen, ob er darüber gleich Leib und Leben zu setzen müßte! Möchten wir das u. a. auch von einem Gustav Adolf lernen!

„Das Wort sie sollen lassen stahn
Und kein' Dank dazu haben;
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib —
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn —
Das Reich muß uns doch bleiben!“

H—g.

(Eingefandt.)

Die „Allgemeine Evang.-Luth. Kirchenzeitung“

hat in der Nummer vom 30. November d. J. wieder einmal sich in dem Artikel „Aus der Leipziger Mission“ über Missionar Kempf u. s. w. länger ausgelassen.

Zuerst besten Dank dafür, daß sie in dem Satze „jahrelang hat man die Treibereien u. s. w.“ — „Treibereien“ nennt die „A. E.-L. R.“ den Fleiß, gemäß 1 Tim. 4, 16 und Röm. 16, 17 sich in der lauterer Lehre des Wortes Gottes zu gründen und gegen deren Verfälschung zu kämpfen, weil sie diese gemeine Christenpflicht aus lauter Indifferentismus nicht mehr kennt und aus ihrer spießbürgerlichen Ruhe nicht aufgeschreckt sein will — endlich offen und ehrlich eingesteht, daß Missionar Kempf deshalb pensioniert wurde, richtiger: unschädlich gemacht werden sollte, weil er jene gemeine Christenpflicht zu erfüllen suchte und zwar: zum Segen seiner Amtsbrüder, seiner Gemeinden und der ganzen Leipziger Mission. Mit diesem Geständnis zeigt die „A. E.-L. R.“, daß der Gesundheitsgrund in Kempfs Fall nur Vorwand und die übrigen ihm schuldgegebenen Missethaten bloß hinterdrein zur beschönigenden Begründung für seine Pensionierung gebraucht worden sind. Wer also im Leipziger Missionshaus die beiden Protokolle liest, wolle sich von vornherein dies merken und prüfen, was er lesen und besonders: hören wird. Zum besseren Verständnis des Kempfschen Protokolls übrigens lasse er sich wenigstens auch das Schreiben Kempfs ans Missionskollegium vom 25. April 1894 vorlegen. Wenn denn Missionar Kempf seiner lutherischen Lehrstellung wegen und, weil

* Kabinettsordre Friedrich Wilhelms III. vom 28. Februar 1834.
H—g.

er diese auch den sich „lutherisch“ nennenden Synkretisten gegenüber bethätigte, durch böse Gerüchte gehen muß, so soll er sich zum Trost merken, was Matth. 5, 11. 12 der Herr selbst ihm sagt.

Zum zweiten möge die „A. E.-L. R.“ wissen, daß die etwaige Verwirrung, welche aus einer „missourischen“ Mission in Indien erwachsen würde, nicht auf unser Konto kommt, sondern auf das der Leipziger Missionsleitung, welche zum Erstaunen und Aergernis der Eingebornen treulutherische Missionare ihres Amtes entsetzt hat. Die „Missourier“ schicken uns in das Land zurück, aus dem wir gegen jegliches Recht nur deshalb vertrieben wurden, weil wir — „missourisch“, d. i. lutherisch gesonnen waren. Uebrigens wissen die Leipziger, daß ich kein Proselytenmacher bin. Es ist darum auch der Satz: „Der Umstand in dessen, daß Rätber nach seiner Entlassung durch gedruckte Pamphlete und durch Briefe in den Tamulengemeinden agitiert“ unwahr. Wo sind die Beweise für die darin ausgesprochene Behauptung? Wohl haben wir mündigen Gliedern unserer Gemeinden, die uns nach dem Grund unseres Weggangs fragten, zumal im Hinblick an das bekannte unwahre Schreiben des Seniors Pamperrien an die Negapatamgemeinde, Rede und Antwort gestanden und diese Antwort in meiner Abschiedsrede an die Tanjoregemeinde zusammengefaßt und dann gedruckt ihnen in die Hand gegeben, dergleichen habe ich an meine Amtsbrüder und die wenigen deutsch redenden Landprediger ein Abschiedszirkular gerichtet, auch den zuletzt Genannten die Nr. 14 der „A. E.-L. R.“ zugehen lassen, da die tamulische Zeitschrift „Arunodham“ einen Bericht über unsere Entlassung brachte, gegen den z. B. auch Missionar Götsching offiziell zu protestieren sich genötigt fand. Aber dieser Akt der Notwehr ist doch kein „Agitieren“! Wo ist aber sonst der Beweis dafür? Meine Korrespondenz nach Ostindien seit meiner Abreise von dort ist gering gewesen. Nur mit wenigen Missionaren habe ich etliche Briefe gewechselt. Und an Eingeborene habe ich, soweit ich mich erinnere, überhaupt nur zwei Karten geschrieben (an P. Bonnappen eine Meldung meiner Ankunft in Deutschland, und an P. Christian eine Kondolenzkarte beim Tode seines Schwiegersohnes). Von letzterem erhielt ich nach meiner Rückkehr aus Amerika eine Karte, auf der er schrieb: Trotzdem er eine Reise an verschiedene Centralorte der Leipziger Mission gemacht, habe er nirgends erfahren können, wie mirs gehe, und wo ich mich aufhalte, — ein deutlicher Beweis dafür, wie wenig ich nach Indien korrespondiert habe.

6. Dezember 1894.

Missionar Th. Rätber.

Vermischtes.

„Nottschrei an die Christen auf und unter den Kanzeln Hamburgs.“*

Unter diesem Titel hat der Pastor Max Glage an der St. Ansharkapelle in Hamburg zum Bußtage ein Schriftchen herausgegeben, in welchem er das durch den Hamburger „Pastor“ D. Rebattu gegebene Aergernis (vgl. „Freikirche“ Nr. 24 S. 190) mit heiligem Eifer straft und die Kirchenbehörde, die Pastoren, sowie die Christen insgemein auffordert, dasselbe abthun zu helfen. Er schreibt da Seite 12 ganz richtig: „Ihr lieben Christen alle unter den Kanzeln unserer Stadt, Jesus spricht: ‚Meine Schafe hören meine Stimme‘. Darum hin zu Jesus und fort von den Mietlingen! Fort von allen denen, welche nicht die Sache treiben, welche zu treiben sie feierlich gelobt. Evangelisch-lutherische Christen! laßt euch euer köstlichstes Recht nicht entreißen, das Recht des allgemeinen Priestertums, das Recht, der Freiheit des Christenmenschen.“ Werdet nicht der Menschen Knechte, son-

bern dienet Jesus allein. Euch gehört die Kanzel, nicht den Pastoren. So laßt eure Kanzel nicht entweihen!“

Wir freuen uns dieses kräftigen Zeugnisses, obwohl wir noch manches darin vermessen. Gott helfe dem, der es ablegt, daß er, wenn es ungehört verhallen sollte, weiter zu gehen den Mut haben möge und daß er, wenn durch dasselbe etliche Christen aufwachen, dieselben aus Gottes Wort berichten möge, daß sie die keiserlichen Menschen meiden und das Babel einer Staatskirche, in welcher solche Wölfe (denn Mietling ist eine zu schwache Benennung für solche Väterer Christi, wiewohl sie ja freilich insofern Mietlinge sind, als sie um der Pfünde, um des Bauchs willen ein Gelübde abgelegt haben, das sie nicht zu halten entschlossen sind) geschützt werden, verlassen müssen, ja daß er ihnen hierin wie ein rechter Hirte seiner Herde selbst vorangehe. Denn so gewiß man erst die Irrlehrer und die ihnen Raum gewährenden Gemeinschaften strafen soll, so soll man doch dann, wenn keine Besserung folgt, sie auch meiden!

Eine sonderbare Verteidigung.

In den „Kirchl. Mitteilungen für Zwickau und Umgegend“ Nr. 20 unternimmt es V. W., den Bonner Professor Sell gegen den Vorwurf zu verteidigen, als sei er ein „Leugner der Wahrheiten des Christentums“. Wie fängt er das an? Er führt folgende Sätze von Sell unter der Aufschrift „Zur Lehre vom Wunder“ an:

„Während eine noch immer nicht ausgestorbene Dogmatik in den Wundern Jesus die Erweise seiner ‚Allmacht‘ oder seiner ‚Allwissenheit‘, seiner ‚Herrschaft über die Natur‘ findet, dienen im Neuen Testamente die ‚Zeichen‘, die Jesus thut, allerdings dazu, um ihn zu beglaubigen, aber sie beglaubigen ihn nur“ (! W.) „als einen Gottgesandten, als den, der die Vollmacht hat, Sünden zu vergeben auf Erden (Mark. 2, 10), als den Propheten, der wie Elia und Elisa sich des Witwenleides erbarmt (Luk. 7, 16), als den, der am Sabbath Macht hat, Gutes zu thun (Mark. 3, 4), als den, der in Kraft des Heiligen Geistes das Reich der Dämonen zerstört und so das Reich Gottes nahen läßt (Matth. 12, 17). Sie bestätigen die Wahrheit seines Wortes solchen, die davon hingerissen, ihm ihr Vertrauen schenken (Matth. 8, 2. 10).

Sie wurden von Jesus verrichtet kraft seines Glaubens und Gebets und sie geschahen für den Glauben (dein Glaube hat dir geholfen [Matth. 8, 13; 15, 28. Luk. 7, 48; 17, 19 u. a.]) Wo er keinen Glauben findet, wie in der Heimat Nazareth, da will und kann er keine Zeichen thun. Und wo der Unglaube Zeichen von ihm fordert, da verweigert er sie (Matth. 4, 5. Luk. 4, 23. Mark. 8, 12).

Wunder wie die Stillung des Sturmes, die Speisung der Tausende, das Wandeln auf dem See erscheinen als Erweisungen seines Glaubens und zugleich der göttlichen Hilfe, nicht aber einer ihm eingebornen unmittelbaren Macht über die Dinge.* Es ist aus seiner eigenen Erfahrung geredet, wenn er dem Glauben die Kraft zutraut, „Berge zu versetzen.“ —

Was wohl dem Herrn V. W. als „Wahrheiten des Christentums“ gelten mögen? Die Wahrheit jedenfalls nicht, um derentwillen Jesus vom Hohen Räte zum Tode verurteilt wurde, nämlich, daß Er Gottes Sohn war. Nach Sells und seines Schülers und Verteidigers Meinung war das nur der Irrtum einer „leider noch nicht ausgestorbenen“ Dogmatik, und Jesus hätte es nach ihrer Meinung leicht genug gehabt, sich dem Verdammungsurteile des Hohen Rates zu entziehen. Er hätte ihnen nur klar zu machen gebraucht, daß er seine „Zeichen“ gar nicht gethan habe, um seine Gottessohnschaft zu beweisen, und daß er den Anspruch, Gottes Sohn zu sein, gar nicht erhebe!

Ein „Christentum“ ohne die Wahrheit, daß Jesus Gottes Sohn ist, ist eben kein Christentum, sondern offener Abfall

* Hamburg, Heroldsche Buchhandlung, 1894.

* Von uns unterstrichen.

W.

von den Grundwahrheiten desselben. Da helfen auch Reden von der „Einzigartigkeit der Persönlichkeit Jesu“ nichts, noch daß man Ihn den „Herrn“ nennt. Die dienen nur dazu, den Abfall zu verbergen. Und es ist weder „Unkenntnis noch Gehässigkeit“, wie V. W. behauptet, wenn man Sell und die es mit ihm halten, dieses Abfalls zeugt.

Uebrigens redet Sell an anderen Orten viel deutlicher als in den mitgeteilten Sätzen, in denen er manches Wahre mit Halb- und Ganzfalschem mengt, und es mag gut sein, daß unsere Leser aus den in Nr. 14 S. 110 d. Bl. mitgeteilten Auszügen aus einem seiner Aufsätze erkennen, welche Unglaubensapostel man den Gliedern einer „lutherischen“ Landeskirche als rechte Lehrer anzupreisen wagt. W.

Ein neuer Eli

ist der Generalsuperintendent von Berlin, der „an die Wähler der evangelischen Landeskirche zu Berlin“, d. i. an einen wilden, wüsten Pöbelhaufen, folgende Ansprache gerichtet hat: „In Christo teure Brüder! Mit schwerem Herzen sehen viele ernste Christen den bevorstehenden kirchlichen Wahlen entgegen. Ihr Gewissen wird von der auch bereits öffentlich mit allem Nachdruck aufgeworfenen Frage bewegt, was zu geschehen habe zur Verhütung der verhängnisvollen Schädigungen, die das kirchliche Leben unserer Hauptstadt bei diesem Anlasse in früheren Jahren erfahren hat. Ich vermag darauf nur eine Antwort zu geben durch die herzlichste und inständige Bitte, die ich in Hirrentreue an Euch richte: Enthaltet Euch nach Möglichkeit der Partei-Agitation und sehet darauf, gottesfürchtige, ernst evangelische Männer zu wählen, die den Herrn Jesum Christum lieb haben, sich fleißig zu Gottes Haus und Sakrament halten und deren bewährte Treue und Tüchtigkeit die Bürgschaft einer gesegneten Wirksamkeit zum Besten der Kirche bietet. Wo Ihr aber jene Enthaltung für unmöglich erachtet, da wollet wenigstens jede Sorgfalt anwenden, um alles Gehässige fern zu halten und allem zu wehren, was die brüderliche Liebe zu schädigen, den so nötigen und so ersehnten Frieden vielleicht auf Jahre hin wiederum zu stören und den Bau des Reiches Gottes in unserer Stadt, anstatt ihn zu fördern, aufzuhalten oder gar ihn zu untergraben geeignet ist. Vorkommnisse, wie sie bei früheren Wahlen hie und da bemerkt worden sind — wenn z. B. vor der Kirche ein Wahllager aufgeschlagen worden ist, durch eine mit der Parteilosung versehene Tafel kenntlich gemacht, von dem aus man durch laute Zurufe oder aufdringliche Verteilung von Wahlzetteln einzuwirken versucht hat; wenn ferner gänzlich Unbeteiligte nur zum Zwecke der Wahlüberwachung sich in die Kirche eingedrängt haben; wenn endlich an Nebentischen im Altarraum von Unberufenen über die Wahl Buch geführt worden ist — verstoßen gegen den kirchlichen Anstand, entwürdigend die wichtige Handlung, entweihen das Gotteshaus und müssen alle ernstesten Gemeindeglieder schwer verletzten und ihnen zum Anstoß gereichen. Diesen und ähnlichen Ungehörigkeiten laßt uns um des Gewissens und um der Liebe willen nachdrücklich entgegenreten; laßt es vielmehr unsere einmütige Aufgabe und Herzenssorge sein, daß der unheimliche und unselige Parteigeist Raum gebe dem Heiligen Geiste! Der Generalsuperintendent von Berlin. Faber.“ — „Nicht, meine Kinder, das ist nicht ein gutes Geschrei, das ich höre. Ihr macht des Herrn Volk übertreten“ (1 Sam. 2, 24). Das war alles, was der schwache Eli zu den Greueln seiner gottlosen Söhne zu sagen wußte. Darum ergrimmte der Zorn des Herrn über ihn, daß er sprach: „Siehe, ich thue ein Ding in Israel, daß, wer das hören wird, dem werden seine beiden Ohren gellen. An dem Tage will ich erwecken über Eli, was ich wider sein Haus geredet habe; ich will es anfangen und vollenden. Denn ich habe es ihm angesagt, daß ich Richter sein will über sein Haus ewiglich, um der Missethat willen,

daß er wußte, wie seine Kinder sich schändlich hielten, und hätte nicht einmal sauer dazu gesehen. Darum habe ich dem Hause Eli geschworen, daß diese Missethat des Hauses Eli soll nicht versöhnet werden, weder mit Opfer, noch mit Speisopfer ewiglich“ (3, 11—14). Das Gericht Gottes wird auch über alle die heutigen Eli's kommen: „Evangelisch“ nennen sie das, daß sie nicht „sauer sehen“ können. Aber was war denn das für ein Mann, der sich eine Geißel aus Stricken machte und trieb hinaus aus dem Tempel alle, die da tausten und verkauften und sprach: „Es steht geschrieben: Mein Haus ist ein Verhaus allen Völkern. Ihr aber habt's gemacht zur Mördergrube? War der Mann etwa „unevangelisch“? Und miewohl wir nicht die Macht und das Recht haben, wie der Sohn Gottes mit Geißeln dazwischen zu fahren, so haben wir doch Sein Wort und Gebot: „Thut von euch selbst hinaus, wer böse ist“ u. dgl. Wer danach nicht thun will, über den wird auch ein solches Gericht kommen, daß, „wer das hören wird, dem werden seine beiden Ohren gellen“. H—r.

Nachrichten und Bemerkungen.

Mecklenburg. In der „M. L. R.-Z.“ vom 25. Nov. lesen wir: „Auf der zu Anfang Oktober unter Vorsitz des Oberkirchenrats Bard-Schwerin in Waren abgehaltenen mecklenburgischen Pastoral-Konferenz ereignete sich ein interessanter Zwischenfall. P. Meyer-Rittermannshagen referierte über das Thema: „Welche Mittel sind heutzutage neben den Gnadenmitteln zur Belebung der Gemeinden anzuwenden?“ Als im Laufe der Debatte ein Geistlicher auch die Synodalverfassung als ein solches Mittel zu preisen begann, wurde er von dem Vorsitzenden mit der Bemerkung unterbrochen, daß ein Reden über diesen Punkt nach den Thesen nicht vorgesehen sei. Der Vorsitzende wußte der Versammlung zu empfehlen, daß man nicht von den Thesen abweiche, und so wurde dem Liebhaber der Synodalverfassung bei der Abstimmung darüber, ob er weiter reden dürfe oder nicht, das Wort entzogen. Später erfuhr man, daß auch der Referent, P. Meyer, ein Liebhaber der Synodalverfassung gewesen, aber daß seine hierauf bezügliche These bereits von dem Oberkirchenrat in Schwerin, dem die Thesen vor Eröffnung der Pastoral-Konferenz zur Begutachtung eingereicht waren, gestrichen worden sei. Der mecklenburgische Oberkirchenrat scheint demnach nicht zu den Verehrern der Synodalverfassung zu gehören.“ Es scheint fast, als sei dem Berichterstatter der „M. L. R.-Z.“ das Wort Kieseoths, des Begründers mecklenburgischer Hierarchie, nicht bekannt: „Die Presbyterial- und Synodal-Verfassung ist auf kirchlichem Gebiete in derselben Weise eine Lüge, wie der Konstitutionalismus auf politischem Gebiete eine Lüge ist“ („Acht Bücher von der Kirche“, S. 410). Man fürchtet eben und muß ja in der Staatskirche wohl fürchten eine Massenerrschaft der Gottlosen in der Kirche, wie sie trotz alledem bei den Pfarrwahlen in Mecklenburg thatsächlich stattfindet, während in Bezug auf die Beaufsichtigung der Professoren und ihrer Lehre unter den jetzigen Verhältnissen zugeständenermaßen daselbst reine Anarchie besteht. Nach Gottes Wort wird dabei wenig gefragt. Sonst müßte man freilich die Wahrheit Selbst der Lüge geihen, die gesagt hat: „Einer ist euer Meister, Christus, ihr aber seid alle Brüder“.

In der mecklenburgischen Landeskirche hat neuerdings auch das Herrg'sche Lutherfestspiel Eingang gefunden und der wahre Luther dem Komödianten Platz machen müssen. Es muß weit gekommen sein, wenn man an jenem Mißbrauch des göttlichen Namens, dem Preisgeben der innersten und heiligsten Geheimnisse des Christentums an die Schaubühne, wie es da z. B. mit Luthers Seelenkämpfen in der Klosterzelle unter komödiantenhaftem Händringen und Augenverdrehen geschieht, Gefallen finden kann. Und wenn dabei ein schaulustiger Pöbel in sentimentaler Nüchternung und ohne Verstand das Lutherlied singt mit dem Schlusse: „Nehmen sie uns den Leib“ u. s. w., so hält man das für „erbaulich“! Doch scheint bei ihnen noch streitig zu sein, ob nicht etwa unter dem „Reich“, das „uns doch bleiben“ soll, das deutsche Reich gemeint sei. Denn in dem, auch von Pastoren und Konsistorialräten unterschriebenen Aufrufe zur Teilnahme (S. „Kost. Aug.“ vom 28. Okt.) wird Luther mit besonderem Nachdruck als „der rechte Vertreter deutschen Wesens, deutscher Kraft, deutschen Mutes und deutschen Ringens“ gerühmt, ja ein „zur Einführung in das Herrg'sche Luther-Festspiel“ in dem Beiblatt derselben Zeitungsnummer geschriebener Artikel des Redakteurs Dr. jur. Adolf Konidi-Rosiod schließt mit folgenden Worten: „Und dieses hier in flüchtigen Strichen zur Einführung in daselbst skizzierte Lutherdrama wird vom übermorgigen Dienstag ab die Scharen der Zuschauer im „Tivoli“ hier selbst erbauen und erleben. Dabei wird

der reine und unverfälschte Geist der Duldung, Schonung und Liebe auch diejenigen Zuschauer mit seinem Flügel Schlag berühren, die nicht auf den Pfaden des großen Reformators wandeln. Heißt es doch in dem Festspiele: „Weil wir tödlich hoffen, daß allen Deutschen der Himmel offen, wollen wir uns nach Kräften vertragen; „jedem das Seine!“ heißt unser Wort.“ Wir könnten die Namen der mecklenburgischen Pastoren und Konfistorialräte, welche sich hierbei bloßgestellt haben, mitteilen, wenn wir uns nicht um derer willen schämten, welche uns einst lieb waren und die wir nur mit aufrichtigem Schmerze unter ihnen sehen.

In P. Paulsens Briefkasten vom 19. Oktober lesen wir u. a.: „... Aber darin bin ich ganz mit Ihnen einverstanden, daß der Herr gewiß nicht die Landeskirche gewollt hat, sondern die Freikirche. Und auch meine feste Ueberzeugung ist es, daß die Freikirche die Kirche der Zukunft ist. Für diese Freikirche sind die jetzigen Freikirchen nur Vorschulen. Sie sammeln die Erfahrungen, die die Freikirche der Zukunft zu verwerten hat. Aber das will ich Ihnen voraussagen, wenn die Freikirche nach Ihren Idealen geschaffen würde, dann würde sie die greulichste Tyrannei, die es auf Erden giebt. Das ist bisher eben das Unglück der Freikirche, daß sie so viel Köpfe zählt, die an die Unfehlbarkeit ihrer Phantasien glauben, und von denen jeder sich berufen fühlt, eine Freikirche zu gründen. Wir haben zu viel Religionsstifter, mein lieber P. Sch., und ich fürchte, daß Sie auch unter dieselben gehen.“ Die Paulsen'sche Muster-Freikirche „der Zukunft“ mit ihren viererlei verschiedenen Richtungen werden wir wohl nicht zu sehen bekommen.

Schleswig-Holstein. Auf der Nendsbürger Synode hat kürzlich der wegen seines Unglaubens bekannte Pastor Har der vorge schlagen, den Gebrauch eines von ihm angefertigten neuen Glaubensbekenntnisses zu gestatten. Wie dasselbe lautet und was aus dem Vorschlage geworden, haben wir nicht erfahren. Der Paulsen'sche „Kropper Kirchl. Anzeiger“ teilt nur seine eigene Entrüstung darüber mit, wie zugleich auch darüber, daß Har der sich darauf berufen habe, „daß zwischen ihm und dem Generalsuperintendenten Ruperti noch ein gemeinsamer Boden sein müsse“. Wenn dabei der Kropper Anzeiger meint, Ruperti einen Vorwurf daraus machen zu können, daß dieser mit den Liberalen, „auch nur eine äußere Verbindung“ pflege und damit gegen den Spruch handle: „Zieh nicht aus fremden Joch mit den Ungläubigen“, so sieht er offenbar nicht, daß er damit sich selbst das Urteil spricht, so lange er noch in der Staatskirche mit all denselben Ungläubigen einen gemeinsamen Boden hat, kirchliche Verbindung pflegt und somit am fremden Joch zieht.

Todesnachrichten. Prof. Dr. Kübel in Tübingen ist gestorben. Bekannt als (anonymer) Verfasser der vor etlichen Jahren erschienenen „Gedanken eines Sorgenvollen“, war er verhältnismäßig noch einer der besten unter den theologischen Professoren Deutschlands, und die Gedanken des Sorgenvollen erfüllen sich immer mehr. H—r.

Nach einer in Nr. 4 der „Südd. Freik.“ enthaltenen Meldung ist Hr. A. Hörger am 17. Sept. d. J. nach 10jähr. schweren Leiden gestorben.

Briefkasten.

Rev. Th. H. in M. Nicht bekannt, aber auch wohl nicht vertrauenerweckend. Herzlich grüßend H—r.

Buch-Anzeige.

Das Rätsel des Fünfbuches Mose und seine falsche Lösung. Eine Reihe kritischer Einzeluntersuchungen und Zeugnisse. Ein Beitrag zur Lösung einer brennenden biblischen Zeitfrage mit eingehender Berücksichtigung der Quellen scheidung von Dr. Estrad von Eduard Rupperecht. Motto: 1 Kön. 18, 21. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1894. 160 Seiten. 80. Preis 2 M.

Diese Schrift ist der erste polemische Teil eines größeren Ganzen, dessen positiv konstruktiver Teil, so Gott will, bald nachfolgen soll. Der geehrte Herr Verfasser geht mit dieser Schrift (wie mit seinen früher erschienenen beiden Schriften: „Anti-Wellhausen“ und „Pseudo-Daniel und -Jesaja“) den Festhauern der Grundlage alles Glaubens zu Leibe, welche unter dem Vorgeben, der Wahrheit und Wissenschaft dienen zu wollen, das Alte Testament entgegen dem Zeugnis des, der die Wahrheit selbst ist, zu einem Konglomerat von Legenden und Fälschungen machen, und straft auch diejenigen mit gebührendem Ernst, welche aus falschem Respekt vor dieser „Wissenschaft“, während sie den Glauben noch festhalten wollen, doch die angeblichen Ergebnisse jener Kritik annehmen zu müssen meinen und damit den Akt ablagen, auf dem sie noch sitzen.

Der Verfasser zeigt schlagend die Windigkeit jener kritischen Ergebnisse und verfehlt auch nicht, an die Gewissen der Theologen zu appellieren. Wer da weiß, welche Vermischung diese „Kritik“ in den Gemüthern der

Studenten und darnach auch in den Gemeinden anrichtet, der wird es dem Verfasser nur von Herzen Dank wissen, daß er mit deutlichen Posanmenstößen zum Kampf aufruft wider diese Alter-Weisheit aus dem Abgrunde.

Indem wir daher diese Schrift besonders den Pastoren und Studenten empfehlen und dringend raten, sie anzuschaffen und zu lesen, müssen wir auf einen Punkt hinweisen, wo wir den Verfasser nicht verstehen. Während er nämlich S. 100 ganz richtig sagt: „Mose führt einen feinen, vom Heiligen Geiste geleiteten Griffel“, meint er S. 49 Quenstedt deshalb in Anspruch nehmen zu sollen, weil er „den ganzen Geschichtsstoff von Gen. 1 bis Exod. 2, 10 dem Mose einfach vom Heiligen Geiste eindiktirt sein lasse“. Hier scheint der Verf. die nötige Unterscheidung von „Offenbarung“ und „Inspiration“ außer Acht gelassen und auch das übersehen zu haben, daß gerade auch Quenstedt die Kenntnis der alten Geschichten wie der Sündflut, des Unterganges Sodoms, sive per famam sive per traditionem sive per scripturam aliquam humanam für möglich hält, also dem gar nicht zuwider ist, daß Moses alte Urkunden oder feststehende mündliche Traditionen benutzt haben kann. Aber das muß doch feststehen, daß auch das, was die heiligen Männer, sei es durch eigene Erfahrung, sei es durch Urkunden oder Ueberlieferungen natürlicherweise wußten, ihnen beim Akte des Schreibens vom Heiligen Geiste eingehaucht, d. i. Wort für Wort eingegeben oder diktirt wurde. Denn nur so bleibt, was sie geschrieben haben, wirklich Gottes Wort. Wir würden dem verehrten Herrn Verf. dankbar sein, wenn er im 2. Teile seines Wertes Quenstedt (nach dessen Theol. did.-polem. pars I, sect. II, cap. IV, qu. III) von jenem unbilligen Vorwurfe befreien und sich unmißverständlich zur schriftmäßigen, gerade auf dem so oft von ihm zitierten Worte 2 Tim. 3, 15 ruhenden Lehre von der Wortinspiration bekennen wollte. W.

Quittung.

Für die Synodalkasse: Kindtaufskollekte Herrn Eiselets in Leiters-hain durch Herrn P. Hagen M 3; von Herrn P. Döderlein in Home-wood durch Herrn P. Willkomm in Planitz M 40; Bußtagskollekte der Gemeinde Grün durch Herrn P. Lent daselbst M 20; Kollekte der Gemeinden Allendorf-Kleinlinden am Synodalsamstag M 60,90.

Für Negermission: Aus reinem Herzen zum reinen Wasser M 5; von „Sch.“ aus reinem Herzen zum reinen Wasser M 2; von Herrn August Gläser in Chemnitz durch Herrn P. Kern daselbst M 1; aus dem Missionsneger im Gruner Pfarrhause durch Herrn P. Lent M 18; aus der Sparkasse der im Herrn Jesu selig heimgegangenen Elisabeth Wagner in Roda M 10; Teil der Missionsfestkollekte der Gemeinden Allendorf-Kleinlinden M 50; von N. N. in A. M 2; Dankopfer der Familie Lenz in Kleinlinden M 10; Kindtaufskollekte bei Herrn J. Rein in Allendorf a/L M 6,50.

Für Heidenmission: Aus reinem Herzen zum reinen Wasser M 6; von „Sch.“ aus reinem Herzen zum reinen Wasser M 2; Kollekte bei einer von Herrn Missionar Räther in Planitz gehaltenen Missionskunde M 38,47; von Herrn Weis in Chemnitz M 3; aus der Sparkasse der im Herrn Jesu selig heimgegangenen Elisabeth Wagner in Roda M 10; Teil der Missionsfestkollekte der Gemeinden Allendorf-Kleinlinden M 50; von Chr. E. in N. M 2; von N. N. in A. M 2; Kindtaufskollekte bei Herrn C. Velloff in Weimern M 5,50.

Für Judenmission: Aus der Sparkasse der im Herrn Jesu selig heimgegangenen Elisabeth Wagner in Roda M 5.

Für Emigrantenmission: Aus der Sparkasse der im Herrn Jesu selig heimgegangenen Elisabeth Wagner in Roda M 5.

Für Reiseprediger: Aus der Sparkasse der im Herrn Jesu selig heimgegangenen Elisabeth Wagner in Roda M 5.

Für die Gemeinde Kolberg: Kollekte der Gemeinde Planitz M 58,50.

Für den Schriftenverein: Dankopfer der Familie J. Rein in Allendorf a/L M 5.

Für die Schüler Eikmeier, Herrmann und Reuter in Amerika: Teil der Missionsfest- und Reformationsfestkollekte der Gemeinden Allendorf-Kleinlinden M 69,60 (oder je M 23,20).

Für arme Studenten in Amerika: Von Frn. Weis in Chemnitz M 5.

Für die lieben Brüder Mohn und Räther: Aus reinem Herzen zum reinen Wasser M 2.

Für die Negerschule in Concord: Von der Familie des Herrn Hermann Wolf in Grün durch Herrn P. Lent M 3.

C h e m n i t z .

Eduard Reibner, Kassierer.

Beim Jahreswechsel bitten wir um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements auf unser Blatt, und erinnern besonders diejenigen geehrten Abonnenten, welche dasselbe durch die Post beziehen, daran, daß die Postanstalten den neuen Jahrgang nur dann liefern, wenn dies ausdrücklich und zwar vor Schluß des alten Jahres bestellt wird. Ver-spätete Bestellung bringt Verspätung und Unkosten.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

zur
Belehrung und Erbauung

für
evangelisch-lutherische
Christen.

Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.



Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die l. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 20. Nr. 1.

Bzwickau in Sachsen.

1. Januar 1895.

Vorwort.

Im lateinischen Text des 26. Artikels der Augsburgerischen Konfession heißt es (§ 4): *Doctrina de gratia et iustitia fidei (est) praecipua pars evangelii et quam maxime oportet extare et eminere in ecclesia*, d. h. „Die Lehre von der Gnade und der Gerechtigkeit des Glaubens ist der hauptsächlichste Teil des Evangeliums und es muß dieselbe vor allen anderen in der Kirche vorhanden sein und die erste Stelle einnehmen.“ Es kann daher kein schlimmerer Vorwurf gegen eine Kirchengemeinschaft erhoben werden, als der, daß sie die Lehre von der Gerechtigkeit des Glaubens verfälsche oder verdunkle. Dieser Vorwurf aber ist wiederholt unserer Kirche gemacht worden, nicht nur von denen, welche uns des Calvinismus bezichtigten, weil wir von der Gnadenwahl reden wie die Schrift redet und keinerlei Ursache in uns anerkennen wollen für unsere ewige Erwählung; auch nicht nur von denen, welche in großem Unverstand behaupten, wir beeinträchtigten die Bedeutung des Glaubens dadurch, daß wir lehren, daß der Glaube die Rechtfertigung nicht mache, sondern ergreife; sondern auch von solchen, welche weder in der einen noch in der andern Richtung an unserer Lehre etwas auszusetzen haben, aber unsere Praxis nicht billigen zu können meinen, die wir gegen falsche und verderbte Kirchen üben, nämlich, daß wir uns von ihnen separiert halten und die Forderung stellen, daß alle rechten Christen sich gleich uns von ihnen separieren sollten. Diese Forderung, um der Seelen Seligkeit willen aus falschen Kirchen auszutreten, streite — so meinen sie — mit der Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben. Denn es werde ja damit offenbar neben dem Glauben noch etwas anderes für nötig erklärt zur Erlangung der ewigen Seligkeit, nämlich der Austritt aus einer für falsch oder verderbt erklärten Kirche und der Anschluß an unsere

Gemeinschaft, also ein Werk. Die Antwort auf diese Anklage können wir zunächst durch die Frage geben: Ist es denn eine Verdunkelung oder Verfälschung der Rechtfertigungslehre, wenn man sagt: Du mußt um deiner Seelen Seligkeit willen dem Bruder, der an dir sündigt, vergeben!? Wird denn hiermit neben dem Glauben das gute Werk der Veröhnlichkeit als nötig erklärt zur Erlangung der ewigen Seligkeit? Und wird damit das „allein durch den Glauben“ aufgehoben? Sicherlich nicht! Nun so wenig hierdurch, so wenig wird durch die Forderung der Separation die Rechtfertigungslehre getrübt oder aus dem Mittelpunkt gerückt. Veröhnlichkeit und Bekenntnis zur göttlichen Wahrheit sind nicht Ursachen der Seligkeit neben dem Glauben (oder vielmehr neben dem im Glauben ergriffenen Verdienste Christi), sondern Früchte des Glaubens, deren Vorhandensein die Echtheit des Glaubens beweist, deren Fehlen dagegen zeigt, daß der rechte Glaube nicht vorhanden ist. Es hörte ja der dritte Brauch des Gesetzes auf, wenn wir den Gläubigen nicht sagen dürften: das und das mußt du bei deiner Seelen Seligkeit thun oder lassen! Denn das Gesetz ist der unwandelbare Wille Gottes, was wir thun und lassen sollen, und kann nie anders gepredigt werden, als so, daß es seine Forderungen mit dem Nachdruck stellt, daß, wer ihnen nicht nachkommt, um des willen verdammt werden soll. Und so gewiß es dahin ist, daß wir durch kein gutes Werk Gerechtigkeit und Seligkeit verdienen (weil alle unsere guten Werke unvollkommen und mit den Gebrechen des Fleisches besetzt sind, vor Gott aber nur ein vollkommener Gehorsam gilt), so gewiß ist, daß jedes böse Werk, jede Sünde die Verdammnis und uns auch in die Verdammnis stürzen würde, w Christi Verdienst sie in den Gläubigen bedeckte, so es endlich aber auch, daß jede mutwillige Sünden aus dem Herzen vertreibt und die Verdammnis bringt. Wir können durch gute Werke nie den

aber durch böse Werke die Hölle verdienen! — Diesen einfachen und bekannten Wahrheiten gegenüber wird nun wohl bestritten werden, daß der Austritt aus einer falschen oder abgefallenen Kirche einfach als ein gutes Werk oder als ein Stück des neuen Gehorsams der Christen anzusehen sei. Was soll es denn aber sonst sein, da es doch in Gottes Wort geboten ist? Wir handeln hier freilich nicht mit solchen, die jedes „Ausstreten“, jede „Separation“ einfach für Sünde erklären. Die „wissen die Schrift nicht“, welche doch oft und deutlich genug vom „Weichen“, „Ausgehen“, „Sich absondern“ und „Meiden“ und zwar immer mit Beziehung auf falsche Lehre und deren Vertreter redet. Die hier angeedeuteten Sprüche (Röm. 16, 17. 2 Kor. 6, 17. Offenb. 18, 4. Tit. 3, 10) müssen ja doch einen Sinn haben und den Christen eine Pflicht auferlegen, und wir können die, welche die Separation überhaupt und von vornherein für etwas Sündhaftes erklären, nur immer wieder auffordern, uns doch endlich einmal klar und bestimmt zu sagen, was eigentlich jene Sprüche bedeuten und wie wir Christen die darin doch zweifellos ihnen auferlegten Pflichten erfüllen sollen. — Doch wir wollen, wie gesagt, hier mit solchen nicht handeln. Sondern wir reden mit solchen, welche zugeben, man dürfe sich wohl separieren, aber das bestritten sie als falsch, daß wir die Separation irgend jemanden als Gewissenspflicht auferlegen, daß wir sagen, man müsse um seiner Seligkeit willen von falschen oder abgefallenen Kirchen weichen. Wenn auch nichts Böses, so sei es doch auch nichts Gutes, daß man austrete, sondern etwa eine Absonderlichkeit, eine Liebhaberei, bestenfalls ein Mittel ding.

Wir wollen davon schweigen, daß es eine sehr kostspielige und mühselige Liebhaberei wäre, denn wir möchten da des eiteln Ruhmens beschuldigt werden. Auch darauf wollen wir nicht weitläufig eingehen, daß einerseits ja doch auch Mittel dinge — um des Bekenntnisses willen — zur Pflicht werden können und daß andererseits der Gebrauch der christlichen Freiheit durch die Liebe reguliert werden muß, also daß es unter Umständen Sünde sein kann, ein Mittel ding zu gebrauchen, weil dadurch der Bruder geärgert würde. Hier nach würde im zuletzt genannten Falle die Unterlassung des Austritts Liebespflicht, der Austritt selbst also Sünde sein. Und im erst erwähnten Falle würde die Unterlassung des Austritts Verleugnung, der Austritt selbst also eine Pflicht der Wahrhaftigkeit, Treue und Liebe sein. Und so könnte im einzelnen doch nicht gesagt werden: Es ist ein Mittel ding, ob ich austrete oder nicht.

Doch worauf es uns vornehmlich ankommt: Ist es denn wirklich eine Sache, die Gott weder verboten noch geboten hat, daß man von falscher Lehre und ihren Vertretern und Beschützern weiche? Gehört diese Sache nicht einfach unter die Pflichten der ersten Tafel des göttlichen Gesetzes? Nämlich in das erste Gebot, da gesagt ist, daß wir nicht andere Götter haben, in das zweite, nach welchem wir bei Gottes Namen nicht lügen und trügen, in das dritte, nach welchem wir Gottes Wort nicht verachten sollen! Es sind ja andere Götter nicht bloß die Götzen der Heiden, sondern alle von Menschen erdichteten Religionsysteme, alle falsche, von Gottes Wort abweichende Lehre. Und wir sollen damit so wenig zu schaffen haben, als mit den Götzen, und die Altäre und Kanzeln, da Gottes Wort falsch ist, nicht für die unserigen ansehen, sondern sie meiden. Und beim Namen Gottes lügen und trügen, das auch diejenigen, welche entweder Gottes Wort falsch auslegen, verdrehen oder falsche Lehre für göttlich ausgeben. Und wer solche Leute für seine

Seelsorger, Amtsbrüder oder Oberhirten anerkennt, der macht sich dieser Sünde wider das 2. Gebot mitschuldig. Endlich heißt es Gottes Wort verachten, wenn man keinen Ernst beweist gegenüber der Verfälschung desselben. Oder ist es nicht eine Verachtung des Wortes der Eltern, wenn ein Kind denen glaubt oder folgt, die das Gegenteil sagen von dem, was die Eltern gesagt haben? So ist denn das Meiden falscher Lehre und ihrer Vertreter in den drei Geboten der ersten Tafel geboten und die Unterlassung dieses Meidens, die Unterlassung der Separation von falschen Kirchen ist Sünde. Was aber Sünde ist, müssen wir jedermann bei seiner Seligkeit verbieten. Daher müssen wir es den Christen als Gewissenspflicht auflegen, von falschen Kirchen zu weichen und sich zur rechten Kirche zu bekennen. Wir bitten ja auch in der ersten Bitte des heiligen Vater Unser, daß uns Gott vor denen behüten möge, die anders lehren und leben, als das Wort Gottes lehret, und also den Namen Gottes entheiligen. Wie können wir brüderliche, kirchliche Gemeinschaft pflegen mit solchen, vor denen uns Gott behüten soll? Heißt das nicht Gottes spotten, wenn wir so beten und doch solche Gemeinschaft pflegen? Und wie kann bestritten werden, daß es ein gutes Werk und rechte Frucht des Glaubens sei, sich zu denen zu bekennen und mit denen brüderliche Gemeinschaft zu pflegen, welche Gottes Wort lauter und rein lehren und auch als die Kinder Gottes darnach leben? W.

(Schluß folgt.)

Ein Not schrei.*

Der Pastor Max Glage an der St. Ansharkapelle in Hamburg hat einen „Not schrei an die Christen auf und unter den Kanzeln Hamburgs“ ausgehen lassen. „Was will dieser Not schrei? Ja, was kann ein Not schrei wollen? Er will nicht, er muß. Wer in großer Bedrängnis steckt, der schreit unwillkürlich; der überlegt nicht erst, ob er schreien soll, ob er auch klug thut, zu schreien, ob man ihn hören, ob man ihm helfen werde. Ein Schrei ist nicht ein Erzeugnis der Reflexion, sondern er entsteht mit elementarer Notwendigkeit; er erklingt, weil er erklingen muß.“ Mit diesen Worten beginnt jenes Schriftchen, welches von all den mancherlei theoretischen „Kämpfen“ gegen die Predigt des Unglaubens innerhalb der Kirche sich merklich unterscheidet dadurch, daß es aus der Angst eines gepreßten Gewissens hervorkommt, wie man solches in unseren Tagen selten findet.

Die Veranlassung dieses Schriftchens ist die folgende. Nicht lange vor seiner Uebersiedelung nach Hamburg hatte Herr P. Glage anläßlich einer von ihm gehaltenen Eidespredigt ein Gespräch mit einem Sozialdemokraten gehabt, in welchem derselbe ihn mit sichtlichem Hohn ermahnte, er solle „doch nicht den ehrenhaften Zuhörern unter der Kanzel über die Schändlichkeit des Meineides predigen, sondern vielmehr all den eidbrüchigen Leuten auf den Kanzeln. In Hamburg z. B. gäbe es eine Reihe von Pastoren, welche ihren Talar mit einem falschen Eide erkaufte hätten; denn sie wären vor ihrer Amtseinführung in Hamburg feierlich auf die Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche verpflichtet; und doch sei fast jede ihrer Predigten ein Widerspruch gegen die Bekenntnisschriften. Trotz dessen ließe die Hamburger Behörde solche Pastoren im Amt, und niemand unter den übrigen Geistlichen Hamburgs erhebe seine Stimme. So lange die Eidbrüchigkeit auf den Kanzeln sanktioniert würde, so lange hätte man kein Recht, gegen die Meineidigen unter den Kanzeln zu eifern.“ Die Unmöglichkeit, den Sozialdemokraten zu widerlegen,

* Anm. Obwohl schon in letzter Nummer berührt, ist die Sache doch so wichtig, daß wir nochmals ausführlich darauf zurückkommen. Red.

hat Herrn P. Glage in Gewissensunruhe versetzt, welche ihn seitdem nicht verlassen, sondern sich nur je länger je mehr gesteigert hat. Bald nach seiner Einführung in sein gegenwärtiges Amt in Hamburg sind ihm dann allerhand Nachrichten über den grenlichsten rationalistischen Unglauben seiner Hamburger „Amtsbrüder“ zugegangen, welche zu glauben er sich nicht hat entschließen können. Als dann aber am 23. August v. J. der Hamburger Pastor Rebattu vor ca. 2000 Personen aus allen Ständen es offen auszusprechen gewagt hat, „daß niemand mehr die Wundergeschichten des Alten Testaments glaube, selbst die Pastoren nicht“, u. s. w. u. s. w., hat Herr P. Glage auch da erst noch eine Zeit lang „auf gewichtigere Antworten von berufenerer Seite“ gewartet, dann aber nicht länger schweigen können. „Will man das Aergerniß ignorieren, weil man es nicht für praktisch gefährlich hält, oder weil man einen Kampf dagegen für aussichtslos erachtet? Oder hat man sich an dergleichen Aergernisse schon gewöhnt? Warum man bis heute geschwiegen, ich weiß es nicht.“ Eins nur weiß ich: daß ich nicht länger schweigen kann und daß auch ich mich für berufen halte, meine Stimme zum Streit zu erheben.“

Im folgenden erklärt dann Herr P. Glage, daß er sich mit Herrn P. Rebattu über wissenschaftliche Differenzen nicht auseinandersetzen wolle. Denn miewohl es auch seiner Meinung nach an der Zeit wäre, die falsche „Wissenschaft“ derer aufzudecken, deren Wissenschaftlichkeit im letzten Grunde nichts sei als „blinder Professorenkultus, als kritische Unterwerfung unter das Dekret irgend eines Universitätspapstes“, so habe er doch jetzt ein größeres Thema abzuhandeln; das heiße „Wahrhaftigkeit“. Und nun stellt Herr P. Glage die zwar offenkundige und doch leider in den heutigen Staatskirchen unbeachtete oder geringgeachtete Thatsache ans Licht, daß so viele Pastoren auf Schrift und Bekenntnis der lutherischen Kirche verpflichtet, diese ihre Verpflichtung für nichts achten, indem sie die Bekenntnisschriften unterschreiben, teils, nicht „weil“, sondern „sofern“ dieselben mit der heiligen Schrift übereinstimmen, teils, wie z. B. Rebattu, im ausgesprochenen Gegensatz gegen allen und jeden christlichen Glauben.

„Was soll nun werden? Daß äußerlich nicht alles beim Alten bleiben darf, das kann einem Christen nicht zweifelhaft sein, vor allem nicht einem mit seinem Gewissen ans Bekenntnis gebundenen Pastor der hiesigen Kirche. Wir können nicht ruhig mit ansehen, daß die Kraft unserer Kirche durch Lüge zerstreut wird, daß Leute, welche in unserer evangelisch-lutherischen Kirche kein Heimatsrecht haben, das Scepter dieser Kirche an sich zu reißen suchen und zwar durch List“ u. s. w.

Das Herzbewegendste bei diesem „Nottschrei“ ist, daß, der ihn ausgestoßen hat, selbst nicht weiß, wie und von wem geholfen werden soll. Das hat er erkannt: „Die Lüge auf den Kanzeln ist uns weit gefährlicher als der Mangel an Kanzeln — ja, weit gefährlicher auch als die modernen Zeitkrankheiten, vor denen wir zittern: Sozialdemokratie und Anarchismus“, und so hat er freilich vor vielen andern gerade auch unter den „gläubigen“ Pastoren den eigentlichen Sitz des Übels erkannt, und zwar ist das schon ein Schritt auf dem Wege zur Heilung. Ja, auch das hat er erkannt: „Mit denselben an einem Focke zu ziehen, ist uns innerlich unmöglich. So wollen wir's auch äußerlich unterlassen, wollen wir auch bei den kleinsten Anlässen den Schein vermeiden, als wäre der gleiche Tatar ein Zeichen gleicher Gesinnung.“ Bestimmte Vorschläge aber versichert er nicht machen

zu wollen. Möglich, daß er selbst noch nicht weiß, was werden soll. Jedenfalls hält er, in gar großer Bescheidenheit wegen seiner Jugend, noch damit zurück, älteren Christen, Älteren namentlich unter seinen Amtsbrüdern, den Vortritt überlassend, mit der herzlichsten Bitte, sie möchten doch helfen oder raten, wie zu helfen sein möchte, in der Hoffnung, wie es scheint, Unterstützung bei ihnen zu finden.

Uns sollte es ja herzlich freuen, wenn dieser aufrichtige Nottschrei die Antwort fände, um welche er bittet, und zwar bei denen, von welchen er sie erwartet. Indessen nach unseren bisherigen Erfahrungen und nach unserer Kenntnis der Lage in den gegenwärtigen Staatskirchen, und so auch in der Hamburger, ist nicht viel Hoffnung vorhanden. Man wird Herrn P. Glages Nottschrei nicht verstehen. Denn wo sind die Leute, welche ein um der kirchlichen Notlage willen geängstetes Gewissen kennen? Man wird (entgegen 1 Tim. 4, 12) Herrn P. Glage einen „jugendlichen Heißsporn“ schelten, gleichwie wir solches vor Jahren hören mußten. Man wird ihm sagen, auf diese Weise könne man den Unglauben nicht überwinden; ohne ihm zu sagen, wie man es denn zu machen gedenke. Und wenn auch: „Wissenschaftlich“ vielleicht gedenkt man es zu thun, ohne zu bedenken, daß, die sich solches vornehmen, selbst bereits innerlich überwunden sind, ja, ohne zu bedenken, daß es nie gelingen wird, den Fürsten dieser Welt und seinen Anhang aus der Welt zu schaffen. Oder auch: Man giebt eben dieses zu, jedoch in der Weise, daß man, „Kirche“ für „Welt“ jezend (denn wer kennt heute noch den Unterschied beider, zumal in den Staatskirchen?), Herrn P. Glage etwa damit zu beschwichtigen sucht, daß man ihm sagt, man könne die ungläubigen Prediger „nicht aus der Kirche schaffen“, denn man solle ja „das Unkraut wachsen lassen“, wie wir denn ja oft genug dieses auf den Acker der Welt bezügliche Gleichnis des Herrn also mißbräuchlich haben anwenden sehen. Genug: Man wird auf allerlei Weise und mit allerlei Mitteln Herrn P. Glage zu beruhigen suchen. Wir, die wir vormalig ähnliche Gewissens-Nöte und Kämpfe durchgemacht haben, kennen ja die Sache. Und es sollte uns herzlich leid thun, wenn dieser „Nottschrei“ gedämpft und das vom Geiste Gottes gerührte Gewissen zum Schweigen gebracht werden sollte. Um aber wenigstens an unserm Teile, einem solchen Nottschrei gegenüber, nicht zu schweigen, wollen wir doch jetzt, auch auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden, auf jene angstvolle Frage, was denn werden solle, eine Antwort zu geben versuchen.

Zuvörderst eine Gegenfrage: Sollte es wohl zufällig sein, daß so viele andere, ältere und erfahrenere Männer das vorhandene Aergernis „ignorieren“? Oder sollte wohl Herr P. Glage recht haben mit seinen zarten Andeutungen, daß man es „nicht für praktisch gefährlich hält“, „einen Kampf dagegen für aussichtslos erachtet“ oder „sich an dergleichen Aergernisse schon gewöhnt“ hat? Allerdings ist es so. Das aber giebt zu denken, denn die Gründe liegen tiefer, und man ist berechtigt zu fragen: Woher kommt denn das alles? Woher kommt es, daß auch die „Gläubigen“ die Predigt des Unglaubens nicht für so gefährlich halten, wie sie ist? Woran liegt es, daß man den Kampf dagegen für aussichtslos erachtet? Und wie ist es möglich gewesen, daß man sich an dergleichen Aergernisse hat gewöhnen können?

Was die erste Frage betrifft: Woher es kommt, daß auch die „Gläubigen“ unserer Tage die Predigt des Unglaubens nicht für so gefährlich halten, wie sie doch ist? So wolle man doch bedenken, daß, wenn man nicht mit der „Schroffheit“ der sogenannten „Missourier“ auftreten und anstoßen will (und wer wollte das auch?!), die Uebergänge von der „orthodoxen“ Rechten innerhalb der Landeskirchen bis zur extremsten Linken so allmählich und, da alle Schattierungen vorhanden, scheinbar so ver-

* „Noch vor Drucklegung dieser Blätter ist in der Nr. 45 und 46 des Hamburger Volksblattes ein „Eingefandt“ wider P. Rebattu erschienen, und zwar aus der Feder eines Laien. Das hat mich ebenförschämt, wie es mich zur Herausgabe meines Nottschreies ermunterte.“ (Anm. Herrn P. Glages.)

schwindend sind, daß man in der That nicht weiß, wo man die Grenze ziehen soll. Wir wollen das an einem Punkte zeigen, wo die Sache ganz besonders klar werden muß. Wir wollen nämlich dabei jetzt absehen von einzelnen Glaubenslehren — wie wohl wir's auch da, z. B. an der Lehre von der Gottheit Christi, nachweisen könnten, anfangend bei den sogenannten Kenotikern und aufhörend bei einem Rebattu und Genossen u. s. w. — und unsere Aufmerksamkeit auf den Punkt richten, auf welchen schon Herr P. Glage den Finger gelegt hat: Die Verpflichtung evangelisch=lutherischer Kirchenlehrer auf Schrift und Bekenntnis.

Herr P. Glage wirft seinen Gegnern vor: „Sie unterschreiben die Bekenntnisschriften nicht, weil“, sondern „sofern“ dieselben übereinstimmen mit der heiligen Schrift“ und klagt darüber, welch ein Unheil „der Sophist aller Sophisten“ schon mit dem Wörtchen „sofern“ in der Kirche angerichtet habe. Er selbst will von einem solchen Standpunkte nichts wissen und verwirft eine solche Klausel als „sittlich inkorrekt“. Mit Recht, und es freut uns außerordentlich, endlich einmal wieder nach langer Zeit ein solches Bekenntnis von einem landeskirchlichen Theologen zu hören. Denn die sind allerdings selten geworden, so selten, daß Herr P. Glage seine Gegner, und nicht bloß die groben Ungläubigen, sondern die große Mehrzahl seiner Amtsbrüder, noch überschätzt hat, wenn er meint, sie verständen ihre Verpflichtung auf die lutherischen Bekenntnisschriften in dem Sinne, sofern dieselben mit der heiligen Schrift übereinstimmen. Sollte ihm vielleicht verborgen geblieben sein, daß so gut wie alle heutigen „lutherischen“ Theologen, welche sich nicht dem Vorwurfe „missourischer Ueberspannung“ aussetzen wollen, ihre Verpflichtung auf die Bekenntnisse keineswegs auf deren gesamten Gehalt beziehen, sondern in einem so oder so beschränkten Sinne auffassen? Sollte er vielleicht nicht wissen, daß die „Allgemeine evangelisch=lutherische Konferenz“, eine Versammlung für „orthodox“ gehaltener „Lutheraner“ aus den verschiedensten „lutherischen“ Landeskirchen, solcher nämlich, welche sich aus einem gewissen Gegensatz gegen die „Union“ zusammengeschlossen haben, in ihrer im Jahre 1882 zu Schwerin gehaltenen Versammlung ausdrücklich und einstimmig für die „theologische Wissenschaft“, „möglichst freie Bewegung“ in Bezug auf die Bekenntnisverpflichtung in Anspruch genommen hat? Da ist ja schon gar nicht mehr die Rede von einer Verpflichtung, sofern die Bekenntnisse mit der heiligen Schrift, sondern vielmehr, sofern sie mit der Wissenschaft übereinstimmen. Und allerdings ist ja selbst in den „gläubigen“ Kreisen an die Stelle der heiligen Schrift bereits längst die Wissenschaft, die große Diana der Epheßer, getreten. Wie sollte da noch die Schrift als Richtschnur gelten, wo die „Wissenschaft“ an ihre Stelle getreten und sich sogar zur Richterin über die Schrift selbst gesetzt hat? Der Vorwurf jenes Sozialdemokraten also, der Herrn P. Glage ins Gewissen gefahren ist, trifft offenbar nicht allein die groben Ungläubigen, wie Rebattu und Genossen, sondern mehr oder weniger alle dessen mehr oder weniger orthodoxe wie heterorthodoxe „Amtsbrüder“. Was sollte wohl werden, wenn man mit der Bekenntnisverpflichtung in den Staatskirchen heutzutage noch Ernst machen wollte? Wo soll denn nun die Grenze gezogen werden, wenn man's nicht machen will, wie die „Missourier“, welche heute noch glauben, daß „alle Schrift von Gott eingegeben“ ist und daß die Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche in Bezug auf ihren gesamten Lehrgehalt mit denselben Worte Gottes übereinstimmen? Denn wenn auch immer hier und da noch Kirchenlehrer vorhanden sind, welche die Bibel für Gottes unfehlbares und irrtumsloses Wort halten — wie stehen sie zu den lutherischen Bekenntnissen? Und wenn vielleicht auch dieses — warum

halten sie denn die Gegenlehre, warum halten sie die Predigt des Unglaubens nicht für so gefährlich? Sollte auch ihnen die „Wissenschaft“ die Köpfe verwirrt haben? Nicht wahr, die Grenze zwischen Glauben und Unglauben ist ihnen fließend geworden, und sie wissen nicht mehr, wo der eine anfängt und der andere aufhört. Die Verwirrung ist groß und wird von Tag zu Tage größer. Weil man die Grenze da nicht ziehen will, wo sie eigentlich liegt, weil man die Richtschnur des Wortes Gottes und des schriftgemäßen Bekenntnisses verloren hat, weil weder das Eine noch das Andere klar sein soll (wie auch der Papst sagt) und man noch darüber zankt (oder schließlich auch das Streiten darum als „aussichtslos“ aufgegeben hat), weil man ein wenig Gift für ungefährlich hält und niemand sagen kann, wo es aufhört „wenig“ zu sein und anfängt „viel“ zu werden, darum kann man auch nicht sagen, wo die Gefahr anfängt. Würde man sich freilich nach Gottes Wort richten, da geschrieben steht: „Ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig“, so würde man sich schon zu recht finden lernen. Allein das wäre ja — „missourisch“.

Mit Vorstehendem haben wir bereits zum Teil die zweite Frage beantwortet: Woher es kommt, daß man den Kampf gegen den Unglauben für aussichtslos erachtet? Doch müssen wir auch in Bezug hierauf noch etwas hinzufügen. Vor allem dies, daß diejenigen offenbar ganz recht haben, welche den Kampf gegen den Unglauben innerhalb der Landeskirche für aussichtslos halten. Sie werden zwar, wenn wir dieses sagen, die Sache umbrehen und sagen, das thäten sie gar nicht; im Gegenteil, sie hätten die Hoffnung, den Unglauben zu überwinden. Auf eine Widerlegung dieses Einwandes wollen wir uns jetzt nicht weiter einlassen. Wenn sie noch Hoffnung haben, wohl, wir können und wollen sie ihnen nicht nehmen. Nur Eins bitten wir zu bedenken: Mit welchen Mitteln gedenkt man denn eigentlich den Unglauben zu überwinden? Durch die „Wissenschaft“ der Professoren auf den heutigen Universitäten? Wer das noch glauben kann, ist selbst bereits vom christlichen Glauben abgefallen. Oder wie gedenkt man die Universitäten zu reformieren? „Das ist gar nicht unsere Sache“, wird man sagen. Die Rede kennen wir und hören auf zu rechten. So war es auch nicht P. Glages Sache, einen Notschrei zu erheben? „Ganz unsere Meinung“, wird man sagen. Gewiß, es war „Vermessenheit“, daß Herr P. Glage sich auf seinen Beruf als Christ und Pastor berief, für seinen Glauben zu kämpfen, gleich jenem „vermessenen“ Hirtenknaben, der sich erdreistete, mit dem Philisterriesen anzubinden? Nun, und wessen Beruf war es denn? „Dazu sind die Kirchenbehörden da.“ Ja, die Staatskirchenbehörden! Wie aber, wenn die ihre Schuldigkeit nicht thun, nicht thun wollen und wegen ihrer inneren und äußeren Gebundenheit nicht thun können? So bleibt nichts übrig, meint man, als „zu jeuzen und zu beten“. Ja, weil man den Unterschied zwischen Staat und Kirche verlernt hat, und weil man meint, ein Christ müsse sich auch alle herkömmlichen Kirchenoberen gefallen lassen, wie er sich einen weltlichen Tyrannen gefallen muß. Nun, so bleibt halt alles beim Alten, geht, wie es gehen will und wird immer schlimmer. So wird man sich auch wohl bemühen, Herrn P. Glage zu überzeugen, daß sein „Notschrei“ besser unterblieben wäre? Ob er sich wird überzeugen lassen? Wenn Ja, so wird zwar bald alles still werden, und nicht sobald wieder würde jemand es wagen, ähnlich aufzutreten. Wenn Nein, was dann? Ja, was dann? Dann kommt — das ist unausbleiblich — die Frage von dem Recht oder Unrecht der Separation von einer Landeskirche, welche legerische Menschen nicht abthun will, nicht abthun kann. Denn Gottes Wort vom (kirchlichen) Meiden eines solchen bleibt stehen (Tit. 3, 10). Gottes Wort bleibt stehen, daß man von allen

* Die weltliche Obrigkeit geht die Sache allerdings nichts an.

denen weichen soll, welche Zertrennung und Aergernis anrichten neben der Lehre des Wortes Gottes (Röm. 16, 17). Gottes Wort bleibt stehen, daß wir mit den Ungläubigen nicht am fremden Joch ziehen sollen (2 Kor. 6). Ja, es bleibt stehen, auch wenn so und so viel „Gläubige“ es nicht einsehen können oder nicht darnach sich richten wollen. Und so kommt man denn vor die Frage, ob man bereit ist, auch mit denen die Kirchengemeinschaft in äußerlicher, sichtbarer Kirche aufzuheben, welche bei den Massen und den Kezern bleiben und sich nicht trennen wollen. Nicht wahr, die Sache wird ziemlich „ausichtslos“? Ja, ausichtslos wird die Sache, denn derer werden nicht viele sein, welche den in Gottes Wort gebotenen, für ein in Gottes Wort gebundenes christliches Gewissen einzig möglichen Weg mitgehen wollen. Und viel irdisch Gut wird auch nicht mitgehen. Kurz: Die Sache wird ziemlich ausichtslos. Aeltere, in solchen Sachen erfahrene Männer haben das längst gesehen. Und der „Sophist aller Sophisten“ ist gekommen und wird auch jetzt wieder kommen und sagen: „Es geht nicht; was soll aus dem armen Volk werden?“ Dagegen ließe sich ja freilich sagen: Nun, dem Volke muß eben der in Gottes Wort gewiesene Weg gezeigt werden, und ein guter Hirte muß seinen Schafen den Weg nicht allein zeigen, sondern sie nötigen, ihm zu folgen, und ihnen vorangehen auf dem schmalen Wege, damit sie ihm nachfolgen. Es wird eben darauf ankommen, ob man in aller Einsicht dem Worte Gottes oder ob man dem „Sophisten aller Sophisten“ folgt. Für das Fleisch freilich ist und bleibt die Sache „ausichtslos“. Das geben wir willig zu. In Wahrheit aber liegt die Sache anders. Da liegt sie so, wie wir unter dem 9. Dezember des Jahres 1878 der sel. Ruhland in seinem Begleitbriefe zu einem Berufungsschreiben an die Dresdner sep. luth. Gemeinde schrieb: „Es ist allerdings wahr, daß, indem Sie den Dresdner Beruf annehmen und in den Kreis, in die Arbeit und in den Kampf unserer vielgehaßten sächsischen Separation eintreten, ein schweres Joch auf Sie gelegt wird, daß Mühsale, Bedrängnisse, Unruhe, Entsagungen und ungeahnte Anfechtungen Ihnen nicht erspart bleiben werden. Allein dreierlei ist es, was uns unser Joch doch sanft, unsere Last leicht, unsere Arbeit süß und selbst unseren Kampf freudenvoll macht; nämlich 1. die feste göttliche selige Wahrheit, die wir für uns haben; 2. das unsagbar köstliche Gut der christlichen und kirchlichen Freiheit, in der wir uns als rechte ‚Reichsunmittelbare‘ bewegen können, und endlich 3., die reiche, nie versiegende und ermüdende Gnade unseres HErrn Jesu Christi, welche uns arme Windlichter wie ein unbezwinglicher Wall umgiebt, schützt und schirmt und wie der liebe Himmel uns täglich Licht, Kraft und Segen zuführt, daß wir nicht zu verzagen brauchen in dem Elende, was wir um uns her und in uns selbst erblicken und erfahren.“ Zu diesen Worten muß ich jetzt, nach bald sechzehnähriger Erfahrung in der lutherischen Freikirche, und zwar in drei verschiedenen Ländern Deutschlands, Ja und Amen sagen. Es kommt eben darauf an, was für „Ausichten“ man sich macht und was man für „ausichtslos“ oder „ausichtslos“ ansieht.

Doch nun endlich zur dritten Frage: Wie ist es möglich gewesen, daß man sich an dergleichen Aergernisse in den Landeskirchen, wie sie neuerdings Herrn P. Glage zu seinem „Notzschei“ bewogen haben, hat gewöhnen können? Nun, wer da weiß, wie groß die Macht der Gewohnheit ist, der wird sich freilich nicht wundern und nicht lange erst fragen. Man gewöhnt sich eben schließlich an alles. Man gewöhnt sich an Menschen und Verhältnisse, an Gutes und Böses. Man gewöhnt sich an Schmutz und Elend, an Sünde und Schande. Eine andere Frage ist freilich, wie man dabei fährt? Denken wir uns z. B., ein Mann wie Herr P. Glage, gegenwärtig in seinem Gewissen beunruhigt über den Greuel innerhalb seiner Kirchengemeinschaft,

zu der er gehört, ließe sich durch allerlei Vorspiegelungen, Drohungen, Vocungen, Erwägungen u. dergl. allmählich beruhigen und mit der Zeit dahin bringen, seinen „Notzschei“ etwa als „jugendlichen Enthusiasmus“ oder dergleichen anzusehen, wie es andere vor ihm schon gemacht haben, und er würde, in das Geleise des täglichen Lebens zurückkehrend, seine nächsten Amtspflichten, vielleicht mehr mechanisch, als früher, erfüllen, ohne um das Wohl oder Wehe der Kirche im Ganzen sich zu kümmern, so würde er sich etwa gewöhnen, die Sache so anzusehen, daß er doch nichts dabei machen könne und ihn das alles eigentlich auch gar nicht angehe, so würde er allmählich sich gewöhnen, gar nichts Beunruhigendes oder Gewissenbeschwerendes mehr in der Gemeinschaft mit allerlei Kezern zu finden, er würde sich vielleicht, wie so viele andere, gewöhnen, die Sünde der Kirchengemeinschaft mit den Ungläubigen, wie vielmehr die feinere Union, auch die in der Landeskirche einmal nicht abzulehnende Zuchtlosigkeit als ein zu tragendes „Kreuz“, oder auch die Verschiedenheit der „Richtungen“ innerhalb der Kirche als etwas Selbstverständliches, wo nicht gar als etwas Gutes anzusehen, und würde vielleicht nach so und so viel Jahren über seinen „Notzschei“ selbst — lächeln. Es wäre nicht das erste Mal. Haben wir doch Aehnliches schon erlebt. Erinnern wollen wir nur an einen Mann, der vor Jahren, innerhalb der Freikirche stehend, gegenüber der falschen Lehre von einem gottgestifteten höheren Kirchenregimente einen guten Kampf gekämpft hatte, allmählich aber mit den Staatskirchlichen und deren Lehre und Praxis dermaßen sich befreundete, daß er in späterem Alter noch sich verlocken ließ, das Amt eines Generalsuperintendenten innerhalb einer Staatskirche anzunehmen, um als solcher die Freikirche recht wirksam bekämpfen zu können.

Es wird darauf ankommen, daß ein jeder die Zeit seiner Heimsuchung erkenne, sein Gewissen aus Gottes Wort und in Gottes Wort gegründeten gottseligen Schriften recht beraten lasse und demselben dann in willigem Gehorsam des Glaubens folge. Entweder vorwärts, oder zurück: Eins von beidem gilt bei jedem. Für jetzt aber wollen wir Herrn P. Glage mit seiner Gemeinde, der ganzen Stadt Hamburg und allen frommen Christen daselbst das Beste wünschen und des HErrn Segen erbitten.

Nachschrift. Inzwischen ist die „Neue Lutherische Kirchenzeitung“ freimütig, offen und warm für P. Glage eingetreten. Im Uebrigen ist jedoch bisher weiter nichts verlautet. H—r.

(Aus dem „Lutheraner“ vom 4. Dezember 1894.)

Unsere neue ostindische Heidenmission — ist sie nach Gottes Wort und Willen angefangen? und wie soll sie geführt werden?*

Unsere Synode ist dabei, eine neue und eigene Heidenmission anzufangen — ist so ernsthaft und dicht dabei, daß sie schon ein bestimmtes Missionsfeld ausgewählt und zwei Missionare in ihren Dienst genommen und öffentlich und feierlich abgeordnet hat, wie das die lieben Leser des „Lutheraner“ bereits wissen.

Aber solche Sachen soll man nicht thun aus eigenem Vornehmen, sondern nach Gottes Willen, nicht nach menschlichem Gutdünken, sondern nach Gottes Wort.

So haben wir es auch mit unserer neuen Mission gemacht und so wollen wir es machen.

Dafür soll hier öffentlich Zeugnis abgelegt werden. — Wir nehmen zuerst die Frage vor uns:

* Dies ist die von Herrn Pastor Jörn in Cleveland in dem Abordnungsgottesdienste gehaltene Predigt, welche der Verfasser selbst in Form einer zum Lesen bestimmten Abhandlung zum Druck befördert hat.

Ist unsere neue ostindische Heidenmission nach Gottes Wort und Willen angefangen?

Zur Heidenmission giebt uns der Herr Jesus nicht allein das Recht, sondern er macht sie uns zur heiligen Pflicht: er befiehlt sie, da er spricht: „Geht hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ (Matth. 28, 19).

Dieser Befehl ist zwar ursprünglich den Aposteln gegeben, aber er ist mit den Aposteln nicht gestorben, sondern auf die Gemeinde übergegangen, auf die Gemeinde, zu der der Heilige Geist sagt: „Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, das heilige Volk, das Volk des Eigentums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden des, der euch berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht“ (1 Petr. 2, 9). — Also uns befiehlt Christus die Heidenmission. Das ist sonnenklar und das bezweifelt kein Christ.

Unsere Synode hat auch allezeit Heidenmission getrieben, indem sie die von gewissen lutherischen Missionsgesellschaften geführten Heidenmissionen unterstützte.

Mit dieser Weise, Heidenmission zu treiben, hörte unsere Synode auf, als es offenbar wurde, daß diese Missionsgesellschaften nicht treu zu Gottes Wort und Luthers Lehr standen und stehen wollten.

Zwar giebt es lutherische Kirchenlehrer alter und neuer Zeit, welche sagen, man könne auch falschglaubige Missionen unterstützen, wenn sich keine rechtglaubige Mission finde, weil doch durch die falschglaubigen Missionen auch noch seligmachende Grundlehren der christlichen Religion verkündet werden. Unsere Synode war aber eingedenk des Wortes des Herrn: „Ich ermahne aber euch, daß ihr aufsehet auf die, die da Zertrennung und Aergernis anrichten neben der Lehre, die ihr gelernt habt, und weicht von denselbigen“ (Röm. 16, 17), zog sich von diesen Missionen zurück und trieb das ihr beschiedene Missionswerk hierzulande unter ihren zerstreuten Landsleuten, unter den Regern, Juden und Amerikanern, und wartete, wann es Gott gefallen würde, sie wieder auch zu den fernsten Heiden zu führen.

An einzelnen mahnenden Stimmen, eine eigene neue Heidenmission anzufangen, fehlte es diese ganze Zeit her nicht. Ich erinnere an die des alten treuen, nun selig verstorbenen Pastor Sievers. Und diese einzelnen Stimmen wurden endlich zur Volksstimme, zur Stimme des Christenvolkes unserer Synode, und im Jahre 1893 beschloß die zu St. Louis versammelte Allgemeine Synode, eine eigene Heidenmission anzufangen, und wählte aus mancherlei Gründen Japan zum Feld, und traf allerlei Vorbereitungen.

Aber es wollte nicht gelingen. Gott wehrte uns, nach Japan zu gehen.

Da kam von Ostindien her, vom Volke der Tamulen, aus dem Gebiete der Leipziger Mission, die gänzlich unerwartete Nachricht, daß zwei Missionare, Nätter und Mohn, ihres Amtes entsetzt seien, weil — sie verlangt hatten, daß man sich in der Leipziger Mission zur wörtlichen Eingebung der heiligen Schrift bekennen und alle Gegenlehre verwerfen solle; und weil sie verlangt hatten, daß in der Leipziger Mission das Regiment gestellt werde nicht auf papistische Grundsätze von Herren und Untergebenen, sondern auf die recht christlichen Grundsätze von lauter Brüdern in Christo und brüderlicher Unterordnung in Gott gewollter Liebe und Ordnung.

Denn das ist die Sache und nichts anderes. Das ist die Sache, alles angesehen: die Berichte der Leipziger Mission, die Berichte der zwei Brüder, die Zeugnisse mancher ihrer Mitarbeiter, und die Akten, die offiziellen Akten.

Freilich die Akten und die diesen zu Grunde liegenden Verhandlungen mit Nätter und Mohn sind von seiten der Gegner und besonders des Leipziger Missionsdirektors Karl v. Schwarz mit großer Gewandtheit geführt worden. Man ist nie auf die Sache selbst christlich, ordentlich, genau eingegangen.* Durch rein formelle, äußerliche Führung des Handels wußte man den Schein zu erwecken, daß Nätter und Mohn etwas Neues, Besonderes, über Schrift und Bekenntnis Hinausliegendes wollten, und daß sie selbst eigentlich sich trennten von der brüderlichen Gemeinschaft, da man ihnen das Neue, Besondere nicht gewährte, und daß sie deshalb entlassen werden mußten.

Gewiß werden viele einfältige und unerfahrene Christen, dadurch getäuscht, Nätter und Mohn verurteilen.

Uns kann das aber nicht täuschen. Denn wir sind selbst seit einem halben Jahrhundert in demselben Falle, wie Nätter und Mohn: weil wir Gottes Wort für gewiß halten und an jeder Lehre desselben festhalten und Anerkennung derselben und Verwerfung der Gegenlehre fordern, wirft man uns in aller Welt daselbe vor, wie Nätter und Mohn. Man sagt, wir wollten etwas Neues, Besonderes, über Schrift und Bekenntnis Hinausliegendes; wir stellten missourische Sonderlehren auf; wir trennten uns selbst von der brüderlichen Gemeinschaft mit anderen Christen, wenn man diese nicht annähme; wir seien also selbst schuld, wenn man sich von uns zurückziehe und uns allein dastehen lasse. Man hat daher auch laut gesagt, Nätter und Mohn haben die Leipziger Mission missourisch machen wollen, das sei aber abgewiesen worden, wie schon anno 1876, da vier Missionare um ähnlicher Gründe willen sich von der Leipziger Mission hatten trennen müssen. —

Wohlan — Gott befiehlt uns, Heidenmission zu treiben; Gott verbietet uns, mit falschglaubigen Missionsgesellschaften zu arbeiten; als wir eine eigene Mission in Japan anfangen wollten, machte Gott es uns unmöglich: da kommt ein Geschrei von zwei Missionaren der Leipziger Mission, daß die Missionäre seien — sie sind's auch —, daß die um deswillen abgelegt seien; wir hören und sehen, daß es treue und tüchtige Leute sind durch Gottes Gnade; sie verstehen die Sprache der Tamulen, sie kennen das Volk, sie standen mitten in gesegneter Arbeit, sie wollten und wollen gern in Ostindien weiter arbeiten, sie standen aber müßig am Markt, weil sie niemand dinge — wohlan! haben wir jetzt ein Missionsfeld? haben wir jetzt Missionare? hat uns Gott jetzt den Weg gewiesen und eine Thür aufgethan? Hal Treue und tüchtige und willige Arbeiter in Gottes Weinberg, schleudert sie uns gleichsam ins Gesicht, weil sie sind wie wir. Wohlan, wir nehmen sie und senden sie wieder hin zu den Tamulen und sind gewiß und sagen laut: Das ist Gottes Wille und Gottes Führung!

Zum Volk der Tamulen senden wir sie, von dem sie herkommen.

Wir senden sie nicht hin, um in das Gebiet, in die Gemeinden der Leipziger Mission einzudringen, so wenig als in die irgend einer anderen falschglaubigen Mission. Im Gegenteil, wir haben sie angewiesen, an einem Ort anzufangen, der möglichst weit von den Stationen der Leipziger Mission entfernt liegt.

Aber sie überhaupt zum Volk der Tamulen zu senden, um dem die reine lautere Gotteslehre zu bringen, — sollte uns davon die Rücksicht auf die dort arbeitende Leipziger Mission abhalten, die Leipziger Mission, welche buhlt mit dem Geist, der ein Geist ist der Wissenschaft nach der Menschen Lehre und nach der Welt Sagenen, und welche um dieses ihres Buhlens willen

* Wir weisen hierauf besonders hin, weil jedenfalls die Leipziger Missionsleitung bei der angekündigten aktenmäßigen Darstellung ebenso verfahren wird.
W.

treue Befenner der Wahrheit nicht leiden darf und kann?! So narre uns der Teufel denn doch nicht!

Das ist der Anfang unserer neuen Heidenmission.

Wie soll sie geführt werden?

Eine christliche Heidenmission will Heiden zu Christen machen.

Nicht zu Namentchristen, sondern zu wirklichen Christen. Das ist aber ein Werk, das keine menschliche Kraft zu stande bringen kann. Glauben und ein Christ werden ist eine neue Geburt, ein göttliches Werk.

Das kann allein der zu Wege bringen, der da sagt: „Ohne mich könnt ihr nichts thun“ (Joh. 15, 5), und: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden“ (Matth. 28, 18).

Der hat und giebt deshalb auch das einzige Mittel, dadurch Heiden zu Christen gemacht werden.

Und das ist die christliche Lehre, wie er spricht: „Gehet hin und lehret alle Völker“ (Matth. 28, 19), das Evangelium, wie er Mark. 16, 15 spricht: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur“, das Evangelium, welches Geist ist und allein den Geist giebt, den Geist, von dem geschrieben steht: „Niemand kann Jesum einen Herrn heißen, ohne durch den Heiligen Geist“ (1 Kor. 12, 3).

Das haben, wie es scheint, die vergessen, die meinen, noch andere Mittel gebrauchen zu müssen, um das Ziel der Heidenmission zu erreichen. Zum Beispiel meint eine in Ostindien sehr ausgebreitete schottische Mission, zuerst das Heidentum unterminieren, aus den Fugen heben zu müssen durch Verbreitung von Schulbildung, um dann dem so zugerichteten Volke das Christentum zu bringen. — Diese Leute werden finden, daß sie eine gänzlich verhärtete Atheistenmasse hergestellt haben, so viel an ihnen liegt. — Andere denken, durch allerlei leibliche Wohlthaten das Volk dem Christentum geneigt machen zu wollen etc.

Wir wollen nur und allein mit dem Wort, dem Wort, der Lehre von Christo, mit dem Evangelium zu den Heiden gehen, wissend, daß nichts anderes helfen kann, daß aber dies das Mittel ist, welches der allmächtige Heiland uns befohlen hat.

Damit soll keineswegs gesagt sein, daß wir das Wort nur auf einerlei Weise zu den Heiden bringen wollen. Nein, es mag auf alle mögliche Weise geschehen; aber nur, daß es immer das Wort sei.

Deutlicher geredet: Wir wollen nicht, daß unsere Missionare nur und allein durch öffentliches oder privates Predigen das Wort zu den Heiden bringen sollen. Wir haben sie ausdrücklich angewiesen, wo nur irgend möglich, Schulen zu errichten, in denen neben weltlichem Wissen das Wort von Christo gelehrt werde. Das tamulische Volk ist ja ein Vernvolk. — Wir wollen, daß sie die Stadt und Gegend, da sie ihren Wohnsitz aufschlagen, mit guten, klaren, kurzen Traktaten — daß ich so sage — überschwemmen. Das tamulische Volk ist ja ein Lesevolk. — Und wenn sie sonst noch ein Mittel und einen Weg wissen, das Wort an die Heiden zu bringen, so sollen sie das ja gebrauchen, den ja gehen. Aber immer das Wort muß es sein und nichts anderes. In dem, mit dem ist der allmächtige Herr; das ist sein Mittel, aus Heiden Christen zu machen.

Bringen wir das den Heiden, dann führen wir unsere Heidenmission nach Gottes Wort und Willen. Und dann müssen wir seines Segens harren. Dann müssen wir ganz geduldig warten, bis Gott Frucht schafft. Das mag schnell kommen, das mag viele Jahre dauern. Wir können da nichts erzwingen. Da, wo Gott allein das Gedeihen giebt, darf niemand ungeduldig und mißmutig werden und zur Missionskommission oder gar zu den Missionaren ähnlich sprechen, wie Rahel zu Jakob: „Schaffe

mir Kinder, oder ich sterbe!“ Jakob antwortete da ganz richtig: „Bin ich doch nicht Gott, der dir deines Leibes Frucht nicht geben will!“ Wer da, wo nach Gottes Wort und Willen die Heidenmission geführt wird, ungeduldig murren, der murren wider Gott.

Das Wort von Christo, Christi Wort wollen wir den Heiden bringen — und zwar das reine, lautere und ganze Wort. „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe“, spricht der Herr, indem er seine Boten zu den Heiden sendet. (Matth. 28, 20).

Wir wollen nichts verfälschen und keine Verfälschung dulden; wir wollen nichts verkürzen und keine Verkürzung dulden.

Wir wissen wohl, daß es im göttlichen Wort Milch und starke Speise giebt: Milch für die Unerfahrenen im Wort der Gerechtigkeit, und starke Speise für die Vollkommenen, die durch Gewohnheit haben geübte Sinne. Wir wollen also gewiß nicht mit starker Speise anfangen bei den Heiden, sondern mit Milch. Aber wir verwerfen die Rede, daß es in der Heidenmission nicht auf die konfessionellen Unterschiede ankomme; denn das heißt im Grunde nichts anderes, als daß man den Heiden nicht die volle Wahrheit zu bringen habe. Alles, was Christus uns in heiliger Schrift befohlen hat, sollen und wollen wir den Heiden bringen, wie auch der große Heidenapostel Paulus den Ephesern nichts verhalten hat, sondern hat ihnen verkündet alle den Rat Gottes. (Apostelgesch. 20, 27.) Wir wollen, ob Gott Gnade giebt, eine Kirche des reinen Wortes und Sakramentes in Ostindien gründen.

Wir weisen deshalb unsere Missionare an, daß sie fleißig Konferenzen, Lehrbesprechungen halten und führen, auf daß sie selbst in Erkenntnis heiliger Schrift fest und stark werden, und je fester und stärker, damit sie geschickt seien, die Heiden alles zu lehren, was Christus uns befohlen hat, und damit dem Eindringen falscher Lehre gewehrt werde. Und wir wollen mit ihnen arbeiten, in der Weise, daß wir regelmäßige, genaue Protokolle dieser Konferenzverhandlungen erhalten und lesen und, wo es not und nütze ist, beantworten.

Noch eins: Wollen wir um dieser unserer neuen Heidenmission willen das andere Werk, das wir schon lange treiben und das Gott uns zunächst aufgetragen hat: unser Werk unter unseren zerstreuten Landsleuten hier, unsere Negermission und was sonst noch ist, — wollen wir das vernachlässigen, hintansetzen, an Gaben ihm abbrehen? O, dann würden wir alles verderben, ganz gegen Gottes Willen handeln, uns seines Segens berauben! Nein, das sei ferne! Laßt mich ein Wörtlein sagen, eine Bitte aussprechen: Brechet um der Heidenmission willen den anderen Werken unserer Hände nicht einen Cent ab! Laßt die Gaben für die Heidenmission immer Extragaben sein. Nie, nie sammelt eine Kollekte für die Heidenmission, die unter anderen Umständen für andere Zwecke gesammelt worden wäre! So leicht, so leicht können wir unsere Heidenmission reichlich auf solche besondere Weise unterhalten, wenn wir wollen. Und gerade das wird Gott wohlgefällig sein.

So soll — walt's Gott! — nach Gottes Wort und Willen unsere neue Heidenmission angefangen und geführt werden.

Wie wird's nun gehen mit diesem Werk unserer armen Hände? Wir verlassen uns auf den, der, nachdem er den Missionsbefehl gegeben hat, dies Wort gesagt hat: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!“ (Matth. 28, 20.)

O, laßt uns, Missionare, Missionskommission, Gemeinden, laßt uns ihn halten bei diesem seinem Wort, er läßt sich gern halten. Und dann, dann wird's gehen, Amen.

Nachschrift.

Vorstehendes haben wir unseren Lesern sofort mitteilen wollen, teils weil wir bei ihnen ein ernstliches Interesse an der

neuen Mission voraussetzen, teils weil es die beste Antwort auf die in Nr. 24 des Leipziger Missionsblattes enthaltenen Angriffe auf die Missourisynode ist, auch die dort angekündigte Broschüre mit ihrer „aktenmäßigen Darstellung“ in das rechte Licht stellt. Weil aber jener Missionsblattartikel sich der (uns in ihrem Werte gar wohl bekannten) „Zeugnisse“ der Ohio- und Zowasynode gegen die „missourische Missionspraxis“ bedient, um die Missionsfreunde von vornherein gruseln zu machen wegen der zu erwartenden Eingriffe der neuen Mission in das Leipziger „Gebiet“, so wollen wir noch folgenden „Zur Abwehr“ überschriebenen Artikel aus Nr. 23 des „Lutheraner“ vom 6. Nov. v. J., soweit nötig, mitteilen. Es schreibt da Herr Professor Gräbner:

„Wenn unsere Feinde und Gegner uns in unserer kirchlichen Arbeit mit scharfen Augen bewachen, haben wir dagegen gar nichts einzuwenden, und wenn sie an uns und unserem Wirken Gebrechen und Mängel finden und dieselben dann durchs Land posausen, sind uns das erstlich keine neuen Offenbarungen, als hätten wir uns bis dahin für vollkommen gehalten, und sind wir zum andern nicht solche Thoren, daß wir uns nicht auch den Tadel der Feinde zu Nutze machten und zum Antrieb dienen ließen, immer völliger zu werden. Das gilt selbst dann, wenn der Tadel unverdient, der Vorwurf erlogen ist; denn dadurch werden wir gemahnt, vorsichtig und behutsam zu sein, daß uns nicht einmal solcher Tadel mit Recht und solcher Vorwurf mit Wahrheit treffen möge. So lassen wir denn auch manche Verleumdung, die gegen unsere Synode und ihre Arbeit gerichtet wird, unerwidert, freuen uns still vor uns hin, daß es nicht wahr ist, was man uns da auf die Rechnung setzt, und arbeiten mit aller Sorgfalt, ein gutes Gewissen zu behalten, ruhig weiter.

Um indes einmal wieder zu zeigen, wie unsere Widersacher mit Unwahrheit umgehen, bringen wir hier einige Zeugnisse zum Abdruck, durch welche gewisse Beschuldigungen, die man im Laufe d. Jahres gegen Missouri erhoben hat, gebührendermaßen zurückgewiesen werden.“

Hier folgen vier von Pastoren und Vorstehern bezw. Gemeindegliedern unterzeichnete Zeugnisse, durch welche drei Angriffe der Ohioynode und einer der Zowasynode — welcher letzterer auch in „Herold und Zeitschrift“ abgedruckt war — als grundlose Verleumdungen nachgewiesen werden. Dann heißt es weiter:

„Das mag für diesmal zur Abrechnung genügen. Doch möge an dieser Stelle noch auf einen Umstand hingewiesen sein, der nicht übersehen werden sollte. Die Ohioer und Zowaer thun, als wäre es eine Angehörigkeit, wenn unsere Reiseprediger sich auf Gebiete begeben, wo jene Synoden schon Mission treiben. Diese irrige Meinung müssen wir entschieden zurückweisen. Zwar erkennen wir das Amt auch irrgläubiger Prediger in der Weise an, daß wir Leute, welche sich ihrer Seelsorge anvertraut haben, ihren Gemeinden beigetreten sind und sich bei ihnen zum Sakrament halten, nicht nachgehen, sie nicht unter unsere geistliche Pflege nehmen, und da machen wir bei den Ohioern und Zowaern keine Ausnahme, sondern behandeln sie, wie wir die Methodisten und Baptisten auch behandeln, denen wir auch nicht in ihre Gemeinden brechen. Aber so wenig wir uns dadurch, daß an einem Orte oder in einer Gegend schon Methodisten oder Baptisten missionieren, abhalten lassen, auch unsere Missionare hinzuschicken, so lange noch Leute dort sind, die außer kirchlicher Verbindung stehen, so wenig lassen wir uns von einem Missionsgebiet dadurch fernhalten, daß Ohioer oder Zowaer dort Mission treiben, wenn noch Leute dort sind, die sich noch nicht zu ihnen halten. Denn Ohio und Zowa sind eben auch irrgläubige Gemeinschaften, die um so gefährlicher sind, als sie unter lutherischer Flagge segeln. Das macht uns wahrlich keine Freude, und wir wollten Gott danken, wenn es anders wäre. Nun es aber ist, wie es ist, und wir es nicht ändern können, wollen wir uns auch nicht

darüber hinwegtäuschen und auch dafür sorgen, daß andere nicht getäuscht werden. Dazu soll auch die missourische Missionspraxis an ihrem Teil beitragen. Gott gebe Kraft und Nachdruck dazu.“

Wir bemerken noch weiter, zuerst, daß Missionar Kempf mit der Missourisynode in keiner Weise in eine amtliche Verbindung getreten ist, und daß mithin die höchst unbilligen Angriffe auf ihn die neue „missourische“ Mission in keiner Weise mit-treffen, wie der Artikel in Nr. 24 vom Jahrgang 1894 des Leipziger Missionsblattes es offenbar beabsichtigt. Allerdings hat Missionar Kempf sich kirchlich den beiden Missionaren angeschlossen. Und ihn da abzuweisen, würde, nachdem er selbst öffentlich für die Wahrheit gezeugt hat, nachdem die „A. E.-L. K.-Z.“ deutlich als Grund seiner Pensionierung seinen Eifer für Gottes Wort und Luthers Lehre eingestanden hat (vgl. „Freif.“ 1894 Nr. 26), und nachdem die beiden Missionare nach fruchtloser Forderung einer christbrüderlichen Untersuchung der Kempfschen Angelegenheit von dem Kempf zugefügten Unrecht gewiß überzeugt worden sind, selbstverständlich eine Verleugnung in sich schließen (2 Tim. 1, 8). Wir bemerken deshalb zweitens, daß nur Mangel an Raum uns bisher verhindert hat, die schlagende Erwiderung des pens. Missionar Kempf auf die ersten gegen ihn gerichteten Angriffe der „A. E.-L. K.-Z.“ aus Nr. 47 der „Neuen Luther. Kirchenzeitung“ abzudrucken, daß wir dies aber baldmöglichst thun werden. Die letztgenannte Zeitung fährt erfreulicherweise fort, gegen die Leipziger Missionsleitung aufzutreten, und giebt damit Zeugnis dafür, daß selbst in den Augen tiefer blickender Lutheraner in den Landeskirchen der „Purs“ der Leipziger Mission als geändert erscheint. Freilich man weiß das, wie Herr Pastor Born zeigt, zu verdecken und viele werden dadurch getäuscht. Ja, es hat für die, welche eben das Verderben der Landeskirchen und der neueren, auch gläubigen Theologie noch nicht erkennen, einen großen Schein: die Missionare Näther, Mohr und Kempf (letzterer in seinem von den Leipziguern als „Schmähschrift“ bezeichneten Schriftchen*) halten es nun mit der Freikirche, während sie sich früher zur Landeskirche hielten; die Leipziger Mission dagegen steht nach wie vor zur Landeskirche und der ihr geistesverwandten Breslauer Synode — also: die Missionare haben sich geändert, die Leipziger Mission ist dieselbe geblieben! Demgegenüber möchten wir jedoch noch auf Folgendes hinweisen. In den ersten Zeiten der Leipziger Mission standen sich alle, die an derselben arbeiteten und auf ihren Festen zusammen kamen, als Glaubens- und Kampfesgenossen gegen unlutherisches Wesen innig nahe; wer Leipziger Missionsfeste abhielt oder besuchte, mochte von den die Union fördernden Gustav Adolfsfesten nichts wissen; die Kirchenregimente wiederum mochten von der Leipziger Mission und ihren Bestrebungen nichts wissen, eben wegen ihrer exklusiv kirchlichen Stellung; noch Ende der sechziger Jahre verhinderte es das sächsische Kirchenregiment, daß der zur Hilfe des Direktors ins Missionshaus berufene Diakonus Härtig den Titel „Pastor“ führte (welchen man für den einfachsten hielt), weil es fürchtete, es möchte im Missionshause eine Sondergemeinde entstehen. Denn allerdings ging man damals vom Missionshause aus nicht bei Pastor Ahlfeld, sondern nur bei Pastor Schneider im Georgenhanse zum heiligen Abendmahle, weil ersterer Unierte zuließ, letzterer nicht. Freilich bestand dabei die Kirchengemeinschaft mit der Landeskirche und mancherlei Unklarheit. Aber es war doch ein ernstes Streben vorhanden, sich von den verteidigten Sünden der Landeskirche möglichst fernzuhalten, und die Freikirche galt in Leipziger Missionskreisen als das wahr-

* Wir bringen dasselbe hiermit in empfehlende Erinnerung: Ueber unsere Pflicht und Aufgabe bei den kirchlichen Wirren der Gegenwart. Ein Wort zur Prüfung und gegenseitigen Verständigung von Johannes Martin Kempf, pens. Missionar in Ostindien. Jwidau i. S. Druck und Verlag von Johannes Herrmann. 1894. H. 8°. 18 S. Preis 15 Pfg.

Beilage zu Nr. 1 der Evangelisch-Lutherischen Freikirche 1895.

scheinliche Ende. Schreiber dieses wurde u. a. durch Bestärkung seiner Bedenken, ob man im landeskirchlichen Pfarramt nicht notwendig in allerlei Gewissensnöte kommen müsse, seitens des früheren Missionsdirektors für den Missionsdienst geworben. (Daß eben dieser Mann ihn auf Schriften der Missionsynode als auf rechtgläubige zuerst hingewiesen, dafür wird er ihm noch in der Ewigkeit danken.) — Wie anders ist aber das alles geworden! Die Leipziger Mission schwimmt im breiten landeskirchlichen Strome, ihre Segel sind geschwellt von der Gunst der Kirchenregimente mit ihren Epiphanienskollekten u. s. w. Ist der Grund hiervon wirklich der, daß die Landeskirchen so viel besser, strenger, lutherischer geworden wären? Hand aufs Herz, ihr ehrlichen Missionsfreunde, die ihr untereinander seufzet über die immer größer werdenden Schäden der Landeskirchen! Es ist **nicht** so! Und wenn nicht, wo liegt dann der Grund? Darüber denkt nach, anstatt über die bösen Missionsirrer zu schelten, daß sie in „euer“ Gebiet einbrechen! W.

Breslau.

Die Breslauer Generalsynode hat nach vierjähriger Pause im Herbst wieder getagt. Berichte über dieselbe sind teils in ihrem offiziellen „Kirchenblatte“, teils im Fensler'schen „Gothold“, teils in ihrem „Rheinisch-lutherischen Wochenblatte“, teils in der ihnen nahe stehenden „Allgemeinen ev.-luth. Kirchenzeitung“ erschienen. Aus einem Vergleiche derselben ist zu ersehen, daß es mit der im „Kirchenblatte“ gerühmten „Einigkeit im Geiste“ nicht weit her ist.* Bekannt ist auch, daß seit einer Reihe von Jahren zwei Richtungen oder Parteien einander gegenüberstehen. Die bei weitem kleinere Partei sucht vergeblich auf größere Entschiedenheit in Lehre und Praxis zu dringen. Sie bekennet sich zur göttlichen Eingebung und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift und will von den sogenannten lutherischen Landeskirchen und deren modernen Theologien nicht viel wissen, hält aber ihrerseits leider an den Huske'schen Irrtümern mit besonderer Zähigkeit fest. Die bei weitem größere Partei schwimmt meistens im Fahrwasser der landeskirchlichen „Lutheraner“ und hält, wie diese, auf Lehre und Bekenntnis wenig, desto mehr aber auf „Wissenschaft“ und herkömmliche Ordnung. Wie zu erwarten, hat auch diesmal die größere Partei die kleinere majorisiert, und die letztere hat sich gefügt.

Den meistaus größten Teil der Verhandlungen nahm die „Missionsache“ ein. Nicht zwar der Abfall der Leipziger Mission vom Glauben, Lehre und Bekenntnis der lutherischen Kirche, wie derselbe in Absehung zweier treuer Zeugen kürzlich wieder so deutlich offenbar geworden ist. Vornehmlich waren es kirchenpolitische Fragen, über die man mit dem persönlich gegenwärtigen Missionsdirektor von Schwarz lange verhandelte. Weil nämlich die Breslauer in den heßischen Ländern separierte Gemeinden haben und daher von den dortigen Landeskirchen geschieden sind, gleichzeitig aber Missionsvereine derselben Landeskirchen an der Leipziger Mission beteiligt sind, sehen sich die Breslauer auf diese Weise mit denselben Leuten kirchlich verbunden, von denen sie sich erst separiert haben. Da nun wieder die Leipziger die heßischen Landeskirchen, noch die Breslauer ihre dortigen Gemeinden verlieren und beide, Breslau und Leipzig, auch nicht von einander lassen wollen, war guter Rat

* So schreibt „Gothold“ von einer solchen „Mannigfaltigkeit der Ansichten über kirchliche Verfassung“, welche da hervorgetreten sei (einer habe sogar ganz ernstlich das Heil in der bischöflichen Verfassung gesehen), daß man allerdings darüber nicht so leichten Fußes hätte hinweggehen sollen, wie man doch gethan habe.

teuer. Zwar haben die Leipziger das den Breslauern im Jahre zuvor gegebene Vergerniß der Berufung eines heßischen Generalsuperintendenten zum Festprediger auf dem Leipziger Missionsfeste dadurch auszugleichen gesucht, daß sie diesmal den Direktor ihres Oberkirchenkollegii diese Ehre erzeugten. Aber völlige Beruhigung ist dadurch doch nicht hergestellt worden. Man hat lange hin und her geraten, bis man endlich auf den Gedanken gekommen ist, wenigstens vorläufig zu beschließen, daß Missionsgemeinschaft keine Kirchengemeinschaft sei und Missionsberichte ohne Talar nicht wie eine Kanzelpredigt im Talar betrachtet werden solle. Und also wurde in echt juristisch-bürokratischer Weise diese Gewissensfrage erledigt, sogar mit den herkömmlichen bekannten Ausdrücken des Papstes: „Wir können tragen — wir können nicht tragen“. Eines Schriftbeweises bedarf es da nicht. Wie sollte auch wohl da, wo man sich nicht mehr zu der Schrift bekennen will?

Wie gesagt und bekannt, liebäugelt die große Mehrheit der Breslauer Synode mit den Landeskirchen und deren neuerer Theologie, und so auch mit der Leipziger Mission, deren Direktor gerade von etlichen landeskirchlichen Missionsfesten in Hessen (Klein-Linden und Allendorf a. d. Lunda) zu ihnen geeilt war, um den Verhandlungen beizuwohnen. Da wagte es die kleine Partei der Entschiedeneren abermals, das große Vergerniß der Amtsentzetzung der beiden bibelgläubigen Missionare von der Leipziger Mission zur Sprache zu bringen und die Generalsynode zu einem Bekenntnisse zur göttlichen Eingebung und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift zu veranlassen. Auch diesmal natürlich vergebens. Denn sollten sie es mit all ihren landeskirchlichen Freunden, sollten sie es mit der Leipziger Mission verderben, mit denen allen sie doch nicht bloß äußerlich, sondern innerlich eins sind? Sind doch die Wenigsten unter ihnen, welche noch an dem alten, christlichen Bibelglauben festhalten. Damit aber die Breslauischen Gemeinden, welche von der neumodischen „Wissenschaft“ nichts wissen wollen, dies nicht merken möchten, wurde geheuchelt. Daß damit nicht zu viel gesagt ist, beweist Nr. 20 des „Kirchenblattes“ vom 15. Oktober. Dasselbst lesen wir:

„Es ist eigentümlich, daß man heutzutage mit Bestimmungen über die Inspirationslehre sehr vorsichtig sein muß. Früher war das nicht so. Im Konfirmandenunterricht haben wir alle gelernt, daß die heilige Schrift wörtlich von Gott eingegeben und sein untrügliches Wort sei. So haben auch alle unsere Geistlichen nun sechzig Jahre lang gepredigt und gelehrt. Aber in neuerer Zeit werden die Begriffe ‚Verbalinspiration‘ und ‚Irrtumslosigkeit‘ in einem Sinne gedeutet und ausgebeutet, daß damit zugleich über die Art und Weise, wie die Inspiration zu denken sei, auf dem Wege von Schlüssen und Folgerungen Etwas festgesetzt zu werden scheint, was die Schrift nicht lehrt. Dies wird allerdings von der modernen Seite bestritten. Eben darum wird die Sache vor allem theologisch untersucht werden müssen, wozu vielleicht auch die in Aussicht genommenen Pastoral-Konferenzen werden dienen können.“

In den ersten dieser Sätze sucht man sich vor den einjältigen, unschuldigen Christen in den Gemeinden den Schein zu geben, als ob man wirklich an der Verbalinspiration und Irrtumslosigkeit der Schrift festhalte. Die folgenden Worte aber sind absichtlich in ein solches Dunkel gehüllt, daß dieselben Leute sie nicht verstehen können, sondern auf den Gedanken kommen sollen und müssen, als handle es sich in diesem Streite um theologische Spitzfindigkeiten, ja als hätten die Antragsteller (P. Greve, Rohnert u. s. w.) oder gar die bösen „Missionsirrer“, die man dahinter wittert, solche Spitzfindigkeiten aufgedracht. Und doch ist die Sache gerade umgekehrt. Von unsertwegen ist die Lehre von der Verbalinspiration und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift noch gerade so einfach, wie sie immer gewesen ist und wie sie jeder Christ versteht. Denn „Verbalinspiration“

heißt eben Worteingebung, also daß jedes Wort, welches die Propheten und Apostel geschrieben haben, nicht ihr, sondern Gottes eigenes Wort ist; „Irrtumslosigkeit“ aber heißt Irrtumslosigkeit, nicht mehr und nicht weniger. Da giebt es unseres Bedünkens nichts zu „deuten“ oder „auszubeuten“, nichts zu „schließen“, zu „folgern“ oder „festzusetzen“, und insofern nichts „theologisch zu untersuchen“. Aber die klugen Professoren und mit ihnen die Breslauer haben, weil sie diese einfache, christliche Wahrheit nicht mehr glauben und doch dabei vor dem gemeinen Christenbolke den Schein erwecken möchten, als ob sie noch daran glaubten, solange gedreht und gedeutet, bis sie einen „Begriff“ von „Verbalinspiration“ und „Irrtumslosigkeit“ herausgebracht haben, der eigentlich das gerade Gegenteil von dem ist, was alle einfältigen Christen darunter verstehen. Denn nun soll etwa die Verbalinspiration sich nicht auf alle, sondern nur auf etliche Worte der Schrift beziehen, nämlich nicht auf die natürlichen, geschichtlichen, geographischen und dergl., sondern nur auf die „geistlichen“ Dinge; welche das aber seien, darüber sind die Gelehrten sich noch nicht einig. Oder man sagt auch, Inspiration sei nicht Eingebung, sondern das allgemeine Walten und Regieren Gottes, dabei auch Irrtum und Sünde „zugelassen“ werde. Und unter „Irrtumslosigkeit“ versteht man gleicherweise nicht eine völlige, sondern eine teilweise, wie es sich eben jeder denkt. Denn die theologische „Wissenschaft“ muß ja frei sein, und die „Kritik“ der Menschen, ihren Gott und sein Wort zu kritisieren, darf ja nicht beschränkt werden. Sie machen es übrigens gerade so, wie die Leugner der Gottheit Christi, die, um noch als Christen zu erscheinen, an Christi „Göttlichkeit“ zu glauben vorgeben und den einfältigen Leuten einzureden suchen, der ganze Streit sei nur um die „Art und Weise“, wie derselbe „zu denken sei“, daß aber sei offenbar nicht von Belang, weil dies ja ein Geheimnis sei, über welches die „Wissenschaft“ so oder so spekulieren könne.* Daß so den armen, einfältigen Christenleuten Sand in die Augen gestreut wird, ist zwar nichts Neues. Neu aber ist es, daß solches nun auch von den Breslauern geschieht, also daß deren Gemeinden glauben sollen und müssen, ihre Pastoren seien sämtlich bibelgläubige Männer, in acht nehmen müsse man sich aber vor den bösen „Missouriern“. H—r.

(Schluß folgt.)

Vermischtes.

Ueber die evangelischen Theologie-Professoren in Preußen schreibt „Freimund“: „Die Umsturzbestrebungen auf sozialem und staatlichem Gebiet werden bekämpft; dagegen auf kirchlichem Gebiet wird dort der Umsturz geradegu gezüchtet und großgezogen, indem Theologie-Professoren angestellt und im Amt belassen werden, die den Glauben der künftigen Pfarrer mit höchstem Fleiß zerstören, anstatt zu bauen. So lehrt an der preussischen Universität Bonn ein Professor, Meinhold heißt er, daß Abraham, Isaak und Jakob lauter erdichtete, sagenhafte Personen seien, Phantasiegedichte ohne Wirklichkeit. Moses habe zwar wirklich gelebt, aber daß Gott sich ihm wirklich offenbart habe, davon sei keine Rede. Alles was in den fünf Büchern Moses als Offenbarung des HErrn berichtet werde, habe Moses aus sich selbst erkannt und gefunden. Ein anderer Bonner Theologie-Professor, Grafe heißt er, lehrt, das heilige Abendmahl sei vom HErrn Jesus als einfaches, natürliches Mahl gemeint gewesen; eine bleibende Einrichtung damit zu stiften, daran habe Er gar nicht gedacht. Erst Paulus habe dann seine eigenen rabbinischen

Gedanken dazu gebracht und sie ‚mit einer Gewaltthätigkeit ohne Gleichen‘ seinen Zeitgenossen aufgenötigt. Die Worte: „das thut zu meinem Gedächtnis“ habe er (1 Kor. 11) von sich aus hinzugefügt. Doch genug der Väterungen. Das dürfen Leute, die Pfarrer heranzubilden wollen, in Preußen ungeheuer lehren — und dabei will man für ‚Religion, Sitte und Ordnung‘ kämpfen und zum Kampfe rufen. So ruft man die Truppen zur Verteidigung der Festung, und läßt dabei die Festung selbst aufs fleißigste unterminieren. Es ist ein großer, zum Himmel schreiender Jammer. In Baden steht es ebenso. Ein Professor der badischen Universität Heidelberg, Baffermann heißt er, der zugleich Vorsteher des Heidelberger Predigerseminars ist und damit die Ausbildung der künftigen Pfarrer ganz besonders in Händen hat, verlangte jüngst in öffentlicher Rede, im christlichen Religionsunterricht müsse der Lehrer das Recht haben, das, was im Alten Testament Sagen und Mythen (Mährlein) seien, auch als solche benennen zu dürfen. Denn das haben die Professoren ja herausgebracht, was dergleichen im Alten Testament steht, indem sie an dem Wort unseres Gottes herumknitzeln und es meistern wie den Aufsatz eines Schulbuben. Warum hat Er aber auch nicht die Professoren gefragt, als Er es schreiben ließ? Sie hätten Ihm sagen können, wie es werden sollte, denn sie wissen alles. Nur was sie für elende, blinde, vom Hochmutsteufel besessene und ungöttlich gesinnte Leute sind, das wissen die Herren nicht. Und wehe ihnen, wenn sie es einmal vor Seinem Stuhl inne werden! Wenn das Blut der Tausende, die sie verführt, in Zweifel und Unglauben gestürzt haben, über ihr Haupt kommen und wider sie zeugen wird im Angesichte Dessen, der dem Verführer auch nur Eines Geringsten mit einem Mühlstein am Hals im tiefsten Meer ersäuft zu werden noch als das Beste droht, das ihm widerfahren könnte!“

Nachrichten und Bemerkungen.

Ueber das Auftreten P. Glage's hat in einem Artikel der „Nat.-Zeitung“ (der versehentlich auch in den „Reichsboten“ geraten war) ein ungläubiger Spötter seine Glossen gemacht, welche wir hier nicht wiederzugeben bedanken. Beachtenswert aber scheint uns folgender Abschnitt aus demselben: „Die Anshartapelle hatte einst ein sehr hohes Ansehen. Sie war der Ort, wo eine pietistisch innige Predigt unter Wilhelm Baur, dem jetzigen Generalsuperintendenten der Rheinlande, eine danach verlangende Gemeinde sammelte. Sie wurde ein Mittelpunkt, von dem aus, wie jedermann weiß, viel barmherzige Arbeit unter dem konfessionell strengen (?), aber innerlich frommen, mit ruhiger Klarheit wirkenden Pastor Wind ausging. Seitdem dieser weit über seinen Kreis hochverehrte Mann gestorben, scheint eine gewisse Unruhe in die Besetzung der Pfarrstellen an der Anshartapelle gekommen zu sein.“ Diese Worte bestätigen, wie der Teufel und seine Anhänger mit den Unionspietisten und Leuten der „Inneren Mission“ weit eher zufrieden sind als mit den entschiedenen Lutheranern. Wo der HErr Jesus und seine Jünger mit der ganzen Wahrheit und vollem Ernst auftraten, da ist es mit dem faulen „Frieden“ vorbei, da giebt es Rumor, „Schwert“ und „Feindschaft“ (Matth. 10, 34 ff.), da sind es „schädliche“ Leute, die „Aufruhr erregen auf dem ganzen Erdboden“ (Apostelgesch. 24, 5), eine „Sekte, der an allen Enden widerprochen wird“ (28, 22) u. s. w. „Offentlich“ (so schließt jener Artikel der „Nat.-Zeitung“), „geht diese Aufregung, die verursacht werden soll, wie ein Sturm im Wasserglase vorüber, ohne viel Schaden anzurichten.“ Wir wollten gern das Gegenteil, mit unserem HErrn Christo, der gesagt hat: „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden, was wollte ich lieber, denn es brennete schon“ (Luk. 12, 49) — wiewohl unsere Hoffnung in diesen letzten Zeiten in dieser Beziehung gering ist.

In der preussischen Landeskirche scheinen sich die Orthodoxeismollenden neuerdings besonders sicher zu fühlen, nachdem die neue Agende, die gegen die alte manchen Vorzug haben soll, von der General-synode angenommen worden ist. Aber man scheint vergessen zu haben, daß auch die neue Agende dem Wesen der Landeskirche gemäß eine Unions-agende ist und bleibt mit Parallelsformularen zum beliebigen Gebrauche für die Gläubigen und Ungläubigen, als z. B. Taufe mit oder ohne Taufelsentsagung u. dgl. Ueberdies sollten die immer frecher werdenden Angriffe der ungläubigen Professoren gegen das Christentum

* Als ob überhaupt der menschlichen Wissenschaft möglich oder auch nur gestattet wäre, über dasjenige, was die Schrift von den Geheimnissen des Glaubens verschwiegen hat, zu spekulieren.

sie eines Besseren belehren. So hat jüngst, nachdem die Annahme der neuen Agende Thatsache geworden, ein Berliner Professor für Nationalökonomie, Meißner, sich seinen Studenten gegenüber dahin aussprechen zu müssen geglaubt, daß auch die Bauern, wenn sie gleich orthodoxe Predigten verlangten, mehr und mehr zu der Einsicht gelangten, mit dem Apostolismus sei es „so eine eigene Sache“. Und Professor Harnack hat seinen Studenten Anweisung gegeben, wie sie sich um das Apostolismus herumdrücken könnten. Bald darauf waren auch die Zeitungen voll von den neuesten Aeußerungen der Bonner Professoren Grafe und Meinhold, welche ihrem rationalistischen Unglauben in größter Weise Ausdruck gegeben hatten. Der Zeitgenannte, ein Sohn des einst in seiner Weise bestbekannten Camminer Superintendents und Führers der sogenannten Vereinslutheraner (wie auch Harnack jenes gläubigen Dorpater Professors Theodosius Harnack Sohn ist), hatte u. a. geäußert: „Die Inspirations-theorie ist ein Wahn“. So lästerlich diese Rede ist, so wenig haben übrigens „Kreuzzeitung“, „Reichsbote“ u. a. Blätter mit ihren Nichtigungen Ursache, darüber viel Geschrei zu machen. Denn auch sie mit allen ihren „gläubigen“ Professoren (auch Jöckler, Gremer und v. Nathusius in Greifswald nicht ausgenommen) und den weitaus meisten ihrer „gläubigen“ Pastoren haben ja die alte christliche Inspirations-„Theorie“ (wie sie sie nennen) längst aufgegeben. Sie alle sind je länger je mehr bergab gegangen und gehen immer mehr bergab, die Studenten jauchzen ihren Professoren Beifall, und die „geschichtliche Entwicklung“ der Landeskirche wird immer mehr, wie Grafe gesagt hat, dem neuen Nationalismus „zum Rechte verhelfen“. Hat doch auch der Präsident des Oberkirchenrates, Barthausen, kürzlich gegenüber der von anderer Seite her ausgesprochenen Befürchtungen, man gehe damit um, in den neuen preussischen Provinzen die Union einzuführen, mit deutlichen Worten ausgesprochen, so dumm werde man nicht sein, denn die Sache werde sich mit der Zeit ganz von selber machen.

D. Barthausen, Präsident des preussischen Oberkirchenrates, hat sich kürzlich gelegentlich eines Kirchweihfestes in Köln zu Gunsten der ungläubigen Bonner Professoren und zu Ungunsten der „Freunde des kirchlichen Bekenntnisses“, wie auch der „Kreuzzeitung“ und des „Reichsboten“ mit ihrem Kampfe gegen den Unglauben ausgesprochen. Darob bei den Zeitgenannten allgemeine Entrüstung. Doch scheinen dieselben vergesen zu haben, daß sie sich in der Union befinden, der Union, welche aus dem rationalistischen Unglauben geboren und ihm zu Liebe gestiftet worden ist, sowie auch, daß sie selbst als Kinder der Union unter einem Glasdache sitzen. Man vergleiche nur jene grobe Leugnung der Inspiration, wie sie gerade auch der „Reichsbote“ ausgesprochen hat.

Die sozialdemokratische „Freie Presse“ in Ueberfeld schreibt (nach dem „Reichsboten“ vom 12. Dezember): sie, die Sozialdemokraten, kümmern sich nur um die politischen und wirtschaftlichen Angelegenheiten, die für sie nebenstehenden Angelegenheiten „könnten sie ruhig den Kärnern der gegenwärtig herrschenden Wissenschaft überlassen, die in dem Kleinraume ihrer Gelehrsamkeit ja bekanntlich so groß und darum so trefflich zu Hause sind“. „Die christliche Theologie wird umgebracht, stückweise, aber mit unfehlbarer Sicherheit von Theologie-Professoren selbst.“

Das „Geistliche Evangel. Sonntagsblatt“ schreibt in Nr. 48 d. vor. Jahres wörtlich: „Dazu (nämlich zum Rechtthun) rechnet z. B. die Kölner Zeitung auch die Arbeit jener Professoren in Bonn, deren einer, wie sie selber berichtet, die Inspiration, d. h. den göttlichen Ursprung der heiligen Schrift, einen Wahn“ genannt hat. Damit wäre die Bibel dem Buche eines beliebigen Professors, dem Talmud und Koran, gleichgestellt. Damit wäre aber auch das Fundament jeder Autorität und Ordnung gestürzt. Ist aber das Fundament gestürzt, wo soll das Gebäude bleiben, das auf diesem Fundament errichtet ist, — wo Staat und Kirche? Wir sagen durchaus nicht, daß man solche Professoren absetzen soll,* aber wir freuen uns der Nachricht, daß neben solchen ungläubigen Professoren endlich auch zwei gläubige Professoren angestellt werden sollen.“ An dieser Aussprache sieht man recht, wie die falsche Unionsstellung, die das Darmstädter Blatt einnimmt, auch den natürlichen Gebrauch der Vernunft wegnimmt, Herz und Verstand verblendet und wirklich „dumm“ macht. Denn ist es nicht eine Dummheit sondergleichen, wenn jener Sonntagsblattschreiber auf der einen Seite ganz richtig die Arbeit der ungläubigen Professoren als eine grundstürzende bezeichnet, andererseits aber solche Professoren nicht abgesetzt haben will? Ist es doch gerade so, wie wenn ein Hausvater, der da weiß, wie die Maurer, statt das Fundament seines Hauses zu stärken und zu stützen, dasselbe vielmehr umstürzen, doch „durchaus nicht jagen“ wollte, man solle sie wegschicken, sondern sich nur freuen wollte, daß daneben auch einmal andere Handwerksleute angestellt werden sollen. Gerade so weit, wie ein solcher Hausvater mit seinem Hause kommt, werden auch jene staatskirchlichen Unionsleute mit ihrer Kirche kommen.

* Von uns unterstrichen.

Die Leugnung der Inspirationslehre dringt immer weiter. In der Ephoralkonferenz zu Jwidau am 15. November 1894 hielt nach dem Bericht des „Jwidauer Wochenblattes“ vom 16. November der Jwidauer Archidiaconus Lindner einen Vortrag „über die Bedeutung des Alten Testaments“ für die Christen. Seine Ausführungen zielten darauf hin, daß auch für uns das Alte Testament in Haus, Schule und Kirche beizubehalten und hochzuachten sei, nur sei stets festzuhalten, daß das Alte Testament quantitativ und qualitativ als Gottes Offenbarung weit unter dem Neuen stehe, und daß in den Gemeinden die richtige Anschauungsweise über die heilige Schrift als Urkunde der Offenbarung, nicht als Wort für Wort von Gott wunderbar eingegeben zu verbreiten sei. — Während also der Herr Christus spricht — und zwar vom Alten Testamente —: „Die Schrift kann nicht gebrochen werden“, brechen diese neuen Jwidauer Propheten die Schrift, indem sie eine quantitativ geringere Offenbarung im Alten Testamente annehmen, d. h. auf deutsch, lehren, daß bei weitem nicht alles im Alten Testamente göttliche Offenbarung sei, sondern daß dasselbe aus menschlichen, oft sagenhaften und irrigen Berichten und etlichen dazwischen eingestreuten „Offenbarungen“ Gottes bestehe. Während ferner Christus — wiederum mit Bezug auf das Alte Testament — spricht: „Suchet in der Schrift, denn ihr meint, ihr habt das ewige Leben darin, und sie ist's, die von mir zeuget“, und Paulus — ebenfalls mit Bezug auf das Alte Testament — schreibt: „Weil du von Kind auf die heilige Schrift weißt, kann dich dieselbe unterweisen zur Seligkeit“, so lehrt man hier das arme verführte Volk, daß das Alte Testament eine qualitativ geringere Offenbarung sei als das Neue, d. h. mit andern Worten, daß die „Offenbarung“ im Alten Testamente weniger Wert und Kraft habe als die im Neuen. — Und während endlich Paulus bezeugt, daß sie, die Apostel, reden „mit Worten, welche der Heilige Geist lehret“ und daß „alle Schrift von Gott eingegeben“ sei, so erdreissen sich diese Menschen, die wunderbare Eingebung der Worte der Schrift zu leugnen, und brüsten sich noch damit, daß sie dadurch dem Volke zu besserem Verständnis der Bibel verhelfen. — Man erkenne aber hieraus, daß der Streit um die Inspiration nicht nur ein Theologenstreit ist und daß es hochnützlich ist, auch das christliche Volk vor der Irrlehre ernstlich zu warnen.

In Württemberg, wo gegenwärtig die evangelische Landesynode tagt, ist kürzlich an dieselbe eine von mehr als 9000 Namen unterzeichnete Petition eingereicht worden, worin um Aufrechterhaltung des Bekenntnisstandes gegenüber den von „Freimund“ schon erwähnten „liberalen“ Anträgen gebeten wird. Die Gemeinden wie die Gesamtkirche, heißt es darin, dürfen verlangen, daß im Gottesdienst nichts dargebracht werden darf, als was mit dem Bekenntnis der Kirche in vollem Einklang steht. Und wenn, heißt es weiter, die Angriffe gegen den alten Glauben innerhalb der Kirche [wie eben durch die genannten „liberalen“ Anträge] so fortdauern dürfen, ohne die gebührende Abfertigung zu erfahren, so werde die Gefahr der Auflösung der Landeskirche immer größer. Das ist alles vollkommen richtig. Kann die württembergische Landesynode sich nicht zu einem entschiedenen Zeugnis gegen die moderne Auster-Theologie aufraffen — und es ist leider zweifelhaft, ob sie das kann —, dann hilft sie mit zum Zerfall der Landeskirche Württembergs, der durch die heillosen Lehren der Tübinger Professoren schon seit langer Zeit nach Kräften vorbereitet wird. Möglicherweise werden dann dort, in Württemberg, zuerst die landeskirchlichen Fesseln gesprengt, die dort wie andernwärts je länger je mühsamer Unvereinbares zusammenhalten wollen und sollen.

Die liberale kirchliche Richtung. Bei Gelegenheit der Jahresversammlung der schweizerischen Predigergesellschaft fällt ein kirchlich liberaler Pfarrer, Dr. Furrer heißt er, über seine eigene Partei folgenden lehrreichen Urteil: „Die liberale kirchliche Richtung“, äußerte er, „hat nicht gehalten, was sie vor 20 und 30 Jahren versprochen. Sie steht da mit kläglicher Erfolglosigkeit. Sie hat der Gottentfremdung nicht gewehrt, im Gegenteil den Verstandeshochmut großgezogen und dem religiösen Nihilismus vorgearbeitet, sie hat vielmehr die dürstenden Seelen zur Kirche hinausgepredigt. Sie hat den Wert der Aufklärung überschätzt und das Mysterium (Geheimnis) mißachtet, ohne das es keine Religion giebt. Sie hat das Gebet seines Inhaltes und seiner Kraft beraubt, Gott zu einem unbestimmten Etwas gemacht. Im Jugendunterricht hat sie mit ihrer Kritik schwer gekündigt, den Duft von der gläubigen Kindesseele gestreift, die Person Jesu Christi, des Retters und Seligmachers, hat sie den Mühseligen und Beladenen ferngerückt und in einer Summe von Lehren den Inhalt des Christentums gesucht. Die liberalen Geistlichen werden zu ihrer Beschämung von solchen gewählt, die nicht in die Kirche gehen, und zwar wählt man sie, weil man sie für weniger fromm hält als die anderen und sie schönere Festreden für Schützen und Sängern halten. Aber in der Stunde der Trübsal findet der Glende beim Schützenpfarrer keinen Trost.“ So äußert sich einer der hervorragendsten Führer des „Liberalismus“ über die Errungen-schaften seiner Partei. Wie recht er damit hat, beweisen die „Erfolge“ liberaler Pfarrer überall, in Preußen und Baden ebenso als in der Schweiz.

St.

Interessant ist folgende Uebersicht über die Gehaltsbezüge, welche der bayerische Staat den römischen Bischöfen seines Gebietes zahlt. Es beziehen: der Erzbischof von München 36 000 Mark, der von Bamberg 27 000, die Bischöfe von Augsburg, Regensburg und Würzburg je 18 000, die von Eichstätt und Passau 14 400, der von Speier 10 800 Mark Jahresgehalt, und zwar auf Grund eines im Jahre 1817 zwischen dem bayerischen Staat und dem Papst abgeschlossenen Uebereinkommens (Konfordats). Mit solchen Mitteln läßt sich schon etwas ausrichten.

(„Freimund.“)

Jesuitisches. Die Zeitungen berichten Folgendes: „Der zum Tode verurteilte Anarchist Salvador sollte bekanntlich von den Jesuiten durch gutes Essen und Trinken, durch ein wohleingerichtetes Zimmer, durch ein bequemes Bett und durch die Vorpiegelung einer möglichen Begnadigung zum Christentume bekehrt werden — zur höheren Ehre der Jünger Sokrates, die ihn dann der Welt als lebendiges Beispiel vorzuführen gedachten; daß sie allein im Stande seien, die Gesellschaft vor den Gefahren, die sie bedrohen, zu bewahren, und daß man sich daher ihrer Leitung rückhaltlos zu unterwerfen habe. Der Unfug, den die frommen Männer mit ihrem ‚geliebten‘ Salvador trieben, scheint nun aber in letzter Zeit einen derartigen Umfang angenommen zu haben, daß sich die Gerichtsbehörden veranlaßt sahen, einzuschreiten. Wie aus Barcelona gemeldet wird, hat der Gefängnisdirektor, der dabei auch eine sehr zweideutige Rolle spielt, den Befehl erhalten, den 24fachen Mörder nicht anders zu behandeln, wie alle übrigen Verbrecher. Kaum war dem Menschen dies kund gethan, so ließ er auch die Maske, die ja nun keinen Wert mehr für ihn hatte, fallen, stimmte ein Loblied auf die Anarchie an, und erging sich in Ausdrücken über Gott und Religion, die hier nicht wiedergegeben werden können. Und diesem Menschen hat der assistierende Jesuitenpater, dem jetzt mit Recht der Zutritt zum Gefängnis verboten ist, zweimal die Kommunion gereicht, und man hat es gewagt, anderen zuzumuten, an dieser gelungenen Bekehrung sich zu erbauen. Die Entrüstung darüber ist in Spanien allgemein, und es wird der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß diese unwürdige Komödie nun zu Ende ist.“

Ordination und Amtseinführung.

Ein schweres, langwieriges und nur bei völliger Ausspannung und Enthaltung von jeglicher Aufregung einige Hoffnung auf Heilung gewährendes Leiden hatte den seit Herbst 1876 an der Dreieinigkeitsgemeinde in Frankenberg und Mittweida arbeitenden Herrn Pastor Karl Schneider im Sommer vor. Jahres genötigt, sein Amt niederzulegen, und war die Gemeinde seitdem auf die aushilfsweise Versorgung durch Herrn Pastor Kern in Chemnitz angewiesen. Da zumal bei der durch die Entfernung der beiden Hauptorte voneinander und der Wohnorte einzelner Gemeindeglieder von diesen Hauptorten bedingten Teilung der Gottesdienste, die eben für Frankenberg und Mittweida besonders gehalten werden müssen, eine bloß aushilfsweise Bedienung sich auf die Dauer als unthunlich erwies, berief die Gemeinde den im theologischen Seminar der ehrw. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. ausgebildeten Kandidaten des heiligen Predigamt, Herrn Johannes Theodor Paul Neldner, zu ihrem Pastor und Seelsorger. Am 3. Advent wurde derselbe, nachdem er den Beruf angenommen hatte, inmitten seiner Gemeinde zu Frankenberg von dem Unterzeichneten unter Assistenz des Pastors Kern, Missionar Mohr und des früheren Pastors der Gemeinde ordiniert und in sein Amt eingewiesen und dabei auf die heilige Schrift und sämtliche Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche feierlich verpflichtet.

Gott setze diesen seinen Diener zum Segen und lasse die Gemeinde durch seine Gnade wachsen nach innen und außen zu Seines Namens Ehre. D. Willkomm, P.

Die Adresse Pastor J. Neldners ist vorläufig noch: Chemnitz, Raßbergstraße 21 II.

Quittung.

Für die Synodalkasse: Von Herrn C. N. N. I. M 10 und von Herrn G. N. N. M 4 für Herrn P. Schneider durch Herrn P. Eikmeier.

Für Regemission: Aus dem Missionsneger der Kleinkinderchule zu Planitz durch Herrn P. Willkomm das. M 8.52; aus dem Stephansstift vor Hannover durch Herrn P. Walter in Hannover M 10; durch Herrn P. Eikmeier in Steeden: von Frau L. N. M 5, von L. N. M 3, Dankopfer der Frau N. N. M 4, von Herrn C. N. M. M 10, von Herrn W. N. I. M 2.50, Hochzeitskollekte Wengenroth-Fid in Schaded M 11.

Für Heidenmission: Kollekte bei der Feier der Verlobung des Herrn Missionar Räther mit Frä. J. Naumann im Planitzer Pfarrhause durch Herrn P. Willkomm M 12; aus dem Gotteskasten der Bethlehemsstapelle zu Hannover durch Herrn P. Walter M 1; durch Herrn P. Eikmeier: von Frau L. N. M 5, von Frau W. M. M 4, von Herrn

C. N. M 10, von Herrn W. N. I. M 2.50, von Frä. N. M 5, Hochzeitskollekte Schen-Martin in Aumenau M 8.

Für innere Mission: Von Frä. C. N. durch Frä. P. Eikmeier M 10.

Für die Gemeinde Kolberg: Von Familie Preß in Chemnitz M 3.

Für die Regerschule in Concord: Von den Kindern des Herrn P. M 2, von den Kindern der Frau N. M 1 und von den Kindern des Herrn G. Sch. M 1.50 durch Herrn P. Eikmeier.

C h e m n i t z .

Eduard Neldner, Kassierer.

Bücher-Anzeige.

Die drei Artikel unseres christlichen Glaubens, erklärt und verteidigt von Theodor Groß, Licentiaten der Theologie und Pastor zu Wetter in Hessen. Motto: In diesem Zeugen wirst du siegen. Wolfenbüttel. Verlag von Julius Zwißler, 1894. 98 Seiten. 80. Preis 1 M.

Dieses frisch und erbaulich geschriebene Büchlein ist allen zu empfehlen, die durch die Harnack'schen Angriffe auf das Apostolikum irgendwie beunruhigt sind. Es zeigt die Grundlosigkeit jener Angriffe und ist dabei geeignet, unseren Glauben zu stärken und uns des köstlichen Besizes der himmlischen Wahrheit froh zu machen.

Nur Ein Bedenken haben wir bei Empfehlung dieser Schrift zu äußern. Wenn es S. 81 heißt: „und seitdem war die ev.-luth. Kirche die wahrhaft allgemeine und katholische“, so muß dies im Gegensatz gegen den Abfall der sich katholisch nennenden Pabstkirche verstanden werden und ist so — beziehungsweise — richtig. An sich ist nicht die lutherische Kirche, sondern die Schar aller wahrhaft Gläubigen in aller Welt, die freilich als Gläubige Gott allein bekannt sind, die allgemeine heilige Kirche, die wir im dritten Artikel bekennen. So muß auch verstanden bezw. berichtigt werden, was S. 83 über die Sichtbarkeit bezw. Unsichtbarkeit der Kirche gesagt wird.

Die — in diesem Stück — irrige Meinung des Verfassers tritt aber so wenig hervor, daß sie fast gar keinen Schaden thut für Leser, welche die rechte Lehre kennen. Sie werden das Buch mit Nutzen lesen.

Benjamin Schmold's Gottgeheiltes und Guldenes Kleinod für die Gott Vater, Sohn und Heiligen Geist lobenden alten und betagten Leute. 192 Seiten

ist uns von C. Düllers Verlags-handlung in Breslau zur Empfehlung zugegangen. Dasselbe bietet bekanntlich in sehr großem, deutlichen Druck des alten treuen B. Schmold kräftige Morgen-, Abend- und Beichtandachten nebst etlichen Liedern und ist zu Geschenken für alte Leute mit schwachen Augen sehr zu empfehlen. Preis 80 Pfg. (Halbblwd. mit Titel).

Von derselben Handlung gingen uns zu:

Das Leben Jesu. Der Christengemeinde zur Erbauung dargestellt von Rud. Asmus, Pastor. Neue, wohlfeile Ausgabe. VIII und 740 Seiten. gr. 80. Preis broschirt M 3.40, in Halbleinwand mit Goldtitel M 4, in eleg. Leinwandband mit Goldpressung und Goldschnitt M 5.

Wer geübte Sinne hat, so daß er den hier und da sich zeigenden Sauerteig hypergiftiger und chylastischer Gedanken, sowie mancherlei irrige Wendungen in betreff der Kirche, der Taufe Johannis u. dgl. auszuscheiden vermag, kann das mit wohlthuender Wärme geschriebene Buch, in welchem uns der Lebensgang des Herrn in lichtvoller Klarheit nach den vier Evangelisten dargestellt wird, mit Nutzen lesen; besonders mag es Pastoren von Nutzen sein zum rechten Verständnis der evangelischen Geschichte. Doch möchten wir davor warnen, es nicht an solche zu verschicken, die noch unklar und unbefestigt sind.

Die Lehre von der Theopneustie von D. W. Kölling. VIII und 470 Seiten. gr. 80. Preis broch. M 7.80, in feinem Halbfrazband M 9.

Dieses Werk hat seiner Zeit von sich reden gemacht und es ist als ein Zeugnis dafür, daß auch Leute, welche tiefe wissenschaftliche Studien gemacht haben, für die Wortinspiration eintreten, von Wert. Auf Einzelheiten des Werkes einzugehen, ist hier nicht der Ort. Wir glauben aber, daß solche Theologen, welche in dem Kampfe für die Inspiration stehen und Zeit haben, gelehrte Erörterungen zu studieren, manchen Nutzen von diesem Buche haben und manche Stärkung dadurch empfangen werden.

W.

Konferenz in Dresden am 8. Januar.

Druck und verantwortliche Redaktion: Johannes Herrmann in Zwickau, Hermannstraße Nr. 5. — Verlag des Schriftenvereins der separat. evangelisch-lutherischen Gemeinden in Sachsen, Zwickau, Mittelstraße 24.

Neu-
559.8

Die
Ev.-Luth. Freikirche.

Zeitschrift

zur

Belehrung und Erbauung

für evangelisch-lutherische Christen.

CONCORDIA HISTORICAL INSTITUTE
801 DE MUN AVENUE
ST. LOUIS 5, MISSOURI

So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid
ihr meine rechten Jünger. Und werdet die
Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird
 euch frei machen. (Joh. 8, 31. 32.)

Neunzehnter Jahrgang. — 1894.



Bzwickau i. S.

Verlag des Schriftenvereins der sep. evang.-luth. Gemeinden A. A. C. in Sachsen.

Register

für den neunzehnten Jahrgang der „Ev.-Luth. Freikirche“.

Abendmahl. Verhöhnung des heiligen —, 183.
Adventszeit. Gebet für die —, 193.
Alter Fund, 15.
Altkatholiken haben jetzt Diakonissen, 64. —
in Böhmen, 151.
Amts-Jubiläum. Das 50jährige — des P.
Hanewinkel, 101.
Anekdoten und kleine Erzählungen. Matth.
10, 33, S. 6. Hans Jochen, 7. Es kommt
etwas drauf an, 14. Befehung eines Schau-
spielers, 15. 1 Tim. 4, 8, S. 21. Ps. 25, 3,
S. 78. Die Macht der Liebe, 86. Regen
vom Himmel, 87. Luthers Auslegung des
Galaterbriefs, 87.
Antisemitisches Atheistenblatt, 88.
Antisemitismus. Wohin der — geraten ist, 142.
Apostolikum. Ueber Mangel und Verleugnung
des — in der kirchlichen Praxis, 16. Wider
das —, 40.
Babelsgedanken, 103.
Baptisten. Neue Erfolge der —, 24.
Berichtigung mit Nachschrift, 152.
Berliner Festwoche, 133.
Bibel. Ehrenrettung der —, 7. Die revidierte
—, 101.
Bibelstunden (Röm. 4, 5), 113. (2 Kor. 13, 5)
137. 145. 153. 161. 169.
Bibelübersetzungen, 199.
Breslau und Missouri, 148. 155. 163.
Briefkasten, 56. 208.
Bücher-Anzeigen. Verhandlungen der 17. Jah-
resversammlung der Synode der evang.-luth.
Freikirche in Sachsen u. a. St., 8. Penk,
Die Lehre von der Kirche, 8. Waldheim,
Aus der Heimat, 8. Dr. Martin Luthers
Sämtliche Schriften, 9. Bd., 48. Knodt,
Trostbuch beim Tode unserer Kinder, 48.
Reden, gehalten im Art Institute in Chicago,
64. Gedente deines Konfirmationsgelübdes,
64. Ehrenamtlich treuer Zeugen Christi, I.
Bd., 2. Aufl., 72. M. Penk, Die Zwillinge,
72. Berlen, Nr. 15 u. 16, 72. Statistisches
Jahrbuch der Missouri-Synode, 72. Lieder-
Berlen, 72. Adolf Monod, Der Apostel
Paulus, 80. Willkommen, Bibel-Revision,
2. Aufl., 104. Gräbner, Zur Arbeiterfrage,
112. Kempf, Ueber unsere Pflicht und Auf-
gabe bei den kirchlichen Wirren der Gegen-
wart, 112. Willkommen, Der ev.-luth. Haus-
freund (1895), 136. Krafft, Captain William
Morgan, 2. Aufl., 136. Gehelng, Der Weg
zur Seligkeit und die Irrwege unserer Zeit,
160. Lassenius, 82 kurze Trostreden an
Angesichene aller Art, 4. Aufl., 168. E.
Müller, Luthers Erklärung der heiligen
Schrift, 168. 192. Berlen, Nr. 17—20, 176.
Hedvphonia III., 184. Erzählungen für die
Jugend, 22. und 23. Bdchn., 184. Simon,
Lehrplan für eine einklassige evang.-luth. Ge-
meindschule, 184. W. Müller, Eine Lob-
preisung des heiligen Predigamtens, 184.
Gräpp, Register Johannes Brenz, 184.
Verhandlungen der 18. Jahresversammlung
der Synode der ev.-luth. Freikirche in Sachsen

u. a. St., 184. Amelung, M. Johannes
Mathejus, 192. Thesen für die Lehrver-
handlungen der Missouri-Synode, 200. Ameri-
kanischer Kalender für deutsche Lutheraner
für 1895, 200. E. Rupperecht, Das Rätsel
des Fünfbuches Mose und seine falsche Lösung,
208. Synodal-Berichte der Missouri-
Synode: Südlicher Distrikt, California- und
Oregon-Distrikt, Illinois-Distrikt, 136. Wis-
consin-Distrikt, Westlicher Distrikt, 184. Michi-
gan-Distrikt, Mittlerer Distrikt, Minnesota-
und Dakota-Distrikt, 200.

Christfestspiele, 55.

Die rechte Furcht vor Gottes Wort, 178.
Dokortitel. Der —, 38.
Drummond, Professor, über die Schöpfungs-
geschichte, 16.
Duellfrage. Ueber die —, 15. Gegen das
Duellwesen, 192.

Erbräuer 11. David, 17. 26. Samuel, 57. Vers
33, 65. Vers 34, 81. 89. Vers 35—40, 97.
Egdy'sches Christentum, 8. Die „Versöhnung“
des Herrn v. Egdy, 112. „Edelanarchisten“,
182.
„Evangelische Allianz“. Die —, 12.
Evangelischer Bund. Deutsche Nationalkirche,
15. Lic. Weser gegen Kropatschek, 40.

v. Frank. Zu der Theologie —, 69.

Freikirchliches. Die frei-lutherische Gemeinde
in Jspringen, 40.
— Breslauer Synode. Bekanntmachung,
40. Die — und die Leipziger Mission, 54.
61. „Unterstellung“, 87. Statistik, 104. Neue
Unionsversuche, 108. Einige Bemerkungen
hierzu (von P. Matzsch), 123. Aus der —,
139. Was soll gelten? 143.
— Hannoversche Freikirche. Verwirrung
in derselben, 109. Beinh Jahre zu spät, 146.
Beschwichtigungs-Versuche des Kreuzblattes,
160. „Nicht kirchentrennend“, 164. Streit
über die Lehre vom geistlichen Amt, 168.
— Hermannsbürger Freikirche. Zu der
bevorstehenden Lehrbesprechung mit der Frei-
kirche in Sachsen u. a. St., 45. Das Kollo-
quium zwischen der — und unserer Freikirche,
53. Irrige Berichte hierüber, 79.
— Immanuel-Synode. Ueber Prof. Sohns
Geschichte des Kirchenrechts, 128.
Freimaurer. Thesen über —, 130. Zahl der
— in Deutschland, 192.
Füllkneie, 7. 63. 111. 134.
Fürsten. Zu den Uebertritten evangelischer —
zur römischen Kirche, 142.

Gemeinde-Versammlungen, Pflicht, sie zu be-
suchen, 78.

Gemischte Ehen. Unerforschenes scharfes Ur-
teil über —, 167.

Gerechtlicher Schutz der katholischen und der
evangelischen Kirche, 128.
Gustav Adolf und die lutherische Kirche, 193.
203.

Heidenmission. Unsere —, 198.
Hellsarmee. Krisis in der —, 104.
„Hier ist gut sein“, 167.

Japan. Liberale Mission in —, 80.
Innere Mission. Südwestdeutsche Konferenz für
—, 175.

Juden. Die Geringschätzung des Christentums
von seiten der —, 15. Schutz der jüdischen
Religion, 31. Die jüdische Auffassung des
Eides, 31. — in der Rheinpfalz, 151. Jü-
dische Kirchenräte, 152. Der Schulchan Aruch
als Schulbuch verboten, 176. Tausen von
Juden, 199. Enge Verbindung mit der
Sozialdemokratie, 200.

Judenmission. Ein Vortrag Missionar Land-
manns, 19. Der „Freimund“ über — in
Amerika, 79.
Jugendliche Verbrecher, 31.

Kinderzucht. An Eltern, welche um das Heil
ihrer Kinder bekümmert sind, 86. Zucht-
losigkeit der Jugend, 183.
Kirch-Einweihung zu Kolberg, 200.
Kirchengesetze, 64.
Kirchenregiment. Streit um die Lehre vom
—, 22.

Kirche und Amt. Die hohe Wichtigkeit der
reinen Lehre von —, These 6, 3. These 7,
35. These 8, 82.
Kirchliche Kunst, 31.
„Königswort“. Ein —, 171.
Konferenz. Frühjahrsversammlung der Weizener
—, 63. Herbstversammlung, 182.
Konfirmanden. Für die — (Gedicht), 41.
Kongress. Der evangelisch-soziale —, 107. 126.
P. Weiders Erklärung, 175. Pfarrer Nau-
mann in Frankfurt a. M., 183.
Kongress für den Kirchenbau, 111.

Landeskirchliches. Stellung der Gläubigen zu
den Irrlehren, 7. „Gut und edel“, 13.
Unionslutheraner, 14. Die Hoffnungslosig-
keit der Landeskirchen, 16. Kirchenregiment-
liche Selbstherrlichkeit, 23. Jesuitismus in
den Staatskirchen, 31. Ein rechtes Zeitbild,
32. „Das thun sie ja wohl oder übel“, 70.
Die Luthardt'sche Kirchenzeitung über eine
Büchpredigt der Methodisten, 71. Angriffe
der „Germania“, 79. Staatskirchliche Theo-
logie, 87. Was für ein Geist vielerorts Lehrer
und Schulen regiert, 88. Eine „Bereinigung
der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses“,
103. Kandidaten-Ueberfluß, 104. „Die Wurzel
des Übels“, 128. Halbheiten, 151. „Er-
wünschte Klarheit“, 166. Bittere Wahrheiten,
167. Bemerkenswertes Zugeständnis, 168.
Beerdigung eines Katholiken durch einen libera-
len Geistlichen, 174. „Eine neue Theorie“,
175. P. Zbel aus Belbert, verurteilt, 180.

Ueber Kandidatennot, 182. Parteien in der Kirche? 189. Hofprediger Stöckers Schreiben, 191. Der Einfluß der evangelischen Kirche, 199. Die Zahl der Geistlichen im deutschen Reich, 199. In P. Paulsens Briefkasten, 208.

— Badische Landeskirche. Stadtpfarrer Längin von Karlsruhe, 15. Aus Baden, 29. Beschimpfung der evangelischen Kirche, 111. Absetzung des Pfarrers Schwarz, 182.

— Bremische Landeskirche. Kein Apostolat, 7. P. Schwalbs Amtsniederlegung, 31. Wie P. Schwalb predigt, 40. Schwalbs Abschiedspredigt, 79.

— Hamburgische Landeskirche. Bülow's Begräbnis, 79. 95. Dr. Rebatus Vortrag, 190. Notiz, 206.

— Hannoversche Landeskirche. Ein erfreulicher Anfang, 6. Erklärung D. Uhlhorn's, 23. D. Meijers Nachfolger, 47. Disziplinaruntersuchung gegen zwei Pastoren, 71. Die Pfingstkonferenz, 135. 151. 160.

— Mecklenburgische Landeskirche. Wichtige Veränderungen in der Landeskirche, 23. Die Amtsniederlegung Hardehans, 46. Oberkirchenrat Bard, 47. Beschwerde desselben gegen unsern Bericht, 64. Lehrwillkür, 109. Lobrede auf Kliefoth, 175. Eine Verteidigung der Schulbibel, 191. Pastoral-Konferenz, 207. Lutherfestspiel, 207.

— Preussische Landeskirche. Pfarrer Wittes Suspension, 31. Vorträge im Berliner Vereinshaus, 47. Beim Gottesdienst an des Kaisers Geburtstag, 48. „An die 330 Millionen in Berlin“, 64. Agenden-Entwurf, 70. Bevorzugung der Mittelpartei, 70. Amtsniederlegung, 79. Der Kampf um das Kirchengesetz und um den Agenden-Entwurf, 94. Verbot religiöser Schauspiele, 104. Defizit der Berliner Stadtmission, 111. Bestimmung über theologische Prüfung, 111. Prof. Dr. Kaussch in Halle, 136. Berliner Statistif, 152. Berliner Kirchenbauten, 152. Predigt P. Schniewinds, 160. Kirchenbauten im Dienste des Byzantinismus, 166. Ein sonderbares „Lutherium“, 174. Der bekannte Prof. Weisslag, 175. In Wittenberg, 175. Die reformierte Schlosspredigerstelle in Köpenick, 183. Evangelisations-Versammlungen, 183. Kirchengesetz, 191. Berliner Notstände, 191. Dom zu Brandenburg, 199. Ein neuer Eli, 207.

— Sächsische Landeskirche. Das Landeskonfistorium über Eidesnot, 31. Leipziger Lehrerzeitung, 31. Stellenjagderei, 71. Ein Immanuel als Vorkämpfer für die —, 71. Einführung der revidierten Bibel, 88. Berichtigung des Schulrats Lohse, 96. Lic. Drews nach Jena berufen, 96. „Nicht ganz“ auf dem Bekenntnisse, 128. Die 10. Generalversammlung des Allg. sächs. Lehrervereins, 176. Mißbrauch des Vaterunsers, 191. Eine sonderbare Verteidigung, 206.

— Schleswig-Holsteinische Landeskirche. Eine beachtenswerte Stimme aus Schleswig-Holstein, 4. Prof. Baumgarten nach Kiel berufen, 64. Dänische Sprachfrage, 144. Ein Agendenstreit, 183. Pastor Harder, 208.

— Württembergische Landeskirche. Das Summepfiskopat der Landeskirche, 8. 16. Laienpetition, 38.

Leichenverbrennung. Die Anhänger der —, 152. Leipziger Mission. Die Entlassung zweier Missionare aus dem Dienste der —, 33. 60. 67. 77. 84. 92. Die Beunruhigung in den Missionskreisen des Herzogtums Lauenburg hier-

über, 96. Die — und das Wort Gottes, 117. Der neue Kurs der —, 124. Noch einmal die —, 128. Eine Austrittserklärung, 158. Die „Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung“ von der —, 158. Zu den Maßregelungen der Leipziger Missionare, 165. Urteil des Témoinage, 182. Die — und Missionar Kempf, 187. Die „Allgem. ev.-luth. Kirchenzeitung“, 205. Cefestigte, 116.

Matth. 12, 36, 129.

Meineths-Verhandlungen, 144. 190.

Methodisten. Befehring der — am Platz, 112. Aenderung der Trauungsformel, 142. Statistik der „Evangelischen Gemeinschaft“, 192. Metz. Einweihung der luth. Kirche in —, 191. Missionsfest in Grün, 128. — in Pommern, 136. — in Alendorf a/L., 144. Missouri-Synode. Statistif, 72. Aus den theologischen Seminaren, 144.

Moderne Theologie. Die —, 110. Beurteilung der heiligen Schrift in der modernen Schule, 143. Der pädagogische Unverstand der modernen Theologen, 174. Die Geringschätzung des Alten Testaments, 181. Siegeshoffnung der modernen Theologen, 183. Eine Abschiedspredigt, 191.

Muhammedaner. Befehringsgeschichte eines —, 172.

Negermission. Ueber Stand und Bedürfnisse unserer —, 28.

Notlüge, 103.

Ostern, 49.

Parochialberichte, 24.

Passionszeit. Zur heiligen —, 25.

Pfingsten, 73.

Predigt über Ps. 133 (von Missionar Räther), 41. 51.

Prinzessin Alix von Hessen, 95. 174.

Privatbeichte und Beichtameldung. Einiges über —, 91. 100.

Protestantenverein. Aufruf des ständigen Ausschusses, 56.

Protestantismus. Was die Ungläubigen darunter verstehen, 95.

Quittungen. 8. 16. 24. 32. 48. 72. 80. 88. 96. 104. 112. 136. 152. 168. 176. 184. 200. 208.

Rechtfertigung. Ein weit verbreiteter Irrtum in betreff der —, 168.

Reformierte Kirche in Hannover, 192.

Religions-Kongreß. Der — von Chicago —, 32.

Religions-Prozeß. Der — Thümmel, 189.

Reuter, Frith, 144.

„Rhein.-Luth. Wochenblatt“. Das — über den Niedergang der Kirche, 23.

Römisches. Das wachsende Ansehen der römischen Kirche, 7. Trauung des Prinzen Otto zu Schaumburg-Lippe, 8. Der „heilige Rod“ in Argenteuil, 8. Das katholische Frankreich, 16. Das Jesuitengesetz, 23. Das Papsttum in England, 23. Die Größe des Vermögens des Papstes, 47. Der Grund der Religion des Antichrists, 63. Encyklika über das Bibelstudium, 64. Pfarrer Kneipp, 64. Aufhebung des Jesuitengesetzes, 79. Seligipredigung der Jungfrau von Orleans, 79. Empfang spanischer Pilger beim Papst, 112. Encyklika des Papstes, 135. Beschimpfung des Ordensweizens, 151. „Mariä Himmelfahrt“, 167.

Die Wiederzulassung der Jesuiten vom Bundesrate abgelehnt, 175. „Dr. Schlözer und das Ende des Kulturkampfes“, 176. Eine Anklage wegen Beschimpfung der katholischen Kirche, 176. Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes, 180. Ein Einblick in die Taufpraxis der römischen Mission, 182. Encyklika des Papstes in evangelischer Beleuchtung, 182. Einschmuggelung römischer Lehrbücher in evangelische Schulen, 192. Beratungen über die Vereinigung der morgenländischen Kirchen mit der römischen, 200.

Sachsen-Weimar. Die Kirchenbehörde von —, 151.

Schlechte Bücher, 6.

Schriften-Verein. Bekanntmachung, 16. 96. 104.

Quittungen, 16. 48. 96. 168. 200. Bericht über die Kolportage, 152.

Schulaufsicht der Pastoren, 110.

Schule. Die „Allgemeine deutsche Lehrer-Versammlung“, 103.

Schweiz. Ueberhandnehmen des Ritschl'schen Unglaubens, 103.

Selbstmord in Montenegro, 63. — eines Baptistenpredigers in Melbourne, 63. Materialismus und —, 102.

Separation. „Gefahr“ der —, 47. Zur vorläufigen Abwehr, 105. Ueber Recht und Pflicht der —, 142.

Sonntagsruhe der Soldaten, 70.

Sozialdemokratie. Zur — neigende Geistliche, 22. Wegen „sozialdemokratischer Umtriebe“, 23. Zusammenhang des Liberalismus und der —, 39. — und Christentum, 79. „Religion als Privatsache“, 174. Wille's religiöser Jugendunterricht, 182. Lasterungen gegen die Bibel, 183.

Spiritismus. Leitende Sätze zu einer Besprechung über den —, 37.

Studenten-Kongreß. Ein christlicher —, 111.

Sünde wider den Heiligen Geist, 144.

Synodal-Anzeige, 88. 104.

Synodal-Versammlung. Die diesjährige —, 132.

Tempel. Die Religionsgesellschaft: Der —, 32. Todes-Nachrichten. Prof. Dr. Schmidt (Breslau), 8. Baron Jasper von Dergen, 8. Superintendent Kriebel, 16. Dr. D. Meier, 16. Prediger J. Czerst, 16. Prof. v. Frank, 40. Prof. Köhler, 70. Missionsdirektor Wangelmann, 112. Generalsuperintendent Martin, 136. Präses Preuss, 144. Konf.-Präs. von Trott zu Solz, 160. P. Nikolaus Fries, 160. Professor Dieckhoff, 160. Professor Kriebel, 208. Pfarrer Hörger, 208.

Todesstrafe. Ueber den Eindruck der — auf die Verbrecher, 181.

Unstittlichkeit. Die sittengefährdende Hintertreppeliteratur, 30. Mädchenhandel, 80.

Verlangen nach Bischöfen, 32.

Vormort, 1. 9.

„Wachet auf, ruft uns die Stimme“, 185.

Waldenser. Synode der Waldenserkirche, 183. Was soll denn eigentlich werden? 30.

Weihnacht, 201.

Wisconsin-Synode. Brandunglück, 144.

Wohin der Geiz führt, 22.

Bum Reformationsfest, 177.

Zusammenkunft. Zu Gunsten eines — aller christlichen Kirchen, 181.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

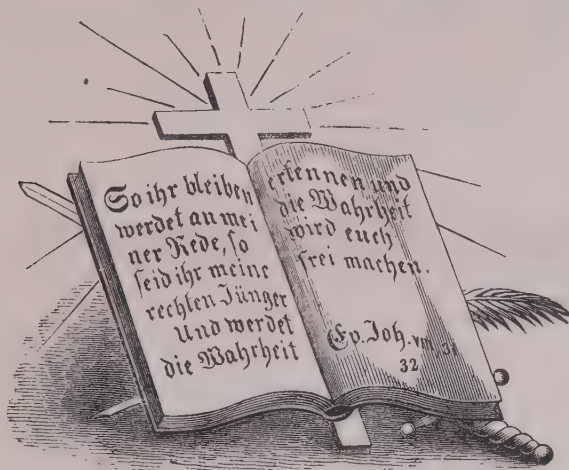
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die L. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 20. Nr. 2.

Bückeburg in Sachsen.

13. Januar 1895.

V o r w o r t.

(Schluß.)

Nun wird freilich weiter eingewendet, es sei gar nicht möglich, diese Leute von den andern, welche anders lehren, so genau zu sondern, daß man sich zu ihnen allein halten und dagegen die andern meiden könnte. Und wohl ist das wahr, daß nirgends auf Erden in dem Sinne eine reine Kirche zu finden ist, daß keine Heuchler, sondern lauter Befehrte drin wären. Und es soll ebensowenig bestritten werden, daß auch in falschgläubigen Gemeinschaften noch wahre Christen sein, und obwohl sie in ihnen bleiben, selig werden können. Das sind aber diejenigen, welche, die Tiefen Satans in der falschen Lehre nicht erkennend, in ihrer Einfalt mitgehen und nichts um die Sache wissen. Sie sündigen in Unwissenheit und Schwachheit. Sünde ist ihre Gemeinschaft mit der falschen Lehre immerhin. Aber wie eines gläubigen Christen anklebende Sünde täglich mit Christi Verdienst bedeckt wird, so geht es auch mit dieser Sünde der wahren Christen, welche in falschen Kirchen leben, ohne die falsche Lehre zu erkennen. Auch sie soll man um ihrer Seligkeit willen ermahnen, daß sie doch die falsche Kirche meiden möchten; aber so lange sie es wirklich noch nicht als Gewissenspflicht erkannt haben, so wird ihr Bleiben in der falschen Kirche ihnen noch nicht zur Todssünde, d. i. zu einer Sünde, bei welcher der Glaube nicht bestehen kann.

Doch ist hier freilich eine große Gefahr vorhanden, zumal in unserer Zeit, wo durch die Union die Wahrheit verdunkelt ist und eine gewisse Erkenntnis der Wahrheit für unmöglich gehalten wird. Wir meinen die Gefahr, daß man gleichgültig wird und gar nicht mehr ernstlich nach der Wahrheit forscht. Man beruhigt sich, wenn man ja einmal etwas davon hört, daß man in einer falschen Kirche lebe, schnell damit, daß man ja doch auch in falschen Kirchen noch selig werden könne, und giebt sich daher gar keine Mühe, zu klarerer

Erkenntnis und bestimmterem Erfassen der Wahrheit zu kommen. Solche Sorglosigkeit ist jedenfalls sehr gefährlich und kaum mehr Schwachheitsünde. Denn Gottes Wort gebietet doch, daß wir wachsen sollen in der Gnade und Erkenntnis Jesu Christi, und daß wir begierig sein sollen nach der vernünftigen lauterer Milch, auf daß wir durch dieselbe zunehmen. Hier zeigt sich die Seelengefährlichkeit der Zugehörigkeit zu falschen Kirchen recht deutlich, und wer die natürliche Trägheit seines Herzens zu geistlichen Dingen kennt, wird sich solcher Gefahr nicht aussetzen wollen. „Wer da weiß, Gutes zu thun, und thut's nicht, dem ist's Sünde.“ Und wer das Gute nicht erkennen will, obwohl es ihm nahe gebracht wird, der sehe wohl zu, ob dabei der rechtfertigende Glaube bestehen kann.

Und es ist eben leider infolge der Union und des durch dieselbe groß gezogenen und überall hin ausgebreiteten Indifferentismus, sowie infolge der natürlichen Zweiselt des menschlichen Herzens dahin gekommen, daß selbst Lutheraner, die im allgemeinen dafür halten, daß die lutherische Kirche die Wahrheit habe, daran verzweifeln, daß die volle lutherische Wahrheit in einer sichtbaren Gemeinschaft zur Herrschaft kommen könne. Sie meinen, wie das Leben der Christen fort und fort mit den Gebrechen des Fleisches befleckt bleibe, so bleibe auch jede sichtbare Kirchengemeinschaft mit Irrlehre befleckt, eine tatsächliche Einigkeit in der Lehre sei ein auf Erden unerreichbares Ideal. Und daraus folgern sie, daß die Forderung des Austritts aus falschen oder abgefallenen Kirchen eine übertriebene Forderung sei, die Gewissen mit etwas belaste, was Gottes Geheiß nicht verlange, und so die Rechtfertigung antaste. — Es läge uns nahe, auf die tatsächlich vorhandene Einigkeit in jetzt bestehenden Kirchenkörpern hinzuweisen. Doch möchte dieser Hinweis etwa mit der Bemerkung abgewiesen werden, diese angebliche Erfahrung beruhe auf Selbsttäuschung oder erkläre sich aus besonderen Verhältnissen, sei also zufällig und jedenfalls vorübergehend. Deshalb wollen wir lieber darauf hinweisen, daß die Augs-

burgische Konfession eine solche Kirche doch nicht für ein unerreichbares Ideal hält. Denn sie sagt im 7. Artikel: „Dieses ist genug zur wahren Einigkeit der christlichen Kirche, daß da einträchtiglich nach reinem Verstande das Evangelium gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Worte gemäß gerecht werden.“ Und im Eingang der ausführlichen Erklärung der Konfordinformel heißt es: „Weil zu gründlicher, beständiger Einigkeit in der Kirchen vor allen Dingen von nöten ist, daß man ein summarischen einhelligen Begriff und Form (der Lehre) habe“ u. s. w. Auch daraus geht doch deutlich hervor, daß die Väter eine gründliche beständige Einigkeit in der Lehre nicht für etwas hielten, wozu es auf Erden doch niemals kommen könne. Alles Arbeiten und Beten, Lehren und Streiten der treuen Männer, die am Zustandekommen der Konfordinformel mitgearbeitet hatten, ging doch darauf, der Uneinigkeit zu wehren und eine Gott wohlgefällige Einigkeit in der Wahrheit zu Stande zu bringen. Darum gab man auch dem Buche, in welchem alle Bekenntnisse zusammengefaßt wurden, den schönen Namen Concordia, d. h. Eintracht. Das sollte aber doch nicht bloß ein „schöner Name“, sondern der dankbare Ausdruck für die Thatsache sein, daß die Einigkeit nun wirklich wieder hergestellt sei und die in diesen Bekenntnissen niedergelegte Lehre in den Kirchen augsburgischen Bekenntnisses wirklich im Schwange gehe, falsche, diesen schriftgemäßen Bekenntnissen widersprechende Lehre aber in denselben nicht geduldet werden solle, wenn sie auftauchen sollte. Denn daß falsche Lehre in jeder Kirchengemeinschaft auftauchen kann, ist freilich außer allem Streit. Aber dann wird sie eben, wo es recht steht, ernstlich bekämpft und abgethan, und eine Kirchengemeinschaft, welche in solchem ernstlichen Kampf wider die Irrlehre steht, und sonach fleißig ist, zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens, die ist eben eine rechtgläubige, in sich einige Gemeinschaft. Das kann aber von solchen Gemeinschaften nicht gesagt werden, in denen zwar etwa das Bekenntnis noch äußerlich „zu Recht besteht“, aber allerlei abweichende Meinungen und Irrlehren geduldet, ja geschützt werden. Solche sind vielmehr trotz des Namens, den sie tragen, und trotz der äußerlichen Verpflichtung, die sie etwa noch haben, ohne ihr je ernstlich Nachdruck zu verleihen, abgefallene, verfälschte Kirchen.

Nach alledem kann es nicht geleugnet werden, daß eine heilige Pflicht besteht, nach der rechten Erkenntnis zu streben und die erkannte Wahrheit zu bekennen und zur rechten Kirche sich zu halten, dagegen von erkanntem Irrtum und einer denselben schützenden Gemeinschaft sich loszusagen. Und wie der rechte Glaube willig ist zu jedem guten Werk, so auch zu diesem. Dabei gestehen wir gern zu, daß die Beurteilung bestimmter Kirchenkörper unsicher sein und man dem, der im Urtheil über einen bestimmten Kirchenkörper nicht mit den andern stimmt, nicht Glauben und Seligkeit absprechen kann. Das gehört, aber auch in das Gebiet der Schwachheits- und Unwissenheitsünden — so lange es nämlich nur Schwachheit ist. Denn auch hier kann durch Nachsorge oder Ehrgeiz eine Verdunkelung und Abstumpfung des Gewissens eintreten, die für den Glauben höchst gefährlich ist und endlich zum Abfall vom Glauben überhaupt, ja zur Verstockung und zur Feindschaft gegen die Wahrheit sich steigern kann. —

Wenn wir nun aber daran festhalten, daß es ein gutes Werk ist, von falschen Kirchen zu weichen und zur rechten Kirche sich zu bekennen, so sind wir doch weit entfernt davon, dieses gute Werk zu einem verdienstlichen Werke zu machen. So wenig wir dadurch Vergebung unserer Sünden verdienen, daß wir unsern Schuldigern ihre Schulden vergeben, so wenig

werden wir dadurch gerecht, daß wir uns zur rechten Lehre und Kirche bekennen. Sondern beides, die Verjöhnlichkeit und die Separation, sind Früchte des Glaubens, daher auch nur wahrhaft Gläubige zur Separation ermahnt werden können. Und gerade wenn wir's so verstehen, so zeigt es sich, daß die Rechtfertigungslehre durch die Forderung der Separation nicht verfälscht, verdunkelt oder beiseite geschoben wird. Wir wollen mit der Separation nichts bei Gott verdienen, noch uns, wie man spöttisch gesagt hat, eine höhere Stufe im Himmel erwerben. Ach nein, wir sind arme Sünder und können nur aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben selig werden. Wir wissen aber, daß der Glaube durch die Liebe thätig ist, und wollen uns daher nicht mit einem toten Kopf- und Maulglauben betrogen. Die aus dem lebendigen Glauben fließende Liebe treibt uns, Gott und sein Wort zu lieben, alle Verfälschungen und Verfälscher des göttlichen Wortes zu hassen und unsern Brüdern und Mitmenschen durch treues Bekennen der Wahrheit zu dienen. Würden wir diese und andere gute Werke unterlassen und uns dabei doch der Rechtfertigung durch den Glauben trösten wollen, so hätten wir eben eine falsche Rechtfertigungslehre, nämlich eine solche, die dem Kopfglauben zuschreibt, was nur dem lebendigen, thätigen Herzensglauben zukommt, eine antinomistische Lehre, die der Tod des wahren Glaubens ist.

Es hängt aber die rechte Lehre von der Rechtfertigung auch noch in anderer Beziehung mit der Pflicht der Separation zusammen. Wer wirklich allein durch den Glauben selig werden will und in keiner Weise auf seine gute Beschaffenheit oder seine guten Werke traut, der muß ja die größte Sorge darauf wenden, im wahren Glauben zu bleiben. Nun sagt unser Bekenntnis in unmittelbarem Anschluß an die Darlegung der rechten Lehre von der Rechtfertigung am Anfange des 5. Artikels der Augsburgischen Konfession: „Solchen Glauben zu erlangen, hat Gott das Predigtamt eingesetzt, Evangelium und Sakrament gegeben, dadurch er als durch Mittel den Heiligen Geist giebt, welcher den Glauben, wo und wenn Er will, in denen, so das Evangelium hören, wirkt, welches da lehret, daß wir durch Christus Verdienst, nicht durch unser Verdienst, einen gnädigen Gott haben, so wir solches glauben. — Und werden verdammt die Wiedertäufer und andere, so lehren, daß wir ohn das leibliche Wort des Evangelii den Heiligen Geist durch eigene Bereitung, Gedanken und Werk erlangen.“ — Wem es damit Ernst ist, der kann nicht leichtfertig mit der Lehre des Evangelii umgehen, noch gleichgültig zusehen, wenn sie verfälscht wird. Wer wirklich glaubt, daß er nicht durch eigene Bereitung, Gedanken und Werk den Heiligen Geist und den seligmachenden Glauben erlangen und behalten könne, der wird vor Menschenweisheit und -lehre einen Abscheu haben und dagegen mit höchstem Eifer darnach trachten, wie er das Wort des Evangelii sich und seinen Kindern rein erhalten könne. Wer auf eigenes Thun baut im Handel der Rechtfertigung und Seligkeit, dem kommt es auf eine Irrlehre mehr oder weniger nicht an. Denn die Lehre ist ihm besten Falls nur ein nebensächliches Hilfsmittel. Wer aber an sich und seinem Thun verzweifelt, der weiß, daß es um seine Seligkeit geschehen ist, wenn er nicht den Heiligen Geist bekommt. Und da er den nur bekommen kann durch die Predigt vom Glauben, d. i. durch die rechte Lehre des Evangeliums, so hütet er sich vor allem, was diese Predigt beeinträchtigen und hindern könnte.

Es verrät sich aber in dem Mangel an Eifer um die reine Lehre und der daraus hervorgehenden Abneigung gegen Separation ein schwarzgeistiger Zug, an dem auch viele gläu-

bige Lutheraner franken. Sie meinen, es komme nicht sowohl auf die Reinheit der Lehre als auf die Frömmigkeit, Begabtheit, Salbung u. s. w. der Prediger an, und schreiben so die Bekundung und Erhaltung des Glaubens nicht dem Wort und dem durch dasselbe wirkenden Heiligen Geiste, sondern den Menschen, ihren Gaben und ihrer Bereitung zu. Das ist nichts als Enthusiasmus oder Schwaringeisterei.

Nun ist es doch eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß die modernen Irrlehren, auch die, welche unter den sog. Gläubigen im Schwange gehen, mehr oder weniger gerade die Rechtfertigung antasten, am meisten dadurch, daß sie mit Abschwächung der Erbsünde dem Menschen selbst einen Anteil zusprechen, wenn nicht bei der Erwerbung, so doch bei der Ergreifung des Heiles, und so im letzten Grunde die Alleingültigkeit des Verdienstes Christi und die Alleinwirksamkeit der Gnade beeinträchtigen. Wie sollten da doch Christen, die wirklich in der Rechtfertigung stehen und der Gnade allein trauen, sorgfältig sein, daß sie nicht den Grund unter den Füßen verlieren. Denn unser alter Adam hört nur gar zu gern auf die Lockstimme der alten Schlange, die uns noch immer in allen Tonarten das Lieblein vorsingt: Ihr werdet sein wie Gott! Er möchte ganz gern auch etwas beitragen zu seiner Seligkeit und nimmt darum lieber die falsche Lehre an, die ihm schmeichelt, als die rechte, die gar nichts Gutes an ihm läßt und allen Ruhm allein dem Herrn giebt. Wer darein nicht verstrickt werden will, muß eben die falsche Lehre fliehen und meiden. Und neben den feineren Irrlehren gehen ja die groben rationalistischen Irrtümer im Schwange, nach welchen der Mensch mit seiner Tugend in den Himmel kommt, und die Werke der sog. inneren Mission werden ja nicht nur als Heilmittel für alle irdischen Schäden gepriesen, sondern nebenbei auch von vielen — wohl manchmal unbewußt — als ein Pflaster für das wundte Gewissen betrachtet. Da ist es in der That sehr zu verwundern, daß denen, die wirklich noch in der Rechtfertigung stehen, nicht angst und bange wird in solcher Gesellschaft.

Nicht um einen neuen Weg der Seligkeit zu lehren, sondern um den alten, allein gangbaren zu bewahren, rufen wir allen Christen zu: Lasset euch helfen von diesen unartigen Leuten und insbesondere von den blinden Blindenleitern, die selbst nicht in den Himmel kommen und denen wehren, die hinein wollen. Und wessen Denken und Wandel einhergeht in dem Artikel von der Rechtfertigung, wer allein der Gnade trauet in Christo Jesu, der wird auch in diesem Rufe seines guten Hirten Stimme erkennen und ihr gern folgen! W.

Breslau.

(Schluß.)

Daß unter so bewandten Umständen die breslauischen Pastoren auf die Missouriier nicht gut zu sprechen sind, weil dieselben fort und fort ihre Irrgänge aufgedeckt haben, liegt auf der Hand. Einer von unseren ehrlichen Gegnern aus der kleinen, entschiedeneren Partei hatte den Antrag gestellt, daß uns gegenüber bisher beobachtete Schweigen zu brechen und eine öffentliche Verteidigung ihrer Stellung zu versuchen. Man hat das abgelehnt, aus naheliegenden Gründen, und hat es für besser gehalten, die bisher beobachtete Praxis beizubehalten, nämlich es mit gelegentlichen, heimlichen Fußtritten bewenden zu lassen. So heißt es in dem Berichte der „Allg. ev.-luth. Kirchenz.“: „Die Art und Weise, wie gewisse auswärtige Blätter bald dieses bald jenes Glied des Lehrstandes wie des Kirchenregiments der lutherischen Kirche verdächtigten und Äußerungen derselben aus dem Zusammenhange rissen, um sie zu Irrlehren zu stempeln, fand in der Synode die schärfste Verurteilung.“ Wer noch nicht wüßte, was für „auswärtige Blätter“ gemeint seien, könnte es aus dem „Rhein.-luth. Wochenbl.“ erfahren, welches, anstatt auch nur mit einem einzigen Worte auf die so hochwichtigen Lehrrsachen einzugehen, fast eine ganze Spalte herunter in häßlicher Weise auf uns schilt, uns der „Splitterrichterei und Ketzerrichterei“, der „Streitsucht“, des Mangels an Wahrheitsliebe u. dgl. beschuldigend. Aus allem ist ersichtlich, daß sie uns selbst gar nicht kennen, sondern nur vom Hörensagen urteilen.* Sonst könnten sie, wenn sie noch ein wenig ehrlich sind, gar nicht so sprechen, wie sie thun. Möchten sie uns doch nur eine einzige Äußerung nennen, die wir „aus dem Zusammenhange gerissen“ haben sollen, „um sie zu Irrlehren zu stempeln“. Sie können es nicht. Gott weiß es und unsere Schriften bezeugen es, wie sorgfältig wir stets bemüht sind, dem Gegner nicht unrecht zu thun und die von uns in Anspruch genommenen Sätze in ihrem richtigen Zusammenhange zu verstehen und mitzuteilen, wie denn wir gerade nicht selten ganze Abschnitte, ja wohl ganze Artikel unseren Lesern vorgelegt haben, damit sie selbst den Zusammenhang prüfen und beurteilen können. Sie dagegen teilen ihren Lesern von uns selbst nichts, über uns dagegen allerlei verleumderisches Geschwätz mit — das Gott richten wird.

Sollten wir aber unseren Lesern gegenüber noch eine Erklärung nötig haben, warum wir überhaupt nicht allein über die Breslauer, sondern über allerhand Kirchengemeinschaften mit deren Lehre und Praxis zu berichten und zu urteilen nicht müde werden? Wir sollten meinen, es sei doch eigentlich kein Streit darüber, daß es die Aufgabe einer Kirchenzeitung sei, auf Grund anderer Blätter (die doch auch nicht umsonst geschrieben sein wollen, selbst die breslauischen nicht) über die kirchliche Lage der Gegenwart, zumal im eigenen Vaterlande, die Leser zu unterrichten. Was wollten wir nun wohl lieber, als daß wir immer oder meistens Erfreuliches berichten könnten! Weil das aber leider nicht der Fall ist, so ist das ja für uns ein Ding der Unmöglichkeit. Daß wir aber die Mitteilungen mit unserem Urteil begleiten, halten wir für unsere Pflicht gegen unsere Leser, denn unser öffentliches Lehramt erfordert es, daß wir, soviel in unseren Kräften steht, das Verwirrte entwirren, das Falsche berichtigen, die Wahrheit aus Licht bringen. Wer aber unsere Publikationen kennt, wird uns bezeugen müssen, daß es uns wirklich nicht darum zu thun ist, Personen zu schmähen, sondern daß wir stets bemüht sind, die Lehre klar zu stellen dadurch, daß wir das Wahre von dem Falschen sondern, den Irrtum aufdecken und die Wahrheit bezeugen, und zwar also, daß wir stets mit Gründen dienen, alles mit Gottes Wort beleuchten und mit unseren lutherischen Bekenntnisschriften vergleichen. Was aber insonderheit Breslau betrifft, so ist ja doch wohl einzusehen, wie nötig wir es für unsere Leser halten müssen, daß ihnen immer aufs neue wieder gezeigt werde, was uns eigentlich von dieser Kirchengemeinschaft scheidet, wo die Schuld der zwischen uns bestehenden Kirchentrennung liegt und die Hindernisse, welche aus dem Wege geräumt werden müßten, um uns zu einer Einigung mit ihnen kommen zu lassen. So rufen wir auch nicht allein Gott, sondern alle, welche unsere Schriften kennen, zu Zeugen an, daß wir unsererseits stets offen und ehrlich zu Werke gegangen sind, während wir den Breslauern und anderen Gegnern den Vorwurf machen müssen, daß sie das Licht scheuen und ihre Leser, sonderlich ihre Gemeindeglieder, nicht gern mit uns, unserer Lehre

* Der Herausgeber des „Rhein.-luth. Wochenbl.“ verrät seine gänzliche Unbekanntschaft mit uns schon damit, daß er schreibt: „Die missouriische ‚Freikirche‘ (herausgegeben von P. Sübner)“!

gänzliche Unbekanntschaft mit uns schon damit, daß er schreibt: „Die missouriische ‚Freikirche‘ (herausgegeben von P. Sübner)“!

und Stellung näher bekannt werden lassen möchten — wie denn ja sie selbst sich nicht einmal die Mühe geben, sich damit bekannt zu machen. Das „Rhein.-luth. Wochenbl.“ schreibt zwar, es sei bisher von dem vielen Hin- und Herschreiben und -Streiten nicht viel herausgekommen. Indessen wie wären wir denn selbst zur Erkenntnis der Wahrheit, zur Klarheit, Festigkeit und Entschiedenheit bei all dem Wirrwarr unserer Tage gekommen, wenn nicht durch Lesen, Prüfen und Beurteilen der verschiedenen Schriften? Ob und wie weit aber unsere eigene geringe Arbeit anderen einen Dienst zu leisten vermöge, wird der Tag offenbar machen.* Die Schande, welche alle Prediger der Wahrheit je und je haben auf sich nehmen müssen, wollen auch wir auf uns zu nehmen uns nicht weigern. Es thut uns aber um derer willen leid, welche sich damit verjüngen, um so mehr, wenn wir sehen, daß es gerade solche Leute sind, mit denen wir so gern Hand in Hand gehen möchten.

Streiten und kämpfen sie doch auch in ihren Blättern gegen Wellhausen und Ritschl, Union und Rom, je auf ihre Weise. Nun erfordert es aber die Wahrheit, und unsere Stellung bringt es mit sich, daß wir jenes halbe Wesen derer, welche „gläubig“ und „lutherisch“ sein wollen (und zum Teil wohl auch wirklich sind), mit möglichster Klarheit aufdecken und mit der nötigen Schärfe bekämpfen. Wir wollen nicht zu den Leuten gehören, die im Finstern munkeln und im Trüben fischen. Wir wollen und dürfen auch nicht unsere Leser im Unklaren lassen in Bezug auf die rechte lutherische Lehre wie auf die verschiedenen kirchlichen Verhältnisse und Erscheinungen unserer Tage. Halten die Breslauer uns wegen unserer äußerlich geringen Zahl und Gestalt nicht wert, unsere Sache zu prüfen und unsere Gründe zu widerlegen, so ist das ja ihre Sache. Uns erscheint nicht allein die Breslauer Synode groß und wichtig genug, ja jede noch so kleine kirchliche Gemeinschaft, welche mit dem Anspruche auftritt, die Wahrheit des göttlichen Wortes zu vertreten, zumal wenn sie sich „evangelisch-lutherisch“ nennt, um ihre Gründe zu hören, zu prüfen und zu beurteilen. Sind jene voll und satt, fertig und abgeschlossen, hoch erhaben über alle Auseinandersetzung mit anderen Standpunkten, so werden sie sehen, wohin sie und ihre Leute damit kommen, werden's auch zu verantworten haben. Wir aber wollen fortfahren, immer und immer wieder zu prüfen und zu vergleichen, jederzeit bereit, den Gegner recht zu verstehen, wenn möglich, von ihm zu lernen (wäre es auch nur das zu lernen, wie es nicht sein und man's nicht machen soll) und, wenn es nötig sein sollte, zu widerrufen und abzubitten, wo wir selbst etwas Falsches und Unrechtes gesagt oder gethan haben sollten. Daß wir auf diesem Wege immer klarer und fester geworden sind, ist uns ein Beweis von der Unhaltbarkeit der

Stellung unserer Gegner wie von der Unüberwindlichkeit unserer eigenen. Unserer eigenen, sagen wir, nicht als ob wir selbst sie uns geschaffen hätten (denn das ist alles lauter Gnade Gottes, der wir nicht wert sind), sondern weil wir gewürdigt sind, sie als die unsrige, uns aus Gnaden vom Herrn zugewiesene, zu behaupten und zu verteidigen. Und das macht uns denn bei aller Verdrießlichkeit der Arbeit und bei aller Schmach der Verkennung, welche wir erfahren müssen, so von Herzen fröhlich, wenn wir immer wieder sehen, wie unsere Gegner (die wir doch sonst so gern als unsere Brüder begrüßen möchten) nichts weiter als über uns schimpfen können. So schämen wir uns auch nicht des Namens „Missourier“. Ist es doch der Bekenntnisname der rechtgläubigen Lutheraner unserer Tage geworden, also daß nunmehr auch die Bibelgläubigen überhaupt schon als „Missourier“ bezeichnet werden.* Und mit diesen und allen einfältigen Christen haben wir dann nicht erst nötig, „theologische Untersuchungen“ darüber anzustellen, was „wörtliche Eingebung“ und was „Irrtumslosigkeit der Schrift“ sei. Denn wir verstehen nun, warum der Herr Jesus gesagt hat: „Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbaret“ (Matth. 11, 25). Gott erhalte uns nur in Einsicht und Lauterkeit unseres Glaubens. Dann mögen die Menschen über uns sagen, was sie wollen. H—r.

Neue** Bücher über den Chiliasmus, bezw. die Offenbarung St. Johannis.

(Eingefandt von Th. N.)

Wunderschön ausgestattet sind die beiden Schriften von Barrer Hermann Faulhaber: „Was ist es mit dem tausendjährigen Reich?“ und: „Das zukünftige Reich Christi auf Erden, seine menschlich geschichtliche Denkbareit und Vorstellbarkeit“ (Schw.-Hall, Buchhandlung für Innere Mission). Aber „schade um Papier und Druckerschwärze!“ — das ist der Gedanke, der einem kommt, wenn man diese Schriften aufmerksam liest. Es sind Gespräche zwischen einem, der sich als „Meister“ gebärdet, und seinem „Freund“. Der „Meister“ belehrt seinen „Freund“, und dieser streckt trotz der vorher (oft richtig) von ihm ausgesprochenen Einwürfe alsbald die Waffen und zeigt sich von allen ihm gewordenen Belehrungen fast immer sofort überzeugt und zum Chiliasmus bekehrt. Es ist öfters geradezu komisch, wie unwahrscheinlich der so plötzliche Wechsel in der Ueberzeugung des „Freundes“ ist. Doch nur so viel über die Methode der beiden Schriften. Was ist denn ihr Inhalt?

Nun, das zeigt schon der Titel der zweiten Schrift: Das tausendjährige Reich, von dem Offenb. 20 spricht, ist das zukünftige Reich Christi auf Erden. „Das Himmelreich auf Erden!“ ist nicht nur der „Traum“ der Sozialdemokraten, sondern auch P. Faulhabers „seliger Glaube“. „Eine Weltvollendung für diese Erde noch, eine große Erlösungszeit mit dem Tag Christi, eine Aufrichtung seines Reiches auf der ganzen Erde noch,¹ also nicht¹ bloß“ (!) „ein neuer Himmel und eine neue Erde dereinst, — das ist nun einmal thatsächlich“ (!) „die Hoffnung der Apostel und aller ersten Christen.“ „Die Weltanschauung der Apostel¹... ging thatsächlich“ (!)

* Darin, nämlich in der Bibel, steckt auch unsere Dogmatik, was wir dem gegenüber bezeugen wollen, der gesagt hat, er sei „kein Freund missourischer Dogmatik“.

** Da dieser Artikel schon im Sommer eingefandt wurde, paßt diese Bezeichnung nicht mehr. D. Red.

¹ Von P. F. unterstrichen.

* Wie uns von glaubwürdiger Seite versichert worden ist, hat der Breslauer Kirchenrat Rocholl auf Grund unserer seinerzeit gegen ihn erhobenen Anklage auf der Generalsynode seinen Semipelagianismus widerrufen. Schon das wäre ja ein Beweis für den Nutzen unserer Polemik. Leider hat freilich kein einziger von allen Berichten auch nur ein Wort darüber mitgeteilt. Somit sind wir denn leider nicht in der Lage, den „Widerruf“ als wirklich erfolgt zu betrachten. Denn der ist nicht ehrlich gemeint, der ein öffentlich gegebenes Vergernis nicht öffentlich abthut. Und so bleibt jener Vorwurf wie überhaupt der Vorwurf falscher Lehre und der Gleichgültigkeit gegen reine Lehre überhaupt an Breslau hängen. Es hilft ihnen auch nichts, daß sie sagen: „Gewiß können bei uns Verstöße gegen die rechte Lehre vorkommen, wie in jeder Kirche (vielleicht sogar bei Missouri); für solche Fälle aber haben wir unsere bestehenden kirchlichen Ordnungen, welche deutlich vorschreiben, wie hierbei zu verfahren ist.“ Denn was nützen die besten Ordnungen, so lange sie bloß auf dem Papier stehen? Kommt doch alles darauf an, daß man danach auch thue. Leider herrscht auch bei den Breslauern die in den Landeskirchen so verbreitete Auffassung von „doctrina publica“ (öffentliche Lehre) als einer Lehre, welche gelehrt werden soll; daß sie aber wirklich im Schwange gehe, darauf komme so viel nicht an. Das sind die blanken Schüsseln der Schriftgelehrten und Pharisäer.

„auf eine große messianische Zeit¹ mit Christi Wiederkunft, nicht nur auf eine ‚Ewigkeit‘ oder ‚ewige Seligkeit‘ so, wie wir¹ davon zu reden pflegen.“ „Hätten die Apostel nur gedacht, daß Christus **nur**² komme, um Gericht zu halten und der alten Welt ein Ende zu machen,³ so hätten sie nicht so sehr eine Hauptsache, ein Ein und Alles aus diesem Warten auf den Herrn gemacht. Weil sie aber mit der Wiederkunft Christi das Reich Gottes erwarteten, eine große Welterlösung, eine Aufrichtung des Reiches Christi auf Erden,⁴ darum warteten sie. Wenn man mit der Wiederkunft Christi **nur**² auf das jüngste Gericht wartet, so ist es natürlich, daß man das eigentliche Warten immer wieder vergißt oder unterläßt, wenn man aber auf ein künftiges Reich Christi wartet, ja, dann wartet¹ man. Die Wiederkunft Christi zu einem jüngsten Gerichte¹ **nur**² — ist weiter keine Hoffnung.¹ Seine Wiederkunft zur Aufrichtung seines Reiches aber,¹ zur Anbahnung eines Glückszustandes für alle Völker und für das ganze Menschengeschlecht, — ja, das ist eine Hoffnung.¹ Nur auf das Weltende warten,⁵ ist ein Schrecken, aber auf die Weltvollendung warten, ja, das ist eine Freude,¹ denn das ist die **größte**² Hoffnung, die es für das Menschengeschlecht **überhaupt**² giebt.“ „Wenn doch¹ das Ende von allem dem nichts anderes sein soll als das Gericht und das Weltende, warum läßt er“ (Gott) „dann dieses Weltende nicht früher kommen,⁶ damit doch nicht immer Sünde, Elend und Verderben, millionenweise sich häufe?! Ja, in der That, diesen Rat Gottes, diesen Weltplan Gottes kann ich rein nicht verstehen,⁷ wenn Gott nicht eben doch noch etwas Großes vorhat mit dieser² irdischen Welt, für den Abschluß der jetzigen Weltzeit! Ganz anders aber ist es damit, wenn ich mir sage:⁷ wohl sterben noch Tausende so dahin, wohl werden noch Millionen Heiden geboren und gehen ihre Wege, wohl richten Unglauben und Sünde, Elend und Verderben aller Art in der Welt noch viel Verwüstung an, — aber Gott hat noch etwas Großes vor mit eben dieser Welt und **deshalb** läßt er das Ende trotz alledem noch nicht kommen!“¹ „Ich lebe des Glaubens, daß diese große Hoffnung des Christentums, diese allergrößte Hoffnung für alle Völker,² in der Zukunft noch recht wichtig werden wird.“ „Zwar meine ich, wir sollten uns wohl hüten, eine Streitfrage daraus zu machen, die Uneinigkeit der Christen ist groß genug; wir wollen uns auch wohl hüten, andere Christen darum anzusehen, wenn ihnen die Sache neu ist und ferner liegt, — aber soweit sollten wir allerdings kommen, daß auch diejenigen, welche dieser Hoffnung fremder gegenüberstehen, unseren Glauben nicht schmähén oder verdrehen, uns nicht bekämpfen oder beseinden, sondern auch unsere¹ Weise⁸ etwas gelten lassen und uns antommen lassen, daß wir uns untereinander erbauen.“ „Es sind heutzutage Zeichen genug dafür da, daß **sogar**² außerhalb¹ des Glaubens das

Sehnen des menschlichen Herzens⁹ auf Solches hindrängt, ebenso daß innerhalb der Kirche selbst — und durchaus nicht bloß unter sektiererischen Leuten etwa — Tausende und aber Tausende etwas davon suchen und ersehnen.“ „Ist es nicht eines Christen würdig,¹ zu leben und zu leiden, wenn es sein müßte, auch zu sterben für das kommende große allgemeine Friedensreich aller¹ Völker¹⁰ unter dem einen hochgelobten König aller Könige und Herrn aller Herren?!“

Wir glaubten, diese Sätze vollständig hierher setzen zu sollen, damit jeder Leser sich davon selbst überzeugen könne, daß P. Faulhaber allerdings recht hat, wenn er das alles „eine so ganz neue Lebensanschauung“, etwas wie eine ganz neue Weltanschauung“ nennt. Lutherische Christen beten da:

„Den stolzen Geistern wehre doch,
Die sich mit G'walt erheben hoch
Und bringen stets was Neues her,
Zu fälschen Deine rechte Lehr.“

Bisher glaubten die Christen, daß der Herr Christus am jüngsten Tag wiederkommen wird, um alle Toten aufzuwecken, das Gericht über die ganze Welt zu halten und allen Gläubigen das ewige Leben zu geben. Auf dies ewige Leben auf der neuen Erde unter einem neuen Himmel in der unausslöschlichen Gemeinschaft mit dem dreieinigen Gott und mit allen heiligen Engeln, wo der Tod nicht mehr sein wird, noch Leid noch Geschrei noch Schmerzen, — auf das am jüngsten Tage offenbar werdende ewige Herrlichkeitsreich mit seinem unsagbaren Frieden und seiner unermesslichen Freude vor dem Angesichte des Königs Jesu hofften die Christen, darauf warteten sie, darauf freuten sie sich. Aber P. F. hat entdeckt, daß dies „weiter keine Hoffnung ist“. Darnach sehnt er sich nicht; das erregt weiter keine besondere Freude in ihm. „Das Himmelreich auf Erden!“ das ist sein brennendes Verlangen, das in ihm Arbeitsfreudigkeit und Schaffensdurst erweckt. Das ist ja die „allergrößte Hoffnung für alle Völker“; das ist der Gegenstand des Sehns „des menschlichen Herzens“ auch außerhalb des Glaubens. Christen nach der Art St. Pauli freilich trauen ihrem menschlichen, irdisch, ja fleischlich, also gottfeindlich gesinnten Herzen und seinem Sehnen nicht, sondern kämpfen dagegen und gehorchen dem Worte: „Suchet, was droben ist, da Christus ist, sitzend zu der Rechten Gottes. Trachtet nach dem, das droben ist, **nicht** nach dem, das auf Erden ist“ (Kol. 3, 1. 2 ff.). Oder sollte, weil Gott noch etwas Großes mit eben dieser Welt, nämlich die Aufrichtung eines tausendjährigen Reiches, vorhaben soll, das alte Christengebet, das da lautet:

„Nach mir stets zuckerfüß den Himmel
Und gallenbitter diese Welt“,

in sein Gegenteil verkehrt werden?! Es sind nicht Schriftgedanken, sondern Erwartungen des P. Faulhaberischen Herzens, die mit dem Sehnen jedes natürlichen Menschen allerdings übereinstimmen, was er als „die seligste Lust eines Christenherzens“ preist. Bisher fand das Christenherz seine „seligste Lust“ in Christo und in seiner Gnade; P. F. findet sie erst im — tausendjährigen Reiche! Zwar will er seine Hoffnung von der der Sozialdemokraten dadurch scheiden, daß er den Herrn Christus als Herrscher im tausendjährigen Reiche preist. Aber der Herr weiß doch davon nichts, sondern sagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Wies er damit nur „den Pilatus mit seinen völlig weltlichen, rein irdischen Nachhabergebanten“ ab, wie P. F. behauptet? Nein, sondern Christus verneinte damit die Erwartung, daß er irgend einmal auf Erden „in königlicher Pracht

¹ Von P. F. unterstrichen.

² Von uns unterstrichen.

³ Hier läßt P. F. etwas sehr Wichtiges weg: „und das ewige Leben den Gläubigen zu geben“, d. i. das Reich ewiger Herrlichkeit.

⁴ Dies ist schon längst ausgerichtet durch Christi erstes Kommen; die eine heilige christliche Kirche ist sein Reich auf Erden.

⁵ Wer thut das? Kennt P. F. den Schluß des dritten Artikels gar nicht? Atmet der gar keine Freude?

⁶ 1 Mos. 6, 3. 2 Petr. 3, 9.

⁷ Von uns unterstrichen. Siehe da, die Vernunft — die Mutter des Chilasmus!

⁸ Soll heißen: Ansicht, Meinung, Theorie, Hypothese u. s. w. Er sagt einmal: „Ebenso gut und mit gleichem Recht“ (wie die Naturwissenschaft) „gewinnt die Theologie auch ‚Hypothesen‘, Glaubenssätze aus ihrem Bereich des geistigen und geistlichen Lebens...“ Die Annahmen, „Hypothesen“ der Naturwissenschaften nennt er — „Glaubenssätze der Naturwissenschaften“!!!!

¹ Von P. F. unterstrichen.

⁹ NB. des natürlichen, irdisch, fleischlich gesinnten, gottfeindlichen!

¹⁰ NB. auf Erden!

und mit herrlicher Machtentfaltung“ (wie P. F. auslegt) regieren und daß sein Reich hier jemals ein sichtbares sein werde, in dem „alle Völker im Frieden miteinander leben“ und „auch die einzelnen Menschen **alle**² zum Glück und Wohlsein kommen“. Christi Reich auf Erden ist die eine heilige christliche Kirche, die wir nicht sehen, sondern glauben. Sie ist und bleibt eine kleine Herde gegenüber der großen Masse der Widerfacher Christi, der Ungläubigen, und um dieser willen ist und bleibt sie ein Kreuzreich auf Erden. Die größte Hoffnung aller Glieder dieses Kreuzreiches ist die, daß das Leid dieser Zeit (welche „die letzte Stunde“ und nicht erst die vorletzte ist) der Herrlichkeit nicht wert sei, die an ihnen soll offenbart werden, wenn Christus beim jüngsten Gericht zu ihnen sprechen wird: „Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt.“ Nirgends in der ganzen heiligen Schrift wird uns verheißen, daß zuletzt in einem tausendjährigen Reiche „die ganze Erde wird zum Paradiese, zum glücklichen Wohnplatz aller Menschen werden“, wie P. F. im Einverständnis mit den Sozialdemokraten hofft. Vielmehr lehrt uns die Schrift, Fremdlinge und Pilgrime auf Erden zu sein, weil wir hier keine bleibende Stadt haben. Ja, auch P. F. giebt zu, daß im tausendjährigen Reiche die Sünde und der Tod trotz allem noch seinen Platz haben wird. Und doch soll's ein Paradies sein? Nein, Paradies und Sünde, Paradies und Tod — das sind Dinge, die sich miteinander nun und nimmermehr vertragen.

In der zweiten Schrift P. Faulhabers entwickelt der „Meister“ seine (!) Gedanken über das tausendjährige Reich weiter: „selbst aus der Idee heraus“ — d. h. auch wenn die Schrift nichts davon sagte — „müßte man sie“ (die Weissagungen vom Antichrist und von der Aufrichtung des tausendjährigen Reiches auf Erden) „konstruieren können.“ Er beabsichtigt damit die „Lösung weltgeschichtlicher und religionsgeschichtlicher Probleme“. Dies sollte schon jeden Christen mit großer Vorsicht gegen ein solches Buch erfüllen. Denn unsere Aufgabe ist nicht, unseren Ideen nachzugehen und Probleme zu erforschen und darauf unsere — „größte Hoffnung“ zu setzen. Sondern nur das, was Gott in seinem Wort aus Gnaden offenbart hat, ist es, was des Christen Herz mit Glauben und Hoffen fest und gewiß ergreifen soll. Wer seinen Ideen und allerhand Problemen nachhängt, kommt gewöhnlich zur Verachtung der göttlich gewissen Lehre der heiligen Schrift. P. F. sagt: „Ich wage hier soweit zu gehen, daß ich sage: Wenn jemand von Jesus Christus mit Begeisterung glaubt, daß er wirklich und wahrhaftig wiederkommen wird, wirklich und wahrhaftig sein Reich einst aufrichten wird hier auf Erden,¹ dem gegenüber schwinden mir jetzt schon¹ **alle**² dogmatischen Differenzen, **alle**² andersartigen Meinungen² über die Person Christi² und sein Wesen, da werden sie mir **eine ganz untergeordnete Frage**² Das ist mir auch, nebenbei gesagt, das **besonders Wichtige**² an dieser ganzen Hoffnung, und deshalb eben wünsche ich mir eine immer wachsende Betonung der eschatologischen Hoffnungen in der Theologie und in der Kirche, weil ich glaube, daß sie gerade ein einigendes Moment von der allergrößten Bedeutung² werden würden für viele, welche jetzt durch die Verschiedenheit ihrer Anschauung über die Person Christi voneinander getrennt sind.“ Armer Herr Christus, der Du die Frage erhebst: „Was dünket euch um Christo, wes Sohn ist er?“ Wie unnötig war doch das! Wie viel unnötiger, daß Du dafür (Joh. 19, 7) Dich hast kreuzigen lassen! Hättest Du's doch wie P. F. gemacht und die Frage über Deine Person nicht erst erörtert, sondern vielmehr das Sehnen der Juden erhört oder wenigstens befördert, die nach

einem Herrlichkeitsreiche auf Erden trachteten und Dich dann ja auch gewiß verehrt hätten (Joh. 6, 15)! Der Chiliasmus ist ein Menschenjündlein, gepaart mit der Nichtbeachtung und Verachtung geoffenbarter, christlicher Fundamentallehren. Wir nennen außer der von der Person Christi nur noch die von der Sünde und von der Rechtfertigung.

Der Satan wird also gebunden sein im tausendjährigen Reich. Er ist jetzt „der böse Hintergrund der Sünde“, „jener unsichtbare und ungreifbare, aber fast unausweichliche Alpdruck auf der Menschheit und Menschenseele“. Wenn dieser nicht mehr vorhanden sein wird (im tausendjährigen Reiche), „da wird es denn doch eine ganz andere Entwicklung sein“, freilich nicht — „bis zur Sündlosigkeit“. „Um die Sünde, die uns immerdar anklebt, ist es nun einmal hienieden ein Naturgesetz in der Menschennatur geworden, aber es wird einst doch viel mehr Befestigung des sittlich-religiösen Lebens, viel mehr wirkliche Veredelung der ganzen Persönlichkeit, viel mehr Verfeinerung und Vertiefung der inneren Natur des Menschen möglich werden, als dies jetzt meist der Fall ist, und wenn sich das dann von einem Geschlecht auf das andere fortpflanzt, sollte das ohne wachsenden Einfluß auf die Weiterentwicklung in den kommenden Geschlechtern sein, — wenn ja schon heutigen Tages es vorkommt, daß es denn doch nicht nur edler erzogene, sondern von Natur tiefer religiös angelegte Menschen giebt, die das Erbe frommer Eltern in sich tragen?“ Christus dagegen sagt: „Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch.“ Von dem Zusammenhang jegerlicher Sünde mit Satan (1 Joh. 3, 8. 10), von dem innersten Verderben des Menschen durch die Erbsünde, von dem Fluche der Sünde und ihrem steten Wachsen, von dem immerwährenden Anwachsen der Sünde bis zum Ende besonders vor dem jüngsten Gericht (Matth. 24, 12. 37 ff. 1 Tim. 4, 1 ff. u. f. w.) weiß P. F. nichts. Trotz der Sünde im tausendjährigen Reiche ist ja „der Sündenfluch weg!“ Da hat der alte Schiller doch noch mehr Sündenkenntnis gehabt, wenn er sagte:

„Das ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären.“

Und die Rechtfertigung? Unsere Väter haben wegen der Lehre von der Rechtfertigung den Papst für den Antichristen gehalten und aus 2 Theß. 2 ihn als solchen erwiesen. Christus ist den Vätern vor allem der Hohenpriester gewesen, dessen vollständiges Opfer allein sie rechtfertigte. Der Antichrist war darum der Papst, weil er sich zum Hohenpriester machte, neue Opfer und Werkgerechtigkeit aufrichtete und sein Thun doch mit dem Namen Christi lügnerischerweise bedeckte. Die Neuen, auch P. F., scheinen Jesus als Hohenpriester gar nicht oder kaum mehr zu kennen. Für die einen ist er lediglich Prophet, Meister, Vorbild u. f. w. Für die anderen, wie für P. F., ist er hauptsächlich König des tausendjährigen Reiches. Ja, da genügt dann ein irdischer Machthaber als Gegenkönig Christi, der wie Christus die ganze Welt sich unterthan macht, der wie Pharao fragt: „Wer ist der Herr, des Stimme ich hören müßte“, und der sich wie ein römischer Kaiser zum Gott erheben läßt und in — Jerusalem in einem dort neu erbauten Tempel sich auf den Thron setzt wie damals Alexander der Große dort in Aegypten. Aber der Antichrist sitzt im Tempel, d. h. in der christlichen Kirche (Eph. 2, 21), gebärdet sich gewiß auch als König aller Könige, aber vor allem als Pontifex maximus, d. i. als Hohenpriester, ohne den niemand selig werden könne. Deshalb ist der Papst der Antichrist, weil er die Rechtfertigung aus Gnaden allein durch den Glauben an Christum verfälscht wie niemand sonst. Weil man von dieser Lehre abgefallen ist, darum erklärt man es für thöricht, den Papst für den Antichrist zu halten, und sucht diesen erst in der Zukunft. — Aber ist P. F. wirklich von der Rechtfertigung

¹ Von P. F. unterstrichen.

² Von uns unterstrichen.

abgefallen? Er sagt: „Wonach anders fürwahr soll der Herr,¹ der gerechte Richter, das Geschlecht jener“ (antichristlichen) „Tage richten, als darnach, wie sie sich in dieser Zeit der Entscheidung den Christen gegenüber innerlich und äußerlich ausgewiesen haben. Und ist er nicht der gerechte und barmherzige Richter,¹ daß er das Geschlecht jener Tage nach **gar nichts anderem**² fragt, als **einzig nur**² nach ihrem Verhalten gegen die Christen? Ist er nicht sehr, sehr barmherzig,¹ daß er doch aus allerlei Volk alle diejenigen trotz aller ihrer Sünden so überaus gnädig annimmt und als gerecht gelten läßt, bei welchen sich der innere Wahrheitsinn und Gerechtigkeitsinn in Barmherzigkeit gegen die Christen jener Zeit wirklich noch ausgewiesen hat?“ Man möge den Text vor und nach diesen Worten vergleichen, so wird man sich erstens verwundern, wie P. F. in Matth. 25, 31 ff. nicht etwa das jüngste Gericht, sondern ein besonderes Gericht über den Antichristen und die Seinen vor Anfang des tausendjährigen Reiches zu finden vermag. Aber zweitens wird man uns recht geben, wenn wir P. F. beschuldigen, von der Rechtfertigungslehre gänzlich abgefallen zu sein. Also die Leute der antichristlichen Zeit sollen nach einem anderen Richtmaß gemessen werden, als die sonstigen Menschen? „Es ist in keinem Anderen Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie können selig werden“, als der Jesu Christi. Die Leute der antichristlichen Zeit aber haben das Heil — in sich selbst, in ihrem Verhalten gegen die Christen, werden selig durch ihren inneren Wahrheitsinn und Gerechtigkeitsinn?! „Herr, Deine Augen sehen nach dem Glauben.“ Aber in der antichristlichen Zeit sehen seine Augen nach nichts anderem, als darnach, wie die Leute den Christen gegenüber sich ausweisen und verhalten?! „Wer nicht glaubet, wird verdammt.“ „Ohne Glauben ist es unmöglich Gott gefallen.“ Aber in der antichristlichen Zeit gilt diese Regel nicht?! Da gefällt man Gott auch ohne Glauben, wird selig ohne Glauben an Christum trotz aller Sünden — allein durch Beweisung inneren Wahrheitsinns und Gerechtigkeitsinns?! So ein Mann wie P. F. kann den Pabst nicht für den Antichristen halten, weil er innerlich nur dessen gelehriger Schüler ist und selbst auch das Centrum des Christentums verloren hat. —

(Schluß folgt.)

Vermischtes.

Reichtum macht Aruße.

Ein ehrlicher alter Bedienter eines böhmischen Grafen, der ihn wegen seiner Treue liebte, äußerte einst, er möchte selbst erfahren, wie einem Reichen zu Mute sei. Das Reichsein müsse doch gar so wohl thun. „Wie viel brauchst du“, fragte sein Herr, „um reich zu sein?“ „Ein halbes Hundert Siebzehner“, erwiderte der Alte, „würden mich, da ich gar nichts habe, zum reichen und glücklichen Mann machen.“ „Hier zähle ich sie dir auf“, sagte der Graf. Der Bediente zählte sie weg und band sie mit sichtbarer Freude in ein Säckchen. Er merkte nicht, daß er sein Herz und seine Ruhe hineinband. Er trug sein Schatzsäckchen den ganzen Tag in der Tasche, die er alle Viertelstunden angriff, aus Furcht, sie möchte ein Loch bekommen oder ein Rame-rad möchte sein Säckchen entdecken. Abends legte er es unter sein Kopfkissen. Aber es weckte ihn wenigstens zwanzigmal aus dem Schlafe. Immer mußte er wieder hingreifen, ob sein Schatz noch da sei. Nach Verlauf etlicher solcher Martertage und Nächte eilte er früh morgens zu seinem Grafen. „Gnädiger Herr“, sprach er, „ich weiß jetzt, wie das Reichsein thut. Hier haben

Er Gnaden das Geld wieder. Der Reichtum ist ärger denn ein Dieb. Dieser stiehlt mir das Geld, das Geld aber stiehlt mir Schlaf, Ruhe, Appetit und Gesundheit.“

Nicht wahr? Da heißt es: „Sie machen ihnen viel Schmerzen.“ (Lutheraner.)

Reich und doch arm.

Der belgische Fabrikant Pagen erzählt: „Niemals werde ich den Besuch vergessen, den ich vor Jahren einem mir befreundeten Geschäftsmann machte. Er gehörte zu jenen unermüdlich thätigen Geschäftsleuten, die sich niemals Ruhe noch Rast gönnen, um ihrem Geschäfte eine immer weitere Ausdehnung zu geben. Dieses letztere war ihm auch vollständig gelungen, und er zählte nunmehr zu den angesehensten Geschäftsleuten des Landes. Als ich abends in seiner Fabrik ankam, um zum Arbeitszimmer meines Freundes zu gehen, hörte ich diesen rufen: „Kommen Sie nur herein! Ich kann Ihnen leider nicht entgegengehen.“ In der That hatte diese rastlose Arbeit die Gesundheit und Kraft des noch jungen Mannes bereits dergestalt zerrüttet, daß er sich nicht einmal mehr von seinem Stuhle erheben konnte. Niemals aber werde ich es vergessen, wie er mir schwermütig lächelnd die Hand drückte und mir erklärte: „Sehen Sie, lieber Freund! Man arbeitet wie ein Neger, um reich zu werden, und wenn man diesen Reichtum erworben hat, so ist man nicht mehr gesund genug, ihn zu genießen. Wer auf Kosten seiner wahren Wohlfahrt reich wird, bleibt arm. Namentlich die verlorenen Sonntage sind nicht wieder zu ersetzen. Die heilige Schrift sagt: Was hilfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.“

(Freimund.)

Gelddienste.

Vor mehr als hundert Jahren, im August 1781 war ein gottesfürchtiger Bauersmann, Namens Jakob Conrad von Großaspach bei Wadnang (Württemberg) im Ittenberger Walde daran, eine Tanne abzuhausen, die er zu seinem Hausbau gekauft hatte. Die Sonne stand gerade hoch, als er in die Höhe schaute, blendete ihn und er täuschte sich über die Richtung, in der sie fallen werde. Als er sie plötzlich auf sich zusallen sah, wollte er noch ausweichen, allein des Baumes Spitze traf ihn noch und schälte ihm stellenweise das Fleisch fast ganz von den Knochen, schlug ihm einen Fuß und eine Hand ab und da lag er nun jämmerlich zugerichtet am Boden.

Schnell verbreitete sich die Schreckenskunde; als sie der armen Hausmutter zu Ohren kam, wollte sie wehklagend und händeringend dem unglücklichen Manne entgegen. Unterwegs schrie sie im heftigsten Schmerz, der Verzweiflung nahe: „Ach, wozu soll ich mich trösten!“ Da zupfte sie ihr Söhnlein, das neben ihr ging und sagte: „Mutter! weißt du nicht mehr, was du mich so oft beten gelehrt hast:

„Seiner kann ich mich getrösten,
Wenn die Not am allergrößten.
Er ist gegen mich, sein Kind,
Mehr als väterlich gesinnt.“

Die jammernde Mutter mußte sich zuerst schämen über den Zuspruch ihres Lieblinges; dann aber wurde sie dadurch so wunderbar gestärkt, daß sie endlich im Vertrauen und gläubigen Aufblick zu Gott ihrem verstümmelten Mann, den man auf einer Tragbahre brachte, entgegenlief. Der Herr befestigte ihren Glauben so, daß sie auf dem ganzen Wege neben ihrem Manne herging und ihn unablässig mit Sprüchen des Wortes Gottes trösten konnte. Am 14. August rief der Herr ihren Mann heim und hinterließ ihr 6 Kinder. Aber sie blieb aufrecht; der Herr war ihr Steden und Stab. Sie, die zuerst ein Knäblein hatte trösten müssen, wurde von nun an eine gar freundliche Trösterin aller

¹ Von P. F. unterstrichen.

² Von uns unterstrichen.

Unglücklichen und Leidtragenden im Orte, so daß ihr Gedächtnis noch jetzt im Segen ist.

Siehe, wie der Herr dich, durch ein Kind, das du durch gottselige Erziehung zu ihm geleitet hast, segnen und zu sich ziehen kann! Wenn Eltern, indem sie ihre Kinder zu Jesu weisen, Engelsdienste an ihnen thun, so macht der Herr ihnen diese Kinder zu Engeln, durch die Er ihnen, wenn's ihnen oft am nötigsten ist, in die Seele ruft: „Seid getroßt und fürchtet euch nicht.“
(„Ev.-luth. Friedensbote.“)

Wenn zwei Menschen,

welche nach kurzem oder langem Streit sich miteinander versöhnt haben, nach der Versöhnung doch kalt, gleichgültig, teilnahmslos nebeneinander hergehen und sich kaum kennen und ansehen, so ist das ebenso widerwärtig, als wenn zwei Feinde offen miteinander hadern.
(„Luth. Anzeiger.“)

Füllleine.

Ehe Gott seine Werkzeuge erhöht hat, mußten sie erst tief erniedrigt werden.

Moses mußte fliehen, Joseph verkauft werden, bei einem Potiphar dienen und in den Kerker wandern, David vor Saul fliehen, Daniel in die Löwengrube, Luther in den Bann u. c.

Bei Verleumdungen muß man's oft machen, wie einer, mit dem die Pferde durchgehen. Er muß nur ganz stille sitzen bleiben. Entweder rennen die Pferde selbst wieder, oder es kommen andere zu Hilfe. Herauspringen ist oft die gewisseste Gefahr.

Nachrichten und Bemerkungen.

Missionar Rätber ist am 31. Dez. mit dem Dampfer „Hohenstaufen“ von Genua nach Ostindien abgereist. Gottes heilige Engel mögen ihn geleiten. — Die „N. L. R.“ vom 30. Dez. schreibt über die Sache der Missionare und ihre neue Arbeit wie folgt: „Nachdem noch vor kurzem die „Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung“ aus bester Quelle mitteilen konnte, daß das Missionskollegium von einer Veröffentlichung der Akten in Sachen Rätber und Mohr Abstand genommen habe, bringt die neueste Nummer des Leipziger Missionsblattes die erfreuliche Nachricht, daß man sich in Leipzig nun doch zur Veröffentlichung der Akten entschlossen hat. Dieselben sollen in etwa vierzehn Tagen erscheinen. Es wäre sehr wünschenswert, daß sie vollständig veröffentlicht würden und zwar noch so zeitig, daß die abgesetzten Missionare sich vor ihrer Abreise von Europa zu der Veröffentlichung äußern könnten. Die von Leipzig ihres Amtes entsetzten Missionare haben inzwischen von der evangelisch-lutherischen Missionsynode in Nordamerika einen Ruf erhalten, aufs neue nach Indien zu gehen und zwar an einen Ort, wo Christi Name zuvor noch nicht gepredigt worden ist“. Daß sie unter den Tamulen, deren Sprache sie gründlich kennen, ihre Missionsarbeit wieder aufnehmen wollen, wird kein Einsichtiger ihnen verdenken. Wenn man den Missionaren von gewisser Seite von vornherein unterstellt, daß sie in Leipziger Tamulengemeinden eindringen und Verwirrung anrichten wollten, so müssen wir dies als unbegründete Verdächtigung zurückweisen, da wir nach unserer persönlichen Kenntnis der Missionare Rätber und Mohr ihnen Derartiges nicht entfernt zutrauen. Hat doch schon Missionar Rätber die Behauptung der „Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung“ über angebliche Agitation unter den eingeborenen lutherischen Christen im Tamulenslande öffentlich zurückgewiesen in einer ruhigen, sachlichen Weise, die von dem häßlichen Ton, den das Leipziger Blatt (das sich sonst gerne als vornehmeres „Weltblatt“ geriert), den nach treuer Amtsthätigkeit summarisch entlassenen und ohne Reisegeld in die Heimat auf die Straße gesetzten Missionaren gegenüber anschlägt, aufs Besten absteht. Wir freuen uns, daß es den Brüdern ermöglicht worden ist, zu der alten, ihnen ans Herz gewachsenen Arbeit zurückzukehren: Christi Namen unter den Heiden zu verkündigen. Möge der Herr sie mit den Thürigen geleiten über das weite Meer und auf dem neuen Arbeitsfelde ihre Arbeit reichlich segnen!“ — Wir wollen hoffen, daß diese Beurteilung der Sache trotz der Gezeirien gegen die Missionsynode, zu welcher besonders die durch den „Freimund“ dem deutschen Publi-

kum zugänglich gemachten Verleumdungen der Zowauer helfen müssen, in den Kreisen der Missionsfreunde mehr und mehr Platz greifen möge.

Neuseeland. Bei dem von Blättern berichteten Schiffbruch des Dampfers „Wairarapa“ an der Küste von Neuseeland, bei welchem 112 Menschen ihr Leben verloren, war auch Herr Pastor Peters von Murtoa in Viktoria, der Präses der Lehranstalt daselbst, in Lebensgefahr. Er befand sich mit einem Glied der Synode, Herrn Hötter, auf der Reise zu den Missionaren der südaustralischen Synode und der Hermannsburger Freikirche in Neuseeland, um dieselben zu beraten. Da traf sie dieses Unglück, bei welchem Herr Hötter ertrank, Herr Pastor Peters aber mit knapper Not gerettet wurde.
W.

Bekanntmachung.

Folgendes sind die Adressen unserer Unteragenten, an welche sich bei vorkommendem Bedarf die Glieder der betreffenden Gemeinden beim Bezuge unserer Artikel wenden wollen:

In Dresden Herr E. Steyer, Neustadt, Königsstraße 9.
In Chemnitz Herr R. Kreuzer, Mühlenstraße 100.
In Planitz Herr S. Schneider, Johannisstraße 266 B.
In Grimnitzschau Herr R. Henneberg, Obere Neustadt 22.
In Frankenberg Herr Cl. Steiner, Gunnersdorf.
In Allendorf a/Alm Herr W. Krauß jun.
In Kleinlinde Herr W. Kraushaar.

In den Gemeinden, von denen kein Unteragent genannt ist, vermitteln zur Zeit noch die Herren Pastoren den Bezug unserer Bücher und Zeitschriften.

Zwickau i/S., im Januar 1895. Der Schriftenverein.
E. Braun, Agent.

Quittung.

Für die Synodalkasse: Beitrag der Gemeinde Dresden durch Herrn August Steyer daselbst M 149.85; von Frau Franz Müller in Gräna durch Herrn Viertel dort M 3; Kindtaufskollekte von Herrn Hahn durch Herrn P. Willkomm M 4.50.

Für Heidenmission: Von Herrn Bröger durch Herrn Viertel in Gräna M 5; durch Herrn August Steyer in Dresden: von Ungenannt M 6, von Herrn Koppasch M 5, aus Anna's Sparbüchse M 0.50, aus Adolfs Sparbüchse M 0.35, von der Missionsbrüderschaft in Waagen vom Jahre 1879 M 3; durch Herrn Johannes Herrmann in Zwickau: von Herrn G. Schönemann in Leipzig M 1.25 und von Herrn Lehrer a. D. Mayer in Schwann M 0.35.

Für Student Strauch in Springfield: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium allen Heiden“ M 3.
Chemnitz. Eduard Reldner, Kassierer.

Bücher-Anzeige.

Aus dem Concordia Publishing House in St. Louis gingen uns weiter zu:

Der fünfte Bericht des Kansas-Distrikts. 64 Seiten.
Preis 75 P.,

enthaltend Lehrverhandlungen über die Taufe als Gnadenmittel, der elfte Bericht des Canada-Distrikts. 88 Seiten.
Preis 90 P.,

enthaltend Verhandlungen über das Thema: Welchen guten Grund wir haben, an der Lehre, welche die Missionsynode bisher behauptet hat, beständig festzuhalten und alle Gegenlehre zu verwerfen,

der elfte Bericht des Iowa-Distrikts. 68 S. Preis 75 P., eine von Herrn Prof. Stöckhardt gegebene praktische Auslegung der sieben Sendschreiben in der Offenbarung, sowie:

Erzählungen für die Jugend. 24. Bändchen, enthaltend zwei Erzählungen: „Das müßte Schloß“ und „Der Schwedenschimmel“. Preis 80 P. — Das Doppelbändchen (25. und 26.), enthaltend die bekannte Erzählung Casparis: „Christ und Jude“. Preis M 1.60.

Beide Jugendchriften bedürfen keiner weiteren Empfehlung und wird die letztere ohne Zweifel auch in dieser neuen Form viel Freunde finden. Auch die drei Synodalberichte seien ihres trefflichen Inhalts und ihrer wichtigen Themata wegen hiermit dringend empfohlen. W.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

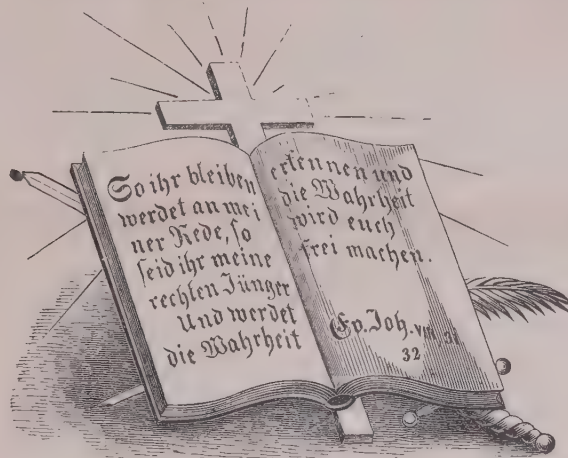
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die L. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 20. Nr. 3.

Bwickau in Sachsen.

27. Januar 1895.

Bibelstunden.

(Von Pfarrer Fr. Brunn.*)

III.

„Der feste Grund Gottes bestehet und hat dieses Siegel: der Herr kennet die Seinen, und: es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennet“ (2 Tim. 2, 19).

Auf welchem Grund ruht unsere Zuversicht und Hoffnung? Von dieser Frage hängt unser ganzes zeitliches und ewiges Heil ab. Stehen wir nicht auf dem rechten Grund, so sind wir vor dem Fall nicht sicher, sondern müssen ihn alle Augenblicke befürchten. Den einzigen rechten, festen und sicheren Grund unseres Heils und Friedens nennt uns der heilige Apostel in dem oben angeführten Spruch, den Grund, der nicht von Menschen gelegt, erdacht oder erfonnen ist, sondern den Gott selbst gelegt und uns gegeben hat; darum nennt ihn St. Paulus einen „Grund Gottes“ und heißt ihn einen „festen“ Grund, welcher „bestehet“. Denn so fest und unbeweglich, stärker als Tod, Teufel und Hölle, Gott selbst ist, so fest und unbeweglich muß auch der Grund sein, den Gott gelegt hat und den er uns als den ewig festen und sicheren Grund unseres Glaubens und unseres ganzen zeitlichen und ewigen Heils gegeben hat. Darum wohl dem Menschen, der auf diesem Grund Gottes in rechtem Glauben gegründet ist, damit die Pforten der Hölle ihn nicht überwältigen! Die klare Erkenntnis des Grundes Gottes, welcher bestehet, ist aber doppelt nötig in einer Zeit, wie die unsere, wo viele sich dieses Grundes rühmen, und doch haben und kennen sie ihn entweder gar nicht wirklich und recht, oder sie machen es, wie es 1 Kor. 3, 12 heißt, sie bauen nicht Silber, Gold und Edelsteine auf diesem Grund, sondern Holz, Heu und Stoppeln, d. i. allerlei vergänglichles eitles Menschenwerk und menschliche Weisheit, welches

alles nicht bestehet, sondern elendiglich im Feuer verbrennt und untergeht. Ach wahrlich, da gilt es den festen Grund Gottes, welcher bestehet, wohl zu wissen und im rechten Glauben, der wie das lautere Gold im Feuer bewährt ist, darauf gegründet zu sein.

Der heilige Apostel redet 2 Tim. 2, 19 von zwei Stücken, erstlich von dem Grund Gottes, welcher bestehet, und sodann spricht er von einem Siegel, welches dieser Grund habe. Beides ist nicht eins und dasselbe, wie mancher vielleicht denken könnte, daß der Grund Gottes, von dem St. Paulus redet, eben darin bestehe, daß der Herr die Seinen kennt, insofern diese Worte eben der Trost seien, auf den man sich fest verlassen solle im Leben und im Sterben. Aber daß dieses nicht St. Pauli Meinung ist, geht schon daraus klar hervor, daß er zu dem Siegel, welches der feste Grund Gottes hat, auch das hinzurechnet: „es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennet“. Solches Abtreten von der Ungerechtigkeit seitens des Menschen kann aber doch nicht ein Grund unseres Glaubens und unserer Seligkeit sein. Nein, die Sache verhält sich ohne Zweifel so: wenn ein Vertrag, ein obrigkeitliches Dekret oder Zeugnis ausfertigt ist, so wird der Handschrift ein Siegel beigefügt, zu dem Zweck, daß dadurch das Geschriebene desto fester und untrüglicher, wie man eben sagt, „versiegelt“, d. h. verbürgt, unumstößlich versichert und gewiß gemacht werde. So sind St. Pauli Worte 2 Tim. 2, 19 zu verstehen: Gott hat einen Grund des Heils für uns gelegt, und diesem Grund hat er noch ein Siegel beigefügt, um ihn für uns ganz unumstößlich fest zu machen, daß wir im Leben und Sterben uns sicher darauf verlassen können, ohne fürchten und sorgen zu müssen, den Grund (der an und für sich wohl fest steht), unserertheils wieder zu verlieren und zu Fall zu kommen. Beides müssen wir also kennen, teils den festen Grund, den uns Gott für Glauben und Seligkeit gegeben hat, teils das Siegel, welches dieser Grund hat, und welches dazu nötig ist, um fest und unverrückt auf demselben zu stehen.

* Der ehrw. Verfasser liegt schwer krank und sei der Gürtte der Leser empfohlen.

Welches der Grund ist, auf den wir unsere Zuversicht und Hoffnung bauen sollen, darüber können wir nicht in Zweifel und Unklarheit sein, die heilige Schrift redet davon an vielen Orten. Schon Matth. 16 spricht der Herr von einem Felsen, auf den er seine Gemeinde bauen wolle, daß sie die Pforten der Hölle nicht überwältigen können, so lange sie auf diesem Felsengrund steht. Ebenso redet der heilige Apostel von diesem Grund 1 Kor. 3, 11, wo er ausdrücklich hinzufügt, dieser Grund sei Jesus Christ. Ja, das ist der einige rechte Grund Gottes, welcher gelegt ist und welcher ewiglich besteht, Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit! Von diesem Grund bekennet und rühmt die Kirche, wie jeder gläubige Christ: „Der Grund, da ich mich gründe, ist Christus und sein Blut, das machet, daß ich finde das wahre ew'ge Gut.“ Dieser Grund steht so fest und unbeweglich, als unser Herr Jesus Christus fest steht, als er fest und unverrückbar sitzt auf seinem himmlischen Thron zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, hoch erhaben über alle Thronen, Fürstentümer und Herrschaften und über alles, was im Himmel und auf Erden ist. Einen anderen Grund aber kann niemand legen, allein in dieser einigen hochgelobten Person unseres Herrn Jesu Christi liegt der Grund alles Heils und Friedens, er allein ist uns von Gott gemacht zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung, er allein ist am Kreuz das vollkommene Veröhnopfer für alle unsere Sünden geworden, und darum ist er nun auch kraft seiner Auferstehung und Himmelfahrt der allmächtige Herr, in dessen Hand Leben und Tod ruht, der die Schlüssel der Hölle und des Todes hat. Nur wer im rechten Glauben auf diesem Grund steht, der wird bleiben in Ewigkeit. Dem widerstreitet es aber nicht, wenn St. Paulus Eph. 2, 20 von einem Grund „der Apostel und Propheten“ spricht, auf dem alle Christen erbaut sind. Das Wort Gottes und zwar das Evangelium ist es, was St. Paulus unter diesem Grund der Apostel und Propheten versteht. Im Wort Gottes ist aber unser Herr Jesus Christus der alleinige Eckstein, wie der heilige Apostel Eph. 2, 20 hinzufügt, ja, der Mittelpunkt, die Sonne, um die sich das ganze Wort Gottes dreht, der alleinige rechte Inhalt, den uns das Evangelium bringen will, welches der Herr allen Völkern zu predigen befohlen hat. Darum ist es ganz ein und dasselbe zu sagen, Jesus Christus ist der Grund unseres Heils, oder das Wort Gottes, das Evangelium ist dieser Grund. Letzterer Ausdruck hat aber die schöne wichtige Nebenbedeutung, daß Christus nur in seinem Wort zu finden ist, daß niemand auf ihn, den Herrn Christum, wahrhaftig sich bauen und gründen kann, der nicht zugleich und in rechter Weise auf das Wort Gottes sich gründet, kurz, daß wir nur in seinem Wort und sonst nirgends in der ganzen Welt den Herrn Christum haben und besitzen. Das ist darum der große Betrug und die Täuscherei, wovon die ganze Welt voll ist, besonders auch in heutiger Zeit, daß sie sagen und sprechen: siehe, hier ist Christus, siehe, da ist er, und es ist doch sicher und gewiß, daß er nirgends ist, weder in Rom und unter der Herrschaft des römischen Papstes, noch in den Hörsälen und Büchern der Weisen dieser Welt, der menschlichen Vernunft und Wissenschaft, sondern nur in seinem teuren Wort und Evangelium. Darum bekennen wir hier abermal, wie oben, Gottes Wort, das ist der feste Grund Gottes, welcher besteht! Sonst ist in der ganzen Welt nichts Gewisses und Sicheres (etwa abgerechnet, was die Augen sehen und die Hände greifen oder was sonst in dieses Gebiet des Irdischen einschlägt, das der menschlichen Vernunft unterworfen ist), als Christus und sein Wort. Da frage dich doch nur selbst, lieber Leser, bezeugt

dir nicht dein eigenes Herz und Bewußtsein die völlige Unzuverlässigkeit von allem, was auf bloß menschlichem Denken und Fürwahrhalten beruht? Gibt es darum nicht überall und immer Tausende von Menschen, die nicht weniger klug und verständig sind als du, aber sie sind doch anderer Meinung und stimmen dir nicht bei? Und geht es nicht ebenso unter all den hohen Gelehrten und Weisen dieser Welt, die mit so großen Gaben menschlicher Vernunft und Wissenschaft ausgerüstet sind? Haben alle diese Vernunftgelehrten bis heute auch nur Ein Stück menschlicher Wissenschaft in himmlischen Dingen ausfindig gemacht, was gewiß ist oder worin sie alle übereinstimmen? Nein, es ist nur ein bunter Wechsel und ein großer Wirrwarr von Meinungen und Ansichten, was die Gelehrten und Weisen dieser Welt sagen und setzen und ist nirgends ein fester Grund der Wahrheit, welcher besteht. Darum sei Gott gelobt, daß es auf Erden doch noch Einen Grund giebt, welcher fest und gewiß ist, so daß das Herz sicher darauf ruhen und stehen kann: das ist Gottes untrügliches Wort! So hat es Gottes Mund geredet, so steht es geschrieben bei Aposteln und Propheten: Das kann mich nicht irre führen, das kann mir nicht lügen und trügen, da habe ich himmlische Klarheit, ewige, felsenfeste Gewißheit, da habe ich den Grund Gottes, welcher besteht, selbst wenn Himmel und Erde untergehen.

Aber wie? wird mancher Leser einwenden, sind nicht gerade über das, was geschrieben steht in der heiligen Schrift, so viele verschiedene Meinungen, so vielerlei von einander abweichende Auslegungen? Nicht nur Römische und Evangelische, Reformierte und Lutheraner, samt den vielen Sekten, die es giebt, sondern auch so viele einzelne „fromme“ und gelehrte, „gläubige“ Theologen, wollen sie nicht alle auf der heiligen Schrift stehen, und rühmen sich, den festen Grund Gottes und der Wahrheit zu besitzen, dennoch aber sind sie vielfach so ganz verschiedener Meinung? Ja, freilich, Gott ist ein wunderbarer Gott, der sein Werk auf Erden gar heimlich und verborgen führt. Darum hat er die himmlische Wahrheit in seinem Wort so offenbart, daß sie nur durch Erleuchtung des Heiligen Geistes von kindlich einfältigen und demütig gläubigen Herzen erkannt und gefunden wird, nicht von all den stolzen und hoffärtigen Geistern, von den in sich selbst Satten und Selbstgerechten, nicht von allen solchen, die irgendwie auf ihre eigene Weisheit und Klugheit vertrauen. Aber trotz dem römischen Papst und seinen Lügen, trotz allen Blendwerken menschlicher Vernunft und Wissenschaft, trotz Irlehrern, Sektierern und Schwärmern aller Art, dennoch, dennoch muß es bei dem bleiben, was St. Paulus sagt: Der feste Grund Gottes besteht! Daraus ziehe dir aber den Schluß, lieber Leser, soll der feste Grund Gottes bestehen, dann muß es auch möglich sein, sich fest darauf zu gründen, dieses Grundes sicher und gewiß zu werden. Wäre doch die heilige Schrift mit allem, was sie sagt und lehrt, kein fester Grund, wenn man nicht klar und sicher wissen könnte, was sie sagt, sondern man müßte ewig im Zweifel darüber sein und bleiben und jedem Irlehrer seine Meinung lassen. Dann wäre uns wahrlich nicht geholfen, die heilige Schrift wäre dann ein ebenso ungewisser Lehrmeister, wie die menschliche Vernunft. So gewiß aber nun der heilige Apostel sagt, das Wort Gottes sei ein fester, unwandelbarer, sicherer und gewisser Grund unseres Glaubens und unserer Seligkeit, so gewiß muß auch mit völliger Klarheit und Gewißheit die göttliche Wahrheit in der heiligen Schrift zu erkennen sein. Und so ist es: nur Schalkheit und Täuscherei der Menschen machen Gottes Wort unklar und ungewiß, bringen verschiedene Meinungen und Auslegungen auf. Dagegen können nur zwei Stücke uns schützen: 1. die

rechte Treue gegen das Wort Gottes, die sich darin erweisen muß, daß wir nichts in demselben für gering und unwesentlich achten und darum beiseite liegen lassen, desgleichen daß wir Gottes Wort genau so nehmen und glauben, wie es geschrieben steht, daß wir an keinem Wörtchen in der Bibel zweifeln, an keinem Buchstäbchen drehen und deuten, sondern überall fest dabei bleiben, wie es aus Gottes Mund gegangen ist. Nur dieser Buchstabe der heiligen Schrift kann uns in allen Zweifeln Klarheit und Gewißheit geben. Sodann aber 2., wo sich wirklich dunkle Sprüche in der heiligen Schrift finden, die eine Verschiedenheit der Auslegung möglich machen, da gilt es, andere klare und helle Sprüche zu suchen und nicht zu zweifeln, daß jede biblische Lehre und Wahrheit irgendwo in der heiligen Schrift klar und unzweifelhaft geoffenbart und ausgesprochen ist; nach diesen klaren Aussprüchen der heiligen Schrift müssen dann aber die weniger klaren ausgelegt und verstanden werden. So legt die heilige Schrift sich selbst aus, wie man mit Recht sagt, ein überaus wichtiger, unerläßlicher Grundsatz für das richtige Verständnis der heiligen Schrift, denn alle Irrlehre wird nur dadurch möglich, daß man entweder nicht treu bei dem Worte und Buchstaben der heiligen Schrift stehen bleibt (wie z. B. die falsche reformierte Lehre vom heiligen Abendmahl von den klaren Einsetzungsworten Christi abweicht) oder, wie es gewöhnlich die Art aller Schwärmer und Irrlehrer ist: sie hängen sich an einzelne dunkle Sprüche der heiligen Schrift, indem sie andere klare ganz bei Seite lassen, und solche dunkle Sprüche drehen und erklären sie dann nach ihrer Willkür und legen ihre falsche vorgefaßte Meinung hinein. O wahrlich, darum redet der heilige Apostel Ephes. 4, 14 nicht umsonst von „Schalkheit der Menschen und Täuscherei, damit sie uns erschleichen zu verführen“ und ermahnt uns, daß wir „nicht mehr Kinder seien und uns wägen und wiegen lassen von allerlei Wind der Lehre“. Der feste Grund Gottes bestehet, und festig ist, wer unverrückt in rechtem Glauben darauf gebaut ist.

Was ist es aber Wunder, daß die Pforten der Hölle vor allem und zu aller Zeit getobt und gewüthet haben, um diesen festen Grund Gottes, das Wort Gottes, umzustürzen und Menschenlehren an seine Stelle zu setzen? Dazu allein hat der Teufel das römische Papstthum gestiftet, daß er den HErrn Christum von seinem Thron stürze, an seiner Statt dagegen den vermeintlichen Statthalter und Stellvertreter Christi, den römischen Papst, auf St. Petri Stuhl setze, an dessen unfehlbares Wort nun Glaube und Seligkeit gebunden sein sollen, statt an Christi Wort und Evangelium. In ganz gleicher Weise hat der Teufel nach der Reformation den Rationalismus, das Vernunftchristentum, aufgebracht, um die menschliche Vernunft zum Herrn und Richter über das Wort Gottes zu setzen und auf solche Weise dasselbe umzustürzen. Das ist denn auch des Teufels Absicht in jetzt gegenwärtiger Zeit: darum hat er schon seit Jahrzehnten einen Lehrstreit nach dem anderen gerade unter denen erregt, die gegenwärtig noch gläubige und lutherische Christen sein wollen, und stiftet so viel Zwiespalt und Verwirrung unter ihnen, besonders auf dem Gebiete der Lehre, ja, in ganz offenkundiger Weise lenkt der Teufel in gegenwärtiger Zeit Sinn und Herz derjenigen, die neben dem allgemeinen öffentlichen Abfall vom Worte Gottes doch noch auf positivem biblischem Grund stehen wollen, ab von der reinen Lehre des Wortes Gottes und stellt ihnen dieselbe als gleichgültige Nebensache vor Augen. Nichts anderes sucht hiermit der Teufel, als daß er unserer Zeit schließlich den Grund alles wahren Glaubens und des Wortes Gottes ganz hinwegnehme. Und gelingt ihm das doch auf diesem

Wege gar sichtlich, treten doch immer mehr in unserer Zeit ganz frech und ohne Scheu auf allen deutschen Universitäten solche Theologen auf, die nicht nur die Gottheit unseres HErrn Jesu Christi, sondern auch Christi Wunder und alles Göttliche in der Bibel leugnen und predigen ein Christentum ohne rechten Glauben und ohne die großen Thaten Gottes in Christo zu unserer Erlösung und zur Versöhnung der Welt mit Gott. Ganz folgerichtig ist bei einer solchen Richtung denn die ganze neuere Theologie dahin gekommen, überhaupt die göttliche Eingebung der heiligen Schrift zu leugnen und von Irrthümern in der Bibel zu reden: damit ist vollends der Grund umgestürzt und die menschliche Vernunft und Wissenschaft wieder ganz, wie in der Zeit des früheren groben Rationalismus zum Richter über Gottes Wort gesetzt. — Wie geht es aber dennoch hierbei in Erfüllung, was die heilige Schrift sagt, daß der feste Grund Gottes bestehet und die Pforten der Hölle Christi Gemeinde nicht überwältigen sollen? Das lerne und verstehe wohl, lieber Leser, damit du in deinem Vertrauen und deiner Zuversicht nicht irre wirst bei dem Anblick sowohl des großen Abfalls unserer Zeit vom Worte Gottes überhaupt, als insbesondere der großen Lehrverwirrung und Zersplitterung, die gegenwärtig unter den noch mehr oder weniger Gläubigen herrscht. Der feste Grund Gottes bestehet, das ist gewißlich wahr, aber er bestehet nicht in solcher Weise, daß die heutige abgefallene gottlose Welt oder alle die falschen abtrünnigen Kirchen in unserer Zeit wieder sollten zum Worte Gottes oder zur rechthabenden Kirche zurückkehren und sollte dann am Ende der Welt eine überaus herrliche Zeit werden, wo alle, die getauft sind und Christen heißen, mit und unter dem HErrn Christo Ein Hirte und Eine Herde werden.* Ach nein, von solchen Träumen weiß die heilige Schrift nichts, sie sagt vielmehr umgekehrt, daß die letzten Zeiten würden greuliche Zeiten sein, daß der Abfall kommen, Ungerechtigkeit und falsche Lehre auf Erden überhandnehmen würden, so daß es sein werde, wie in den Tagen Noahs vor der Sündflut. Dennoch aber bestehet bei dem allen der feste Grund Gottes, und zwar erstlich darin, daß trotz aller Irrlehre, allem Abfall und Unglauben dennoch das Wort Gottes unverrückt feststeht, wie es lautet und geschrieben ist in der heiligen Schrift. Vermag doch kein Mensch, so lang es noch eine Bibel auf Erden giebt, auch nur einen Buchstaben davon auszutilgen oder hinwegzutun. Aber nicht nur das, sondern auch zum andern, wenn der HErr verheißt, daß die Pforten der Hölle seine Gemeinde nicht überwältigen sollen, so ist damit gesagt, daß der HErr bis an den jüngsten Tag immer eine wahre Kirche oder Gemeinde auf Erden haben und behalten will, die auf dem Grunde seines Wortes steht; doch das gilt nicht von all den falschen und abtrünnigen Kirchen, es gilt nicht von all den Tausenden, die längst dem Glauben und dem Worte Gottes den Rücken gekehrt haben, als würden sie von ihrem Abfall wieder aufstehen und zurückkehren, o wahrlich nicht. Des HErrn Verheißung hat nur den Sinn, daß er trotz und neben den großen Haufen der Abgefallenen und Falschgläubigen sich dennoch zu allen Zeiten eine Anzahl Herzen erwecken und bewahren will, die seinem Worte die Ehre geben, es ganz und voll im rechten Glauben festhalten und treu dabei beharren bis in den Tod. Diese wahrhaft Gläubigen (nicht die großen Volks- und Landeskirchen als solche) sind die wahre Kirche Christi auf Erden, die auch in den schlimmsten Zeiten bis ans Ende der Welt

* Diese Weissagung (Joh. 10, 16) ist schon erfüllt durch die Gründung der Einen rechthabenden Kirche Christi auf Erden in den Tagen der heiligen Apostel, in welcher, wie wir singen, alle Völker der ganzen Welt versammelt sind in Einigkeit des Glaubens.

sein und bleiben wird, wenn auch nur in dem Hausstand, wie schon Luther geweißagt hat, d. h. hier und da in Privat-häusern oder sonst in verborgenen Winkeln und Ecken. So besteht der feste Grund Gottes und wird auch in den Herzen vieler bestehen bis an den jüngsten Tag. Gottes Wege hierin gemäß seinem Worte recht zu verstehen, ist aber hoch-nötig, um die Zeichen unserer Zeit recht zu beurteilen und nicht, wie manche jetzt thun, falsche selbstgemachte Wege zu suchen in der Meinung, man könne etwa die abtrünnige Welt bekehren oder man müsse den schmalen Weg ein wenig breiter machen und von Gottes Wort etwas abthun, damit auch Halb- und Falschgläubige in der Kirche Sitz und Stimme be-halten. So giebt man den festen Grund Gottes denn preis und meint nach eitlen Menschengedanken das Reich Gottes und die Kirche Christi bauen zu können. „Da behüt uns für, himmlischer Vater!“ Br.
(Schluß folgt.)

Neue Bücher über den Chiliasmus, bezw. die Offenbarung St. Johannis.

(Eingefandt von Th. N.)

(Schluß.)

Wir sind so ausführlich auf die beiden Schriften P. Faulhabers eingegangen, daß es fast an Zeit und Raum gebricht für die Besprechung der „Briefe über die Offenbarung St. Johannis, den Liebhabern der Hoffnung als ein Beitrag zum Verständnis dieses Buches der Hoffnung gewidmet von Georg Stosch“ (Güters-loh, C. Bertelsmann). Stosch war zuerst Hilfsprediger in der Freikirche in Jypringen, dann Pastor in der sächsischen und später in der braunschweigischen Landeskirche, endlich Missionar in der Leipziger Mission und ist nun Pastor in Berlin inmitten der Union. Wer das weiß, glaubt schon an sich nicht recht an Stoschs öfters behauptetes Luthertum. Aber wenn man nun das Buch studiert, so wird man erst recht nicht daran glauben. Allerorten lehrt er eigentlich nichts anderes als P. Faulhaber, nur noch mystischer und — jüdischer als dieser. „Es frommt uns nicht, über die Geheimnisse der Zukunft zu grübeln“, sagt er, und niemand thut's doch so, wie P. St. Sehr oft sagt er: „Das sind bildliche Worte“, „es ist das Symbol“ u. s. w. Schon S. 7 schreibt er: „Im Geiste dem Seher die großen Symbole der Zukunft zu zeigen, in Bild und Gleichnißsprache dem ahnenden Geiste der Gläubigen anzudeuten, was der Vater dem Sohne ohne Gleichniß geoffenbaret hat und was der Sohn ohne Verhüllung in seiner Wesenheit sieht, dazu ist dem Johannes der Engel des Herrn gesandt.“ Aber trotzdem legt er vieles andere wieder so grob-sinnlich aus, daß man sich unwillkürlich fragt: Wo ist denn bei P. St. die Grenze zwischen dem Symbolischen und dem Grob-sinnlichen? Oder wer giebt ihm das Recht, wenigstens das von ihm symbolisch Aufgefaßte wirklich als bildlich zu bezeichnen? Wahrscheinlich wird er antworten wie Böhe seiner Zeit: „Wo eine Stelle bildlich zu nehmen ist, da veranlaßt die heilige Schrift selbst dazu.“ Ganz recht! „So pflegen“, antwortete aber je-mand, „die Irrlehrer ihre Sätze auf Schrauben zu stellen, Ja und Nein zugleich zu sagen, das eine im Ernst und das andere zum Schein, um je nach Bedarf von beiden Gebrauch machen zu können. Christus aber und seine Prediger thun nicht also. 2 Kor. 1, 17 f.“ Wenn den Thron vier Tiere umgeben, so giebt P. St. zu, das seien keine wirklichen Tiere; das Wesen in Löwengestalt sei „Symbol einer allezeit siegreichen Macht“; das mit dem Menschenantlitz sei „Symbol der Intelligenz“ u. s. w. Vom Lämmlein mitten im Stuhl (Offenb. 5, 1 ff.) sagt er: „ein Bild und Symbol ist's“. „Ihr Martyrium ist's, was unter dem

Symbol von Räuchwerk erscheint“, bemerkt er zu Kap. 8, 3. „Nach der Symbolik der Prophetie ist ‚das Tier‘ die gottfeind-liche Weltmacht“ u. s. w. u. s. w. Gut, aber wie kann er dann unter „Israel“ die Juden, unter der „heiligen Stadt“ (Kap. 11, 2) Jerusalem in Palästina, unter dem „Tempel“ den dort neu aufzubauenden Tempel verstehen, von anderen Beispielen zu schweigen? Sagt nicht St. Paulus deutlich: „Hier ist kein Jude noch Grieche“ u. s. w. Vgl. Röm. 2, 28. 29. Zeigt nicht der Hebräerbrieff deutlich, daß die alttestamentliche Tempel-einrichtung vorbei und „ein Gleichniß auf die gegenwärtige Zeit“ ist? Zeigt nicht der Epheserbrieff, daß die christliche Kirche der Tempel Jesu Christi ist? So ist auch in Bezug aufs tausendjährige Reich zu merken, daß es ein Bild, nämlich ein Bild der Kirche ist. Oder muß nicht auch P. St. wenigstens Einzelheiten in Offenb. 20, z. B. das „Binden“ des Satans, symbolisch fassen? Das Binden geschieht aber nicht erst in der Zukunft. Christus hat den Satan gebunden, d. h. seine Macht beschränkt und ge-hemmt, ja schon überwunden durch seine Auferstehung, so daß alle Unterthanen Christi diesen bösen Feind mit Gottes Wort und Gebet allezeit überwinden können. Das „Reich“, darin die, welche geistlich „auferstanden“ und „Priester Gottes und Christi“ durch die Salbung des Heiligen Geistes in der Taufe sind und durch den Glauben mit Christo regieren und aus der Macht des ewigen Todes entnommen sind, ist die eine heilige christliche Kirche. Nach P. St. ist das Reich Gottes aber noch gar nicht da. Das kommt, wenn die Juden sich bekehren und „zum herr-schenden Volk unter den Nationen“ werden, wenn der Tempel in Jerusalem erneuert und das „heilige Land zu einer Stätte“ geworden ist, „dahin man wallfahrtet“. — Doch wir müssen ge-stehen, wir wissen nicht recht, wo anfangen und wo aufhören, wenn wir das Buch des P. St. einigermaßen eingehend an der Schrift, vornehmlich des neuen Testaments, prüfen und darnach richten sollten. Nur wenigstens wollen wir noch hinzufügen.

P. St. gründet seine Auslegungsweise vornehmlich auf die Behauptung, daß, was St. Johannes hinter einander geschaut und beschrieben habe, auch ebenso „in zeitlicher Aufeinanderfolge“, eins hinter dem andern geschehen werde. „Wie aber Johannes in seinem Evangelium durch seine Darstellung zu mehreren Malen Licht in die zeitliche Folge der Dinge wirft, und durch seine Zeitangaben ein genaues Bild der Geschehnisse ermöglicht, so ist ihm in dem Gesicht der sieben Siegel eine Offenbarung gemacht worden, die die Zeitfolge der Zeichen zweifellos feststellt und die Gemeinde in den Stand setzt, genau zu wissen, in welcher Stunde der Endzeit sie lebt. Was über die Welt kommen wird wie ein Dieb in der Nacht, und über sie fallen wird wie ein Fallstrick, das soll über die Gemeinde des Herrn nicht unvorbereitet kom-men.“ „Das Gesicht der sieben Posaunen ist von dem Gesicht der sieben Siegel so deutlich getrennt, daß das Mißverständnis ausgeschlossen ist, als werde unter den sieben Posaunen dasselbe abgebildet als unter den sieben Siegeln, oder als geschehen die Ereignisse der sieben Posaunen gleichzeitig mit denen der sieben Siegel.“ Also chronologisch soll die Offenbarung St. Johannis ausgelegt werden, und zwar nicht etwa erst von Kap. 4 an, son-dern gleich von Kap. 1 an. Wenn St. Johannes den Befehl erhält: „Schreibe ebenso, was da ist als was geschehen soll dar-nach: das Geheimnis der sieben Sterne, die du gesehen hast in meiner rechten Hand“, so fügt P. St. hinzu: „Daß diese Ge-staltungen der Zukunft nicht neben, sondern nach einander in die Erscheinung treten werden, scheint mir angedeutet in dem Aus-druck: ‚das, was geschehen¹ soll darnach². Was in der Gegen-wart neben² einander besteht, das bedeutet solches, das in der

¹ Von P. St. unterstrichen.

² Von uns unterstrichen.

Zukunft nach² einander geschehen soll. So findet er im ersten Sendschreiben das Gemälde der direkt nachapostolischen Zeit, im zweiten das der Märtyrerkirche, im dritten das der morgenländischen Kirche seit dem Aufhören der Verfolgungen, im vierten das der abendländischen (römischen, päpstlichen) Kirche, im fünften das der direkt vorreformatorischen Zeit, im sechsten das der „evangelischen Kirche“ (NB. trotz der Spaltungen unter den Protestanten faßt P. St. sie alle unter diesem schönen Namen in eins zusammen³), im siebenten endlich das Bild unserer und der demnächst folgenden Zeit.⁴ Wie gekünstelt das ist, so viel auch im einzelnen die Zeitbeobachtungen richtig sein mögen, wird jedermann einleuchten, der die Sache einigermaßen bedenkt. Die morgenländische, die päpstliche und die „evangelische“ Kirche bestehen derzeit neben einander schon seit Jahrhunderten. Das dritte, vierte und sechste Sendschreiben würde demgemäß Zustände darstellen, die wenigstens jahrhundertlang nicht nach, sondern neben einander sich vorfinden! Nein, wie die sieben Gemeinden zu gleicher Zeit neben einander bestanden, so wird es, meint St. Johannes mit den Worten „das, was geschehen soll darnach“, immerdar und immer wieder auch in Zukunft Gemeinde- und Kirchenzustände geben, die dem jener sieben Anfangsgemeinden entsprechen, und zwar neben und in einander, nicht genau nach einander. (Uns zur Warnung und zur Lehre, unsere Kirchen- und Gemeindegustände darnach zu prüfen, hat St. Johannes die sieben Sendschreiben auf Christi Befehl niedergeschrieben.) Nicht nur hier, auch sonst kann P. St. sein chronologisches System nicht immer durchführen, abgesehen davon, daß er mit demselben auf allerlei Ungeheuerlichkeiten gerät. Er sagt z. B.: „Die Ereignisse der ersten sechs Posaunen sind also dieselben² Ereignisse und geschehen zur selben Zeit², als die Ereignisse des sechsten Siegels. Nur zeigt uns das sechste Siegel diese furchtbaren Dinge in jener traumhaften Gestalt und aus der Ferne, wie die Gemeinde des Herrn sie ansieht. Das Gesicht der Posaunen aber zeigt uns dieselben² Dinge in voller Deutlichkeit, wie die Welt sie sehen wird.“ Wir könnten noch einige Beispiele anführen, die beweisen, daß auch P. St. nicht im stande ist, seiner Behauptung gemäß die Offenbarung allenthalben „in zeitlicher Aufeinanderfolge“, d. h. chronologisch auszulegen.⁵ Er zeigt in dem eben angeführten Beispiel, daß das sechste Siegel etwas darstellt in der Weise, wie die Gemeinde des Herrn es ansieht, das Posaunengeheiß aber ebenbaselbe in der Weise, wie die Welt es sehen wird. Nun, da befolgt P. Stosch selbst auf einmal die Auslegungsmethode aller Antichristen, nämlich nicht die chronologische, sondern die perspektivische, nur daß diese nicht bloß einige Stellen der Offenbarung, sondern die ganze Offenbarung perspektivisch auslegen. Wie in Kap. 1—3 die verschie-

den Gemeindegustände aller Zeiten sich wieder spiegeln, so wird in Kap. 6—20 in mehreren selbständigen Gesichtern die Geschichte der Endzeit, die von Christi Himmelfahrt bis zum jüngsten Gericht reicht, immer unter einem neuen Gesichtspunkt wiederholt (1. Kap. 6—8, 1. 2. Kap. 8, 2—11, 19. 3. Kap. 12, 1—14, 20. 4. Kap. 15. 16. 5. Kap. 17—19. 6. Kap. 20. Das in den beiden letzten Kapiteln Geschaute ist eine ausführlichere Schilderung des schon 8, 1. 11, 19 u. s. w. Berührten.) Man sieht eine Stadt von Norden, dann von Süden, dann von Osten, dann von Westen. Immer ergibt sich ein neues Bild. Das Schauen geschieht nach einander; aber die verschiedenen Bilder bestehen neben einander. Und immer ist es ein Gesamtbild derselben Stadt, wobei das Näherliegende größer erscheint als das Entferntere, manche Dinge unsichtbar bleiben hinter dem sichtbar werdenden, während es das andere Mal umgekehrt sein mag. So schildern die Propheten die Zukunft bis zum jüngsten Gericht hin, ja, bis in die Ewigkeit hinein, in einem Gemälde. Dem fügen sie das andere Mal wieder neue Momente hinzu, die Gottes Geist sie sozusagen neu entdecken ließ im Gemälde der Zukunft. Das dritte Mal nehmen sie einen völlig anderen Gesichtspunkt, von dem aus sie in die Zukunft schauen. Nach derselben prophetischen Methode predigt der Herr Jesus selbst z. B. vom Untergang Jerusalems, hinter dem und mit dem zusammen er das Weltende schaut. P. St. beruft sich aufs Johannesevangelium. Weil das besonders genaue Zeitangaben enthalte, darum auch die Offenbarung. Aber das Evangelium ist die Geschichte von etwas, das schon geschehen ist; so ist da Chronologie am Platze, während auch nicht in einem einzigen prophetischen Buche der heiligen Schrift die Zeitfolge der zukünftigen Dinge innegehalten wird, darum gewiß auch nicht in dem letzten, von St. Johannes geschriebenen. Zudem zeichnet sich Johannes ja dadurch aus, daß er immer sozusagen in konzentrischen Kreisen schreibt. Er behandelt ein Thema, z. B. in den Reden des Herrn oder in seinen Briefen, und nimmt dasselbe Thema immer wieder von neuem auf, um es von einer anderen Seite aufzufassen und durchzuführen oder in einem größeren Kreise zu beschreiben, neue Momente dem vorher Gesagten, während es, wenigstens teilweise, wiederholt wird, einzufügen. Die Voraussetzung P. Stoschs ist falsch, daß alles so nach einander geschehen wird, wie es von Johannes nach einander geschaut wurde. Er hat diese Voraussetzung jedenfalls nirgends bewiesen. Im Gegenteil, er hat sie, wie wir zeigten, mehrmals selbst unbeachtet gelassen, ihr widersprochen.

P. Stosch wirft den Antichristen vor, daß sie dem klaren Worte Gottes sich nicht beugen wollen, während doch sein eigener Bruch mit dem schriftgemäßen lutherischen Bekenntnis ein geradezu radikaler ist. Daß Artikel 17 der Augsburgerischen Konfession ihn selbst verurteilt, obwohl er ihn mit Genugthuung für sich zu zitieren mag, wird er sich wohl selbst eingestehen. Daß er von der Rechtfertigungslehre ebenso abgefallen ist, wie P. Faulhaber, beweist nicht nur die beiden gemeinsame Lehre vom Antichristen,¹ sondern auch seine Statuierung eines Fegefeuers, wenn er es auch nicht so nennt. Er versteht unter dem „Meer“ (Kap. 12, 12. 20, 13) den Wartezustand derer, die hier auf Erden weder zum vollen Glauben durchdrangen, noch zum vollen Unglauben sich entschieden. „Das Meer ist die Bleibstätte der Unentschiedenen“; dort leiden sie „die Strafe ihres schwankenden Seelenzustandes“. Aber vor allem zeigt's der eine Satz deutlich, daß P. Stosch in der Lehre von der Rechtfertigung kein Lutheraner ist: „Was über das ewige Geschick der Menschen entscheidet, ist zwar der Glaube“, der Christum ergriff und auf Sein Verdienst vertraute? — o nein! der Glaube, „soweit er

² Von uns unterstrichen.

³ Er sagt als echter Unionmann: „Trotz aller Verschiedenheiten hat die evangelische Kirche mehr wahre Einheit, als die starre, geschlossene Macht der römischen Kirche. Wo es aber in der evangelischen Kirche bricht und sich spaltet, da dürfen wir auf eine Erstarrung des Lebens schließen. Das wahre Leben aus Gott und mit Gott ist einheitlich, so mannigfaltig es sich ausgestaltet, und die Wahrheit ist nur eine, so verschieden sie sich widerspiegelt.“

⁴ Ende nächsten Jahrhunderts soll nach P. St. das Ende der „Kirchengeschichte“, die in den sieben Sendschreiben vorgebildet ist, und der Anfang der „Endgeschichte“, die die übrigen Kapitel der Offenbarung darlegen, eintreten. Wenn das siebente Jahrtausend, das Sabbatjahrtausend vorbei ist, dann erst kommt der jüngste Tag!

⁵ Seite 240 heißt es u. a.: „Die Ausgießung der siebenten Hornschale fällt zeitlich zusammen mit der siebenten Posaune und der Lösung des siebenten Siegels.“ Also was Offenbarung 16, 17 ff.; 11, 15 ff. und 8, 1 aussagen, ist gleichzeitig! Ganz wie die Leute sagen, welche P. St. mit seiner chronologischen Methode bekämpft! Wenn diese drei Ereignisse gleichzeitige sind, so werden doch selbstverständlich die denselben vorausgeschickten einzelnen Ereignisse auch mehr oder weniger gleichzeitige sein!

¹ Bei Stosch ist der Antichrist der als Napoleon VIII. von den Toten auferstandene Napoleon I.!

darnach rang, das unverbrüchliche Gesetz Gottes zu erfüllen“. O weh, das ist kein Evangelium für arme Sünder! Und wie in der Rechtfertigung, so ist P. St. auch in anderen Artikeln abgefallen, wie nicht nur dies Buch über die Offenbarung, sondern auch sein früheres über die Sakramente deutlich zeigt. Und dieser Mann war 3 1/2 Jahre lang Leipziger Missionar. Für ihn wollte die Generalversammlung der Leipziger Mission, als er Indien verlassen hatte, womöglich ein neues Missionsfeld, jedenfalls eine Verwendung in ihrem Dienste an anderem Orte suchen! Ja, auch von der Leipziger Mission heißt es: „Zeige mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist.“ —

Wenn man diese schwärmerischen Bücher von Faulhaber und Stöckh gelesen hat, so ist es erquickende, weil gesunde Kost, die das Büchlein von P. Grebe, dem Direktor des Breslauer theologischen Seminars, darreicht: „Der Teufel wird los aus seinem Gefängnis oder: Bemerkungen über und gegen den Chiliasmus“ (Contubus, Gottholdexpedition, brosch. M 1, geb. M 1.20). Ein den Leser demütigender Ruf zur Buße ist das Büchlein, welches zeigt, was für eine Macht Satan in dieser unserer Zeit gewonnen hat — vor allem auch auf den Kathedern und Kanzeln der Kirchen Deutschlands. Wer eine vernichtende Kritik des Chiliasmus eines Faulhaber, Stöckh und ihresgleichen verlangt, der greife zu diesem Buche, das sich namentlich gegen den Schwärmer Mühe richtet. Freilich bleibt auch an diesem schönen Büchlein manches zu wünschen übrig. Einmal scheint uns P. Grebe für gewöhnliche Leser zuviel auf einmal aufzutischen, so daß sie den Faden zu verlieren leicht in Gefahr sein werden. Sodann hält wohl P. G. den Papst für den westlichen und den Türken für den östlichen Antichristen in Uebereinstimmung mit den Vätern. Aber er weicht doch von den Schmalkaldischen Artikeln insofern ab, als er den eigentlichen Antichristen erst als zukünftigen und als eine einzelne, einzige Persönlichkeit hinstellt. Mit dem Bekenntnis setzt sich P. G. in keiner Weise über diese Sache auseinander. Sollte das ein treuer Lutheraner, der diesen Punkt immerhin ausführlich berührt, nicht thun? Was sonst an Besonderlichkeiten im Büchlein des P. G. sich vorfindet, ist nicht gerade gegen die Analogie des Glaubens. Er sagt, wie viele der Alten, die 1000 Jahre nicht symbolisch, sondern als das christliche Jahrtausend in Europa. Er meint auch, daß es nicht ausgeschlossen sei, daß die 1000 Jahre mehrere Anfangs- und mehrere Endpunkte haben, wie sich die Weissagung der 70 Jahre, Jer. 25, 11 (vgl. 2 Chron. 36, 22. Esra 1, 1 — Sach. 1, 12) nach Vitranga, Hengstenberg und Keil zweimal erfüllt zu haben scheine. Die „erste Auferstehung“ in Offenb. 20 faßt P. G. als leibliche analog Matth. 27, 52. 53 und in Uebereinstimmung mit Dr. Rik. Selnecker, dem Mitverfasser der Konkordienformel. Ebenso nimmt er eine sehr zahlreiche Judenbekehrung vor dem jüngsten Tage an, auf die er nach Röm. 11, 15 wörtlich „Leben aus den Toten“, d. i. die allgemeine Auferstehung der Toten folgen läßt mit allem, das damit zusammenhängt (Wiederkunft Christi, Weltgericht u. s. w.). Bei dem allen fügt aber P. G. hinzu: „Es wäre gut, wenn kein Erklärer“ (der Offenbarung) „sich den Anschein gäbe, als habe er alles erklärt; besser, offen zu sagen, daß dieses und jenes noch Geheimnis bleibe, dessen die Offenbarung Johannis auch heute noch viel enthält, was erst die Endzeit lösen wird.“

P. Grebe schreibt auch: „In Westfalen erschien kürzlich eine Schrift mit dem originellen Titel: „Schlüssel oder Dietrich?“ nämlich zur Offenbarung Johannis, worin zwar diese symbolisch ausgelegt und damit die Weissagung in ihr verflüchtigt, aber auch der Chiliasmus verworfen wird.“ Daß diese Schrift von P. S. Referstein in Borgholzhausen: „Schlüssel oder Dietrich? Ein neuer Versuch zur Erklärungs der Offenbarung St. Johannis,

auch für Nichttheologen“ (Bielefeld, Ernst Siedhoff, 1 M) den Chiliasmus verwirft, ja eine Rechtfertigung des 17. Artikels der Augsburgerischen Konfession beabsichtigt, davon haben wir uns überzeugt. Aber daß er, weil er die Offenbarung bloß symbolisch auslege, damit die Weissagung in ihr verflüchtigt, haben wir nicht gefunden. „Drache“, „Tier“, „Hure“ u. s. w. — sind das nicht alles symbolische Bezeichnungen — freilich für etwas höchst Reales? Ebenso das tausendjährige Reich — es umfaßt nach P. R. die ganze Endzeit von Christi Himmelfahrt an bis zum jüngsten Gericht wie die vorhergehenden Gesichte — bedeutet doch eine ganz reale Sache. Also der Vorwurf ist nicht ganz richtig. Der Titel: „Schlüssel oder Dietrich?“ bedeutet: Kann und darf Kap. 17, 8. 11 den Schlüssel zur Auslegung der ganzen Offenbarung abgeben oder nicht? Wir fürchten, Nichttheologen namentlich wird es sehr schwer fallen, die Antwort auf diese Frage klar und deutlich in P. Refersteins Schriftchen zu finden; wenigstens scheint uns nicht alles deutlich damit erschlossen worden zu sein. Die der Kürze wegen gebrauchte apokalyptische Schreibweise, die hinüber- und herübergreifende Darstellung der einzelnen Sachen statt einer fortlaufenden Erklärung der Offenbarung u. s. w. dient u. E. nicht zur Erleichterung des Studiums dieses Büchleins. Zudem können wir dem P. R. den Vorwurf leider nicht ersparen, daß seine Auslegung keineswegs in allen Stücken bekennnismäßig ist. Er stimmt im Grunde mit P. Faulhaber und P. Stöckh in Bezug auf die Stellung der „Unentschiedenen“, ihren Wartezustand und ihr Gericht überein. „Dort“ (!) „wird es ihnen bewußt werden, ob ihnen die Sünde ihres Lebens mit all ihrer Schuld, ihrem Elend und Fluch angethan¹ ist und zur Höllequal geworden — oder ob sie dieselbe gethan als eigenste, freieste That (Röm. 7, 17), und ob die Sünde ihnen zum Lebenselement geworden; ob sie unbewußt nach dem lebendigen Gott gedürstet, oder jede Regung des Gewissens, jeden Strahl göttlicher Wahrheit, jedes Behagen des göttlichen Odems mutwillig und hartnäckig abgewiesen und ausgegilt haben.“ Kennt P. R. Jak. 1, 14 nicht? Keine Sünde ist nur „angethan“! Und steht in P. Refersteins Konkordienbuche nur der 17. Artikel der Augsburgerischen Konfession zur Beachtung, nicht auch z. B. der 2. Artikel der Konkordienformel? Wenn er aber zum Beweise für seine Anschauung vom Gericht Christi, darnach diese unzählbaren Scharen, die auf Erden keine bewußten Bekenner Christi werden konnten oder wurden, das Leben haben, auf die Erlösung der ganzen gefallenen Menschheit durch Christi Blut verweist, so vergift er, daß für das Gericht diese Erlösung durch Christi Blut wohl die entscheidende causa meritoria ist, aber von der causa instrumentalis, nämlich dem Glauben, ergriffen worden sein muß. „Ohne Glauben ist es unmöglich Gott gefallen.“ Ueber Dinge aber, die uns verborgen sind, wie das Schicksal derer, die von der Erlösung durch Christi Blut nichts gehört haben, zu grübeln, ist nicht unsere Sache. Da sollen wir uns lieber bescheiden und sagen: „Davon wissen wir nichts“, statt das Heil ungewiß zu machen und das Kleinod der Rechtfertigungslehre zu verlieren, indem wir entweder die alleinige causa meritoria (Christi Verdienst) — wie P. Stöckh und P. Faulhaber — oder die einzige causa instrumentalis derselben (nämlich den Glauben) — wie P. Referstein — als unwesentlich (für jene „Unentschiedenen“ wenigstens) hinstellen und ihre Gewissensregungen, ihr Sehnen nach Gott, ihr Ringen nach Erfüllung des Gesetzes, ihr Verhalten u. s. w. an Stelle der einen oder der anderen causa setzen.

¹ Von P. R. unterstrichen.

* Röm. 2, 12, Hes. 3, 18 u. a. St. sagen, daß sie verloren gehen.
D. Red.

Vermischtes.

Ohne Veröhnlichkeit kein wahres Christentum.

„Gehe zuvor hin und veröhne dich mit deinem Bruder und alsdann komm und opfere deine Gabe“ (Matth. 5, 24).

Siehe, wie Gott die Veröhnlichkeit so hoch achtet, Er will mit seinem Dienste warten, bis man sich veröhnt habe! Wenn du deinen Nächsten beleidigt hast, und du willst nicht hingehen, dich mit ihm zu veröhnen, wie willst du ein Christ sein? Christus gebietet dir: Gehe hin und veröhne dich mit deinem Bruder, und du sprichst: Nein, ich gehe nicht hin, es ist wider meine Ehre. Wie willst du ein Christ sein, da dir mehr an deiner Ehre als an der Veröhnlichkeit und Christi Ehre gelegen ist? Du bist 1. ein gottloser Mensch, der Christum nicht liebet und ehret; denn der Herr spricht: „Liebet ihr mich, so haltet meine Gebote.“ — Was hält dich ab, daß du dich nicht veröhnest? Gott thut es nicht; sagt Er doch: gehe hin und veröhne dich; so muß es der Teufel thun, der ein hoffärtiger Geist ist. Mit seinem dreifachen Schlüssel schließt er erstens dein Herz zu, daß du deine Sünde nicht erkennest, sondern noch Recht dazu haben willst; mit dem andern schließt er dir den Mund zu, daß du nicht abbitten kannst, wo du Unrecht gethan hast; mit dem dritten schließt er dir die Hände, daß du nicht wiedergiebst, was du mit Unrecht genommen hast. Also gehst du dahin in den Banden des Teufels und bist 2. ein rechtes Teufelskind. Wie willst du ein Christ sein, da Gott mit dir keine Gemeinschaft hat? Alles, was du gedenkst, redest und thust, gereicht dir zur Verdammnis; denn weil du mit dem Bruder unveröhnlich bist, so ist Gott auch dir nicht veröhnt. Was soll dein Kirchgehen, dein Beichten und Abendmahl empfangen? — Es ist alles ein verfluchtes Wesen, wenn du nicht zuvor hingehst und dich mit deinem Bruder veröhnest; also bist du 3. ein verfluchter Mensch. Und wenn du nicht Haß und Feindschaft fahren lässest, und sitzest in deiner Unveröhnlichkeit, so bist du endlich 4. ein verdammter Mensch, und fährst spornstreichs hinunter in die Hölle. Wen das nicht zur Veröhnlichkeit beweget, wie will der noch meinen, daß es ihm um das wahre Christentum zu thun sei? —

Werklich ist es, was von zweien heidnischen Männern, dem Aristipp und Aeschines, erzählt wird; diese hatten sich mit einander verunwilligt; Aristipp aber machte sich hin zu dem Aeschines und sagte: Wollen wir nicht je eher je lieber uns mit einander vertragen, und nicht fernere Thorheit begehren? Oder wollen wir warten bis wir dem gemeinen Mann in seinen Zechen und Gesellschaften ein Gelächter und Viedlein werden? Aeschines antwortete: er wäre bereit, sich mit ihm zu veröhnen. Wohl, sagte der andere, so erinnert euch denn, daß ich, ob ich wohl der ältere bin, dennoch euch zuvor gekommen; darauf versetzte Aeschines: „Ich bekenne, daß ihr mir es an Tugend weit zuvor thut, weil ich den Anfang zum Zank, ihr aber zur Veröhnung gemacht habt.“ — Haben das Heiden gethan, was sollten nicht die Christlichen Herzen thun, in welchen der Herr Jesus mit dem Geiste der Liebe und Sanftmut wohnt? Sie können nicht ruhen, ehe sie, so viel an ihnen ist, den Frieden gesucht und gefunden haben. Von dem berühmten Bischof zu Konstantinopel, Johannes, mit dem Zunamen der Almosengeber, wird erzählt, daß er einstmal mit einem vornehmen Mann, Niketas genannt, in hartem Wortwechsel und Zwiß geraten; ob er nun wohl keine unbillige Ursache zum Zorn hatte, dennoch als der Tag zum Ende lief, und er sich der Worte des Apostels erinnerte: „Zürnet und sündiget nicht; laßt die Sonne über eurem Zorn nicht untergehen, Eph. 4, 26, sandte er jemanden von seinen Geistlichen zu dem Niketas und ließ ihm sagen: Herr, die Sonne will untergehen! Niketas merkte bald, was der Patriarch mit

diesen Worten meinte, eilte zu ihm und versöhnte sich willig und fröhlich mit ihm, ehe die Sonne unterging. — (Scriven.)

„Liebe Brüder, so ein Mensch etwa von einem Fehler übereilet würde, so helfst ihm wieder zurecht mit sanftmütigem Geiste, die ihr geistlich seid, und siehe auf dich selbst, daß du nicht auch versucht werdest“ (Gal. 6, 1).

Man kann aber einem irrenden Christen nicht eher zu rechtshelfen, als wenn man ihm Zeit gönnt, sich zu besinnen, und Gott anruft, daß er ihm Gnade dazu verleihen wolle, in dessen aber mit Sanftmut ihm begegnet. Ich erinnere mich, daß einmal eine arme, doch gottselige Witwe, als sie einen begüterten Mann, der sich sonst sein Christentum sehr lieh angelegen sein, um einige Hilfe ansprechen wollte, von demselben hart angefahren und in ihrer Betrübnis noch mehr betrübt ward; sie verwunderte sich hierüber, als welche an ihm dergleichen nicht gewohnt, auch nicht vermutend war; sie gedachte, es müßte ihm sonst etwas begegnet sein, darüber er sich entrüstet, sah ihn mit thränenden Augen sehnlich an, schwieg stille und ging davon; im Heimgehen seufzte sie zu Gott, daß er es ihm nicht entgelten lassen wollte. Bald nachher besann sich dieser Mann, und die Witwe mit ihrem sehnlichen Ansehen kam ihm immer in den Sinn; er bedauerte herzlich, daß er sie in ihrer Traurigkeit nicht geröstet, sondern noch mehr betrübt hatte, bat Gott herzlich um Vergebung und eilte hin zu ihr, bat sie um Verzeihung, und daß sie ja nicht über ihn seufzen möchte, und gab ihr mehr als sie vorhin begehrt hatte. Sehr, was leiden, schweigen und Geduld haben ausrichten kann! Hätte diese Frau hart geantwortet, so hätte sie Del ins Feuer gegossen und das erregte Gemüt noch mehr entrüstet, der Mann aber hätte seinen Anflug nicht sobald erkannt und verbessert. (Scriven.) („Luth. Volksbl.“)

Der Schnee. (Ps. 147, 16.)

Der Schnee gehört auch zu den wunderbaren Dingen, die Gott aus dem Schatze der Natur hervorzubereitet, und man weiß über seine Erzeugung und über die Entstehung der bewunderungswürdigen Gestaltungen seiner kleinsten Teile noch nichts Befriedigendes vorzubringen, obgleich viele weise Leute, die manchen Schnee gesehen und darüber ein schneeweißes Haupt bekommen, der Sache sorgfältig nachgeforscht haben. Er aber gebraucht den Schnee, wie es ihm beliebt, bald zum Nutzen, bald zum irdischen Schaden und leiblichen Verderben des Menschen. Obgleich der Schnee so kalt ist, muß er doch auf Gottes Geheiß wie ein weißer Pelz die Winterjaat bedecken und vor der Kälte schützen. In diesem Sinne sagt der königliche Prophet: Er giebt Schnee wie Wolle; und unsere Landleute sagen: Es giebt ein fruchtbares Jahr, wenn die weiße Gans wohl brütet, d. h. wenn während des Winters der Schnee die Acker bedeckt. Man hat nicht selten sogar erfrorene Menschen durch Reiben mit dem kalten Schnee wieder erwärmt und ins Leben zurückgebracht. — Aber auch wie verderblich kann der Schnee sein, wenn er vom Zorn Gottes einen Nachdruck erhält! In den Gebirgsländern geschieht es zuweilen, daß ein anfangs ganz geringes Schneeflöcklein, von einem Vogel oder durch irgend einen Zufall in Bewegung gesetzt, im Herunterstürzen von den hohen Gebirgen dermaßen wächst, daß es, im Thal angelangt, menschliche Wohnungen, ja wohl gar ganze Dörfer und Städte begräbt und zerstört. Und wie oft hören wir von Ueberschwemmungen und damit verbundenen Unglücksfällen, wenn im Frühjahr der Schnee auf den Gebirgen durch Regen oder Hitze schnell schmilzt und alles Wasser in die Bäche und Flüsse eilt, um sie anzuschwellen. — Herr Gott! Von Deiner Gnade und Ungnade hängt alles ab. Mit dem Kalten selbst kannst Du vor Kälte schützen und neue Wärme erzeugen. Das Schädliche ist nicht schädlich, wenn Deine Gnade es regiert; das Nützlichste ist nicht nützlich, wenn Du den

Einfluß Deiner Güte zurückhältst, und des Geringsten kannst Du Dich bedienen, um ein großes Strafgericht zu halten.
(Aus Scribers „Gotholds zufällige Andachten“.)

Nachrichten und Bemerkungen.

In der preussischen Landeskirche erwarten die sogenannten „Orthodoxen“, wie es in einem „Sprechsaal“ des „Reichsboten“, „Zur neuen Agende“ heißt: „Klarheit über die Stellung zum christlichen Glaubensbekenntnis.“ Wie vergeblich solche Erwartungen innerhalb der Union sind, liegt auf der Hand, wird aber noch deutlicher durch folgende Sätze desselben Sprechsaal-Artikels, da es heißt: „Die Opposition gegen das Apostolikum richtet sich im Grunde genommen freilich gegen die Lehre von der Gottheit Christi. Wo man das aber noch nicht offen eingesteht, werden besonders zwei Punkte hervorgehoben, an denen man Anstoß nehmen müsse, nämlich, niedergefahren zur Hölle“ und „Auferstehung des Fleisches“. Um den Gegnern des Bekenntnisses diesen Vorwand zur Bekämpfung desselben zu nehmen, könnte man, wie das auch auf der pommerischen Provinzial-Synode von einem liberalen Geistlichen gefordert worden ist, statt des Apostolikums auch den Gebrauch des Nicänums freigeben, in welchem diese beiden Stücke fehlen, zumal da auch die alte Agende den Gebrauch des Nicänums bereits gestattete. Wenn ein Ertrag des Apostolikums durch etwas anderes überhaupt zulässig sein soll, dann doch viel eher durch das Nicänum als durch ein nur von der Gemeinde gezeugenes Glaubenslied.“ Also das Bekenntnis zur Höllenfahrt und zur Auferstehung Christi wollen diese vermeintlichen Orthodoxen „freigeben“. Und das soll „Klarheit über die Stellung zum christlichen Glaubensbekenntnis“ sein. Daß solche Leute übrigens auch von der christlichen Freiheit nichts verstehen, indem sie das Singen des Glaubens nicht für „zulässig“ halten, ist nicht zu verwundern. Sie sind offenbar mehr „konservativ“ als christlich, und so werden sie denn die Landeskirche und in ihr die Gemeinschaft mit dem größten Unglauben auch ferner um jeden Preis zu halten suchen.

Im Kreuzblatt sind im vergangenen Jahre die Erörterungen über die Amtislehre und damit Zusammenhängendes noch fortgesetzt worden, namentlich durch einen Laien und den Herausgeber des Blattes, P. Bingmann. Dabei ist viel Thörichtes und Verkehrtcs geredet worden, als z. B. über die Schlüsselgewalt, daß die Pastoren nicht Bevollmächtigte, sondern Diener Christi seien (was übrigens P. B. zurückweist, da ja beides richtig ist), oder die reformierte Lehre von der Abolution (welche aber P. B. — sehr gelinde zwar — ablehnt), oder über die Lüneburger Kirchenordnung, welche bei den „Hessen“ symbolisches Ansehen zu haben scheint, also daß Herr P. B. erklärt, er „würde auch einem dahinzuliehenden Streben, an Stelle der Lüneburger Kirchenordnung, auf welche unsere Hannöv. ev.-luth. Freikirche sich von Anfang an gestellt hat, eine andere zu setzen, jedmöglichen Widerstand entgegen setzen“, obgleich er selbst zugestehen muß, dieselbe habe „doch die Form der Landeskirche zur Voraussetzung“ u. s. w. Das Merkwürdigste bei allen diesen Erörterungen ist aber, daß der betreffende „Laie“, ohne deswegen von Herrn P. Bingmann zurückgewiesen zu werden, in einem Satze die dort sonst als schauerhaft geltende „missourische“ Lehre, das sogenannte „Gemeindeprinzip“ und die „Uebetragslehre“ vertreten hat. Denn da lesen wir (Nr. 35 vom 2. Sept. Seite 278, Spalte 1) schwarz auf weiß: „Das heilige Predigtamt ist also eine göttliche Ordnung und Befehl, welches Christus in seinem Worte geboten hat, und damit jedem gläubigen Christen zur Pflicht gemacht, für die Erhaltung und Ausübung desselben einzutreten.“ So erfreulich es wäre, wenn dieser Satz als Lehre und Bekenntnis jener Kirche gelten dürfte, so fürchten wir doch, daß derselbe wohl nur aus Versehen in einen Zusammenhang gekommen ist, in welchen er übrigens gar nicht paßt, daß man dort wahrscheinlich gar nicht weiß, was man damit gesagt hat und daß man, auf das „Missourische“ desselben aufmerksam gemacht, sich wohl alsbald von dieser Wahrheit wieder lossagen würde.

„Das Weib rede in der Gemeinde“ ist von dem Ausschusse des sozialen Kongresses auf den Antrag Stöckers beschlossen. Stöcker ging davon aus, daß man die Frauen vom Kongreß nicht zurückstoßen dürfe; er verhehlte sich zwar die Bedenken nicht, die man gegen die Redefreiheit der Frauen von ernster christlicher Seite geltend mache. Schließlich aber machte er den Vorschlag, und nach lebhafter Erörterung wurde derselbe auch angenommen: „Mit den Frauengruppen des evangelisch-sozialen Kongresses ist eine Vereinbarung dahin zu treffen, daß sie eine Deklaration des Frankfurter Beschlusses, betreffend die Redefreiheit der Frauen, anerkennen, wonach zunächst der Vorstand des evangelisch-sozialen Kongresses die Mitglieder der Frauengruppen zu dem Referate und den Diskussionen bei allen Angelegenheiten, wo ihre Mitwirkung nützlich ist, auffordert.“ — Vorstehendes lesen wir in der Luthardt'schen Kirchenzeitung. Uns will bedünken, daß Luthardt und Genossen einem Stöcker hier eigentlich keinen Vorwurf machen können. Denn wer von ihnen

allen glaubt noch, daß das Wort: „Eure Weiber laßt schweigen in der Gemeinde“ (1 Kor. 14, 34) vom Heiligen Geiste eingegebenes Gottes Wort ist?

Kirchliche Beerdigung eines Duellanten. Gestern Vormittag, so wird dem „Reichsboten“ unterm 14. Jan. geschrieben, wurde in Kassel mit militärischem Gepränge der im Duell gefallene Korvettenkapitän Mittler zur letzten Ruhestätte gebracht. Vor einer großen Trauergemeinde hielt Herr Konsistorialrat Militär-Oberpfarrer Oseroth am Sarge eine ergreifende Gedächtnisrede. Derselben lagen die Worte zu Grunde: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht; jetzt erkenne ich es stückweise, dann aber werde ich es erkennen, gleich wie ich erkannt bin.“ — Was dieser Text bei diesem Anlaß soll, ist ebenso unverständlich, wie die Beteiligung eines Geistlichen bei einem solchen Begräbnis überhaupt. Mußte aber dieser Konsistorialrat eben als Militärpfarrer dabei sein, so war seine Pflicht, das Gesetz zu predigen, insbesondere das Gebot: Du sollst nicht töten! Denn ein Duellant, auch wenn er fällt, ist ein Mörder, weil er dem Gegner thun wollte, was ihm geschehen. Und war eine militärische Trauergemeinde da, so hätte der Militärpfarrer dieser die Eitelkeit menschlicher Ehre und die Verwerflichkeit solcher Händel gründlich auseinander setzen sollen, wenn er ja reden wollte. — Die falschen Leichenreden machen mehr Schaden als man denkt, weil sie die Gewissen einschläfern. Professor Mühlau ist aus Dorpat nach Kiel berufen. Er hat mit seinem Kollegen Volk den ersten Anlaß dazu gegeben, daß die Leugnung der Zuspipation auch in den Gemeinden bekannt wurde und der Streit darüber entbrannte, der noch nicht zur Ruhe gekommen ist. Die wenigen Befenner der Zuspipation in Schleswig-Holstein werden daher über seine Berufung nicht erfreut sein.

Pastor Wendt, bekannt durch seinen Kampf gegen das Kieler Konsistorium und dann durch die leider in der Hermannsbürger Freikirche angerichtete Verwirrung, ist am 31. Dez. 1894 in Ludwigslust gestorben. W.

Quittungen.

Für die Synodalkasse: Beitrag der Gemeinde Chemnitz M 50; desgl. des Herrn P. Hübener in Kolberg M 10; desgl. des Herrn P. Hanewinkel in Dresden M 10; desgl. des Herrn Lehrer Reuter in Planitz M 10; aus Berlin durch Herrn P. Hanewinkel M 10; von Ungenannt durch Herrn P. Hagen in Grimmitzschau M 2; durch Herrn P. Willkomm in Planitz: von Witwe Hartmann in Bodowa durch Herrn Schüler M 0.50; Hochzeitskollekte Meische-Herbst M 5.25; Kindtaufskollekte von E. Richter M 5; desgl. von P. Knüpfer M 2.05; von Herrn S. Feste in Marklissa M 3; Beitrag der Gemeinde Planitz M 61.85.

Für Regemission: Weihnachtsskollekte der Gemeinde Alendorf a. U. durch Herrn P. Hemping daselbst M 18.92; von Herrn Schwerdmier durch Herrn P. Hanewinkel M 10; von Herrn Stern in Chemnitz M 2; von Herrn Karl Kreuzer daselbst M 3; von Herrn Ernst Grünert dort M 2; von Herrn Oswald Mehner in Markersdorf M 1; durch Herrn P. Willkomm: von E. D. M 5; von Herrn Geyer in Hartenstein M 3; aus dem Missionsneger des Herrn Singer M 4, des Herrn Hermann M 3, der Witwe Graupner M 4, des Herrn Hübener M 5, im Pfarrhause M 17.50, in der Schule M 9.50, des Herrn Glathe M 2.20; von Herrn Schneider in Mitteldorwitz M 1; von Herrn S. Feste in Marklissa M 3; Kollekte der Missionsstunde in Planitz am Epiphaniensfest M 28.56.

Für die Regemission in Concord: Von Johannes und Magdalena Voigt durch Herrn P. Willkomm M 2.50.

Für Heidenmission: Von C. L. in Chemnitz M 3; von Herrn Stern das. M 2; von Herrn Ernst Grünert das. M 2; von Herrn Karl Kreuzer dort M 3; von Ungen. M 3; von Herrn D. Mehner in Markersdorf M 1; von Herrn A. Kungische durch Herrn P. Hanewinkel M 2.

Für die Heidenmission der Missionsnieder in Ostindien: Kollekte der Gemeinde Glauchau durch Herrn P. Hagen M 14.50; durch Herrn P. Willkomm: von der Familie Fröhlich in Brand M 8; von Herrn S. Feste in Marklissa M 3; Kindtaufskollekte von Herrn Segn M 3.10.

Für Judenmission: Von Herrn Stern in Chemnitz M 2; von Herrn Karl Kreuzer daselbst M 3.

Für arme Studenten in Amerika: Von Herrn Ernst Grünert in Chemnitz M 2; von Herrn Oswald Mehner in Markersdorf M 1.

C h e m n i z.

Eduard Heldner, Kassierer.

Für Student Th. Reuter erhielt ich seit August 1894: Aus der Kasse des Frauenvereins in Planitz M 30.12; von J. S. M 10; für 1 Dufaten (von E. M.) M 9.75; Hochzeitskollekte von A. Wähler M 1.53; Kindtaufskollekte von S. Baumann M 5; Kollekte in Callenberg M 4.07; Fensterscheiben M 1.40; Dankopfer M 2; von E. D. M 5; Kollekte am 2. Weihnachtstagesfest M 49.25; vom Jungfrauenverein M 25; Kollekte am Epiphaniensfest M 40.18. Summa M 183.30. — Herzlichen Dank allen Gebern!

Niederplanitz, 15. Jan. 1895.

E. Willkomm, P.

Konferenz am 5. Februar in Planitz.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

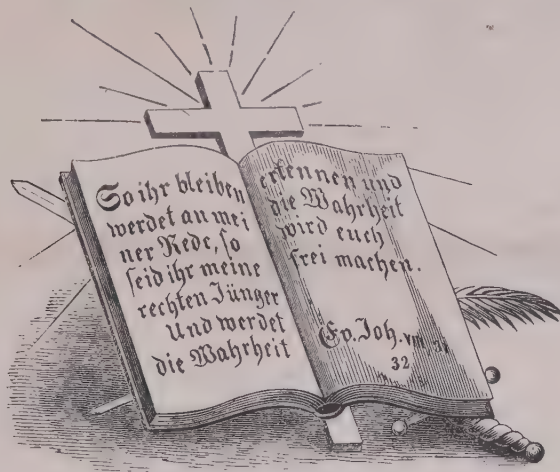
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die L. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 20. Nr. 4.

Bwickau in Sachsen.

10. Februar 1895.

Bibelstunden.

(Von Pfarrer Fr. Brunn.)

(Schluß.)

Aber wenn nun der feste Grund Gottes unwandelbar besteht, wozu bedarf er denn noch eines Siegels? Freilich nicht für sich selbst, sondern nur für uns, nur damit wir unserteils auf dem Grund feststehen und vor allem Wanken und Weichen bewahrt bleiben. Das allein ist der Zweck des Siegels, wovon 2 Tim. 2, 19 die Rede ist. Darum müssen wir auch wohl verstehen lernen, was der heilige Apostel von diesem Siegel lehrt. Er beschreibt uns dasselbe gleichnißweise nach Art eines menschlichen Siegels, auf welchem Inschriften stehen, die dem Siegel erst seinen ganzen Wert und seine Bedeutung geben. So hat auch das göttliche Siegel, von dem St. Paulus hier redet, seinen Wert und seine ganze Kraft in den beiden Inschriften, die es trägt, nämlich in diesen zwei Stücken: „Der Herr kennet die Seinen“, und: „Es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennet“. Die erste dieser Inschriften geht auf Gott, die andere auf das Verhalten der Menschen, beide Stücke aber sind nötig und dienen dazu, um uns unseres Glaubensgrundes und unserer Seligkeit für alle Zeiten fest und gewiß zu machen.

Da siehe vor allem, lieber Leser, warum von Seiten Gottes der Grund des Heils, Gottes Gnade und Verheißung, die er in seinem Worte uns gegeben hat, für jeden, welcher glaubt, in alle Ewigkeit so unbeweglich fest steht, nämlich darum, weil „der Herr die Seinen kennt“. Tiefstinnige Worte voll großen herrlichen Sinnes und Inhalts! Gott kennt die Seinen nicht bloß ihren Personen nach, indem er weiß, wer sie sind, Gott kennt und weiß überhaupt nicht bloß, wie Menschen etwas wissen und kennen. Menschliches Kennen ist bloß ein äußerliches, es geschieht nur mit dem leeren Wissen und Denken des menschlichen Verstandes, dabei ist des Menschen

Thun und Verhalten oft ein ganz anderes, als sein Wissen und Kennen, beides steht bei uns Menschen oft im Widerspruch miteinander. Aber so ist es nicht bei Gott. Wie es vom Worte Gottes heißt: „So Er spricht, so geschieht es, so Er gebietet, so steht es da“, und zwar, weil im Worte Gottes zugleich auch sein ewiger allmächtiger Wille ruht, der darin ausgesprochen ist, so ist es ähnlich auch mit Gottes Wissen und Kennen: Gottes Gedanken sind lauter Leben und That; was Gott denkt, das ist, das will er, das thut er. In dieser Weise und in diesem Sinne steht geschrieben: Gott kennet die Seinen. Derselbe Ausdruck findet sich an anderen Orten der heiligen Schrift, z. B. wenn Joh. 10 der Herr von seinen Schafen sagt: „Ich erkenne die Meinen“, und wenn er gerade umgekehrt Matth. 7 von den Verworfenen spricht: „Ich habe euch noch nie erkannt“. Desgleichen Röm. 8, 29, wo von der ewigen göttlichen Gnadenwahl die Rede ist, heißt es, Gott habe von Ewigkeit her diejenigen zuvor gesehen oder erkannt, welche selig werden, was ganz denselben Sinn hat, als daß er sie von Ewigkeit her geliebt und erwählt und demgemäß dann auch zur Seligkeit verordnet, sie zu seinen lieben Kindern gemacht hat. So fällt Gottes Erkennen und Thun in Eins zusammen. Darum bezeugen auch die gelehrten Kenner der griechischen Sprache, daß das griechische Zeitwort, mit welchem dieses göttliche Kennen oder Erkennen bezeichnet wird, zugleich ein Lieben und Erwählen mit einschließt. Demgemäß hat denn auch Luther in der Uebersetzung von Röm. 8, 29 dieses göttliche zuvor Erkennen geradezu mit zuvor „versehen“, d. i. erwählen ausgedrückt. Daß es aber auch 2 Tim. 2, 19 der heilige Apostel so meint, wird dadurch bestätigt, daß es in diesem Spruche in der griechischen Sprache eigentlich heißt: der Herr hat erkannt die Seinen, d. h. von Ewigkeit her hat er sie erkannt, geliebt und auswählt zu den Seinen. Und wir dürfen wohl sagen, daß beides ganz gleichviel ist, ob es heißt, Gott erkennt die Seinen, oder Gott hat sie er-

kannt, denn bei Gott ist ja keine Zeit, was er heute thut, das hat er ja schon von Ewigkeit her gethan, d. h. es steht von Ewigkeit her in und bei Gott als sein Werk, als sein allmächtiger Wille da, es ist bei Gott wie der Gedanke, so auch die That selbst ewig gegenwärtig. Und willst du dir nun ganz einfach klar machen, lieber Leser, was es alles heißt und in sich begreift: Gott kennt oder Gott hat erkannt die Seinen, so setze dir ein kleines Wörtchen hinzu und denke: Gott erkennt uns Christen als die Seinen, und weil er uns als die Seinen erkennt, so liebt er uns auch als die Seinen, geht mit uns um als mit den Seinen, behandelt uns als die Seinen, als seine lieben Kinder. Ja, das ist es, was St. Paulus 2 Tim. 2, 19 sagen will: Gott kennt die Seinen, d. i. schon von Ewigkeit her hat er uns zu den Seinen erwählt, hat uns verordnet zu seinem Eigentum, und so hat er uns demgemäß auch in der Zeit durch das Evangelium berufen und uns aus Gnaden zu Christo gebracht, uns mit dem Glauben und allen Gaben des Heiligen Geistes beschenkt. Und ferner, weil Gott die Seinen kennt, darum behütet, beschützt und segnet er sie auch, hält sie fest in seiner Hand, daß sie ihm niemand herausreiße und bewahrt sie durch seine Macht im rechten Glauben zur ewigen Seligkeit. Das ist die göttliche Gnadenwahl, womit Gott von Ewigkeit her die Seinen kennt, oder was dasselbe ist, es ist der ewige Gnadenratschluß Gottes, womit er nicht nur im allgemeinen die Welt also geliebt hat, daß er seinen eingebornen Sohn für sie gegeben, sondern womit er auch jeden einzelnen Christen, der selig wird, als sein verlorenes Schaf sucht, ihm nachgeht, ihn in seine Gnadenarme und auf seine Achseln nimmt und ihn sicher heimbringt in die ewigen Hütten. Hierbei müssen wir also wohl unterscheiden, einerseits die allgemeinen göttlichen Gnadenverheißungen oder das allgemeine Werk der Erlösung, wonach Gott die ganze Welt mit ihm selber in Christo versöhnt und für alle Menschen eine vollkommene Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit durch das Blut Christi erworben hat. Aber dieser allgemeine Gnadenwille Gottes, nach welchem allen Menschen soll geholfen und sie durch Christum sollen selig werden, schließt andererseits nicht aus, daß es auch Worte und Zusagen Gottes giebt, die jedem einzelnen Christen für seine Person die Versicherung der göttlichen Gnade geben sollen. So sind ja schon die heiligen Sakramente die Siegel, die jedem einzelnen persönlich die Vergebung seiner Sünden zueignen und versichern sollen. Ganz ebenso ist auch die ewige göttliche Gnadenwahl das Siegel, welches der feste Grund Gottes hat, insofern sie dem Christen insonderheit seine Bewahrung und Erhaltung im Glauben verbürgt, ihm die feste Zuversicht giebt: Gott hat auch mich, auch meine Person, der ich an Christum glaube, zur Seligkeit erwählt und verordnet und darum auch beschlossen, mich zum Glauben zu bringen und bis in den Tod darin zu erhalten, so daß keine Pforten der Hölle diesen ewigen Gnadenratschluß Gottes, den er über mich gefällt hat, umstoßen können. So ruht in dieser Beziehung der Halt und Anker meiner Zuversicht und die Gewißheit meiner Seligkeit nicht bloß in den allgemeinen göttlichen Gnadenverheißungen, sondern ganz insbesondere in dieser persönlichen Versicherung: „der Herr kennt die Seinen“, darum wird er auch an ihnen und mit ihnen seinen ewigen Gnadenrat, nach welchem er sie zur Seligkeit erwählt und verordnet hat, unfehlbar hinausführen und seine Verheißung an ihnen erfüllen. So wird auch bei mir der Grund Gottes wider alle Anläufe des Teufels feststehen; Gottes Werk, womit er auch mich nach seinem ewigen Gnadenratschluß zum Glauben an Christum gebracht hat, kann nie-

mand hindern oder umstürzen, sondern der das gute Werk in mir angefangen hat, der wird es nach seinem ewigen Gnadenwillen auch vollenden: das ist so fest und gewiß, als Gott selbst und sein allmächtiger Wille fest und gewiß sind. Des tröste ich mich in aller Not, Schwachheit und Anfechtung und bin gewiß, der Herr kennt die Seinen und hat sie von Ewigkeit her erkannt: das ist sein ewiger Gnadenwille, der auch an mir wird erfüllt werden.

In voller Uebereinstimmung mit dem hier Gesagten bezeugt uns auch unsere lutherische Konkordienformel in ihrem 11. Artikel: „Die ewige Wahl Gottes, d. i. Gottes Verordnung zur Seligkeit, die allein über die Kinder Gottes geht, die zum ewigen Leben erwählt und verordnet sind, ehe der Welt Grund gelegt ward, wie St. Paulus spricht Ephes. 1, 4. 5. . . . Diese ewige Wahl Gottes aber . . . ist aus gnädigem Willen und Wohlgefallen Gottes in Christo Jesu eine Ursach, so da unsere Seligkeit und was zu derselben gehöret, schafft, wirkt, hilft und befördert, darauf auch unsere Seligkeit also gegründet ist, daß die Pforten der Hölle nichts dawider vermögen sollen.“ Ganz besonders aber lehrt uns unser lutherisches Bekenntnis auch den rechten erbaulichen Gebrauch und Nutzen dieser Lehre von der ewigen göttlichen Gnadenwahl, indem es gegen Ende desselben 11. Artikels heißt: „Es giebt auch also diese Lehre den schönen, herrlichen Trost, daß Gott eines jeden Christen Befehlung, Gerechtigkeit und Seligkeit so hoch ihm angelegen sein lassen und es so treulich damit gemeinet, daß er, ehe der Welt Grund gelegt, darüber Rat gehalten und in seinem Fürsatz verordnet hat, wie er mich dazu bringen und darin erhalten wolle. Item, daß er meine Seligkeit so wohl und gewiß habe verwahren wollen, weil sie durch Schwachheit und Bosheit unseres Fleisches aus unseren Händen leichtlich könnte verloren oder durch List und Gewalt des Teufels und der Welt daraus gerissen und genommen werden, daß er dieselbige in seinem ewigen Vorsatz, welcher nicht fehlen oder umgestoßen werden kann, verordnet und in die allmächtige Hand unseres Heilandes Jesu Christi, daraus uns niemand reißen kann, zu bewahren gelegt hat, Joh. 10, 28.“ Das ist also nach diesen Worten unseres lutherischen Bekenntnisses der hohe, herrliche Zweck und Nutzen der Lehre von der Gnadenwahl, nach welcher uns Gott zur Seligkeit verordnet hat, ehe der Welt Grund gelegt ist, daß wir dadurch unserer Seligkeit und der Erhaltung im Glauben aufs Gewisseste sollen versichert und versiegelt werden. Denn Gottes Werk und Wille, sagt unsere Konkordienformel, d. i. sein ewiger Vorsatz, womit er mich zur Seligkeit verordnet hat, kann nicht fehlen, noch von Welt und Teufel umgestoßen werden, ja er kann auch nicht durch Schwachheit unseres eigenen Fleisches verhindert werden, sondern ich soll ganz fest und unumstößlich mich darauf verlassen: so gewiß mich Gott schon von Ewigkeit her erkannt und zur Seligkeit erwählt und bestimmt hat, so gewiß muß dieser ewige Ratschluß Gottes auch mit mir erfüllt werden, so unumstößlich wahr ist es, was wir singen:

„Und ob gleich alle Teufel hier wollten widerstehen,
So wird doch ohne Zweifel Gott nicht zurüde gehen.
Was er ihm fürgenommen und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel.“

So ist es auch mit Gottes ewiger Prädestination und Gnadenwahl, die die heilige Schrift lehrt. Daher macht sie das Herz seiner Seligkeit fest und gewiß, als ein Siegel, welches unser Glaube nach Gottes Willen haben soll. Darum ist es nicht recht, wenn so viele Christen diese so tröstliche Lehre ganz beiseite liegen lassen und gar nicht verstehen, sie recht zu gebrauchen. Nein, nicht also, mein lieber Christ, sondern stelle dir doch

einmal recht lebendig vor Augen, daß Gott dich schon von Ewigkeit her nicht nur gesehen und gekannt hat, sondern er hat dich auch erwählt zu seinem lieben Kinde, hat fest beschlossen, dich zur Erkenntnis Christi zu führen und dich auch fest bis ans Ende in seiner Gnade zu erhalten, so daß dich nichts, auch selbst deine eigene Sünde und Schwachheit nicht, soll aus Christi Hand herausreißen können: ist eine solche Gewißheit nicht etwas unaussprechlich Tröstliches und Herrliches? Ach fürwahr, wer diese Zuversicht nur immer und voll hätte, der wäre ein glückseliger Mensch schon hier auf Erden und es könnte kein Kreuz und Unglück, auch kein Tod noch Teufel ihm seinen Frieden und seine Freude rauben. Es ist aber Gottes Wille, daß wir diese Gewißheit unserer ewigen Erwählung und Seligkeit haben sollen, denn gerade das, daß der Herr die Seinen kennt, ja, daß er sie von Ewigkeit her erkannt und erwählt hat zu den Seinen, das soll ja das Siegel sein, welches der Grund Gottes hat. Darum muß und soll ein Christ auch dessen gewiß sein, daß er zu Gottes Auserwählten gehört. Und wie wird man dessen gewiß? Nicht so, daß man, wie die Konfordinformel sagt, in „dem heimlichen, verborgenen und unaussprechlichen Rat Gottes spekuliert“ oder grübelt, was uns nur zur Verzweiflung führen könnte, sondern man soll vielmehr den Willen Gottes ansehen, wie er „in Christo durch das Wort Gottes uns offenbart“ ist. Da hat Gott klar und deutlich gesagt, daß er alle Menschen will selig machen, die an Christum glauben“ (Joh. 3, 16). Wenn mich Gott also zum Glauben an Christum gebracht, mir insbesondere auch den rechten Glauben an seine erhaltende Gnade und Treue geschenkt hat, dann soll ich nicht zweifeln, sondern mich fest darauf verlassen, daß ich Gottes liebes Kind, ja ein Auserwählter Gottes bin. Dabei gilt es denn fest und unverrückt zu bleiben und sich alle anderen unnützen Gedanken ganz und gar aus dem Sinn zu schlagen, namentlich auch den Zweifel und die Sorge, die uns der Teufel so gern vorspielt, daß man durch seine eigene Schwachheit und Bosheit, wie es in der Konfordinformel heißt, wieder zum Abfall von Christo kommen könne. Denn freilich, Gott zwingt ja niemand mit Gewalt, sich zu bekehren und selig zu werden, sondern der Mensch hat und behält immer seine klägliche „Freiheit“ zu sündigen. Aber zu den unerforschlichen, göttlichen Geheimnissen der Bekehrung und Seligmachung eines Menschen gehört eben auch das, daß trotz der Möglichkeit des Abfalls wirklich gläubiger Christen doch Gott in seinen Auserwählten ganz unfehlbar immer den guten Willen und die Treue, womit sie beharren bis an das Ende, wirkt. So soll ein Christ daher im Glauben dessen gewiß sein: Gott, der das gute Werk in mir angefangen hat, der wird es auch vollführen, „der Herr kennt die Seinen“, darum hält er sie auch fest in seiner Hand, daß sie nichts herausreiße. Ja, hiermit hat Gott meine Seligkeit versiegelt, darum wird sie nun und ewiglich nichts umstoßen.

Zu dieser Gewißheit unserer Seligkeit ist nun aber auch das andere zweite Stück nötig, welches das Siegel Gottes nach 2 Tim. 2, 19 in sich begreift und welches uns das rechte Verhalten des Menschen zeigt: „Es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennet.“ Könnte doch nun und nimmermehr ein Mensch selig werden oder seiner Seligkeit im Glauben sich trösten, der nicht aller Sünde und Ungerechtigkeit von Herzen absagt und nicht aufrichtig im Blute Christi die Reinigung von seinen Sünden sucht. Darum merke hierbei vor allen Dingen, lieber Leser, wie der heilige Apostel die beiden Stücke des Siegels unserer Seligkeit und unseres Glaubens so unzertrennlich enge und fest verbindet und da-

durch zeigt, wie es ganz unmöglich ist, sich der göttlichen Gnadenwahl zu rühmen und dabei doch mutwillig in Sünden leben. Ach fürwahr, wen der Herr erwählt und zu den Seinen zählt, dem giebt er auch seine Gnadengaben, wirkt rechtsschaffene Buße und Glauben in ihm, und wo diese Gaben Gottes nicht sind, da ist auch Gottes Gnade nicht, da ist Gott selbst nicht. Ist doch nichts gewisser als das, daß der Grund Gottes nicht bleiben und bestehen kann bei einem Menschen, der nicht von der Ungerechtigkeit abtritt. Gott ist nicht ein Gott, dem gottlos Wesen gefällt, Gott und Sünde reimen sich nicht zusammen, wer darum böse ist, bleibt nicht vor ihm, denn wie reimet sich die Gerechtigkeit mit der Ungerechtigkeit, wie stimmt Christus mit Belial? und wie alle die Sprüche dieser Art mehr in der heiligen Schrift lauten. Dieselben bedürfen bei rechtsschaffenen Christen kaum der Erwähnung, und doch hält es der Apostel für nötig, 2 Tim. 2, 19 so feierlich zu verkündigen: „Es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennet“, d. i. wer ein Christ sein und an dem Herrn Christo und seinem Himmelreich Teil haben will! Ist doch das menschliche Herz so gar falsch und betrügerisch, daß es sich selbst leicht täuscht über das, was Sünde ist und sich einredet, dies oder jenes sei recht und erlaubt, wenn es den Sinnen schmeichelt oder wenn das Herz aus anderen Gründen nicht gern davon ablassen will. O da gilt es oft, daß man nüchtern werde aus des Satans Strick, der uns gefangen hält, es gilt, streng nach Gottes Wort unser ganzes Thun und Denken zu prüfen, damit man alle „Ungerechtigkeit“, d. i. alles ungöttliche Wesen, alles, was Gott und seinem heiligen Worte zuwider ist, erkenne und es mit Ernst fliehe und meide. Wo rechter Glaube ist, wo rechte Kinder Gottes sind, die der Geist Gottes treibt, da verträgt sich das Herz absolut nicht mehr mit Sünde und Ungerechtigkeit, da erkennt man die Sünde als eine Beleidigung Gottes und als das höchste Uebel und hat keine Ruhe Tag und Nacht, bis man sie durch Gottes Gnade je mehr und mehr überwindet. (Gar oft ist gerade das die Ursache, warum ein Herz zu keiner Gewißheit seines Gnadenstandes bei Gott kommen und keinen rechten inneren Frieden erlangen kann, weil es nicht ernstlich und aufrichtig die Sünde haßt und verabscheut, sondern noch irgendwo mit einem geheimen Sündenstrick festgebunden ist.) — Mit welchen inhaltschweren Worten redet darum die heilige Schrift vom guten Gewissen eines Christen, wie es Hebr. 13, 18 heißt: „Unser Trost ist der, daß wir ein gutes Gewissen haben“. Damit ist wahrlich nicht der Trost pharisäischer Selbstgerechtigkeit gemeint, noch soll geleugnet werden, daß Gottes Gnade unser einziger Trost im Leben und im Sterben ist, durch den wir können selig werden, sondern das gute Gewissen, das Hebr. 13, 18 gemeint ist, besteht eben nur darin, daß ein Christ sich treu und redlich in Buße und Glauben zu Gottes Wort und Gnade hält, sich vor Gott in seinem Gewissen keiner mutwilligen Sünde bewußt ist, sondern daß er alle Sünde, so viel Gott ihm Kraft und Gnade giebt, von Herzen haßt, flieht und meidet. Ein solches gutes Gewissen aber, welches jeder Christ haben soll und wirklich hat, ist ein großer Trost, denn es versichert uns einerseits unseres Gnadenstandes bei Gott und dadurch des Friedens unserer Seele, und andererseits macht es ein Christenherz auch fröhlich und getroßt vor Menschen, wenn wir um Christi willen geschmäht werden und allerlei Uebels wider uns geredet wird, so sie daran lügen. O wohl dem Christen, der sich dann nicht vorwerfen muß, mit mutwilligen Sünden und unchristlichem Wandel solche Schmach und Lästerung verschuldet und verdient zu haben, sondern hat in seinem Gewissen das Zeugnis seiner christlichen Unschuld,

Treue und Redlichkeit vor Gott. Ganz dasselbe sagt 2 Kor. 1, 12: „Unser Ruhm ist der, nämlich das Zeugnis unseres Gewissens, daß wir in Einfältigkeit und göttlicher Lauterkeit, nicht in fleischlicher Weisheit, sondern in der Gnade Gottes auf der Welt gewandelt haben.“ Bei diesen Worten ist gewiß der heilige Apostel himmelweit entfernt gewesen von aller fleischlichen Hoffart und eitlen Selbsttruhm, er will auch nicht alle die demütigen Bekenntnisse eigener Sünde und Schwachheit verleugnen, die er an anderen Orten thut, er bekennt ja vielmehr auch hier ausdrücklich, nur in der Gnade Gottes auf der Welt gewandelt zu haben, aber sein Ruhm war der, daß er in dieser göttlichen Gnade nicht in fleischlicher Weisheit, d. i. nicht nach Eigendünkel und nach Gedanken menschlicher Vernunft seinen Wandel geführt, sondern in „Einfältigkeit und göttlicher Lauterkeit“, d. i. mit einem Herzen, das in findlich einfältigem Glauben treu und ohne Falsch nur dem Worte Gottes folgte, dabei sich aber durch Erleuchtung des Heiligen Geistes auch bewußt und gewiß war, das Wort Gottes rein und lauter im Glauben zu haben, zu bewahren und zu verkündigen. Das ist der Ruhm eines guten Gewissens, wie ihn ein Christ haben soll.

Aber so gewiß alles vorstehend Gesagte nun auch ist, ebenso wichtig ist es, daß man sich durch die so ernsten strengen Worte St. Pauli 2 Tim. 2, 19 nicht irgendwie in etwas von Selbstwirken und von eigener Gerechtigkeit hineintreiben läßt, als müsse man etwa zuvor erst von der Ungerechtigkeit abtreten, ehe man sich getrauen dürfe, Christi Namen zu nennen. Oder wie leicht quälen sich rebliche, gewissenhafte, christliche Herzen mit den Sorgen: die Sünde herrsche noch so mächtig in ihnen, ihre Heiligung sei noch viel zu gering, es fehle ihnen darum noch das rechte Abtreten von der Ungerechtigkeit, was St. Paulus fordere. Gegen alle solche Gedanken merke, mein lieber Christ, erstens, daß St. Paulus, wenn er so streng fordert, von aller Ungerechtigkeit abzutreten, gewiß nicht meint, daß dieses aus eigener Kraft geschehen müsse und zwar zuvor, ehe man zu Christo kommt und ein Christ wird. Nein, es muß überall und so auch hier bei der Grundlehre der heiligen Schrift bleiben, daß wir nur aus Gnaden selig werden durch den Glauben, darum ist auch alle christliche Heiligung lediglich ein freies Gnadengeschenk Gottes und eine Frucht des Glaubens, nur Gottes allmächtige Kraft kann die Macht der Sünde und des Fleisches in uns brechen und den neuen Menschen in uns schaffen. Und zweitens, dieses Werk der Heiligung, das Gott durch seinen Heiligen Geist an uns wirkt, geschieht nicht auf einmal und wird niemals hier auf Erden schon ganz vollendet. Sonst müßte ein Christ ja schon in seinem irdischen Leben ein vollendeter Heiliger und ganz ohne Sünde sein. Wer könnte sich des je rühmen? Heißt es doch vielmehr 1 Joh. 1, 8: „So wir sagen, wir haben keine Sünde, so betrügen wir uns selbst.“ Alle Heiligung und so auch das Abtreten von der Ungerechtigkeit, welches der heilige Apostel 2 Tim. 2, 19 fordert, geschieht nur allmählich, unter fortwährendem schweren Kampf mit der Sünde. Lehrt doch unser Katechismus, daß der alte Mensch täglich immer aufs neue muß erlöst werden und sterben mit allen Sünden und bösen Lüsten und täglich wieder herauskommen und auferstehen der neue Mensch etc. Böllig stirbt der alte Mensch nicht eher, wie Luther sagt, als bis man mit Schaufeln über ihn schlägt, d. h. bis unser Leib ins Grab gelegt wird, dann erst ist unsere Heiligung vollendet und die erlöste Seele geht rein und frei von den Banden des Fleisches zum Himmel ein. Bis dahin bleibt es der Wahlspruch jedes wahren Christen, was St. Paulus Phil. 3, 12—14 von sich bekennt: „Eins sage ich, ich vergesse, was dahinten ist und strecke mich zu dem, das da

vorne ist und jage nach dem vorgesteckten Ziel, nach dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu.“ Das ist der rechte Herzensstand eines Christen, wie ihn der heilige Apostel hier beschreibt: das ewige Leben, die vollkommene, durch keine Sünde mehr getrübt, ewige Gemeinschaft mit Gott in Christo, das ist das hohe himmlische Ziel, zu dem wir berufen sind und nach dem alle Christen mit heissem Verlangen streben! Da ist ein Christ dann gleich einem Reisenden, der mit höchstem Fleiß und Eifer nach einem Orte eilt und dabei ganz den Weg vergißt, den er schon hinter sich zurückgelegt hat, dagegen mißt er mit den Augen und in Gedanken immer nur die Strecke, die er noch vor sich hat und berechnet, wie viel er noch zu gehen hat, um das Ziel zu erreichen: so steht das Herz eines Christen voll Sehnsucht und Verlangen nach dem himmlischen Ziel, dabei vergißt es denn auch den Weg, den es schon hinter sich hat, d. h. die Stufe der Heiligung, die es etwa im Glauben schon erlangt hat, sondern es sieht immer nur, was ihm noch fehlt, wie viel Sünde ihm immer noch anklebt, wie so gar wenig es noch in erster Gemeinschaft mit Gott lebt und steht, wie schwach und gering noch sein Gebet, sein Glaube und seine Liebe ist. Da streckt sich dann ein Christ nach dem, das da vorne ist, wie St. Paulus spricht, d. i. nach dem Ziele vollkommener Heiligung. Das nennt die heilige Schrift aber wiederholt, nicht nur Phil. 3, sondern auch 1 Tim. 6, 11, Hebr. 12, 14 ein Jagen nach der Heiligung, um damit die Inbrunst des Geistes, den tiefen Haß wider alle Sünde und den brennenden Eifer nach Reinigung von ihr zu beschreiben, der ein rechtes Christenherz erfüllt. Und gewiß, wo ein solches tägliches, ernstes Sichreinigen von Sünde und Abtreten von aller Ungerechtigkeit nicht ist, da muß der Grund Gottes im Herzen wanken, Glaube und Seligkeit gehen da verloren. — Hierzu möchten wir aber noch eins hinzufügen, nämlich was der heilige Apostel Röm. 7, 15—25 lehrt, woraus wir vornehmlich lernen sollen, daß überhaupt das Abtreten von aller Ungerechtigkeit zunächst innerlich im tiefsten Herzensgrund bei uns geschehen muß. Da lies doch die genannte Bibelstelle und frage: War nicht St. Paulus, als sein Herz so stand, wie er hier Röm. 7 beschreibt, wahrhaftig abgetreten von der Ungerechtigkeit? Haßte er nicht die Sünde aufs Tiefste und wollte sie nicht? Hatte er nicht Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen und klagt sich an als einen elenden Menschen, weil er trotzdem sich noch als einen armen Gefangenen in der Sünde Gesetz sehen mußte? Ich möchte dir raten, mein lieber Leser, prüfe dich ernstlich und siehe, ob der Herzensstand, wie ihn St. Paulus Röm. 7, 15—25 beschreibt, ganz auch der deinige ist, dann darfst du nicht zweifeln, daß du in einem Stande rechter christlicher Buße stehst, wie ihn der heilige Apostel auch 2 Tim. 2, 19 fordert, wenn er will, daß ein Christ von der Ungerechtigkeit abtreten soll. Und hast du dem heiligen Apostel in Röm. 7 den Vers 15—24 von ganzem Herzen nachgesprochen, dann fasse fröhlichen, getrosteten Mut und sprich ihm ebenso auch von Herzensgrund den Vers 25 nach: „Ich danke Gott durch Jesum Christum, unseren Herrn“, nämlich für die Erlösung und Vergebung der Sünden, die ich in ihm habe. So laß dich auch durch 2 Tim. 2, 19 nicht ins Gesetz, nicht in Angst und Zweifel treiben, was gewiß St. Pauli Absicht nicht ist, sondern nur in ernste Selbstprüfung, vor allem, ob du von rechtem gründlichen Haß wider alle Sünde erfüllt bist. Dann glaube und vertraue, daß der Herr die Seinen, ja, daß er auch dich als den Seinen kennet, so wird der feste Grund Gottes wider alle Pforten der Hölle bei dir bestehen.

Der Spektakel der Bonner „liberalen“ Theologie-Professoren,

von denen früher berichtet worden ist, dauert fort. Ungefähr 200 Pfarrer der (unierten) preußischen Rheinprovinz, von denen aber nur ca. 40 es wagten, ihren Namen veröffentlichten zu lassen, und etwa 140 Nicht-Geistliche, meist Gymnasiallehrer und sonstige „Gebildete“, haben den beiden Professoren Grafe und Meinhold, um die es sich hier handelt, eine Adresse gewidmet, worin sie für dieselben Partei nehmen und ihnen ihr Vertrauen aussprechen. Und doch leugnen diese Professoren die Inspiration, d. h. die göttliche Eingebung der Schrift, erklären das Alte Testament für ein Buch voll Märlein, das heilige Abendmahl für eine bloße Ceremonie ohne wirklichen Inhalt u. s. w. Da bildet diese Adresse ein tief trauriges Schauspiel. Die Professoren stürzen den Grund um, auf dem die Kirche ruht, und die Pfarrer schreien dazu Beifall! Wohl steht den 200 geistlichen Unterzeichnern der Adresse die unlängst gegründete „Vereinigung der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses“, ebenfalls in den Rheinlanden (und Westfalen), gegenüber, die bereits 4000 Mitglieder zählt, wovon, wenn wir recht unterrichtet sind, an 500 Pfarrer. Aber man hat bisher nicht gehört, daß diese sich gegen den Bonner Skandal gerührt hätten und mit einem öffentlichen Zeugnis gegen solchen Abfall in die Schranken getreten wären. Vielleicht kommt das noch. Aber was ist damit viel geholfen? Früher waren die Theologie-Professoren Diener der Kirche, deren Pfarrer sie auszubilden haben; jetzt kümmern sie sich zum großen Teil um die Kirche und ihr Bekenntnis so viel wie nichts und sind Diener der „Wissenschaft“, was sie so nennen. Und die Kirche? Nämlich die unierte in Preußen und Baden, aber auch die evangelisch-lutherische in Württemberg? Sie läßt sich nach wie vor von diesem abgefallenen Professorengeschlecht ihre Pfarrer ausbilden und überläßt es diesen, wie sie die Lehren solcher Lehrer mit der Verpflichtung auf Bibel und Bekenntnis, die sie den Pfarrern doch noch auferlegt, vor ihrem Gewissen vereinigen wollen und können. Hier liegt der Hauptschaden, den ins hellste Licht gestellt zu haben das Verdienst jener Bonner Herren ist. Die unierte Kirche wird auch, so lange sie unierte bleibt und damit jede bestimmte Bekenntnisgrundlage ablehnt, aus diesem Sumpf nicht herauskommen. Warum sollte, wenn das Augsburgische Bekenntnis nicht mehr gilt, das Apostolische nicht gleiches Schicksal haben? Von der Union aber kommt die preußische Landeskirche nicht los, so lange sie nicht aus der falschen Umarmung der Staatsgewalt los wird, die ihr das lutherische Bekenntnis genommen hat und ihr nun auch Professoren setzt, welche jenen Bekenntnisses spotten. Dasselbe gilt von der württembergischen Landeskirche; auch sie seufzt unter der Allgewalt des Staats, der die Tübinger Professoren nach seinem Gefallen anstellt und für das Bedürfnis der Kirche kein Verständnis hat. Einstweilen hat den größten Nutzen von diesen unglaublich verkehrten traurigen Verhältnissen die Sozialdemokratie, deren Blätter das Auftreten der Bonner mit Jubel begrüßen. „Wackere Mit-helfer“ nennt sie ein sozialdemokratisches Blatt Elberfelds. Sie selbst, die Sozialdemokraten, schreibt dieses Blatt, hätten mit den staatlichen und gesellschaftlichen Dingen bisher so viel zu schaffen gehabt, daß ihnen keine Zeit und Kraft übrig geblieben sei, „mit dem Praß uralter Ueberlieferungen und wissenschaft-

lich längst überwundenen Wahnglaubens“ aufzuräumen. Es habe sich aber neuerdings herausgestellt, daß unterdessen andere Leute, die besonders dazu geeignet erscheinen, nämlich Geistliche und Theologie-Professoren, diese Aufklärung in dankenswertester Weise besorgen. „Sie sind wirklich an der Arbeit. Sie steigen der Religion, ihrer Religion, gottesfürchtig und dreist zu Leibe. Die sogenannten ‚ewigen Wahrheiten‘ der christlichen Religion werden eine nach der anderen enthüllt als Irrwahn von denen, die es am besten wissen müssen, von Geistlichen. Die christliche Theologie wird umgebracht stückweise, aber mit unfehlbarer Sicherheit von Theologie-Professoren selbst.“ So äußern sich die ausgesprochensten Feinde des Christenglaubens über die Arbeit der „liberalen“ Professoren, und wer vermöchte zu bestreiten, daß sie damit recht haben? Bisher konnten wir in Bayern wenigstens dafür dankbar sein, daß unsere Erlanger Theologie-Lehrer im Glauben und Bekenntnis der Kirche noch fest stünden. Nun hat aber, Gott sei's geklagt, Professor Köhler in Erlangen kürzlich (in der Neuen kirchl. Zeitschrift) die gesicherte Wahrheit und Zuverlässigkeit der alttestamentlichen Berichte in einer Weise angezweifelt, daß auch ihm die Sozialdemokraten dafür nur dankbar sein können, während einem Pfarrer, der ihm das glaubt, der Unterricht in der biblischen Geschichte Alten Testaments Gewissens halber unmöglich wäre. Daß D. Köhler hierin nicht dem eigenen Lichte, sondern dem Vorgang anderer, überhaupt dem Zuge der Zeit und ihrer Mode folgt, macht die Sache nicht weniger schmerzlich. Der Herr sehe drein und erwecke seiner Kirche Männer voll Geistes und Glaubens, die gleich Stephanus, gleich den Aposteln, gleich dem Sohne Gottes Selbst auch das Alte Testament festiglich für Gottes geoffenbartes Wort halten und ihm mehr glauben als der wechselnden Tagesweisheit einer hoffärtigen Gelehrten-Zunft, der die Ehrfurcht vor der heiligen Schrift für eine veraltete Forderung ungelehrter Zeiten gilt. (Freimund.)

Eine Verhöhnung kirchlicher Gütte

erlaubten sich in einem Orte Norddeutschlands bei der letzten Sedanfeier mehrere Soldaten im Beisein ihrer Vorgesetzten. Einer verkleidete sich als Geistlicher und inszenierte mit seinen Kameraden eine Begräbnisfeier. Die Reden waren ein Gemisch von Sausliedern und Bibelsprüchen. Die Schuljugend sah zu, deren anwesender Lehrer noch besonders zum Gegenstand der Verpötlung gemacht wurde. Das alles veranlaßte den Vorstand des deutschen „Frauenvereins zur Hebung der Sittlichkeit“, an den Kriegsminister eine Beschwerde einzureichen. Vor kurzem lief die Antwort ein: „Auf die an Se. Excellenz den Herrn Kriegsminister gerichtete Eingabe vom 10. Oktober d. J. (1894), betreffend die Ausführung unpastoraler Vorträge durch Militärpersonen gelegentlich der Sedanfeier, teilt Ihnen das Departement mit dem Ausdruck verbindlichsten Dankes für die hierher gerichtete Anzeige des Vorfalles ergebnis mit, daß die fraglichen Ausschreitungen seitens des Kriegsministeriums ernste Mißbilligung gefunden haben, und daß Veranlassung genommen ist, die bei dem Vorfall beteiligt gewesenem Militärpersonen in nachdrücklicher Weise auf das Ungehörige derartiger Aufführungen hinzuweisen. von Gofler“. — Soweit die „Allg. E.-L. R.-Z.“, nachdem schon die „N. L. R.-Z.“ längst zuvor über diesen in Seedorf (Kr. Hgt. Lauenb.) vorgekommenen Fall berichtet hatte, deren Verdienst es schließlich wohl zuzuschreiben ist, daß der ärgerliche Fall ruchbar geworden ist. Aus naheliegenden Gründen schweigt davon die „Allg. E.-L. R.-Z.“ Wir unsererseits können aber nicht unterlassen hinzuzufügen: So übt eine Militärbehörde Sittenzucht. Was thut die Kirche, deren Glieder eben dieselben Leute sind?

H—r.

* „Freimund“ vergißt hier seine eigene, die bayerische Landeskirche, in der z. B. ein Prof. Köhler in Erlangen denselben Gistamen des Unglaubens in die Herzen der Theologie-Studierenden austreut, wie die Professoren in Bonn. Folglich gilt, was „Freimund“ hernach von der unierten Kirche sagt, ebensowohl von den angeblich lutherischen Landeskirchen Bayerns, Sachsens u. s. w., in denen trotz der „bestimmten Bekenntnis-Grundlage“ das Bekenntnis mit Füßen getreten wird und Glaube und Unglaube in größter Weise unierte ist. (Die Redaktion.)

Nachrichten und Bemerkungen.

P. D. Walther in Rurhafen hat einen an ihn ergangenen Ruf als Professor in Rostock angenommen.

Preussische Landeskirche. Prediger Dr. Visco ist wegen seiner Weigerung, das Apostolikum zu verlesen, vom Amte suspendiert und in Disziplinaruntersuchung gezogen. Was weiter aus der Sache wird, bleibt abzuwarten. Man vergesse aber nicht, daß alle derartigen Maßregelungen, selbst gegen Ungläubige, keineswegs wegen ihrer Aufsehnung gegen Gottes Wort, sondern nur wegen ihrer Widerseßlichkeit gegen menschliche Kirchenordnung zu geschehen pflegen, was schon allein daraus zu erkennen ist, daß die Pastoren und Professoren Lehren können, was sie wollen.

Ueber die Sozialdemokratie sollte billigerweise kein Christ mehr im Unklaren sein, daß sie nicht eine berechtigte politische Partei, sondern (als demselben Ziele wie der Freimaurerorden zustrebend) eine gegen alle göttlichen Ordnungen gerichtete Umsturzgesellschaft ist. Zum Beweise seien diesmal nur folgende, vom Staatssekretär Niederberg im Reichstage verlesene Sätze aus sozialistischen Blättern mitgeteilt: „Diese nennen uns Verbrecher, da wir, überzeugt von der Absurdität (Wider Sinnigkeit) der Existenz eines Gottes jede Religion zurückweisen als das, was stets einem jeden Volke verhängnisvoll gewesen ist, indem sie nur genügt hat, die Armut, die Vertierung, die Erbärmlichkeit, den Servilismus (Unterthänigkeit) und die Unwissenheit zu verbreiten und zu verherrlichen. Wir — Verbrecher, die wir wollen, daß das Eigentum, jener verlassene, heute geübte Diebstahl, aufhöre, das Privilegium einer einzigen bevorzugten Klasse zu sein, auf daß es ein Privilegium aller werde.“ Und: „Ist es nötig, daran zu erinnern, wieviel und wie sehr die Religionen die Völker verdummen und forumpieren; sie ertöden ihre Vernunft, das Hauptmittel in dem menschlichen Befreiungskampfe, und führen sie dem Zustand der Geisteschwäche entgegen, einer wesentlichen Bedingung für jede Errettung“ u. s. w. Es ist aber zu bedauern, daß man im Kampfe gegen den Umsturz selbst nicht mehr eine gewisse Wahrheit und ein gewisses Recht als feststehend anerkennt, sondern nur noch von dem redet, „was doch dem überwiegenden (!) Teil unseres Volkes noch (!) als hohes Ideal und heilig erscheine“ (!), ja daß man ausgesprochenen Atheisten, welche also einen Eid, die Grundbedingung aller bürgerlichen Rechtsordnung, nicht leisten können, ausgesprochenen Gegnern aller göttlichen und menschlichen Ordnung, Verbrechern also — überhaupt Bürgerrechte zugestehen kann.

Bittere Wahrheiten haben sich gelegentlich wieder die höheren Gesellschaftskreise von den Sozialisten sagen lassen müssen, z. B., daß die Prostituierte Elise Groß in Breslau, deren geheimnisvolle Ermordung vor einiger Zeit so großes Aufsehen machte und die dann in so überaus prunkhafter Weise, sogar im Schleier und Myrthenkranz bestattet wurde — ihre Gesichte nicht in Arbeiterkreisen gemacht habe. Ihre Bestattung sei auf Kosten eines schlechten Adligen erfolgt. Sogar der Name desselben (Graf Schleinitz) wurde genannt. Bei einer solchen Lage der Dinge ist es freilich nicht zu verwundern, wenn Gottes Gerichte über die höheren Stände durch die niederen hereinbrechen, bis schließlich alles zum letzten Endgerichte reif ist.

„**Positives Christentum**“ soll ja doch wohl eigentlich das wirkliche Christentum sein gegenüber dem „negativen“, durch welches es verneint wird und das also in Wahrheit kein Christentum ist? Die heutigen Vertreter des sogenannten „positiven Christentums“ verstehen es jedoch keineswegs so. So z. B. lesen wir in einem „Positives Christentum“ überschriebenen „Offenen Brief an den Herausgeber der ‚Christlichen Welt‘, Herrn D. Rade“, gleich am Anfange folgende Bemerkung: „Zuvor bin ich Ihnen, da Sie sich verletzt fühlten, die Erklärung schuldig, daß meine zum Teil ‚harten Worte‘ nicht Ihre oder Ihrer Freunde religiöse Herzensstellung —, über die ich nicht zu urteilen berufen bin —, sondern einzig und allein Ihre theologische oder theoretische Stellung der Offenbarung gegenüber charakterisieren sollten, wie ich dies ja auch durch Hinweis auf die theoretischen Grundbegriffe der kritischen Theologie wenigstens angedeutet hatte.“ Man wundere sich doch nicht, wenn bei solcher Verleugnung des positiven Christentums das Volk schließlich sagt: „Was positiv, was negativ; es sind ja doch nur alles Theorien, welche die Herzensstellung nicht berühren!“ Auch denke man sich einmal einen solchen „Positiven“, der etwa eine Heidenpredigt mit den Worten einleiten wollte: „Denket nicht, lieben Leute, daß ich über eure religiöse Herzensstellung richten wollte, über die ich nicht zu urteilen berufen bin; ich habe es nur mit eurer theologischen und theoretischen Stellung zu thun“ u. s. w.!

„**Euer Ruhm ist nicht fein.**“ So müssen wir auch dem „Reichsboten“ zurufen, der sich neuerdings anscheinend so sehr gegen den Bonner Prof. Meinhold ereifert hat, weil derselbe gesagt hat: „Die Inspirations-theorie sei ein Wahn“. Denn was lesen wir in einem „Professor und Pastor“ überschriebenen Artikel desselben Blattes vom 2. Dezember, einem Artikel, der angeblich auch für den Glauben der

Kirche eintreten will? „Wir geben bei Beurteilung der heiligen Schrift von vornherein zu, daß die alte Theorie von der Wort- oder Buchstaben-Inspiration auf keine Weise zu halten ist“ (man sage doch endlich einmal, was für eine „Inspiration“ man denn eigentlich will? H—r.) „und daß eine Verteidigung derselben nur Gewissensnöte und Verwirrung in den Gemüthern und Gemeinden heraufbeschwören würde“. (Was mögen nur die Leute für ein Gewissen haben? Sie scheinen das Gewissen mit der Vernunft zu verwechseln, indem sie „Gewissensnöte“ empfinden, wenn sie etwas mit ihrer Vernunft nicht reimen können. H—r.) „Wir verkennen ferner nicht die großen Schwierigkeiten, die sich der Textkritik namentlich im Alten Testament entgegenstellen. Wir halten für hinlänglich erwiesen, daß die einzelnen Schriften zum Teil auf verschiedene Quellen zurückzuführen sind. Wir erkennen an, daß dieselben erst daraufhin zu prüfen sind, in wie weit sie vom Geiste Gottes durchweht sind oder apokryphen Charakter tragen.“ „Wir wissen recht wohl, daß es im Alten Testament Bücher giebt, die durchaus den Charakter der Profanliteratur“ (weltliche Schriften) „tragen, wie das ‚Hohelied‘ wenigstens im Sinne des Verfassers“ (natürlich des ungläubigen Verfassers dieses Artikels. H—r.), „Bücher, die man, wenn sie auch innerhalb des sog. Kanons stehen“ (NB. den der Herr Selbst als die ihm vorliegende „Schrift“, die „nicht gebrochen werden kann“, bestätigt hat! H—r.), „doch wegen ihrer Minderwertigkeit gar nicht in denselben rechnen darf, wie die Chronika“ (Es giebt Leute, welche nichts für kanonisch halten, weil ihnen die ganze Bibel keinen „Wert“ hat. Ja, wenn es danach gehen sollte! H—r.), „Bücher endlich und Abschnitte, die dem ringenden Zweifel Ausdrück verleihen“ (doch nicht die Bücher, sondern Menschen, die in den Büchern vorkommen! H—r.) „und noch nicht ins Heilige gehören, wie Prediger Salomonis u. s. w. Wir können, kurz gesagt, nicht aus dem Auge verlieren, daß das Alte Testament die gesamte Literatur des Volkes Israel umfaßt und bietet, sowohl die profane, wie die religiöse. Kein Wunder, daß wir da ganz anders als im Neuen Testament, das sich durchaus nur als Sammlung heiliger Schriften darstellt, sichten müssen“ (Wo doch der Herr Christus nicht gesichtet, sondern die ganze Schrift bestätigt hat — von den Apokryphen ist, nach Obigem, ja gar nicht die Rede. H—r.). „Aber was wir von jedem christlichen Theologen von vornherein erwarten dürfen und müssen, das ist die volle Anerkennung der Offenbarung des lebendigen Gottes und die der Inspiration, nicht der Buchstaben, sondern der Herzen der Propheten und Gottesmänner Alten und Neuen Bundes natürlich in steigendem Maße bis hin zu Christo!“ Wir meinen, es kommt nicht darauf an, was „wir“, nämlich Herr „D“ — und der „Reichsbote“, „erwarten dürfen“, sondern was Gott nach seinem Worte erwartet, und das ist, recht verstanden, die Offenbarung des lebendigen Gottes. Auch fragen wir nicht, was gewisse Leute von den „Herzen“ der Propheten zu wissen glauben. Wir kennen nur die aus Buchstaben bestehenden Schriften, und die sind allerdings inspiriert. Fürwahr: Der Schreiber jenes Artikels muß gegen sich selber zeugen, da er schreibt: „In Wahrheit würde Luther in unseren Tagen gegen diese Theologen ebenso entschieden kämpfen, wie seinerzeit gegen die Schwärmergeister“.

Noch einmal der „Reichsbote“. Als Prof. Meinhold die „Inspirationstheorie“ für einen „Wahn“ erklärt hatte, war der „Reichsbote“ voller Entrüstung darüber. Als dann aber derselbe Professor erklärte, er habe nicht die Inspiration überhaupt, sondern nur die „alte Inspirations-theorie“ gemeint, wußte der „Reichsbote“ gar nicht, was er dazu sagen sollte. Denn nun war er ja mit demselben in gleicher Verdammnis. Trotzdem ließ er nicht ab, gegen Prof. M. weiter zu sechten, indem er sagte, es verrate wenig „geschichtlichen Sinn“, wenn man die „Formeln früherer Zeiten“ als „Wahn“ erkläre. Und: „Er weiß zu gut, daß die Theorie des 16. Jahrhunderts von der Verbalinspiration, welche eben nur eine wissenschaftliche Theorie dieser Zeit war und in der Bibel selbst keine ausreichende Begründung hat, längst fallen gelassen ist; sie konnte er also nicht meinen, und im Zusammenhang mit seinen sonstigen Aeußerungen über die Bibel waren wir gezwungen, anzunehmen, daß er die Inspiration überhaupt meint, wie sie in der Bibel und der ganzen Kirche gelehrt wird. Wenn er ausrief: die Inspirations-theorie muß vernichtet werden, so hätte das keinen Sinn, wenn er nur an jene aufgegebene Theorie einiger alter Theologen des 16. Jahrhunderts dachte; er konnte nur die Inspiration meinen, wie sie thatsächlich von der Schrift und Kirche gelehrt wird.“ Der „Reichsbote“ hat zwar Recht, wenn er sagt, daß Prof. M. eigentlich die Inspiration überhaupt verwerfe, bedenkt aber nicht, daß er dasselbe thut, was er richtet. Denn das ist allerdings ein „Wahn“, die Verbalinspiration zu verwerfen und dabei eine Inspiration „überhaupt“ festhalten zu wollen. Man sage doch endlich einmal, was man denn eigentlich unter Inspiration „überhaupt“ versteht. Es ist der reine Köhlerglaube zu sagen, man glaube eine Inspiration, „wie sie die Schrift und Kirche lehre“, ja es ist Täuscherei, wenn man eben die Verbalinspiration, welche Schrift und Kirche lehrt, verwirft. Gegenüber aber dem Einwande, das „Wie“ der In-

piration sei ein Geheimnis, betonen wir, daß es sich in diesem Streite lediglich um das „Daß“ derselben handelt. Man sage doch nur einmal, was man denn in der Schrift oder von der Schrift eigentlich für inspiriertes Gotteswort hält und was nicht? Und kann man denn wirklich nicht einsehen, daß es eine Unsinnsfrage ist, von inspiriertem Gotteswort zu reden und dabei die Wort-Inspiration zu leugnen? H—r.

Das preussisch-hessische Konsistorium in Wiesbaden hat seinen Pfarrern jede amtliche Beteiligung an den Trauerfeierlichkeiten bei Leichenverbrennungen untersagt, weil die sogenannte Feuerbestattung mit der christlichen Sitte im Widerspruch stehe und eine Beteiligung der Geistlichen an solchen Leichenfeiern als eine Billigung dieser Art von Bestattung erscheinen müßte.

Nach den neuesten Zählungen giebt es jetzt über 1500 Millionen Bewohner auf der Erde. Darunter sind über 500 Millionen Christen, 8 Millionen Juden, 180 Millionen Muhammedaner und 812 Millionen Heiden. Die Christen zerfallen in 200 Millionen Protestanten, über 195 Millionen römische und 105 Millionen griechische Katholiken.

Die protestantischen Frauen in China haben der dortigen Kaiserin-Mutter, die so ziemlich das Regiment zu führen scheint, zu ihrem 60. Geburtstag eine Prachtausgabe des Neuen Testaments geschenkt. Infolge davon hat auch der chinesische Kaiser sich von der amerikanischen Bibelgesellschaft in Peking für seinen Privatgebrauch ein Altes und ein Neues Testament kommen lassen. So suchen und finden die fernsten Heiden im Worte Gottes das Leben, während bei uns Professoren dieses selbe Wort Gottes uns zu verdächtigen und zu verleiden mit allem Fleiß bemüht sind.

(„Freimund.“)

Missionar Göttching, welcher, wie wir f. B. mittheilten, telegraphisch aus Ostindien zurückberufen worden war, um sich wegen seines Entretens für die abgesetzten Missionare Näther und Mohn vor dem Missionskollegium in Leipzig zu verantworten, ist nach einer in Nr. 2 des Missionsblattes veröffentlichten „Erklärung“ durch die Besprechung mit dem Missionskollegium zu der Ueberzeugung gekommen, „daß die Bekenntnisstellung der Leiter unserer Mission nach wie vor dieselbe ist, das Bekenntnis nämlich zu dem irrtumslosen Worte Gottes und zu den lutherischen Bekenntnisschriften“, und „daß die jüngsten Maßnahmen getroffen sind, um einem der Mission fremden Geiste zu wehren“. „Zuonderheit wurde von dem hochwürdigen Vorsitzenden das unbedingte Festhalten an unseren Bekenntnissen in stärkster Weise betont“.

Wie Missionar Göttching zu dieser Ueberzeugung gelangt ist, sagt er nicht. So lange man berechtigt ist, einen Menschen nach seinen Handlungen zu beurteilen, so lange wird man ein Missionskollegium, welches treu lutherische Missionare absetzt, weil sie die lutherische Lehre bekennen und die Gegenlehre verwerfen, und daselbe auch von ihren Mitarbeitern und Vorgesetzten fordern, trotz etwaiger schöner Worte von Bekenntnistreue für lutherisch nicht halten dürfen. Das sollte auch Missionar Göttching nicht verborgen sein und er sollte sich daher durch die schönen Worte besonders des Vorsitzenden um so weniger haben täuschen lassen, als er gerade dessen Lieblingslehre (es ist doch wohl D. Luthardt gemeint), die Renose, f. B. so wader bekämpft hat. Aber vielleicht haben die schönen Worte deshalb eine gute Statt bei ihm gefunden, weil ihm die Separation bezw. Absezung als etwas Unmögliches erschien. Wie dem aber sei, die „Erklärung“ ist eine Verleugnung der wenigstens teilweise erkannten Wahrheit und deshalb um des Missionar Göttching selbst willen am tiefsten zu beklagen. Möge Gott ihm die Augen über seinen Fall öffnen, ehe es zu spät ist.

W.

Buch-Anzeige.

Aktenstücke, betreffend das Ausscheiden der Missionare Kempf, Näther und Mohn aus der Leipziger Mission. In Kommission von Justus Naumanns Sortiment (C. Böhringer) in Leipzig. 80. 136 Seiten. Preis M 1.

Wir können diese Aktenstücke allen denen empfehlen, welche sich überzeugen wollen, daß es sich bei dem darin beschriebenen Kampfe nicht um persönliche Sachen, auch nicht um einzelne Schwächen, Versehen, Fehler und Sünden einzelner Leute, die natürlich bei solch einem Kampfe auf beiden Seiten zu Tage treten, handelt, sondern um die Lehre, bezw. um die Gleichgültigkeit gegen die Lehre auf seiten der Missionsleitung und den Eifer für die rechte Lehre und für die Uebung rechter Lehrzucht auf seiten der ausgeschiedenen Missionare.

Zwar sind die Akten über Näther und Mohn durch etliche Anmerkungen entstellt. So heißt es z. B. in einer Anmerkung auf S. 95: „Auch hier zeigt Missionar Näther wieder, daß er eine ganz bestimmte Theorie über das „Wie“ der Inspiration zur Auslage der heiligen Schrift stempelt und deshalb zum Lehrgefeß erhoben haben will“. Näther hatte aber nur die Frage bejaht, ob er behaupte, daß die 3 Sätze: Gott ist der alleinige Autor (Urheber) der Schrift, die Verfasser

blos Schreiber und also die Schrift irrtumslos expressis verbis (ausdrücklich) in der Schrift enthalten seien und daß jeder, der nicht so lehre, der falschen Lehre sich schuldig mache. Es dient also jene Anmerkung dem bekannten Betrug der Neulutheraner, durch welchen sie einfältige Seelen irreführen, als ob sie das „Daß“ der Inspiration festhielten und wir unnötiger- und vorwiziger Weise das „Wie“ erklären wollten, während es doch klar am Tage ist, daß, wer jene drei Sätze leugnet, überhaupt keine Inspiration mehr lehrt. Denn wer z. B. den ersten Satz: „Gott ist der alleinige Autor der Schrift“, als eine persönliche Theorie von Näther über das „Wie“ der Inspiration abwehrt, der wehrt doch damit zugleich ab, daß die Schrift Gottes Wort ist.

Ferner sagt eine Anmerkung zu S. 96: „Trotzdem hat man es gemagt zu leugnen, daß Missionar Näther ein über das Bekenntnis hinausgehendes Lehrgefeß gefordert habe“. Dies bezieht sich darauf, daß Missionar Näther auf die Bemerkung des Direktors von Schwarz: „Das hochw. Kollegium bekennt sich ausdrücklich zu Schrift und Bekenntnis“ geantwortet hatte: „Das ist kein genügendes Bekenntnis. In jetziger Zeit ist das keine genügende Antwort in bezug auf diese Lehre“. Der 2. Satz Näthers zeigt doch für jeden, der verstehen will, was Näther meint; nämlich nicht, daß er ein über das (luth.) Bekenntnis und die Schrift (11) hinausgehendes Bekenntnis oder Lehrgefeß wolle, sondern, daß es in unserer Zeit, wo so viele falsche Lutheraner sich auf Schrift und Bekenntnis berufen, nicht genüge, einfach zu sagen: „Ich bekenne mich zu Schrift und Bekenntnis“, sondern daß man, um klar zu sehen, wie jemand lehrt, verlangen müsse, daß er sage, wie er das Bekenntnis in diesem Stücke verstehe. Dies war in dem vorliegenden Falle um so nötiger, als das Kollegium sowohl in seiner eigenen Mitte als auch unter den Missionaren solche duldet, die nicht nach Schrift und Bekenntnis lehren.

Als ein Beispiel für die tendenziöse Verdrehung sogar der Worte, deren Näther so oft von ihnen beschuldigt wird, siehe S. 111, wo sie Näthers Wort „unmündig“ in „unwürdig“ umsetzen, was doch schwerlich nur ein Druckfehler ist.

Ebenso tritt das Tendenzöse der Darstellung hervor bei der Uebersetzung von κατακυριεύειν und καταξουσιάζειν S. 133 mit: „unterjochen“ und „vergewaltigen“, als ob damit nur das tyrannische Herrschen verboten wäre, während κατακυριεύειν ganz einfach: „Herr sein, herrschen“ und καταξουσιάζειν „seine Macht ausüben“ bedeutet und somit das Herrschen und Gewalt ausüben in der Kirche schlechthin verboten ist. (Ein arger Druckfehler ist S. 84, Z. 11 v. o. „unser Herzens“ statt „unser Heils“.)

Aber trotz dieser und ähnlicher Anmerkungen tritt es in den Akten klar hervor, daß Näther und Mohn wegen ihres Beharrens auf der rechten Lehre abgesetzt sind.

Die den Missionar Kempf betreffenden Akten sind — zu Ungunsten deselben — unvollständig. Es fehlen

1. die Namen der 7 Missionare, welche die Eingabe des Missionar Päsler (S. 29), die am 17. Januar 1893 in Leipzig eingegangen ist, mit unterzeichnet haben, nämlich Wannke, Brunotte, Matthei, Göttching, Meyner, Näther, Mohn. Wer Akten mittheilt, ist auch verpflichtet, die Unterschriften mitzuteilen. Es ist nie gleichgültig, wer eine Eingabe unterschreibt. Und hier war die Mitteilung der Namen doppelt wichtig, weil immer der Schein erweckt worden ist, als ob nur „jüngere“ Missionare für Missionar Kempf eingetreten seien. Die Missionsfreunde werden sich wundern zu hören, daß auch der im Missionsdienst ergraute Missionar Wannke für Kempfs Belassung im Amte eingetreten ist, und wohl noch mehr darüber, daß das Missionskollegium es wagt, diesen Wann als einen hinzustellen, welcher Kempf „den Freundschaftsdienst thue, ihm das auch zu glauben“, nämlich daß er dienstfähig sei, also als einen gutmütigen, charakter-, ja gewissenlosen Mann, der etwas als persönliche Ueberzeugung ausspricht, was er nur aus Freundschaft glaubt. Die S. 30 hinzugefügte Anmerkung macht diese Beschuldigung noch schlimmer.

2. das von den 6 Missionaren Matthei, Wannke, Meyner, Göttching, Mohn und Näther unterzeichnete Schreiben an den Direktor vom 4. April 1893, in welchem die Genannten nochmals für Kempf eintreten und um Aufschub der schon beschlossenen Pensionierung Kempfs bis zu der noch im Jahre 1893 zu erwartenden Heralankunft des Direktors nach Indien bitten. Dieses Schreiben wird allerdings S. 48 als die „von Herrn Missionar Matthei geschriebene Eingabe“ erwähnt, wobei dem ununterrichteten Leser verborgen bleibt, daß sie noch von 5 Missionaren, auch von Wannke unterzeichnet war, welcher demnach auch den dort angeordneten Verweis wegen des angeblich „unziemlichen Tones“ dieser Eingabe verdient hätte.

3. ein Nachtrag des Missionar Kempf zu dem Protokoll über die mit ihm am 29. März 1894 gepflogenen mündlichen Verhandlungen, datiert vom 25. April 1894. Zwar sucht man die Weglassung dieses Schreibens mit der Bemerkung zu rechtfertigen: „Die Veröffentlichung dieses Schreibens lehnen wir ab. Wir überlassen es dem Missionar

Kempf, falls er dieselbe für ratsam hält, sie in einem Blatte zu bewirken, dessen Tonart sich dafür eignet". Aber jeder billige Denkende wird sich sagen, daß dies eine Ungerechtigkeit ist. Ist es dem Missionar Weisenherz verstatet gewesen, Nachträge zum Protokoll zu liefern, so muß das Gleiche auch Kempf gestattet sein. Und wäre die „Tonart“ ungeeignet für die „vornehme“ Leipziger Mission, — nun so hätte ja damit am besten bewiesen werden können, daß Kempf in diese Mission nicht mehr paßt. Es wäre aber doch der Gerechtigkeit Genüge geschieden und dem Leser ein eigenes Urtheil ermöglicht. Die Veröffentlichung in einem Blatte genügt nicht; denn wer von den Lesern der „Aktenstücke“ liest denn diese Blätter, zumal die Missionsleitung dieselben gleich durch die häßliche Bemerkung von der „Tonart“ zu diskreditieren sucht.

Nach alledem müssen wir sagen, daß diese „Aktenstücke“ eine Parteilichkeit sind. Wenn trotzdem die eigentlichen Streitpunkte zwischen der Missionsleitung und den Missionaren aus denselben klar werden, so ist das ein starker Beweis für die gute Sache der Missionare.

Geradezu kindisch ist der Schluß der Anmerkung auf Seite 135: „Und dergleichen predigt man in Missouri auf der Kanzel.“ Soll denn eine Gemeinschaft, welche Missionare ausenden will, nicht — auch von der Kanzel — erfahren dürfen, wer diese Leute sind? Und konnte das gesagt werden ohne Bezugnahme auf des Direktor K. v. Schwarz Taktik? Bekommen nicht auch die Leipziger Missionsfestgäste allerlei Persönliches von der Kanzel zu hören, zu schweigen von dem, was von den Kanzeln der die Leipziger Mission stützenden Landeskirchen über Kaiser und König, Sedan u. dgl. gesagt wird!

Sehr kläglich fällt in der Anmerkung S. 130 die Verteidigung des Kollegiums gegen den Vorwurf der Unbarmherzigkeit aus. Welchen Grund hatte man denn zu der Annahme, daß die abgesetzten Missionare nicht in ernstliche Verlegenheit kommen würden? Und wenn sich diese Annahme wirklich bestätigt hätte (was nicht der Fall ist — denn es ist in der That eine sehr ernste Verlegenheit, Geld borgen zu müssen, ohne zu wissen, woher man es zurückzahlen kann), wäre damit die Unbarmherzigkeit wirklich entschuldigt? Dann könnten sich wohl auch der Pfarrer und Levit damit entschuldigen, daß ja der unter die Mörder Gefallene nicht in ernstliche Lebensgefahr gekommen sei. Uebrigens sei daran erinnert, daß kein landeskirchlicher Pastor, kein Kolonialbeamter, selbst wenn er sich eines Verbrechens schuldig macht, so summarisch abgesetzt und auf die Straße gesetzt werden darf, als wie es mit diesen Missionaren geschehen ist. Da giebt es doch Suspension und Berufungsinstanzen, und bis das alles erledigt ist, auch Gehalt! Daher die Verlegenheit, die für dieses Vorgehen nichtige Vorwände sucht.

Was für ein Geist aber die Herren vom Kirchenrat in Tranquebar bei der Behandlung der durch ihr Auftreten gegen die falsche Lehre mißliebigen gewordenen Missionare, besonders des Missionar Kempf, beherrscht zu haben scheint, zeigt die Beschuldigung der amtlichen Lüge und

ihre Begründung S. 51 ff. Ohne Herrn Missionar K. vorzugreifen und ohne damit über alles, was er geschrieben und gethan hat, ein zustimmendes Urtheil zu fällen, bevor wir auch ihn weiter gehört haben, müssen wir bemerken, daß auf diese Weise schließlich jeder der Lüge gezogen werden kann. Die Sache ist folgende: Ein Missionar soll, wenn er länger als 8 Tage seine Station verlassen will, dies vorher dem Kirchenrat anzeigen. Nun reiste Missionar K. am 11. August 1891 auf die Berge, um seine Familie zu holen. Da er dies in Zeit von 8 Tagen bewerkstelligen konnte, zeigte er das nicht an. Infolge eingetretenen Unwohlseins seiner Frau und Augenkrankheit der Kinder verzögerte sich seine Rückkehr bis zum 8. Sept. Deshalb zeigte er unterm 23. Sept. gelegentlich eines Schreibens an den Missionskirchenrat demselben an, daß er „etwas über 8 Tage“ weggeblieben sei, aber die beiden Sonntage gepredigt habe. Darin hat Missionar Weisenherz den Versuch einer Täuschung des Kirchenrats erblickt, indem er annimmt, das „etwas über 8 Tage“ solle heißen „nicht viel mehr als 8 Tage“. Das kann es aber gar nicht heißen, da gleich nachher von den zwei Sonntagen geredet wird, an welchen er gepredigt habe. Freilich findet dann Missionar Weisenherz auch, daß er ja drei Sonntage weggeblieben sei, also eine neue „Lüge“ vorliege. Aber auch diese zerfällt für den Unbefangenen in nichts. Denn es ist ja klar, daß, wenn ein Missionar 8 Tage ohne Anzeige wegbleiben darf, Missionar K. auch über den einen Sonntag seiner Abwesenheit keine Rechenschaft schuldig war. Wer dies beachtet, wird in dem Briefe Missionar K.'s vom 23. Sept. 1891 keinen Versuch der Täuschung, sondern eine zwar ungenaue, aber völlig harmlose Mitteilung über sein längeres Wegbleiben sehen und sich darüber empören, daß mit solcher Wortklauberei einem ehrlichen Manne sein guter Name öffentlich genommen wird. Bei einer solchen Handhabung des „Kirchenregiments“ darf man sich nicht wundern, daß diese Missionare anfangen zu fragen, ob denn wirklich diese Kirchenbehörde göttlichen Rechts sei. Zugleich aber wollen wir bezeugen, daß 1875 zwar dieselbe Ordnung in der Mission bestand, aber, in brüderlicher Weise gehandhabt, niemand beschwerte. Dies zur Antwort auf Anmerkung 1 der S. 135. W.

Quittung.

Für arme Studenten aus der Chemnitzer Gemeinde erhalten: Kindtaufscollekte bei Herrn Krugfeld M 5; vom Gesangsverein M 7; vom Frauenverein M 30; Epiphaniastollekte M 74.60; aus der Missionsbüchse von Sch. M 3; desgl. von L-r. M 3; desgl. von L-e. M 2.50; Gutscollekte in der Gemeindeversammlung M 18.40. — Besonders für Student Berthold: Von N. N. M 60. — Für Student Friedrich: Kindtaufscollekte bei Herrn Degner M 5. — Für Student Strauch: Von der Familie Weise M 5; aus der Missionsbüchse von St. M 3.50. (Summa M 217.) — Herzlichen Dank und Gottes Segen den freundlichen Gebern. — Chemnitz, Januar 1895. P. Kern, P.

Parochialberichte für das Jahr 1894.

| Gemeinde. | Ortschaften. | Predigtstühle. | Pastor. | Seelenzahl. | Kommunionfähige. | Einnahmeberechtigte. | Schulkinder. | Taufte. | Konfirmierte. | Kommunikanten. | | | Getraute. | Begrabene. | Bemerkungen. |
|--------------------------------|--------------|----------------|------------------------------------|-------------|------------------|----------------------|--------------|---------|---------------|---------------------|------------------|-----------|-----------|------------|--|
| | | | | | | | | | | Allgemeine Beichte. | Private Beichte. | Zusammen. | | | |
| Steeden | 14 | 3 | R. Eikmeier | 418 | 290 | 112 | 63 | 10 | 12 | 1157 | 22 | 1179 | 5 | 7 | |
| Dresden | 21 | 3 | F. Hanewinkel | 271 | 177 | 57 | 32 | 8 | 1 | 437 | 223 | 660 | — | 2 | |
| Planitz | 23 | 5 | O. Willkomm | 740 | 456 | 161 | 132* | 29 | 14 | 1778 | 62 | 1840 | 8 | 15 | * davon 9 auswärts im Katechismusexamen. |
| Chemnitz | 21 | — | P. Kern | 544 | 380 | 129 | 69* | 25 | 14 | 1613 | 29 | 1642 | 5 | 18 | * im Katechismusunterricht. |
| Allendorf a/L. | 12 | 2 | H. Stallmann | 212 | 147 | 50 | 22 | 11 | 3 | — | — | 523 | 1 | 1 | |
| Grimmischau | 9 | 1 | W. Hagen | 119 | 76 | 29 | 23* | 6 | 2 | 333 | — | 333 | — | 5 | * davon 5 auswärts. |
| Frankenberg | 9 | 1* | R. Schneider zuletzt J. Neldner | 77 | 63 | 25 | 8 | 1 | 2 | 112 | 14 | 126 | — | 3 | * Wittweida. |
| Allendorf a/U. | 4 | — | R. Hempfing | 105 | 64 | 28 | 16 | 3 | — | 134 | 197 | 331 | — | 4 | |
| Wiesbaden | 3 | 1 | vakant | 52 | 34 | 10 | 10 | — | 3 | — | — | 68 | — | — | |
| Hannover | 13 | 6 | C. Walter | 96 | 67 | 25 | 9 | 2 | 1 | 186 | 67 | 253 | 1 | 2 | |
| Grün | 9 | 2 | E. Lent | 123 | 80 | 22 | 30 | 2 | 2 | 154 | 150 | 304 | 1 | 2 | |
| Rolberg, Zorben und Bewegow | 9 | 4 | W. Hübener | 125 | 78 | 29 | 7 | 9 | 3 | 252 | 7 | 259 | 1 | 1 | |
| Groß-Rüdde | 5 | — | L. Hensel | 22 | 21 | 4 | — | — | — | 110 | — | 110 | 1 | — | |

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

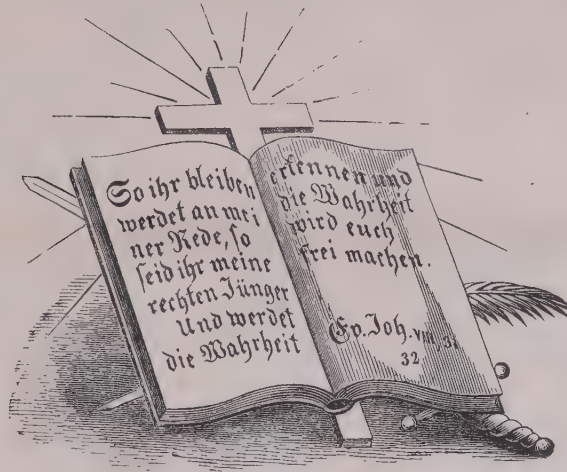
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die l. Postämter: 3 M. exclus. Porto bzw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 20. Nr. 5.

Bückeburg in Sachsen.

24. Februar 1895.

Zur Passionszeit.

Matth. 16, 21—23: „Von der Zeit an fing Jesus an, und zeigte seinen Jüngern, wie er müßte hin gen Jerusalem gehen und viel leiden von den Ältesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten, und getötet werden, und am dritten Tage auferstehen.“

Und Petrus nahm ihn zu sich, fuhr ihn an und sprach: Herr, schone deiner selbst, das widerfähre dir nur nicht.

Aber er wandte sich um und sprach zu Petrus: Hebe dich, Satan, von mir, du bist mir ärgerlich; denn du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist.“

Eben erst hatte Petrus auf die Frage des Herrn: „Wer saget denn ihr, daß ich sei?“ anstatt aller Jünger, der damaligen wie aller nachfolgenden, in Glaubensfreudigkeit und Zuversicht bekannt: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn.“ Und solch sein Bekenntnis hatte ihm den Namen „Petrus“, d. i. Felsenmann (und in diesem Sinne Kephas, d. i. Fels) eingetragen. Und Jesus hatte hinzugefügt: „Auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“ Ja, Jesus Christus, des lebendigen Gottes Sohn, Er ist, und Er allein, der Fels der Kirche, wie Er, Gott Selbst, schon im Alten Testamente, in den Psalmen und Propheten, hin und her vielfach genannt wird. Und wer das erkennt und bekennt, der steht auf dem Felsen und ist ein Felsenmann. Dem gilt auch des Herrn Wort: „Selig bist du, . . . , denn Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbart, sondern mein Vater im Himmel.“

Soeben haben wir nach dem Laufe des Kirchenjahres den Weihnachts- und Epiphaniaskreis verlassen und mit Petrus und der ganzen Christenheit erkannt und bekannt: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn.“ Darum und insoweit dies wirklich der Fall ist, sind wir auch wie Petrus und haben die Gewalt erlangt, die Petrus hatte: „Und ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben. Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein; und

alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein.“ Der Glaube und das Bekenntnis Petri ist noch nicht verstummt, seine Gewalt ist noch nicht erloschen, die Pforten der Hölle haben die Gemeinde nicht überwältigt und werden sie nicht überwältigen, denn sie sollen sie nicht überwältigen.

Petrus selbst ist nicht der Fels. Er ist „Fleisch und Blut“, er ist „Jonas Sohn“. Das sollte er nur zu bald gewahr werden. Als Jesus anfang, von seinem Leiden und Sterben zu sagen, da geriet er außer sich, nahm ihn beiseite, fuhr ihn an und sprach: „Herr, schone deiner selbst, das widerfähre dir nur nicht.“ Das hat ihm einen anderen Namen eingetragen, als der war, welchen er soeben erst bekommen hatte. „Hebe dich, Satan, von mir, du bist mir ärgerlich; denn du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist.“ Jenes Bekenntnis war göttlich, diese Verleugnung aber menschlich, ja teuflisch.

Wir sind auch nicht der Fels, wir mögen so klug oder fromm sein, wie wir wollen. Wir sind „Fleisch und Blut“, dieses oder jenes Menschen Söhne und Töchter. Wir werden's nur zu bald gewahr werden. Weihnachten und Epiphania konnten wir feiern. Können wir auch die Passion des Herrn verstehen und begehen? Denken und meinen wir auch da, was göttlich ist, oder was menschlich ist? Ach, daß wir doch jene Geschichte uns zur Warnung dienen lassen wollten und uns nicht auch müßten „Satan“ schelten lassen!

Wir wissen wohl, was der Satan im Sinn hat. Das möchte er am Ende noch wohl zulassen, daß wir die Gottheit Christi und seine Herrlichkeit bekennen, so viel er sonst auch in der Welt und falschen Kirche rauf und tobt, daß sie nicht mehr gelten solle. Wie aber, wenn nun Christus leidet und stirbt, und wir mit ihm, wie dann? Wo bleibt da jener Glaubensmut und Freudigkeit, damit wir uns soeben noch zu seiner Gottheit bekannt haben?

Daß Christus „vom Himmel“ kommen solle, das haben auch die Ältesten und Hohenpriester und Schriftgelehrten auf ihre Weise wohl erkannt. Aber daß dieser Jesus es sei, dieser Zimmermannssohn, dieser Mann, der „keine Gestalt noch Schöne“ hatte (Jes. 53), das wollte ihnen nicht gefallen. Denn „seine Gestalt war häßlicher, denn anderer Leute, und sein Ansehen, denn der Menschen Kinder.“ „Er war der allerverachtetste und unwerteste, voller Schmerzen und Krankheit. Er war so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg.“ Darum haben sich „viele“ über ihn geärgert. Ja, „darum haben wir“, so schreibt Jesaias, „ihn nichts geachtet“. Ja, „wir“, auch wir, mit Petrus, der ihn verleugnete, bei seiner ersten Ankündigung seines Leidens, und hernach mehr als einmal.

Wie sind auch wir so „menschlich“, ja so teuflisch, daß wir wohl verdienen, „Satan“ gescholten zu werden. Wir kennen nun die ganze Geschichte von dem Leiden unseres Heilandes, und, weil wir auch die Geschichte seiner Erhöhung kennen, so leugnen wir sie nicht. Nein, nicht mit Worten, aber wir verleugnen sie mit der That und haben sie oft verleugnet. Einen Heiland wollten wir auch haben, aber einen großen, schönen, mächtigen, herrlichen, einen Wunderrthäter, einen Mann, der auf die Welt Eindruck machen und bei der Welt Ansehen haben soll. Und eine „Kirche“ wollten wir haben, die was vorstellen, sein und gelten könnte. Denn unter ihm, in und mit seiner Kirche wollten wir selbst etwas sein und gelten, wie auch Petrus und mit ihm die anderen Jünger, die sich, gerade noch auf seinem letzten Leidenswege, unter einander stritten, wer der „Größeste“ sein sollte. Nein, meine Brüder, nicht also. Das alles ist „menschlich“ und nicht göttlich.

„Herr, schone deiner selbst“, sprach Petrus, „das widerfahre dir nur nicht.“ Der Teufel mußte ihm einzureden, daß solcher sein Wunsch aus der Liebe zu Jesu komme. So weiß er uns einzureden, daß der Wunsch, bloß einen herrlichen Heiland und eine herrliche Kirche zu haben, aus der Liebe zu ihm und seiner Kirche stamme. Doch er betrügt uns. Es ist nicht wahr. Wir mußten einen leidenden Heiland haben, wollten wir überhaupt einen haben, und die Kirche muß eine leidende sein, wenn sie überhaupt sein und bleiben soll.

Einen leidenden Heiland mußten wir haben, wollten wir überhaupt einen haben. Denn also stand es in der Schrift geweisagt. Und die Schrift kann nicht gebrochen, die Schrift mußte erfüllt werden. Schon in der allerersten Weissagung, im Paradiese, war es ausgesprochen: „Und du wirst ihn in die Fersse stechen“. So hatte es Gott in seinem ewigen Räte vor Grundlegung der Welt, da er den kläglichen Sündenfall der Menschen vorausgesehen hatte, in seiner Weisheit und erbarmungsvollen Liebe beschlossen. Also „mußte“ Christus solches leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen (Luk. 24, 26). Er mußte es, nicht zwar um seinetwillen. Denn nicht um seinetwillen mußte er Mensch werden, nicht um seinetwillen mußte er dieses oder jenes, nicht um seinetwillen mußte er leiden und sterben; um seinetwillen „mußte“ er nichts — es sei denn allein darum, daß Er es einmal gewollt und gesagt hatte. Aber eben dieses mußte er nicht. Nachdem er es aber Selbst in Gemeinschaft mit dem Vater im Heiligen Geiste gewollt und beschlossen, gesagt und verkündigt hatte, mußte er es nun, um unfertwillen. Denn wie wäre uns sonst geholfen? Wie hätten wir selig werden können? Und darum, weil ihn unser Elend jammerte und seine Liebe uns nicht umkommen lassen wollte, hat er den Weg des Leidens für uns betreten. Und nicht anders dürfen wir es verstehen, wenn es heißt: „Darum bricht mir mein Herz gegen ihn, daß ich mich sein erbarmen muß“ (Jer. 31, 20). Das ist das un-

begreifliche „Muß“ der unergründlichen freien Gnade, und das ist „göttlich“, nicht „menschlich“.

Petrus und die anderen Jünger verstanden es damals noch nicht. Und hätten nicht eben sie es hernach uns bezeugt, so verstünden wir es auch noch nicht. Sie verstanden nicht nur die Schrift nicht, sie erkannten auch noch nicht die Sünde und ihre Schuld, den Zorn Gottes und die verdiente Strafe. Sie dachten wohl, der Messias (denn einen solchen wollten sie ja haben) und sein Reich (denn darauf warteten sie ja) könne wohl ohne Leiden und Sterben kommen. Darin irrten sie sich sehr. Die Sünde der Welt, unsere Sünde war zu groß, der Zorn Gottes zu heftig, die göttliche Heiligkeit und Strafgerechtigkeit unerbittlich. „Ohne Blutvergießen geschieht keine Vergebung.“ Das hätten sie ja an den Tausenden von Opfern sehen können und sollen, die unaufhörlich geschlachtet wurden. Doch konnte der Böcke und der Kälber Blut keine Sünde wegnehmen. Zu äußerlicher Reinigkeit mochte es dienen und als Vorbild sollte es gelten. Gottes Zorn versöhnen konnte nur der Tod der Menschheit, die gesündigt hatte, und zwar der ewige Tod. Das leugnen, ist nicht göttlich, sondern menschlich.

Die Menschheit sollte sterben, und die Menschheit ist gestorben. Die Menschheit ist gestorben? Ja, sie ist gestorben in Ihm, dem zweiten Adam, dem Anfänger einer neuen Menschheit. „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.“ Ja, der Welt Sünde. Alle Sünde, die je geschehen ist, alle Arten von Sünden, die nur genannt und gedacht werden können. Die Schuld der Sünde hat er auf sich genommen, alle Schuld, die Strafe der Sünde hat er getragen, alle Strafe, den Zorn Gottes hat er geschmeckt, den ganzen Zorn. In Ihm, dem Stellvertreter der Menschheit, hat die Menschheit gelitten, ist die Menschheit gestorben, die Menschheit gestraft. So ist Gott versöhnt, mit der ganzen Welt wahrhaftig versöhnt. Das leugnen, ist nicht göttlich, sondern menschlich, ja teuflisch.

So wollen wir denn also das Leiden und Sterben unseres Heilandes betrachten, daß wir an demselben erstlich unsere Sünde und den Zorn Gottes erkennen. Ja, so groß war unsere Sünde und so schwer der Zorn Gottes, daß ein solches Opfer nötig war zu unserer Erlösung.

Und so wollen wir das Leiden und Sterben unseres Heilandes betrachten, daß wir des Vaters Liebe erkennen, der seines eingeborenen Sohnes nicht verschonet hat, sondern ihn für uns alle dahingegeben, des Sohnes Liebe, der ein solches Opfer für uns gebracht hat, des Heiligen Geistes Liebe, in welchem er es vollbracht hat und durch den er es uns verkündigt und zueignet. Solches alles leugnen, ist nicht göttlich, sondern menschlich, ja teuflisch.

Ja, einen leidenden Heiland mußten wir haben, wollten wir überhaupt einen haben. So muß auch die Kirche eine leidende sein, wenn sie überhaupt sein und bleiben soll. Nicht, daß des Heilands Leiden und Sterben nicht genügend gewesen wäre, Gott zu versöhnen. Es ist eine Lästerung des teuren Verdienstes Christi, demselben noch etwas hinzufügen zu wollen. Wer das noch will, thun zu können, nötig zu haben meint, der hat keinen Teil an ihm. Uns bleibt nichts übrig, als nur im Glauben anzunehmen, was er für uns und an unserer Statt gethan hat, darauf uns zu berufen, seiner uns zu getrösten. „So sind wir gerecht vor Gott und ewig selig.“

Daß aber der Apostel Paulus einmal schreibt: „Nun freue ich mich in meinem Leiden, das ich für euch leide, und erstatte an meinem Fleisch, was noch mangelt an den Trübsalen in Christo, für seinen Leib, welcher ist die Gemeine“ (Kol. 1, 24), hat nicht die Meinung, als sei Christi Leiden

und Sterben nicht genugiam ohne seiner Jünger Leiden, das erst noch dazu kommen müsse. So etwas sollte man dem Apostel nicht zutrauen, der, wie Einer, das einige, stellvertretende Opfer Christi für die Sünde der ganzen Welt verkündigt hat, nach dem Geist, durch Den er es gethan hat. Nein, es heißt nur so viel, daß, wie Christus für uns gelitten hat, so auch wir, seine Jünger, seine Kirche, als sein Leib im Leiden ihm nachfolgen müssen. An den Trübsalen Christi für uns, zu unserer Versöhnung und Erlösung, mangelt nichts mehr. Aber an den Trübsalen seiner Kirche, seines geistlichen Leibes, fehlt noch viel. Die müssen auch noch gelitten, „erstattet“ werden. Nicht als Strafe — die hat Jesus getragen —, sondern zur Nachfolge auf dem Wege, den er uns vorangegangen ist, zur Prüfung und Läuterung, zur Bichtung, d. i. Erziehung, und — zur Ehre.

Hier auf dieser Erde, auf der Jesus, unser Haupt, für uns gelitten hat und gestorben ist, eine Kirche in Herrlichkeit sein und suchen wollen, ist nicht göttlich, sondern menschlich. Wir müssen und wollen ihm unser Kreuz nachtragen. Es ist, weil seines Leibes Kreuz, sein eigenes Kreuz, das er in uns, mit uns leidet. So können wir es leiden, denn er hilft es tragen und weiß aus der Last eine Lust zu machen, indem er uns durch die Kraft seines für uns erduldeten Leidens und durch den Geist, welchen er uns erworben und gesandt hat, dazu stärkt, indem er uns voll Glaubens macht, daß wir, in ihm gestorben, der Sünde gestorben, und in ihm auferstanden, vor Gott gerecht und selig gemacht sind, und voll Hoffnung, daß wir, mit ihm sterbend und auferstehend, der Herrlichkeit entgegengehen, die er uns bereitet hat und in die er uns vorangegangen ist. Gott schenke uns allen in Gnaden eine gesegnete Passionszeit, in diesen Wochen nicht nur, sondern durch unser ganzes Leben, bis einmal alles Leiden ein Ende hat und Leben und unvergängliches Wesen unser Erbteil sein wird.

H—r.

Philadelphia.

Gesellschaft für evangelische Gemeinschaftspflege.

Unter diesem Namen besteht seit etwa fünf Jahren eine Gesellschaft, welche sich die Aufgabe gestellt hat, bei dem herrschenden toten Wesen der Landeskirchen geistliches Leben in den Gemeinden zu schaffen. Sie macht bedeutende Fortschritte und hat sich bereits über einen großen Teil Deutschlands ausgebreitet. Sie veranstaltet an den einzelnen Orten wöchentliche Versammlungen mit Gesang, Gebet und Besprechung eines biblischen Abschnittes, in welchen meistens nur Laien reden. Auch hält sie alljährlich in Städten wie Berlin, Hamburg, Dresden, Nürnberg, Frankfurt a. M., Wiesbaden, Kassel u. s. w. größere Zusammenkünfte ab, die ein bis zwei Tage dauern und der Ausbreitung ihrer Sache in weiteren Kreisen dienen. Als ihr Gründer ist ein gewisser Baron Jasper von Dörben in Hamburg (gest. am 14. Nov. 1893) anzusehen, der sich rühmte, dadurch befehrt worden zu sein, daß ihm Christus eines Nachts selbst persönlich erschienen sei. An ihrer Spitze steht ein „Deutsches Komitee für evangelische Gemeinschaftspflege“, zu dem mehrere Pastoren und zwei Berliner Grafen gehören. Sie besitzt als Organ eine Zeitschrift „Philadelphia“, die monatlich in etwa 5000 Exemplaren erscheint und von ihrem Schriftführer, dem Institutslehrer Chr. Dietrich in Stuttgart, herausgegeben wird. Ueber ihre Zwecke spricht sich das Organ selbst folgendermaßen aus:

„Philadelphia heißt Bruderliebe.

Philadelphia ist der Name einer der sieben Gemeinden, an welche der Herr durch seinen Knecht Johannes je ein Sendschreiben richtete. Offenb. Joh. 3, 7—13.

Dem Engel der Gemeinde zu Philadelphia wird nachgerühmt, er habe, obgleich seine Kraft klein sei, des Herrn Wort behalten und Seinen Namen nicht verleugnet.

Unser Philadelphia ist eine Zeitschrift für evangelische Gemeinschaftspflege.

Unser Philadelphia trägt diesen Namen, weil es dazu mitwirken möchte, daß die Gemeinde Jesu in unseren Tagen dem Vorbilde des Engels der Gemeinde zu Philadelphia nachkomme.

Unser Philadelphia will also dazu mithelfen, daß die christliche Bruderliebe gepflegt, daß des Herrn Wort behalten und daß Sein Name vor den Menschen bekannt werde.

Unser Philadelphia dient nicht einer besonderen Gemeinschaft, sondern möchte die verschiedenen christlichen Gemeinschaftskreise in den deutschen evangelischen Landes- und Bekenntniskirchen einander näher bringen und den zahlreichen vereinsamten Jüngern Jesu Gelegenheit zum gleichwärtlichen Anschluß verschaffen.“

Ist nun diese Gesellschaft von Gott oder nicht?

Ohne Zweifel müssen wir sagen, daß der Zweck an und für sich ein sehr löblicher ist: mithelfen, daß die christliche Bruderliebe gepflegt, des Herrn Wort behalten und Sein Name vor den Menschen bekannt werde. Aber erfüllt die Gesellschaft auch wirklich diesen Zweck? Nein, sie thut das Gegenteil. Sie hindert die christliche Bruderliebe, sie verwirft Gottes Wort und verleugnet Christi Namen.

Sie sagt nämlich, sie wolle nicht einer besonderen Gemeinschaft dienen, sondern wolle die verschiedenen christlichen Gemeinschaftskreise in den deutschen evangelischen Landes- und Bekenntniskirchen einander näher bringen. In diesen Landeskirchen giebt es nun drei Gemeinschaftskreise: die lutherische, die reformierte und die unierte Gemeinschaft; aber nur eine von ihnen steht auf Gottes Wort, nämlich die lutherische; dagegen ist die reformierte von Gottes Wort abgefallen, ebenso die unierte. Die Reformierten lehren bekanntlich, daß die beiden Naturen in Christo nicht vereinigt seien, daß die Taufe uns nicht selig mache, daß das Brot und Wein im Abendmahl nicht der wahre Leib und wahre Blut Christi sei; ja die Calvinisten lehren, Gott habe von Ewigkeit eine große Anzahl Menschen zur Verdammnis bestimmt. Das ist alles wider Gottes Wort. Ebenso lehren die Unierten, daß wenn man nur in etlichen Stücken des göttlichen Wortes einig sei, so sei es gleichgültig, ob man in anderen Stücken verschiedene Meinung habe. Das ist auch wider Gottes Wort; denn dieses lehrt Gal. 1, 9: „So jemand euch Evangelium predigt anders, denn das ihr empfangen habt, der sei verflucht.“ Nun will „Philadelphia“ nicht einer besonderen Gemeinschaft dienen, also nicht der lutherischen, die doch allein beim Worte Gottes bleibt; nein, die Gesellschaft will die verschiedenen christlichen Gemeinschaftskreise einander näher bringen; sagt also: wenn ihr Lutheraner, Reformierte und Unierte auch verschiedene Lehre führt, so schadet das nichts, wir wollen Christen, Brüder sein, wir wollen eine Gemeinschaft in Christo bilden. Das ist aber wider Gottes Wort, welches lehrt, daß in der Kirche Gottes nur Ein Glaube herrschen soll (Eph. 4, 5). Zumal die Lutheraner, welche dies glauben, verführt sie zum Abfall, indem sie diesen sagt: auf Gottes Wort kommt es weiter nicht an, wir bilden trotzdem eine brüderliche Gemeinschaft. Damit erklärt sie die Irrlehre mit der rechten Lehre für gleichberechtigt, behält also nicht Gottes Wort, sondern verwirft es. Sie treibt besonders den Chiliasmus, der wider Gottes Wort ist, welches lehrt, daß Christi Reich ein geistliches, kein irdisches, und ein Kreuzesreich, nicht ein Reich der Herrlichkeit hier auf Erden ist. Auf diese Weise bekennet Philadelphia des Herrn Namen nicht, sondern verleugnet ihn, denn wir kennen keinen anderen Christus als den Christus der Schrift, der sich selbst das A und das D nennt, und der da spricht: „Suchet in der Schrift, denn ihr meint, ihr habet das ewige Leben darin, und sie ist es, die von mir zeuget“ (Joh. 5, 39). Damit zerstört sie die christliche

Bruderliebe. Denn Christus spricht wohl: „Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt“ (Joh. 13, 34); aber er spricht auch: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede“, so seid ihr meine rechten Jünger; und werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen“ (Joh. 8, 31. 32). Sie hilft also nicht, wie sie vorgiebt, daß die Gemeinde Jesu in unseren Tagen dem Vorbilde des Engels der Gemeinde zu Philadelphia nachkomme, sondern, daß sie sich immer mehr von demselben entferne.

Das thut diese Gesellschaft aber noch aus einem zweiten Grunde. Sie will, wie sie sagt, den zahlreichen vereinsamten Jüngern Jesu Gelegenheit zu geschwisterlichem Anschluß verschaffen. Allein worin besteht denn der rechte geschwisterliche Zusammenschluß der Kinder Gottes? Offenbar darin, daß sie eine Kirche bilden. Die Kirche ist das Reich Gottes auf Erden, das sind die Brüder und Schwestern in Christo, die durch einen Glauben mit einander verbunden sind als Glieder eines Leibes, dessen Haupt Christus ist. Und da ist die Kirche, wo Gottes Wort lauter und rein gelehrt und die Sakramente der Einsetzung Christi gemäß verwaltet werden. (Vergl. Art. VII der Augsb. Konf.) Will also Philadelphia ihren Zweck erreichen, so muß sie auf Wiederherstellung der allgemein dahingefallenen reinen Lehre des göttlichen Wortes dringen. Selbstverständlich ist dies unter den heutigen zerrütteten Verhältnissen der landeskirchlichen Gemeinden ganz unmöglich. Diejenigen also, welche wirklich als Brüder und Schwestern in Christo Gemeinschaft pflegen wollen, haben sich von ihren falschgläubigen Gemeinden zu separieren und eigene rechtgläubige Gemeinden zu bilden, in welchen alle Glieder durch einen Glauben mit einander als rechte Kinder Gottes verbunden sind. Das ist der einzige richtige Weg, auf welchem Philadelphia ihren Zweck erreichen kann. Aber was thut sie statt dessen? Sie läßt das ungöttliche Wesen der landeskirchlichen Gemeinden ruhig bestehen und will, daß sich die wahren Christen innerhalb derselben zu Konventikeln zusammenschließen sollen. Sie richtet Kirchlein innerhalb der Kirche auf. Ihre Leute feiern sogar unter einander das heilige Abendmahl, nehmen es aber auch noch in der landeskirchlichen Gemeinde. Damit verwirren sie die Kirche und die Gewissen.

Aber das thut sie auch noch aus einem dritten Grunde. Christus sagt das, was er der Gemeinde zu Philadelphia zuruft, dieser nicht unmittelbar, sondern dem „Engel“ derselben, d. h. ihrem Bischof oder Pastor. Durch diesen redet er zu ihr. Er hätte sich auch unmittelbar an sie wenden können, wie auch Paulus seine Briefe unmittelbar an die Gemeinden richtet. Aber er thut dies offenbar aus einem besonderen Grunde. Wir sollen nämlich daraus lernen, der Prediger ist der Mann, durch den Gott zu den Gemeinden redet, da er ihm die öffentliche Verkündigung seines Wortes anvertraut hat. Das verwirft die Philadelphia-Gesellschaft. In deren Versammlungen reden meistens und vorwiegend nur Laien. Ein Laie legt einen Abschnitt der heiligen Schrift aus, andere Laien sprechen über das Gehörte weiter. Das ist wider Gottes Wort. Wohl wissen wir, daß ein jeder Christ kraft seines geistlichen Priesterthumes in gewissem Sinne ein Prediger ist. Wir sollen als geistliche Priester verkündigen die Tugenden des, der uns berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht (1 Petr. 2, 9). Wenn ein Christ seinen Glauben bekennt, so predigt er. Aber es ist ein Unterschied zwischen öffentlicher und privater Verkündigung des göttlichen Wortes. Die öffentliche Verkündigung hat der Herr nicht allen Christen aufgetragen, sondern nur etlichen bestimmten Personen unter ihnen. Er hat nämlich neben dem allgemeinen Priesterthum aller Christen noch das Pfarramt als ein besonderes Amt eingesetzt. Bestimmten Personen rief der Herr zu: „Pre-

diget das Evangelium aller Creatur, lehret alle Völker.“ Er hat Etliche nur zu Hirten und Lehrern gesetzt (Ephes. 4, 11). Paulus fragt daher 1 Kor. 12, 29 (die Frage offenbar verneinend): „Sind sie Alle Lehrer?“ Ja, Jakobus warnt gar ernstlich vor dem unberufenen Lehren der Laien, indem er Jak. 3, 1 spricht: „Liebe Brüder, unterwinde dich nicht jedermann Lehrer zu sein; und wisset, daß wir desto mehr Urtheil empfangen werden.“ (Das Kapitel trägt die Ueberschrift: Vom Gebrauch und Mißbrauch der Zunge.) Paulus befiehlt dem Titus 1, 5, die Städte hin und her mit Ältesten zu besetzen, die er B. 7 Bischöfe nennt. Christus hat auf Erden ein Reich gebaut, er hat eine Gemeinde gegründet. Wo darum an einem Orte sich Christen befinden, die sollen sich zu einer Gemeinde zusammenthun. Er hat einer jeden Gemeinde das Amt der Schlüssel und damit die Vollmacht gegeben, in Seinem Namen alle Güter des Himmelreiches auszu-theilen. Weil er aber diese Güter in das Wort Gottes gelegt hat, darum soll eine Gemeinde dafür Sorge tragen, daß das Wort in ihr im Schwange gehe. Nun soll sich die Gemeinde jemanden berufen, der in ihrem Namen dies Wort predige, und somit das Pfarramt aufrichten, das der Herr gestiftet hat. Ihn soll die Gemeinde als einen Diener des Herrn in den Weinberg des Herrn senden, und andere sollen nicht predigen. Paulus fragt ausdrücklich Röm. 10, 15: „Wie sollen sie predigen, so sie nicht gesandt werden?“ Nun werden aber in den Versammlungen der Philadelphia öffentliche Vorträge und Besprechungen gehalten. Die christliche Ortsgemeinde hat diejenigen, die da sprechen, nicht zu ihren Predigern gemacht. Also haben diese auch keinen Beruf. Der von Gott der Gemeinde verordnete Prediger ist der Pastor. Jene Redner greifen also in dessen Amt und verfallen damit dem Urtheile des Spruches: „Niemand aber unter euch leide als ein Mörder, oder Dieb, oder Uebelthäter, oder der in ein fremdes Amt greift“ (1 Petr. 4, 15). Die also in ein fremdes Amt greifen, werden den Dieben und Mördern gleichgestellt. Die in solchen Versammlungen reden, begehen daher eine schwere Sünde; und die solche Leute hören, machen sich fremder Sünde theilhaftig. Sie verachten das von Christo eingesetzte Predigt- oder Pfarramt. Ihnen gilt somit das Wort, das der Herr Amos 5, 21 sagt: „Ich mag nicht riechen in eure Versammlung.“

Fragen wir also zum Schluß: Ist diese Philadelphia-Gesellschaft von Gott? so müssen wir antworten: Nein. Sie hat mit dem Philadelphia der Offenbarung nichts gemein. Wohl hat sie einen gleißenden heiligen Schein. Sie will die Gläubigen in den einzelnen Ortsgemeinden einander näher bringen, daß diese sich kennen lernen, christliche Gemeinschaft pflegen und sich gegenseitig in Gottes Wort erbauen, ihren Glauben stärken, ihre Erkenntnis fördern. Dies mag vielen um so willkommener erscheinen, als es ja allerdings in den landeskirchlichen Gemeinden gar sehr vernachlässigt wird. Aber die Gesellschaft stärkt nicht den Glauben, sondern schwächt, hindert und zerstört ihn damit, daß sie allerhand grobe Irrlehren führt. Der Geist der Gesellschaft ist nicht der lutherische, sondern der der Reformierten. Sie empfiehlt ganz besonders die Baseler Mission („Philadelphia“ = Zeitschrift Dezemberheft 1893, Seite 187). Sie rühmt mit be-rebten Worten den Glauben und die Liebe eines kürzlich verstorbenen Komitee-Mitgliedes, welcher der reformierten Kirche angehörte, „für deren reines Bekenntnis derselbe mit Eifer und feuriger Liebe eintrat“ (Phil. 1894, Februarheft S. 25). Sie stellt die Heiligung weit über die Rechtfertigung und sagt, erst der komme ganz zu Jesu, der ein vollkommenes Christentum führe (Februarheft 1894, S. 20). Von der seligmachenden Kraft der Gnadenmittel weiß sie nichts. Sie leugnet geradezu die wieder-gebärende Kraft der Taufe (Juniheft 1894, S. 87). Ueberhaupt

neigt sie sehr zu Schwarmgeisterei. Von dem Baron von Derksen sagt sie, daß er zwar im Glauben, aber noch in keinem persönlichen Verhältnis mit Gott gestanden habe (Dezemberheft 1893, S. 177). Diesen reformierten Geist bringt nun die Gesellschaft auch in die Länder, die lutherisch sein wollen, wie Sachsen, Bayern, Württemberg, und zerstört dort, so viel an ihr ist, noch die letzten Reste des Luthertums. Daneben will sie keiner besonderen Gemeinschaft dienen, sondern die verschiedenen christlichen Gemeinschaftskreise einander näher bringen, also offenbare Union treiben, wie ja auch eine gute Anzahl der Komitee-Mitglieder der Union angehören. Sie mehrt dadurch nur die schon allgemein herrschende Gleichgültigkeit gegen falsche Lehre und warnt gerne dazu vor Streit um die Lehre, wo er doch nötig wird. „Wenn ein Bruder mit dem, was ein anderer gesagt hat, nicht einverstanden ist, so soll er nicht in der Versammlung widersprechen“ (Dezemberheft 1893, S. 184). Diese Einschleppung der jetzt überall eindringenden Union aber ist um so gefährlicher, als die Gesellschaft gerade den Anspruch auf wahres Christentum macht, da sie nur Gläubige, Erweckte, Bekehrte unter sich haben will. Ihre Glieder nennen sich Bruder und Schwester; ihre größeren Zusammenkünfte heißen Brüder-Konferenzen. Sie feiern unter sich sogar das heilige Abendmahl. Sie sieht sich also als eine besondere Gemeinde Jesu Christi an, denn nur der Gemeinde hat der Herr das heilige Abendmahl gegeben. Da nun an den Orten, wo die Philadelphia ihr Wesen treibt, bereits Christengemeinden sind, richtet sie neben diesen Kotten und Sekten an, die kein Erbsitzrecht haben. Da endlich ihre Glieder öffentlich lehren, also sich einer Sache unterwinden, welche Gottes Wort ausdrücklich verbietet, so pflegt sie damit nur den geistlichen Hochmut. Eine solche Gemeinschaft ist nicht von Gott. Wohl sind die Schäden in den deutschen sogenannten evangelischen Landeskirchen überaus groß; aber auf dem Wege, den jene Gesellschaft eingeschlagen hat, werden sie nicht verringert, sondern nur noch vergrößert. Soll hier Abhilfe geschehen, die allerdings hoch vonnöten ist, so giebt es keinen andern Weg, als daß die Christen der Landeskirche aus Gottes Wort und den Schriften der rechtgläubigen Väter erst selbst wieder erkennen, welches denn eigentlich die jetzt fast allenthalben verloren gegangene reine Lehre unseres allerheiligsten seligmachenden Glaubens sei, und daß sie dann auch auf Wiederherstellung derselben innerhalb ihrer Gemeinden alles Ernstes dringen. Das führt aber notwendig zur Separation. Dadurch allein kann der ebenfalls geschwundene wahre Glaube, verbunden mit christlichem, gottseligem Leben und herzlicher Bruderliebe, wieder geschaffen werden. Da würde auch das wahre Philadelphia der Offenbarung wieder sein. Denn dann hätten wir wieder die wahre lutherische Kirche, welche das Philadelphia ist, denn sie hat des Herrn Wort behalten. L.

Zum Evangelium des 4. Sonntags nach Epiphania

finden wir in einem älteren Blatte folgenden Brief des ersten lutherischen Missionars in Ostindien, den er nach seiner zweiten Reise nach Ostindien schrieb. (Zum ersten Male landete er in Ostindien am 9. Juli 1706.)

Immanuel!

In demselben hochgeliebter Herr Professor (Aug. Herm. Franke).

Nachdem uns Gott nunmehr glücklich die weite Reise über das große Weltmeer hat überstehen helfen, und sowohl mich, als auch meine Frau, gesund allhier unter den malabarischen Heiden anlanden lassen, so habe ich solche große Gnade Gottes Ew. Hoch-Ehrwürden hiermit zu erkennen geben wollen, damit sie Ursache bekommen, nebst uns Gott herzlich zu preisen. Viele

zweifelte daselbst, ob auch meine Frau eine solche weite und gefährliche Reise überstehen würde; aber Gott hat sie mir lebendig erhalten und ihr bei allen Umständen mehr Mut, Kraft und Freudigkeit gegeben, als ich selbst geglaubt hätte. Es hat zwar die Seerkrankheit länger bei ihr angehalten, als bei andern Weibern auf unserm Schiffe, aber auch solches hat ihr zu vielem Guten gereichen müssen. Wie dann solche Schiffahrt ihr eine sehr gute Übung im Christentum gewesen, und ihr eine große Erfahrung gegeben, wie im leiblichen, also auch im geistlichen.

Es kann die Schiffahrt in vielen Stücken gar wohl mit dem Laufe des Christentums verglichen werden. Denn gleichwie man hierdurch von dem gewohnten Elemente der Erden abgehen und sich in das ungewohnte Element des Wassers begeben muß: also ist gleichfalls nötig, daß die Seele, welche den rechten Lauf des Christentums antreten will, ihr voriges Element der fleischlichen Gemächlichkeit und ihre alten Gewohnheiten verlasse, und sich nunmehr in ein andern geistliches Element einbegebe. Wie aber ein jeder, der sich zuerst auf die See begiebt, durch stetes Vomieren seine ganze Natur ändern muß, wenn er anders der Seefahrt gewohnt werden soll: also muß gleichfalls bei einer Seele, die sich aus dem Weltwesen auf die Reise zur Seligkeit begiebt, eine völlige Gemüts-Veränderung vorgehen. Und wie es hernach sehr angenehm auf'm Meer zu reisen ist, wenn man erst die schwere Seerkrankheit ausgestanden hat: also ist denen gleichfalls der Lauf des Christentums sehr leicht und angenehm, die erst durch wahre Buße und geistliche Geburtschmerzen rechtschaffen bekehrt sein. Gleichwie auch ein Schiff niemals auf der See stille lieget und ohne Bewegung ist, sondern Tag und Nacht fortgethet und nach dem Hafen eilet, dahin es seinen Kurs gerichtet hat: also muß gleichfalls ein Christ nimmermehr stille stehen auf dem Weg zur Seligkeit, sondern täglich in dem Laufe seines Christentums fortschreiten und nach dem vorgesteckten Ziel eilen. Und wie auf der Reise zur See viel Sturm und Ungewitter entsteht, dadurch öfters das Schiff zu Grunde zu gehen scheint: so entsteht gleichfalls in dem Laufe des Christentums allerlei Unge- mach, Kreuz und Leiden also, daß öfters die Ansechtungen so groß sein, daß es scheint, es werde nun mit der Gnade Gottes gar aus sein. Wie aber durch starken Wind und Sturm gemeinlich das Schiff nur desto schleuniger fortgetrieben wird: also haben gleichfalls die Ansechtungen und Leiden bei den Frommen diesen Nutzen, daß sie dadurch nur desto mehr in ihrem Laufe des Christentums fortgehen, und zu einer desto größeren Erfahrung kommen. Unterdessen, wie man sich bei der Schiffahrt einem einzigen Schiffer anvertrauet und öfters nicht weiß, wo man in der Welt ist, aber den Schiffer sorgen läßt, wohin er das Schiff dirigieren will, in guter Hoffnung, er werde sein Schiff bestermåßen zu erhalten und an Ort und Stelle zu bringen suchen: also muß es auch in dem Laufe des Christentums hergehen. Wir müssen uns lediglich der Führung Gottes überlassen und ihm vertrauen, obgleich dieser und jener Weg unserer Vernunft oft ungereimt und widrig vorkommt. Wie aber die See voller gefährlicher Klippen und Sandbänke ist, daran sehr viele Schiffbruch leiden, auch öfters von Seeräubern überfallen und weggenommen werden: also befinden sich gleichfalls auf der Reise zur Seligkeit viel gefährliche Klippen, daran sich viele Christen stoßen und öfters mitten in dem Laufe ihres Christentums am Glauben Schiffbruch leiden oder auch durch die mancherlei Verführer von dem rechten Wege abgelenket und zu Sklaven der Sünden gemacht werden. Daher wie bei der Reise zur See auf dem Schiffe Tag und Nacht muß gewachet und alle Vorsichtigkeit gebraucht werden: so ist auch in

dem Laufe des Christentums eine tägliche Wachsamkeit und eine große Vorsichtigkeit nötig. Im übrigen was die Steuerleute und Lotsmänner auf'm Schiffe sein, das sind treue Lehrer und Prediger in dem geistlichen Schiffe der christlichen Kirche. Denn wie jene auf der See große Erfahrung haben und bei allen Umständen alsobald Rat und That zu zeigen wissen: also haben auch treue Lehrer in den Wegen des Christentums vor andern große Erfahrung und können den christlichen Wandersleuten guten Rat mitteilen. Und wie es ein sehr großer Trost und Erleichterung ist, wenn man auf der Reise zur See einen solchen treuen Freund um sich hat, der solche Reise schon einmal gethan, und also aus Erfahrung von allen Dingen, die sich begeben, gute Erklärung geben kann: also ist gleichfalls auf der Reise zur Seligkeit oder in dem Laufe des Christentums nichts Tröstlicheres, als wenn man einen und den andern guten Mitchristen um sich hat, die da sagen können, wie man sich in diesem und jenem Stücke verhalten soll und die bei harten Umständen kräftig trösten können. Wiederum, gleichwie man auf dem großen Meere kein ander Objekt hat als den Himmel: also haben gleichermaßen wahre Christen in dem Laufe ihres Christentums nur bloß den Himmel oder die Seligkeit zu ihrem vornehmsten Objekt, mit Verleugnung der irdischen Dinge, die sie gleichsam unter sich haben, als ein Schiff die See unter sich hat. Endlich, wie der Anfang der Schifffahrt sehr schwer und mit vielem Kampf verknüpft, das Ende aber sehr erfreulich ist, wenn man nun in den gesuchten Hafen sicher eingelaufen und den Endzweck seiner Reise erreicht hat: also fänget sich gleichfalls das wahre Christentum mit geistlicher Betrübnis an und ist mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Wenn man aber im Kampfe aushält und mit Geduld bis ans Ende beharret, so ist der Ausgang sehr erfreulich, da man mit Tauchzen und Frohlocken in der Seligkeit anlandet und mit ewiger Borne erquicket wird. Wann wir werden von hier über Land nach Tranquebar gekommen sein, schreibe ich ein mehreres. Ich ergebe sie göttlicher Obhut und verbleibe stets

Ew. Hohehrwürden

Meines in Christo hochgeliebten Herrn
Professoris

Madras auf der Küste Coromandel

in Ostindien, den 18. Augusti

Anno 1716.

gehorsamster

Bartholomäus Ziegenbalg.

Vermischtes.

Sozialdemokratisches.

In sozialdemokratischen Kreisen wird in Tausenden von Exemplaren ein bei H. Grimpe in Elberfeld gedrucktes Schriftchen verbreitet, betitelt Glauben und Wissen. Dasselbe hat den ausgesprochenen Zweck, dem Volke die Religion zu nehmen. „Wir sind der Ansicht“, heißt es im Vorwort, „daß der Gottesdienst, wie er in unserm Lande durch Kapläne, Pastoren und Rabbiner u. s. w. gelehrt wird, auf die Dauer das Volk unglücklich (!) macht, unglücklich infolge von Dummheit und Unwissenheit. Wir möchten das Volk nun gern glücklich machen hier auf Erden, glücklich durch Verstand und Wissenschaft. Darum und darum allein streiten wir gegen den Glauben.“ Woher werden nun die Waffen geholt in diesem Kampfe gegen den Glauben? Offen und klar wird es ausgesprochen, man sei bei den „Gelehrten“ in die Schule gegangen. Die „K. V. Z.“ berichtet im einzelnen darüber: So lesen wir S. 13: „Wir müssen damit anfangen, mit fast allen (!?) Naturforschern unserer Zeit anzunehmen, daß die Menschen, so wie sie gegen-

wärtig sind, sich aus niedriger stehenden Tieren entwickelt haben.“ „Da so ziemlich alle Gelehrten sich über unsere Abstammung einig sind“, so muß die alte „Dummheit“ von der Erschaffung des Menschen über Bord geworfen werden. Die Entwicklung des Gottesbegriffes (S. 14) ist hunderte Male von den Lehrstühlen unserer Universitäten herab doziert worden. Hier wird dieselbe Lehre bloß etwas populärer und in kräftigerer Form vorgetragen. S. 21 werden in Sperrdruck Mirza Schaffy und Goethe als klassische Zeugen angeführt dafür, daß das Christentum und besonders die Lehre vom „Kreuz“ den Menschen die Freude am Leben verdorben habe. S. 23 bekräftigt Börne eine Gotteslästerung. S. 25 wird bewiesen, daß es keinen Gott giebt, weil „gerade die Männer, welche die Natur am meisten studierten, unsere Naturforscher und Sternkundigen, fast ohne Ausnahme ungläubig waren.“ Man denke an Kepler, Kopernikus, Secchi u. a. „Ich habe den ganzen Sternenhimmel durchsucht“, sagte der weltberühmte Valande, „aber von einem Gott habe ich nirgends eine Spur entdeckt“. Siegesgewiß heißt es S. 27: „So viel steht bei mir fest, daß eine Zeit kommen wird, in der niemand (!) mehr an einen Gott glauben wird. Je mehr die Wissenschaft vorschreitet, je mehr wird der Glaube an Gott verschwinden. S. 28 erscheinen Heine und Strauß, um zu bezeugen, daß es Thorheit sei, an Gott zu glauben u. s. w.

Es ist Heuchelei von der Sozialdemokratie, wenn sie behauptet, daß sie die Ehe und Familie nicht antauchen wolle. Liebknecht hat, wie die „Deutsche Tageszeit.“ mitteilt, in einem Vortrage zu Dresden 1892 offen gesagt: „Was nun die Eingehe anlangt, so ist dieselbe eine verhältnismäßig junge Einrichtung, die sich mit jeder Gesellschaftsform geändert hat. Wir fordern Gleichberechtigung in allen Dingen, also auch für jedes Individuum der beiden Geschlechter die gleiche Möglichkeit, sich das Leben so zu gestalten, wie es dies wünscht.“ Es ist klar, daß, wenn diese Forderung erfüllt wird, eine Ehe im deutschen, christlichen Sinne, eine Familie nach der Väter Art nicht mehr denkbar ist. Noch deutlicher sprach ein jüngerer Genosse sich in einem Leipziger sozialdemokratischen Blatt folgendermaßen aus: „Die heutige bürgerliche Ehe ist eine notwendige Begleiterscheinung des Privateigentums; sie steht und fällt mit diesem. (!) Sie wird im Zukunftsstaate verschwinden, und das Verhältnis der beiden Geschlechter wird ein bloßer Privatvertrag werden.“ Hieraus folgt für jeden erkennbar und für keinen entstellbar, daß an Stelle der heutigen, getrauten Ehe ein Privatvertrag auf Zeit, auf Kündigung folgen muß. Näher hat die Art dieses Privatvertrags ein Dresdener sozialdemokratisches Blatt auseinandergelegt, indem es u. a. ausführte: „Es wird keinem Menschen mehr einfallen, sich auf Lebenszeit zu binden, sondern nur auf so lange, wie die beiderseitige Liebe reicht. Da die Kindererziehung eine Thätigkeit der Gesellschaft geworden ist, so können die Kinder natürlich die Ehe nicht mehr zusammenhalten. Die Menschen einer Produktionsgenossenschaft werden sich als eine große Familie fühlen, die zusammen arbeitet und zusammen genießt: die bornierte Idyllpoesie des eigenen Heims wird dadurch verschwinden.“ Man braucht nur Babels „Frau“ zu kennen, um zu wissen, wie revolutionär die Sozialdemokratie über die Ehe denkt. Jetzt hat sie wieder die Taktik, diesen Umstand zu verdunkeln, und zu diesem Zweck ist sogar schon Liebknechts Frau als Verteidigerin der Ehe in Aktion getreten. (Leichsbote.)

Der von Pastor Glage

veröffentlichte „Rotschrei an die Christen auf und unter den Kan- zeln“ veranlaßte bei der herrschenden allgemeinen Erregung auch den evangelisch-sozialen Arbeiterverein, Stellung dazu zu

nehmen. Er erklärte: „So lange nicht hinter den Vertretern der einzelnen kirchlichen Parteien große, von religiöser Begeisterung getragene Massen unseres Volkes stehen, ist der kirchliche Kampf der Mühe nicht wert. (1) Ein gedeihliches Zusammenarbeiten der verschiedenen kirchlichen Parteirichtungen innerhalb unserer evangelisch-sozialen Bewegung ist, wie der evangelisch-soziale Kongreß beweist, nicht nur möglich, sondern auch wünschenswert. Die unerlässliche Vorbedingung gemeinsamer evangelisch-sozialer Arbeit ist diejenige gegenseitige Anerkennung, welche einen Zweifel an der persönlichen Wahrhaftigkeit des kirchlichen Gegners nicht aufkommen läßt. Ertönt von links der Ruf ‚Heuchler‘ und von rechts der Ruf ‚Eidbrüchiger‘, so wird ein Zusammenarbeiten von vornherein unmöglich gemacht. Innerhalb unserer Organisation wollen wir Frieden halten und verlangen von jedem, daß er die persönliche religiöse Überzeugung des anderen achte und als ehrlich gemeint anerkenne, einerlei, ob er zu den sogen. ‚Liberalen‘ oder sogen. ‚Orthodoxen‘ gehört.“ Auf diese nicht eben von Charakter zeugende Kundgebung hin ist Pastor Peters aus dem dortigen evangelischen Arbeiterverein mit folgender Erklärung zurückgetreten: „Nachdem der evangelisch-soziale Arbeiterverein am 6. Dezember in der Angelegenheit des Pastors Rebattu eine formale und halbherzige Resolution angenommen hat, in welcher er Glauben und Unglauben auf unseren Kanzeln für gleichberechtigt erklärt und in offenem Widerspruch zu 2 Kor. 6, 14 sich vermischt, in Gemeinschaft mit solchen, die Gottes Wort für Märchen und Fabeln erklären, den Kampf mit den atheistisch beeinflussten Volksmassen zu führen, kann ich den genannten Verein als einen evangelischen nicht länger anerkennen und erkläre hiermit öffentlich meinen Austritt aus demselben. Unsere gläubigen Pastoren aber mögen sich wohl versehen, daß sie nicht durch solches Buhlen um die Gunst der Liberalen, statt die entkirchlichten Massen wieder zu gewinnen, im Gegenteil alle ernstgesinnten Christen aus der Landeskirche hinaus und in die Separation hineintreiben. Videant consules!“

(„A. E.-L. R.“ 3.)

Nachrichten und Bemerkungen.

D. Th. Kliefoth, Oberkirchenratspräsident a. D., ist am 26. Januar nach eben vollendetem 85. Lebensjahre zu Schwerin gestorben. Er war einer der hervorragenden, ja in früheren Jahren und in gewisser Beziehung der hervorragendsten unter allen Kirchenmännern Deutschlands. Unvergessen soll es ihm sein, daß er, nachdem er selbst aus dem Rationalismus, Hegelianismus und Schleiermacherianismus zum christlichen Heilsglauben an Christi Blut und Gerechtigkeit sich hindurchgerungen hatte, als ein wirklich praktischer Kirchenmann die medlenburgische Landeskirche ernstlich zu säubern anfang. Mit eisernem Wesen setzte er den Rationalismus aus, indem er, Visitationen anstellend, die alten rationalistischen Pastoren nötigte, ihr Amt niederzulegen, gleichzeitig für besseren Nachwuchs sorgend, wie er solches besonders durch Berufung gläubiger Professoren an die theologische Fakultät zu Rostock that. Und gerade hier müssen wir nochmals unseres teuren Philippi gedenken, eines Mannes, wie die sämtlichen deutschen Universitäten dieses Jahrhunderts seinesgleichen nicht aufzuweisen haben. Zu den großartigsten Leistungen Kliefoths gehört endlich noch, daß er, eine Autorität auf dem Gebiete der Liturgik, die medlenburgische Landeskirche mit einer durchaus rechtgläubigen Agenda bedachte. Was das zu bedeuten hat, möge man erkennen, wenn man bedenkt, daß während der Zeit des herrschenden Rationalismus jeder Pastor taufte, absolvierte u. s. w., wie er wollte. Ja, Schreiber dieses kann versichern, daß er selbst noch einmal von einem supranaturalistischen Rationalisten „absolviert“ worden ist auf eine Weise, die überhaupt keine Absolution war. Doch das war immerhin eine Ausnahme. Im großen und ganzen hat Kliefoth mit solchem Unfug aufgeräumt, wie es auch sein Verdienst war, daß noch in anderer Weise der Anfang heilsamer Kirchenzucht gemacht wurde. Pastoren, welche etwa in Gewissensnot Konfirmation oder kirchliches Begräbniß verweigern mußten, fanden Unterstützung bei ihm u. s. w. Durch das alles ist Kliefoth bei der ungläubigen Welt nicht nur, sondern auch bei den Unierten, von denen er gleichfalls nichts wissen wollte, in den Verdacht des „schwärzesten Orthodoxismus“ gekommen und hat auch der öffentlichen Verpötnung seitens eines Fritz Reuter nicht ent-

gehen können. So hat er denn in der That um seines Glaubens und Bekenntnisses willen an seinem Teile die Schmach Christi reichlich zu tragen gehabt.

Auf, daß wir also fortfahren könnten in Anerkennung dieses Mannes, zu dem wir einst so hoch hinaufsehen und dem auch wir direkt oder indirekt so viel zu verdanken haben! Allein um der Wahrheit willen können wir es nicht verschweigen, daß es Kliefoth, als die Zeit kam, da man sich vom zweiten zum dritten Artikel hindurch zu arbeiten anfing, erging, wie mehr oder weniger allen deutschen Theologen: Er konnte sich nicht mehr zurechtfinden und verwirrte sich seitdem immer mehr. Das bestehende landesherrliche Kirchenregiment, das Staatskirchentum war ihm zu mächtig. Als die Revolution des Jahres 1848 dasselbe hinwegzuschwemmen drohte, hatte er zwar mit anderen seinesgleichen noch so viel Klarheit, daß er die (zwar auf sündlichem Wege herbeigeführte) Gelegenheit, zur Freikirche zu kommen, mit einer gewissen Freude begrüßte. Wie ein Lichtblick tauchte noch einmal in seiner „Denkschrift“, eine neue Kirchenverfassung betreffend, die so hochwichtige Wahrheit von dem allgemeinen Priestertum der Christen auf. Allein es war das letzte Abendrot von einem selbst durch den Rationalismus (freilich unverstandenerweise) hindurchgeretteten Stück lutherischen Bekenntnisses. Die Revolution wurde glücklich niedergeschlagen und die nun beginnende Reaktion nahm die letzte Hoffnung auf Befreiung der medlenburgischen Landeskirche von der Staatsherrschaft hinweg und wurde zugleich der Anfang des Rückganges. Bereits im Jahre 1854 erschienen Kliefoths unglückliche „Acht Bücher von der Kirche“, unvollendet zwar, doch leider auch unwiderrufen bis auf diesen Tag. Wir verzichten auf ein näheres Eingehen auf dieses für die medlenburgische Landeskirche so unheilvoll gewordene Buch. Wir glauben alles gesagt zu haben, wenn wir wiederholen, daß Kliefoth sich im dritten Artikel des christlichen Glaubens durchaus nicht zurechtfinden konnte. In Bezug auf diesen Artikel schwamm er fortan durchaus in römischem Fahrwasser.* Wenn der jetzige „erste Geistliche Medlenburgs“, der Oberkirchenrat Bard zu Schwerin, noch in seiner Leichenrede diese Thatfache in Abrede genommen hat, so kann uns das nicht wundern bei einem Manne, der überhaupt nicht weiß, was Christentum ist. (Vgl. „Freikirche“ 1894, Seite 47.) So grundgelehrt Kliefoth sonst sich zeigte (so namentlich in seinen liturgischen Abhandlungen, deren dogmatische und dogmengeschichtliche Grundlagen zum Teil klassisch genannt zu werden verdienen), hat er doch leider es unterlassen, mit der durch einen Mann wie D. Walther wieder ans Licht gezogenen lutherischen Theologie sich genügend bekannt zu machen und von ihm zu lernen. Was konnte aus Amerika Gutes kommen? Er begnügte sich, eine unverstandene „Uebersetzungslehre“ einfach zu verwerfen. Wußte er doch nicht einmal mehr, was christliche Kirche ist. Das Staatskirchentum, das Institutionskirchentum hatte seinen von Natur so nüchternen Sinn völlig verwirrt. Das vierte Gebot, wie es zwar mit Recht gegen die Revolution geltend gemacht worden war, sollte nun auch in der Kirche alles entscheidend. So trat denn an die Stelle des Wortes Gottes und der christlichen Freiheit ein neues Papsttum. Nicht, daß wir Kliefoth für seine Person hierarchischer Gelüste beschuldigen wollten. Das sei ferne. Das haben wir auch bei einem Hufschte nie gethan und werden es nicht thun. Allein mit der rechten lutherischen Lehre war im Prinzip gebrochen, und die Folgen konnten nicht ausbleiben. Man bildete sich ein, zum vollen lutherischen Glauben und Bekenntnis zurückgekehrt zu sein, und doch war man auf halbem Wege stehen geblieben. Zwar schien die im Jahre 1859 unter dem Hohn nicht allein der ungläubigen, sondern auch der halbgläubigen Welt und namentlich der Professorenwelt, vor sich gehende Abiegung des Rostocker Professors Baumgarten noch ein Nachklang von der Entscheidung eines wirklich Zucht übenden Kirchenregimentes zu sein, die der medlenburgischen Landeskirche bis heute den Namen der „bestlutherischen“ eingebracht hat. Allein man thut nicht unrecht, die Entscheidung zu diesem Schritte in einem Gewichtlegen nicht so sehr auf Reinheit der Kirchenlehre, als vielmehr auf Ausrottung eines kirchenpolitischen Liberalismus zu setzen. Ist es doch schon um dieselbe Zeit geschehen, daß ein Diedhoff seine später mit so großer Hartnäckigkeit verteidigte Leugnung der Inspiration der heiligen Schrift in einer mit Kliefoth gemeinsam herausgegebenen kirchlichen Zeitschrift auszusprechen wagen durfte. Noch war freilich Philipp da, je länger je mehr zum alten lutherischen Glauben und Bekenntnisse zurückkehrend. Doch seine Stellung wurde, wie er selbst uns in den letzten Jahren seines Lebens klagte, eine mehr und mehr isolierte. Kliefoth und Diedhoff hielten zusammen. Wie man einen Brauer behandeln konnte, ohne daß auch nur ein Hund zu mucken wagte, und welche Richtung die medlenburgische Landeskirche in Bezug auf Lehre und Leben angenommen hat, seitdem sie, anstatt zur Schrift und den in ihr begründeten lutherischen

* Hiervon ausnehmen müssen wir freilich die Lehre von der Kraft der Absolution, die er in lutherischem Glauben erkannte, wiewohl auch sie wieder durch seine anderweitigen Irrtümer verdunkelt wurde.

Symbole sich zu bekennen, beide als irrig verwerfen und, die sich dazu bekennen, verfeßern und verdächtigen läßt, ist den aufmerksamen Lesern unseres Blattes bekannt. Wir haben aber diesen Nekrolog eines unserer lutherischen Freikirche entschieden feindlich gesinnten Mannes so weitläufig werden lassen, weil mit seiner 50jährigen Amtsführung und nun auch mit seinem Leben ein nicht unbedeutendes Stück der neueren Kirchengeschichte abschließt. Jetzt scheint die mecklenburgische Landeskirche, gebunden vom Staat und gestützt von einem Pelagianer, allen möglichen Winden falscher Lehre preisgegeben, und dabei auf den äußeren Rechtstitel einer „evangelisch-lutherischen“ Kirche pochend und auf den Vorgang leider auch eines Kliefoth sich berufend. Letzteres hat bereits der Rostocker Diaconus Pries in einem Nekrologe über Kliefoth im „Rostocker Anzeiger“ vom 29. Januar gethan, da er, selbst gegen „tote, verstandes- und gedächtnismäßige Glaubenserkenntnis“ eifernd, von Kliefoth schreibt, er selbst habe es als eine „Mißhandlung“ angesehen, daß man ihn des „Konfessionalismus“ (Bekenntnismäßigkeit) angeklagt habe, und daß Kliefoth „häufig ein brüderliches Zusammenarbeiten da noch für möglich (hielt), wo theologische oder religiöse Richtungen anderen längst eine Trennung zu heischen schienen. Wie wenig er ein fanatischer Orthodoxer sein wollte, als welcher er soviel verschrien ist, zeigte er selbst, als er seinen Diöcesanen empfahl, Fleiß zu thun, nicht so sehr rechtgläubig zu sein, als recht gläubig.“ Damit ist denn Kliefoth und die es mit ihm halten, auf das Niveau eines vulgären Unionsmannes hinabgesunken, wenn freilich eines unter „lutherischer“ Flagge segelnden, wie solches ja überhaupt der Charakter der „Allg. ev.-luth. Konferenz“ mit ihrer gleichnamigen Kirchenseitung, der Leipziger Mission u. s. w. ist, zu deren Gründern und Leitern nebst Luthardt u. a. gerade auch Kliefoth gehörte. Mit Unrecht aber nehmen diese Unionsleute die „rechte Gläubigkeit“ für sich in Anspruch, so lange sie dieselbe, wie sie thun, in Gegensatz gegen eine von ihnen verachtete „Rechtgläubigkeit“ stellen, und so sehen wir zu unserem aufrichtigem Bedauern ein gutes Stück von dem Schein des Martyriums, welcher sich um Kliefoth's Haupt gebildet hatte, nur zu bald verfliegen.

Die Bonner Professorenangelegenheit, welche seit Wochen die kirchliche Presse in Atem erhält, ist endlich auch von dem Oberkirchenrat in Berlin unter Zuziehung des General-Synodalvorstandes in Beratung gezogen worden. Am 5. Januar fand die Sitzung statt, in welcher nach dem „Reichsanzeiger“ nicht etwa die das Bekenntnis und den Glauben der Kirche gefährdenden Vorträge der Bonner Professoren, sondern nur die durch dieselben hervorgerufene „Unruhe“ Gegenstand der Beratung war. Man kam zu dem Schluß, daß erst das Material vollständig beizufassen sei, ehe man ein Urteil abgeben könne. — Soweit die „Allg. ev.-luth. R.-Z.“ Sollte dieselbe wirklich nicht wissen, daß es die allgemeine Praxis ziemlich aller Landeskirchenregimente, namentlich gerade auch des sächsischen ist, nur eine etwaige „Unruhe“, d. i. die öffentliche Meinung zum Maßstabe ihrer Beurteilung und Handlungsweise zu machen?

Der „Greuel der Verwüstung“ auf den Kanzeln Hamburgs, von welchen Langner-Dir. Dr. Riede bei Besprechung des Reichsreises von Pastor Gage geredet hat, wird natürlich von der römischen Presse nicht ohne Genugthuung verzeichnet. Die „Germania“ ergeht sich in den schwersten Anklagen gegen die Hamburger Geistlichkeit, welche, wenn sie auf Wahrheit beruhen, in der That alle Gerüchte noch übersteigen. Sie schreibt: „Pastor Rebattu steht mit seiner Lehre nicht allein, er hat in Hamburg ungefähr fünfzehn Gesinnungsgenossen. Wer die Hamburger kirchlichen Verhältnisse kennt, dem ist derlei nichts neues. Schon seit ca. 30 Jahren kann man dort den Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte sehen. Oder was ist es anders, wenn Albrecht Krause in seiner Einführungspredigt über den Spruch: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert“, sagte, er werde mit dem Schwert der Vernunft den Aberglauben in der Kirche zerstören; wenn derselbe in einer Himmelfahrtspredigt redet über „Die Unmöglichkeit der Himmelfahrt Christi“, denn 1. ihre Denbarkeit ist unmöglich; 2. ihre Bezeugung ist sehr ungewiß; wenn von einem anderen getauft worden ist folgendermaßen: Ich taufe dich auf den Namen des Allvaters, des großen Lehrers Jesu und des christlichen Geistes; wenn im Konfirmandenunterricht den Kindern erst von Taschenspiellern und Zauberkünstlern erzählt wurde, und im Anschluß daran die Wunder Jesu behandelt wurden.“ Die „Germania“ zieht aus dem einzelnen Fall den freilich ganz unberechtigten Schluß, daß das Wiedertaußen zum Katholizismus übertretender Protestanten überhaupt nicht unberechtigt sei, denn eine Taufe auf den Namen des „Allvaters“ sei doch keine Taufe. Die „Allg. ev.-luth. R.-Z.“, der wir Vorstehendes entnehmen, setzt noch hinzu: „Es wäre zu wünschen, daß von Hamburg aus diese unglaublichen Nachrichten dementiert würden.“ Wie aber, wenn sie nun doch wahr wären? So würde man es offenbar bewenden lassen mit einer Disziplinaruntersuchung gegen — Pastor Gage, der, wie wir jetzt hören, einen „unterfischenen Verweis“ erhalten hat. Ob er es dabei wird bewenden lassen? H—r.

In Paris wurde am 2. Adventsonntage eine evangelisch-lutherische Kirche für Deutsche eingeweiht, welche in der Rue Blanche (Weißenstraße), also im Mittelpunkt der französischen Hauptstadt liegt. Es waren von jeher zwei Strömungen in der Gemeinde, die früher, vor dem Kriege, mit einer französisch sprechenden lutherischen Gemeinde zu einer Parodie vereinigt war. Die einen betonten mehr das lutherische Bekenntnis, die anderen die deutsche Nationalität. Dies trat auch bei der Einweihung der Kirche deutlich hervor. Der lutherische Präsident v. Staehlin aus Bayern vollzog die Weihe und hielt die Predigt, worauf Ob.-Kon.-Rat v. der Goltz aus Berlin die Kanzel bestieg und das warme Wohlwollen hervorhob, welches die Kaiserin für diese deutsche Gemeinde habe. In ihrem Namen überreichte er eine prächtige Bibel mit eingeschriebenen Sprüchen. („Rhein.-luth. Wochenblatt.“) — Also das Deutschthum verbindet die „lutherische“ Landeskirche Bayerns mit der unierten Preußens zu brüderlicher Union.

Herr Wiss. Räther ist nach glücklicher Seereise am 19. Jan. in Colombo (Ceylon) und am 21. Jan. in Serab (Salem-distrikt) angekommen. W.

Quittungen.

Für die Synodalkasse: Von Herrn Kolporteur Müller in Waconia, Minn. durch Herrn Hermann in Zwidau M 20; Beitrag des Herrn P. Hanewinkel sen. M 52.40; desgl. des Herrn P. Lent in Grün M 10; desgl. des Herrn P. Willkomm in Plantz M 10; für 7 Kinderblätter durch denselben M 7; Kollekte in Wülßen durch dens. M 2.40; Kollekte der Gemeinde Steeden M 76.35; Kindtaufskollekte des Herrn Lehrer Voigt in Altenburg durch Herrn P. Hagen in Crimmitschau M 17.10.

Für Regemission: Von den Katechismusjüngern in Crimmitschau durch Herrn P. Hagen dort M 7.49; Epiphaniaskollekte der Gemeinde Frankenberg-Mittweida M 30; desgl. der Gemeinde Wiesbaden M 11.90; von Herrn P. Kleter in Middelburg durch Herrn E. Braun in Zwidau M 0.85; Hälfte der Epiphaniaskollekte der Gemeinde Dresden M 84.45; von Familie Wagner und Mutter in Roda durch Herrn P. Hanewinkel in Dresden M 3; Epiphaniaskollekte der Gemeinde Grün durch Herrn P. Lent daselbst M 23; durch denselben: aus dem Missionsneger der Familie Freitag M 4 und von Amalie Tröger in Soja M 2; durch Herrn P. Eikmeier in Steeden: Kindtaufskollekte des Herrn Chr. Müller in Beuerbach M 6.50, von Frau H. in G. M 1, von Herrn L. Z. M 5; aus dem Stephanistift vor Hannover durch Herrn P. Walter M 9.

Für Heidenmission: Von Herrn Hermann Preß in Chemnitz M 5; von Frä. M. P. daselbst M 5; von Herrn Lehrer Böhm in Oberlichtenau M 15; von Herrn Max Grunewald dort durch denselben M 10; Hälfte der Epiphaniaskollekte der Gemeinde Dresden M 84.45; von Familie Wagner und Mutter in Roda durch Herrn P. Hanewinkel M 3; von Herrn L. Z. durch Herrn P. Eikmeier M 5.

Für ostindische Mission: Epiphaniaskollekte der Gemeinde Crimmitschau durch Herrn P. Hagen dort M 39.06; von Herrn P. Lucas in Reinwalde durch Herrn E. Braun in Zwidau M 3; von R. in J. durch Herrn P. Willkomm M 1.

Für Judenmission: Von Familie Wagner und Mutter in Roda durch Herrn P. Hanewinkel M 3.

Für Reiseprediger: Von Familie Wagner und Mutter in Roda durch Herrn P. Hanewinkel M 3.

Für die Regerschule in Concord: Von Herrn W. Sch. durch Herrn P. Eikmeier M 1.50; von Elsa, Emma und Frieda Wagner in Roda durch Herrn P. Hanewinkel M 1.50.

Für arme Studenten in Amerika: Durch Herrn P. Kern in Chemnitz M 217. Eduard Heldner, Kassierer.

100 Mark Legat von N. N. durch Herrn Nitzke für die Gemeinde erhalten zu haben, bescheinigt mit herzlichem Dank Dresden, 27. Jan. 1895. F. Hanewinkel, P.

Für die Kolportage des Schriftenvereins gingen ein: Beiträge aus Chemnitz M 100.70, aus Dresden M 35.25, aus Grün und Plauen M 11 (darunter M 0.60 Geschenk), aus Niederplantz M 73.20, aus Schneidenbach M 6.80. Geschenke: Von Herrn Reinhold in Grün M 0.22; von Herrn P. Stallmann M 5. E. Braun.

Bücher-Anzeige.

Für die Passionszeit empfehlen wir:

Stöckhardt, Passionspredigten. 2 Teile, geheftet jeder Teil M 2 25 —, Dasselbe, gebunden beide Teile in 1 Band M 6 —
 Lohner, Passionsbuch. 66 Passionsbetrachtungen. Geheftet M 1 75 —, Dasselbe, gebunden M 3 —
 Rambach, Betrachtungen über das ganze Leiden Christi. Geh. M 2 50
 Seemann, Crux Christi, d. i. die schmerz. Marterwoche Christi. M 2 —
 Müller, Heinr., Der leidende Jesus nach den vier Evangelisten. M 1 10
 Serberger, Passionszeiger zu heil. Betracht. des Leidens Christi M 1 —

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

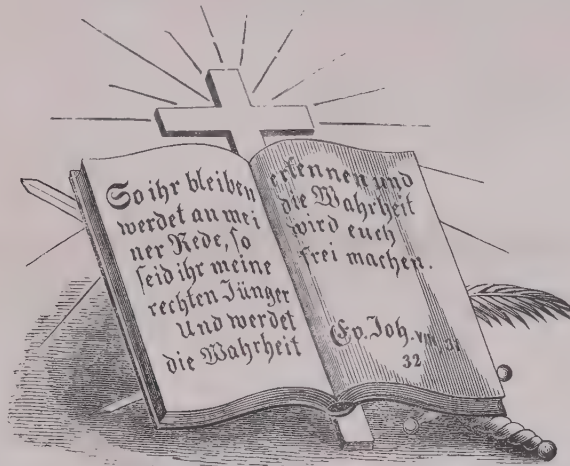
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die f. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 20. Nr. 6.

Zwickau in Sachsen.

10. März 1895.

Ueber das Patenamnt.*

Paten bei der Taufe zu haben, beruht nicht auf göttlichem Befehl. Wir haben hierfür kein besonderes Schriftwort, so wenig wie für die Konfirmation, Trauung und Beichte. Als Philippus den Kämmerer aus Mohrenland taufte (Apostelgesch. 8), waren keine Paten zugegen. Gewiß auch nicht, wenn die Apostel ganze Häuser, ganze Familien taufte. Das Patenamnt ist demnach nur eine kirchliche Ordnung, die daher nicht überschätzt werden darf. Doch ist diese kirchliche Ordnung alt und dem göttlichen Wort gemäß. Schon der Kirchenlehrer Tertullian im zweiten Jahrhundert erwähnt die Taufpaten. Wir sehen aus seinen Worten, daß es damals schon die Regel war, Paten bei der Kindertaufe zu haben. Die Veranlassung hierzu waren ohne Zweifel die Christenverfolgungen im ersten Jahrhundert. Wer damals ein Christ wurde, unterschrieb damit sein Todesurteil. Keinen Tag war er seines Lebens sicher. Häufig mußten die Eltern der neugeborenen Kinder ihr Haupt auf den Henkersblock legen. Da hielten es die ersten Christen für notwendig, Personen zu bestellen, die von der Taufe der Verwaisten Zeugnis ablegen konnten und sich an Eltern statt ihrer annahmen. Aus den Verfolgungszeiten der Kirche in den ersten Jahrhunderten hat sicherlich das noch übliche Patengehen seinen Ursprung.

Obwohl nicht ausdrücklich in Gottes Wort geboten, ist doch das Patenamnt dem göttlichen Worte gemäß, welches befiehlt, „daß alle Sache bestehe auf zweier oder dreier Zeugen Mund“ (Matth. 18, 16). Und als biblisches Beispiel ließe sich auf die Taufe Christi hinweisen, bei welcher der Vater und der Heilige Geist gleichsam die Taufzeugen waren.

Welches ist nun das Amt der Paten bei der Taufe? Nach landläufiger Meinung dies, daß man Gevatter steht, die

Kindtaufe mitmacht, dem Kinde ein Jahrgeschenk giebt, zur Not auch ein Konfirmationsgeschenk, und daß damit die Sache abgemacht sei. Aber das Patenamnt ist ein hohes und wichtiges. Die Paten haben die vierfache Pflicht: für den Täufling zu beten, ihn zu vertreten, für den richtigen Vollzug der Taufe einzustehen und davon Zeugnis zu geben und endlich anstatt und neben den Eltern für die christliche Unterweisung der Getauften zu sorgen.

Die Paten haben zunächst für den Täufling zu beten. Sie können nicht für denselben glauben. Er muß eigenen Glauben haben. Ohne solchen wäre ihm die Taufe nichts nütze. Das Gebet der Paten aber ist es, welches diesen Glauben durch das Wort bei der Taufhandlung ins Herz des Täuflings bringt. Daher schon vor dem eigentlichen Taufakte das Kind gefragt wird: Glaubest du? So sollen die Paten mit allem Ernst beten, daß Gott das Kindlein nicht allein von des Teufels Gewalt erlädigen und zu seinem Kinde machen, sondern auch also stärken wolle, daß es dem bösen Feinde im Leben und Sterben Widerstand thun und zum ewigen Leben erhalten werden möge. Luther hat sicherlich recht, wenn er sagt: „Ich besorge, daß die Leute darum nach der Taufe so übel geraten, daß man so kalt und lässig mit ihnen umgegangen und so gar ohne Ernst für sie gebetet hat in der Taufe.“

Und nicht nur bei der Taufe, sondern auch hernach allezeit sollen die Paten als Gevattern, als geistliche Eltern fleißig für das Kind beten, daß es Gott im Gnadenbund seiner Taufe erhalten und seine Gnade reichlich in ihm vermehren wolle. Durch solche Fürbitte können sie ihrer Pflicht auch dann nachkommen, wenn ihr Patenkind ihnen später ganz aus den Augen kommt oder sie auf die religiöse Erziehung des Kindes keinen Einfluß ausüben können. Wollten die Paten dieser Pflicht treulicher nachkommen, so würden gewiß der Klagen über eine zuchtlöse Jugend weniger werden!

* Auf Grund diesbezüglicher Verhandlungen der sächsischen Pastoral-Konferenz.

Ferner ist es das Amt der Paten, das Kind bei der Taufhandlung zu vertreten. Die Paten antworten in des Kindes Namen auf die Tauffragen. Die Kirche ist nach Gottes Wort vom Glauben der Kinder fest versichert. Da nun die Schrift ein mündliches Bekenntnis des Glaubens fordert, wie auch Philippus vom Kämmerer bei der Taufe, und geschrieben steht: Ich glaube, darum rede ich; wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater; so man mit dem Munde bekennet, so wird man selig — so haben die Paten die unmündigen Täuflinge bei diesem Glaubensbekenntnis zu vertreten.

Weiter ist es ihre Pflicht, für den richtigen Vollzug der Taufe einzustehen und davon Zeugnis zu geben. Es giebt jetzt allenthalben in den Staatskirchen öffentliche Zeugniser der heiligen Dreieinigkeit, die deswegen eifrig auf Abschaffung des apostolischen Glaubensbekenntnisses hinarbeiten. Diese Leute, die in die christliche Kirche so wenig hineingehören wie der Ruckuck ins Grasmückennest, behalten wohl die Taufformel bei, legen aber den Worten einen ganz anderen Sinn unter. Sie verstehen unter dem Sohne nur ein Geschöpf und unter dem Heiligen Geist nicht die dritte Person der Gottheit, sondern den Geist des Christentums, d. h. ihren Geist. Lassen die Gemeinden solche Irgeister gewähren und stimmen ihnen stillschweigend zu, so ist deren sogenannte Taufe nicht die wahre christliche Taufe. Hat die alte Kirche auf Grund göttlichen Wortes die Taufe der groben Arianer verworfen, so ist die Taufe solcher Lasterer noch viel weniger anzuerkennen. Es giebt infolgedessen in Deutschland viel mehr Ungetaufte als man meint. In dieser Zeit eines allgemeinen Abfalls ist es umsomehr Pflicht der Paten, darauf zu sehen, daß die Taufe richtig vollzogen und dem Glauben an den dreieinigen Gott vom Täufer nicht anderweit öffentlich widersprochen werde. Ueber die Richtigkeit und Gewißheit der Taufe haben sie dem Täufling später Zeugnis zu geben, ihn in seiner Heilsgewißheit zu bestärken und zu vergewissern: Du bist getauft! Verlaß dich darauf, du bist ein Kind Gottes!

Endlich sollen sie anstatt und neben den Eltern für die christliche Unterweisung des Kindes Sorge tragen. Anstatt der Eltern, wenn diese frühzeitig sterben. Neben den Eltern, wenn diese sich säumig erweisen. Wie sie das Kind zu vertreten haben durch das Bekenntnis des Glaubens, so die Eltern in der christlichen Unterweisung des Kindes. Sie haben ein persönliches Verhältnis zu den Eltern, von denen sie zu Gevattern, zu Mitvätern genommen und eigens dazu bestellt werden, mit für das Seelenheil und die Seligkeit des Kindes zu sorgen.

So haben sie, ihrem Versprechen gemäß, bei frühzeitigem Tode der Eltern dafür zu sorgen, daß die Getauften durchs Wort im Glauben erhalten werden. Und wenn die Eltern sich nachlässig zeigen in der christlichen Unterweisung des Kindes und seine Auferziehung in der Zucht und Vermahnung des Herrn versäumen, so sollen die Paten sich des ihnen von den Eltern selbst übertragenen Rechts gebrauchen und denselben ins Gewissen reden. Aus ihrem Munde werden die Eltern solche Erinnerung am ehesten annehmen. Und welch' reichen Segen könnten treue Paten in dieser Weise stiften. Von einem ehrsamem Schuhmachermeister wird erzählt, daß er seinem Paten, der auf die Wanderschaft gehen wollte, ein Paar Stiefeln, auf deren Absätze mit festen Nägeln ein Kreuz eingenagelt war, geschenkt habe mit der Mahnung, an seinen gekreuzigten Heiland zu denken, so oft er diese Stiefeln an- oder ausziehe, und sich um des Gekreuzigten willen vor allen bösen Wegen zu hüten.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß man bei der Wahl der Paten vorsichtig sein und nur rechtgläubige und gottselige Leute zu diesem Amt nehmen soll. Luther sagt: „Bei der Taufe ist die göttliche Majestät gegenwärtig und thut darin ihr höchstes Werk, daß sie sich uns selbst giebt und uns ganz neugeboren und selig macht. Es ist auch kein Scherz, wider den Teufel handeln und dem armen Kindlein aus ganzem Herzen und starkem Glauben beistehen, auf das Andächtigste bitten, daß ihm Gott nicht allein von des Teufels Gewalt helfe, sondern auch stärke, daß es wider ihn ritterlich im Leben und Sterben bestehe. . . . Derothalben es auch wohl billig und recht ist, daß man nicht die trunkenen und rohen Pfaffen taufen lasse, auch nicht rohe Leute zu Gevattern nehme, sondern seine, sittige, fromme, ernste Priester und Gevattern, zu denen man sich versehe, daß sie die Sache mit Ernst und rechtem Glauben handeln.“ In der Goslarischen Kirchenordnung vom Jahre 1531* heißt es: „Es soll auch niemand zur Gevatterschaft gestattet werden, der eines unzüchtigen und unehrlichen Lebens ist, der unsere Lehre verachtet oder lästert und niemals zum Sakrament gewesen; denn die Gevattern tragen das Kind von wegen der ganzen christlichen Kirchen, antworten und bekennen den Glauben von des Kindes wegen, derhalben müssen sie ja einen guten Verstand haben und rechte Christen sein, die da recht beten können und auch erhört werden von Gott.“ Und die pommerische Kirchenordnung vom Jahre 1563* besagt: „Der Vater des Kindes soll den Prediger als den Täufer an Gottes Statt ehrlich um die Taufe bitten oder durch ehrliche Personen bitten lassen, und sollen die Gevattern fromme, ehrliche, gottesfürchtige Leute sein, die Gottes Wort lieb haben und die Sakramente gern empfangen. Denn die verächtlich nicht zum Sakrament gehen und die Lehre des Evangeliums und das Predigtamt lästern, oft in öffentlichem Aergernis und in kundbaren Lastern liegen, soll man auch nicht bei der Taufe stehen lassen. Denn die Taufe ist nicht ein Werk, damit man weltliche Pracht soll führen, sondern die Gevattern stehen dar als Zeugen der Taufe und sollen Gott den Herrn über das Kind, wider den Satan anrufen, welches gottlose Leute nicht thun können.“

Man nehme daher nicht zu junge oder nur junge Leute zu Gevattern, welche die mit dem Patenamnt ihnen auferlegten Pflichten noch gar nicht fassen, geschweige denn erfüllen können. Als einst die beiden jungen Söhne Johann Georgs, des frommen Kurfürsten von Sachsen, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges vom Rittmeister der Festung Königstein zu Gevattern gebeten wurden, schlug der Kurfürst die Einladung aus dem Grunde ab, „daß seine beiden Söhne noch nicht zum Tisch des Herrn gewesen seien“. — Auch ausschließlich junge Paare zu Gevattern zu bitten, ist aus naheliegenden Gründen nicht wohlgethan. Ebenso wenig Greise, oder, wie häufig geschieht, die Großeltern, welche letzteren ohnehin die Verpflichtung haben, für das geistliche und leibliche Wohl des Enkelkinds zu sorgen. Man sehe überhaupt die Sache nicht als Familienangelegenheit und das Patenamnt nicht sowohl als Ehren- denn als Pflichtamt an. Auch Auswärtige, zumal wenn sie bei der Taufe nicht selbst gegenwärtig sein, sondern sich vertreten lassen müssen, vermeide man möglichst zu Paten zu nehmen, weil sie ja die mit diesem Amt verbundenen Pflichten nur zum wenigsten Teil erfüllen können. Geradezu unrecht ist es, das Gevatter-Bitten als merkende Ruh zu betrachten und geistlich solche Paten zu wählen, von denen man hofft, daß sie recht viel „einbinden“ werden. Die alten Kirchenordnungen schreiben vor, daß die Eltern, ehe sie die Gevattern bitten, zuvor

* Siehe „Lutheraner“ 1875, Seite 175.

zum Pastor kommen und die Namen der in Aussicht genommenen Paten angeben, damit dieser von ungeeigneten Personen abraten könne. Gewiß eine beachtenswerte Anordnung auch für unsere Zeit.

Glieder falschgläubiger Kirchen zu Paten zu nehmen ist namentlich deshalb, weil die Paten für christliche Unterweisung des Täuflings zu sorgen haben, ernstlich zu widerrufen. Sind solche schon gebeten und können sie ohne Vergerniß nicht wohl zurückgewiesen werden, so müssen sie dem Pastor über ihren Glauben an den dreieinigen Gott und über Wesen und Wirkung der Taufe befriedigende Auskunft geben und versprechen, für die Erziehung des Kindes in der rechtgläubigen Kirche zu sorgen oder derselben wenigstens nicht hinderlich zu sein.

In der falschgläubigen Kirche aber Pate zu stehen, streitet mit der den Rechtgläubigen obliegenden Bekenntnispflicht und ist ganz verwerflich, wenn daselbst das Wesentliche der Taufe nicht mehr vorhanden oder dessen Vorhandensein doch zweifelhaft ist, nämlich dem Glauben an den dreieinigen Gott widersprochen wird. Von Falschgläubigen sollen wir nach Gottes Wort weichen (Röm. 16, 17). Bei ihnen Pate zu stehen ist aber das gerade Gegenteil vom „Weichen“. Wohl ist ein Unterschied zwischen Taufe und Abendmahl. Vom Abendmahl heißt es: „Welche die Opfer essen, sind die nicht in der Gemeinschaft des Altars?“ (1 Kor. 10, 18.) Bei der Taufe empfängt man zwar kein Sakrament; aber man übernimmt doch ein Amt in der falschgläubigen Kirche. Heißt das nun seinen Glauben gegenüber falschen Lehren und Kirchen bekennen? Und dabei kann man nicht mit der einem Christen unter allen Umständen geziemenden Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit zu Werke gehen. Denn der rechtgläubige Pate faßt seine Verpflichtung in einem anderen Sinne auf, als der staatskirchliche Pastor, welcher ihn verpflichtet. Letzterer thut's in dem Sinne, daß der Pate das Kind bei der Landeskirche erhalte, ersterer hingegen, wenn er seine Verpflichtung überhaupt ernst nimmt, giebt das Versprechen in der Absicht, das Kind womöglich von der Gemeinschaft der Staatskirche loszumachen. Solche Zweideutigkeit ist nicht ein Bekennen, sondern ein offenes Verleugnen der Wahrheit. Und wenn in der Staatskirche nicht eine solche Zuchtlosigkeit herrschte, müßte der staatskirchliche Pastor selbst aus der Landeskirche Ausgetretene vom Patenamnt zurückweisen, wie wir in der Freikirche niemand zu diesem Amte zulassen würden, der aus unserer Gemeinschaft ausgetreten ist. Kann man mit gutem Gewissen die herrschende Zuchtlosigkeit falschgläubiger Kirchengemeinschaften benutzen, um dort ein kirchliches Amt zu übernehmen? Gewiß nicht. Tritt also die Bitte um Uebnahme einer Patenstelle seitens landeskirchlicher Christen an uns heran, so wollen wir es ihnen in freundlicher Weise vorlegen, daß unsere Bekenntnispflicht uns nötigt, die Bitte abzuschlagen und in aller Sanftmut Bescheid geben. Daß jene dadurch erbittert werden, zumal wenn es Verwandte sind, darf uns nicht abhalten. Wir leiden dann um Glauben und Bekenntnisses willen. Und das ist ein seliges Kreuz. Wir dürfen nicht, wo es sich um kirchliche Dinge, um Glauben und Gewissen handelt, verwandtschaftliche Beziehungen in den Vordergrund stellen. Es gilt hier das Wort Christi: „So jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein“ (Luk. 14, 26).

Andererseits wollen wir, wo wir mit gutem Gewissen das Patenamnt übernehmen können, uns dieser Pflicht gern und willig unterziehen. Wir thun damit ein seliges Werk, wie

jene Mütter, die ihre Kinder, wie jene Leute, die den Taubstummen, wie jene Männer, die den Sichtbrüchigen auf seinem Bette zu Christo brachten. Wir helfen damit, daß Gottes Name geheiligt, sein Reich vermehrt und sein guter, gnädiger Wille an dem Kindlein vollbracht werde. Der große Kinder- und Sünderfreund, welcher gesagt hat: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes“, wolle unsere Herzen mit seliger Lust und Freude erfüllen, ihm in den Kindlein zu dienen und uns durch seinen Geist stärken, unser Patenamnt treulich auszurichten. Zur Ermunterung sei hier noch das Bild eines treuen Taufzeugen vorgestellt.

Der selige Johann Tobias Kießling in Nürnberg war auch ein großer Kinderfreund, weil er sich zu den Kleinen und Niedrigen im Lande hielt. Wenn er dann über die Straße ging, so war oftmals gar kein Fertigwerden mit den Kindern allen, die den Herrn Kießling grüßen und ihm die Hand geben wollten. Dazu kam, daß er auch aller Welt Vatersmann war. Freilich die Konnexionen, in die er durch die Mehrzahl seiner Vaterschaften kam, waren gerade nicht von der Art, daß er viel darum beneidet worden wäre. Denn der größte Teil seiner Vatersleute gehörte nicht bloß zu den ärmsten Leuten in der Stadt, sondern bei gar manchen darunter war auch die Aufführung nicht eben rühmlich. Aber wenn man ihm auch, um ihn etwa abzuhalten, von den neuen Vatersleuten ein und anderes erzählte, was gar nicht rühmlich lautete, so antwortete er immer darauf: „Sie sind ja doch Menschen, sind doch erlöste Christen, vielleicht holt sie der Herr dennoch herum.“ Und da hielt er denn auch das Kind der verachtetsten und verächtlichsten Eltern selber zur Taufe, betete für dasselbe von ganzem Herzen, und sorgte auch nachmals, wenn niemand sonst für die armen, verlassenem Wörmer sorgte, gar väterlich als wahrer Vatter (Mitvater) für ihr äußeres und inneres Heil.

Auf die innere Pflege der ihm durch die heilige Taufe anvertrauten armen Kinder verwendete er gar manche freie Stunde, besonders die Sonntags-Nachmittage. Da konnte man fast immer ein ziemliches Häuflein armer Kinder in Kießlings Hause sehen, wovon die meisten zu den Paten desselben oder einer seiner Schwestern gehörten. Da wurden sie dann auf die eindringlichste Weise ermahnt, unterrichtet in den Hauptlehren des Christentums, es wurden ihnen Geschichten aus der heiligen Schrift und anderen erbaulichen Büchern erzählt, Bilder gezeigt und gesungen. Hierbei fehlte es dann natürlich auch nicht an äußerlicher, leiblicher Erquickung. Der Segen blieb nicht aus. Der große Kinderfreund im Himmel segnete Kießlings Bemühen, daß er an mehreren dieser seiner Paten und der übrigen armen Kinder die Früchte seines Gebets, seiner Ermahnungen und Belehrungen sah. K.

(Aus der „Ev.-luth. Hermannsburger Freikirche.“)

„Von dieser Sekte ist uns kund, daß ihr wird an allen Enden widersprochen.“

(Apostelgesch. 28, 22.)

So sprachen einst die Juden in Rom zu dem Apostel Paulus. Sie wußten von den Christen nicht viel mehr, als daß sie mit ihrer Lehre überall Widerspruch und Feindschaft erregten. Doch wollten sie nun von Paulo die Lehre der Christen kennen lernen, um sich selbst zu überzeugen, ob diese denn so schlimm und gefährlich sei. Und Paulus legte ihnen seine Lehre dar, von morgens bis abends. Ein Teil der Juden stimmte Paulo zu, aber

der andere Teil widersprach. Und als Paulus schließlich eine Lehre vortrug, welche das Gebiet der Wahllehre streifte, war ihnen das so anstößig, daß sie voll Bitterkeit und Feindschaft weggingen.

Wie damals den Christen überall, wohin sie kamen, widersprochen wurde, so geschieht das heute mit den Missouriern. Ihre Lehre ist wenig bekannt, aber das ist sehr vielen kund, daß ihnen an allen Enden widersprochen wird. Wenn es doch die heutigen Christen so machten, wie damals die Juden, und wenigstens prüften, was die Missourier lehren. Dann würden gar viele ihnen zustimmen müssen. Allerdings wird es auch immer solche geben, welche sich, wie damals die Juden, an dieser oder jener Lehre, welche die Missourier führen, stoßen und ärgern und ihre Feinde werden. Aber das liegt nicht daran, daß ihre Lehre nicht schriftgemäß wäre. Denn das ist sie; ihre Lehre ist die der Schrift. Vielmehr liegt solches Widersprechen daran, daß die betreffenden Leute ihre Vernunft nicht unter die Schrift beugen wollen.

Gerade für uns, die wir den Missouriern näher treten, wird es lehrreich sein, zu erfahren, wer ihre Gegner sind und weshalb diese es sind.

Gegner der Missourier finden sich „an allen Enden“, in allen Weltteilen. Uns interessieren zunächst nur diejenigen Gegner, welche in der Nähe sind. Es gehören zu denen, welche den Missouriern widersprechen: die sog. lutherischen Landeskirchen, und von den Freikirchen: die Immanueliten, die Breslauer, die Hefsen, ferner die Leipziger und Hermannsbürger Mission. Vorzüglich sind alle diejenigen den Missouriern feindlich, welche „Lutheraner“ sein wollen, aber es leider nicht sind.

Und weshalb solche Feindschaft? Bei den Immanueliten deshalb, weil die Missourier sie strafen wegen ihrer falschen Lehre von der Inspiration und von Kirche und Amt und wegen ihrer schriftwidrigen Verbindung mit den vom lutherischen Glauben abgefallenen Landeskirchen. — Bei den Breslauern deshalb, weil die Missourier ihnen fort und fort nachweisen, daß sie eine falsche Lehre von der Kirche und vom Kirchenregiment führen, daß sie eine schriftwidrige Verbindung mit falschgläubigen Kirchen aufrecht erhalten und Anhänger der falschen neueren Theologie als Pastoren in ihrer Mitte dulden. — Bei den Hefsen, weil die Missourier ihre falsche, römische, wilmarische Amtslehre bekämpfen. — Die Hermannsbürger Mission hat eine geradezu fanatische Feindschaft gegen die Missourier, weil letztere erklären: Es ist nicht recht, daß im Missionshause ein Pastor die Zöglinge in der Glaubenslehre unterrichtet, welcher die Irrtumslosigkeit der Bibel leugnet; es ist nicht recht, um des Geldes willen die Mission an eine Gemeinschaft zu verkaufen, welche aufgehört hat, rechtgläubig zu sein. — Die Leipziger Mission ist nicht minder feindlich. Denn sie wird von den Missouriern gestraft, weil sie in ihrer Zeitung Männer hat, welche offenbar schriftwidrige Lehren vortragen, weil sie durch Absetzung Mohns und Nätthers offen erklärt hat, daß sie die falsche Lehre vom Kirchenregiment, wie sie Breslau hat, ebenfalls vertritt, und die grundstürzende falsche Lehre von der Inspiration grundsätzlich duldet (wonach die Bibel nicht ganz von Gott eingegeben, nicht ganz irrtumslos ist). — Daß die Landeskirchen nicht gut auf die Missourier zu sprechen sind, kommt daher, daß letztere fortgesetzt nachweisen, wie ein Austritt aus der Landeskirche wegen des darin herrschenden Lehrverderbens nach der Schrift geboten ist. Besonders feindselig sind ihnen viele von den sog. „Entschiedensten“ in der Landeskirche. Diese wollen als echte, gute Lutheraner gelten. Aber die Missourier zweifeln an ihrer Entschiedenheit, so lange sie es in falschgläubigen Kirchen aushalten, und geben nichts auf deren hochtrabende Worte, sondern wollen Thaten sehen.

Da siehst du, lieber Leser, die Ursachen, weshalb alle diese Gemeinschaften Gegner der Missourier sind: Sie können es nicht vertragen, daß die Missourier ihre falsche Lehrstellung strafen.

Aber die Missourier in Deutschland sind doch nur gering an Zahl, nur einige Tausend. Man sollte denken, die würde man kaum beachten, man würde es kaum für der Mühe wert halten, ihnen zu widersprechen; daß es dennoch geschieht, hat seinen Grund.

Obwohl gering an Zahl, ist ihr Einfluß doch kein geringer. Wohin die Personen nicht kommen können, dahin kommen doch ihre Bücher und Zeitschriften, die von Tausenden gelesen werden. Und was diesen Schriften ihre Kraft giebt, das ist das: Der Herr bekennt sich zu Seinem lauterem Wort, das darin gelehrt wird. Wohl giebt es in Deutschland nur einige Tausende, welche gliedlich der Gemeinschaft der Missourier angehören, aber es giebt daneben sehr viele, welche in der Lehre den Missouriern zustimmen, jedoch noch nicht den Mut haben, sich offen zu ihnen zu bekennen. Solche finden sich, wie Schreiber dieses weiß, unter den Breslauern, Hefsen, in der Hermannsbürger Mission, in den Landeskirchen, unter Laien und Pastoren. Was die aufrichtigen Seelen gewinnt für die Missourier, ist das, daß dieselben mit ihrer Lehre so fest in der Schrift gegründet sind und deshalb einen so sicheren Halt unter den Füßen haben, während in den übrigen Gemeinschaften ohne Ausnahme die Festigkeit und Gewißheit fehlt. Kurz gekennzeichnet: Die Missourier haben die Wahrheit, die übrigen suchen sie. Man denke nur an die uns zunächst Stehenden, an die hannoversche Freikirche: Welche Unsicherheit in der Lehre herrscht darin; man spreche nur mit Gliedern der Immanuelnynode, sie werden mit Pastor Ehlers sagen: Bei uns ist alles im Werden. — Allein die Schrift, das Wort Gottes macht gewiß, und weil die Missourier für ihre Lehre den Schriftbeweis bringen, so gewinnen sie die aufrichtigen Seelen. Ihnen ist es einerlei, ob die Väter anders lehrten, ob bedeutende Kirchenlehrer ihre Gegner sind, wenn sie nur die Schrift für sich haben. In diesem treuen Festhalten am Worte liegt ihre Kraft und ihre Macht. Das macht sie zu gefürchteten Gegnern, das aber segnet auch der Herr.

Wenn daher den Missouriern an allen Enden als einer Sekte widersprochen wird, so sind sie deswegen noch keine Sekte, sondern eine Gemeinschaft, welche treu festhält an der Lehre der Apostel und Propheten, welche auch die Lehre Luthers ist. Wer nichts anderes will, als die ewige, gewisse Wahrheit der Schrift, wer sich treu hält an dem „es steht geschrieben“, der ist eins mit den Missouriern.

Die Verleumder der „Missourier“

sind wieder einmal eifrig an der Arbeit, und es zeigt sich dabei, wie gern jedes falsche Zeugnis geglaubt und weiter getragen wird, wenn es nur gegen die „Sekte“ gerichtet ist, welcher „allenthalben widersprochen wird“, wie aber auch die falschen Zeugen sich gegenseitig zu Eideshelfern aufrufen, um ihr Gewissen zu beruhigen. Obwohl wir erst kürzlich (S. Nr. 1 d. Bl. S. 8) mitgeteilt haben, wie die Vertreter der Missourinynode selbst über diese Vorwürfe urteilen, so ist es doch lehrreich und erscheint zugleich uns, die wir den Gang der Verleumdung diesmal ganz genau haben verfolgen können, als eine Pflicht der Bruders- und Wahrheitsliebe, den neuesten Verleumdungen nachzugehen.

Die „Hannov. Pastoral-Korrespondenz“ vom 2. Jan. 1895 schreibt:

„Gegen die Missourier werden neuerdings besonders energisch mancherlei Klagen erhoben, die auch in der ‚Luthardtischen Kirchenzeitung‘

Erwähnung finden.* In seltenhafter Weise dringen sie, heißt es, in Gemeinden anderer Kirchengemeinschaften ein mit dem Anspruch, daß sie allein das wahre Evangelium verkündigten, während alle anderen Prediger als „Irrelehrer“ zu verurteilen wären. Aber auch eine dazu recht wenig passende Verweltlichung wird ihnen vorgeworfen. In New York soll ein missourischer Pastor einen Wettstreit verschiedener Gesangsvereine um ein prächtiges Trinkhorn veranstaltet haben, um dadurch die nötigen Mittel zu einem Kirchenbau fund zu gewinnen. Freimaurer, sagt man, würden ohne weiteres in missourische Gemeinden aufgenommen. Der jetzige Konsul F. W. Dietrich in Leipzig, früher missourischer Pastor und Professor, behauptet geradezu, sie ließen sich als „Handlanger der Freimaurer“ gebrauchen und trieben fortwährend politische Agitation. Wie viel oder wie wenig an diesen Klagen berechtigt ist, läßt sich wohl schwer genau feststellen. Aber es wäre doch sehr erwünscht, etwas Klarheit darüber zu gewinnen und die Hauptbeschwerden als nichtig verwerfen zu können.“

Dieser Wunsch kann erfüllt werden, wenn man auf die Quelle dieser Verleumdungen zurückgeht. Dieselbe ist in der Hauptsache das in Allentown erscheinende Blatt „Herold und Zeitschrift“, von welchem selten eine Nummer erscheint, die nicht einen Hieb auf „Missouri“ enthielte, daher die Missourier auf die Angriffe desselben gar nicht mehr zu antworten pflegen. Die Luthardtische Kirchenzeitung hat nun dieses Blatt als gute Quelle benützt und in Nr. 50 von 1894, Spalte 1216, den Artikel geliefert, welcher der „Hannov. Pastoral-Korrespondenz“ zur Unterlage dient. Nr. 46 von „Herold und Zeitschrift“ enthält zwei Artikel gegen Missouri, einen über das „Trinkhorn“, den anderen über das „Politiktreiben“. Begreifer nimmt Bezug auf einen „Protest“ des früheren** Konsuls in Leipzig, des Prof. Diederich, vom 2. November, in welchem derselbe sich gegen die Weise des sogenannten Schulkampfes ausdrückt, wie er von seiten mancher demokratisch*** gefinnten Missourier geführt wird. Dabei sagt er von einem einzelnen Mann, er habe sich in einem bestimmten Falle zum Handlanger der Freimaurer brauchen lassen. Daraus macht nun „Herold und Zeitschrift“ die Anklage, die Missourier nähmen Freimaurer in missourische Gemeinden auf und seien „Handlanger der Freimaurer“. Das ist eine offene Verleumdung!

Das Politiktreiben anlangend, so kann man über das Maß desselben verschiedener Meinung sein, wie denn thatsächlich auch innerhalb der Missourisynode verschiedene Meinungen hierüber vorhanden sind. Aber wenn „Herold und Zeitschrift“ den Missouriern so allgemein politische Agitation schuld geben, so ist das verleumderische Entstellung. Denn die Missourisynode als solche hat den politischen Kampf nur gebilligt, sofern er dazu dient, die durch die Schulgesetze etlicher Staaten ernstlich gefährdete Religionsfreiheit zu wahren.

Ähnlich ist es nun auch mit der „Trinkhorn“-Geschichte. Schon die verschiedenen Berichte lassen die verleumderische Arbeit erkennen. „Herold und Zeitschrift“ reden vorsichtigerweise von der „Gemeinde“ eines Pastors.† Die Luthardtische Kirchenzeitung, und ihr folgend die „Pastoral-Korrespondenz“, schreiben die That dem Pastor selbst zu. Ueber die Sache selbst wird uns von

* Das soll wohl heißen: Die also von Bedeutung sein müssen, sonst würde sie das „Weltblatt“ nicht erwähnen. Ja, das Weltblatt!! W.

** Nicht des jetzigen, wie irrigerweise gesagt wird. Das in Leipzig erscheinende Blatt hätte das wohl besser wissen können.

*** Bekanntlich heißt „demokratisch“ in Nordamerika etwas ganz anderes als hierzulande und ist jetzt Bezeichnung der Partei, die u. a. dem sog. Nativismus entgegenarbeitet.

† Dabei unterstellen sich „H. u. Z.“, diesen Pastor seines Charakters wegen öffentlich zu verdächtigen, obwohl die nach seiner mit gutem Zeugnis aus dem Generalkonzil (New York Ministerium) erfolgten Entlassung vorgebrachten Klagen, welche sich auf Dinge bezogen, die lange zuvor geschehen waren, von einer Komitee in Gegenwart von Gliedern jenes Ministeriums untersucht und als nichtig erkannt worden waren.

dem Visitor berichtet, daß allerdings ein Bazar stattgefunden hat und dabei ein Trinkhorn verlost worden ist, welches einem (weltlichen) Gesangsverein zugefallen ist. Er fügt aber hinzu: „Die Gemeinde ist wegen dieser und anderer Ungebührligkeiten von mir gestraft worden. Sie hat ihr Unrecht eingesehen und mir vor 14 Tagen ein schriftliches Bekenntnis eingesendet, welches ich Herrn Präses Brand übersandt habe. Die Gemeinde hat auch beschlossen, daß künftighin solches Unwesen in ihrer Mitte nicht wieder vorkommen dürfe. Uebrigens sind die wahren Veranstalter dieses ungeligen Bazar's Leute, die aus einer Council-Gemeinde zu uns gekommen sind.“

Ist es nun nicht eine Sünde wider das achte Gebot, Sünden, die gestraft und abgethan werden, an die große Glocke zu hängen und einer ganzen Kirchengemeinschaft anzurechnen? Und es hat hiernach seine volle Berechtigung, was uns Pastor Sieker in New York, den wir um Auskunft über diese Sachen gebeten hatten, schreibt:

„Wer wie wir die hiesigen Zustände und Vorkommnisse kennt, kann nur mit tiefer Entrüstung solche Kundgebungen eines rein satanischen Geistes wahrnehmen. Und das ist kein zu starker Ausdruck. Die ganze hiesige Kirche weiß es, wie Missouri zu all den verwerflichen Praktiken steht, die sich in den alten Synoden fest genistet haben; daß es in seiner Mitte sie nicht duldet und in diesem Ernst in keinem Ding nachgelassen hat. Hier im Osten sind aber viele Gemeinden und Gemeindeglieder zu uns gekommen aus diesen alten Kirchengemeinschaften (Council und Generalsynode). Da geht es uns so, um Luthers Bild zu gebrauchen, wir müssen hin und wieder mit einem „hinkenden Pferde“ kutschieren. Da stehen denn unsere gewissenlosen Beurteiler und schreien mit Schadenfreude in die Welt hinaus: Seht einmal, wie schofel die Missourier über die Straße ziehen! Und sie haben das Pferd ruiniert und ruinieren es durch ihr Beispiel konstant (die Fairs u. s. w. in den Councilgemeinden sind ja zahlreich). Daß wir ehrliche Arztarbeit an den kranken Pferden üben, das verschweigen sie. Sie wissen es, es ist ihnen ein Dorn in der Seite. Kommt ein Fall vor, wie der berührte, so muß er zwei Zwecken dienen: 1. ihren unbegrenzten Unfug beschönigen, 2. Missouri schimpfieren.“

Sollte denn in deutschen Kreisen gar keine Ueberlegung mehr sein? Die Missourisynode zählt doch weit über 1000 Pastoren und Gemeinden und unsere Feinde haben Argusaugen. Ist es da nicht ein anzustaunendes Wunder der Gnade, daß nur hier und da im Osten ein solcher von uns offen eingestandener Verstoß gegen treu-kirchliche Praxis vorkommt, und daß ein solcher sogleich brüderlich gerichtet und bekämpft wird? Giebt es auch nur etwas auf 1000 Meilen annähernd Ähnliches in dem Kreise, welchem „H. u. Z.“ dient? **Nein!**

Und Editoren der Blätter deutscher Landeskirchen wagen es, solche Flecken, die sich an unser reines Kleid gelegentlich hinankleben, auszubeuten? Leute, die mit Christusleugnern, Atheisten u. s. w. — bis zum schändlichsten Sozialisten in einem Stalle stehen, die von christlicher Zucht gar keine Ahnung haben? Wahrlich! Satan führt ein schauerliches Regiment. Denn durch solche gewissenlose Editoren bringt er das Zeugnis derer, die noch aus Gottes Macht im Glauben bewahrt werden, um alle Kraft bei ihren Lesern. Und der gänzliche Verfall kann um so rapider vor sich gehen. Doch das ist wohl auch ein Stück des gerechten Gerichtes Gottes. Weil sie die Liebe zur Wahrheit nicht haben angenommen, wird ihnen Gott kräftige Irrtümer senden, daß sie der Lüge glauben.“

Ueber das angebliche Einbrechen in fremde Gebiete haben wir in Nr. 1 das Nötige gesagt.

Erwähnenswert aber ist es, wie bei diesem Verleumdungs-
feldzug ein Lügner sich auf den andern beruft. So meldet
„Herold und Zeitschrift“ unterm 22. Dez., daß die „Allg. Luth.
R.=Z.“ sich über Missouris Vorgehen in Indien beschwere, und
findet damit seine eigenen Klagen bestätigt; da aber Missouri
vorläufig in Indien noch gar nichts gethan hat, mußte die „A.
E.=L. R.=Z.“ sich zur Begründung seiner Befürchtungen eben auf
die Klagen von „H. u. Z.“ berufen! So ist der Ring geschlossen,
daß „Zeugnis“ stimmt überein, das Urtheil ist gefällt! Non licet
esse vos!

Wie ganz anders äußert sich da doch die „Neue luth. R.=Z.“
zu der Sache. Sie schreibt unterm 6. Jan.:

„Die Luthardtsche brachte fast gleichzeitig mit dem Pamphlet
gegen Näther und Mohn einen Angriff auf die amerikanischen
Missourier, die angeblich drüben immer mehr in der Achtung
sinken sollen. Sie benutzte die Neußerung des amerikanischen
Konsuls, früheren missourischen Pastors Diedrich in Leipzig, der
seinen Glaubensgenossen drüben anscheinend einige ernste Wahr-
heiten gesagt hat. In derselben Weise könnte man auch Prof.
Walthers Busspredigten benutzen, um den „quellenmäßigen Nach-
weis“ zu liefern, wie wenig achtungswürdig die missourischen Ge-
meinden seien, und wie tief gesunken insbesondere die lutherische
Gemeinde in St. Louis sei. Ebenso kann man sich mit Luthers
Predigten behelfen — nach berühmten Mustern! Warum schilt
das „Weltblatt“ denn so arg über Zausen und seine Methode?“

Wie sehr die „N. L. R.=Z.“ hiermit den Nagel auf den
Kopf getroffen hat, gerade in Bezug auf die trübe Quelle, aus
welcher Luthardts Zeitung geschöpft hat, beweist u. a. der Um-
stand, daß „Herold und Zeitschrift“ unterm 27. Oktober es
„ein höchst trauriges Bekenntnis“ nannten, daß der von der
New Yorker Pastorkonferenz der Missourisynode herausgegebene
„Zeuge der Wahrheit“ in seinem Vorwort zum 18. Jahrgange,
auf die vielen innerhalb der Missourisynode erscheinenden Blätter
hinweisend, sich selbst die Frage vorgelegt hatte, ob denn sein
Erscheinen nötig sei und dabei gesagt hatte: „Wo bleibt unter
solchen Umständen die höchste und nötigste Pflicht auf diesem
Gebiete, nämlich das Lesen und Erforschen der heiligen Schrift,
des Wortes unseres Gottes — der tägliche Gebrauch des einen
Gnadenmittels? Sie wird vernachlässigt, und ist dabei nur das
eine Stücklein Trostes, daß eine traurige Anzahl von Leuten
gar nichts von Gottes Wort lesen würden, wenn diese Blätter
nicht in ihre Hände kämen, die doch Gott Lob alle die unver-
fälschte Wahrheit des Wortes Gottes bringen und von der gott-
seligen Arbeit der Kirche, von ihren Nöten und Sorgen, erzählen.“

Anstatt über die Demut und den Mut eines Zeitungs-
schreibers, der dies auf die Gefahr hin, Abonnenten zu verlieren,
schreibt, sich zu freuen, werfen sich „Herold und Zeitschrift“
pharisäischerweise in die Brust und schreiben: „Das sind in der
That traurige Zustände, wenn die kirchlichen Blätter die heilige
Schrift verdrängen, wie es in diesen missourischen Gemeinden
der Fall ist.“ Wir glauben, diese eine Probe genügt, um den
Geist zu kennzeichnen, in welchem „Herold und Zeitschrift“ gegen
„Missouri“ zu polemisieren und über dasselbe zu berichten pflegte,
und wollen hoffen, daß die kirchlichen Blätter Deutschlands, welche
sich dieser Sünde gegen das achte Gebot nicht theilhaftig machen
wollen, in Zukunft von der Benutzung dieser Quelle absehen
werden.

W.

Füllstein.

O Herr! Laß mich alle Tage das Vaterunser beten, um
meinen Feinden von Herzen zu vergeben, und lehre es mich so
lange beten, bis sie meine Vergebung nicht mehr nötig haben,
bis sie sich bessern und bekehren. Amen.

Vermischtes.

Auch ein Zeichen der Zeit.

„Zum Besten der Hinterbliebenen der mit der ‚Elbe‘ Ver-
unglückten“ hat man in Berlin kürzlich ein großes Eisfest ver-
anstaltet, das, wie der christlich sein wollende „Reichsbote“ be-
richtet, einen „recht gelungenen Verlauf“ nahm. „Die Bahn
war auf das Reichste geschmückt und abends strahlend erleuchtet,
am Eingang erglänzte ein mächtiges Schiff, das den Namen des
untergegangenen Molybdampfers trug. Die Kapelle der Eisen-
bahner, der Ulanen, des Kadettenkorps und eine Zivilkapelle ließen
fröhliche Weisen erklingen . . . bengalische Beleuchtung der glitzern-
den Eiszgrotten . . . Fackelpolonaise . . . Walzer . . . mit vieler
Eleganz auf dem Eise getanzt . . . humoristische Eis- und Segel-
regatta . . . die kühnsten Seemannöver . . ., bis die ‚Wildente‘
unter Kapitän Mellenkamp unter stürmischem Beifall zum Ken-
tern kam . . . Quadrille . . . Clown-Pantomime . . . Wett-
laufen . . . humoristisches Pferderennen. . .“ Und zu dem allen
bemerkt der „Reichsbote“: „Der Besuch des Festes, das alle
Teilnehmer voll befriedigte, war recht gut, eine größere Fülle
wäre allerdings des guten Zweckes wegen wohl zu wünschen
gewesen.“ Wir aber wissen hierauf nichts anderes zu sagen,
als: „Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.“

Beherzigenswerte Worte für unsere Zeit.

Als 1880 zwei Professoren zu Halle die wesentlichsten christ-
lichen Wahrheiten angegriffen hatten, sagte Freiherr von Stein:
„Wozu die Bemühungen, Einförmigkeit in das Äußere des Gottes-
dienstes durch Liturgieen zu bringen, wenn man ohne Scheu vom
Katheder das Christentum zerstörende Lehren vorträgt, mit verderb-
lichen Worten auf den Kanzeln es untergräbt, oder sie geradezu der
Jugend in den Katechisationen mittheilt! Will man Pflichten gegen
Religion und Kirche erfüllen, zu welcher man sich von Gott berufen
fühlt, so entferne man von Kathedern unchristliche Lehrer, wache
über die Religionslehre des Volkes — oder man erkläre, daß
man die Kirche sich selbst überlasse wie in den nordamerika-
nischen Staaten, und dann ist es die Sache der Mitglieder der
Kirche, für die Erhaltung einer reinen evangelischen Lehre zu
sorgen!“
(„Ev.-Luth. Friedensbote.“)

Ueber Kliefoth

schreibt der Herausgeber des „Mecklenburgers“ (P. Brillwitz)
u. a.: „Kliefoth fühlte in den letzten Jahrzehnten von Jahr zu
Jahr mehr die wachsende Ohnmacht der mecklenburgischen Landes-
kirche (eben als Institution!) gegenüber der Macht der neu ge-
schaffenen politischen Verhältnisse. Das erklärt vieles in seiner
Haltung, was sonst unbegreiflich wäre. Wer die äußere Insti-
tution als solche überschätzt, kommt dann leicht dazu, Fleisch für
seinen Arm zu halten, und keine noch so große persönliche Macht,
keine noch so große persönliche Energie kann da die Scharte aus-
waschen. Kliefoths Auffassung von Amt und Regiment, noch mehr
aber seine Auffassung von der Gemeinde trägt in erster Linie
die Schuld, wenn wir heute in Mecklenburg in so ausgesprochenem
Maße in erster Linie eine Pastorenkirche haben.“ —
Uns freut diese freimütige, klare und zutreffende Aussprache um
so mehr, als auch der „Mecklenburger“ vormalig gerade in Be-
ziehung auf die Lehre vom Kirchenregiment romanisierenden Ten-
denzen huldigte. Doch scheint er mit dieser seiner Aussprache
in Mecklenburg ganz isoliert zu stehen.

Wegen der Bonner Professoren

werfen die „Positiven“ in der Union noch immer — Steine
ins Wasser. So hat der Pastor Dammann in seinem Blatte

„Licht und Leben“ einen, zum Teil im „Reichsboten“ abgedruckten, offenen Brief an Prof. Meinhold geschrieben, in dem es zum Schlusse heißt: „Sie haben Ihre Zahne entrollt, Herr Professor, und wenn ich in Ihrem Büchlein auch nicht alles verstehe, z. B. das nicht, wie der Göze Zahwe, der in der Zeit vor Mose in Flüssen, Bäumen, Steinen, Tieren sein wunderliches Dasein führte, mit einem Male sich dem Moses erschließt als Jehovah, den Gott Israels, auf eine Ihnen selbst unbegreifliche Weise, so hab ich doch soviel verstanden, daß Ihre Theologie und unsere Kirche in grellem Widerspruch miteinander stehen und in einem Hause nicht mehr miteinander wohnen können. Entweder muß unsere Kirche Ihre Theologie von sich stoßen oder Ihre Theologie muß unsere Kirche daran geben. Sie sagen ja selbst, daß alle Dinge doch einmal an unser Volk herantreten müssen. Sie bitten inständig, daß die Kirchenthürnen sich doch öffnen möchten für Wissenschaft und Kritik der modernen Theologie. Bei Gott im Himmel, Herr Professor, es geht nicht! Es ist mir, als ob ich schon den Ruf vernehme: Israel, hebe dich zu deinen Hütten! Und je lauter Ihre Theologie wird, je lauter wird dieser Ruf. Und wenn dann die Landeskirche sich Ihrer nicht mehr erwehren kann, so wollen wir sie Ihnen und der modernen Theologie überlassen; die Schwalbe wird schon ein Nest finden. Aber vorläufig sind wir noch nicht so weit. Darum auf zum heiligen Kampfe! Wir hoffen zu dem Herrn, dem unsichtbaren König Seiner gläubigen Gemeinde, daß, wenn die Dinge so weitergehen, sich auf kirchlichem Gebiete wiederholen wird, was in unserem Vaterlande geschah Anno 1813: Das Volk steht auf, der Sturm bricht los! Freilich nicht das gesamte Volk, aber doch noch die 7000, die ihre Kniee nicht beugen wollen vor dem Baal der modernen Theologie. Soviel für heute.“

Die „Nat.-Ztg.“ bemerkt zu diesen Worten: Es bleibt abzuwarten, wie viel Zustimmung Herr Dammann finden wird. — Wir aber möchten fragen: Hält man es denn wirklich für möglich, daß eine Zeit kommen könne, da der Ruf: „Israel, hebe dich zu deinen Hütten“, d. i. die Aufforderung zur Separation von der Landeskirche, erlaubt und geboten sein dürfte? Wenn aber, wann wird sie gekommen sein und warum soll sie es jetzt nicht sein? Ferner aber: Wie denkt man sich in der Kirche ein: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“, ausgeführt von den verborgenen 7000? Und endlich: Wie reimt sich das „die Schwalbe wird schon ein Nest finden“ mit der auf unsere Aufmunterungen zur Separation und zum Bau der Freikirche zum Ueberdruße gegebenen Antwort: „Wir wissen nicht, wo wir bleiben sollen?“ Ein Vogel, der sich nicht selbst ein Nest bauen kann oder mag, wird schwerlich eine Schwalbe sein. Vielleicht ist auch er nur ein Sperling.

H—r.

Nachrichten und Bemerkungen.

Aus Mecklenburg. Vor einiger Zeit wurde ein Strelitzer Arzt, Dr. Römer, von einem Berliner Fabrikanten im Duell erschossen, nachdem er dessen häuslichen Frieden frevelhaft zerstört hatte. Der Superintendent seiner mecklenburgischen Vaterstadt versagte ihm unter diesen Umständen das kirchliche Begräbniß. Darob große Entrüstung in den Kreisen derer, auf die jenes Wort in der Reichstagsrede des Sozialisten Auer seine Anwendung findet: „Das Duell ist verboten, aber die herrschenden Klassen haben auch hier ein Monopol (alleiniges Recht) für sich behalten, das Monopol des Totschlags“ (Zustimmung links!). Auf den Antrag des Landrats von Dargitz hat sodann der mecklenburgische Landtag trotz eines in kirchlichem Sinne ausgefallenen Berichtes der Justiz-Komitee mit 40 gegen 26 Stimmen erklärt, „daß die Thatsache, daß jemand im Duell gefallen ist, allein kein Grund zur Verweigerung des Begräbnisses mit kirchlichen Ehren sein solle.“ Im „Mecklenb. Kirchen- und Zeitbl.“ sind hernach einige vortreffliche Artikel dagegen geschrieben worden, aus denen wir nur folgende schlagende Sätze herausheben: „... schwer verständlich bleibt, wie einer mich beleidigen darf,

ohne deshalb schon als unehrenhaft zu gelten, ich aber als unehrenhaft gelte, wenn ich mich nicht in die Lage bringe, von dem Beleidiger auch noch niedergeschossen zu werden, oder wie ich zwar niemand beleidigen darf, aber wieder als voller Ehrenmann gelte, wenn ich, zum Zweikampf herausgefordert, den von mir Beleidigten auch noch getödtet habe?“ Und: „Es ist wunderbar, daß Leute, die sonst sehr eifersüchtig darauf halten, daß sie selber sich ihre Stellung zu wählen hätten und daß niemand ihnen darein zu reden hätte, doch im Tode anders klassifiziert zu werden wünschen, als sie sich selber klassifiziert haben.“ Und: „Es thut not, gerade in heutiger Zeit, daß man wieder lerne, oben und unten, sich unter das Wort der Kirche zu beugen, statt sie unter sich beugen zu wollen. Die Kirche ist eben die Kirche, die ihre eigenen von Gott gegebenen Normen hat, und nicht eine Gesellschaft für Leichenbestattung, die einfach auf Ansage, vielleicht auf Erfordern demnächst fungiert.“ Das Traurigste bei der Sache ist aber, daß der mecklenburgische Landtag, der es seinerzeit ablehnte, ein Bekenntnis für die göttliche Eingebung der heiligen Schrift abzulegen und nun für das kirchliche Begräbniß im Duell Gefallener eingetreten ist, eine Vertretung der mecklenburgischen Landeskirche ist, eine Vertretung, welche nicht einmal zur Verantwortung gezogen, geschweige denn abgesetzt werden kann. Und das ist dieselbe Landeskirche, in der man jede Synodalverfassung für eine „Lüge“ erklärte und dabei mit Verachtung des Wortes Gottes in Gewissenssachen durch Majorität abstimmen lassen kann.

Unter dem preussisch-deutschen Reichsadler, der mit heraldisch gespreizten Flügeln und Schwanzfedern und scharfen Krallen als großes Deckengemälde das prunkvolle Restaurationszimmer des neuen deutschen Reichstagsgebäudes schmückt, stehen die Worte „Sub umbra alarum tuarum protego nos“, d. h. zu deutsch: „Beschirme uns unter dem Schattens deiner Flügel“. Dazu bemerkt „der Mecklenburger“ sehr richtig: „Das ist gotteslästerlich! denn wer dächte bei solcher Inschrift nicht an Ps. 17, 8: „Beschirme mich unter dem Schattens deiner Flügel?“ Oder an Ps. 36, 8; Ps. 63, 8; Mat. 4, 2?“

Gegen den Pfarrer F. Naumann hat sich nunmehr sogar der „Reichsbote“ und die „Allg. ev.-luth. Kirchenztg.“ erklärt, nachdem er in seinem „evangelisch-sozialen“ Organ, „die Hilfe“, die sozialdemokratische Partei als einen „Aufenthaltssort künftiger Christlich-Sozialer“ bezeichnet, „die verschiedenen theologischen Richtungen zugleich berechtigt“ erklärt und im übrigen den gewöhnlichen Ritschlianismus ausgesprochen hat.

Der Versuch einer Vereinigung der amerikanischen Ohio- und Iowa-Synode gilt als gescheitert, nachdem die von den beiderseitigen Kolloquanten angenommenen Thesen manchen in der Ohio-Synode in bezug auf die Lehre von den letzten Dingen zu chiliastisch, anderen in der Iowa-Synode in bezug auf die Lehre vom Predigamt und der Kirche zu missverständlich erschienen.

Die außerordentliche hannoversche Landessynode hat sich trotz der Bedenken Einzelner für einen sekundär vorteilhaft erscheinenden Zusammenschluß der hannoverschen Landeskirche mit den altpreussischen Provinzen in bezug auf die Versorgung hinterlassener Pastoren-Witwen und -Waisen entschieden und damit nach dem Sprichworte: „Was Brot ich esse, des Lied ich singe“ einen weiteren Schritt gethan, ihre Freiheit gegenüber der Union für Geld zu verkaufen. Als Gewissensfrage meinte man, könne man die Sache nicht anheben, da ein status confessionis (Bekennnisstand) nicht vorhanden sei. Abt Uhlhorn namentlich erklärte, er sehe in der Annahme des Antrages keine Gefahr. Es liege darin kein Schritt zur Union, daran denke auch niemand; die hannoversche Landeskirche habe ihre besonderen Gaben und Aufgaben, die der ganzen evangelischen Kirche Deutschlands zu gute kämen (etwa dieselbe ritschlianisch zu machen?! H—r.). Es müsse aber etwas zu stande kommen, sonst könne eine böse Agitation entstehen. Wenn man meine, daß die Separation aus dem Anschluß neue Nahrung ziehen könne, so sei davon nichts zu befürchten, die Separation wisse doch Gründe genug zu finden, um den Leuten einzureden, die hannoversche Landeskirche sei schon unter. Um dies zu finden, braucht man allerdings nach Gründen nicht weit zu suchen. Richtiger aber hätte Uhlhorn gesprochen, wenn er gesagt hätte, es sei darum nichts zu befürchten, weil die Freikirche nicht so viel Geldmittel habe, um eine leibliche Versorgung zu gewährleisten, wie dies die preussische Landeskirche vermöge.

P. Paulsen über Zulassung zum heiligen Abendmahl. Im „Briefkasten“ zum „Kr. R. Anz.“ vom 25. Januar schreibt P. Paulsen u. a.: „Zum heiligen Abendmahl sind alle diejenigen zugelassen, welche den Sakramentenglauben haben, d. h. daß wir im heiligen Sakramente Christi wahren Leib und wahres Blut empfangen.“ Also auch, wenn sie zu einer unierten oder zur römischen Kirche gehören? Auch wenn sie sich sonst ganz unbußfertig zeigen, unveröhnlich sind oder öffentliches Vergernis geben? Er fährt fort: „Die Lehre, daß das heilige Abendmahl eine Scheidewand zwischen den lutherischen Kirchen sein soll, ist eine neumodische Erfindung, die der Teufel aufgebracht hat, denn dadurch wird das Mahl des Friedens zum Mahl des Streits.“ Die Lehre, daß das Abendmahl eine Scheidewand zwischen den lutherischen,

Kirchen sein solle, haben wir noch nirgends vernommen. Wir glauben vielmehr auch, daß es ein Einigungsband zwischen ihnen ist. Die Rede aber von dem „Mahl des Streits“ haben wir bei den Unierten oft gehört, und in ihrem Sinne scheint sie auch bei Paulsen verstanden werden zu müssen, entsprechend seiner Ansicht von „lutherisch“ wie von Abendmahls-gemeinschaft. Daß Abendmahls-gemeinschaft Kirchengemeinschaft ist, ist keine „neumodische“ Lehre, sondern eine Lehre des göttlichen Wortes. Da aber P. Paulsen alle, welche den Sakramentsglauben bekennen, zum Abendmahl zulassen will, gleichviel ob sie sich zur rechten oder falschen Kirche bekennen, so kennt er ja offenbar überhaupt keine Scheidewand zwischen denselben und ist es nicht zu verwundern, daß er, uniirt in der Praxis, auch die Sprache der Unierten angenommen hat.

Zum Inspirationsstreit. Der Lehrer am Baseler Missionshaus, Adolf Kinzel, hat eine bereits in mehreren Auflagen erschienene Schrift über „Recht und Unrecht der Bibelkritik“ ausgeben lassen, die wegen ihrer Leugnung der Inspiration sogar die „Allg. ev.-luth. R.-Z.“ zum Widerpruche herausgefordert hatte. Nachdem dann aber von dem Altschuldirektor von Verber in Bern „von den Voraussetzungen der alten Inspirations-theorie aus“ eine Aufseher-erregende Gegenschrift erschienen ist, hat sich Kinzel veranlaßt gesehen, in einem direkten Schreiben an die „Allg. ev.-luth. R.-Z.“ seinen Standpunkt näher darzulegen und zu begründen, um dadurch sich und zugleich das Baseler Missionshaus von dem Verdachte des Rationalismus zu reinigen. Die „Allg. ev.-luth. R.-Z.“ aber, nochmals ausführlich auf die Sache zurückkommend, hält zwar ihren Vorwurf „nestorianischer Schriftbetrachtung“ aufrecht, einen Vorwurf, den sie ebensoviele gegen sich selbst und ihre Leute erheben könnte und sollte, entschuldigt aber Kinzel damit, daß „ja freilich alle diese Stellen im ausschließlichen Gegenfatz gegen die alte Inspirations-theorie zu verstehen“ seien, erkennt an, daß er „weit entfernt“ sei, „die Autorität der Schrift irgendwie in Frage zu stellen“ und bedauert es von Herzen, wenn, wie das durch die Schrift des Herrn von Verber geschieht, solche Äußerungen sofort als Konfessionen an den Unglauben gebrandmarkt und als Kampfesmittel gegen die Baseler Mission verwendet werden.“ Wir werden hierbei an das Sprichwort erinnert: „Eine Krähle haßt der andern die Augen nicht aus.“

Das Breslauer Kirchenblatt vom 1. Februar stellt an die ungläubigen Professoren der Jetztzeit das Ansuchen, doch „einmal kurz und gut, klar und deutlich, schlicht und einfach zu sagen: was sie eigentlich glauben, und was sie nicht glauben.“ Wir meinen, die hätten genügend klar ihren Unglauben kundgethan, an den Breslauern, Leipzigiern und ihren Gefinnungs-gegnossen aber wäre es, namentlich in Bezug auf die Inspiration der heiligen Schrift, „einmal kurz und gut, klar und deutlich, schlicht und einfach zu sagen: was sie eigentlich glauben, und was sie nicht glauben.“ Das wollen sie aber nicht und thun sie nicht. Warum nicht? Weil sie dann beim gemeinen Christenvolk den Kredit verlieren würden.

Juden und „Christen“. In der „Allg. ev.-luth. R.-Z.“ lesen wir folgendes: „Zur Bekämpfung der Unsitlichkeit ist in Erfurt ein Verein gegründet worden, welcher aber die Juden ausdrücklich ausschloß. Gegen letztere Bestimmung ist der Rabbiner Dr. Salzberg in der „Thür. Ztg.“ aufgetreten, in welcher er darauf hinweist, daß „im Fundament aller Moral zwischen Christentum und Judentum die vollkommenste, wir können beinahe sagen die wörtlichste Uebereinstimmung herrscht.“ Man hat nicht Not, hierüber theoretisch zu streiten, es genügt wohl der Hinweis auf die Thatfache, daß die Juden an der sittlichen Vergiftung unseres deutschen Volkes einen sehr erheblichen Anteil haben, ganz zu geschweigen dessen, was man von dem Verhalten jüdischer Dienstherrn, Fabrikherren u. gegen ihre weiblichen Untergebenen hört.“ — Wir sollten meinen, daß die sogenannten „Christen“, welche an die Stelle einer nach Gottes Wort Zucht übenden Kirche Vereine gegen Unsitlichkeit setzen und nicht mehr in der Lage sind, über den Unterschied zwischen Christentum und Judentum streiten zu können, auch keine Ursache mehr haben, gleichgesinnte Juden von sich auszusließen, und wohl daran thäten, die „sittliche Vergiftung unseres deutschen Volkes“ nicht allein bei den Juden zu suchen.

Wie man heutzutage Mission treibt. „Dem Vorstande der Evangelischen Missions-gesellschaft für Deutsch-Ostafrika zu Bielefeld ist die Erlaubnis erteilt worden, zum Besten der Krankenpflege in Deutsch-Ostafrika eine öffentliche Auspielung von Kunstgegenständen zu veranstalten und die zu diesem Zwecke auszugebenden 15000 Lose zu je 50 Pfg. im ganzen Bereiche der Monarchie zu vertreiben.“ Wir warnen hiermit einen jeden Christen, wie überhaupt am Lotteriespiel, so an dem scheinheiligen sich doch ja nicht zu beteiligen, auch zu geschweigen davon, daß ja doch jene Missions-gesellschaft überhaupt eine unierte ist. H—r.

Eine ganz neue Unterhaltung wurde vom evangelischen Handwerkerverein in München an dem Unterhaltungsabend am 20. Januar

seinen Mitgliedern und Gästen geboten. Auf Grund eines vom Vorstand selbst gemachten Entwurfs wurde das christliche Kirchenjahr in seinen Hauptmomenten zur Darstellung gebracht und zwar in Wort, Lied und Bild. Das „Wort“ bestand im Deklamieren passender Gedichte aus der neueren Literatur, das „Lied“ wurde vom Männerchor des Vereins, sowie von Solis, Duetten und Terzetten von Herren und Damen gesungen, aber den größten Beifall fanden die lebenden Bilder, fünf an der Zahl, von der Weihnachtserkündigung an bis zur Allegorie des christlichen Missionswerkes am Schluß. Der wachsende Zug zu lebenden Bildern und theatralischen Aufführungen in christlichen Vereinen ist bemerkenswert. (,,A. G.-Z. R.-Z.“)

Quittung.

Für die Einrichtung unserer Kapelle in Kolberg habe ich erhalten: Von der Planitzer Gemeinde durch Herrn Reibner M 58.50; durch denselben von Familie Preiß-Chemnitz M 3; von der Dresdner Gemeinde M 63.81; von Herrn Nischner-Dresden M 2; aus Jarben M 9.75; aus Lewehow M 12.05. — Herzlichen Dank und Gottes Segen allen lieben Gebern!

Kolberg, im Februar 1895.

W. Gübener, P.

Bücher-Anzeige.

Verhandlungen der 15. Jahresversammlung der evang.-luther. Synodalkonferenz von Nordamerika zu Milwaukee, Wis. vom 8. bis 14. August 1894. St. Louis, Mo. Concordia Publishing House. 1895. 100 Seiten. 80. Preis 90 P.

Dieser Bericht enthält neben interessanten statistischen Nachrichten über den Bestand und die Missionsarbeit der Synodalkonferenz sehr lezenswerte Lehrverhandlungen, auf Grund folgender, von Professor A. Hönede am theologischen Seminar in Milwaukee aufgestellten zwei Thesen über die Schwarmgeisteri: These 1. Die Schwarmgeisteri ist ein nachweislich allen Zeiten der Kirche gemeinsames Uebel, vor dem auch die Kirche bis zum Ende der Tage sich niemals sicher dünken darf. These 2. Die Schwarmgeisteri ist immer ein greuliches Uebel, obgleich sie nicht in allen ihren Gestalten auf dem ersten Blick so erscheint.

Es wird hier eine klare dogmengeschichtliche Darstellung geboten und zugleich eine sehr wertvolle Auseinandersetzung zwischen der sog. „missourischen“ und der modernen Theologie gegeben. Wir wünschten daher, daß das Büchlein, welches allerdings gerade wegen der vielen Citate aus modernen Schriften für den gewöhnlichen Mann etwas schwer zu lesen ist, von allen denen gelesen werde, welche wissen wollen, warum die „Missourier“ in so ausgesprochenem Gegenfatz auch gegen die „gläubige“ moderne Theologie verharren.

Neunter Synodalbericht des Nebraska-Distrikts der evang.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. Anno Domini 1894. 80. 82 Seiten. Preis 75 P.

Das in diesem Bericht enthaltene Referat Prof. A. Gräbners über die Lehre vom Gewissen empfehlen wir jedem Christen, sei es Prediger oder Zuhörer, dringend. Wir haben kaum je etwas so Klares und Eindringliches über diese in unserer Zeit der Gewissensverwirrung und Gewissenserschläffung so wichtige Lehre gelesen und möchten daher, daß der Segen, den wir selbst davon gehabt, recht vielen gleichfalls zu teil würde.

Predigt, gehalten bei der gemeinschaftlichen Reformationsfeier der acht Gemeinden der Synodalkonferenz zu Buffalo, den 4. Nov. 1894, von P. A. Senne. 12 Seiten. Kl. 80.

Diese Predigt behandelt auf Grund von Offenb. 14, 6 das Thema: Die treuen Lutheraner — die rechten wahren Kinder der Reformation. 1. Sie bleiben streng und genau bei Gottes Wort. 2. Sie verneinen alles, was nicht mit Gottes Wort stimmt. 3. Sie glauben, sehen und bekennen alles, was in Gottes Wort geoffenbaret ist. Einfach, kräftig und eindringlich wird hier die Wahrheit bezeugt. Wir empfehlen die Predigt zum Verschenten an solche, die unsere Stellung kennen lernen wollen. Dazu eignet sie sich auch wegen des äußerst billigen Preises. Denn sie ist für 5 Pfg. von unserem Agenten zu beziehen. W.

Konferenz in Chemnitz vom 19. März nachm. bis zum 20. mittags.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

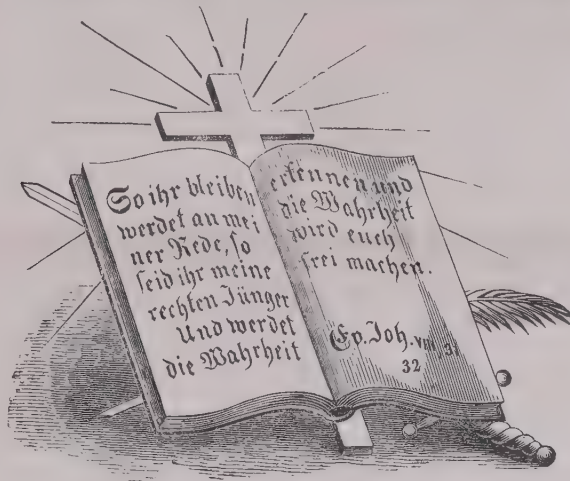
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die L. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 20. Nr. 7.

Zwickau in Sachsen.

24. März 1895.

Predigt,

gehalten auf der Synode zu Alendorf a. L. am 9. Sonnt. n. Trin. 1894
und auf Beschluß der Synode veröffentlicht von Pastor C. Walter.

J. A. J.

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi sei mit uns allen! Amen.

Laßt uns beten: Herr, unser Gott, Du reicher Vater im Himmel, dem alles gehört, was im Himmel und auf Erden ist! Du hast uns Menschen zu Haushaltern gesetzt über Deine Güter auf Erden, doch wir müssen es Dir klagen und bekennen, daß wir allzumal ungerechte und ungetreue Haushalter sind, die Deine Güter und Gaben übel umgebracht haben. Aber wir bitten Dich, lieber Herr, siehe nicht an unsere Sünde und Schuld, sondern Deines lieben Sohnes vollgültige Bezahlung und gib uns Deinen Heiligen Geist, daß derselbe uns aus Deinem Worte rechte göttliche Weisheit und Klugheit schenke, damit wir also durch die zeitlichen Güter wandeln, daß wir die ewigen nicht verlieren. Erhöre uns um Jesu Christi willen! Amen.

Text: Luk. 16, 1—9.

Geliebte in dem Herrn! An dem Worte Gottes haben wir einen unerschöpflichen Brunnen göttlicher Weisheit und Erkenntnis, eine Leuchte, die uns rechtes Licht giebt nicht nur über die himmlischen und göttlichen Dinge, sondern auch über die irdischen, menschlichen Verhältnisse. Das sehen wir recht deutlich an unserem heutigen Evangelium. Denn da sagt uns unser Herr Christus, wie wir als Christen und Kinder Gottes die zeitlichen Güter anzusehen und heilsam zu gebrauchen haben, damit sie unserer Seele nicht zum Schaden und Verderben gereichen, sondern wir vielmehr einen reichen Gewinn für die Ewigkeit daraus haben. Hier lehrt uns der Brunnen der

himmlischen, ewigen Weisheit rechte geistliche Weisheit und Klugheit, besonders im Gebrauch der zeitlichen Güter, und zeigt uns — um mit der alten Kollekte zu reden — wie „wir also durch die zeitlichen Güter wandeln, daß wir die ewigen nicht verlieren“. Der Herr zeigt uns dies aber an dem Exempel des „ungerechten Haushalters“, den er uns vorstellt

1. als ein Warnungsbild in seiner Untreue,
2. als ein Vorbild in seiner Klugheit.

Wir wollen den Worten des Herrn in unserem Evangelium einseitig nachgehen, uns unter dieselben in Demut beugen und daraus Lehre, Warnung und Mahnung entnehmen. Der Herr aber wolle Sein Wort segnen, und Gnade verleihen, daß es nicht umsonst gepredigt und gehört werde, sondern reiche Frucht schaffe!

I.

„Es war ein reicher Mann; der hatte einen Haushalter.“ Der reiche Mann ist Gott. Der Haushalter das bist du, das sind alle Menschen. Siehe da, wie fein unser Herr Jesus hier Gott den Herrn und uns Menschen abmalet! Ja wahrlich, Gott ist ein reicher Herr, denn Ihm gehört ja alles, was im Himmel und auf Erden ist. Alles, was du auch nur nennen magst, ist fein, denn Er hat ja alles geschaffen und es bestehet alles nur durch Ihn.

Aber es denkt vielleicht jemand: „Warum sagst du uns das? Das ist ja eine altbekannte Sache, die wir schon von Kindesbeinen an gelernt haben.“ Nun, lieben Freunde, mag es gleich noch so bekannt sein, es wird doch gar wenig beachtet. Und daher haben wir es auch immer wieder nötig, daran erinnert zu werden.

Seht, da klagen und murren die Leute heutzutage so viel darüber, daß das Geld und Gut dieser Erde so sehr ungleich verteilt sei. Sie sagen: „Ist das nicht eine schreiende Un-

gerechtigkeit, daß der eine im Ueberfluß schwelgt, während der andere oft am Nötigsten Mangel leidet, daß der eine in Samt und Seide prangt und der andere in einem groben Kittel einhergehen muß, daß der eine gezwungen ist, sich mit viel Mühe und Schweiß sein Brot zu verdienen, während der andere, ohne zu arbeiten, bequem und üppig von seinen Zinsen leben kann?" Nun, lieben Freunde, das ist freilich nicht Gottes Wille, daß jemand gar nicht arbeitet, und wenn er auch noch so reich wäre. Aber sonst muß man solchen Klagen und Reden einfach dies entgegenhalten: Unser Los steht nicht in unserer Hand und in unserer Macht, sondern Gott bestimmt uns unser Los in dieser Welt. Er ist der reiche Mann und Herr, dem alles gehört, und Er giebt einem jeden so viel als Er will und als uns heilsam ist. Und Er hat Recht und Macht zu thun mit dem Seinen, was Er will. Wir haben kein Recht auf Seine Güter und Gaben, denn alles gehört allein Gott zu, uns gehört kein Pfennig.

Und daß es wirklich so ist, das beweist Gott ja thatsächlich dadurch, daß Er uns — wenn's Ihm gefällt — die Güter und Gaben auch wieder nimmt, die Er uns gegeben hatte. Wer heute reich ist, kann morgen schon arm sein. Wer jetzt in hohen Ehren steht, der kann bald gering und verachtet sein. Bist du auch heute noch gesund und stehst in voller Lebenskraft, ach wie bald kommt die Zeit, daß du schwach und krank werden und dahinsiechen wirst. Heute rot, morgen tot, heute stark, morgen im Sarg! Gott macht reich und macht arm, Er erhebt und erniedrigt, Er giebt und nimmt, wie es Ihm gefällt. Und damit zeigt Er in der That, daß Er der Eigentümer und Herr aller Güter und Gaben ist.

Von diesem reichen Mann heißt es nun im Text: „der hatte einen Haushalter“. Dieser Haushalter sind wir Menschen, Adam und alle seine Kinder. Denn die Menschen hat Gott der Herr über die Erde und alle ihre Güter zu Haushaltern gesetzt. Dem einen hat Er viel, dem andern wenig gegeben. Jedem Menschen aber hat er Güter und Gaben anvertraut, als da sind: Leib und Seele mit ihren Sinnen, Gliedern und Kräften, Weib und Kind, Freunde und Verwandte, Geld und Gut, Haus und Hof, Acker und Vieh, Ehre und Ansehen, Amt und Beruf u. dgl. m. Ueber solche Güter hat Gott uns zu seinen Haushaltern und Verwaltern gesetzt, daß wir dieselben zu Seiner Ehre und zum Bau Seines Reiches nach Seinem heiligen Willen gebrauchen sollen. Das ist wieder eine gar wichtige Wahrheit. Seht, das war's ja eben, was jener ungerechte Haushalter vergessen hatte, daß er nur Haushalter war und nicht Eigentümer der Güter, über die ihn sein Herr gesetzt hatte. Und das ist es, was auch wir so leicht vergessen. Ja, der natürliche Mensch weiß hiervon nichts. Seht doch einmal, wie es hergeht in der Welt! Da blähet sich der eine mit seinem vielen Gelde und Vermögen und brüstet sich wie ein fetter Wanst, der andere dünkt sich groß auf seinen hohen Stand, der dritte bildet sich viel ein auf seine große Klugheit und Geschicklichkeit, auf seinen Verstand und seine Geistesgaben, auf sein Wissen und seine Gelehrsamkeit, als wäre er der Mann, mit dem die Weisheit sterben werde. Ach welche Thorheit ist das doch! Es ist gerade so, als wollte ein Bedienter groß thun mit den Gütern seines Herrn. Denn wahrlich, hier gilt das Wort: „Was hast du, o Mensch, das du nicht empfangen hast? So du es aber empfangen hast, was rühmest du dich, als der es nicht empfangen hätte?“

„Es ist ja, Herr, Dein Geschenk und Gab'
Mein Leib und Seel' und was ich hab'
In diesem armen Leben.“

Doch was lesen wir nun von diesem Haushalter in unserem Evangelium? Es heißt: „der ward vor ihm (seinem Herrn) berichtigt, als hätte er ihm seine Güter umgebracht.“ Seht, hier malt nun Christus unsere Sünde und Untreue ab gegen den Herrn, unseren Gott, der uns seine Güter und Gaben anvertraut hat. Denn dieser ungetreue und ungetreue Haushalter, der seines Herrn Güter übel umbrachte, der sind wir: du und ich und alle Menschen. Durch jene Worte des Gleichnisses werden nicht etwa nur die Prasser und Schwelger gestraft, die ihr Geld und Gut vergeuben und verthun. Freilich diese auch. Und wir sollen hier überhaupt wohl merken, wie unrecht es ist, wenn wir die Güter und Gaben, die Gott uns anvertraut hat, die Ihm gehören und von Seiner Güte herfließen, so gering achten, als sei gar nichts daran gelegen und als könnten wir damit schalten und walten, wie wir wollten; sollen bedenken, wie unrecht es ist, mit Geld und Gut nicht sparsam und ratsam umzugehen, auf die Gesundheit leichtsinnig einzustürmen, die Kinder, die Gott uns geschenkt hat, nicht sorgfältig zu erziehen, den irdischen Beruf zu veräumen und wie sich sonst die falsche Geringschätzung der irdischen Güter zeigt. Es werden durch jene Worte von den Veruntreuungen des Haushalters weiter aber auch alle Geizigen und Habgütigen gestraft. Denn auch sie bringen ihres Herrn Güter übel um, weil sie dieselben nicht zu Gottes Ehre und zum Nutz und Dienst des Nächsten gebrauchen, sondern in Selbstsucht allein ihren eigenen Vorteil, Genuß und Gewinn damit suchen. Und darum sollen wir hier wohl merken, wie greuliche Sünde es ist, wenn man in selbstgütigem Sinn Thaler auf Thaler für sich und die Seinigen zusammenschart und aufstapelt, dabei aber für Gottes Reich, für die Erhaltung der rechtgläubigen Kirche, für notleidende Glaubensbrüder nichts hergeben mag. O daß sich hier doch ja niemand selbst betrüge! Mancher denkt: „Ich bin nicht geizig, ich hänge nicht mit meinem Herzen an dem Gelde“, weil er von seinem Ueberfluß jährlich etwas für Gottes Reich und Kirche abgiebt, aber dabei hängt sein Herz doch an dem Mammon, denn er giebt, was er giebt, ungern und widerwillig, dazu nach seinen Mitteln kärglich, er mag sich um Gottes und seines Reiches willen keine wirklichen Opfer und Entbehrungen auferlegen. Ja, es werden hier im Grunde alle Menschen ohne Ausnahme gestraft, wenn es von dem Haushalter heißt: „der ward vor seinem Herrn berichtigt, als hätte er ihm seine Güter umgebracht“. Denn darin besteht eben unser aller Sünde, daß wir Gottes Güter und Gaben übel umbringen. Seht, das ist es ja eben, was Gott von uns in seinem heiligen Gesetz fordert, daß wir alle unsere Kräfte, Güter und Gaben sollen in Seinen Dienst stellen und sie zu Seiner Ehre, und zum Nutzen und Dienst unseres Nächsten gebrauchen. So besteht nun auch eben darin unsere Sünde, daß wir solches nicht thun, daß wir unsere Kräfte, Güter und Gaben vielmehr von Natur in den Dienst des Satans, der Welt und der Sünde stellen, nicht Gottes Ehre, sondern nur unsere eigene Ehre, nicht des Nächsten Nutzen, sondern nur unseren eigenen zeitlichen Vorteil damit suchen.

Wie erging es nun aber jenem ungetreuen Haushalter? Als der reiche Mann von den Veruntreuungen seines Haushalters hörte, da forderte er ihn vor sich und sprach zu ihm: „Wie höre ich das von dir? Thue Rechnung von deinem Haushalten, denn du kannst hinfort nicht mehr Haushalter sein.“ Seht, das ist uns zur Warnung geschrieben. Der Haushalter hätte billig bedenken sollen, daß er einmal Rechenschaft ablegen müsse, aber das hatte er in seinem Leichtsinn vergessen. Und das vergessen auch wir so leicht. Und

doch muß jeder Haushalter Rechnung ablegen. Darum ist nichts gewisser, als daß auch wir, ja alle Menschen einmal Rechnung thun müssen von unserem Haushalten. Das geschieht, so oft uns das Gesetz gepredigt wird, so oft Gott einem seine Güter nimmt und wird für alle geschehen am jüngsten Gericht, und dieser Rechenschaft wird keiner entfliehen können. „Denn wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, auf daß ein jeglicher empfahe, nach dem er gehandelt hat bei Leibes Leben, es sei gut oder böse“ (2 Kor. 5, 10). Da werden wir Rechnung thun müssen von allem Geld und Gut, wie wir es angewandt haben. Da werden alle Eltern Rechenschaft geben müssen von ihren Kindern, ob sie dieselben auferzogen haben in der Zucht und Vermahnung zum HErrn. Da werden alle Hausherrn und Hausfrauen Rechenschaft ablegen müssen von ihrem Gesinde, ob sie daselbe auch recht und treulich versorgt haben, nicht nur im Leiblichen, sondern auch im Geistlichen. Da werden alle Prediger und Seelsorger Rechenschaft geben müssen von den Seelen, die ihnen anvertraut waren, ob sie dieselben auch recht und treulich versorgt und geweidet haben. Kurz, da wird jeder Mensch von seinem Amt und Beruf Rechenschaft ablegen müssen, wie er ihn verwaltet hat, von seinen Gütern und Gaben, wie er sie angewandt hat. Ach, das wird ein schwerer Tag sein, dieser Tag der Rechenschaft, denn wer kann sagen, daß er allezeit ein treuer Haushalter gewesen sei über das, was ihm Gott anvertraut hatte? Da wird es uns auch nicht helfen, daß wir unsere Untreue und Sünde beschönigen und entschuldigen, denn Gott der HErr ist ein Herzenskündiger, er kennt unser arges Herz, ja er wird auch ans Licht ziehen, was im Finstern verborgen ist und den Rat der Herzen offenbaren. Summa:

„Es ist mit unserm Thun verlorn,
Verdienen doch nur eitel Born.“

II.

Doch, meine Lieben, nicht nur zur Warnung wird uns jener Haushalter in unserem Gleichnis vor Augen gestellt, sondern auch zum Vorbild. Zur Warnung wegen seiner Untreue, zum Vorbild in seiner Klugheit.

Wir müssen uns zunächst billig fragen: warum hält es uns der HErr hier vor, daß wir allesamt ungerechte Haushalter sind und mit unserer Rechnung nicht bestehen können? Nun doch eben darum und dazu, daß wir unsere Sünde erkennen und darüber erschrecken sollen, daß wir vor Gottes Born und Gericht uns fürchten lernen, ja daß wir aufwachen sollen aus dem Schlaf der Sicherheit und mit allem Ernst anfangen zu sorgen um das Heil unserer Seele.

1. Als der Haushalter hörte, daß sein Herr ihn vom Amte setzen würde, da war's mit seiner Sicherheit und Sorglosigkeit vorbei, da dachte er nicht leichtsinnig: „Ach, es wird wohl so schlimm nicht werden“, sondern da faßte er seine Lage klar ins Auge und fing sogleich an, mit Ernst und Eifer für seine Zukunft zu sorgen. Es heißt: „Der Haushalter sprach bei sich selbst: was soll ich thun? Mein Herr nimmt das Amt von mir; graben mag ich nicht, so schäme ich mich zu betteln. Ich weiß wohl, was ich thun will, wenn ich nun von dem Amt gesetzt werde, daß sie mich in ihre Häuser nehmen.“ Also das faßt er ins Auge, dafür will er sorgen, daß er eine Bleibstätte, einen Zufluchtsort gewinne, wenn er nun vom Amt gesetzt wird. Und in dieser seiner klugen Sorge für seine Zukunft soll er uns zunächst ein Vorbild sein. Wie er für seine zeitliche Zukunft sorgte, so sollen wir für unsere ewige Zukunft Sorge tragen.

Seht, es ist ja nichts gewisser, als daß wir einmal das Wort hören werden: „Du kannst hinfort nicht mehr Haushalter sein!“ Denn nichts ist uns gewisser als der Tod, aber ungewiß ist die Stunde des Todes. Wäre es nun nicht sehr thöricht gehandelt, wenn wir sicher und sorglos dahin leben wollten, ohne uns darum zu bekümmern, wie es mit uns werden soll, wenn wir nun mit dem Tode unseres Haushalteramtes hienieden entsetzt werden und davon müssen? Sieh', wenn du bei jemandem zur Miete wohnst und dein Wirt kündigt dir deine Wohnung, da siehst du dich doch beizeiten nach einer anderen Wohnung um und hast nicht eher Ruhe, bis du eine gefunden hast. Nun aber wohnen wir Menschen hier auf Erden alle bei unserem HErrgott zur Miete, denn unser Leben steht in seiner Hand. Er kündigt uns auch oft die Wohnung auf, wenn er uns nämlich Krankheit zuschickt und uns so an unseren Tod erinnert. Wäre es nun da nicht sehr thöricht, wenn wir uns in Sicherheit einwiegen und uns alle Gedanken an den Tod und die Ewigkeit aus dem Sinne schlagen wollten? Nein, da ist der allein klug, der für seine ewige Zukunft sorgt und täglich mit dem Psalmisten betet: „HErr, lehre doch mich, daß es ein Ende mit mir haben muß und mein Leben ein Ziel hat und ich davon muß!“ — Ich muß hier einer Geschichte gedenken, die wohl der Beherzigung wert ist. In alten Zeiten pflegten vornehme Herren sich zu ihrer Unterhaltung und Kurzweil einen sog. Hofnarren zu halten. So hielt sich nun auch ein vornehmer Herr in England einen solchen Hofnarren, dem hatte er einen possierlich geschnitzten Stab gegeben mit dem Befehl, diesen Stab so lange zu tragen, bis er einen Menschen fände, der noch nährlicher wäre, als er selbst. Fände er einen solchen, so sollte er diesem den Stab zu tragen geben. Nun begab es sich nach einigen Jahren, daß jener Herr todkrank ward. Da kam denn auch der Narr an sein Lager und erkundigte sich nach seinem Ergehen. Sein Herr aber antwortete, es stehe sehr schlecht mit ihm, er werde wohl bald fort müssen. Da fing der Narr an zu weinen und fragte: „Wo willst du denn hin?“ „In eine andere Welt“, antwortete der Herr. „Wann kommst du denn wieder?“ fragte der Narr weiter, „kommst du nicht in einem Monat wieder?“ „Nein“, sprach der Herr. — „Nun, wann denn?“ — „Ach, ich werde nimmermehr wiederkehren.“ — „Was hast du denn für Vorbereitungen und Zurüstungen getroffen für deine Reise, da du doch so lange fort bleibst?“ — „Gar keine“, sagte der Herr. „Wie?“ versetzte der Narr, „du willst in eine andere Welt ziehen und nimmermehr wiederkommen und hast gar nicht mal daran gedacht, dich darauf zu rüsten und zu bereiten? Ei, so nimm du jezt meinen Narrenstab, denn ein solcher Narr bin ich nie gewesen!“

2. Und, Geliebte, wir wissen ja Gott Lob aus Gottes Wort, wie wir für unsere Zukunft in der Ewigkeit zu sorgen haben. Wenn wir, vom Gesetz zerfchlagen, sprechen: „Was soll ich thun? Mein Herr nimmt das Haushalteramt von mir“, so lautet die Antwort: „Glaube an den HErrn Jesum Christum, so wirst du selig.“ Setze nur getrost deine Zuversicht allein auf Ihn! Siehe, Er hat dir die ewigen Hütten schon längst erworben, daß, wenn nun dein Haus dieser Hütte zerbrochen wird, du einen Bau hast von Gott erbauet, ein Haus nicht mit Händen gemacht, das ewig ist, im Himmel!

Solcher Glaube aber, wo er rechter Art ist, macht er uns wahrlich nicht träge, sondern willig, bereit und fleißig zu guten Werken, sonderlich auch zu den Werken der Liebe und Barmherzigkeit gegen unsern Nächsten. Und dazu ermahnt uns der HErr nun am Schlusse unseres Evangeliums,

wenn Er sagt: „Und ich sage euch auch: Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten.“ Hier zeigt uns Christus an dem Exempel jenes klugen Haushalters, wie wir durch klugen Gebrauch unserer zeitlichen Güter für unsere ewige Zukunft sorgen können, so daß der Mammon, der an sich eine Quelle der Ungerechtigkeit und eine große Gefahr für unser Seelenheil ist, uns ewigen Nutzen und Gewinn bringt.

Was that nämlich jener ungerechte, aber kluge Haushalter? Er benutzte die Frist, die er noch hatte, dazu, mit den Gütern seines Herrn, die in seinen Händen waren, sich die Schuldner seines Herrn dadurch zu Freunden zu machen, daß er jedem einen beträchtlichen Teil seiner Schuld erließ. Mochte nun sein Herr ihn auch von seinem Amte entsetzen, so hatte er sich hierdurch doch eine Bleibstätte gesichert bei diesen Leuten, die er sich so sehr zum Dank verpflichtet hatte. Nun war ja freilich dieser sein Betrug greuliche Sünde, und darin soll er uns nicht zum Vorbild dienen, wohl aber in seiner Klugheit. Wie er sich mit den Gütern seines Herrn klugerweise die Schuldner seines Herrn zu Freunden machte, so sollen wir uns mit den uns anvertrauten zeitlichen Gütern die Schuldner Gottes, unseres Herrn, unsere Mitmenschen, durch Wohlthaten zu Freunden machen, auf daß, wenn wir nun darben, d. h., wenn wir im Tode unser Haushalteramt verlassen und davon müssen, diese uns aufnehmen in die ewigen Hütten.

Aber wie? fragst du vielleicht. Heißt das nicht soviel, als daß wir uns mit unseren guten Werken den Himmel verdienen sollen? Keineswegs. Verdient ist uns der Himmel schon längst, nämlich allein durch Christum, darum können wir hierzu nicht das Geringste beitragen. Es ist vollbracht. Darum sind denn auch unsere guten Werke nicht dazu nötig, uns die Seligkeit zu verdienen, aber wohl sind sie nötig zur Beweisung und zum Zeugnis unseres Glaubens, denn der Glaube, so er nicht Werke hat, ist er tot an ihm selber. Darum wird auch der Herr Jesus am jüngsten Gericht allerdings nach unseren Werken fragen, denn aus den Werken der Liebe und Barmherzigkeit wird der Glaube offenbar. O wie kahl werden da die bestehen, die ihr Geld und Gut allein für sich behalten und aufgespeichert haben! Wie freudig aber werden die hinzutreten können, die Zeugen ihres Glaubens haben, nämlich die Armen und Notleidenden, denen sie um Christi willen Gutes gethan haben. Denn diese werden dann ihren Mund aufthun und vor allen Menschen Zeugnis ablegen von den Wohlthaten, die sie empfangen haben. Und der Herr Jesus wird sprechen: „Wahrlich, ich sage euch, was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.“

O darum betrübe sich ja niemand mit einem toten, werklosen Mundglauben! Damit aber unser Glaube sich in der Liebe thätig beweise, so laßt uns fleißig anschauen die unaussprechliche Liebe und Gnade Gottes, die uns in Christo so überschwenglich reich gemacht hat an geistlichen, unvergänglichen Gütern, dann werden wir auch immer williger und fleißiger werden, mit unseren zeitlichen Gütern unserem Nächsten zu dienen, den Armen wohlzuthun und mitzuteilen, die Hungerigen zu speisen, die Nackenden zu kleiden, die Kranken zu besuchen und sonderlich der Nothdurft unserer Glaubensbrüder uns anzunehmen. — Wenn wir so als treue und kluge Haushalter die Güter unseres Herrn anwenden, so werden wir auch einst reichen Gewinn davon haben in der Ewigkeit, denn der Herr will uns solches alles im ewigen Leben aus Gnaden belohnen, ja auch den geringsten Liebesdienst nicht unvergolten lassen (Matth. 10, 42).

Gott aber, der uns gegeben hat einen ewigen Trost und eine gute Hoffnung durch Gnade, der mache uns tüchtig zu allem guten Werk, zu thun Seinen Willen, und schaffe in uns, was vor ihm gefällig ist durch Jesus Christum, welchem sei Ehre und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

„Ich wußte nicht, daß es der Hohepriester ist.“ (Apostelgesch. 23, 5.)

Als der Apostel Paulus in Jerusalem verhaftet worden war und, vor den hohen Rat geführt, die Worte gesprochen hatte: „Ihr Männer, lieben Brüder, ich habe mit allem guten Gewissen gewandelt vor Gott, bis auf diesen Tag“ (Apostelgesch. 23, 1), da befahl der Hohenpriester Ananias denen, die um ihn standen, daß sie ihn aufs Maul schlugen (Vers 2). Paulus aber sprach: „Gott wird dich schlagen, du getünchte Wand. Sitzest du, und richtest mich nach dem Gesetz, und heissest mich schlagen wider das Gesetz?“ (Vers 3.) Und als darauf, die um ihn standen, sprachen: „Schiltest du den Hohenpriester Gottes?“ (Vers 4), antwortete er: „Lieben Brüder, ich wußte es nicht, daß es der Hohenpriester ist. Denn es steht geschrieben: Dem Obersten deines Volks sollst du nicht fluchen.“

Es scheinen diese Worte eine nicht geringe Schwierigkeit darzubieten. Sollte der Apostel Paulus wirklich nicht gewußt haben, daß Ananias Hohenpriester war? Und sollte er jene völlig berechtigte Abwehr der ungerechten Handlungsweise des Ananias so ohne weiteres zurückgenommen und abgebeten haben?

Wir meinen nicht, daß der Apostel seine gegen den Hohenpriester gebrauchten strafenden Worte zurückgenommen, entschuldigt oder abgebeten habe. Um aber alle dergleichen Gedanken abzuweisen und die in dieser Stelle liegende Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen, möchten wir zur Erklärung folgendes sagen.

Daß der Apostel den Hohenpriester nicht sollte gekannt haben (was ja sonst immerhin möglich wäre), ist doch schon an und für sich nicht wahrscheinlich, darf aber auch um deswillen nicht angenommen werden, weil er ja selbst sieht und ausdrücklich sagt, daß Ananias da sitzt und ihn richtet und schlagen heisset. Wenn er aber sagt: „Ich wußte nicht, daß es der Hohenpriester ist. Denn es steht geschrieben: Dem Obersten deines Volks sollst du nicht fluchen“, so will er damit nur den Vorwurf von sich abweisen, als ob er ein Lasterer einer von Gott gesetzten Majestät sei und die hierauf bezüglichen Gebote und Verbote der heiligen Schrift nicht kenne oder nicht achte. Als einen Lasterer Gottes, seines Wortes und seiner Ordnungen hatte man den Stephanus gesteinigt (ja er selbst mit), und als einen solchen hatte man nun auch ihn angeklagt und wollte man ihn verurteilen. Diesen Vorwurf weist er von sich. Denn er trifft ihn nicht. Wenn einer, so kennt und achtet er das Wort Gottes, jedes Wort, das geschrieben steht. Das hat er sonst stets bewiesen. Das bezeugt er auch jetzt mit allem Ernste.

Aber er sagt nicht: „Es thut mir leid, daß ich das gesagt habe“. Er sagt nicht: „Bergieß mir, daß ich in Unwissenheit gefehlt und mich vergangen habe“. Nichts von alledem. Er sagt nur: „Ich wußte nicht, daß es der Hohenpriester ist“. Der Sinn dieser Worte muß ein anderer sein und ist ein anderer, als wie er auf den ersten, oberflächlichen Blick scheinen möchte.

„Dem Obersten des Volks“ zu fluchen oder ihm Worte zu sagen, wie der Apostel dem Ananias gesagt hatte, würde dem Apostel nicht in den Sinn gekommen sein. Aber war denn Ananias wirklich, was er hieß und wofür man ihn hielt, „Hohenpriester“ oder „Oberster des Volks“? Wenn ja, so hätte ja der Apostel und so hätten alle Apostel sich ihm unterordnen müssen.

So wäre auch die Synagoge noch, wie sie es im Alten Testamente gewesen, die rechte Kirche Gottes, und die Christen durften sich nicht von ihr separieren oder absondern. So hätte auch der ganze levitische Gottesdienst (Beischneidung, Opfer, Waschungen, Unterschied der reinen und unreinen Tiere u. s. w.) noch seine volle Gültigkeit gehabt. Ja, so wäre das Evangelium, welches Paulus und alle Apostel predigten, aus und zu nichte gewesen. Aber Christus, der Messias, war ja gekommen und hatte alles vollbracht und das ganze Gesetz erfüllt. Er ist nun und Er allein der Hohepriester Gottes, „Priester in Ewigkeit nach der Weise Melchisedeks“, und nicht Aarons. „Damit wird das vorige Gesetz aufgehoben, darum, daß es zu schwach und nicht nütze war“ (Ebr. 7, 18 ff.). Und: „Indem er sagt: Ein neues; machet er das erste alt. Was aber alt und überjahret ist, das ist nahe bei seinem Ende“ (8, 13). „Es hatte zwar auch das erste seine Rechte und Gottesdienst und äußerliche Heiligkeit“ u. s. w. (9, 1 ff.). Ja, es hatte. Nun aber nicht mehr. Wer anders hält, der ist ein Jude und weiß nichts von Christo. So einer war der Apostel Paulus nicht. Darum konnte und durfte er auch nicht mehr den Ananias für den „Hohenpriester Gottes“ anerkennen. Und somit auch nicht für den „Obersten des Volks“.* Denn das war er auch nicht, und wenn er zehnmal so hieß und alle ihn dafür hielten. „Oberster des Volks“ war der König und der Kaiser. Denn das war die Obrigkeit, von Gott verordnet (Röm. 13). Nicht aber der „Hohenpriester“ Ananias. Dieser war nichts mehr als eine „übertünchte Wand“. Uebertüncht, ja, das war er wohl. Denn er hatte den Namen, Schmuck, Kleidung, Ehre und Ansehen eines „Hohenpriesters“. Und er hatte den Schein der Heiligkeit und Geistlichkeit, also daß er sich berufen und verpflichtet glaubte, den Apostel zu „richten nach dem Gesetz“. Aber es war eben nur Schein und Tünche. Im übrigen war er eine „Wand“, ja eine „hangende Wand und zerrissene Mauer“, die bald ganz einstürzen sollte.

Der heilige Apostel Paulus würde den Herrn verleugnet und seinem apostolischen Amt und Beruf öffentlich zuwider gehandelt haben, wenn er noch ferner den sogenannten „Hohenpriester“ wirklich für einen solchen gehalten und als einen solchen anerkannt und geehrt hätte. Wenn ihm jemand hätte nachweisen können, daß er wirklich der Hohenpriester war, so hätte er ja förmlich widerrufen und Abbitte thun müssen für solche offenbare (wenn auch unbewußte) Sünde. Weil das aber niemand konnte, so that er es nicht, sondern ließ es bei den Worten bewenden: „Ich wußte nicht, daß es der Hohenpriester war, denn es steht geschrieben: Dem Obersten deines Volks sollst du nicht fluchen.“ Also: Das sei ferne von mir, daß ich dem Obersten meines Volks fluchen sollte, denn damit würde ich mich schwerlich gegen Gottes Gesetz versündigen, welches mir heilig und wert ist. Aber: „Ich wußte nicht, daß es der Hohenpriester war.“ Bei diesen Worten mochte sich nun jeder denken, was er wollte, bis er es verstehen lernte, ebenso wie sich auch jetzt noch jeder dabei denkt, was er will, bis er es versteht.

Wie kommt es aber nur, daß man überhaupt, daß auch ein Christ noch jetzt solche Gedanken haben kann, als sei der „Hohenpriester“ Ananias wirklich Hohenpriester gewesen, als habe Paulus sich (wenn auch unwissend) gegen ihn versündigt und sei ihm solches bald leid geworden? Es wird wohl daher kommen, daß

auch wir immer noch viel zu viel in der Gewohnheit und viel zu wenig in der Wahrheit leben, viel zu viel auf äußerliche Namen, Schein und Ansehen und viel zu wenig auf das eigentliche Wesen der Sache selbst geben. Was war es denn, was es auch den Christen aus den Juden so schwer machte, sich an die neue Weise des Gottesdienstes, an die Freiheit vom Gesetz u. s. w. zu gewöhnen? Was war es, warum selbst Luther anfangs und darnach, die ihm folgten, erschrafen, wenn sie die altherwürdigen Namen „Kirche“, „Konzilien“, „Väter“, „Papst“, „heiliger Vater“ hörten? Was ist es noch jetzt, was es den Leuten als ein großes Unrecht erscheinen läßt, von den Landeskirchen und deren „hohen“ Kirchenbehörden und sogenannten „Oberbischöfen“ sich loszumachen? Was ist es, daß sie es wie eine Lästerung ansehen, wenn wir sogenannten „Missionarier“ ihre Konsistorien, Oberkirchenräte u. s. w. nichts achten? Das ist es, daß man nicht im Geiste des Evangeliums steht und die christliche Freiheit nicht kennt. Daher vermögen sie auch den Papst nicht für den Antichrist zu erkennen und können es weder fassen noch billigen, daß Luther sagen konnte (und wir mit ihm): „das Papsttum zu Rom, vom Teufel gestiftet“. Man hat noch zu viel Respekt vor „geschichtlichen Organisationen“ und „altherwürdigen Institutionen“ und zu wenig Respekt vor Gottes Wort, zu viel Furcht vor Menschen und zu wenig Furcht vor der Majestät des großen Gottes im Himmel. Allerdings: Wer die vom Teufel gestifteten römischen, griechischen oder protestantischen Päpste noch fürchtet und ehrt und besorgt ist, er möchte durch Geringschätzung derselben gegen das vierte Gebot sich versündigen und gegen das Wort: „Dem Obersten deines Volks sollst du nicht fluchen“, wie sollte ein Solcher es wohl verstehen, daß das „Hohenpriestertum“ des Ananias nichts mehr war und er selbst nicht mehr als eine „übertünchte Wand“? Denn das Hohenpriestertum des Alten Testaments war ja allerdings von Gott gestiftet, wiewohl nur auf eine gewisse Zeit, nämlich „bis auf die bestimmte Zeit von Vater“ (Gal. 4, 2). Da hielt es schon schwerer zu glauben, daß alles dasjenige, welches bis dahin als von Gott gestiftet gegolten hatte, nun nicht mehr als solches galt, ja wohl gar als vom Teufel gestiftet anzusehen sei. Und doch war es so. Denn schreibt nicht St. Johannes (den man doch milde nennt!) von der „Synagoge des Satans“ (Offenb. 2, 9)? Wie viel mehr sollte man doch billigerweise jetzt das Papsttum und allerlei Kirchenregimente durchschauen und meiden, welche „göttliche Stiftung“ vorgeben, die sie auch nicht einmal mit einem Schein des Rechts nachweisen können?

„Ich wußte nicht, daß es der Hohenpriester ist.“ So mögen wir auch sagen, wenn man uns etwa einen Vorwurf machen will, als ob wir den „Hohenpriester Gottes“ schelten“. Wir wissen von keinem anderen Hohenpriester, Bischof und Oberbischof als von unserem hochgelobten Herrn und Heiland Jesu Christo. Einen anderen kennen wir nicht, von einem anderen wissen wir nicht, einen anderen giebt es nicht. Die sich aber dafür ausgeben oder dafür gehalten werden, sind nichts als „übertünchte Wände“, die „Gott schlagen wird“.*

Daß wir übrigens mit dieser unserer Erklärung nicht allein stehen, wollen wir doch noch mitteilen, was ein anderer Mann über diese Stelle geschrieben hat, dessen Urteil vielleicht eher Beachtung finden dürfte als das unfrige (wiewohl wir nicht bloß behauptet, sondern unsere Behauptung auch begründet haben). Es ist kein Geringerer als Luther. Derselbe schreibt nämlich

* Wohl kennen und achten wir auch „Bischöfe“, d. i. Pastoren. Doch geht deren Amt nur so weit, als Gottes Wort geht. Wenn sie aber dasselbe lehren und treiben, so sind nicht eigentlich sie unsere Hirten und Bischöfe, sondern Jesus Selbst, der gute Hirte, der durch sie redet, wie er gesagt hat: „Wer euch höret, der höret mich“ u. s. w.

* Im Alten Testamente war der Hohenpriester auf seine Weise auch „Oberster des Volks“, wie wir aus dieser Stelle sehen. Daraus folgt nicht, wie die Hochkirchlichen wollen, daß auch im Neuen Testamente „höhere Kirchenregimente“ als „Oberste des Volks“ zu gelten hätten. Denn das ist dem Worte zuwider: „Ihr wißt, daß die weltlichen Fürsten herrschen, und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch“ (Matth. 20, 25).

in seiner Schrift: „Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe“, vom Jahre 1522:

„Ob ich die Bischöfe nicht handel als Bischöfe, soll mir niemand mißreden; sie halten sich selbst nicht als Bischöfe; und ich noch zu viel thue, daß ich sie Bischöfe nenne, welches ein alter, heiliger, ehrlicher Name ist. Ich sollt sie nur Wölfe und Seelmörder nennen. Ein Bischof soll in der Biblien gelehret sein, studieren Tag und Nacht, selber predigen seinem Volk, und die Armen, Kranken, Dürftigen besuchen, ihnen geben und helfen. So rauben sie, wie ein Dieb, den frommen Leuten ihr Gut mit Lügen und Trügen. Darum will ich die Wölfe allhie beschreiben, und etliche ihre Tugend anzeigen, dafür jedermann zu warnen. Ich will sie noch nicht in eigner Person oder weltlich's Stands und Wesens halben antaften, sondern um ihres wölfischen Regiments willen.

Des hab ich alles ein gut Exempel an S. Paulo, der Apostlg. 23, 3 den obersten Priester Ananias öffentlich im Gericht strafft, und sprach: Gott wird dich wieder schlagen, du über-tüncste Wand; du sitzt und richtest mich nach dem Gesetz, und lässest mich schlagen wider das Gesetz. Da nennt er den obersten Priester eine Wand, die überkalket ist, das ist, ein Larve, der da scheint, das er nicht ist, und wünschet ihm Straf, thut ihm ganz keine Ehre, als einem obersten Priester. Da ihn aber etliche darum strafften und sprachen: Fluchst du dem obersten Priester? antwortet er: Lieben Brüder, ich hab nicht gewußt, daß er oberster Priester sei. Apostlg. 23, 5. Wie er das meine, ist gut zu merken. Wenn er hätte geachtet, daß übel gethan wäre, daß er ihm also wünschet, hätte er gewißlich Gnade und Vergebung gebeten vom obersten Priester, und hätte es wider-rufen; das thut er nicht.

So ist's auch nicht zu vermuten, daß er nicht sollt ge-wußt haben, daß der Oberpriester wäre. Wie ist's glaublich, daß er sollt für Gerichte bracht werden, und niemand sollt ihm gesagt haben: Paule, du wirst vor den obersten Priester kommen? Item, siehe, dort sitzt der oberst Priester, so man doch in sol-chen öffentlichen Händeln gar fleißig forschet und zeigt die Per-sonen. Und ob er schon nicht hätte gewußt, daß er der oberst Priester war, so sahe er dennoch wohl, daß er oben an saße, und bekennet, daß er an Richters Statt saße, und befahl, ihn zu schlagen. So sollt er billig die Oberkeit verschont haben, die er selbst bekennet. Darum muß sein Wort dahin lauten: Lieben Brüder, ich weiß nicht, daß er oberster Priester ist, das ist, er sollt's sein, er ist's aber nicht: Ich halt ihn auch nicht dafür, wie es S. Augustinus auslegt. So denn S. Paulus den Priester, der aus dem Gesetz Moses geordnet war, also antaftet, was sollt ich scheuen, die gemealten Bischöfe und Larven anzu-taften, die vom Papst kommen, ohn allen Befehl Gottes und der Menschen?“ (E. A. 28, 167 ff.)

H—r.

Vermischtes.

Bibel und Mission.

Nachdem die beiden deutschen Missionsanstalten, welche man früher als die strenglutherischen anzusehen gewohnt war, näm-lich die Hermannsburger und die Leipziger, ein Bekenntnis zur Inspiration der heiligen Schrift abgelehnt und der offenbaren Leugnung derselben Raum gegeben haben, ist es wohl nicht zu verwundern, wenn auch andere, von Hause aus mehr unierte Gesellschaften ihnen nachfolgen. Doch scheint es fast, als ob gerade in diesen Kreisen der bibelgläubige Standpunkt mehr Ver-treter habe als unter den falschen „Lutheranern“. Es wird

wenigstens berichtet, daß wegen des von dem Baseler Missions-lehrer Kinkel gegebenen Aergernisses eine größere Gegen-bewegung im Gange sei. Ein Teil der Baseler Missionskreise hat sich zwar entschlossen, erst noch die im Mai in Stuttgart abzuhaltende „Bruderkonferenz“ abzuwarten. Ein anderer Teil dagegen erklärt (nach Bericht der „A. E.-L. R.-Z.“) „in Nr. 6 des ‚Evang. Kirchenblattes für Württemberg‘ vom 9. Febr. d. J. durch den Mund ihres Führers, des Institutslehrers Christian Dietrich in Stuttgart, daß sie sich nicht auf den schwankenden Boden des ‚göttlich-menschlichen‘ Charakters der heiligen Schrift hinüber ziehen lassen, und spricht deshalb die bestimmte Er-wartung aus, daß der Bibelkritik im Baseler Missionshaus die Thür gewiesen und dort eine andere Stellung zur Schrift ein-genommen werde. Hiernach steht heute schon fest, daß weder die vertraulichen Mitteilungen vom Missionsinspektor Dehler in Basel, noch die zahlreichen Beschwichtigungsvorläufe in der christ-lichen Presse den Riß ganz zu heilen vermochten. Es deutet vielmehr alles darauf hin, daß ansehnliche Kreise in- und außer-halb von Württemberg von Basel, das nach seinen Erklärungen keinen Grund zur Umkehr einzieht, abspalten und unter Um-ständen eine neue Missionsgesellschaft unter Anlehnung an die Christona gründen werden.“ Es wäre in der That zu wünschen, daß mit der Zeit alle wahrhaft bibelgläubigen Christen nicht allein in der Mission, sondern überhaupt von kirchlicher Ge-meinschaft mit solchen, welche es nicht sind, sich lösmachen und auf Grund der reinen Lehre des göttlichen Wortes unter einander mehr Fühlung suchen und finden möchten. Doch ist hierzu wohl leider in diesen geringen Tagen allgemeiner Verwirrung und Auflösung wenig Hoffnung vorhanden. So wollen wir uns aber nichtsdestoweniger über alle und jede Kundgebung wahren Christentums gegenüber der immer mehr um sich greifenden Ver-wirrung desselben von Herzen freuen.

H—r.

Der Vornehmste unter den Sündern. (1 Tim. 1, 15.)

„Wenn sich Einer rechtschaffen zu Gott bekehrt, so glaubet er von Herzen, daß er der größte Sünder, oder Keiner doch innerlich so verderbt sei wie er. Denn sein Verderben fühlt er und empfindet, wie die Sünde recht mächtig und überaus sündig ist: in der Andern Herzen aber kann er nicht sehen, sich auch wohl nicht vorstellen, daß sie so verderbt sein sollten, wie er sich fühlt. Siehe, da setzt er sich gern aufs letzte Bänk-chen, und bekennet sich von Herzen für den ärmsten und elendesten Sünder, und denkt: es ist wohl kein Mensch so ungläubig, so eigenliebig, so verderbt wie du bist.“

(Bogatzky.)

Nachrichten und Bemerkungen.

Die württembergische Landeskirche, welche sich auch noch immer des „lutherischen“ Namens rühmt, wird jetzt in ihrer theologischen Fak-ultät zu Tübingen an Stelle des kürzlich verstorbenen Prof. Kübel, des einzigen noch als „positiv“ bezeichneten, den Göttinger Professor Haering erhalten, der bekanntlich auch ein Anhänger des neuationali-stischen Nitzschianismus ist. Auch eine staatskirchenregimentliche Ant-wort auf die Bitten der positiven Christen, für gläubige Pastoren sorgen zu wollen. Die „Allg. ev.-luth. R.-Z.“ bemerkt dazu: Damit hat eine Angelegenheit, die seit zwei Monaten unsere Kirche in Atem hielt, ihre vorläufige Erledigung gefunden. Die mit so großer Spannung er-wartete Entscheidung ist aber leider zum tiefen Schmerz aller kirchlich Gesinnten so verhängnisvoll ausgefallen, daß ihre Folgen nicht zu über-sehen sind. Es mag darum genügen, wenn wir auf der einen Seite an die Worte erinnern, mit denen das königl. Kultusministerium die Aienpetition des vorigen Jahres abfertigte: „Wenn von den Unter-zeichnen der Eingabe der Befürchtung nachteiliger Folgen für die eban-gelische Kirche, falls die Ausbildung der Studierenden der Theologie auch künftig in der bisherigen Weise einseitig durch die moderne Theo-logie beeinflusst würde, Ausdruck gegeben wird, so kann ich nicht unter-

lassen, darauf aufmerksam zu machen, daß diese Auffassung, soweit hierbei die evangelisch-theologische Fakultät in Tübingen in Betracht kommt, den wirklichen Verhältnissen nicht entspricht. In der evangelisch-theologischen Fakultät in Tübingen findet die „entschieden auf dem Boden der heiligen Schrift stehende Theologie“ wie früher, auch gegenwärtig ihre Vertretung“, auf der anderen Seite aber die Thatsache feststellen, daß von dem Augenblick an, in welchem der Nachfolger des Göttinger Meisters den Lehrstuhl, den einst Beck und Kübel inne hatten, bestiegt, die „entschieden auf dem Boden der heiligen Schrift stehende Theologie“ in Tübingen nicht mehr vertreten ist. Selbstverständlich ist auch noch die „entschieden auf dem Boden der heiligen Schrift stehende Theologie“ im Sinne der Luthardt'schen zu verstehen, die sich so nach und nach von der Ritschlianischen verdrängt sieht.

In Baden ist der „Fall Schwarz“ durch dessen Dienstentlassung zum Abchlusse gekommen. Derselbe hatte, wie wir früher schon mittheilten, durch seine 60 „Thejen“ die christliche Kirche wegen ihrer christlichen Glaubenslehre „seelenverderblicher Irreligion“ beschuldigt. Nun darf man aber nicht glauben, daß er eigentlich wegen dieser seiner falschen Lehre und Lästerung abgesetzt worden sei. Welches landesherrliche Kirchenregiment würde heutzutage so etwas thun? Vielmehr wurde die Disziplinaruntersuchung natürlich nur deswegen eingeleitet, weil eine gewisse Beunruhigung in der Landeskirche entstanden war, und eine solche zu unterdrücken erscheint unter allen Umständen als die höchste Pflicht einer weisen Staatskirchenregierung. Die Absetzung aber ist erfolgt, weil Schwarz seine „Thejen“, „trotz des Verbotes des Oberkirchenrats in hartnäckiger Widerseßlichkeit als Flugblatt agitatorisch verbreitet habe.“ Von Ungehorsam gegen Gottes Wort und Widerseßlichkeit gegen den Herrn der Kirche kann natürlich in einer heiligen Staatskirche nicht die Rede sein. Die Sache ist sogar dem „Reichsboten“ zu stark. Derselbe schreibt dazu: „Dabei springt die große Vorsicht ins Auge, mit welcher der Kern der Sache, die Lehre, umgangen wird, so weit es irgend möglich ist. Wohl wird erwähnt, daß Schwarz, die Lehren der Kirche, namentlich über die Dreieinigkeit, über die Bedeutung des Opfertodes Christi, über die Sakramente“ mit den schärfsten Ausdrücken angreife und wird unter den sachlichen Gründen, welche das Einschreiten rechtfertigen, (an letzter Stelle), der bedenkliche Inhalt der Lehre selbst“ aufgeführt. Allein als die Hauptgründe werden genannt: Die nach Form und Ausdruck beleidigenden und anstößigen Ausfälle gegen die Kirche und die agitatorische Art der Verbreitung der Flugblätter. Die „Lehre“ des Herrn Schwarz war nicht zum Gegenstand des Verfahrens gemacht worden, weil sein ungehöriges Verhalten alle Schranken der kirchlichen Ordnung durchbrach und damit dem Ordinationsgelübde, den Anordnungen der Kirchenbehörde Folge zu leisten, widersprach. — Immerhin konnte der Oberkirchenrat nicht umhin zu bemerken, daß auch der Inhalt der „Thejen“ selbst zu den schwersten Bedenken Anlaß gegeben habe. — Man könnte sagen, er habe damit wenigstens implizit einen festen Grundsat durchschneiden lassen. Allein leider würde man dem eine andere Stelle entgegenhalten können, die in der That bedenklich genug klingt. Es wird Schwarz (S. 8) vorgeworfen, daß er, die religiöse Ueberzeugung anderer Kirchengenossen, die auch ein gutes Recht auf ihre Ueberzeugung und den Schutz derselben haben, herabgewürdigt habe.“ Es scheint demnach, daß man die „Gleichberechtigung“ der „Richtungen“, welche die liberale General Synode von 1867 verlangt (der Landesbischof bis heute aber formell noch nicht sanktioniert hat), thatsächlich anerkennen wollte. Ja, man könnte noch weiter schließen, daß die „anderen Kirchengenossen“, doch wohl die „Positiven“, als „gleichberechtigt“ mit — den Liberalen anerkannt, die „liberale Ueberzeugung“ aber eigentlich als die normale angesehen werde.“ So erfreulich aber diese auch dem „Reichsboten“ aufdämmernde Erkenntnis ist, ist doch denselben in der weiteren Betrachtung über diesen Fall folgendes passiert. Hingerissen von Entrüstung über die Zurücksetzung der „positiven“ Partei (!) gegen die „liberale“, welche letztere trotz alledem nicht zufrieden sei, sondern es noch wage, der „Regierung“ mit „Opposition“ zu drohen, erklärt der „Reichsbote“, „eine solche Sprache eines Beamten und einer Partei gegen die Regierung“ übersteige alles Maß, ihre Spitze richte sich gegen „den Landesbischof der evangelischen Kirche, welcher in einer und derselben Person zugleich das Staatsoberhaupt ist, Seine Kgl. Hoheit der Großherzog“, und richtet nun seine Hoffnung auf den Staatsminister v. Brauer, „welcher aus Berlin doch hoffentlich andere Begriffe von Autorität und Staatsordnung mitgebracht“ hat und der „einen solchen Uebermut und eine solche geringschätzige Behandlung der Regierung und der Krone, ja deutlich genug der Person des Monarchen mit der Staatsordnung“ nicht vereinbar finden werde. Die Person des Herrn Christus und die Autorität Seines Wortes ist da auch dem „Reichsboten“ ganz in Vergessenheit geraten, und was er vorhin verdammt hat, dessen macht er nun sich selbst schuldig. Da wird es denn wohl heißen: „Ja, Bauer, das ist ganz was anderes“. Denn der „Reichsbote“ ist ja nicht „liberal“, sondern „konservativ“. Wir

meinen aber, daß, wenn sie beide unchristlich sind und Fleisch für ihren Arm halten, eine Partei wie die andere ist. Und das ist nicht bloß in Baden so.

Der Abfall vom Glauben der Kirche wird von den Volksschullehrern mit aller Offenheit nun auch in den Schulunterricht einzuführen gesucht. Der protestantische Lehrerverein in Kiel ließ sich am 14. Dezember v. J. von dem Hauptlehrer Martins einen Vortrag über das kirchliche Dogma von der göttlichen Dreieinigkeit halten. Der Redner kam zu dem Resultat: „Da weder die Bibel noch der Katechismus das Dogma von der göttlichen Dreieinigkeit ausdrücklich aufstellt, so hat die Schule keine Veranlassung, dasselbe zu lehren“. An den Vortrag schloß sich eine lebhafte Besprechung, welche ergab, daß die Ansicht des Vortragenden von dem größten Teil der Versammlung geteilt wurde. Man darf sich nicht wundern, daß, wenn Professoren der Theologie ihre Verpflichtung gegen das Bekenntnis der Kirche eigenmächtig auflösen, auch Volksschullehrer sich ein gleiches Recht herausnehmen.

(„N. C.-Z. R.-S.“)

Ueber die Aergernisse, welche die Europäer in Heidenländern geben, schreibt der Afrikareisende Zintgraf: „Schließlich möchte ich hier noch eines Umstandes erwähnen, durch den dies christliche Missionswerk — ohne Rücksicht auf die Konfessionen —, wenigstens nach meinem persönlichen Dafürhalten, sehr erschwert ist, nämlich durch die Ungläubigkeit oder, um mich milder auszudrücken, das höchst laze Christentum der in Afrika thätigen Europäer und Namenschristen, wobei ich natürlich meine eigene Persönlichkeit nicht ausnehme. Die meisten Europäer in Afrika — Beamte, Kaufleute, Reisende, Kapitäne, kurz niemand ausgenommen — sind nämlich nichts weniger als christliche Vorbilder, sondern eher abschreckende Beispiele, und der Missionar muß sie entweder dem Schwarzen gegenüber als solche hinstellen, oder aber sich auf den nicht ganz unberechtigten Einwurf gefaßt machen: wenn ihr befehlen wollt, so fangt doch zuerst bei euren Landsleuten an und gewöhnt diesen den sittenlosen Umgang, das Fluchen und Saufen ab — wir Wilden sind noch bessere Menschen — oder aber den anderen: wenn eure Landsleute wirklich Christen sind, wofür sie sich ausgeben und was ihr bestätigt, warum soll uns nicht daselbe gestattet sein wie ihnen, weshalb sollen wir denn stets beten und zur Kirche und zum Abendmahl gehen, während sie dies doch niemals oder höchstens Weihnachten oder an Kaisers Geburtstag thun? Aus dieser Klemme pflegen sich die Missionare der beiden Konfessionen in sehr verschiedener Weise zu ziehen, die einen, die protestantischen dadurch, daß sie überhaupt den Verkehr mit ihren Landsleuten möglichst beschränken und aus ihrer Arbeit über das Christentum kein Hehl machen, die katholischen dadurch, daß sie eine Art Kompromiß eingehen, in der Art, daß sie sich mit dem Europäer auf möglichst guten Fuß stellen und auch ein Auge zudrücken, sofern er nur seinerseits auch wieder eine Gegenleistung bietet — mag diese nun im Besuche der Kirche und Messe oder sonst einem kleinen Dienste bestehen, wie ihn ja jeder mehr oder minder einmal der Sache leisten kann, wäre es auch nur in einem Zeitungsartikel oder Vortrage. — Die französischen Missionare in ihrer Lebenswürdigkeit sind darin vollends Meister und haben vorher schon mehr als einmal gewiß über den dummen deutschen Michel ins Häufchen gelacht. Auch ich ziehe, offen gestanden, den Umgang mit katholischen Missionaren, zumal mit französischen, bei weitem vor, sie drücken bei meinen schwachen Seiten ein Auge zu, lassen auch einmal fünf gerade sein, kurz, sind fröhlich mit den Fröhlichen, und ich scheide von ihnen nicht mit dem Bewußtsein, daß ich ein großer Sünder bin, sondern mit dem, daß sie ganz famose und lebenswürdige Kerle sind; ob sie deshalb nun auch die besseren Missionare sind, das ist ein Urteil, das ich ruhig dem Leser überlasse, da ich es als vorsichtiger Mann mit niemand verderben möchte.“ — So erfreulich das Urteil des Reisenden über das Verhalten der protestantischen Missionare ist, so zeigt doch diese ganze Sache, wie traurig es ist, wenn Missionare mit den zuchtlosen Landeskirchen verbunden sind.

W.

Hamburg. Nachdem Pastor Olage einen derben Verweis hat einstecken müssen, scheint zwar auch diese Sache wieder im Sande verlaufen zu sollen. Ein Gutes aber hat sie trotz alledem gehabt: Die kirchliche Stellung der sogenannten „Kapellenprediger“ und ihrer Gemeinden ist dadurch ein für alle Mal so klar gestellt worden, daß alle die bisherigen Ausreden, sie seien selbständig und hätten gar keine Kirchengemeinschaft mit der Hamburger Landeskirche, nunmehr verstreuen müssen. Herr Pastor Müller schreibt darüber in Nr. 7 der „N. L. R.-Z.“ vom 17. Februar: Da Pastor Olage in einer „nicht regelrecht“ der Landeskirche eingegliederten Stellung sich befände, so sei das Recht des Kirchenrates, gegen ihn als „Kapellenprediger“ disziplinarisch vorzugehen, in Frage gestellt worden, die Proteste seien jedoch vom Kirchenrate „sehr von oben herab“ abgewiesen, resp. völlig unbeachtet gelassen worden. Es scheint, fährt Pastor Müller fort, „in der That für sie auch an einem halbhabaren Rechtsboden gefest zu haben.“ Die Rechtsverhältnisse der Hamburger Kapellengemeinden, ähnlich den elsässischen Protestgemeinden (NB.1.), „haben etwas Schwebendes und

fließendes". Jede habe zwar ihre eigene Geschichte u. dergl., „unbestrittene Thatsache" aber sei es, „daß sie, obwohl finanziell ganz auf eigenen Füßen stehend, doch als Anhängel der Landeskirche anzusehen sind, deren offizielle Mandatare (Beauftragte) die zwar von den Kapellenvorständen gewählten Pastoren dadurch zu bestätigen haben, daß sie sie in ihr Amt einführen. Auch unterlassen es die berufenen Vertreter der Kapellengemeinden nie, bei vorkommenden Veranlassungen der Landeskirche gegenüber ihre unabänderliche Anhänglichkeit zu beteuern". Auch stehe nach der „Verfassung der evangelisch-lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate" von 1883 dem Kirchenrate, die Oberaufsicht über alle kirchlichen Ämter und Verwaltungen, namentlich auch über die gottesdienstlichen Einrichtungen bei den öffentlichen Anstalten und milden Stiftungen zc., sowie bei denjenigen Kirchengemeinschaften, welche kein Kirchspiel bilden (also den Kapellengemeinden), und über die Amtsführung der dabei angestellten Pastoren zc. „unstreitig zu. Das genügt. Und wenn demnach zweifellos auch die Kapellengemeinden unter dem landeskirchlichen Regimente stehen, so haben wir auf die Schlussfragen Pastor Müllers: „Wo bleibt die Genugthuung, die man den geärgerten Gläubigen in den Gemeinden (wir fügen hinzu: und vor allem der Ehre des Herrn der Kirche H—r.) schuldet?" und: „Wie steht es um den Schutz der gläubigen Gemeinden gegen die Wiederholung solcher Scandale und gegen die hiesige Predigerwillkür, um welchen Schutz gegenwärtig der Hamburger Kirchenrat aufs neue und von verschiedenen Seiten angerufen worden ist?" nur die Antwort: Die einzige, von Gott gewollte, „Genugthuung" besteht in der Separation von einem solchen Vabel, und der einzige, von Gott angebotene Schutz in der rechten lutherischen Freikirche. Wer diesen Weg nicht gehen will, wird schließlich nur sich selbst anzulagen haben.

Der Protestantenverein in Hamburg nimmt, wie die Luthardtsche R.-Z. berichtet, P. Rebattu ausgiebig in Schutz. Am 22. Februar hielt er eine Mitgliederversammlung ab, in welcher Hauptpastor Kober, die Pastoren Panne, Schrost, Straßsch, Pastor a. D. Collmann u. s. w. zugegen waren. Es wurde eine Resolution gefaßt, in welcher der Protestantenverein dem P. Rebattu für sein „erfolgreiches Auftreten" seine Anerkennung ausspricht und sich mit dem Inhalt seines Vortrages über die „Erhaltung der Religion" (in welchem P. R. die geschichtlichen Bücher des alten Testaments den Märchenbüchern gleichstellte, den Veröhnungstod Christi leugnete, für Beseitigung der Bekennnistische entschieden eintrat zc.), „grundtätig einverstanden" erklärte. Ferner „verurteilt" der Protestantenverein „die unbegründeten, die Gewissenhaftigkeit und Amtstreue des Herrn Pastor Rebattu und seiner Gesinnungsgegnossen bezweifelnden Angriffe des Herrn Pastor Glage und begrüßt mit Genugthuung den Verweis, den der Kirchenrat dem Herrn Pastor Glage erteilt hat. Er bedauert aber, daß sich einige unduldsame Protestanten in unserer Stadt bemüht haben, vom Kirchenrate ein disziplinarisches Vorgehen gegen Herrn Pastor Rebattu wegen seines Vortrages zu verlangen." Ferner „bedauert" der Protestantenverein, daß der Kirchenrat trotz ablehnender Haltung des geistlichen Ministeriums dem P. Rebattu „wegen der Form einzelner Ausdrücke in seinem Vortrage" eine Warnung erteilt habe, sieht hierin „eine Beschränkung der Freiheit des Wortes", ist der „Ueberzeugung", daß die „gemeinsame Arbeit mit den Vertretern anderer dogmatischer Richtungen" nur dann erfolgreich sein könne, „wenn das auf gegenseitiger Achtung beruhende gute Einvernehmen zwischen den Vertretern verschiedener Richtungen" nicht gestört werde, und fordert alle „freisinnigen Mitglieder" der Hamburgischen Landeskirche auf, durch zahlreicheren Beitritt zum Protestantenverein denselben „in seinem Kampfe wider die Unduldsamkeit und für das gute Recht des freien, in Jesu Christo gebundenen (? H—r.) Protestantismus zu kräftigen". Und mit solchen Geistern können Männer wie Glage, Schetelig (der sich jüngst für Glage erklärt hat) und andere, welche noch Christen und Lutheraner sein wollen, nach wie vor in Einem Stalle stehen?

Der bekannte antisemitische Abgeordnete Althwardt hat jüngst wieder im Reichstage, wie schon öfters in seinen Volksreden, behauptet, die Juden seien ihrer Zeit mit dem Silber und Gold der Ägypter „durchgegangen". Die Ungläubigen wissen nicht oder wollen nicht wissen, daß Gott, der Herr und Eigentümer aller Dinge, ihnen solches gegeben hat (2 Mos. 3, 21 f.), wie er es auch gewesen ist, der ihnen hernach das Land der Kananiter gab und wie er überhaupt allen Völkern „Ziel gesetzt und zuvor versehen hat, wie lange und wie weit sie wohnen sollen" (Apofielgesch. 17, 26).

Das „christliche Volk". Das Zentrum hat folgenden neuen Gesetzesparagrafen für die Umsturzvorlage beantragt: „Mit Geldstrafe bis zu 600 Mark und mit Gefängnis bis zu zwei Jahren wird bestraft, wer öffentlich oder vor mehreren Personen oder durch Druck oder Bild das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit der Menschenseele, den religiösen

oder sittlichen Charakter der Ehe oder Familie angreift oder leugnet". Dazu bemerkt die „Allg. ev.-luth. R.-Z.": „Mit solchen Thorheiten sollte man den Reichstag nicht belästigen. Man müßte zur Aufrechterhaltung dieses tollen Paragraphen nicht bloß Gefängnisse, sondern ganze Gefängnisstädte und Landstriche zur Verfügung haben, um alle Atheisten und Leugner der Unsterblichkeit von dem Gelehrten an bis zum Fabrikarbeiter unterzubringen." Und dieses Volk, welches durch Verleugnung auch der natürlichen Gotteserkenntnis tief unter den Heiden steht, pflegt man doch in jenen Kreisen sonst gern als „christliches Volk" zu bezeichnen. Warum? Weil dieselben Leute alle Mitglieder der lieben Landeskirche sind.

Der große Antichrist soll bereit sein, die Umsturzvorlage zu genehmigen, falls ihm dagegen vom Bundesrate des Deutschen Reiches die Wiederaufassung der Jesuiten zugestanden werden sollte. Der Schacher sieht ihm ähnlich. H—r.

Amtseinführung.

Im Auftrage des Ehrw. Herrn Präses wurde am Sonntag Reminiscere der von der Wiesbaden-Frankfurter Gemeinde als Nachfolger Herrn Pfarrer Bruns (welchen seine zunehmende Altersschwäche vorigen Sommer genötigt hatte, sein Amt an dieser Gemeinde niederzulegen) zu ihrem Prediger und Seelsorger erwählte Herr Pfarrer Hempsing vom Unterzeichneten üblicherweise in sein neues Amt eingeweiht. Zu erwähnen ist, daß der Genannte nach wie vor in Allendorf a/M. seinen Wohnsitz behält und die Gemeinde filialweise bedient. Gott der Herr setze denselben den neuen Hirten durch seine Gnade zu reichem Segen. Allendorf a/Lumba. S. Stallmann.

Quittungen.

Für die Synodalkasse: Beitrag des Herrn P. Kern in Chemnitz M 10; Kindaufstolke des Herrn Ernst Müller daselbst M 10.60. Für Heidenmission: Von Herrn E. v. Hohenberg in Holzdisse, Post Carne, M 10; von Frau Henke in Stollberg M 3; von Herrn Johannes Schott in Hürtigheim durch Herrn Joh. Herrmann M 2. Für die Regerschule in Concord: Von drei Kindern durch Herrn P. Hempsing in Allendorf a/L. M 0.97. Für Reiseprediger: Von N. N. durch Herrn P. Hempsing M 3. Für den Gymnasiast Johannes Schneider in Milwaukee: Durch Herrn P. Hempsing: Epiphaniastolke der Gemeinde Allendorf a/L. M 20; von Herrn J. H. D. M 1. Für den Gymnasiast Hermann Eikmeier in Fort Wayne: Von N. N. durch Herrn P. Hempsing M 5. Chemnitz. Eduard Rehdner, Kassierer.

Mark 100 aus dem Nachlaß des selig entschlafenen Fr. Theresie Lohr durch deren Erben für die Gemeinde Frankenberg erhalten zu haben, bescheinigt mit herzlichem Danke

Frankenberg, im Febr. 1895. Clemens Steiner, Kassierer.

Bücher-Anzeige.

Zu Geschenken an die Konfirmanden sind zu empfehlen und durch den Schriftenverein der sev. evang.-luth. Gemeinden in Sachsen, Zwickau, Mittelstraße 24, zu beziehen:

Seidel, Tim., Der würdige Kommunikant oder Anweisung zum würdigen Gebrauch des heil. Abendmahls. Allen, die ihre Seligkeit ernstlich suchen, zur Erbauung entworfen. Geb. in Lwd. m. Gldschn. M 3 30. Schieferdecker, G. A., Beicht- und Kommunionbuch für lutherische Christen. St. Louis, Mo. 1890. 270 S. 16°. In Lwd. m. Goldtitel M 1 60. Rittmeyer, Joh., Himmlisches Freudenmahl. Ein Kommunionbuch. Aufs neue herg. von Tr. Siegmund. Mit Holzschnitten. geb. M 2 —. Raphael, Ein Gebetbüchlein für Konfirmanden der ameriz.-luth. Kirche. In seinem Leinwandb. mit Goldtitel und Widmungsblatt M 1 —. Timotheus, Ein Geschenk für die konfirmierte Jugend. Bearbeitet nach Hiller, und herausgeg. von der ev.-luth. Synode von Missouri zc. 16. Aufl. Gebunden in Leinwand M — 75. Eins ist na! Worte freundlicher Erinnerung an unsere konfirmierte weibliche Jugend. Gebunden in Leinwand mit Goldtitel M — 60. Jehrung auf den Weg für Konfirmierte der evangelisch-lutherischen Kirche. Gebunden in Leinwand mit Goldtitel M — 60. Seid stark in dem Herrn! Worte freundlicher Erinnerung an unsere christlichen Jünglinge. Geb. in Leinwand mit Goldtitel M — 60. Bibel (mit unverändertem Text) in einfachem festen Lederb. M 2 50

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

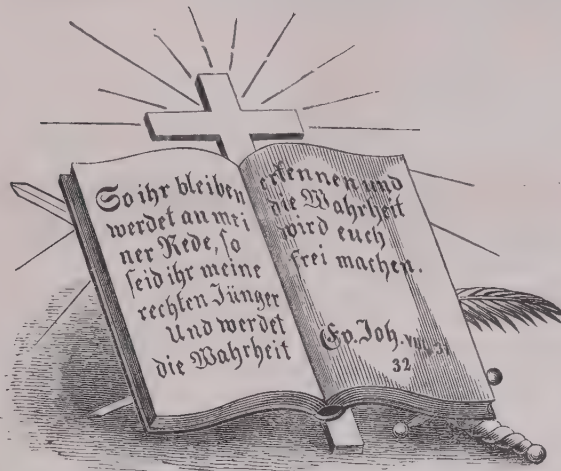
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die l. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 20. Nr. 8.

Bückau in Sachsen.

7. April 1895.

† Pfarrer Friedrich Brunn. †

Am 27. März abends 8 Uhr ist unser ehrwürdiger Vater Brunn im Alter von 76 Jahren zur ewigen Ruhe eingegangen, auf welche er schon lange gehofft, nach der er sich besonders in den langen Wochen seiner letzten Krankheit herzlich gesehnt hat. Durch das teure Verdienst unseres HErrn Jesu Christi, an den er geglaubt, von dem er gezeugt, für dessen Wort er gelitten hat, hat er den Tod überwunden und die Krone der Ehren erlangt, die der HErr verheißen hat allen, die Seine Erscheinung lieb haben. So ruhe er denn in Frieden und das ewige Licht leuchte ihm!

Wir aber sind, obwohl wir das Ende kommen sahen und bei den zu Zeiten heftigen Schmerzen und der zunehmenden Schwäche herbeiwünschen mußten, herzlich betrübt, daß dieser Große in Israel gefallen, daß unser Vater von uns genommen ist. Wir können nun nicht mehr zu seinen Füßen sitzen und seiner lehrreichen, allezeit mit Salz gewürzten Rede lauschen, wir müssen seines aus reicher Erfahrung geschöpften Rates entbehren. Wir spüren's an seinem Tode, daß die Gerechten weggerafft werden vor dem Unglück. Darum sind wir betrübt und uns ist bange. Aber wir verzagen nicht, wir trauern auch nicht wie die, die keine Hoffnung haben, sondern wir beten in gläubiger Zuversicht und sind gewiß, daß Gott uns erhören und nicht gänzlich von uns weichen wird.

Wir beten für die Hinterbliebenen nah und fern, für die greise Lebensgefährtin des Heimgegangenen, die über 50 Jahre Leid und Freud mit ihm getragen, für die Kinder und Enkel diesseits und jenseits des Meeres (er hinterläßt drei Söhne und zwei Töchter, sowie 18 Enkel). Gott tröste und erquickte sie alle, Er tröste auch uns und gebe uns Gnade, in treuem Bekenntnis der Wahrheit zu wandeln, die unser entschlafener Vater uns gelehrt hat, und also ihm nachzufolgen. „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.“ Als Zeugnisse aber des Glaubens, in dem er gelebt hat, auf den er gestorben ist, mögen hier noch drei Sprüche stehen, an denen der Entschlafene sich auf seinem Krankenlager besonders erbaut hat.

Röm. 4, 5: „Dem aber, der nicht mit Werken umgethet, glaubet aber an den, der die Gottlosen gerecht macht, dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit.“

Joh. 17, 24: „Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast.“

Joh. 8, 51: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, so jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich.“
W.

Die hohe Wichtigkeit der reinen Lehre von Kirche und Amt für den christlichen Glauben und die kirchliche Praxis.

(Fortsetzung. S. Nr. 11 vom 20. Mai 1894, S. 82 ff.)

Es war nicht unsere Absicht, diesen von uns begonnenen Aufsatz unvollendet zu lassen. Andere, vorderhand wichtigere Arbeiten drängten sich in den Vordergrund und hinderten länger, als uns lieb war, die Fortsetzung dieses Gegenstandes.

Indem wir aber zu dem Punkte zurückkehren, an dem wir stehen geblieben waren, erinnern wir uns, daß wir, bevor wir zur Besprechung der 9. These übergehen können, in Bezug auf die 8. noch einiges nachzutragen haben, was von nicht geringer Wichtigkeit ist.

Wir hatten uns bei der 8. These erinnert, wie höchst wichtig es für den Glauben und die Seligkeit eines jeden Christen ist, daß er von allen falschgläubigen Kirchen sich trenne, zur rechtgläubigen Kirche aber sich bekenne und halte. Da tritt denn nun die ernste, wichtige Frage an uns heran: Wie und woran man denn die Rechtgläubigkeit oder Falschgläubigkeit einer Kirche erkennen könne, um letztere meiden, zur ersteren aber sich bekennen zu können? Nicht zwar, als wollten wir für jetzt eigentlich die Lehre begründen und den Beweis führen für die rechte Unterscheidung zwischen rechter und falscher Kirchengemeinschaft. Wir bitten abermals, zu diesem Zwecke „die Stimme unserer Kirche in der Frage von Kirche und Amt“ nachzuschlagen zu wollen, in der das alles in unwiderleglicher und unübertrefflich klarer Weise gesagt worden ist. Doch wollen wir, unserem Thema gemäß, auf die hohe Wichtigkeit klarer Unterscheidung zwischen rechter und falscher Kirche aufmerksam machen.

Ist es, wie wir gesehen haben, von der größten Wichtigkeit für christlichen Glauben, Leben und die ewige Seligkeit, daß man alle falschgläubigen Kirchen fliehe und meide, zur rechtgläubigen Kirche hingegen sich halte, so liegt es ja um deswillen wohl auf der Hand, wie sehr wichtig es ist, daß man nun auch die rechte Unterscheidung zwischen beiden zu machen wisse. Denn was hülfte es wohl, die Pflicht der Separation (Kirchentrennung) auf der einen und die der Union (Kirchenvereinigung oder =Anschluß) auf der anderen Seite zu erkennen, so lange man sich im Irrtum befindet darüber, welche Gemeinde oder Kirche denn nun die richtige und welche die falsche ist, und wenn man etwa, in der besten Meinung, der rechtgläubigen Kirche anzugehören und mit falschgläubigen nichts zu thun zu haben, dennoch sich im Irrtum befindet, indem man thatsächlich zur falschgläubigen sich hält und der rechtgläubigen den Rücken kehrt? Es kommt ja doch nicht auf die gute Meinung, sondern auf die Wahrheit und Wirklichkeit an. Denn ziemlich alle, die auf dem breiten Wege sich befinden, sind der Meinung, daß es der rechte sei, und doch ist er es, der in die Verdammnis führt.

Wie wir bereits bei der 5. These gesehen haben, sind ja die Kennzeichen der Kirche überhaupt: Die göttlichen Gnadenmittel, Wort und Sakrament (S. Nr. 21 vom 8. Okt. 1893, S. 164 ff.) Und so sind denn ja auch die Kennzeichen der wahren sichtbaren Kirche und damit zugleich die Unterscheidungszeichen von allen falschgläubigen Kirchen und Sekten die reine Predigt des Wortes Gottes und die rechte Verwaltung der Sakramente.

Zwar ist Gottes Wort, wo immer es noch wesentlich vorhanden ist, insofern auch rein, und es sind die Sakramente, wo immer sie noch wesentlich vorhanden sind, insofern auch recht. Da kommen nun aber die heutigen Indifferentisten und Synkretisten (d. i. die Gleichgültigen gegen reine Lehre und rechte Kirche und die Religions- und Kirchenmenger) und sagen: „Was

wollt ihr denn von uns? Wir haben ja reines Wort und Sakrament; denn wo es wirklich ist, da ist es rein, sonst wäre es eben nicht vorhanden.“ Das ist jedoch wieder eine Sophistik (Kunstgriff oder Trugschluß) des Teufels, und ist gerade so, als wenn man sagen wollte: „Wichtiger Weizen ist doch niemals Unkraut, also laß doch Unkraut auf dem Acker stehen, so viel da will, wenn nur auch Weizen dazwischen ist, so haben wir ja doch auch reinen Weizen.“ Ja wohl, so hast du auch Weizen und hast, sofern du den hast, reinen Weizen. Aber du hast ihn doch nicht rein, sondern du hast ihn mit vielem Unkraut vermischt. Soll das etwa gut sein? Willst du das entschuldigen? Es handelt sich aber nicht sowohl darum, ob auch in der besten Kirche Unkraut falscher Lehre einschleichen könne oder hier und da wirklich einmal einschleiche, ohne ihr sofort den Charakter der Rechtgläubigkeit zu nehmen, sondern vielmehr darum handelt es sich: Ob man gleichgültig zusehen solle, nicht allein, daß das Unkraut falscher Lehre nicht ausgejätet, sondern auch, daß es immerfort ausgesät wird, also daß man bald nicht mehr Unkraut unter dem Weizen hat, sondern im besten Falle nur noch Weizen unter dem Unkraut? Und darauf kommt es an, daß wir in der sichtbaren Kirche die Lehre „in allen derselben Artikeln“ rein haben und darin einig sind, wie es in unserem Bekenntnisse (Konfessionsformel, Art. 10, W. S. 703) heißt.

Doch wir wollen jetzt zeigen, wie wichtig es ist, daß wir uns diese Kennzeichen rechter Kirche und zugleich Unterscheidungszeichen von falscher Kirche nicht nehmen, noch andere an ihre Stelle setzen lassen.

Sehen wir's denn nicht täglich vor Augen, welch eine unsägliche Verwirrung in den Köpfen und Herzen so mancher Christen, welch eine unsägliche Verwirrung in der Kirche im großen und ganzen sowohl wie an einzelnen Orten darin besteht, daß man meint, die rechte Kirche müsse immer die große Kirche sein, die kleineren aber seien erstlich zu meidende „Sekten“? Die rechte Kirche sei diejenige, welche große, schöne Kirchengebäude, feste und gut dotierte Pfarrstellen u. dergl. habe? Die rechte Kirche müsse die sein, die vom Staate anerkannt sei und bei den Menschen etwas gelte? Die rechte Kirche müsse die sein, welche reiche, vornehme, angesehene Leute zu ihren Gliedern zähle, ja wohl gar den Landesherrn, den Kaiser oder den Papst zu ihrem obersten Herrn und Bischof habe? Die rechte Kirche müsse die sein, welche mehr oder weniger große, berühmte und begabte Kanzelredner oder sonst besonders beliebte, angenehme oder wirksame Pastoren aufzuweisen habe? Die rechte Kirche müsse die sein, in welcher die Gottesdienste so recht „feierlich“ und schön seien? Die rechte Kirche für jeden einzelnen müsse die sein, in welcher er seine lieben Verwandten und Freunde oder doch die meisten und liebsten derselben habe? Die rechte Kirche müsse die sein, in der man einmal geboren, erzogen, konfirmiert sei u. dergl.? Die rechte Kirche müsse die sein, zu welcher schon die Eltern und Großeltern gehört haben und deren Alter nach Jahrhunderten, ja Jahrtausenden zähle? Sind denn das alles nicht fleischliche Dinge? Wie kann man nur ein Christ sein wollen und dabei solche Gedanken über die Kennzeichen der rechten Kirche haben! Und doch kommt es sogar noch in der Freikirche vor, daß Leute damit angefochten werden, auf all dergleichen äußerliche, irdische, fleischliche Dinge als auf etwas Großes hinzusehen und eine Kirche, welche sie aufzuweisen hat, für die rechte zu halten, den Mangel derselben aber als ein schlechtes oder bedenkliches Zeichen anzusehen. Wie überaus wichtig ist es da doch, in Bezug auf die Kennzeichen der rechtgläubigen Kirche die nötige Klarheit zu haben, daß man sich durch die vermeintlichen Vorzüge falscher Kirchen und Sekten nicht blenden, an der rechten Kirche aber wegen ihrer Knechtsgestalt nicht irre machen

läßt. Wie sehr hat man sich doch da zu erinnern, daß der Jünger nicht über seinen Meister ist und die Kirche ihres Herrn Jesu Christi Kreuz zu tragen berufen ist.

Doch es giebt noch andere Irrtümer in Bezug auf die Kennzeichen der rechten Kirche, die weit mehr Schein haben als alle jene rein äußerlichen und fleischlichen Dinge, und vor denen man sich daher noch viel mehr zu hüten hat, um nicht betrogen zu werden.

Während wir soeben gesehen haben, daß die rechte christliche Kirche in der Welt nicht Geld und Gut, Macht, Ehre und Ansehen, Anerkennung der Großen oder Massen u. dergl., sondern vielmehr Armut und Elend, Verachtung, Schande und Verfolgung zu erwarten, kurz das Kreuz Christi zu tragen hat und nie vergessen darf, daß die Pforte eng und der Weg schmal ist, der zum Himmel führt, geschieht es auf der anderen Seite wohl, daß solche, welche mit Ernst Christen sein und von der Welt nichts wissen wollen, der Meinung sind, die wahre sichtbare Kirche müsse notwendig immer in kleinen Gemeinden gesucht werden, könne und dürfe in keiner Weise und zu keiner Zeit ansehnlich sein, eine Kirchengemeinschaft aber, welche Verfolgung leide oder in früheren Jahren gelitten habe,* sei um deswillen für die rechte Kirche zu halten und unter allen Umständen festzuhalten. Da macht man also Kreuz und Verfolgung zu einem Kennzeichen der Kirche. Was sollen wir nun dazu sagen?

Zwar können wir nicht leugnen, daß eine Gemeinde oder größere kirchliche Gemeinschaft, wenn sie anfängt, äußerlich zu wachsen oder irgendwie ansehnlich in der Welt zu werden, alsbald auch in große Gefahr kommt, zu verweltlichen, wie das die Geschichte der Kirche zu allen Zeiten gezeigt hat. Allein sie muß doch nicht notwendig gleich dieser Gefahr erliegen. Und selbst wenn solches geschehen sollte, hört sie doch darum noch nicht auf, eine rechtgläubige Kirche zu sein, wie wir hernach gleich weiter sehen werden. Umgekehrt aber ist es durchaus ein Irrtum, zu meinen, daß irgendwelche „Knechtsgestalt“ oder Verfolgungen an und für sich schon Kennzeichen einer rechten Kirche wären. Denn erstens fragt es sich, welcher Art die angeblichen „Verfolgungen“ sind und ob sie wirklich um der rechten Lehre, um des rechten Glaubens und des rechten Bekenntnisses willen geschehen. Giebt es doch auch ein selbsterwähltes, falsches Martyrium. Das Kennzeichen aber, ob die „Knechtsgestalt“ wirklich der des Herrn Christi ähnlich ist und um seinetwillen erduldet wird, muß dann doch immer wieder die reine Predigt des Wortes Gottes und die rechte Verwaltung der Sakramente sein. Zum andern könnte es immerhin vorkommen, daß eine Kirche wirklich um der rechten Lehre willen Verfolgung leidet, ohne daß ihr darum schon der Name einer wahren und rechtgläubigen Kirche mit Recht zugesprochen werden könnte. Denn es geschieht gar nicht selten, daß auch eine falschglaubige Kirche um etlicher Reste der Wahrheit willen, welche in ihr noch vorhanden sind, Schmach leiden muß, ja wir können sagen, daß jede Kirche, welche überhaupt noch den Namen Kirche verdient, weil in ihr Gottes Wort noch wesentlich vorhanden ist, darum und soweit auch die Schmach Christi zu tragen hat, wie wir solches sogar bei der römischen Kirche nicht in Abrede nehmen können. Weil und sofern aber eine solche Kirche neben der rechten Lehre auch noch falsche Lehre hat, duldet und hartnäckig festhält, können wir sie doch nicht als rechtgläubige Kirche anerkennen, so wenig um der noch vorhandenen Reste der Wahrheit, so noch viel weniger um etlicher deswegen zu erduldbender Schmach willen.

H—r.

(Fortsetzung folgt.)

* So z. B. die Breslauer oder die „lutherische“ Kirche in den russischen Ostseeprovinzen. Ja, können sich nicht sogar die Juden erlittener Verfolgungen rühmen?

(Eingelandt aus Amerika.)

Die Aktenstücke des Herrn von Schwarz.

Der Leipziger Missionsdirektor Herr von Schwarz hat die verheißenen „Aktenstücke“ nunmehr erscheinen lassen und unter diesen auch diejenigen, welche sich auf das Ausscheiden der Missionare Nätzer und Mohn aus der Leipziger Mission beziehen.

Ein seines Glaubens bewußter und bekenntnistreuer Lutheraner braucht nur diese, doch von gegnerischer Seite redigierten Aktenstücke zu lesen, um alsbald von Herzen Nätzer und Mohn zuzufallen. Denn er sieht aus diesen Akten auf das Klarste, daß die beiden Missionare ihres Amtes entsetzt sind, „weil — sie verlangt hatten, daß man sich in der Leipziger Mission zur wörtlichen Eingebung der heiligen Schrift bekennen und alle Gegenlehre verwerfen solle; und weil sie verlangt hatten, daß in der Leipziger Mission das Regiment gestellt werde nicht auf papistische Grundsätze von Herren und Untergebenen, sondern auf die recht christlichen Grundsätze von lauter Brüdern in Christo und brüderlicher Unterordnung in gottgewollter Liebe und Ordnung.“

So haben wir die Sache früher schon, nach privater Kenntnisnahme der Akten, dargestellt. Und so erscheint die Sache auch jetzt.

Herr Direktor von Schwarz, indem er auf unsere Darstellung zu sprechen kommt, hat an derselben das auszusetzen, daß wir dabei „die voreilige und hartnäckig festgehaltene Aufhebung der Abendmahlsgemeinschaft seitens der Missionare, welche doch für den Verlauf der Angelegenheit entscheidend war“, „verschwiegen“ haben.

Es ist wahr, wir haben das nicht erwähnt. Aber daß Nätzer und Mohn mit den Leipziger Missionsangehörigen nicht kommunizieren konnten, so lange ihre völlig gerechtfertigten und nötigen Forderungen nicht erfüllt waren, verstand und versteht sich für uns und für jeden wahren Lutheraner ganz von selbst. Abendmahlsgemeinschaft muß Glaubens- und Bekenntnismgemeinschaft voraussetzen. Fehlt diese, ja ist diese ausdrücklich in Frage gestellt, so ist Abendmahlsgemeinschaft von Gott verbotener leerer Schein und tatsächliche Verleugnung und Entkräftung des mündlichen Bekenntnisses und Bekenntnisverlangens. Es kam uns gar nicht in den Sinn, besonders zu bemerken, daß Nätzer und Mohn damals und unter den gegebenen Umständen mit den Leipzigern auch nicht haben kommunizieren wollen. Den einen ernst, festen und nachhaltigen Bekenntnisstellung nicht gewohnten Leipzigern freilich muß gerade dieser uns so selbstverständliche Ernst, mit dem die beiden Missionare ihre Forderungen gestellt haben, höchst seltsam und als das eigentlich Entscheidende vorgekommen sein; und Herr Direktor von Schwarz wirft uns daher ein wenig naiv vor, daß wir eben dies Entscheidende verschwiegen haben.

Wir wollen uns den Punkt nicht verrücken lassen. In Nätzers und Mohns Sache handelt es sich nicht um ihre Suspension der Abendmahlsgemeinschaft; es handelt sich auch nicht um dieses oder jenes, auf das Herr Direktor von Schwarz in seinen Fußnoten und sonst mit Fingern zeigt und das etwa anders und besser hätte geredet und gethan werden können. Es handelt sich lediglich um jene beiden Forderungen.

Und wie hat man bezüglich dieser unsere Missionare beschieden?

Abgeschläglic. — Und da sie auf ihren Forderungen beharrten, hat man sie gehen heißen.

Und das ist ganz natürlich. Das wundert uns nicht im geringsten.

Die Leipziger Mission nennt sich eine Mission der evangelisch-lutherischen Kirche und sagt, daß sie sich auf Gottes Wort und das Bekenntnis dieser Kirche gründe. Und es ist wahr,

daß sie sich, was ihre zur Vertretung auf der jährlichen Generalversammlung berechtigten Hauptvereine anlangt, thutlichst auf die lutherisch sich nennenden Kirchen nicht nur, sondern wiederum in diesen auf die „positiv christlichen“ Kreise beschränkt. Aber innerhalb dieser Grenzen ist die Leipziger Mission dennoch eine durchaus synkretistische, glaubensmengerische Gesellschaft. Das zu beweisen genügt Ein Probölein aus dem bunten Gewebe ihrer Zusammensetzung: Herr Professor Dr. Luthardt, den jeder Theologe kennt, ist Glied des Missionskollegiums und Vicepräsident desselben. Ein bestimmtes, deutliches und von Gottes wegen Alleinberechtigung forderndes Bekenntnis zu irgend einer der vielen unter diesen Synkretisten fraglichen Lehren würde also schlechterdings unmöglich sein, vor allem aber das zur wörtlichen Eingebung der heiligen Schrift; denn die wörtliche Eingebung der heiligen Schrift glaubt schier keiner der Herren, welche in der Leipziger Mission etwas zu sagen haben, sondern hält sie für eine unhaltbare Theorie der Dogmatiker des 17. Jahrhunderts.

Nun forderten Rätber und Mohn erstlich, daß man in der Leipziger Mission glauben und lehren und bekennen solle, daß jedes Wort heiliger Schrift Gottes eigenes Wort sei; und daß diese Lehre allein gelten solle; und daß alle Gegenlehre verworfen werde.

Hätte Herr Direktor von Schwarz — was ihm keinen Augenblick in den Sinn kam — dem zugestimmt und versprochen, das ins Werk setzen zu wollen, so hätte man ihn ohne Zweifel mit Rätber und Mohn fortgejagt.

Wiederum: Hätte Herr Direktor von Schwarz von Herzen geglaubt, daß jedes Wort heiliger Schrift Gottes Wort sei — und das glauben doch nicht nur die Missourier, sondern Gottlob auch sonst viel einsältige Christenheelen —, so hätte er alles für Dreck geachtet, was ihn am freien Bekenntnis dieses seines Glaubens gehindert hätte (1 Kor. 4, 13).

Herr Direktor von Schwarz wies die Missionare mit ihrer Forderung zurück.

Er that das in ausdrücklichem Einverständnis mit dem Missionskollegium.

Und wie begründete er diese Zurückweisung?

Er zieh unsere Missionare nicht etwa falscher Lehre. — Synkretisten zeihen überhaupt nicht leicht falscher Lehre. Es wäre das ja Lehr-Entschiedenheit und also eine Verletzung ihres Lebensprinzips, welches, wie Luther sich ausdrückt, im Mummum-sagen steht. Und in diesem Falle sonderlich würden doch auch manche einsältige Christen in Hörer- und Lehrerschaft, in Indien und in der Heimat, dadurch verletzt und zurückgestoßen worden sein.

Also er nannte die Lehre der Missionare nicht falsch. Er gestand ihnen das gute Recht zu, sie zu haben. Er schrieb, niemand hindere sie daran, dieselbe zu vertreten. — Aber — sie sollten diese Lehre haben und vertreten nur als Meinung; und wenn jemand der Brüder etwa anderer Ansicht wäre, so sollten sie deshalb die Einmütigkeit in der Lehre nicht vermissen.

Und wie erklärt sich ein solches Ansinnen?

Ganz einfach. Der Herr Direktor erklärt es selber.

Er, samt dem Missionskollegium, will nicht glauben, lehren und bekennen, daß jedes Wort heiliger Schrift Gottes eigenes Wort ist. Er hält, und will die Christenheit dafür halten machen, daß weder Schrift noch Bekenntnis also lehre. Er will haben, daß jedermann zufrieden sei, wenn man sich zu den Schriften der Apostel und Propheten als zu „inspirierten“ und „dem lauterer Brunnen Israels, welche allein die einige, wahrhaftige Richtschnur sind, nach der alle Lehrer und Lehre zu urteilen und zu richten ist“, bekenne.

Diese letztgenannten Ausdrücke sind zwar der Schrift und dem Bekenntnis entnommen und an ihnen selbst vortrefflich; aber sie sind in der Anwendung, die sie hier finden sollen, nur

dann am Plage, wenn zuvor feststeht, daß „inspiriert“ die Meinung hat, daß Gott selbst jedes Wort geredet hat, und daß die Schrift deshalb und so „der lauterer Brunnen Israels“ sei. Steht das nicht zuvor fest, so mißbraucht man diese Ausdrücke, um falsche Lehre hinter ihnen zu verstecken.

Und so mißbraucht sie Herr von Schwarz, denn er will nicht zugeben, daß in Schrift und Bekenntnis gelehrt sei, daß jedes Wort heiliger Schrift Gottes Wort ist, und will nicht haben, daß das feststehen und gelten, allein gelten solle.

So erklärt es sich, daß er zwar nichts dagegen hat, wenn jemand das predigt und lehrt, daß er sich aber dagegen erhebt, wenn jemand für diese Lehre, als für eine göttliche, Alleinberechtigung fordert.

Bis hierher wäre Herr Direktor von Schwarz nur ein gewöhnlicher Synkretist der neueren Schule, wie deren die arme Kirche jetzt voll ist.

Aber wenn er nun Rätber und Mohn öffentlich vorwirft, daß sie mit ihrer Lehre das doch von ihnen und der ganzen rechtgläubigen Kirche stets laut anerkannte Geheimnis des „Wie?“ der göttlichen Eingebung heiliger Schrift erklären und diese ihre Erklärung für andere verbindlich machen wollen; wenn er gar eben so öffentlich sagt, daß die beiden Missionare wollen, daß instinktfähige die Leipziger Missionare nicht allein auf Schrift und Bekenntnis, sondern auch noch auf die Sätze des Rätber'schen Vortrages, in welchem dieser die Inspirationslehre vorgetragen, verpflichtet werden: so ist das entweder eine unehrliche Kampfesweise, oder im besten Falle eine maßlose geistliche Befangenheit. —

Was die zweite Forderung der Missionare anlangt, so ist es Herrn Direktor von Schwarz ganz unverständlich, wie man in der Kirche Christi von einem Gehorsam in äußerlichen Dingen reden kann, der nicht um des Gebotes willen, sondern in und aus freier Liebe geleistet wird. Er meint, solch Prinzip müsse durchaus zu einem schädlichen Independentismus führen, bei welchem die Leipziger Mission nicht geleitet werden könne. — Nun, unser ziemlich großer Synodalhaushalt, gegen welchen der der Leipziger Mission sehr gering ist, ist in recht guter Ordnung durch Gottes Gnade, trotzdem, oder besser weil hier kein Mensch um des Gebotes willen gehorcht, sondern nur um der Liebe und der christlichen Ordnung willen, wie Christus das haben will. — Uebrigens macht Herr Direktor von Schwarz hier weniger Umstände. Denn daß in der Mission einfach Ordre pariert werden müsse, darüber ist in den landeskirchlichen Kreisen der Leipziger Mission kein Dissens; und die Breslauer stimmen auch zu.

Das ist's, was wir über die Aktenstücke zu sagen haben, die Sache anlangend.

Ueber die Form, die Art und Weise, in welcher die Verhandlungen mit den Missionaren geführt sind, haben wir uns früher schon geäußert. Wir sagten diesbezüglich: „Freilich die Akten und die diesen zu Grunde liegenden Verhandlungen mit Rätber und Mohn sind von seiten der Gegner und besonders des Leipziger Missionsdirektors Karl von Schwarz mit großer Gewandtheit geführt worden. Man ist nie auf die Sache selbst christlich, ordentlich, genau eingegangen. Durch rein formelle, äußerliche Führung des Handels wußte man den Schein zu erwecken, daß Rätber und Mohn etwas Neues, Besonderes, über Schrift und Bekenntnis hinausliegendes wollten, und daß sie selbst eigentlich sich trennten von der brüderlichen Gemeinschaft, da man ihnen das Neue, Besondere nicht gewährte, und daß sie deshalb entlassen werden mußten.“

Und nun lese man das Protokoll über die Verhandlungen zu Tranquebar, pag. 92 beginnend, und sage, ob wir nicht recht geurteilt haben.

Wir fügen noch hinzu, daß Herr Direktor von Schwarz mit den Missionaren in zwar höflicher, aber doch im übelsten Sinne bureaukratischer Weise verhandelte, und sind gewiß, daß jeder aufmerksame Leser uns zustimmen wird. Die Fußnote pag. 92 genügt nicht, unseren Vorwurf zu entkräften, sondern zeigt nur, daß Herr Direktor von Schwarz selbst sich dessen einigermaßen bewußt war.

Was endlich das Cirkular des Missionsdirektors an die Missionare der Leipziger Mission (pag. 130 ff.) anlangt, so öffnet dasselbe der Kritik ein weites Feld. Wir bemerken aber nur, daß uns unerfindlich ist, wie einigermaßen erkenntnisreiche Christen sich das bieten und sich durch so lose Tünche den wahren Sachverhalt verdecken lassen können.

Cleveland, im März 1895.

C. M. Born.

Unsere Synodalkasse ist leer,

ja, sie hat, um den laufenden Anforderungen, welche an sie gestellt werden, genügen zu können, schon Schulden machen müssen. Indem ich dies mitteile, bitte ich alle Synodalgemeinden, ja alle einzelnen Glieder derselben, doch ernstlich zu erwägen, ob nicht von ihnen etwas geschehen kann, um dieser Not abzuhelfen. Und es kann, meine ich, dreierlei geschehen. Erstens, das ist das Wichtigste, kann und soll jedermann in unserer Synode Gott anrufen, daß Er doch in Gnaden geben möge, was wir brauchen. Wir brauchen's ja, von etlichen kleinen Nebenausgaben abgesehen, nur, um den Pastoren, die von ihren Gemeinden nicht genug Gehalt bekommen, um mit ihren Familien leben zu können, einen Zuschuß zu gewähren, und neuerdings, um einen Pastor, welcher krankheits halber sein Amt niederlegen mußte, eine Pension zu zahlen. Das sind ja nicht überflüssige Ausgaben, und darum haben wir die Verheißung, daß Gott, der da reich ist über alle, die Ihn anrufen, auch unser ernstliches Gebet erhören und geben wird, was zur Lebens Nothdurft und Nahrung gehört. Er hat ja gesagt: „Ihr sollt mein Antlitz suchen“; darum so wollen wir auch jetzt in dieser Not Ihn anrufen, so wird Er uns erhören, und wir werden Ihn preisen. — Sodann kann und soll jedermann unter uns sich einmal ernstlich fragen, ob er auch für die Synodalkasse schon so viel gegeben hat, als er wohl könnte. Wir haben in unseren Gemeinden ja verschiedene Klassen, und jede macht Ansprüche an jedes Glied der Gemeinde. Da ist vor allen Dingen die Gemeindefasse da; zu der beizusteuern ist die erste Pflicht jedes Gemeindegliedes, welches überhaupt eine Einnahme hat und nicht von Unterstützungen leben muß. Denn es steht geschrieben: „Der unterrichtet wird mit dem Wort, der theile mit allerlei Gutes dem, der ihn unterrichtet. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“ Aus dem letzten Satz ist zu ersehen, wie groß die Sünde ist, die derjenige begeht, der sich die Sorge für die Erhaltung seines Pastors von anderen abnehmen läßt, obwohl er im Stande ist, etwas zu verdienen und also auch, etwas zu geben. Sodann ist die Armenkasse da. Und auch zu der sollte jeder, der nicht selbst von Unterstützung leben muß, etwas beitragen. Denn in den armen Brüdern und Schwestern dienen wir dem Herrn, der gesagt hat: „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan“. Die nächste Kasse ist eben die Synodalkasse. Zu derselben sollen wir beitragen, weil uns Gottes Wort verpflichtet, „Gutes zu thun allermeist an des Glaubens Genossen“. Wir helfen dadurch das Predigtamt denen erhalten, die ohne solche Unterstützung nur ganz selten Gottesdienst haben würden und eine regelmäßige Seelsorge kaum genießen könnten. Weil diese Pflicht als die wichtigste unter den Pflichten, die nicht die eigene Gemeinde betreffen, erkannt worden ist, werden in allen

unseren Gemeinden entweder Kollekten für die Synodalkasse erhoben oder auch regelmäßige Sammlungen für dieselbe veranstaltet. Es hat also jedes Glied unserer Gemeinden Gelegenheit, hierfür einen Beitrag zu geben. Und der Hauptzweck dieser Zeilen ist, dazu, daß doch keiner mit seinem Beitrag für die Synodalkasse in Rückstand bleiben möge, zu ermuntern, auch zu bitten, daß diese Beiträge doch womöglich erhöht werden möchten. Wir haben uns vielleicht zu sehr darauf verlassen, daß unsere lieben Glaubensbrüder in Nordamerika für unsere Synodalkasse reichlich beizusteuern pflegen. Sie haben das ja gethan und sind auch willig, es fernerhin zu thun. Aber sie haben selbst jetzt sehr knappe Zeit und große Nothstände in ihrer eigenen Mitte. Viele Pastoren können nur einen Teil ihres Gehaltes bekommen und ganze Landstriche leiden Hungersnot. Da ist die helfende Liebe derer, die noch reichlich haben, sehr in Anspruch genommen. Deshalb sind die Beiträge aus Amerika in der letzten Zeit sehr zurückgegangen. So müssen wir versuchen, ob wir nicht mehr als bisher auf eigenen Füßen stehen können. Zu eifrigem Steuern für die Synodalkasse sollte uns auch die Betrachtung des Segens der Synodalgemeinschaft bewegen. Denn gerade dadurch, daß wir im Glauben und Bekenntnis zusammenstehen, werden wir mächtig gestärkt. — Endlich aber sollten die Gemeinden, welche bisher regelmäßige Unterstützungen zum Unterhalt ihrer Pastoren bekommen haben, aus diesem Anlasse einmal darüber in ernstliche Beratung treten, ob sie nicht unter sich mehr aufbringen und so die Unterstützung ganz oder teilweise entbehren könnten. Es ist dies schon bei der letzten Synode angeregt und besonders den Deputierten aus Herz gelegt worden, dahin zu wirken. Der Erfolg dieser Anregung ist aber ein sehr geringer gewesen. Eine Gemeinde, die ihren Pastor nicht selbst erhalten kann, hat ja eigentlich keinen Anspruch darauf, einen eigenen Pastor zu haben. Nun haben zwar die lieben Brüder in Amerika in Anbetracht der besonderen in unserer Freikirche obwaltenden Verhältnisse ihre Hilfe zur Erhaltung des Pfarramtes an solchen kleinen und armen Gemeinden zugesagt. Aber es sollte sich doch jede Gemeinde immer bewußt bleiben, daß dies kein normaler Zustand ist, und daher ernstlich bemüht bleiben, solche Unterstützung von außen her baldmöglichst entbehrlich zu machen. Gerade in diesen Gemeinden möchte doch ein jeder sich das Wort vorhalten: „Der unterrichtet wird mit dem Wort, der theile mit allerlei Gutes dem, der ihn unterrichtet. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“ Wenn insbesondere unsere jungen Leute sich von Anfang an daran gewöhnen wollten, von ihrem Verdienste alsbald etwas zu opfern für Gottes Reich, was sie leicht könnten, so würde bald mehr einkommen, und die Synodalkasse brauchte weniger auszusahlen und keine Schulden zu machen. Und wenn dann die Brüder in Amerika auch wieder reichlichere Unterstützungen sendeten, so könnten dieselben mit dazu verwendet werden, Prediger an solchen Orten anzustellen, wo jetzt noch keine sind und doch Leute vorhanden, die versorgt werden müssen, und Aussicht, mehr zu sammeln. Gott lasse diese Anregung gesegnet sein und mache alle willig, denen, die das Geistliche darreichen, leibliche Opfer zu bringen.

Niederplanitz, im März 1895. O. Willkomm, P.

Wie Pastor Paulsen sich selbst widerspricht.

In Nr. 3 seines Blattes „Die Reform“ giebt er folgendem trefflichen „Eingefandt“ aus Hamburg Platz:

„Der ‚Kirchliche Anzeiger‘ brachte kürzlich in seiner Beilage ‚Reform‘ Nr. 2 einen Artikel, welcher, anknüpfend an den in Hamburg entbrannten Kirchenstreit, in starken Ausdrücken das falschmünzerische Treiben der liberalen Pastoren verurteilt und

die Erwartung ausspricht, daß 'die Kirche' demselben ein Ende machen werde. „Lange genug hat die Kirche diesem Treiben zugegesehen, sobald sie sich ermannt, wird sie zweifellos dieser Schurkerei ein Ende machen müssen.“

Das ist ja ganz wahr — aber wer ist 'die Kirche', welche das thun muß? Die Gemeinden mit oder ohne ihre Pastoren? oder das Kirchenregiment? Ohne Zweifel zunächst das letztere. Denn solche Gemeinden, welche in diesem Stücke mit ihren positiven Pastoren gegen das Verderben aufzutreten könnten, giebt's in Hamburg wohl nur drei, die sog. Kapellengemeinden, die aber, weil sie am Kirchenregiment keinen Anteil haben, für das Ganze nichts würden ausrichten können. Wie wenig aber das hamburgische Kirchenregiment daran denkt, dem Treiben der Liberalen ein Ende zu machen, ist offenbar genug. Was nun thun? Warten, bis die Kirche sich ermannt hat? Fassen wir das Wort 'Kirche' als die Gemeinde der wahrhaft Gläubigen (wie es gesagt werden muß und es wohl auch der Verfasser des erwähnten Artikels in der 'Reform' verstanden hat): wie sollen die es anfangen, dieser Schurkerei ein Ende zu machen? Außerliche Gewalt steht denen nicht zu Gebote, und daß eine Ermahnung an die Liberalen zur Umkehr nichts nützt, so wenig wie eine Bittschrift an das Kirchenregiment um Abhilfe, ist offenbar. Wer weiß nun Rat? Ich dünke, man sollte sich nicht so viel besinnen, noch die Vernunft um Rat fragen, sondern das Wort Gottes. Das bezeugt doch unwidersprechlich, daß die rechten Jünger Jesu mit Irrlehrern nicht in kirchlicher Gemeinschaft stehen können und sollen. Wenn Paulus über alle, die das Evangelium anders predigen, als er es gepredigt hat, und wenn es ein Engel vom Himmel wäre, aufs nachdrücklichste den Fluch ausspricht (Gal. 1, 8. 9); wenn Johannes in seinem 2. Briefe Vers 10 u. 11 mit heiligem Ernste warnt, solche, welche die Lehre von der Gotttheit Christi nicht haben, ins Haus aufzunehmen und als Brüder zu grüßen, damit man sich ihrer bösen Werke nicht theilhaftig mache: wie kann ein gläubiger Jünger Jesu noch zweifeln, was er zu thun hat? wie lange sich noch besinnen, ob er mit so offenbaren Christuslästernern noch länger in kirchlicher Gemeinschaft bleiben könne, oder nicht? —

Man treibt viel zu viel Kirchenpolitik, wie man die Kirche retten, wie man sich eine ausgedehnte Wirksamkeit erhalten könne und dergleichen und bedenkt nicht, daß das Sache des Herrn Jesus ist, nicht unsere, daß vielmehr wir, seine Jünger und Diener, nur ganz demütig und einfältig ihm gehorham sein und nur thun sollen, 'was er uns sagt'. Man sehe doch die Apostelgeschichte und Pauli Briefe darauf an, wie viel Separation der gemacht hat, und wie gerade durch sein beständiges Separieren von den Widersprechern und Irrlehrern die Kirche entstanden ist. Freilich nicht eine Kirche, wie man sie heute haben will, die äußerlich groß, mächtig und einflußreich dastehe und vor allem der päpstlichen die Stange halten könne. Wer mit solchen Gedanken und Erwartungen an der sichtbaren Erscheinung der Kirche hängt, der vergißt, daß die Kirche ein geistliches Reich des Glaubens und der Liebe ist, und ist selbst in päpstlichen Anschauungen gefangen, wird auch nichts erreichen, als daß er die Verwirrung immer noch größer macht. Heute gilt es, die eigene Seele zu retten durch einfältigen Gehorsam gegen Gottes Wort und zwar gerade gegen die Stellen desselben, welche uns kirchliche Gemeinschaft mit Irrlehrern als größte Gefahr für unsere Seelen und als schwere Versündigung an Jesu hinstellen und sie uns meiden heißen. — Man warte doch nicht, bis einem der Stuhl vor die Thür gesetzt wird. Nirgends steht in der Bibel, daß man sich soll hinauswerfen lassen, sondern daß man herausgehen soll. „Darum laßt uns zu ihm hinausgehen außer dem Lager und seine Schmach tragen“ (Hebr. 13, 13).“

Wenn nun aber jemand nach dem Worte Gottes handelt und sich separiert, auch die Separation von den abgefallenen Staatskirchen anderen zur Pflicht macht, so bekommt er folgendes zu hören, was in dem von demselben Pastor Paulsen herausgegebenen „Kropfer Anzeiger“ (Nr. 12 vom 22. März) steht:

„Die missourisch=evangelisch=lutherische Freikirche beklagt sich sehr über die ablehnende Haltung, welche die Führer der lutherischen Kirche ihr gegenüber einnehmen. Sie klagt besonders darüber, daß keine der Freikirchen mit ihr etwas zu thun haben will. Sie sieht natürlich den Grund darin in ihrer großen Vorzüglichkeit, die alle anderen in den Schatten stellt. Wir wüßten auch noch eine andere Erklärung. Die sächsische Freikirche ist unter den lutherischen Kirchen diejenige, die die meisten katholischen Richtungen und Neigungen hat, trotz aller Anklagen, die sie gegen den Antichristen erhebt. Sie hat in Praxis den Grundsatz: 'Außer Missouri kein Heil, außer Missouri keine Seligkeit'. Sie hat in Praxis den Grundsatz: 'Der Zweck heiligt die Mittel', davon haben wir Beispiele genug. Die missourische Freikirche schreit über die Verleumdung und Vergewaltigung, wenn ihr Dinge nachgewiesen werden, die nicht in Ordnung sind, aber es kommt ihr gar nicht darauf an, anderen Leuten etwas aufs Fell zu reden, von dessen Wahrheit sie sich nicht überzeugt hat. Die missourische Freikirche in Deutschland ist keine Kirche, sondern eine Sekte, und hat alle Merkmale einer Sekte. Ihr Drängen, aus allen Kirchen auszutreten, und sich der missourischen Freikirche anzuschließen, ist schon sektiererisch genug. Eben aus diesem Grunde lassen wir auch meist die Auslassungen der 'evangelisch=lutherischen Freikirche' außer Ansaß, und wir werden dies auch künftig thun. Wer auf dem katholischen Grundsatz steht: 'Außer uns kein Heil', läßt sich auch nicht überzeugen. Wir wollten doch wenigstens dem Leser dies einmal sagen.“

Viktorinus.

„Wer sich aber mein und meiner Worte schämet, unter diesem ehrebrecherischen und sündigen Geschlecht; des wird sich auch des Menschen Sohn schämen, wenn er kommen wird in der Herrlichkeit seines Vaters, mit den heiligen Engeln“ (Matth. 8, 38).

Der Kirchenvater Augustinus erzählt im 8. Buche seiner Bekenntnisse folgende einfache aber lehrreiche Geschichte:

Zur Zeit des vom Christentum abtrünnig gewordenen Kaisers Julianus (gestorben im Jahre 363) lebte zu Rom Viktorinus, ein hochgelehrter Greis. Erfahren in allen Wissenschaften, überaus belesen in den philosophischen Schriften seiner Zeit und der Vorzeit, ein ausgezeichnete Redner, war er der Lehrer vieler angesehenen Senatoren, so daß dem trefflichen Meister die in den Augen der Welt so hohe Ehre widerfuhr, daß ihm sogar eine Bildsäule auf dem Marktplatz zu Rom errichtet ward. Aber bis ins Greisenalter war er bei dem allem ein Verehrer des heidnischen Gözendienstes, dem damals fast der ganze Adel Roms, zu großer Bestärkung des Volkes darin, anhing. Kaiser Julian, dem Abtrünnigen, zu Gunsten, wendete auch Viktorinus seinen Scharfsinn, seine Gelehrsamkeit und seine Beredsamkeit dazu an, den alten heidnischen Aberglauben zu verteidigen.

Doch Gott ging dem armen alten blinden, von der Ehre berauschten Manne nach, ihn aus den Ketten der Finsternis zu retten, von denen er gefesselt war. Als er neugierig endlich auch die heilige Schrift las und alle Bücher der Christen eifrig durchforschte, ward er aus deren Inhalt durch den Heiligen Geist von der Wahrheit derselben lebendig überzeugt und tief bewegt. Als er daher eines Tages den Beirat des Bischofs

Ambrosius, den alten, im Dienst des Heilands ergrauten Simplicianus traf, sagte Viktorinus diesem heimlich im Vertrauen ins Ohr: „Wisse, jetzt bin ich ein Christ“. Simplicianus antwortete ihm: „Ich glaube es nicht und zähle dich nicht zu der Christenzahl, es sei denn, daß ich dich in der Kirche sehe.“ Viktorinus erwiderte lächelnd: „So, machen denn die Kirchenwände den Christen aus?“ Der liebe Viktorinus täuschte sich aber hiermit nur selbst. Er war ein Nikodemus, der ein Christ sein, aber aus Furcht vor der Schmach und dem Spotte der Welt es nur heimlich sein und sein Christentum nicht durch Teilnahme an dem öffentlichen Gottesdienste der verachteten Christen bekennen wollte. Doch siehe! Durch weiteres Lesen und Gebet erlangte er Stärke und wurde mit der Furcht erfüllt, einst von Christo vor allen seinen heiligen Engeln verleugnet zu werden, wenn er sich schene, ihn vor den Menschen zu bekennen, und er sah nun mit Schrecken ein, daß er sich schwer versündigen würde, wenn er sich Gottes und seines Wortes schämen wollte, während er sich doch nicht geschämt hatte, sich öffentlich und ungeschert zu ergeben. Errötend über seine Eitelkeit sprach er plötzlich und unvermutet zu Simplician: „Laß uns zur Kirche gehen, ich will ein Christ werden“. — Und jener ging mit ihm, kaum sich vor Freude fassend. Er gesellte sich zu denen, welche den ersten Unterricht empfangen, und bald war er unter der Zahl derer, welche durch die Taufe wiedergeboren zu werden verlangten. Rom staunte und die Kirche freute sich. Die Stolzten hirschten mit den Bähnen in ohnmächtiger Wut, aber der Herr blieb seine Hoffnung. Und als die Stunde kam, in der er seinen Glauben bekennen sollte (es geschieht dies zu Rom von erhabener Stätte, im Angesicht des gläubigen Volkes nach einer auswendig gelernten Formel), so wurde ihm von den Kirchendienern der Antrag gemacht, sein Bekenntnis heimlich anzuhören, wie man das oft solchen zugestand, von welchen man fürchtete, sie möchten sich aus Schüchternheit unsicher benehmen; aber er zog es vor, sich zu seinem Heilande öffentlich vor der christlichen Gemeinde zu bekennen. Als er daher die erhöhte Stätte bestieg, um sein Bekenntnis abzulegen, riefen sie alle glückwünschend und mit lautem Jubel: „Viktorinus, Viktorinus!“ und als er reden wollte, schwiegen alle, begierig, die Worte des Bekenntnisses zu vernehmen. Mit hoher Zuberficht legte er nun daselbe ab. Augustinus schreibt: „Da mochten ihn alle zu sich ziehen, ans Herz; und ihre Liebe und ihre Freude waren die Arme, mit denen sie ihn umfaßten.“

Von nun an legte Viktorinus allen Reichtum seines Geistes, alle seine Gelehrsamkeit, alle seine eingebilddete Gerechtigkeit, allen seinen Ruhm vor Menschen zu Christi Füßen nieder, ward ein demütiger gläubiger Christ und diente mit allem, was er hatte, dem Reiche dessen, der auch ihn erlöst, erworben, gewonnen und zu sich gezogen hatte. („Luth. Anzeiger.“)

Vermischtes.

Sozialdemokratie und Meineid.

„Führen Sie den Treueid ein, wir schwören ihn auch!“ So hatte Bebel spöttisch im Reichstage geäußert. Nun hat die Landeskongferenz der sozialdemokratischen Partei in Vöhringen den Meineid sogar förmlich sanktioniert. Aus Anlaß der Eidesverweigerung von „Genossen“, die in den Reichstag gewählt waren, erklärte die Landeskongferenz: „In Erwägung 1., daß die beschränkte Zuständigkeit der Land-, Bezirks- und Kreistage durch den jeweilig zu leistenden Eid nicht weiter eingeengt wird, also innerhalb der Zuständigkeit der genannten Korporationen trotz der Eidesleistung die Vertretung der Volksinteressen vom sozialdemokratischen Standpunkte erfolgen kann; 2., daß die Eides-

leistung nur eine Form ist, die überdies unter moralischem Druck erzwungen wird... verlangt die Landeskongferenz, daß in Zukunft jeder Parteigenosse, der zu einer dieser Körperschaften kandidiert, wenn er gewählt wird, auch unweigerlich den Eid leiste.“ Wenn hierzu die „Allg. ev.-luth. K.-Z.“ bemerkt: „Es ist eine Frage, ob man bei Leuten, welche mit Bewußtsein das Dasein Gottes leugnen und denen der Eid deshalb nur eine leere Form ist, vom Meineid im kirchlichen Sinn reden kann“, so wundert es uns doch, so etwas aus „christlichem“ Munde zu vernehmen. Denn Gott, Gewissen und Eid sind doch nicht bloße subjektive, in unseren Gedanken vorgestellte oder eingebilddete Dinge, sondern unverrücklich feststehende Wirklichkeiten, gleichviel, wie „gewissenlos“ Lügner, treu- und eidsbrüchige Menschen dazu stehen. Man muß doch nicht immer gerade ein Petrus sein, um einen Meineid begehen zu können. Und wenn dieselbe Kirchenzeitung die Frage aufwirft: „Wann wird man endlich dem längst erhobenen Ruf nach einer Reform der Eidesordnung Folge geben?“ so möchten wir immer wieder die andere Frage dagesegen: Wann wird man endlich aufhören, Verbrechern, wie jene Gotteslästerer sind, bürgerliche Rechte zuzugestehen? H—r.

Reimgebetlein aus dem alten Altenburger Katechismus.

Herr Jesu Christ, mein Herr und Gott!
Dein Leiden groß, Dein Wunden rot,
Dein teures Blut, Dein bitt'rer Tod
Soll sein mein Trost in Sterbensnot.
Ich glaub', daß Du Dein Blut für mich
Am Kreuz vergossen mildiglich,
Damit von allen Sünden mein
Gewaschen mich schneeweiß und rein;
Darauf will ich, Herr Jesu Christ,
Dir folgen gern, wenn's Dein Will' ist.
Dein Heilger Geist erhalte mich
Im rechten Glaub'n beständiglich
Bis an das letzte Seufzen mein:
Im Tod und Leben bin ich Dein.
Mein' arme Seel' an meinem End'
Nimm zu Dir, Herr, in Deine Hand'
Und laß sie Dir befohlen sein.
So schlaf ich wohl und selig ein.
Am jüngsten Tag wird wiederum
Mein Leib und Seel' zusammen komm'n,
Samt allen Auserwählten Dein
In Fried' und Freude bei Dir sein
Und schauen Deine Herrlichkeit,
Dich lob'n und preißen in Ewigkeit! Amen.

Es ist vollbracht.

In einer Irrenanstalt Rheinpreußens lebte schon mehrere Jahre eine an tiefer Melancholie leidende Kranke. Besonders qualvoll war der Zustand derselben, weil sie sich für ewig verdammmt hielt und nicht glauben konnte, daß sie erlöst und ihre Sünden vergeben seien. Wenn es auch dem geistgesalbten Leiter der Anstalt, Dr. F., gelang, durch die Kraft seines Glaubens zuweilen einen Lichtstrahl in die arme, von Schwermut gequälte Seele zu werfen, so kam's doch nie zu einem Erfassen des Heilandes. Da, es war Karfreitag, nachmittags 3 Uhr, trat Dr. F. bei der Kranken ein. Es mußte etwas Besonderes sein, das ihn veranlaßte, zu dieser sonst nicht gewohnten Stunde sie zu besuchen. Auf seinem Antlitz lag etwas von dem Glanz, der herrührt aus dem oberen Heiligtum, aus der Nähe Gottes, vor dem er eben gestanden als Priester für die ihm anvertrauten

Seelen. Diesen Eindruck empfing die Kranke. Mit feierlichem Ernst redete er dieselbe an: „Ich komme, um Ihnen ein Wort mitzuteilen, daß in dieser Stunde vor 1800 Jahren der Mund eines Sterbenden als Vermächtnis für Sie aussprach, das Sie nicht zurückweisen dürfen; und ob Sie es thun würden, es bleibt ewig stehen. Das Wort heißt: Es ist vollbracht! Das sprach Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, in dieser heiligen Stunde.“ — Mit Staunen und Spannung hatte die Kranke der Kunde gelauscht. Ein Vermächtnis für mich? — in dieser Stunde gesprochen? Das brachte ihr die Thatsache der Erlösung näher; das persönliche Verhältnis zwischen ihr und ihrem Heiland war geknüpft; sie war sein trotz ihrer Sünde und mit ihrer Sünde, und damit war der quälende Bann gebrochen und seliger Friede eingekehrt. Die Genesende mochte das Haus des Mannes nicht mehr verlassen, der es verstanden hatte, ihr den Heiland als ihren Heiland zu verkündigen, ist auch dort selig hingegangen. („Austral. Kirchenbote.“)

Nachrichten und Bemerkungen.

Auch auf der diesjährigen Chemnitzer Konferenz (Partei der „Lutheraner“ innerhalb der sächsischen Landeskirche) ist die Frage von der Inspiration zur Sprache gekommen. Der Vortragende, Hr. Dr. Schnedermann-Beußig soll nach dem Bericht der „A. E.-L. R.-Z.“ gesagt haben: „Und werde denn nicht endlich auch der Tag kommen, wo man sich in alldogmatisch-gerichteten Kreisen entschließen werde, das Verhältnis von Offenbarung und Inspiration anders als bisher zu bestimmen, so daß man sage: Offenbarung ist die heilige Geschichte selbst und ist alles, was die vom Heiligen Geiste ausgerüsteten Männer lehren; aber wo sie lediglich Geschehenes berichten, bedurfte es nur einer Ventung, durch die der Herr der Kirche sorgte, daß kein wesentliches Ereignis der Kirche der Folgezeit unbekannt blieb oder in entstellter Weise auf sie kam. Aber diese Ventung wollte uns die Arbeit des Vergleichens und demüthig nachherlebenden Reproduzierens der geschichtlichen Vorgänge nicht ersparen; und wenn wir bei solchem Vergleich eine Irrung, eine subjektiv bestimmte Ungenauigkeit bei dem einen Berichtsfaktat finden, so daß wir uns entscheiden müssen, dann, sollen wir denken: der Schatz der Wahrheit sollte uns ein klein wenig Mühe kosten.“ Ehe ein einfältiger Christ solche Sätze unterschreibt, welche in einer noch dazu für ihn unverständlichen Weise ihm zumuten, in der Bibel „Irrungen“ anzunehmen, wird er doch wohl vorziehen, bei seiner verständlichen und irtumslosen Bibel zu bleiben. Ein Christ, sagen wir, denn mit den armen Leuten, welche erst durch ungläubige Pastoren so lange bearbeitet worden sind, bis sie auch ihrer Bibel nicht mehr trauen, ist es freilich eine andere Sache. Verschweigen wollen wir zwar nicht, daß von jener Chemnitzer Konferenz weiter berichtet wird: „Wurden diese Ausführungen mit Dank und im ganzen mit Zustimmung entgegengenommen, so kam doch in der nun folgenden Aussprache auch die Anschauung zu Worte, daß, um eine sichere Grundlage für das Festhalten an der kirchlich treuen Verkündigung zu gewinnen, zur Inspirationslehre der Alten zurückgegangen werden müsse, die keineswegs unbedenklich sei.“ Indessen was sollen noch sonstige „Anschauungen“ nützen, so lange dieselben nur neben allerlei groben Zirkeln dann und wann „auch“ einmal „zu Worte kommen“? Es ist aber bezeichnend für die Chemnitzer Konferenz, daß in ihr „auch“ die Wahrheit „zu Worte kommen“ kann.

Kliefoth und Walther. Von Kliefoth schreibt dessen Biograph in der „A. E.-L. R.-Z.“ u. a., ein dem Kaufmannstande angehöriges früheres Mitglied der Schweriner Domgemeinde, das Kliefoth oft predigen gehört, habe ihm gesagt: „Ich hatte das Gefühl, wenn der Mann mir auseinanderlegte: schwarz sei weiß, ich würde es glauben.“ Uns erscheint diese Bemerkung sehr zutreffend und bezeichnend für die Art Kliefoth'scher Wirksamkeit: Der Mann wirkte durch die Macht seiner Persönlichkeit und seiner Gaben, wie wir selbst das erfahren haben. Es drängte sich uns aber beim Lesen dieser Zeilen unwillkürlich ein Vergleich mit einem anderen Manne auf, der mit ihm gleichzeitig gelebt und gewirkt hat, nämlich mit Walther, dessen Einfluß wir nächst dem Kliefoth's auch erfahren haben. Walther, einem Kliefoth an Kraft und Gewalt der Persönlichkeit und Gaben nicht nachstehend, wirkte doch nicht eigentlich durch diese, sondern durch Beweisgründe, und zwar durch die Kraft des Wortes Gottes. Das war der große Unterschied zwischen diesen beiden gewaltigen Persönlichkeiten, wie solches, der es an sich selbst erfahren hat, hiermit bezeugt haben will, zum Preise des Herrn, der unserer Kirche einen Mann wie Walther gegeben hat.

P. Paulsens Briefkasten im „Kropper Kirchf. Anzeiger“ ist recht dazu angethan, nach Klarheit verlangende Christen vom schriftgemäßen lutherischen Glauben nur immer mehr abzubringen. So schreibt er in Nr. 10 vom 8. März von der Unrichtigkeit der Lehre der Adventisten, den Sonnabend als „den“ gebotenen Feiertag anzusehen, während doch von jeher die christliche Kirche den in der Offenbarung Johannis als den Tag des Herrn bezeichneten Tag gefeiert habe, und fährt fort: „Sollten nun die Apostel und ihre Schüler nicht vom Herrn erfahren haben, welchen Tag sie feiern sollten? Das werden Sie gewiß selbst nicht annehmen. Darum sage ich, hüten Sie sich vor menschlicher Willkür, die ist zu verwerfen, wenn sie von links kommt, aber auch, wenn sie von rechts kommt.“ P. Paulsen weiß offenbar nicht oder will nicht wissen, daß er nicht nur eine gewisse „Willkür“, sondern auch die allerdings „von rechts“, d. i. von Gottes Wort (Kol. 2, 16) und dem lutherischen Bekenntnisse (Augsb. Konf. Art. 28) kommende christliche Freiheit verwirft, ja daß er sogar mit den Päpstlichen eine von ihm selbst als unmöglich angenommenen (!) „mündliche Ueberlieferung“ an die Stelle des Wortes Gottes und im geraden Gegensatz gegen dasselbe aufgestellt hat. Und derselbe Mann muete uns zu, mit ihm gemeinsam Schrift und Bekenntnis zu unterschreiben und war entrüstet darüber, daß ein „Lutheraner“ sich dazu nicht bereit finden lassen wollte.

Die „Allg. ev.-luth. R.-Z.“ schreibt von dem „Allg. ev.-protestantischen Missionsverein“, derselbe habe in Japan und China mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, weil in jenen Ländern seit fünf Jahren eine „Christenfeindliche Strömung“ herrsche. Danach scheint die genannte Kirchenzeitung den Protestantenverein jetzt als „christlich“ anzuerkennen. H—r.

Aufforderung zur Subskription.

Der erste Bericht unserer Synode vom Jahre 1877 ist schon seit Jahren vergriffen. Da sich die Nachfrage nach demselben immer wiederholt, soll eine zweite Auflage davon veranstaltet werden. Wir fordern daher alle diejenigen, die denselben zu kaufen wünschen, auf, sich möglichst bald bei unserem Agenten (E. Braun, Zwickau, Mittelstr. 24) melden zu wollen. Der Bericht enthält 1. die Eröffnungspredigt von Pf. Brunn über Ps. 46, 5. 6; 2. Lehrverhandlungen: I. Thesen über die Lehre von der Rechtfertigung in ihrem Verhältnis zu der jetzt auf dem Gebiete der sogenannten evangelischen Theologie und Kirche herrschenden Zeitirrtümern (entworfen von Pf. Brunn), II. Thesen über Recht und Aufgabe der evangelisch-lutherischen Freikirche in Deutschland (entworfen von Pastor Ruhland; hiervon sind 11 Thesen in diesem Bericht erklärt, die übrigen 7 in dem von 1878); außerdem Geschäftliches, darunter die Instruktion für den Präses bezw. Visitator, sowie das Statut der damaligen Lateinschule. Der Preis wird 1 M betragen, der Umfang ca. 100 Seiten.

Um baldige Anmeldung der Subskriptionen bittet

Der Schriftenverein der sep. ev.-luth. Gemeinden in Sachsen,
für dens.: D. Willkomm, P.

Bücher-Anzeige.

Der kleine Gebetsbuch. Auszug aus dem großen ev.-luth. Gebetsbuch, herausgegeben von der ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St., nebst neuen Anhängen. Abdruck für Deutschland. 2. Aufl. Zwickau i. S. Druck und Verlag von Johannes Herrmann. 1895. 160. 200 Seiten. Preis in Leinwand gebunden mit gepreßtem Goldkreuz auf der Vorderseite 80 P., mit Goldschnitt 1 M.

Diese zweite Auflage des Abdrucks für Deutschland ist in dem Anhang durch etliche in unserem Gesangbuche nicht zu findende Lieder vermehrt, im übrigen aber unverändert. Druck und Ausstattung sind sauber und geschmackvoll. Das seinem Inhalte nach längst bewährte Büchlein kommt in dieser neuen Gestalt gerade noch zur Konfirmation und zum Austritt vieler Kinder aus dem Elternhause zurecht. Es ist neben Bibel, Gesangbuch und Katechismus die beste Mitgabe fürs Leben und sollte bei jedem unserer jungen Christen in täglichem Gebrauche sein. Auch für Kranke ist es ein treffliches Geschenk. Möge es viel Segen stiften. W.

Im Verlag von Johannes Herrmann in Zwickau erschien:

Mitteilungen aus meinem Leben für meine Kinder und Freunde zu meinem 50-jährigen Amtsjubiläum von Friedrich Brunn, luth. Pfarrer in Steeden bei Runkel in Nassau. 272 S. II. 8°. Preis: geb. M. 1.40, geb. in Halbleinwand M. 1.80, in Ganzleinwand mit Deckelvergoldung M. 2.

Ein gutes Bild des ehwr. Pfarrers Friedrich Brunn (Quartformat — Autotypieindruck). Preis M. 1, bei Zusendung unter Kreuzb. M. 1.20.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

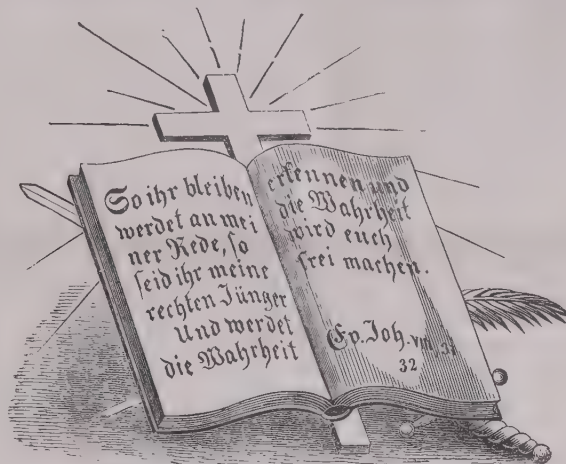
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die k. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 20. Nr. 9.

Bwickau in Sachsen.

21. April 1895.

Osterandacht.

(Von Balthasar Meißner, weil. Dr. theol. und Professor zu Wittenberg.)

„Kommet herzu, laffet uns dem HErrn frohlocken, und jauchzen dem Hort unseres Heils, laffet uns mit Danken vor sein Angesicht kommen, und mit Psalmen ihm jauchzen. Denn der HErr ist ein großer Gott, und ein großer König über alle Götter.“ Nunmehr ist es Zeit zu wachen, und nicht zu schlafen; es ist Zeit sich zu freuen, und nicht zu trauern. Bisher haben wir genug, ja übergenug* beweinet das bittere und schwere Leiden unseres Heilandes; jezo aber ist es Zeit zu jauchzen und zu frohlocken, sintemal wir aus dem Munde des heiligen Engels die fröhliche Stimme hören: Er ist auferstanden, und aus dem Grabe lebendig wieder hervorkommen.

Auferstanden ist unser vielgeliebter Heiland; darum so kommet, laffet uns dem HErrn frohlocken und jauchzen dem Hort unseres Heils. Dies ist der Tag, an welchem die Hölle zerstöret, der Tod verschlungen und der Teufel überwunden worden. Dies ist der Tag, an welchem der Sohn Gottes seine Feinde gedämpft und uns dadurch die werthe Freiheit erworben hat. „Dies ist der Tag, den der HErr gemacht hat, laffet uns freuen und fröhlich darinnen sein“ (Ps. 118, 24). Der andere Adam, so vom Himmel herniederkommen ist, erwachet heut von seinem Schlaf, und wird der christlichen Kirche, seiner anvertrauten Eva, wiederum zugeführt (1 Mos. 2, 23). Heute hat der gesegnete Weibessamen der alten Schlangen den Kopf zertreten (1 Mos. 3, 15). Heute hat unser Heiland, Christus Jesus, als der wahrhaftige Abraham und Vater aller Völker, den höllischen Redor-Saomor aufs Haupt erlegt und alle Gefangene losgemacht und wiederbracht (1 Mos. 14, 16, 17). Heute wird dem himmlischen Joseph sein Haupt erhöht, er wird aus dem Gefängnis geholet und zu großen Ehren erhoben (1 Mos. 41, 14). Heute wird der große Wundermann,

Moses, aus seinem Rästlein gezogen und aus dem Rachen des Todes errettet (2 Mos. 2, 6). Heute gehen wir aus dem Diensthaufe Egypti und müssen alle unsere Verfolger im roten Meer des Blutes Christi ersaufen und umkommen (2 Mos. 14, 24). Heute hat der rechte Simson die Pforten der Höllen zerbrochen und das Gefängnis gefangen geführt (Richt. 16, 3). Heute hat David den höllischen Goliath geschlagen und ihm seine Waffen beraubt (1 Sam. 17, 50). Heute ist Jonas aus dem Bauche des Walfisches ausgespeiet und frisch und gesund wiederum an das Land gebracht worden (Jon. 2, 11). Nunmehr ist alles erfüllt, es ist alles vollbracht, was zu Verrichtung des hohen Werkes unserer Erlösung vonnöten war. Sehet doch an die herrlichen Gaben, so unser unüberwindlicher Siegesfürst, Christus Jesus, uns aus der Erden hervorgebracht und geschenkt hat. Er bringet uns das Kleid der Gerechtigkeit, den Frieden unseres Gewissens und die Erbschaft des ewigen Lebens. Kommet derowegen herzu, lieben Brüder, „singt dem HErrn ein neues Lied, singet dem HErrn, alle Welt! Ihr Völker, bringet her dem HErrn, bringet Ehre und Macht, bringet her dem HErrn die Ehre seinem Namen“ (Ps. 96, 1. 7. 8). „Gelobet sei Gott, der Höchste, der unsere Feinde in unsere Hand beschloffen hat“ (1 Mos. 14, 20). „Der HErr ist der rechte Kriegermann, HErr ist sein Name; HErr, deine rechte Hand thut große Wunder; HErr, deine Rechte hat die Feinde zer schlagen“ (2 Mos. 15, 3. 6). „Lobet den HErrn, daß Israel wieder frei ist worden; höret zu, ihr Könige, und merket auf, ihr Fürsten; ich will, dem HErrn will ich singen, dem HErrn, dem Gott Israel, will ich spielen“ (Richt. 5, 2. 3). „Also müssen umkommen, HErr, alle deine Feinde; die ihn aber lieb haben, müssen sein, wie die Sonne aufgehet in ihrer Macht“ (Vers 31).

Freuet euch alle, ihr frommen Herzen, die ihr diesen heutigen Festtag begehet: Der Tod ist nunmehr verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat

* Bgl. Luk. 23, 28. Joh. 20, 13. Offenb. 5, 5.

durch unseren Herrn Jesum Christum, den einigen Ueberwinder und Siegesherrn, hochgelobet von Ewigkeit zu Ewigkeit (1 Kor. 15, 55, 57). Diesen laßet uns alle zugleich mit andächtigem Herzen anrufen, daß er solche Wohlthaten, so er durch seine Auferstehung erworben, auch uns in Gnaden zu eignen und also seiner herrlichen Geschenke uns fähig und theilhaftig machen wolle. O Herr Jesu! mein allerliebster Siegesfürst! der du dich für uns in den Tod gegeben hast, verleihe gnädiglich, daß auch ich der leidigen Sünde jederzeit abgestorben sein und bleiben möge. Du bist am heutigen Tage aus deinem Grabe wiederum hervorgegangen; verleihe, daß auch ich aus dem Sündengrabe bald auferstehe. Du bist unser Osterlamm; hilf derowegen, daß wir den alten Sauerteig ausfegen und in dem Süßteig der Lauterkeit und Wahrheit Ostern halten mögen (1 Kor. 5, 8). Des alten Sauerteiges findet sich sonst, leider! genug unter uns. Es findet sich ein pharisäischer Sauerteig, welches da ist allerlei falsche und legerische Lehre; es findet sich ein herodianischer Sauerteig, welches da ist allerlei böses und gottloses Wesen (Matth. 16, 6). Solchen Sauerteig woldest du selber ausfegen, auf daß die liebe Wahrheit unter uns wohne, Güte und Treue einander begegnen möge. Ist etwa noch in meinem Herzen, unter den Meinigen, in meinem Hause, etwas vom alten sündigen Sauerteig zu finden, ach! so sege doch denselben rein aus mit deinem mächtigen Arm; hilf, daß wir ungesäuert bleiben und hier in diesem Leben dir mit reinem Herzen dienen, dort aber, in jenem Leben, nach unserer fröhlichen Auferstehung, ein Passah und einen Sabbath nach dem andern feiern, und mit den heiligen Engeln immer singen mögen: „Nun ist das Heil, und die Kraft, und das Reich, und die Macht unseres Gottes seines Christus worden“ (Offenb. 12, 10). Ihm sei Lob, Ehre und Herrlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen. (Aus M. G. Schusters „Geistl. Haus- und Schullehrer“.)

Ein wichtiges Aktenstück.

Der heidnische Unglaube der meisten heutigen „theologischen“ Universitätsprofessoren, wie er namentlich in jüngster Zeit wieder bei den Bonner Professoren Grafe und Meinhold in einer für alle wahren Christen Aergernis erregenden Weise offenbar geworden ist, hat die Presbyterien mehrerer Gemeinden der preussischen Landeskirche zu einer Eingabe an den Oberkirchenrat zu Berlin veranlaßt, um solchem Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte ein Ende zu machen. Welcher Art die Antwort des „hohen“ Oberkirchenrates sein würde, konnte zwar ein jeder, welchem das Wesen der Union und des Staatskirchentums bekannt ist, einigermaßen voraussagen. Weil aber immer nicht nur Leute, sondern Christen, ja sogar „Lutheraner“ vorhanden sind, welche die kirchlichen Greuel der Gegenwart für so gar schlimm nicht ansehen oder auch noch fortgesetzt auf eine Reformation der Staatskirche zu hoffen wagen, scheint es uns an der Zeit, die Antwort des Oberkirchenrates als ein wichtiges Aktenstück hier mitzuteilen und aufzubewahren. Wieb doch daselbe als amtliche Kundgebung der obersten Behörde der preussischen Landeskirche den gegenwärtigen Stand derselben klar und unzweideutig zu erkennen und scheint förmlich geeignet, eine gewisse Periode in der Geschichte der preussischen Landeskirche, wie der Staatskirchen überhaupt, abzuschließen, also, daß eigentlich nun endlich allen wahren Christen die Augen aufgehen sollten darüber, daß in einer solchen „Kirche“ eine Rückkehr zum christlichen Glauben nicht mehr zu erhoffen und die Zeit, im Gehorsam des Wortes Gottes von ihr auszugehen, längst gekommen ist. Der Bescheid des Oberkirchenrates lautet also:

„Berlin, 8. März 1895.

Die Eingabe, welche das Presbyterium in Uebereinstimmung mit einer Anzahl anderer Presbyterien dortiger Provinz durch Vermittelung des Generalsynodal-Vorstandes unterm 3. Januar d. J. an uns hat gelangen lassen, ist von dem durch Hinzutritt des Generalsynodal-Vorstandes erweiterten Kollegium des Evangelischen Ober-Kirchenrats zum Gegenstand eingehender Erwägungen gemacht worden. Auf Grund derselben eröffnen wir dem Presbyterium das Nachstehende: Wir verkennen nicht, daß wissenschaftliche Erörterungen über die Heilswahrheiten des Christentums und die heilige Geschichte, insofern sie zu dem in der Kirche anerkannten Ausdruck des Glaubens in Gegensatz treten, geeignet sind, in den an dem schlichten Glaubensgehalt der heiligen Schrift festhaltenden Kreisen der evangelischen Christenheit Beunruhigung hervorzurufen, und wir würdigen die deshalb bei Leitern und Pflégern christlicher Gemeinden entstandenen Bedenken und Sorgen. Insbesondere beklagen wir, daß es nicht immer vermieden worden ist, zweifelhafte Aufstellungen gelehrter Forschung weiteren Kreisen in einer Form nahe zu bringen, welche den Unterschied ausgesprochener Vermutung und erwiesener Wahrheit auch bei solchen Punkten nicht erkennen macht, wo es sich um den Grundbestand des gemeinen Christenglaubens und der der Kirche von ihrem Herrn übergebenen Gnadenmittel handelt. Dem gegenüber kann es zur Beruhigung dienen, daß solche Ausführungen einzelner Gelehrten unter einander sich vielfach widersprechen, daß sie nur geteilte Anerkennung auch in den theologisch-wissenschaftlichen Kreisen finden, und daß im Streit der Meinungen, der von der Arbeit der Wissenschaft niemals ausgeschlossen werden kann, die evangelische Wahrheit, wie sie von der Kirche, dem reformatorischen Bekenntnis gemäß, geglaubt wird, unter den Männern der theologischen Wissenschaft keineswegs verlassen und unbezeugt dasteht. Andererseits darf nicht unbeachtet bleiben, daß es der grundsätzlichen Stellung unserer evangelischen Kirche, welche auch auf dem Gebiet der Lehre zu immer größerer Klarheit und Wahrheit hindurchzudringen trachtet, widersprechen würde, wollte man jenen Forschungen mit äußerlichen Mitteln zu begegnen suchen; vielmehr muß daran festgehalten werden, daß Irrtümer, welche bei der wissenschaftlichen Forschung auftauchen, nur durch Bezeugung der Wahrheit und durch die Waffen wissenschaftlicher Erörterung bekämpft und überwunden werden können. Auf diesem Wege hat in der Kirche des reinen Evangeliums schon manche ernste Krisis zur Läuterung und Befestigung christlicher Glaubenserkenntnis geführt. Neben der wissenschaftlichen Forschung handelt es sich aber für die Kirche bei den theologischen Fakultäten um die grundlegende Ausbildung der für das geistliche Amt sich vorbereitenden jungen Männer. Die Kirche muß erwarten, daß die theologischen Universitätslehrer sich in ihrem Gewissen gebunden halten, ihre wissenschaftliche Lehrthätigkeit unter die Autorität des Wortes Gottes zu stellen und auf das Bekenntnis der Kirche, welcher sie angehören und der ihre Arbeit dienen soll, gebührende Rücksicht zu nehmen. Deshalb erkennen wir es nach wie vor für unsere Pflicht, dahin zu wirken, daß es den theologischen Fakultäten an fest im evangelischen Glauben stehenden Lehrern nicht fehle. Wir haben nicht unterlassen, das, was wir in dieser Beziehung für notwendig halten, auch an der Stelle, welche über die Besetzung der akademischen Lehrstühle zu entscheiden hat, zum Ausdruck zu bringen und dürfen hoffen, daß es unseren Bemühungen an Entgegenkommen nicht fehlen wird. Dabei zweifeln wir nicht, daß auch die kirchlichen Einrichtungen zur weiteren Ausbildung der jüngeren Geistlichen für das Pfarramt erfolgreich dazu mitwirken werden, die zukünftigen Diener der Kirche über Unsicherheiten und Schwankungen, welche die bloß theoretische Beschäftigung mit der Theologie hervorruft, hinweg und in eine christlich vertiefte, charaktervolle Ueberzeugung hinein zu leiten. Zu Gott aber hoffen und flehen wir, daß es auch fortan unserer evangelischen Kirche nicht an Männern fehlen werde, welche, ausgerüstet mit den Waffen des Geistes, festwurzelnd im Glauben an unseren Herrn und Heiland, ihre Gaben in den Dienst der theologischen Wissenschaft stellen und mannhaft das Panier dessen hochhalten und verteidigen, welcher verheißen hat, daß er bei uns bleiben will bis an der Welt Ende. Barthhausen.“

So deutlich immerhin dieser Bescheid für alle diejenigen ist, welche die Sprache der Union kennen, kann es dennoch geschehen und geschieht auch, daß minder Kundige durch die miteingeflochtenen christlich erscheinenden Wendungen getäuscht und verwirrt werden, und so dürfen wir nicht unterlassen, das vorliegende Aktenstück ein wenig zu beleuchten.

„Wir verkennen nicht, daß wissenschaftliche Erörterungen über die Heilswahrheiten des Christentums und die heilige Geschichte, insofern sie zu dem in der Kirche anerkannten Ausdruck des Glaubens in Gegensatz treten, geeignet sind, in den an dem schlichten Glaubensgehalt der heiligen Schrift festhaltenden Kreisen der evangelischen Christenheit Be-

unruhigung hervorzurufen, und wir würdigen die deshalb bei den Leitern und Pflögern christlicher Gemeinden entstandenen Bedenken und Sorgen."

Es ist dies offenbar eine sogenannte „captatio benevolentiae“, d. i. eine Redewendung, deren sich Redner einleitungsweise gern zu bedienen pflegen, um diejenigen Leute, welchen sie entgegentreten zu müssen glauben, nicht von vornherein vor den Kopf zu stoßen, sondern zu beruhigen, sich geneigt zu machen und womöglich zu gewinnen. Es pflegt das aber in mehr oder weniger ehrlicher Weise zu geschehen, je nachdem der Redner ist. So scheint nun hier der Oberkirchenrat gewisse „Heilswahrheiten des Christentums“ und eine „heilige Geschichte“ als feststehende und unumstößliche Tatsachen zuzugestehen. Allein wer fühlt es nicht schon durch, daß, wenn von „wissenschaftlichen Erörterungen“ die Rede ist, damit schon einer gewissen „Freiheit der Wissenschaft“, der man heutzutage göttliche Ehre einräumt, das Wort geredet wird? Beachtet man ferner, daß von einem Gegensatz gegen den „in der Kirche anerkannten Ausdruck des Glaubens“ geredet wird, so wird man sehen, wie damit bereits die ewige Wahrheit des Wortes Gottes subjektiv verflüchtigt ist. Denn wenn man auch immer noch einen „in der Kirche anerkannten Ausdruck des Glaubens“ nicht geradezu abschaffen will, so wird doch schon durch die Wahl dieses Ausdrucks angedeutet, daß man es nur mit menschlichen und darum dem Irrtum unterworfenen, kritisi- und verbesserungsfähigen Ansichten und Auffassungen zu thun habe. Daß dies die Meinung ist, tritt aber noch deutlicher darin zu Tage, daß von „Kreisen der evangelischen Christenheit“ geredet wird, welche an dem schlichten Glaubensgehalt der heiligen Schrift festhalten“. Als ob das nur gewisse „Kreise“ wären und nicht die Christenheit überhaupt! Als ob auch die anderen „Kreise“ derjenigen, welche das nicht thun, überhaupt noch des christlichen Namens wert wären! Und das kann ein „christlicher“ Oberkirchenrat schreiben! Wenn derselbe nun sagt: „wir würdigen die deshalb bei Leitern und Pflögern christlicher Gemeinden entstandenen Bedenken und Sorgen“, so liegt in diesen Worten offenbar nichts anderes, als daß, weil nun einmal immer noch Leute vorhanden sind, welche auf dem „Standpunkte“ alten, einfältigen Christenglaubens stehen, so thäte man klüger, diese nicht zu beunruhigen. Vielleicht werden sie mit der Zeit schon von selbst „klüger“, wenn nur erst die „Wissenschaft“ mehr unter die Pastoren gedrungen ist und diese es verstehen, dieselbe allmählich und auf eine kluge Weise unter die Leute zu bringen. „Beunruhigung“ muß vor allen Dingen vermieden werden, sie geschehe nach dieser oder jener Seite hin. Das ist bekanntlich die höchste Weisheit der heutigen Kirchenregimente. Wie kann es auch anders sein, da sie eben Staatskirchen zu regieren haben?

In dem Bescheide heißt es weiter:

„Insbesondere beklagen wir, daß es nicht immer vermieden worden ist, zweifelhafte Aufstellungen gelehrter Forschung weiteren Kreisen in einer Form nahe zu bringen, welche den Unterschied ausgesprochener Vermutung und erwiesener Wahrheit auch bei solchen Punkten nicht erkennbar macht, wo es sich um den Grundbestand des gemeinen Christenglaubens und der der Kirche von ihrem Herrn übergebenen Gnadenmittel handelt.“

Auch dieser Satz gehört noch zu derselben „captatio benevolentiae“. Denn hier klingt es so, als ob es wirklich einen „gemeinen“, d. i. allgemeinen (nicht des geringen, einfältigen Volkes) „Christenglauben“ und einen „Grundbestand“ desselben, als ob es wirklich einen „Herrn“ der Kirche und wirkliche, ewig gültige und feststehende „Gnadenmittel“ gebe. Wie wenig das aber die wirkliche Meinung des Erlasses ist, geht nicht nur daraus hervor, daß eine Maßregelung der offenbaren, dies alles umstößenden Irrlehrer überhaupt abgelehnt wird. Nein, schon in diesem Satze liegt eine gewisse Entschuldigung derselben, zur

Beruhigung der Kläger. Es sei „nicht immer vermieden worden“, d. i. „nicht immer“ (!) seien die Professoren vorsichtig genug gewesen. Ihre offenbaren, greulichen Irrlehren aber (z. B. daß Abraham, Isaak und Jakob niemals gelebt hätten, also auch der Herr Christus, der doch sagt, daß „sie leben“, Luk. 20, 38, und die Gläubigen „mit ihnen im Himmelreiche sitzen werden“, Matth. 8, 11, dies entweder nicht gesagt oder geirrt oder — vielleicht selbst nie gelebt habe) sollen nicht mehr als „zweifelhaft“ (!) „Aufstellungen gelehrter Forschung“ und „Vermutungen“ sein! — Und dieses alles ist nur „captatio benevolentiae“ und soll zur Beruhigung (!) der Christen dienen. Jetzt aber kommt erst die eigentliche Hauptsache. Wir lesen weiter:

„Dem gegenüber kann es zur Beruhigung dienen, daß solche Ausführungen einzelner Gelehrten untereinander sich vielfach widersprechen, daß sie nur geteilte Anerkennung in den theologisch-wissenschaftlichen Kreisen finden, und daß im Streit der Meinungen, der von der Arbeit der Wissenschaft niemals ausgeschlossen werden kann, die evangelische Wahrheit, wie sie von der Kirche, dem reformatorischen Bekenntnis gemäß, geglaubt wird, unter den Männern der theologischen Wissenschaft keineswegs verlassen und unbezeugt dasteht.“

Auch hier scheint es wieder so, als ob der Oberkirchenrat eine wirkliche, unumstößlich feststehende „evangelische Wahrheit“ und ein ihr entsprechendes „reformatorisches Bekenntnis“ anerkenne. Allein es scheint wieder nur so. Denn sollte das wirklich sein, so müßte ja das Gegenteil verdammlische Lüge sein. Ein „Bekenntnis“, das nicht verwirrt, ist kein Bekenntnis. Und was haben „Meinungen“ mit der Wahrheit zu thun? Zwar wo die Offenbarung der Wahrheit ein Ende hat, da mögen Meinungen entstehen, Meinungen, mit denen man vorsichtig und bescheiden sein sollte, etwas vorsichtiger und bescheidener, als es diese Professoren sind. Aber hier handelt es sich ja gar nicht um „Meinungen“, sondern um offenbare, grundstürzende und seelengefährliche Lügen. Davon aber wissen die Professoren nichts, davon weiß auch ein „hoher“ Oberkirchenrat nichts. Es giebt aber für sie alle nichts mehr als „ungewisse opiniones“ oder Meinungen, wie es in der Vorrede zum christlichen Konkordienbuche heißt, daß es so kommen werde. Und nun soll es gar „zur Beruhigung“ dienen, daß die gelehrten Irrlehrer mit ihren Irrlehren einander widersprechen? Als ob je der Irrtum und die Lüge anders gethan, anders gekonnt hätte. Die Wahrheit ist in sich einig, der Irrtum und die Lüge nie. Und überdies gehört ja dies recht eigentlich zu dem Wesen der neu-modischen Professoren: Wenn die würden in der Wahrheit einig sein, so würden sie für ihre Ehre fürchten. Denn jeder von ihnen meint ja etwas Besonderes, etwas Eigenes, etwas Neues, etwas ganz Neues aufbringen zu müssen, will er anders den Ruhm eines „wissenschaftlichen“ Mannes haben. Und das soll nun der Kirche „zur Beruhigung“ dienen? „Zur Beruhigung“ soll es ferner dienen, daß trotzdem immer noch etliche unter den Professoren seien, welche „die evangelische Wahrheit, wie sie von der Kirche dem reformatorischen Bekenntnis gemäß geglaubt wird“, vertreten? Also doch noch etliche? Das ist gerade so, als wenn gegenüber einer etwa laut gewordenen Beschwerde über Ungerechtigkeit der Richter die vorgesezte Behörde sagen würde: „Beruhigt euch doch, lieben Leute: Es giebt doch immer — noch etliche gerechte Richter!“ Die Sache ist aber hier so viel schlimmer, als es sich nicht um leibliche und irdische Güter, sondern um der Seelen Seligkeit handelt. Doch was fragen darnach die Leute? Sind doch selbst die sogenannten „Positiven“ und Gläubigen in der Landeskirche, dieselben, welche jetzt eben klagbar geworden sind und vorstehenden Bescheid des Oberkirchenrates einsehen müssen, schon zufrieden, wenn sie auch „nur etliche“ gläubige Professoren haben.

Dazu ist aber auch dieses nicht einmal wahr. Nehmen

wir es ernst mit der „evangelischen Wahrheit“, gemäß dem richtigen „reformatorischen Bekenntnis“, so giebt es in der ganzen preußischen, ja in sämtlichen deutschen Landeskirchen keinen einzigen Professor mehr, der daran festhielte. Wer diese unsere Behauptung „übertrieben“ finden sollte (dieser sehr billige Vorwurf wird uns ja nicht selten gemacht), den möchten wir doch bitten uns zu sagen, was er unter „evangelischer Wahrheit“ und „reformatorischem Bekenntnis“ verstehe. Ueber erstere sind bekanntlich wieder die Gelehrten sich nicht einig. Wir wollen aber auch gar nicht von geringfügigen Sachen, sondern nur von den großen Hauptsachen reden. Ja, was sollen wir sagen? In der Verwerfung derselben, wie z. B. in der Verwerfung der göttlichen Eingebung und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift — und die gehört doch wahrlich mit zur „evangelischen Wahrheit“, ja ist der Grundpfeiler derselben — sind sie sich bereits einig, und mit ihnen selbst die Ankläger der Bonner Professoren, und nicht allein in der preußischen, sondern in allen deutschen Landeskirchen.

Vom „reformatorischen Bekenntnis“ spricht der Oberkirchenrat: Sehr klug. Denn wer wüßte nicht, daß es verschiedene, einander widersprechende sogenannte „reformatorische Bekenntnisse“ giebt, lutherische nicht bloß, sondern auch reformierte, wie solche in der preussischen Union ausdrücklich gleiche Berechtigung haben? Wer will da noch etwas gegen die Professoren oder gegen den Oberkirchenrat sagen, angesichts der Thatsache der Union? Zwar möchte jemand einwenden, daß doch die gegenwärtigen Professoren Irrlehren aufgebracht hätten, denen das reformierte sowohl wie das lutherische Bekenntnis völlig fern stehe, wie denn in Bezug auf gewisse christliche Grundlehren, als Dreieinigkeit, Inspiration der Schrift u. dgl. zwischen Lutheranern und Reformierten kein Streit sei. Indessen: Konnte die Union etliche Stücke der Wahrheit freigeben, warum nicht auch noch mehr? Man ist doch, wie man sagt, heutzutage so weit fortgeschritten gegenüber der Theologie des 16. und 17. Jahrhunderts! Und das sagen doch nicht bloß die unierten Preußen, sondern sogar die „Orthodoxen“ der sogenannten „lutherischen“ Landeskirchen.

Betrachten wir aber weiter, was der Erlaß des Oberkirchenrates sagt:

„Andererseits darf nicht unbeachtet bleiben, daß es der grundsätzliche Stellung unserer evangelischen Kirche, welche auch auf dem Gebiet der Lehre zu immer größerer Klarheit und Wahrheit hindurchzudringen trachtet, widersprechen würde, wollte man jenen Forschungen mit äußerlichen Mitteln zu begegnen suchen; vielmehr muß daran festgehalten werden, daß Irrtümer, welche bei der wissenschaftlichen Forschung auftauchen, nur durch Bezeugung der Wahrheit und durch die Waffen wissenschaftlicher Erörterung bekämpft und überwunden werden können. Auf diesem Wege hat in der Kirche des reinen Evangeliums schon manche ernste Krisis zur Läuterung und Befestigung christlicher Glaubenskenntnis geführt.“

Wenn man den Sachverhalt nicht wüßte, sollte man beinahe auf den Gedanken kommen, als hätten die Kläger gegen die Professoren beantragt, daß man dieselben hängen, ersäufen, rädern oder verbrennen möge, weil der Oberkirchenrat sich veranlaßt sieht, eine Maßregelung derselben „mit äußerlichen Mitteln“ abzulehnen. Denn so ist doch wohl eigentlich die „grundsätzliche Stellung“ der „evangelischen Kirche“ nur zu verstehen, daß sie dergleichen Mittel verwirft. Aber sollen darum alle und jede „äußerliche Mittel“ abgelehnt werden? Weiß sich doch sonst dieselbe „evangelische“ Kirche mit ihrem „hohen“ Oberkirchenrate an der Spitze „äußerlicher Mittel“, als eines Verweises, einer Disziplinaruntersuchung, Suspension und Absetzung zu bedienen — wo es ihnen paßt. Zwar wir verkennen nicht die Schwierigkeiten, ja die Unmöglichkeit in diesem Falle. Aber so sage man doch offen heraus, daß unter den einmal vorhandenen

staatskirchlichen Verhältnissen und bei der alle Behörden weit überragenden Macht der öffentlichen Meinung dergleichen Dinge überhaupt unmöglich seien. Das wäre wenigstens ehrlich. Aber das werden sie wohl lassen. Denn damit hätte eben die Landeskirche selbst ihren Bankerott erklärt. Das will sie aber nicht. So bleibt denn freilich nichts übrig als weiter zu heucheln.

Die „evangelische Kirche“ trachtet „zu immer größerer Klarheit und Wahrheit durchzudringen“? Welche „evangelische Kirche“? Die wahre freilich, o ja, die thut das, freilich nicht in dem Sinne, als machte oder „entwickelte“ sie die Wahrheit. Aber doch wohl nicht die preußische Landeskirche? Die ist ja thatsächlich von dem Grunde der Wahrheit abgefallen, und sträubt sich ja gegen nichts mehr, als zu derselben wieder zurückzukehren. Das steht man ja ganz deutlich aus eben diesem Handel. Denn die Ankläger gegen die gottlosen Professoren bringen ja gerade darauf, daß man zu der göttlichen Klarheit und Wahrheit zurückkehre. Aber gerade das wird abgelehnt. Wer merkt denn nicht, daß gerade in diesem Gegenfaze der Oberkirchenrat selbst auf die Seite der ungläubigen Professoren sich stellt? Nicht zwar, als wolle er alle ihre Aufstellungen billigen. Davon kann ja nicht die Rede sein. Denn die widersprechen ja einander selbst, wie gesagt. Aber doch so, daß sie Freiheit haben sollen, zu lehren, was sie wollen.

Jedenfalls weiß auch der Oberkirchenrat nichts mehr von Gottes Wort und kennet nicht mehr das in der Kirche Christi geltende „Es stehet geschrieben“. Denn er setzt an die Stelle desselben „die Waffen wissenschaftlicher Erörterung“, die alles „überwinden“ sollen. Es ist aber auch ein großer Irrtum, daß „auf diesem Wege in der Kirche des reinen Evangeliums schon manche ernste Krisis zur Läuterung und Befestigung christlicher Glaubenskenntnis geführt“ habe. Auf diesem Wege doch gewiß nicht, sondern nur auf dem Wege des Glaubens, auf dem Grunde des Wortes Gottes und im ernstlichen Kampfe gegen die Vernunft und ihre Wissenschaft als die größte Feindin des Wortes Gottes, des Glaubens und der Kirche, als die „Hure des Teufels“, wie sie Luther nennt. So sollte man aber auch ehrlicher Weise nicht mehr von einer „Kirche des reinen Evangeliums“ reden, sondern höchstens von einer „Kirche der reinen Vernunft“ oder von einer „Kirche des verfälschten Evangeliums“.

Nachdem der Oberkirchenrat solchergestalt die angegriffenen Professoren und die Freiheit der Wissenschaft in Schutz genommen, zur Freude offenbar aller Ungläubigen und Rationalisten, hat er dann doch gemeint, zur Beruhigung derer, welche die Eingabe gemacht hatten, mit dem in vorstehenden Worten enthaltenen abschlägigen Bescheide nicht abzuschließen. Auf dem Grunde desselben konnte ja nun so viel wie möglich und mit warmen christlichen Worten ganz in dem Stil und nach dem Geschmack derer geredet werden, welchen das Wohl der Kirche Christi und die Geltung der Wahrheit des Wortes Gottes am Herzen liegt, also daß, nachdem die Ungläubigen zufriedengestellt, nun auch die „Gläubigen“ zu der Ueberzeugung gelangen oder in derselben bestärkt werden konnten, der Oberkirchenrat stehe, wenn auch etwas mehr Entschiedenheit zu wünschen wäre, ganz auf ihrer Seite. Nur so versteht man den Erlaß, in dem es weiter heißt:

„Neben der wissenschaftlichen Forschung handelt es sich aber für die Kirche bei den theologischen Fakultäten um die grundlegende Ausbildung der für das geistliche Amt sich vorbereitenden jungen Männer. Die Kirche muß erwarten, daß die theologischen Universitätslehrer sich in ihrem Gewissen gebunden halten, ihre wissenschaftliche Lehrthätigkeit unter die Autorität des Wortes Gottes zu stellen und auf das Bekenntnis der Kirche, welcher sie angehören und der ihre Arbeit dienen soll, gebührende Rücksicht zu nehmen.“

„Wort Gottes“, „Autorität des Wortes Gottes“, „Bekenntnis der Kirche“ — was sind das für Dinge, in der Staats-

Kirche der preußischen Union? Es dürfte in der That den Ungläubigen, Professoren und Zeitungsschreibern innerhalb derselben, nicht schwer fallen, dergleichen Dinge, die ihnen aufs „Gewissen“ gelegt werden sollen, einfach von sich abzuweisen. Denn die erkennen ja auch die sogenannten „Positiven“, „Gläubigen“ und „Orthodoxen“ nicht mehr an. Sind sie doch bereits in sämtlichen Landeskirchen, denen gerade die preußische durch Einführung der Union vorangegangen war, außer Kurs gesetzt. Wenn da von „Autorität“ überhaupt noch die Rede sein kann, so ist es bekanntlich diejenige der Kirchenregimente, deren Verordnungen so unverleßlich sind, als kämen sie von einer weltlichen Obrigkeit. Gerade wie unter dem Papsttum, wo Gottes Wort nichts, des Papstes Wort alles gilt. Nur daß in dieser Beziehung der Papst selbst noch ehrlicher ist, indem er aus dem allen kein Hehl macht, sondern es offen heraus sagt, wie es ist.

Anstatt den heidnischen Professoren innerhalb der „christlichen“ Kirche das Handwerk zu legen, „erwartet“ man, daß sie sich „in ihrem Gewissen gebunden halten“, sich unter das Wort Gottes zu beugen? Was für eine Art von „Gewissen“ diese Leute haben, ist doch wohl an Grafe und Reinhold genügend zu sehen, die auch vor Lästerungen gegen Jehovah, den wahren, lebendigen Gott, den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, nicht mehr zurückschrecken und ihrerseits wiederum „erwarten“, die Kirche solle ihr „wissenschaftliches Gewissen“ anerkennen. Unter so bewandten Umständen von solchen Leuten „erwarten“, daß sie sich „in ihrem Gewissen gebunden halten“ sollten, nach Gottes Wort sich zu richten, ist gerade so, als wenn man einen auf frischer That ertappten Verbrecher einfach laufen lassen wollte, in der „Erwartung“, er werde sich „in seinem Gewissen gebunden halten“, den Gesetzen gehoramt zu sein. Und das von denen, welche dazu gesetzt sind, Aufsicht zu führen.

Aber sagt denn nicht der Erlaß des Oberkirchenrates mehr? Spricht er nicht von ernstlichen Bemühungen? Wir wollen sehen, und lesen weiter:

„Deshalb erkennen wir es nach wie vor für unsere Pflicht, dahin zu wirken, daß es den theologischen Fakultäten an fest im evangelischen Glauben stehenden Lehrern nicht fehle. Wir haben nicht unterlassen, das, was wir in dieser Beziehung für notwendig halten, auch an der Stelle, welche über die Besetzung der akademischen Lehrstühle zu entscheiden hat, zum Ausdruck zu bringen und dürfen hoffen, daß es unseren Bemühungen an Entgegenkommen nicht fehlen wird“ u. s. w.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß man erfahren hätte, was der Oberkirchenrat für notwendig gehalten hat. Nun kann man sich davon denken, so viel oder so wenig man will. Nachdem aber ein Einschreiten gegen die offenbar gewordenen und angeklagten Professoren abgelehnt worden ist und man für gut befunden hat, dieselben noch in Schutz zu nehmen, liegt es wohl auf der Hand, daß jene „Bemühungen“ mehr nur zur Beruhigung der beunruhigten Christen dienen sollen. Da überdies die Kirche als Staatskirche und ihre Behörden als Staatsbehörden gegen ihre Diener als Staatsdiener vorzugehen überhaupt nicht im Stande ist, wird und muß natürlich alles beim alten bleiben. Uebrigens ist ja auch gar nicht die Rede von Abstellung des gegenwärtigen Schadens, sondern nur von einer Fürsorge für zukünftige Anstellung gläubiger Professoren. Doch wo sollen die zukünftigen herkommen, so lange ihre Ausbildung in den Händen der gegenwärtigen belassen wird? Der Oberkirchenrat scheint dies selbst gefühlt zu haben. Denn im folgenden spricht er die Hoffnung aus, daß die „kirchlichen Einrichtungen“ zur weiteren Ausbildung der jüngeren Geistlichen für das Pfarramt erfolgreich sein dürften u. s. w. Es liegt hierin das Zugeständnis, daß die theologischen Fakultäten überhaupt gar keine „kirchliche“ Einrichtungen seien. Möchten nur die „Positiven“ sich dies merken, um endlich zu der Einsicht zu kommen, daß die Staatskirche ein

Unding und längere Zugehörigkeit zu ihr Sünde ist, und zwar eine Sünde, durch welche sie sich und ihre Kinder in die größte Seelengefahr bringen. Was sollen ihnen noch „kirchliche“ Einrichtungen helfen, so lange ihre zukünftigen Pastoren und Professoren gezwungen sind, bei gottlosen Professoren zu studieren? Sieht man doch solches genugsam an einem Harnack und Meinhold, deren Väter noch anerkannt gläubige Männer waren.

Der aber, auf dessen Verheißung, bei „uns“ zu bleiben bis an der Welt Ende, der Oberkirchenrat sich zum Schlusse beruft, ist derselbe, der zugleich gesagt hat: „Lehret sie halten alles, was Ich euch befohlen habe.“ Wollen wir das nicht thun, so dürfen wir, ohne Gott zu versuchen, auch nicht glauben, daß er bei „uns“ bleiben werde. Dazu gehört aber, gegenüber dem herrschenden Zeitgeiste, eine andere „Mannhaftigkeit“, als der oberkirchenrätliche Bescheid an den Tag gelegt hat. H—r.

Die hohe Wichtigkeit der reinen Lehre von Kirche und Amt für den christlichen Glauben und die kirchliche Praxis.

(Fortsetzung.)

Ein weiterer Irrtum ist der, das Leben ihrer Glieder zum Kennzeichen der Kirche zu machen, also daß man um „christlichen“ Wandels willen einer Gemeinschaft den Namen einer rechten geben, um etwaigen Mangels an demselben aber ihn ihr absprechen zu müssen meint. Ist es doch heutzutage den Landeskirchlichen sehr geläufig geworden, die nur zu sehr berechtigten Vorwürfe des Abfalls ihrer Kirchen damit abzuweisen, daß sie auf die Liebeswerke der sogenannten „Inneren Mission“ verweisen, um derer willen sie sich für rechte Kirchen halten und nicht begreifen können, daß wir ihnen solches nicht zugestehen wollen. Dabei kommt ihnen natürlich gar nicht einmal der Gedanke, daß, wenn sogenannte „gute Werke“ das Kennzeichen der rechten Kirche sein sollen, die römische Kirche ihnen allen darin voraus ist, ja daß sie, wenn sie so etwas sagen, damit eigentlich innerlich schon römisch geworden sind. Auch scheinen sie nicht zu wissen, daß Jesus gesagt hat: „Wer mich liebet, der wird mein Wort halten“ (Joh. 14, 23). Mag man sonst immerhin noch so viel von „Liebe“ und „Jesusliebe“ reden: Wo diese Liebe nicht zu spüren ist, da ist es alles eitel Geschwätz und das sogenannte „praktische Christentum“ nicht weit von praktischem Pharisäertum.

Aber sagt denn nicht Jesus selbst: „Daran wird jeder mann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habet?“ Ist denn nicht doch also nach des Herrn eigenem Ausspruche die Liebe ein Kennzeichen der Kirche, und wo am meisten Liebe zu finden, da auch die rechte Kirche zu erkennen? Allein man wolle doch bedenken, daß der Herr dieses Wort zu seinen Jüngern gesagt hat, welche sich zu ihm und seinem Worte halten und bekennen. Zu ihnen sagt er, daß sie ihren Glauben auch mit dem Wandel beweisen sollen, damit ihr Bekennen nicht als Heuchelei erscheine. Insofern und in diesem Sinne allerdings ist die Liebe ein Erkennungszeichen der wahren Jünger Christi, wenn sie mit dem rechten Glauben und der rechten Glaubens mit ihr verbunden ist. Sogenannte „Liebe“ aber ohne Glauben, ja wohl gar wider den Glauben, ohne Bekenntnis oder gar wider das Bekenntnis, ohne Gottes Wort und wider Gottes Wort können und dürfen wir überhaupt gar nicht als wahre Liebe und darum auch nicht als ein Erkennungszeichen des Christentums und der Kirche anerkennen. Man lasse sich doch nicht durch die Werke der „Liebe und Barmherzigkeit“ blenden, deren auch Rationalisten, Juden, Türken und

Heiden sich zu rühmen pflegen. Wenn „Liebe“ ohne Glauben ein Kennzeichen der rechten Kirche sein soll, so ist die rationalistische, pharisäische, buddhistische Religion schon wieder ausgerichtet und an die Stelle der christlichen gesetzt. Nein: Wohl soll die Liebe der Jünger Christi untereinander als Zeugnis und Beweis gelten, daß ihr Glaube und Bekenntnis nicht Heuchelei ist. Wo aber das Bekenntnis zum Worte und also das Wort Gottes selbst fehlt, da ist doch nun und nimmermehr eine christliche Kirche. Da sind vielmehr alle sogenannten Liebeswerke selbst bereits pharisäische Heuchelwerke geworden. Die reine Predigt des Wortes Gottes aber und die rechte Verwaltung der Sakramente sind und bleiben die eigentlichen Haupt-Kennzeichen der christlichen Kirche und zwar gerade auch der wahren sichtbaren Kirche. Denn nicht durch Werke, sondern durch die Gnadenmittel allein werden wir selig, und da, in der Kirchengemeinschaft, wo diese richtig verwaltet werden, wird auch am besten für die Seligkeit gesorgt, zu der muß man sich auch halten.

So wenig wir uns aber durch die sogenannten guten Werke falscher Kirchen blenden lassen dürfen, sie um deswillen für die rechten zu halten, ebenso wenig dürfen wir uns durch etwaige Sünden und Gebrechen der wahren sichtbaren Kirche, in welcher die Gnadenmittel recht verwaltet werden, an ihrer Rechtgläubigkeit irre machen lassen. Und doch, wie so häufig geschieht das! Da zeigen die Leute, wohl gar solche, welche Christen sein wollen, mit Fingern und sprechen höhnisch: „Wie, das will eine rechte, ja die rechte Kirche sein, und solche Dinge kommen in ihr vor?!“ Wir wollen uns das zwar gesagt sein lassen und bedenken, welch großes Vergnügen wir, und gerade wir, die wir den Anspruch machen, die wahre sichtbare Kirche Gottes auf Erden zu sein, mit allen unseren offenbar werden den Sünden geben. Und fern sei es von uns, um deswillen, daß nicht gute Werke, sondern Gottes Wort und Sakrament die eigentlichen Kennzeichen der Kirche sind, gute Werke verachten und gegen alles oder irgend etwas, was Sünde ist und heißt, gleichgültig sein zu wollen. Aber weil doch einmal das Christentum nicht in einer vollkommenen Sündlosigkeit besteht, und weil es doch nun einmal eine vollkommene Sündlosigkeit in dieser Welt überhaupt nicht giebt, weder bei Einzelnen, noch auch und noch viel weniger in einer christlichen Gemeinde oder Gemeinschaft, so dürfen wir uns um deswillen durch etwa vorkommende Sündenfälle, selbst wenn sie grober, ja der allergrößten Art sind, nicht irre machen lassen, daß wir sollten um deswillen einer Kirchengemeinschaft den Charakter der Rechtgläubigkeit absprechen. Dann wäre ja auch die Kirche des HErrn JESU in ihrem allerersten Anfange schon nicht rein gewesen, da ein Petrus seinen HErrn verleugnete, ja ein Judas ihn verriet. Zwar werden auch damals die Feinde des HErrn genug räsioniert und gelästert haben. Aber die Kirche Christi war und blieb dennoch, was sie war, trotz jener großen Vergernisse, welche leider durch sie gegeben wurden. So werden wir es zwar auch jetzt noch immer erleben, daß, wenn irgendwo und irgendwie in unserer Kirche Dinge vorkommen, die eigentlich nicht vorkommen sollten (und wann wird das je ausbleiben?), unsere Feinde darüber schmähen und uns den Namen einer rechtgläubigen Kirche absprechen, sich selbst aber daraus ein Ruhefassen machen werden, mit ihrer Kirche wohlzufrieden zu sein und fortzufahren zu sagen: „Wir danken dir, Gott, daß wir nicht sind wie jene Leute.“ So wollen wir uns denn auch allemal gern demütigen und mit David sagen: „Laß sie fluchen, der HErr hat es sie geheißt.“ Aber daß wir darum nicht mehr sollten die rechtgläubige sichtbare Kirche sein, das wollen wir nicht glauben. So lange wir die reine Predigt des Wortes Gottes und die rechte Verwaltung der Sakramente behalten, sind wir doch eine rechtgläubige Kirche oder ist bei uns die rechtgläubige Kirche, auch

wenn dieser heute, jener morgen fällt oder auch dieser oder jener ein Heuchler wäre.

Es ist doch eigentlich merkwürdig, daß gerade dieselben Leute, welche von christlicher Kirchenzucht in Lehre und Leben gar nicht viel halten und in ihren Kirchen alles drunter und drüber gehen lassen, wiederum andererseits die sogenannte Liebe und die guten Werke zu einem Kennzeichen der Kirche machen. Wir wissen aber nun, daß sie es gemeiniglich thun, um einerseits aus ihren pharisäischen Werken, andererseits aus unseren Sünden sich ein Ruhefassen zu machen. Das ist aber freilich etwas anderes als ein Kennzeichen der rechten Kirche. Dagegen aber müssen wir, so fern wir davon sind, in donatistischer* Weise Kirchenzucht zu handhaben oder die Kirchenzucht zu einem Kennzeichen der wahren Kirche zu machen, andererseits doch sagen, daß die Lehre von der Kirchenzucht, weil Lehre des Wortes Gottes, allerdings mit zu den Kennzeichen der rechten Kirche gehört. Denn wo die Lehre von der Zucht verfälscht wird, da wird eben das Wort Gottes und damit die Kirche verfälscht, da ist es ein Zeichen, daß man überhaupt auf Gottes Wort nicht mehr viel hält, da fehlt eben das eigentliche Kennzeichen der wahren sichtbaren Kirche.

Wer sieht nun nicht, wie sündlich und wie gefährlich es ist, wenn man an Stelle der rechten Kennzeichen der wahren sichtbaren Kirche falsche setzt? Man betrügt ja dadurch sich selbst und andere um den unaussprechlichen Segen des Gebrauchs der Gnadenmittel in der Zugehörigkeit zur rechtgläubigen Kirche, und setzt sich selbst und andere der größten Gefahr aus, die ewige Seligkeit zu verlieren.

Es ist aber noch ein Punkt, auf welchen wir hier schließlich aufmerksam machen müssen, ein Punkt, welchen wir zwar sonst schon oft besprochen haben. Es giebt nämlich heutzutage unter denen, welche Lutheraner und die rechtgläubige lutherische Kirche sein wollen, nicht wenige, welche uns bereitwillig zugeben, daß reines Wort und Sakrament die eigentlichen Kennzeichen der wahren sichtbaren Kirche seien. Weil aber, sagen sie, auch in der Lehre, selbst in der besten Kirche, dann und wann Trübungen und Irrungen, Fehler und Mängel vorkommen könnten (was auch wir nicht leugnen), so sei die reine Predigt des Wortes und die rechte Verwaltung der Sakramente nur insofern ein Kennzeichen der Kirche, als dieselbe kirchenrechtlich bestimmt, geordnet und gewährleistet sei, also „zu Recht bestehe“, und so lange diese äußerliche Form „zu Recht bestehe“, sei der rechtgläubige Charakter einer Kirche unbestreitbar. Demgegenüber geben wir gern so viel zu, daß allerdings in gewisser Beziehung ein Unterschied ist zwischen einer Kirche, in welcher das Bekenntnis der Wahrheit zu Recht besteht und einer solchen, in welcher das nicht der Fall ist. Während nämlich die Separation von einer Kirche, in welcher dies nicht der Fall ist, ohne weiteres erlaubt, ja geboten ist, wird man ja sagen müssen, daß in jener anderen die heilige Pflicht besteht, es erst wenigstens noch auf den Versuch ankommen zu lassen, das bestehende Recht mit allem Ernst und Nachdruck auch geltend zu machen.** Auch insofern besteht ein Unterschied zwischen beiden, als, ebenso wie auf einzelne Personen, so auch auf ganze Kirchengemeinschaften das Wort anwendbar ist: „Der Knecht, der seines HErrn Willen weiß und hat sich nicht bereitet und nicht nach seinem Willen gethan, ist doppelt Streiche wert“, und: „Siehe aber zu, du heißest ein

* Die Donatisten waren eine Sekte, welche eine unevangelische Kirchenzuchtspitzel handhabte. Die Staatskirchlichen als Gegner aller Kirchenzucht haben, fälschlicherweise, uns also genannt, weil wir es uns angelegen sein lassen, dem Worte Gottes gemäß in unserer Kirche Zucht zu üben.

** Es soll hiermit jedoch nicht gesagt sein, daß auch dann, wenn andere bereits solches vergeblich gethan haben, für jeden Einzelnen die Pflicht bestehe, immer wieder von vorn anzufangen.

Zube, und verlässest dich auf das Gesetz, und rühmest dich Gottes, und weißt seinen Willen, und weil du aus dem Gesetz unterrichtet bist, prüfest du, was das Beste zu thun sei, und vermisest dich zu sein ein Leiter der Blinden, ein Licht derer, die in Finsternis sind, ein Rührer der Thörichten, ein Lehrer der Einfältigen, hast die Form, was zu wissen und recht ist im Gesetz" u. s. w. (Röm. 2). Es sind die blanken Schüsseln der Schriftgelehrten und Pharisäer, auswendig rein gehalten, inwendig aber voll Raubes und Fraßes. Es sind längst außer Kurs gesetzte Papiere, die kein Mensch mehr annimmt, Aushängeschilder, Weinflaschenetiketten u. dergl., da nichts hinter ist. Das ist nichts. Hier gilt aber, was Luther sagt: „Wir reden aber von dem äußerlichen Wort, durch Menschen, als durch dich und mich, mündlich gepredigt. Denn solches hat Christus hinter sich gelassen, als ein äußerlich Zeichen, dabei man sollte erkennen seine Kirchen oder sein heilig christlich Volk in der Welt. Auch reden wir von solchem Wort, da es mit Ernst gegläubet und öffentlich bekannt wird vor der Welt, wie er spricht Matth. 10, 32. 33. Mark. 8, 9: „Wer mich bekennet vor den Leuten, den will ich bekennen vor meinem Vater und seinen Engeln.““ (Von Konziliis und Kirchen, 1539. E. A. 25, 360.)

Wer freilich in diesen geistlichen Sachen eine mathematische Genauigkeit suchen wollte, der würde nicht verstehen, geistliche Dinge geistlich zu richten. Wir haben es hier mit Sachen zu thun, welche sich nicht wie ein Rechenexempel behandeln lassen. Wer aber ein Christ ist und mit gutem Gewissen und heiligem Ernst seine Seligkeit sucht und dem Worte Gottes in allen Stücken unterthan und gehorsam sein will, der wird es schon verstehen und an den Kennzeichen: reinem Wort und Sakrament, die wahre sichtbare Kirche von falschen Kirchen zu unterscheiden wissen. Die Gleichgültigen, die Weltförmigen, die Satten und dergleichen Leute mehr werden sich doch nicht drum kümmern. Für sie haben wir dies alles auch nicht geschrieben. Wer's aber erkannt hat, daß reines Wort und Sakrament die Gnadenmittel zu unserer Seligkeit und darum der allergrößte Schatz sind, den wir in der ganzen Welt haben, wer es erkannt hat, daß durch sie allein unser Herr Christus mit allem, was er ist und hat, bei uns gegenwärtig ist, daß dies und dies allein der Grund ist, darauf die Kirche Christi erbaut ist, und zugleich das Mittel, dadurch sie immerfort weiter erbaut wird, daß, wenn diese Mittel gefälscht werden, alles gefälscht wird, der erkennt auch zugleich, von welcher hohen Wichtigkeit und Bedeutung für den christlichen Glauben und die kirchliche Praxis es ist, die Lehre auch in diesem Stücke rein zu behalten, nämlich die Kennzeichen der Kirche zu merken und dadurch die wahre sichtbare Kirche von allen falschen Kirchen und Sekten wohl zu unterscheiden, um, los von allen falschen Verbindungen, in Gemeinschaft der wahren sichtbaren Kirche Gottes auf Erden seine ewige Seligkeit mit Ernst zu schaffen, zu suchen und zu finden.

H—r.

(Fortsetzung folgt.)

Die Beerdigung des sel. Pfarrer Friedrich August Brunn*

(geb. 15. Febr. 1819, gest. 27. März 1895) fand in Steeden bei Hunkel (Rassau) am Sonntag Judika, den 31. März, nachmittags um 2 Uhr unter großer Teilnahme statt. In der von dem Verstorbenen erbauten und vor etlichen Jahren innerlich

* Wir glauben es den Gliedern unserer Gemeinden, die so gern mit zu Grabe gegangen wären, aber durch die weite Entfernung daran gehindert waren, sowie den Schülern des Entschlafenen in Amerika schuldig zu sein, hiervon etwas spezielleren Bericht zu erstatten. Leider konnte dieser Bericht für die vorige Nummer nicht mehr bereit gestellt werden. Demnächst werden wir von berufener Feder noch etwas „Zum Ehrengedächtnis des sel. Pfarrer Brunn“ bringen.

renovierten und mit einer Empore versehenen Kirche war der auf Anordnung des Entschlafenen ganz einfach und schlicht gefertigte Sarg vor dem Altare aufgestellt. Nach Gesang des Liedes: „Christus, der ist mein Leben“ wurde die sog. „Trauer=epistel“ (1 Theß. 4, 13—18) verlesen. Nachdem dann Vers 3—5 aus dem Liede: „Alle Menschen müssen sterben“ gesungen worden war, hielt Schreiber dieses vor der die Kirche bis auf den letzten Platz füllenden Versammlung, unter der sich nur noch ganz wenige Altersgenossen des Entschlafenen und Teilnehmer an seinen ersten Kämpfen befanden, die Leichenrede über Ev. Joh. 8, 51, den Spruch, der unter dem beim Jubiläum gefertigten Bilde steht. Nachdem dann nach des Verstorbenen Bestimmung die letzten beiden Verse jenes Liedes: „O Jerusalem, du Schöne“ und: „Ach, ich habe schon erblicket“ gesungen und die Schlußliturgie gehalten worden war, bewegte sich unter dem Geläute der Jubiläumsglocken der lange Trauerzug nach dem nahen Friedhofe, auf welchem links vom Mittelgange ziemlich in der Mitte das Grab gegraben war. Am Grabe sang die Versammlung zuerst vier Verse aus dem Liede: „O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen“, dann hielt Herr Pastor Kern aus Chemnitz, der vor Jahren wenigstens einige Monate lang ein Schüler des Verstorbenen gewesen war, eine Rede über Ev. Joh. 12, 26. Nach der üblichen Bestattungsformel, Gebet und Segen wurden noch die Schlußverse des genannten Liedes gesungen und bald bedeckte die Erde die sterblichen Reste des treuen Vorkämpfers für Gottes Wort und Luthers Lehre, dessen erlöste Seele inzwischen schon Jubellieder singt vor dem Throne des Lammes, vor dem er auch in tiefster Demut die Krone niederlegen wird, die ihm Gott gereicht hat nach Seinem Wort.

Außer den Gliedern der Steedener Gemeinde und ihrer Außenorte waren zugegen viele Glieder der Gemeinden Wiesbaden und Frankfurt, Allendorf-Kleinlinden und Allendorf a./M., sowie Verwandte und Freunde von nah und fern. Das Ministerium der Synode war vertreten durch die Pastoren Eismeier, Hemping, Kern, Stallmann und Willkomm. Das im Laufe des Tages mehrfach unsichere Wetter war gerade während der Beerdigung schön, so daß die Feier ohne jede Störung verlief.

Unser auferstandener Heiland und Siegesheld, der durch seine Ruhe im Grabe unsere Gräber zu Schlafkammerlein geweiht und geheiligt hat, gebe dem müden Leibe seines frommen und getreuen Dieners eine sanfte Ruhe im Schoße der Erde, einst aber nebst uns allen eine fröhliche Auferstehung zum ewigen Leben.

W.

Der Pastor soll fromm sein, aber du auch.

„Von den Pastoren erwartet jedermann, daß sie fromm sein sollen. Es giebt Leute, die bisweilen etwas über ihren Durst trinken und können auch nichts Unrechtes darin finden, würde aber der Pastor so etwas thun, sie wären die ersten, welche ihn er suchen würden, zu resignieren (sein Amt niederzulegen). Würde der Pastor auf einer Hochzeit lustig mittanzen, dann würde mancher sagen: „Nein, das schickt sich doch nicht für unsern Pastor.“ Wieder andere meinen, es ginge nicht gut, ohne bisweilen ein Fluchwort in die Rede zu flechten. Würde der Pastor fluchen, so könnten sie sich vor Schrecken kaum fassen.

So könnten wir noch vieles anführen, wir wollen es damit genug sein lassen und nur noch fragen: Hat der liebe Gott den Pastoren ein anderes Gesetz gegeben, als den Gliedern der Gemeinde? Wir waren immer der Meinung, Gott hätte allen Menschen dasselbe Gesetz gegeben. Wir glauben, daß der Pastor ein frommer Mann sein sollte, aber wir glauben auch, daß dasselbe bei allen Nicht-Pastoren der Fall sein sollte.

Wie du am Pastor siehst, was sich nicht für ihn paßt, so sieht die Welt an dir, was sich nicht für einen Christen paßt. Der Pastor soll fromm sein, aber du auch."

Soweit der „Luth. Anz.“ aus Boston. Wir aber fügen noch hinzu: Wohl sollen die Pastoren insonderheit und vor allen als „Vorbilder der Herde“ (1 Petr. 5, 3) Gottes Wort und Gesetz vor Augen haben, wie denn auch der Heilige Geist ihnen als den „Bischöfen“ (Aufsehern oder Vorstehern) insonderheit sagt: „Es soll aber ein Bischof unsträflich sein, Eines Weibes Mann, nüchtern, sittig, gastfrei, (lehrhaftig), nicht ein Weinsäufer, nicht pochen, nicht unehrliche Hantierung treiben, sondern gelinde, nicht haderhaftig, nicht geizig, der seinem eigenen Hause wohl vorstehe, der gehorsame Kinder habe mit aller Ehrbarkeit.“ Sollte aber damit anderen Menschen, ja „Christen“ ein Freibrief ausgestellt sein, als dürften sie sträflich sein, mehr als Ein Weib haben (etwa ein schriftwidrig geschiedenes und ein neues, oder ein heimliches neben dem öffentlichen), unmäßig, unsittig, nicht gastfrei, und dagegen Weinsäufer, Pöcher, unehrliche Hantierung treiben, heftig, zanküchtig, unverzöhnlich, geizig, ihrem Hause nicht wohl vorstehen, ungehorsame Kinder haben u. s. w.? — H—r.

Nachrichten und Bemerkungen.

Bittere Wahrheiten müssen sich jetzt die „Positiven“ in der Landeskirche auch von einem *Meinhold* lassen. Im „Reichsboten“ vom 9. März, welcher dem Genannten zu einer längeren „Erklärung“ seine Spalten geöffnet hat, um darin seinen Spott über die Schöpfung der Menschen, über das Alte Testament, über den Gott des Alten Testaments (als ob derselbe ein anderer wäre als der des Neuen) u. s. w. auszulassen, beruft er sich zum Beweise dafür, daß er, indem er „den Aussprüchen Christi über das Alte Testament keine kritische Bedeutung beigelegt“ habe, nicht allein stehe, darauf, daß dies vielmehr „ein Gemeinbesitz der alttestamentlichen Junft“ sei. Er sagt: „Baethgen (Greifswald), Köhler (Erlangen), Rönnig (Mörsdorf) u. a. m., die man doch für rechts stehend hält, stimmen darin mit mir überein.“ Und in Bezug auf den ihm gemachten Vorwurf, er halte „die heilige Schrift nicht für Gottes geoffenbartes Wort“, schreibt er: „Ja, ich halte auch den Leib nicht für die Seele, und das Wort Gottes ist mir die Seele der heiligen Schrift. In dieser Annahme weiß ich mich eins mit allen meinen Fachgenossen, eins mit der Unterscheidung des Neuen und Alten Testaments zwischen Wort Gottes und heiliger Schrift.“ So dummdreist ferner die Behauptung *Meinhold's* klingt: „Nun soll mir jemand nachweisen, in welchem Punkte meine Vorträge gegen einen Grundsatz der Bekenntnisse anstoßen“, so bittere Wahrheit ist es doch wieder, welche er seinen „positiven“ Gegnern vorhält, indem er sie auffordert, sich doch einmal „das eigene Verhältnis zu den Bekenntnisschriften vorzulegen“. Und so verkehrt sein „Grundsatz“ ist, „daß das Alte Testament für uns Christen nur soweit gilt, als es mit dem Neuen Testament sich vereinigen läßt“ (wobei der Herr Professor sich nicht scheut, sich auf Kol. 2, 17 zu berufen!), so recht hat er doch wieder, wenn er seinen „positiven“ Gegnern ihre eigene Bekenntnisswidrigkeit, z. B. ihre judaisierende Sabbathlehre vorwirft. Mit dem alten deutet unseres Bedünkens *Meinhold* den Weg an, auf welchem auch diejenigen, welche jetzt noch „positiv“ sein wollen, ihm nachfolgen werden, wenn sie nicht bald zur Umkehr von dem falschen Wege und zu entschiedenerem Betreten des rechten Weges sich entschließen.

Von Pastor Paul-Kavenstein (in Pommern), der sich schon mehrfach durch Traktate und größere Schriften als ein methodistischer Schwarmgeist offenbart hat, ist wieder eine neue Schrift, betitelt „Taufe und Geistes-Taufe“ erschienen. Dieselbe wird genügend gekennzeichnet durch folgende Sätze, welche der „Reichsbote“ zur Empfehlung (!) aus ihr anführt: „Im Feldzug 1870 beschossen wir die Festung Bistitz aus Feldgeschützen. Das Schießen war resultatlos. — Weshalb? Taugten etwa unsere Feldgeschütze nichts? Nein! — aber man mutete ihnen eine Wirkung zu, die sie nicht hatten. — Gerade so werden ernste Leute stutzig, wenn man der „Taufe“ die Wirkungen der „Geistes-Taufe“ zuschreibt.“ Was soll man von dem „Christentum“ des „Reichsboten“ denken, der zu solchen grob sakramentierischen Zirkeln schreiben kann: „Dieses Buch trägt manches zur Klärung dieser wichtigen Frage bei. Es ist umsomehr unseren Lebendigen, christlichen Kreisen empfohlen, da es nicht vom „grünen Tische“ stammt, sondern sein Verfasser „das Schwert des Geistes“ unter dem besondern Segen des Herrn schwingt.“ Das Gerücht, P. Paul habe die Landeskirche verlassen und sei der methodistischen Sekte beigetreten, scheint sich nicht bewahrheitet zu haben.

Warum sollte er auch? Hat doch die Landeskirche in ihrem Schoße Raum für alle Sekten. Ja, gelten doch in ihr Schwarmgeister wie Paul gar noch als hervorragende und „geistigsalbte“ Pastoren! H—r.

Das methodistische Beteuerungsweesen kann bekanntlich nicht hindern, daß in dieser Sekte viele Unbeteuerte leben, eine Erscheinung, welche jetzt auch von dem deutschen Blatte der bischöflichen Methodisten, dem „Apologeten“, offen zugestanden wird: „Es ist eine allgemeine Klage über viele unbeteuerte Glieder. Die Zurückgefallenen gelten als Beteuerte, sind es aber nicht. Sie nehmen es mit der Sünde leicht. Sie haben weniger Gottesfurcht als die, welche nicht belehrt sind. Wir haben allzuviel Leute unter uns, die in ihrem Lebenswandel nicht so christlich sind, wie manche Glieder anderer Kirchen, die nicht so auf Belehrung bringen wie wir.“ (L. E. B. R. 3.)

Quittung.

Für die Synodalkasse: Von Hrl. Perschke in Hamburg durch Herrn P. Walter in Hannover M 10; Kollekte in Galtberg durch Herrn P. Willkomm in Niederplanitz M 4.72; Wochtagskollekte der Gemeinde Grün durch Herrn P. Lent dort M 13; Kindtaufskollekte des Herrn D. J. in Chemnitz M 6.50; Beitrag der Gemeinde Chemnitz durch Herrn Preiß das. M 100; durch Herrn Sekretär A. Steher in Dresden: Kollekte der Gemeinde Dresden M 140, sonstige Beiträge von dortigen Gemeindegliedern auf das 1. Quartal 1895 M 129.20 und von Herrn V. B. M 10; von Herrn Viertel in Grün M 0.50; von Frau Henry Birkner in Wiesbaden M 50; Beitrag des Herrn P. Schneider M 10; Kindtaufskollekte von Herrn Tittel in Eibenstock M 3.75; bei einer Krankenkommunion in D. M 1.20; Dankopfer am Palmsonntag M 10; von Herrn v. Brandt in Stolberg M 30; von H. H. in Zw. M 5; von N. N. in S. M 25; von Mr. J. D. Langner in Buffalo durch Herrn E. Steher in Dresden M 8.40.

Für Regemission: Von N. N. in Hannover durch Herrn P. Walter M 1; durch Herrn P. Stallmann in Allendorf: Hälfte der Epiphaniaskollekte der Gemeinde Allendorf-Kleinlinden M 23.25 und von B. C. in Elimbach M 10; von N. N. in Chemnitz M 1.50; von 3 Konfirmandinnen durch Herrn P. Willkomm M 3.

Für Heidenmission: Von Ungenannt M 300; Hochzeitskollekte Herrn Albert Schellers in Schneidenbach durch Herrn P. Lent M 4.30; durch Herrn P. Stallmann: Hälfte der Epiphaniaskollekte der Gemeinde Allendorf-Kleinlinden M 23.25 und von H. L. in Allendorf M 3.

Für ostindische Heidenmission: Von Hrl. M. Rosenlöcher in H. M 1, von N. N. M 12 und „Hephata“ M 1.51 durch Herrn Sekretär A. Steher in Dresden; Abendmahlsopfer durch Herrn P. Willkomm M 1.

Für Judenmission: Dankopfer der Familie Fey in Allendorf M 5 und von L. L. in Allendorf M 3 durch Herrn P. Stallmann.

Für Student Strauch in Springfield: „Geht hin in alle Welt und lehret alle Völker“ M 3.

Für Student Willy Naumann in St. Louis: Von Ungenannt durch Herrn Sekretär A. Steher in Dresden M 6.

Für den Schriftenverein: Dankopfer der Familie M in Marburg durch Herrn P. Stallmann M 4.

Für Auskündigung des Kirchsaals in Kolberg: Kollekte der Gemeinde Allendorf durch Herrn P. Stallmann M 14.88; von H. W. in Grün durch Herrn P. Lent M 2.50.

C h e m n i t z.

Eduard Redner, Kassierer.

Bücher-Anzeige.

Zweites Lektionsbuch für den Unterricht in der deutschen Sprache. Mittelstufe. Für das 5. u. 6. Schuljahr. St. Louis, Mo. 80. 80 Seiten. Preis (in festem Schulband) 1 M.

Auch dieses neue Schulbuch legt für den Eifer und die Sorgfalt Zeugnis ab, mit welcher unsere amerikanischen Glaubensbrüder an der Ausbildung der Jugend und deren Erhaltung im Verständnis und rechten Gebrauch ihrer Muttersprache arbeiten.

Zweinunddreißigster Synodalbericht des Westlichen Distrikts der deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. A. D. 1894. St. Louis, Mo. 80. 64 S. Preis 75 P.

Dieser Bericht schließt die Reihe der letztjährigen Berichte der Missouri-Synode als Nr. 15 ab und er ist ein würdiger Schluß. Er enthält ein Referat des Herrn Pastor Janzow: „Vom Beruf der Christen, ihren Glauben auch durch einen gottseligen Wandel vor der Welt zu erweisen“. Aus diesem Referate mag man sehen, wie der Eifer für reine Lehre (die so oft als „tot“ gescholtene Orthodoxie) den Eifer für gottseliges Leben durchaus nicht hindert, sondern gerade recht fördert. Möge der Bericht viele Leser finden.

W.

Konferenz in Grün am 23. April.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

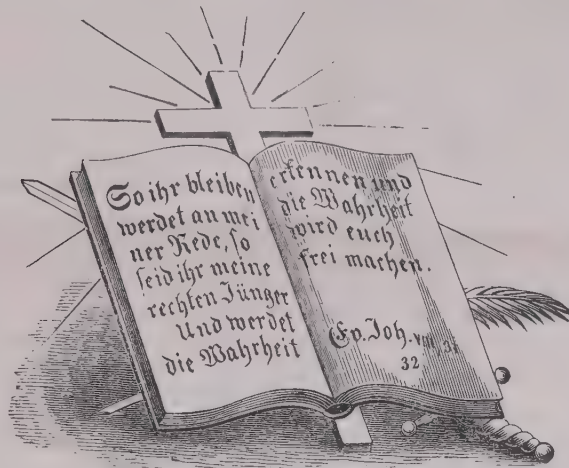
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die L. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 20. Nr. 10.

Bzwikau in Sachsen.

5. Mai 1895.

(Eingefandt.)

Das Alte Testament ist Gottes Wort nach dem Zeugnis des HErrn, seiner Evangelisten und Apostel.

Alle Gläubigen, die selig geworden sind und selig werden, sind durch den Glauben an das Wort Gottes, das Wort der Schrift selig geworden und werden allein dadurch selig. Von dem Königlichen heißt es: „Und der Mensch glaubte dem Wort.“ Petrus spricht im Namen aller seiner Mitjünger: „HErr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Und Paulus: „Ich glaube allem, was geschrieben steht im Gesetz und in den Propheten.“ Dieses Wort ist der unbewegliche Fels, auf den allein wir diesen Glauben gründen können. Darum ist alles Reden von „Glauben“, „Erfahrung“, „persönlicher Stellung zum HErrn“ u. dergl. abgesehen und vor diesem Wort eitel Schwärmerei. Weil nun dies Wort der einzig feste Ankergrund für unseren Glauben und für unsere Seligkeit ist, darum ist es nicht zu verwundern, daß der Teufel alles versucht, um uns diesen Grund wankend und zweifelhaft zu machen. Wie sollen wir uns nun da wehren gegen solche listige Anläufe des Teufels, gegen eine ungläubige Wissenschaft, gegen die Zweifel unserer eigenen bösen, verderbten Vernunft? Durch Beweise für das Alter der heiligen Schrift, für die Echtheit der einzelnen Bücher und deren Verfasser u. dergl.? So gut und nützlich das auch alles sein mag an seinem Ort, so sind es doch nicht genügende Waffen; die einzig genügende Waffe ist das Wort selbst. Das Wort bezeugt sich selbst als Gottes Wort und ist mächtig, alle Angriffe des Teufels durch den Unglauben von außen und in unserem eigenen Herzen und Vernunft abzuwehren und niederzuschlagen. Das Wort selbst allein ist im Stande, unseren Glauben an dasselbe zu erzeugen und zu erhalten. Unser Glaube an dasselbe wird aber mächtig

gestärkt durch das Zeugnis der heiligen Schriften unter- und für einander. Sie sind eng und aufs Wunderbarste aneinander gefettet, so daß, wenn jemand eine Schrift daraus reißen will, er das Ganze einreißt. So ist auch das Alte und Neue Testament so eng und fest miteinander verknüpft wie die Wurzel des Baumes mit der Krone, wie die Knospe mit der Blüte, eins kann nicht ohne das andere sein. Obwohl wir daher Gläubige des Neuen Testaments sind und nicht mehr in der Zeit der Vorbereitung auf das Heil, nicht mehr in der Zeit der Weissagung, sondern der Erfüllung leben, so gilt uns doch das Alte Testament ebenso gut als Gottes Wort wie das Neue Testament. Daß dem so sei, darüber benimmt uns das Zeugnis des HErrn, seiner Evangelisten und Apostel jeden Zweifel. Denn sie bezeugen,

I. daß das Alte Testament Gottes Wort ist, durch Mosen und die Propheten geredet und geschrieben.

Der HErr und seine Apostel reden sehr oft vom Alten Testament. Sie berufen sich darauf, ja sie gründen ihre ganze Predigt darauf und beweisen sie damit, wie wir später sehen werden. Wenn der HErr nun eine Stelle aus dem Alten Testament anführt, so spricht er einmal: „Der Prophet hat gesagt“ (Matth. 15, 7. Mark. 7, 6), das andere Mal: „Gott hat geboten“ (Matth. 15, 4) oder: „Die Weisheit Gottes spricht“ (Luk. 11, 49). Damit meint er nun nicht, daß einmal Gott rede und das andere Mal der Prophet, oder daß im allgemeinen Gott dem Propheten den Inhalt ins Herz gegeben hätte und der Prophet es im übrigen nach seiner eigenen Meinung geschrieben und gesagt hätte, sondern er bezeugt damit, daß Gott der eigentlich Redende ist und die Propheten die Schreiber. Wenn ein König durch einen Boten eine Botschaft sendet, so können wir sagen: Des Königs Bote hat es gesagt, und ebenfalls: Der König hat es gesagt. Im eigentlichen Sinn hat es der König gesagt, er sagt es durch den

Boten und der Bote wiederholt nur das ihm Aufgetragene. Ebenso ist im Alten Testament Gott der eigentlich Redende nach der Meinung des HErrn, und die Propheten wiederholen es nur und schreiben es nieder. Daß dies die Meinung des HErrn sei, wird unwidersprechlich klar daraus, daß er andere Stellen des Alten Testaments mit: „es ist durch den Propheten gesagt“ einführt (Matth. 24, 15). Zum andern auch daraus, daß der HErr den heiligen Schreibern Worte in den Mund legt, die doch Gott geredet hat oder die Worte eines Menschen in der Schrift als Gottes Worte bezeichnet. So führt er Matth. 15, 7—9 als Worte des Propheten Jesaias an: „Dies Volk nahet sich zu mir mit seinen Lippen“ u. s. w., während es doch Gottes Worte sind. Matth. 19, 4, 5 spricht er: „Gott sprach: Darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen“ u. s. w., während es doch die Worte Adams sind. Daraus erhellt klar, daß wenn der HErr Sprüche aus dem Alten Testament einführt und spricht: „Moses, Jesaias u. s. w. haben gesagt“, seine Meinung ist, daß Gott durch diese betreffenden heiligen Schriftsteller es sagt. Darum spricht er auch schlechtthin: „die Schrift sagt“. — Im Alten Testament redet Gott, der dreieinige Gott, nach dem Zeugnis des HErrn. Insonderheit ist das Alte Testament aber ein Werk Gottes des Heiligen Geistes. Das erkennen wir, wenn der HErr anderwärts sagt: „David spricht durch den Heiligen Geist“ (Mark. 12, 36) oder: „David sagt im Geist“ (Matth. 22, 43).

Wie der HErr, so bezeugen auch die Evangelisten, daß der Redende im Alten Testament Gott ist und darum das Alte Testament Gottes Wort. Sie führen das Alte Testament auch ein, einmal indem sie sagen: „Der Prophet hat gesagt“ (Joh. 1, 23), das andere Mal: „Gott hat geredet“ (Luk. 1, 55). Auch sie bezeugen, daß wenn der Prophet redet, Gott durch ihn redet, und wenn Gott spricht, er durch den Propheten spricht, indem sie andere Stellen des Alten Testaments einführen mit: „So stehet geschrieben durch den Propheten“ (Matth. 2, 15, 17 u. a. a. St.) oder: „durch die Propheten“ (Matth. 2, 23) oder: „der HErr hat durch den Propheten gesagt“ (Matth. 1, 22; 2, 15) oder: „der HErr hat geredet durch den Mund seiner heiligen Propheten“ (Luk. 1, 70).

Desgleichen bezeugen auch die Apostel, daß Gott im Alten Testament durch die Propheten redet. Im Alten Testament spricht Gott (2 Kor. 6, 16, 17. Röm. 9, 15), Gott hat geredet zu den Vätern durch die Propheten (Hebr. 1, 1), Gott spricht durch den Mund Davids (Apostelgesch. 4, 25), Gott hat verkündigt durch den Mund aller seiner Propheten (Apostelgesch. 3, 18, 21), das Evangelium ist kund gemacht durch der Propheten Schriften aus Befehl des ewigen Gottes (Röm. 16, 26), den Juden ist anvertraut, was Gott geredet hat (Röm. 2, 3). Und zwar ist es insonderheit der Heilige Geist, der im Alten Testament redet auch nach der Apostel Zeugnis (Hebr. 3, 7; 10, 15). Der Heilige Geist redet durch den Mund Davids (Apostelgesch. 1, 16; 28, 25), das Geheimnis Christi ist geoffenbart den heiligen Propheten durch den Heiligen Geist (Eph. 3, 5). Auch die Apostel legen den heiligen Schriftstellern Worte in den Mund, die Gott geredet hat und bezeugen damit, daß wenn sie sagen: „Moses, David u. s. w. reden“, ihre Meinung ist, daß Gott durch diese Männer redet (Röm. 10, 19, 20, 21). Sie führen die Schrift als redende Person ein und legen ihr Worte in den Mund, die Gott geredet hat. Damit bezeugen sie, daß das Alte Testament Gottes Schrift ist (Röm. 9, 17. Gal. 3, 8, 22; 4, 30).

Der HErr sowohl als die Evangelisten und Apostel bezeugen, daß Gott nicht nur an einzelnen Stellen, sondern im ganzen Alten Testament redet. Sie nennen sowohl einzelne

Bücher (z. B. Luk. 4, 17: das Buch des Propheten Jesaias; Mark. 12, 26: das Buch Moses; Joh. 5, 47: die Schriften Moses) als auch das ganze Alte Testament nach seinen beiden Hauptbestandteilen, dem Gesetz und den Propheten. Von dem Gesetz und den Propheten redet der HErr Matth. 5, 17. Er spricht von allen Propheten und dem Gesetz (Matth. 11, 13. Luk. 16, 16, 29, 31), von dem ganzen Gesetz und den Propheten (Matth. 22, 40). Oder er nennt anstatt des Gesetzes den, durch welchen es gegeben wurde, wenn er spricht von Mose und den Propheten (Luk. 24, 27). Auch nennt er das Alte Testament nach drei Hauptteilen, wenn er redet von dem Gesetz Moses, den Propheten und Psalmen (Luk. 24, 44). Aber er erwähnt das Alte Testament nicht nur nach seinen einzelnen Teilen, auch nicht nur nach seinen Hauptbestandteilen, sondern spricht auch vom Ganzen und nennt es schlechtthin die Schrift. Wie wir jetzt von der ganzen Bibel schlechtthin sagen: die Schrift, die heilige Schrift, so sagte man es damals vom Alten Testament, da die Schrift Neuen Testaments noch nicht vorhanden war. Zu den Sadducäern spricht der HErr: „Ihr irret und wisset die Schrift nicht“ (Matth. 22, 29. Mark. 12, 24). Auch Joh. 17, 12 u. a. a. St. redet er schlechtthin von der Schrift. —

Ebenso erwähnen die Evangelisten sowohl die einzelnen Hauptteile des Alten Testaments (Joh. 1, 45: Moses im Gesetz und die Propheten) als auch das ganze Alte Testament, das auch sie die Schrift nennen (Luk. 24, 45). — So wissen auch die Apostel davon zu sagen, daß Gott durch den Mund aller seiner heiligen Propheten geredet hat (Apostelgesch. 3, 18, 21, 24), Paulus glaubt allem, das geschrieben steht in dem Gesetz und in den Propheten (Apostelgesch. 24, 14), er predigt und lehrt aus dem Gesetz und den Propheten (Apostelgesch. 28, 23), die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, ist geoffenbart ohne das Gesetz (in seinem eigentlichen Sinne als dem heiligen Willen Gottes) und bezeugt durch das Gesetz (im uneigentlichen Sinne als den fünf Büchern Moses) und die Propheten (Röm. 3, 21). Auch sie nennen das Alte Testament schlechtthin: die Schrift (Apostelgesch. 17, 2, 11). F. M.

(Fortsetzung folgt.)

Missionar Kellerbauers Austritt aus der Leipziger Mission.

Während die „N. C.-Z. R.-Z.“ den Versuch machte, in zwei Artikeln über die Absetzung der Missionare Räther und Wohn und den Austritt des pensionierten Missionars Kempf das Recht der Leipziger Missionsleitung, welches aus den „Aktenstücken“ trotz Verstümmelungen und Fußnoten doch nicht jedermann einleuchtet zu haben scheint, abermals zu verteidigen und die drei Missionare, insbesondere Kempf, zu verunglimpfen, vollzog sich in Ostindien eine neue Scheidung, die Ungerechtigkeit und den Synkretismus der Missionsleitung in ein helles Licht stellend, indem der im Jahre 1893 mit dem Direktor v. Schwarz hinausgegangene Missionar Kellerbauer seinen Austritt aus der Leipziger Mission erklärte. Die Gründe seines Austritts hat er in einem Schreiben „An das hochw. Missionskollegium zu Leipzig“, datiert: „Mahaveram, 16. März 1895“, dargelegt, wovon er, nachdem schon am 21. März sein „Verhältnis zur Leipziger Mission auch von der anderen Seite als gelöst bezeichnet worden“ war, am 3. April uns aus Krishnagiri eine Abschrift zur Verfügung für die „Freikirche“ übersandte, „nicht um etwas zu sein in der Öffentlichkeit, sondern um zu zeugen

nach rechts und links“. Das Schreiben Missionar Kellerbauers* lautet:

„Hochwürdige und geehrte Herren!

Nachdem die auch in den „Ältestenstücken“ S. 96 Anm. 2 wiederkehrende Behauptung, „Missionar Rätber habe ein über das Bekenntnis hinausgehendes Lehrgesetz gefordert“, unter Hinweis auf das von den Missionaren am 6. Nov. 1893 abgelegte Bekenntnis¹, mir schon mehrmals in kirchlichen Blättern begegnet ist, fühle ich mich verpflichtet, Ihnen folgende Gegenerklärung zu überreichen:

Herr Direktor v. Schwarz war am 6. Nov. 1893 bei der Ablegung des erwähnten Bekenntnisses nicht zugegen. Wenn ein Protokoll über die dabei gepflogenen kurzen Verhandlungen vorhanden wäre, so würde dasselbe ausweisen, daß allerdings zunächst als Abwehr Rätber gegenüber eine „Erklärung, daß wir auf der Verbalinspiration stehen“, beabsichtigt war, durch den Widerspruch mehrerer Brüder aber ein „Bekenntnis“, wie Rätber selbst es gewünscht hatte, zu Stande kam. Allgemein erwarteten wir, daß Herr Direktor v. Schwarz bei nächster Gelegenheit seinerseits zu diesem Bekenntnis, welches schrift- und bekenntnisgemäß sein will, Stellung nehmen würde. Das that denn Herr Missionsdirektor auch in seinem Cirkular vom 8. Jan. 1894, nur nicht so, wie man erwartet hatte. Ganz abgesehen davon, daß es sich in dem Streit nicht um das Wie² der Inspiration, sondern um die Thatsache der Inspiration selbst handelte, muß ich es als einen folgenschweren Irrtum bezeichnen, die Gewißheit unseres Glaubens primär³, „auf den großen Thaten Gottes in Christo Jesu selbst“ ruhen zu lassen. Denn so wahr es ist, daß unsere Erlösung objektiv auf diesen Thaten ruht, so verkehrt ist es, in Bezug auf die Gewißheit unseres Glaubens die Thaten Gottes dem Zeugnis der heiligen Schrift voran zu stellen, als ob wir ohne das Wort Gottes, welches für uns immer und

* Aus Nr. 12 des Missionsblattes von 1893 teilen wir folgenden Lebenslauf des Genannten mit:

„Otto Georg Kellerbauer, geb. 22. Okt. 1868 als erster Sohn des Prof. Th. Kellerbauer, Lehrers an den technischen Staatslehranstalten in Chemnitz (Sachsen), erhielt seine Schulbildung auf der Bürgerschule und dem Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte von Ostern 1888 bis Michaelis 1891 in Leipzig und Erlangen Theologie. Nach Ablegung seines Kandidatenexamens trat er im Herbst 1891 ins Missionshaus zur Vorbereitung auf den Missionsberuf ein. Nachdem er sein zweites theologisches Examen in Dresden bestanden hatte und von Sup. Michael in Chemnitz am 1. Advent 1892 ordiniert worden war, wurde er zu weiterer praktischer Ausbildung einem hannoverschen Geistlichen beigegeben.“

¹ Die Leipziger Missionare bekannten sich zur Verbalinspiration und Irrtumslosigkeit der Schrift — doch ohne Verwerfung der Gegenlehre. Auch sprachen sie dies nur als ihre Privatmeinung aus, da Herr Direktor von Schwarz die Sitzung verließ, bevor dies Bekenntnis abgelegt war, wodurch eben den folgenden Verhandlungen der offizielle Charakter genommen wurde. Dieses Privatbekenntnis der Missionare muß nun der Leipziger Missionsleitung als ein Schild dienen, hinter welchem sie sich verkriecht, um selbst nicht bekennen zu müssen, indem sie zugleich unehrlicherweise Missionar Rätber vorwirft, er habe mehr gefordert, als eben dies Bekenntnis zur Verbalinspiration und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift und, was damit gegeben ist: Verwerfung der Gegenlehre. Wie wenig Recht aber die Leipziger Missionsleitung hat, sich mit diesem Bekenntnis ihrer Missionare zu decken, das geht aufs neue gar deutlich daraus hervor, daß im Missionsblatt Nr. 9 vom 1. Mai d. J. bei Mitteilung des Austritts Missionar Kellerbauers eben diese von den Missionaren bekannte Lehre zu den „Menschenlehren“ gerechnet wird (S. 163). Das sollte, meinen wir, jedem Einfältigen die Augen über den vollen Abfall dieser Mission öffnen.

² So behauptet Direktor von Schwarz in dem angeführten Cirkular. Vgl. dagegen auch Herrn Pastor Borns Ausführungen in Nr. 8 d. Bl. S. 64.

³ zunächst. Es ist bekanntlich der Hauptirrtum der sog. Erlanger Schule, daß sie den Glauben gründen nicht aufs Wort der Schrift, sondern auf die christliche Erfahrung von den Heilsthäten Gottes.

nur Schriftzeugnis ist, irgend etwas von den Thaten Gottes für uns wissen könnten! Auf jeden Fall wird Herr Direktor v. Schwarz nicht leugnen können, daß diese Stellung zur heiligen Schrift sich nicht mit dem Bekenntnis vom 6. Nov. 1893 deckt. Einen ebenso undeutlichen Ton gab die Erklärung des Herrn P. Hoffstätter in Nr. 20 der „Neuen Luth. Rztg.“ 1894, verglichen mit einem dazu brieflich gegebenen Kommentar; ich gehe jedoch darauf nicht ein, da der betreffende Brief, obwohl an mehrere Brüder gerichtet und für alle wichtig, nicht mein Eigentum ist; jedenfalls ist das Eine gewiß, daß auch diese Erklärung kein Bekenntnis zur Verbalinspiration und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift enthält. Dieses Bekenntnis aber ist darum allein bekenntnisgemäß, weil nur bei dieser Betrachtung die heilige Schrift den ihr gebührenden Platz als *unica et certissima regula ac norma*⁴ einnimmt, während alle diejenigen, welche gegen die Verbalinspiration streiten, bewußt oder unbewußt den menschlichen Verstand oder das Gefühl, mag man es nun christliches Bewußtsein oder Erfahrung nennen, zum obersten Richter in Glaubenssachen machen. Der Mißbrauch des Bekenntnisses vom 6. Nov. 1893 aber, gegen welchen, wenn auch in nicht ganz glücklichem Tone, schon auf der Synode 1894 protestiert worden ist, war nur dadurch möglich, daß dieses, ohne Vorbereitung formulierte Bekenntnis die Verwerfung der Gegenlehre nicht ausspricht. Das war allerdings bei denen, welche es formulierten, nicht Absicht; anderen aber war es gewiß willkommen, daß dem Bekenntnis dadurch die Spitze von vornherein abgebrochen war. Ich habe mich, nachdem mir dies klar geworden ist, allerdings nicht für berufen gehalten, etwa bei Gelegenheit der Synode 1895 die Brüder auf diesen Mangel hinzuweisen und eine Ergänzung unseres Bekenntnisses herbeizuführen, denn ich mußte dies für aussichtslos halten; ich erachte es aber für meine Pflicht, einem hochw. Missionskollegium hiermit zu erklären, daß ich in Gemäßheit des Bekenntnisses zur Verbalinspiration und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift alles, was nicht mit diesem klaren, schriftgemäßen Bekenntnis stimmt, und damit auch das Cirkular des Herrn Missionsdirektors und die Erklärung des Herrn P. Hoffstätter, als gefährlichen Irrtum verwerfe. Auch die jüngste Erklärung des Missionar Göttching hat mich nicht zu der Ueberzeugung bringen können, daß es genüge, sich zu Schrift und Bekenntnis zu bekennen, wenn man gleichzeitig diejenigen, welche dem Bekenntnis gemäß in der heiligen Schrift allein Wahrheit und in ihr die volle Wahrheit zu besitzen bekennen, als unbrauchbar zum Dienst in einer lutherischen Mission bezeichnet.⁵

Nach den Ereignissen der letzten zwei Jahre ist der Unterzeichnete nicht mehr naiv genug, sich darüber zu täuschen, daß eine derartige Erklärung, wie die von ihm abgegebene, nicht notwendig zu seinem Ausscheiden aus der Leipziger Mission führen mußte. Das ist sehr traurig, aber nur zu wahr. Trotzdem würde ich diese Erklärung nicht als mein Austrittsgesuch bezeichnet haben, da Männern gegenüber, welche in vieler Beziehung meine volle Hochachtung besitzen und mir weit überlegen sind, die Befürchtung, subjektiv einseitig zu urteilen, mir allerdings nahe liegen konnte, wenn nicht ein weiterer Umstand mir ganz klar zeigte, daß meines Bleibens in der Leipziger Mission nicht länger sein kann.

Die letzte Synode hat in fünf Grundsätzen Stellung genommen zu der neuen Mission der lutherischen Missionsynode in Indien, nachdem schon Cirkular 155 vorläufig drei Ver-

⁴ alleinige und ganz gewisse Regel und Richtschnur (des Glaubens).

⁵ Missionar Göttching sagt nämlich in seiner Erklärung (vgl. Nr. 4 d. Bl. S. 35), „daß die jüngsten Maßnahmen (nämlich die Absetzung Rätbers und Mohns und die Entlassung Kempfs) getroffen sind, um einem der Mission fremden Geiste zu wehren.“

haltungsmaßregeln aufgestellt hatte. Ich teilte die Opposition der Brüder Meyner und von Matthey gegen dieses Circular, wie ich auch seiner Zeit Herrn Senior Pamperrien habe wissen lassen, und freute mich, daß diese Opposition wenigstens eine Milderung der Maßregel, den Verkehr betreffend, zur Folge hatte. Immerhin mußte ich noch in Satz 3* das Wort verlangen beanstanden, da ich mich nur dazu verstehen konnte, meinerseits Garantien gegen Uebergriffe in mein Amt zu geben, was ja ganz selbstverständlich ist. Mein Hauptwiderspruch aber richtet sich gegen Punkt 4**, den ich nur deshalb auf der Synode nicht zur Sprache gebracht habe, da ich doch kein Stimmrecht hatte und meine Worte nur als eine unwillkommene Störung des Friedens erschienen wären. Wie das Protokoll ausweist, habe ich bei Besprechung dieses Punktes die Frage gestellt, welche Gründe man einem Gemeindeglied sagen solle, weshalb es nicht zu Missouri übertreten dürfe. Die Antwort des Herrn Senior: „Nach den Gründen fragen und diese widerlegen“ hat mir deutlich gezeigt, daß ich in diesem Stücke nicht Leipziger Missionar sein kann. Denn wenn mir einer als Grund sagen wollte: das durch die ungerechte Entlassung zweier Missionare gegebene Aergernis, oder: die Verfolgung der Verfechter der reinen Lehre, so würde ich entweder beschämt schweigen und dadurch andere Gemeindeglieder verwirren, oder ich würde gegen meine innerste Ueberzeugung reden müssen. Daß dies ein unmöglicher Standpunkt ist, bedarf keines Beweises. Es ist im Laufe der Verhandlungen von maßgebender Stelle ausgesprochen worden, daß wir durch unsere Stellungnahme zu den beiden missourischen Missionaren nicht den Anschein erwecken dürften, als ob sie ungerechterweise von uns entlassen worden seien; an der Illustration dieses Prinzips⁶ in Satz 4 ist es mir zur Gewißheit geworden, daß einer, der die Entlassung jener Beiden für ein beklagenswertes Unrecht hält, welches er bis dahin schweigend getragen hat, nun nicht länger schweigen darf, um sich nicht fremden Unrechts teilhaftig zu machen. Zu der nämlichen Stellungnahme nötigt mich die Veröffentlichung der „Aktenstücke“ oder vielmehr die denselben beigefügten Fußnoten, welche allerdings viel dazu beitragen werden, den Leser die ihm von Räther und Mohn gesagten bitteren Wahrheiten vergessen zu machen. Im übrigen habe ich aus dem ganzen Buch den Eindruck bekommen, daß die Beanstandung falscher Lehre unter den Gesichtspunkt der Friedensstörung fällt, daß man Kampf gegenüber cum studio⁷ gesucht hat, wie man ihn zu Falle bringen könne, und daß man Räther gegenüber mit Gewalt die Augen verschlossen hat, um die von ihm vorgebrachten Klagen wegen Synkretismus nicht zu verstehen. Auseinandersetzungen über Einzelheiten kann ich mir ersparen, da zu deutlich das trennende: „Ihr habt einen anderen Geist“ zwischen den Parteien liegt. Eben darum muß eine prinzipielle Scheidung eintreten.

Es sei mir gestattet, zu betonen, daß ich durch meinen Austritt aus der Leipziger Mission meinen bisherigen Amtsbrüdern durchaus nicht den Vorwurf der Gleichgültigkeit oder Verleugnung der Wahrheit machen will; denn mit den meisten derselben könnte ich mir ein geeignetes Zusammenarbeiten wohl denken, wenn das Streben nach Einheit in der Lehre von der Missionsleitung befördert würde. Aber auch die Mitglieder des hochw. Missionskollegiums will ich nicht persönlich für die Zustände und

Verhältnisse verantwortlich machen, die mich aus der Leipziger Mission heraustreiben, obwohl mir persönliche Anklagen sehr nahe lägen. Denn ich will nicht vergessen, daß das hochw. Missionskollegium innerhalb einer Landeskirche steht, welche in ihrer ersten Landesynode durch die Aufhebung des Bekenntnißes und die damit faktisch gewährte Anerkennung des Unglaubens auf den Kanzeln, Rathedern und in den Kirchenvorständen ihre Selbstzerstörung begonnen hat. Läßt man die Fenster Liberalen⁸ Christus nach bestem Wissen und Gewissen predigen, so wird man auch die theologischen „Meinungen“ Erlanger und Göttinger⁹ Ursprungs nicht von den Kanzeln verbannen können. Damit hat die „Kirche“ nach gemeinchristlichem Verstande bereits aufgehört zu existieren, weil die Einheit in der Lehre fehlt. Ich bin zwar weit davon entfernt, die Leipziger Mission der sächsischen Landeskirche völlig gleichzustellen, aber mit gutem Rechte leite ich das in der Mission sich abbahnende Verderben aus dem Zustande der Landeskirche ab.

(Es folgt eine Auseinandersetzung über den Zeitpunkt dieser Erklärung, in dem Moment, wo ich zum ersten Male die Verwaltung einer Station übernehmen sollte.) — Und schon aus praktischen Gründen muß auch die Missionsleitung wünschen, daß ich, da ich einmal mit der Mission zerfallen bin, jetzt gehe, ehe ich einer Gemeinde so nahe getreten bin, daß mein Austritt weitere Folgen haben könnte, und ehe ich der Missionskasse durch die Herausendung meiner Verlobten Ausgaben auferlege, die ich bei meiner Stellung zur Mission nicht verantworten könnte.

Ich möchte von der Mission, von welcher ich manch wertvolle Anregung empfangen habe, obwohl ich in derselben nicht zum Frieden gekommen bin, wenigstens äußerlich im Frieden scheiden. Wäre ich nicht in die indische Mission gekommen, so wäre mir die Erkenntnis dessen, was lutherische Lehre ist, vielleicht noch lange verschlossen geblieben; und so sehr auch ich darunter zu leiden gehabt habe, so danke ich es doch jetzt dem rührenden Vorgehen der Missionsleitung, daß ich den Weg völlig klar vor mir sehe, den ich zu gehen habe und mit Gottes Hilfe auch gehen will: in die lutherische Freikirche! —

Ich verbleibe

Eines hochw. Missionskollegiums
ergebener

Mayaveram, 16. März 1895. D. Kellerbauer.“

Vorstehendes Schreiben, welches ausführlich abzudrucken sich das Missionskollegium wohl gehütet hat, spricht für sich selbst und genügt, um die schiefe Darstellung, welche das Leipziger Missionsblatt Nr. 9 v. 1. Mai durch etliche herausgerissene Sätze von der Sache zu geben sucht, zu berichtigen. Wenn aber das Blatt dann noch schreibt: „Wir sind von dieser Erklärung nicht überrascht worden. Missionar Kellerbauer war noch kein Vierteljahr in Indien, als er an den Missionsdirektor ohne jeden Anlaß eine Eingabe richtete, in der er Bedenken aussprach wegen des in seiner Station versprochenen ‚Gehorsams um des Herrn willen‘. Mündlich erklärte er dem Direktor, daß er durch Missionar Räther auf eine ‚höhere Glaubensstufe‘ erhoben sei und die Frucht dieser Erhebung zeigte sich darin, daß er als jüngster aller Missio-

⁸ Der bekannte Oberpfarrer D. Graue in Chemnitz kam aus Jena in die sächsische Landeskirche, ungehindert durch die neue Gelöbnißformel und unbehelligt durch die kirchliche Aufsichtsbehörde.

⁹ In Göttingen wirkte der bekannte Riischl, dessen Schüler und Anhänger sich auch in der sächsischen Landeskirche laut genug vernehmen lassen, z. B. durch mehrere Jwidauner Geistliche, welche doch zugleich auch die Leipziger Mission empfehlen und unterstützen.

* Dies ist ein Irrtum. Denn die nähere Bekanntschaft mit Missionar Mohn und Räther war erst die Folge einer vorherigen „Eingemischung“, nämlich eines brieflichen Versuches, zwischen dem Direktor und den Missionaren zu vermitteln.

* „Bei etwaigen Besuchen sind Garantien zu verlangen gegen Agitationsversuche in unseren Gemeinden.“ (Ann. Miss. R.'s.)

** „Wo nötig sind unsere Gemeinden zu warnen, mit der neuen Mission unverworren zu bleiben, da ein Anschluß an dieselbe die Beschuldigung involviert, als sei die Leipziger Mission von der rechten Lehre abgefallen.“ (Ann. Miss. R.'s.)

⁶ Beispiel für die Anwendung dieses Grundsatzes.

⁷ Mit Bedacht und Absicht.

nare sich berufen fühlte, in die damals schwebende Nätzer'sche Angelegenheit sich einzumischen" — so erfordert es die Gerechtigkeit, dieser spöttischen Verunglimpfung des Charakters Missionar Kellerbauers durch Veröffentlichung folgender Sätze aus seinem Briefe an uns vom 3. April entgegenzutreten:

„Im guten Glauben, daß die Leipziger Mission lutherisch sei, und in der aufrichtigen Absicht, dem lutherischen Bekenntnis Treue zu halten, aber noch ziemlich unklar, bin ich 1893 nach Indien gekommen; unter dem Einflusse der Lehrkämpfe, in welche ich hier mitten hineinkam, erkannte ich aber durch Gottes Gnade bald, wie weit die moderne positive Theologie, mit der mein Kopf angefüllt war, von dem kindlichen Katechismusglauben meines Herzens abweicht.

Ich habe nie ein Hehl daraus gemacht, welch gewaltiger Umschwung sich in mir vollzogen hatte, und bin an meinem Teile auch für die gemäßregelten Brüder Nätzer und Mohr eingetreten.

Im Laufe des verfloffenen Jahres bin ich, trotz meiner gegenteiligen Bemühungen, der Leipziger Mission immer mehr entfremdet worden, und schließlich zeigte mir die Stellungnahme derselben gegenüber der neuen missourischen Mission, daß ich auf die Seite der letzteren gehöre. Ich bin Gott von ganzem Herzen dafür dankbar, daß Er mich nicht nur zur Klarheit in der Lehre und zu der Erkenntnis, daß in der Leipziger Mission Bereinigung nicht gewünscht wird, geführt hat, sondern mir nun auch deutlich gezeigt hat, daß ich mit gutem Gewissen kein Amt in dieser Mission übernehmen kann, und das gerade zu einer Zeit, wo ich in meinen sprachlichen Studien eben so weit gekommen war, daß ich eine Station übernehmen konnte und sollte. Ich danke Gott auch von Herzen dafür, daß ich erst jetzt zur Entscheidung gedrängt worden bin, nachdem die Begründung einer missourischen Mission in Indien mir die Möglichkeit eröffnet hat, im indischen Missionsdienste zu verbleiben; denn ich bin fest überzeugt, daß mir Gott gerade diesen Beruf, den ich nicht eigenwillig erwählt habe, bestimmt hat, und nur ein deutlicher Fingerzeig von Ihm könnte mich jetzt bestimmen, denselben wieder aufzugeben, ehe ich recht in ihn eingetreten bin.“

Missionar K. hat eine Bitte um Anstellung an die Missionskommission der Missourisynode eingekandt, und wird von dort weiteres zu erwarten sein. Wir empfehlen ihn inwieweit der Fürbitte unserer Leser.

W.

(Eingekandt in der Karwoche von einem Gemeindeglied.)

„Die Synodalkasse ist leer!“*

Diese Nachricht muß uns, die Mitglieder der sächsischen Freikirche, sehr betrüben und beschämen zugleich. Das dürfen wir doch nicht zugeben, daß unsere Pastoren der dringenden Bedürfnisse für kirchliche Zwecke wegen sich mit Sorgen plagen sollen. Diese Zeit, in der wir alle unseren lieben Heiland in tiefem Bußschmerz von Gethsemane nach Golgatha geleiten, um aufs neue zu durchleben, wieviel es Ihn gekostet, daß ich erlöst bin, geborgen für Zeit und Ewigkeit; diese Zeit fordert uns ganz besonders zur Opferwilligkeit auf. Und sehen wir in die jetzigen Zeitverhältnisse des entsetzlichen Niedergangs alles kirchlichen, alles christlichen Lebens, wie sollten wir nicht dankbar sein, daß uns die Kleinodien unserer teuren, lutherischen Kirche, das lautere Gold der reinen Lehre für unser Glaubensleben so

* Obwohl unser Aufruf in Nr. 8 durch Gottes Gnade einen guten Erfolg gehabt und manche Ertragabe eingebracht hat, so müssen wir doch uns stets gegenwärtig halten, daß die Bedürfnisse fortlaufend sind (wir brauchen jeden Monat ungefähr 700 Mark), daher die Sammlungen für diese Kasse so wie in den letzten Wochen fortfließen möchten. W.

unverfälscht in dem unaussprechlich herrlichen Trost fürs Leben und Sterben dargeboten werden.

Sollte es uns mit Gottes Hilfe nicht gelingen, solchen, die uns die himmlischen Güter bringen, mit den irdischen Bedürfnissen versehen zu können, die notwendig sind, dem Evangelium den Weg zu bereiten? —

Gott der Herr verlangte von Seinem Volke Israel den Zehnten von allem Einkommen für den Tempel, für die Opfer und die Priester. Wir stehen nicht unter dem Gesetz, aber wir sollen alle unsere Kräfte und Gaben als die priesterliche Schar der Gemeinde der Gläubigen — Gott zum Opfer bringen.

Wir halten Ordnung in irdischen Dingen, berechnen unsere Einnahmen, legen so viel zur Miete, so viel zum Haushalt, zur Kleidung, zum Schulgeld u. zurück, wohlan, laßt uns gleich auch den Zehnten für den Gotteskasten auswerfen oder wenn auch zuerst den zwanzigsten Teil, es soll ja nicht aus Zwang gegeben werden, sondern einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. Gott ist aber doch gewiß ein treuer und gütiger Herr, der die Zinsen nicht schuldig bleibt für das, welches wir Ihm im Glauben zum Opfer bringen. Gott verlangte auch von Israel die Erstlingsgaben von allen Erzeugnissen des Ackers, des Feldes, der Viehzucht. Wir Städter können das in anderer Weise auch zu stande bringen. Wenn nur der gute Wille da ist, so kommt die Art und Weise der Ausführung von selbst.

Der selige Pastor L. Harms in Hermannsburg, der verstand es, die Geißel zu schwingen, um die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel der Herzen zu treiben, er suchte den Sorgengeist, den Mammonsdiener, den Geiz, den Weltstolz in den verborgensten Schlupfwinkeln des menschlichen Herzens auf und jagte sie alle unbarmherzig hinaus. Zwar trieb er das Gesetz, aber er ließ es auch nicht an dem Balsam des süßen Evangeliums fehlen und — man konnte von den ärmlichen Dörfern der Lüneburger Heide aus Scharen von Evangelisten in die fernsten Heidenlande senden, so wuchs der Glaube, dem es nie an Liebe fehlt.

Wie haben es die lieben Missourier in Amerika gemacht? Als sie nach unsäglichen Schwierigkeiten, welche mit der Ansiedelung in fernen, unbebauten Ländern verbunden sind, es endlich so weit gebracht hatten, sich Blockhäuser zu erbauen, womit auch ihre lieben selbstlosen Pastoren fürlieb nahmen — da schon, im zweiten Jahre ihrer Niederlassung, als sie selbst noch ungedielte Fußböden in ihren dürftigen Wohnungen hatten, wurde ein Blockhaus erbaut, um Jünglinge aufzunehmen und mit Unterricht zu versorgen zum Dienst der Kirche, um so bald wie möglich das arme hirtelose Volk unter den Schall des teuren Evangeliums stellen zu können.* Möchte doch auch unter uns ein Liebesseifer erweckt werden, damit wir die Anstellung einiger Reiseprediger ermöglichen könnten, um geistlicher Weise Samariterdienste zu leisten an dem glaubensarmen, verschmachtenden Volk, dem wir täglich begegnen und meist stumm, wie dort der Priester und Levit, an ihnen vorübergehen. Da sind die Missourier in Amerika uns ein leuchtendes Vorbild, die wohl tausend solcher barmherziger Samariter ausenden, die hin und her das Lebensbrot austragen, Predigtplätze gründen und Gemeinden sammeln. Solche, die einer geordneten Kirchengemeinschaft angehören, fordert man nicht zum Anschluß auf, es giebt genug Kirchlose aufzusuchen, auch bei uns, besonders in den großen Städten. Möchten sich in jeder Gemeinde, wie es schon in mehreren Gemeinden der Fall ist, einige Glieder bereit finden lassen, kleine bestimmte Beiträge, etwa jeden Monat, für die Synodalkasse einzusammeln, damit zuerst die eigenen notwendigen Anforderungen geleistet

* Siehe P. Hochstetters Geschichte der Missourisynode S. 52. Zu beziehen durch den Schriftenverein (E. Braun) Zwickau i. S.

und dann unter Gottes Segen auch Vorbereitungen für die „Innere Mission der Freikirche“ gemacht werden könnten. Wie sehr sind drüben durch die Ausbreitung der Freikirche die einzelnen Gemeinden auch dazu erstarkt, dem teuren Evangelium Bahn zu brechen, wozu die ganze priesterliche Schar der Gläubigen von Christus selbst den Befehl erhalten hat.

Vermischtes.

Statistisches aus der Missourisynode.

Das statistische Jahrbuch für 1894 weist folgenden Bestand der in 13 Distrikte geteilten, über 40 Staaten und Territorien der nordamerikanischen Union (einschließlich zweier Provinzen von Britisch-Nordamerika) verbreiteten Missourisynode auf: 1276 Pastoren, wozu noch eine Anzahl Professoren und Hilfsprediger kommen, die franken und emeritierten Pastoren nicht gerechnet) 1826 Gemeinden, 638 Predigt- oder Missionsplätze, 627 689 Seelen, 35 718 kommunizierende, d. h. zur Teilnahme an der Kommunion berechnigte Personen, 88 755 stimmberechnigte Mitglieder, 1425 Schulen, an denen 725 Lehrer und 783 Pastoren 85 679 Schulkinder unterrichten. Getauft wurden 37 406, konfirmiert 17 230, kommuniziert haben 643 857 Personen; getraut wurden 7723 Paare, beerdigt 11 568 Personen.

Die Synode treibt folgende Missionen: 1. Die Innere Mission unter kirchlosen Deutschen, an welcher gegen 300 Pastoren und Reiseprediger an über 700 Plätzen arbeiten und wofür nahezu 50 000 Dollars verausgabt wurden.

2. Die Negermission, welche die Missourisynode mit den übrigen zur Synodalkonferenz gehörigen Synoden betreibt: 16 Stationen, 1100 Seelen, 9 Missionare, 4 Lehrer, 1 Lehrerin; 10 Kirchen, 4 Schulhäuser, 1 Pfarrhaus, 1 Gottesacker. „Die Missionsstaube“, welche über diese Arbeit Bericht giebt, ist in 16 800, „The Lutheran Pioneer“ in 5000 Exemplaren verbreitet.

3. Die Judenmission in New York. Missionar D. Landsmann, 55 E. 3d Str., New York, hat 30 Vorträge gehalten, 160 Besuche gemacht, viele Juden belehrt. Getauft wurde ein Familienvater und 5 Kinder.

4. Die Emigrantensmission in New York und Baltimore. Missionar: Pastor S. Kehl, 8 State Str., New York. Agent: Hermann Stürken, 500 N. Gay Str., Baltimore, Md. In New York wurden in den 25 Jahren des Bestehens der Mission 74 000 Personen in Empfang genommen, beraten und weiter befördert, 3464 waren im letzten Jahre Gäste des Pilgerhauses daselbst. In Baltimore wurden 403 Passagiere befördert.*

5. Die Englische Mission (in Verbindung mit der englisch-lutherischen Synode von Missouri u. a. St.) unterstützte 4 Gemeinden und 7 Pastoren.

6. Die Heidenmission: 2 Missionare in Ostindien. Kircheinweihungen fanden 51 statt. Lehranstalten besitzt die Synode 7, während 3 von einzelnen Distrikten bzw. Privaten unterhalten werden. An Wohltätigkeitsanstalten bestehen 17.

Das Concordia Publishing House (die Verlagsanstalt der Synode) in St. Louis, welches kürzlich sein 25 jähriges Bestehen als Synodalanstalt gefeiert hat, hat im letzten Jahre u. a. über 40 000 Gesangbücher, über 25 000 Katechismen, 1056 Lutherbände, 4388 Walthers Schriften, über 80 000 Predigten und Traktate und nahezu 40 000 Synodalberichte hergestellt. Der „Luthe-

* In Deutschland erhält die Missourisynode 2 Gehilfen: Herrn W. Schmidt in Bremen, Luth. Pilgerhaus, Kofstr. 26/27 und Herrn W. Vopel in Hamburg, Pühnerposten 11 part.

raner“ wird in 27 200, das „Kinderblatt“ in 27 600, „Lehre und Wehre“ in 2550 Exemplaren gedruckt. Es erscheinen innerhalb der Synode 15 kirchliche Blätter.

An Gaben für kirchliche Zwecke außerhalb der ihren Haushalt selbst bestreitenden Ortsgemeinden sind eingegangen 217 160,88 Dollars, also circa 900 000 Mark, darunter Missionsfestkollekten 30 337,10 Dollars oder circa 127 000 Mark.

Gott wolle den Eifer unserer Glaubensbrüder für die reine Lehre und das Heil der Seelen erhalten, mehrten und auch ferner mit Segen krönen. W.

In Gottes Arme.

Eine Gesellschaft von Damen und Herren fuhr in einer Postkutsche über das Gebirge, als die Pferde, wie es schien, sich nicht mehr lenken lassen wollten. Der Kutcher rief ihnen zu, anfangs freundlich, dann fing er an zu fluchen. Die Reisenden waren in größter Bestürzung. Etliche schrien, andere versuchten aus dem Wagen zu springen; alle waren bleich vor Schrecken, bis auf ein kleines Mädchen, das bei dem allgemeinen Aufruhr ruhig an ihrer Mutter Seite saß.

„Weine doch nicht, Mutter, weine nicht“, sagte sie und streichelte der Mutter Wangen, „wenn der Wagen umfällt, so fallen wir in Gottes Arme.“

Was hätte nicht ein jeder von uns darum gegeben, wenn er wie das liebe Kind hätte vertrauen können.

Die Pferde ließen sich allmählich beruhigen, und wir kamen sicher in unseren Gasthof zurück. Wer weiß, ob nicht das Vertrauen dieses Kindes die Gesellschaft rettete. („Austral. Kirchenb.“)

„Wo keine Bibel ist im Haus, da sieht es öd' und traurig aus.“

Ein Mann vom Lande brachte einst seinen Sohn zu einem Schuhmacher in die Lehre. Während der Junge in einem Nebenzimmer, wohin ihn sein neuer Lehrherr geleitet, damit beschäftigt war, seine Sachen aus dem Kasten zu packen, den der Vater wieder mitnehmen wollte, hörte dieser, wie der Schuhmacher zu dem Knaben sagte: „Da hast du wohl eine Bibel? So etwas gebrauchen wir hier nicht, die leg nur wieder in den Kasten und lasse sie deinen Vater wieder mitnehmen!“ Sobald der Vater dies gehört, öffnete er die Thür und sagte: „Ja, die nehme ich wieder mit, aber den Jungen auch; Hans, pack deine Kleider wieder ein!“ Sprach's, und ging mit dem Jungen davon. („Luth. Anzeiger.“)

Nachrichten und Bemerkungen.

Der oberkirchenrätliche Erlaß, die Bonner Professoren betreffend, hat, weil selbst aller und jeder Entschiedenheit ermangelnd, auch weder entschiedene Freunde noch entschiedene Feinde gefunden und scheint somit den Zweck eines „weisen“ Kirchenregimentes erreicht zu haben. Der „Reichsbote“ nennt es „erfreulich“, daß der Oberkirchenrat „nicht auf Seiten der negativen Theologen steht“ u. s. w., bedauert aber, daß sein „Zeugnis“ (?) nicht „kraftvoller“ ausgefallen sei. Die „Vossische Zeitung“ schreibt: „Wir hätten diesen Bescheid etwas entschiedener gewünscht. So wie er jetzt dasteht, macht es den Eindruck, als wollte es der Oberkirchenrat mit keiner Seite verderben.“ Die „Allg. ev.-Luth. R.-Z.“ aber urteilt: „Der gute Wille des Oberkirchenrates ist wohl nicht zu verkennen, aber deutlich ist die Poßanne nicht.“ (Als ob diejenige der „Allgemeinen“ es wäre!) Alle diese Zeitungen aber, „gläubige“ wie ungläubige, scheinen nicht zu wissen oder nicht zu bedenken, daß von einer Staatskirchenbehörde der Gegenwart eine entschiedene Stellung für oder wider Christum überhaupt nicht zu erwarten ist. Kann sie doch der Natur der Sache nach gar nicht anders als laobisch sein (Offenb. Joh. 3, 15. 16). Nur die römisch-katholische „Kölnische Volkszeitung“ hat ein offenes und deutliches Wort geredet und, wie selbst die „A. G.-L. R.-Z.“ zugestehen nicht umhin kann,

„so unrecht nicht“, wenn sie sagt, der Bescheid sei „nicht gehauen und nicht gestochen“.

Sup. Widmann (Elze in Hannover) erklärt in der „A. E.-L. R.-Z.“ eine „Erklärung“ zwecks Ehrenrettung seines Schwiegervaters, des Seniors D. Kreuzler in Hamburg, weil man wegen seiner Stellung zu den ungläubigen Pastoren Hamburgs behauptet habe, er habe „in seinen letzten Jahren die lebenslang unter schwersten Kämpfen bewiesene Treue gegen das Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche nicht mehr so kraftvoll festgehalten wie früher.“ Trotzdem schreibt aber Sup. Widmann in derselben „Erklärung“ u. a., „mit vollem Rechte“ habe Kreuzlers Amtsnachfolger D. Behrmann im „Hamb. Korrespondenten“ daran erinnert, „wie Kreuzler bei der feierlichen Uebnahme des Seniorats erklärt habe, zwar könne er von seinem Glauben und Bekenntnis nicht abtreten, was auch niemand von ihm fordern werde, aber seine Liebe biete er allen Amtsbrüdern an“ u. s. w. In der That: Wenn das nicht Synkretismus (Religionsmengerei) ist, so giebt es keinen. Denn Christus soll ein guter Mann sein, „aber“ Belial nicht minder. Man weiß wohl, daß die Gegner gar nicht fordern, daß die Christen von ihrem Glauben und Bekenntnis „abtreten“ sollen, sondern vorderhand zufrieden sind, wenn man ihnen die Liebes- und Bruderhand bietet. Wissen denn aber wirklich die heutigen „Lutheraner“ nicht mehr, daß eben damit die Wahrheit verkleugnet ist? Haben sie so ganz vergessen, wie ein Luther, Paul Gerhard und andere Bekenner in solchen Fällen gehandelt haben? Es thut uns aufrichtig leid, wenn um gewisse Personen, wie Kreuzler, nach ihrem Tode gekritten wird, und erklären darum ausdrücklich, daß wir dies nicht als gegen die Person Kreuzlers geschrieben haben wollen, sondern gegen den bösen Geist des Unionismus, der sich gerade jetzt auch unter den „entschieden“ sein wollenden „Lutheranern“ so breit macht und dabei hinter gewissen Persönlichkeiten, zu denen manche hinausschauen zu sollen meinen, Deckung sucht.

Das württembergische Konsistorium hat jüngst einen Erlaß veröffentlicht dahingehend, daß die Pastoren sich aller willkürlichen Aenderungen der vorgeschriebenen Agenda enthalten sollen, dabei jedoch nicht unterlassen zu bemerken, daß das Kirchenbuch es ermögliche, „verschiedenen theologischen Anschauungen, so weit es geht, Rechnung zu tragen“. Also immer wieder dieselbe Sache: Verschiedene „Theologien“ kann die „lutherische“ Staatskirche ertragen, aber nur keine Abweichung von der „Ordnung“, während es in der Augsburgerischen Konfession heißt: „Denn dieses ist genug zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirchen, daß da einträchtiglich nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt und die Sacramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden. Und ist nicht nur zur wahren Einigkeit der christlichen Kirchen, daß allenthalben gleichförmige Ceremonien, von den Menschen eingelegt, gehalten werden.“

Pastor von Bodelschwingh in Bielefeld hat, angeregt durch eine Unterredung mit dem Kultusminister, der bei der Unmöglichkeit einer Reformation der theologischen Fakultäten angeblich das Wort fallen ließ: „So schaffen Sie sich doch Seminarien an, wie die katholische Kirche sie hat“, den Plan einer Gründung freier Fakultäten aufgegriffen, dabei jedoch nicht unterlassen, wiederholt und in den verschiedensten Wendungen zu versichern, „daß es sich nicht um eine der Landeskirche feindliche und sich von ihr trennende, sondern vielmehr ihr sehr freundliche und ihre tiefsten Wunden zu heilen sich bestrebende Sache handelt.“ Uns scheint dieses Experiment, ehe es noch versucht wird, mißglückt zu sein. Denn im günstigsten Falle würde es sich ja doch nur um eine unierte Fakultät im modern-„gläubigen“ Sinne handeln. Und überdies würde auch eine solche niemals die Berechtigung erlangen, an die Stelle der Staats-Fakultäten zu treten, so daß also die Studenten, welche auf Beförderung in eine Staatspfarre rechnen, nach wie vor gezwungen würden, drei Jahre auf einer solchen zu studieren, um sich zu überzeugen, daß doch schließlich die „Ganzen“ (ganz Ungläubigen) vernünftiger Leute seien als die „Halben“. Nichtsdestoweniger scheinen auch angebliche „Lutheraner“ hiervon nichts einzusehen. So schreibt z. B. ein Paulsen-Kropp: „Diese Erklärung wird allgemeine Freude erregen. Sie zeigt einen Weg, wie wir aus der greulichen Verwirrung in kirchlichen Dingen kommen können. . . Wir wünschen daher Pastor von Bodelschwingh von ganzem Herzen Glück zu seinem bahnbrechenden Plan“ u. s. w. — Wie verrieth dieses Triumphgeschrei war, ist daraus zu ersehen, daß, ehe noch dasselbe verhallt ist, bereits ein Schreiben des Oberkirchenrats-Präsidenten Barthhausen an Pastor von Bodelschwingh bekannt gegeben wird, in welchem es heißt, die Angaben des letzteren über eine angebliche Stellungnahme des Kultusministers zu seinem Plane beruhen, wie er „zu konstatieren ermächtigt“ sei, „auf Mißverständnis“. Auch möchte er seinerseits keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß er seinem Plan nicht allein nicht zustimme, sondern denselben „im Interesse der evangelischen Landeskirche für hochbedenklich und verhängnisvoll ansehe und verpflichtet sein werde, denselben mit allen (mir) zu Gebote stehenden Mitteln entgegenzutreten.“ Die Behauptung v. Bodelschwinghs, daß die landeskirchlichen Seminare für Kandidaten der Theologie ihren Zweck nicht erfüllen, weil sie zu sehr

rein wissenschaftlich seien und der Ritschlianismus auf ihnen allen in mehr oder weniger unbeschränkter Macht herrsche, müsse er „bestimmt zurückweisen“. Somit scheint denn dieser neueste Plan das Schicksal der Kleist-Hammerstein'schen Vorschläge teilen zu sollen, die ebenfalls eine gewisse „Freiheit“ der Kirche mit großem Lärm ins Werk setzen und doch dabei das Staatskirchentum grundsätzlich festhalten wollten. Es geht eben, wie geschrieben steht: „Die Kinder sind an die Geburt gekommen und ist keine Kraft da zu gebären“ (2 Kön. 19, 3).

In Berlin hat man kürzlich die Grundsteinlegung eines Luther-Denkmals gefeiert, bei welcher der bekannte protestantenvereinigende Kammergerichtsrat Schröder als Vorsitzender des Denkmalkomitees und des geschäftsführenden Ausschusses das große Wort geführt hat. Dabei ist auch mit der Urkunde der Aufruf zur Errichtung des Denkmals eingemauert worden, in dem u. a. von Luther gesagt wird: „Er ist der größte Vertreter des deutschen Protestantismus, in dessen Prinzipien neben der religiösen Tiefe die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung auf allen Gebieten, die neue Entwicklung des Schulwesens, die Gleichheit aller vor dem Gesetz, die Entfesselung aller wirtschaftlichen Kräfte, die Ausbildung der politischen und bürgerlichen Selbstverwaltung gegründet sind. Alle Stände und Konfessionen zehren von seinem Werke. Er steht vor uns als ein hehres Vorbild weltüberwindenden Glaubens und als einer der schöpferischen Geister, wie sie nur von Zeit zu Zeit in der Weltgeschichte ersehen, deren Größe weder von ihren Fehlern, noch von den Schmähungen der Gegner je verdunkelt werden kann.“ — So wahr es ist, daß Luther natürlicherweise durch die Größe seiner Gaben und seiner Wirksamkeit auch den Achtung abtöbt, welche ihn nicht verstehen, so gewiß ist es, daß ein solches Denkmal, von solchen Leuten errichtet, eigentlich für ihn und sein Werk nichts anderes als eine „Schmähung“ ist. Doch haben sie recht, wenn sie sagen, daß er durch dieselben „nicht verdunkelt werden kann“.

Die Herrnhutische Brüdergemeinde und die Inspiration der Schrift. Ein „Erfener Brief der Direktion der evangelischen Brüderkirche in Sachen der Kitzler'schen Schrift über Bibelkritik“ wird von der „A. E.-L. R.-Z.“ besprochen. Nach demselben ist auch den Herrnhutern, die bekanntlich auf fromme Gefühle mehr als auf Gottes Wort geben, die Verbalinspiration „nur eine Ansicht, die sich im Laufe der Zeit in der christlichen Kirche gebildet“ habe (wie sie dies bekanntlich von allen Dogmen glauben, gerade so wie die heutigen landeskirchlichen „Lutheraner“), und so kann sie denn „im Festhalten oder Aufgeben derselben ein Kennzeichen des Glaubens oder Unglaubens nicht finden. Sie duldet deshalb auch unter den Lehrern und Schülern ihres theologischen Seminars in Gnadenfeld sehr verschiedene Auffassungen des Inspirationsbegriffs“. . . . „Jedenfalls lehnt es die Brüdergemeinde, obwohl auch sie mit den Ausschreitungen der modernen Theologie (da ist natürlich nur die Ritschli'sche gemeint. H—r.) den Kampf aufnehmen will und muß, ab, in dem Kitzler'schen Streit Partei zu nehmen (ganz wie die Kirchenregimente in Mecklenburg, Breslau, Leipziger Wistion u. s. w. H—r.), da es sich hier nur um verschiedene Lehrmeinungen handelt und ihr Prinzip es ist, sich nicht in Lehr- und Bekenntnisstreitigkeiten zu mischen, sondern vielmehr die Union, d. h. die Geistes-einheit des Glaubens, bei allen Lehrverschiedenheiten zu verkündigen und zu üben. „Der Herr hat die Brüdergemeinde eben dazu gesetzt, daß sie ein Ort sei, wo über allen die Christen und Gläubigen wieder und wieder entzweien den Lehrstreitigkeiten hochgehalten werde die Einigkeit des Glaubens (! H—r.), das Friedensband der Liebe, die Eine selige Hoffnung des Himmelreichs.“ Die „A. E.-L. R.-Z.“ scheint ganz glücklich über derartige Auslassungen und meint, daß es „den viel geschmähten Landeskirchen zu einer gewissen Beruhigung“ dienen könne, zu sehen, daß nicht nur die „traurigen Staats- oder Landeskirchen“ der modernen Theologie keinen Widerstand zu leisten vermögen, sondern „auch eine dem Weltleben so fernstehende und für den wissenschaftlichen Betrieb der Theologie so wenig interessierte Gemeinschaft wie die Brüderkirche kann sich dem Einfluß jener Theologie nicht entziehen.“ „Zwar“, meint dieselbe Kirchenzeitung weiter, „daß sie ihre Lehrer nicht auf die ‚Verbalinspiration‘ verpflichtet, entspricht nicht nur ihren Grundsätzen im allgemeinen, sondern auch der speziellen Thatsache, daß die heilige Schrift selbst uns keinen näheren Aufschluß über die Art und Weise (! H—r.) ihrer Inspiration giebt und daß deshalb die theologische Formulierung (! H—r.) derselben nicht Sache des Bekenntnisses sein kann.“ Wenn aber trotzdem die Kirchenzeitung in der Erklärung der Brüderdirektion „ein etwas volleres und kräftigeres Bekenntnis zu der Irrtumlosigkeit der heiligen Schrift in allen Heilsfragen (! H—r.) vermissen“ zu sollen meint, „wie es der gegenwärtigen Bekämpfung und Einschränkung derselben gegenüber wohl am Plage wäre“, so haben wir dazu weiter nichts zu sagen, als: „Euer Ruhm ist nicht fein.“ H—r.

Kürst Bismarck, der in diesen Tagen in schier unglaublicher Weise von Poeten und Poetastern gefeiert wurde, und mit allen möglichen Geschenken bedacht wurde, sagte am Schlusse seiner Rede an die Professoren, die Vertreter der Gottesglosigkeit unter ihnen möchten dafür

forgen, daß der Himmel auch ferner günstig sei. (!) Derartige Plattheiten, um nicht mehr zu sagen, nimmt man aber bei dem „größten Manne des Jahrhunderts“, ja, dem „größten, den Deutschland je gehabt“, bereitwillig in den Kauf. Wir finden wenigstens in keinem jener Blätter und Blättlein, die bei ihrer Bismarckschwärmerei „gut evangelisch“ sein wollen, auch nur das leiseste Befremden über jene Redensart ausgesprochen. Tausende hatten in der heiligen Passionszeit sich zu dem lärmenden Bismarcksultus in Friedrichsruh eingefunden. In den Reden Bismarcks aber klingt nichts wieder von dem demüthigen Bekenntnis eines Christen. Wir hatten dies auch nicht erwartet. Aber dann sollte man doch aufhören, diesen Mann, der sich thatsächlich von allen christlichkirchlichen Bestrebungen fernhält und am kirchlichen Leben keinen Anteil nimmt,* als „positiven Christen“ zu feiern, wie dies unlängst noch ein Pastor Koch in Berlin in einem besonderen Artikel des „Volks“ that.

(„R. L. R.“ 3.)

Wie ein römischer Pfarrer über Bismarck urtheilt. An den Pfarrer Hansjakob zu Freiburg i. B., einen Führer des badiſchen Centrums, hatte sich ein dort studierender Mediziner mit der Frage gewandt, ob ein guter „Katholik“ sich an der Huldigungsfahrt der Studenten nach Friedrichsruh beteiligen könne. Die Antwort, welche der bekannnte Ablehnung des Reichstags-Centrums entgegen, in bejahendem Sinne ausgefallen ist, enthält außer ihrer mehr politischen Seite (die wir weglassen) auch einige, den sogenannten Kulturkampf betreffende, kirchlich interessante Gesichtspunkte, welche wir ihrer Werthwürdigkeit wegen unseren Lesern mittheilen. S. ist für Ehrung Bismarcks „... 2. weil Bismarck den von mir und jedem Katholiken verurtheilten Kulturkampf nicht bloß angefangen, sondern auch beendet hat. Er ging, als er sich besiegt sah, nach Canossa: „Ueber einen Sünder, der Buße thut, soll aber im Himmel mehr Freude sein als über 99 Gerechte u.“ Wenn also der Himmel sich freut, dürfen wir es auch. . . 4. Bismarck stürzte über einer Verhandlung mit Windthorst, welche, wie ich sicher weiß, die volle Ausöhnung mit der katholischen Kirche bezweckte. Das Centrum hat vom christlichen und politischen Standpunkte aus einen großen Fehler gemacht, daß es sich nicht — unter Protest gegen den Kulturkampf — an einer patriotischen Feier beteiligt hat. Der Papst hat nach dem Kulturkampf den Bismarck geehrt, also durfte es auch das Centrum und jeder Katholik.“

H—r.

Der berüchtigte ehemalige Kanzler von Kamerun, Leist, der die armen Negerfrauen auspeitschen ließ und als erster Beamter des deutschen Reiches in Kamerun sich die größten Unsitlichkeiten unter Mißbrauch seiner Amtsgewalt hatte zu Schulden kommen lassen, war bekanntlich im Oktober v. J. vom Disziplinarhof zu Potsdam nur mit einer geringfügigen Strafe belegt worden. Am 6. April stand in der Berufungsinstanz Termin an vor dem Disziplinarhof in Leipzig. Leist wurde zur Dienstentlassung verurtheilt unter Belassung der Hälfte der gesetzlichen Pension auf drei Jahre. Ferner wurden ihm die Kosten des Verfahrens auferlegt. Es ist erfreulich, daß ein Mann wie Leist nun doch wenigstens für die Zukunft von der Beamtenstellung ausgeschlossen ist. Es ist freilich auffallend, daß die bezüglichen Paragraphen des Strafgesetzbuches nicht zur Anwendung gekommen sind. Leist ist der Sohn eines unierten Predigers aus der Provinz Sachsen. Es ist traurig, daß dieser Mann, der dem christlichen Namen solche Schande gemacht hat und darüber anscheinend auch jetzt noch keine Reue empfindet, aus einem protestantischen Pfarrhause hervorgegangen ist!

Man schätzt die Zahl der Selbstmörder gegenwärtig auf jährlich 180 000. Die Zahl der Selbstmörder nimmt fortwährend zu, ihr Wachstum hält gleichen Schritt mit der Ausbreitung der Kultur. Die meisten Selbstmorde geschehen im Monat Juni, die wenigsten im Dezember. „Ein neuer Beweis“, sagt das Témoignage, „daß unsere Missionare etwas Besseres zu thun haben, als den Heiden lediglich die Kultur zu bringen.“

(„R. L. R.“ 3.)

Die Tyrannei in Rußland nimmt überhand. Denn nun ist sogar die Erlaubnis zum Drucke des lutherischen Katechismus, selbst in russischer Sprache, wie derselbe seit mehr als 20 Jahren unbeantwundet benutzt worden ist, entzogen worden.

H—r.

* Unseres Wissens geht Bismarck in keine Kirche, es kümmert sich auch kein Pastor um ihn.

D. R.

Quittungen.

Für die Synodalkasse: Beitrag des Herrn P. Hempfing in Allendorf M 10; desgl. des Herrn P. Reibner in Frankenberg M 10; von Herrn Fr. Gust. Gläser in Chemnitz M 6.50; von Herrn Dr. H. E. in Neapel durch Herrn P. Willkomm in Planitz M 200; Ostertollekte der Gemeinde Chemnitz durch Herrn P. Kern das. M 119.30; von der

Gemeinde Gr.-Küdde durch Herrn P. Hensel dort M 40; von Herrn Hermann Hofmann in Brinnlos durch Herrn Herrmann in Zwickau M 1.22.

Für Regemission: Aus dem Stephanstift vor Hannover M 8, aus dem Gotteskasten in Hannover M 3 und von N. N. M 1 durch Herrn P. Walter.

Für ostindische Mission: Von Herrn W. Wachler in Möhrsdorf durch Herrn J. Wachler in Chemnitz M 20.

Für Ausschmückung des Kirchsaals in Kolberg: Kollekte am Palmsonntage der Gemeinde Chemnitz durch Herrn P. Kern M 66.64.

C h e m n i z.

Eduard Reibner, Kassierer.

Für die Kolportage des Schriftenvereins gingen ein: Beiträge aus Dresden M 37.55, aus Frankenberg M 8.50, aus Niederplanitz M 66.90. Geschenke: Von Herrn P. Schneider in Klogische b. Dresden M 1.50; von Frau Gasmeister Freitag in Rodewisch M 1; von Herrn P. G. Voskamp in Pittsburg M 1; Erlös für verkaufte Bücher von Herrn P. Willkomm M 7.70; von F. in A. M 0.50; von F. G. in M. M 0.30.

G. Braun.

Synodal-Anzeige.

Unsere Synode wird sich, gemäß den Beschlüssen, in diesem Jahre D. v. in Hannover versammeln und daselbst (Große Barlinge 47, in der Bethlehems-kapelle) vom 17. bis zum 23. Juli tagen. Die Lehrverhandlungen werden über die weltliche Obrigkeit (auf Grund von Thesen, die Herr Pastor Hübener aufgestellt hat) gepflogen werden. Wer sonst noch etwas vorzulegen wünscht, wolle das dem Unterzeichneten bis spätestens zum 19. Juni mittheilen. Am Freitag (den 19. Juli) und Dienstag (den 23. Juli) finden nachmittags Pastorkonferenzen statt.

Niederplanitz, 25. April 1895. O. Willkomm, P.,
b. J. Bräses.

Buch-Anzeige.

Statistisches Jahrbuch der deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. für das Jahr 1894. St. Louis, Mo. Concordia Publishing House. 1895. 105 Seiten. 80. Für M 1.50 zu beziehen durch den Schriftenverein (G. Braun, Zwickau, Mittelstraße 24).

Die Missourisynode giebt seit 10 Jahren regelmäßig ein statistisches Jahrbuch heraus, nicht um mit ihren Zahlen zu prunken, sondern um Gott zu ehren und die Glieder der Synode durch Vorhaltung der Zahlen zu neuem Eifer zu reizen. Sie bleibt damit in den Bahnen der Schrift, wie die Stellen Apostelgesch. 1, 15; 2, 41; 4, 4, welche auf dem Titelblatte stehen, beweisen. Da durch das Eintreten der Missourisynode für die gemäßigten Leipziger Missionare die Aufmerksamkeit vieler auch in Deutschland auf diese Synode gerichtet ist, so wird vielleicht mancher das Bedürfnis haben, von der Arbeit, dem Umfange und den Erfolgen dieser Synode etwas Genaueres zu erfahren. Solchen sei dieses Jahrbuch empfohlen. Es enthält in 10 Abschnitten eine statistische Uebersicht über die ganze Arbeit der Synode einschließlich der Publikationen, Zeitschriften und Geldsammlungen. Wir teilen an anderer Stelle dieses Blattes etliche Hauptdaten mit.

W.

Aufforderung zum Abonnement

auf die Synodalberichte der Missourisynode.

Das oben erwähnte statistische Handbuch erscheint als erster der im Jahre 1895 zu erwartenden 14 Synodalberichte. Die folgenden 13 werden die Lehrverhandlungen der 13 Distrikte enthalten. Wer jetzt bei dem Agenten des Schriftenvereins (G. Braun, Zwickau, Mittelstr. 24) auf die Berichte dieses Jahres abonniert, bekommt alle 14 Berichte für 9 Mark, also wesentlich billiger als im Einzelbezug. Einzelne Berichte müssen erst nach der Bestellung von St. Louis bezogen werden und kommen dadurch teurer zu stehen, auch verspätet in die Hände der Besteller. Wir fordern deshalb dringend zum Abonnement auf sämtliche Berichte auf, welche einen reichen Schatz von erbaulichen Lehrschriften bilden. — Zugleich sei daran erinnert, daß der Schriftenverein alle Publikationen des Concordia Publishing House prompt besorgt.

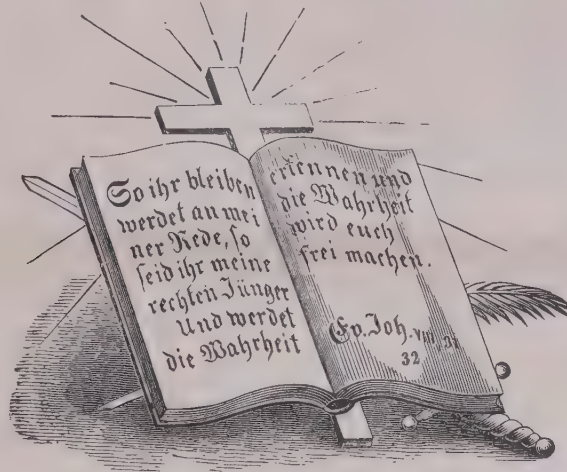
Druck und verantwortliche Redaktion: Johannes Herrmann in Zwickau, Hermannstraße Nr. 5. — Verlag des Schriftenvereins der separiert evangelisch-lutherischen Gemeinden in Sachsen, Zwickau, Mittelstraße 24.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

zur
Belehrung und Erbauung
für
evangelisch-lutherische
Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-Luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die L. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 20. Nr. 11.

Zwickau in Sachsen.

19. Mai 1895.

Leichenreden

für den ehrw. Pfarrer

Friedrich August Brunn,

gestorben am 27. März, begraben am 31. März 1895 zu Steeden.*

1. Rede in der Kirche,
gehalten von Pastor D. Willkomm.

Text: Joh. 8, 51:

„Wahrlich, ich sage euch, so jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich.“

In Jesu Christo, unserem Heilande, herzlich geliebte Trauerverammlung!

Nach langer Wallfahrt ist ein müder Pilger zu der Ruhe gekommen, die vorhanden ist dem Volke Gottes. Unser lieber Vater gehörte zum Volke Gottes, ja er war ein Führer im Volke Gottes, der vielen den Weg gezeigt hat und vorgegangen ist, der zum himmlischen Kanaan führt. Das bedeutet, zumal in unserer Zeit, Kampf. Denn derer sind viele, die es hindern wollen, daß wir nicht zum himmlischen Kanaan kommen. Er war ein Kämpfer und hat im Kampfe viel erduldet. So ist ihm ja die Ruhe zu gönnen.

Aber wir stehen traurig und tiefgebeugt an seinem Sarge. Haben wir doch den Vater und Führer, den Berater und Freund verloren, der seiner langjährigen Erfahrung wegen allen weit voran stand, auch denen, die ihm im Alter nahe stehen. Deshalb trauert um ihn unsere ganze Synode, als deren Vertreter ich hier zu euch rede. Und diese Gemeinde zumal weint heute am Sarge ihres Begründers, der einst mit

jugendlichem Feuer sie führte aus der Verwirrung zur Klarheit, aus dem Irrtum zur Wahrheit. Wohl sind nur wenige greise Häupter noch da, welche den ersten Kampf unter seiner Führung mitgekämpft haben. Aber auch die zwei Generationen nach ihm haben seine Führung genossen. Und hat er auch den Hirtenstab dieser Gemeinde schon lange in jüngere, stärkere Hände gelegt, so schauten doch alle mit Ehrfurcht auf zu dem Patriarchen, der in ihrer Mitte lebte, und trauern nun darum, daß sie ihn nicht mehr sehen sollen.

Am tiefsten aber gebeugt ist die Lebensgefährtin, die so lange, länger als fünfzig Jahre, an seiner Seite gelebt und Leid und Freud mit ihm getragen, die nun auch in der langen Krankheitszeit ihn mit treuer Sorge und Pflege umgeben hat. Und mit ihr trauern die Kinder, Schwiegerkinder und Enkel, sowie die sonstigen Verwandten und Freunde. Wie werden insonderheit die Söhne und Enkel jenseits des Meeres betrübt sein, wenn sie nun hören werden, daß das Haupt ihrer Familie dahin ist. Sie alle haben viel an ihm verloren, denn er war auch im Familienkreise der Führer, der ihnen allen den Weg zum Leben zeigte.

Und dennoch — so herzlich wir alle betrübt sind, weil unser Vater, Lehrer und Führer von uns genommen ist, so bringt uns dieser Todesfall, der uns alle in Trauer vereint, nicht in Verwirrung. Denn unser teurer Vater in Christo war uns ein Führer nicht nach seinen eigenen Gedanken und Plänen, noch auch bloß durch die besonderen Gaben, die ihm Gott in so reichem Maße verliehen hatte, sondern er war uns ein Führer zum Worte und durchs Wort, wie denn das Einigungsmittel und Band unserer Synode allein das Wort ist und es unseres Vaters größte Freude war, in unserer Synode wieder Brüder und Genossen zu finden, die mit ihm auf dem Wort und allein auf dem Worte stehen wollten. Und dies Wort, das wir gerade durch seinen Dienst vielfach recht verstehen gelernt haben, ist uns ja — Gott Lob — geblieben.

* Auf dringendes und anhaltendes Verlangen der Anverwandten und des Kirchenvorstandes der Steedener Gemeinde werden die bei der Beerdigung Pf. Brunns gehaltenen Reden hiermit veröffentlicht.

Das wird uns trösten und endlich zur ewigen Freude leiten, wie es ihm das Licht gewesen ist, das ihm schien mitten in dem Dunkel der langen Leidensnacht, die ihm zuletzt beschieden war. Als er vor zwei Jahren sein Amtsjubiläum feierte, schrieb er unter sein damals hergestelltes Bildnis das Wort, das ihr vorhin vernommen, das Wort des Herrn:

„So jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich.“

Nun ist dieses Wort an ihm erfüllt. Und wir wollen zu unserem Trost an seinem Sterben die Meinung, die Wahrheit und die Wichtigkeit dieses Wortes zu erkennen suchen.

Das Wort des Herrn: „So jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich“ ist kein Wort des Gesetzes. Zwar hätte es auch als solches einen guten Sinn. Denn es ist ja wahr, daß, wer Gottes Wort hält, d. h. Gottes Gesetz vollkommen erfüllt, leben wird. Spricht doch der Herr zu dem Schriftgelehrten, der die Summa des Gesetzes in den Geboten von der Gottes- und Nächstenliebe erkannt hatte: „Thue das, so wirst du leben“. Aber dann böte uns freilich dies Wort keinen Trost. Denn wer kann sagen, er habe es gethan, habe das Gesetz erfüllt? Wer will einen Reinen finden bei denen, da keiner rein ist? Wäre dies Wort so zu verstehen, dann wäre es am wenigsten ein passender Leichentext für unseren Entschlafenen. Nicht etwa sage ich das, als ob er besonderer Sünden sich schuldig gemacht oder gar etwa seinen Weg, den er in kirchlicher Hinsicht gegangen, vor seinem Ende bereut oder widerrufen hätte. Nein, er hat einen christlichen, unanstoßigen Wandel geführt und ist sich auch seines kirchlichen Weges, obwohl das ein einsamer und von vielen verachteter war, bis ans Ende gewiß geblieben. Sondern deshalb sage ich dies, daß ein Gesetzeswort kein passender Leichentext für ihn gewesen wäre, weil unser teurer Vater Brunn eine besonders lebendige Sündenerkenntnis hatte und alles Vertrauen auf eigene Werke, Tugend und Gerechtigkeit stets weit von sich weggewiesen hat. Ich erinnere mich noch lebhaft der Synodalverhandlungen vor vier Jahren, wo er gerade hier in dieser Kirche bei Besprechung der Rechtsfertigung und Heiligung mit großem Ernste es aussprach und immer wiederholte, daß wir vor Gottes Gericht in keiner Weise auf unsere Werke trauen dürften, sondern da immer als elende Sünder auf Gottes Gnade in Christo angewiesen wären. Und so hat er es auch während seiner Krankheit oft ausgesprochen, daß er nichts sei als ein armer elender Sünder, und ausdrücklich befohlen, es der Gemeinde nach seinem Tode zu bezeugen, daß er als ein großer Sünder sterbe, der allein durch das im Glauben ergriffene teure Verdienst Jesu Christi, durch das für alle Sünder vergossene Gottesblut gereinigt und also selig werde. Des zum Zeugnis hat er auch angeordnet, daß er in einem so schlichten Sarge, wie ihr hier sehet, beerdigt werden solle, in einem Sarge, „wie er für einen armen Sünder passend ist“.

So ist denn nun auch in der That dieses die eigentliche Meinung unseres Textes: Wer Jesu Wort hält, d. h. wer im Glauben sich allein hält an das vollkommene Verdienst Jesu Christi, welches uns im Evangelio dargeboten wird, der soll den Tod nicht sehen ewiglich. Mit anderen Worten: Wer glaubt, wird selig. „Aus Gnaden seid ihr selig geworden durch den Glauben; und dasselbige nicht aus euch, Gottes Gabe ist es, nicht aus den Werken, auf daß sich nicht jemand rühme.“ Oder, um ein Wort anzuführen, das unserem Entschlafenen zu besonderem Troste gereicht hat: „Dem aber, der

nicht mit Werken umgethet, glaubet aber an Den, der die Gottlosen gerecht macht, dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit.“ „Gott macht die Gottlosen gerecht, so macht Er gewißlich auch mich gerecht, der ich ein Gottloser bin“ — das war sein Trost und seine freudige Hoffnung. So hielt er im Glauben Jesu Wort.

Und wer es also hält, der soll den Tod nicht sehen ewiglich. Das heißt ja nun nicht, daß ein solcher überhaupt nicht sterben soll. Es bleibt dabei: Alle Menschen müssen sterben. Die Verheißung dieses Wortes bezieht sich auf die Freiheit vom ewigen Tode. Die Gläubigen sollen nicht sterben und verderben in Ewigkeit. Der leibliche Tod aber verliert für die Gläubigen seine Schrecken, wird ihnen der Eingang ins ewige Leben. Darum sagte ja der Herr von Lazarus: „Unser Freund schläft.“ Und zu Martha: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stirbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben.“ Der Glaube an Christus ist das geistliche Leben der Seele. Wer durch die Kraft des heiligen Evangeliums, des Wortes Jesu, zu diesem Leben aufgeweckt ist, an dem hat der andere Tod oder die Verdammnis keine Gewalt mehr, und der zeitliche Tod dient ihm zum Eingang ins ewige Leben.

Das ist die Meinung dieses Wortes, wie ihr denn diese selige Wahrheit oft aus eures nun selig entschlafenen Pfarrers Munde gehört haben werdet.

Und daß dieses Wort Wahrheit ist, das erfahren wir heute ganz besonders. Gottes Wort ist Wahrheit. Das wissen wir durch den Glauben. Es wird nicht erst Wahrheit, wenn wir's erfahren. Es ist die ewige Wahrheit. Auf dem Worte, auf dem geschriebenen Worte Gottes ruhte das Zeugnis unseres Vater Brunn, aus ihm war es geschöpft. Und das war sein Kampf gerade noch in den letzten Jahren, diesen festen Grund alles Christenglaubens zu verteidigen gegen die Angriffe, die in unserer Zeit nicht nur von den Ungläubigen, sondern auch von solchen, die sich gläubig nennen und dafür gelten, auf die Bibel gemacht werden. Aber damit ist nicht gesagt, daß die Wahrheit des Wortes Gottes, die als solche in sich feststeht, nicht erfahren werden könnte. Sie kann und soll erfahren werden. Und wir stehen hier vor einer besonders tröstlichen Erfahrung dieser Wahrheit in einem besonderen Falle.

Schon daß unser lieber Entschlafener auf seinem langen Schmerzenslager allezeit im Geist lebendig war, im Glauben freudig sich des Wortes Gottes tröstete, eine lebendige Hoffnung des ewigen Lebens hatte, das ist eine Erfahrung dieser Wahrheit. Sodann hat es Gott aus besonderer Gnade so gefügt, daß er buchstäblich den Tod nicht gesehen hat. Ohne Kampf, ohne einige Ungeberde ist er hinübergewandert aus diesem in jenes Leben. Und nun in dem Leben des Jenseits, in welchem die befreite Seele schon lebt, während wir den Leib noch beftatten, was erfährt er da? Er hat es zuvor gesagt, da er sich eine Zeit lang während der Krankheit besonders erquickte an dem Worte des Herrn aus dem hochpriesterlichen Gebet: „Vater, Ich will, daß wo Ich bin, auch die bei mir seien, die Du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die Du mir gegeben hast.“ Er hat sich darauf gefreut, als er sprach: „Was für herrliche Dinge haben wir gepredigt; und die soll ich nun schauen.“ Und als er am Abend vor seinem Tode in einer den Seinen erst unverständlichen Weise das Wort „allezeit“ wiederholt aussprach, da meinte er den Spruch: „Wir werden bei dem Herrn sein allezeit!“ und war hoch erfreut, als dieser ihm gesagt

ward, und stimmte fast jubelnd ein: „Ja, allezeit!“ Was schließt das aber auch in sich: Allezeit bei dem Herrn! Hier heißt es: „Ueber ein Kleines, so werdet ihr mich nicht sehen, und aber über ein Kleines, so werdet ihr mich sehen“, — hier ist ein steter Wechsel von Freud und Leid. Aber dort sind Gottes Kinder allezeit bei dem Herrn. Da ist kein Leid mehr, kein Geschrei noch Schmerzen. Allezeit bei dem Herrn sein, das heißt: den Tod nicht sehen ewiglich. Denn der Herr ist des Todes Ueberwinder, Er ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben.

Und es ist gewiß, daß unser teurer Vater diese Seligkeit genießt und dabei auch besondere Herrlichkeit erfahren wird. Denn er ist ja ein Prediger gewesen der Gerechtigkeit und hat viele zur Gerechtigkeit gewiesen. Daher gilt ihm das Wort: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz und die viele zur Gerechtigkeit gewiesen haben, wie die Sterne immer und ewiglich.“ Und je tiefer er dabei sich gedemütigt, je unwirter er sich der Herrlichkeit gehalten hat, die den Lehrern verheißen ist, desto gewisser können wir sein, daß ihn Der, der die Gottlosen gerecht und die Sünder selig macht, eingehen heißen wird zu seines Herrn Freude und ihn krönen wird mit ewigem Schmuck und unvergänglicher Ehre.

Und nun noch ein kurzes Wort von der Bedeutung und Wichtigkeit dieses Wortes. Der Herr befahl vor seinem Abschiede seinen Jüngern: „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.“ Dem hat auch unser Vater Brunn nachzuleben sich ernstlich bemüht. Wie ihm Gott eine himmlische Wahrheit nach der andern klar machte, so hat er sie auch gelehrt. Das Wort lehren, anderen die Wahrheit klar machen, das war seine Lust und Freude. Da scheute er keine Mühe und Anstrengung, dazu ging er in die niedrigsten Hütten, darin konnte er sich nicht genug thun. Aber er that das nicht, um mit seinem Wissen zu prunken, sondern in demütigem Glaubensgehorsam, um seinen Heiland zu ehren und seinen Brüdern zu helfen. Worauf es ihm, auch bei all seinen theologischen Arbeiten ankam, war, Jesu Wort zu halten, alles, was Jesus uns gesagt hat, anderen zu lehren, und durch die Lehre von der Gerechtigkeit des Glaubens, die der Mittelpunkt seines Denkens war, seine Brüder selig zu machen. Und gerade dadurch sind Ströme lebendigen Wassers von seinem Leibe geflossen. Und es werden in der Ewigkeit ihm viele, auch solche, die ihn von Angesicht nie gesehen, die Hand drücken, weil er durch seine Schriften ihnen ein Führer zum ewigen Leben geworden ist.*

Das war seine Bedeutung in dieser Zeit der Lehr- und Glaubensverwirrung, wo auch Gläubige meinen, nicht gerade alles predigen und festhalten zu müssen, was geschrieben steht, nicht ganz und allein auf die Gnade trauen zu müssen. All denen gegenüber blieb seine Richtschnur dies Wort des Herrn: „So jemand mein Wort wird halten!“

Möchte es auch unsere Richtschnur bleiben! Dann werden wir nicht verführt werden von den Verführern dieser letzten Zeit, dann werden wir ausbauen im letzten Kampfe. So wirft auch du, Gemeinde Steeden, halten was du hast, daß niemand deine Krone nehme. Gedenke an deines heimgegangenen ersten Pfarrers Lehre und Eifer in dem Wort, und bleibe in dem, das du von ihm gelernt hast und dir vertraut ist!

* Wir möchten hierbei außer auf die an anderer Stelle angezeigten Schriften des Entschlafenen besonders auf sein Blatt (dessen Fortsetzung unser Blatt mit ist) „Kirche und Mission“ hinweisen, durch welches er vielen Klarheit gegeben hat zu einer Zeit, wo unsere Synode noch nicht bestand und die anderen Blätter die Leute immer in der Irre herum führten.

Alles Christenlebens, aller kirchlichen Arbeit, aller theologischen und kirchlichen Kämpfe Ziel auf Seiten der Rechtgläubigen ist der Seelen Seligkeit. So war es bei unserem teuren Vater. Darum wich er nicht von Jesu Wort. Und weil er davon nicht wich, ist er aus Irrtum zur Wahrheit, aus Verwirrung zur Klarheit gekommen und hat anderen den Weg weisen können. Lasset uns ihm darin folgen!

Dann sehen wir schon jetzt den Tod nicht. Wohl sehen wir hier einen Sarg und gehen zum offenen Grabe, und bald wird die Erde den verwehenden Staub decken! Aber es ist doch kein Sterben, sondern ein Eingang zum Leben, auch der Leichnam ruhet in Hoffnung und wird einst in verklärter Schönheit auferstehen. Darum trauern wir nicht wie die, die keine Hoffnung haben. In dieser Glaubensgewißheit wird auch der Witwe Leid und einsamer Weg nicht tödlich sein, sondern das Licht des ewigen Lebens leuchtet hinein und die Hoffnung winkt auf ein Wiedersehen bei dem lebendigen Heilande, in dem der Entschlafene lebt, in dem auch wir leben und sterben wollen. Ja, endlich werden wir alle, so viel unser durch das Wort Jesu zum Glauben kommen und dies Wort bis ans Ende halten, den Tod überwinden und ewige Jubellieder singen. In solcher Hoffnung trösten wir uns und sprechen schon jetzt:

„O Jerusalem, du Schöne,
Ach wie helle glänzeſt du!
Ach wie lieblich Lobgetöne
Hört man da in sanfter Ruh!
O der großen Freud' und Wonne!
Jezund gehet auf die Sonne,
Jezund gehet an der Tag,
Der kein Ende nehmen mag!“

Amen.

2. Rede am Grabe, gehalten von Pastor P. Kern.

Text: Joh. 12, 26:

„Wer mir dienen will, der folge mir nach; und wo Ich bin, da soll mein Diener auch sein. Und wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren.“

In Christo, unserem Heilande, geliebte Leidtragende!

Es ist eine große Trauerversammlung, die außer den zahlreich versammelten Anwesenden, leidtragend um dieses offene Grab steht. An diesem Grabe trauern nicht nur die nächstbetroffenen Angehörigen, die hochbetagte Gattin, welche mit dem Entschlafenen fünfzig Jahre lang in Liebe und Treue verbunden war und nun wie eine ihrer Stütze beraubte Rebe am Boden liegt; die Söhne und Töchter, denen der Heimgegangene ein treuer Vater gewesen ist; die Gemeinde, die in ihm ihren geistlichen Vater und langjährigen Hirten zu Grabe trägt; an diesem Sarge trauert unsere ganze lutherische Freikirche, deren Vorkämpfer und Gründer der Entschlafene gewesen ist, die heute von allen Seiten ihren Trauergruß sendet, und es wird trauern eine große Zahl von Amtsbrüdern, insonderheit von vormaligen Schülern des Entschlafenen, die ihren Trauergruß von jenseits des Meeres senden werden, wenn die Kunde bis dahin dringt: unser Vater Brunn ist gestorben. Im Namen der Letzteren, der Schüler des Entschlafenen, die er zum Dienst der lutherischen Kirche vorbereitet hat, und zu denen auch ich einst, wenn auch nur auf etliche Monate, gehört habe, lege ich das Wort unseres Textes als einen frischen unverwelklichen Kranz vom Lebensbaume des göttlichen Wortes auf dem Grabe des teuren Vaters und Lehrers nieder.

„Wer mir dienen will, der folge mir nach“, spricht unser Herr Christus, der treue und wahrhaftige Zeuge. Dieser Forderung nachzukommen, bringt freilich bei der Welt keine Ehre. So ist auch der Entschlafene nach dem Urteil der Welt ein gar kleines Licht gewesen. Er war nur ein schlichter Prediger, einer von denen, welche die Welt elende Pfaffen schilt, von denen alles Unheil in der Welt herkomme; ein Diener des Herrn, den die Welt angespötte und als einen Auswurf an den Galgen des Kreuzes gehängt hat; ein Diener der Kirche, welche die Welt je eher je lieber vom Erdboden vertilgen möchte; ein Diener unserer evangelisch-lutherischen Freikirche, die als die allerverachtteste und unwerteste gilt; ein Diener dieser Steedener Gemeinde, die nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle zu ihren Gliedern zählt. Aber im Lichte göttlichen Wortes angesehen, war die Stellung des Entschlafenen eine sehr hohe. Denn er war ein Diener des allerhöchsten Herrn, vor dem alle Cherubim und Seraphim, seines Winks gewärtig, sich in den Staub neigen; er war ein Diener seiner heiligen christlichen Kirche, der Gemeinde des lebendigen Gottes und der Erstgeborenen, die im Himmel angeschrieben sind; ein Diener unserer evangelisch-lutherischen Freikirche, die das Erbe der Reformation, reines Wort und unverfälschtes Sakrament, ungeschmälert besitzt; ein Diener dieser Steedener Gemeinde, die bis auf diesen Tag den Ruhm hat, daß sie des Herrn Wort behalten und seinen Namen nicht verleugnet hat.

Doch von seinen Dienern fordert der Herr, daß sie ihm nachfolgen sollen. Es ist eine bekannte Rede: Christus hat viele Diener, aber wenig Nachfolger. Aber gerade in der Nachfolge Christi hat sich unser heimgegangener Vater und Lehrer als einen treuen Diener des Herrn erwiesen. Des Herrn Jesu eigener Weg ist durch Erniedrigung zur Erhöhung, durch Leiden zur Freude, durch Sterben zum Leben, durch Schmach und Schande zur Ehre und Herrlichkeit gegangen. Das ist der Weg, auf welchem seine Diener ihm nachfolgen sollen. „Aus der Enge in die Weite, aus der Tiefe in die Höhe“ führt der Heiland seine Leute, daß man seine Wunder seh’.“ Die er erhöhen will, führt er erst ins tiefe Thal der Demut; die er lebendig macht, die läßt er erst ihren Tod schmecken; die er zum Lichte führen will, denen macht er erst ihre Finsternis offenbar; die er zu Heiligen machen will, die macht er erst zu Sündern; die er in den Himmel erheben will, die läßt er erst zur Hölle fahren.

Diese seine Wunderwege hat der Herr auch den Entschlafenen geführt. Er ging erst seine eigenen Wege, nach der Lust und dem Willen des Fleisches, im Vertrauen auf eigene Weisheit und Tugend, bis ihm Gott die Augen öffnete und ihm seine bisherige innere Gottentfremdung, die völlige Verderbtheit seines Herzens tief erkennen ließ. Da schwand ihm sein ganzes bisheriges äußeres Tugendleben, der einzige Grund, auf dem er bisher gestanden, dahin in nichts. Er lernte sich vor Gott demütigen als einen sündigen Staub. Aber nachdem er auf der Leiter der Selbst- und Sündererkenntnis von Stufe zu Stufe hinuntergestiegen war, führte ihn Gott in die Höhe. Niedergedrückt von seinen Sünden ist er dann zu Christo geflohen, dem Heiland der Sünder, in seinem Blut und Tod, in seiner Gnade und Verdienst hat er Trost und Beruhigung durch den Glauben gesucht und gefunden. Er selbst hat uns diese seine wunderbaren Gnadenführungen in den Mitteilungen aus seinem Leben geschildert. Noch aber fehlte seinem Glaubensleben der feste Halt in Gottes Wort, noch war er gänzlich abhängig von den wechselnden inneren Stimmungen und Gefühlen seines Herzens. Aber die Anfechtung lehrte ihn auf

Wort merken und den Herrn suchen, wo er allein zu finden ist, in seinem Wort. Nach vielen schweren Anfechtungen und inneren Kämpfen kam er aus dem pietistischen Gefühlswesen zu nüchterner, klarer, lutherischer Erkenntnis der rechten Lehre von den Gnadenmitteln. Er gewöhnte sich, nicht mehr nach den wechselnden Stimmungen seines Herzens zu fragen, sondern allein nach dem Worte Gottes, als dem einzig Gewissen hier auf Erden. In Wort und Sakrament suchte und fand er bei aller Armut, Finsternis und Anfechtung der Seele die Gewißheit der Vergebung seiner Sünden, den alleinigen festen Grund und Halt seines Glaubens. So ist er auf dem Wege lebendiger Erfahrung von der heilsamen Kraft der lutherischen Lehre von den Gnadenmitteln ein treuer Sohn, ein mutiger und freudiger Zeuge und Diener der lutherischen Kirche geworden. Und den Weg, den ihn sein Heiland geführt aus der Tiefe der Selbst- und Sündererkenntnis zu der Höhe des allein auf dem Wort ruhenden Glaubens, führte er nun auch die ihm anvertrauten Seelen. So ist er ein rechter Hirt geworden und gewesen, der seiner Gemeinde ein halbes Jahrhundert mit Treue und Selbstverleugnung in den Zeiten der Not und des Kampfes, wie in den Zeiten der Ruhe und des Friedens gedient hat. Aber auch weit über die Grenzen seiner Gemeinde hinaus ist sein Zeugnis erklingen in seiner Zeitschrift „Mission und Kirche“, in seinen sonstigen Schriften, und es erschallt dasselbe noch jetzt in seiner trefflichen Katechismuserklärung. So ist er geworden, was sein Name besagt, ein Brunnen lebendigen Wassers für viele in der Wüste dieser Welt, nach der Verheißung: „Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen.“ In heiligem Liebesseifer um die Kirche, deren Diener er war, hat er seiner Zeit sein Proseminar gegründet und mit Aufopferung aller Kräfte, mit viel Mühe und Arbeit zwei Jahrzehnte hindurch geleitet. Weit über zweihundert Schüler sind aus dieser Anstalt hervorgegangen, die nun als lutherische Prediger in gesegneter Wirksamkeit stehen. So hat er in treuem Dienst seines Herrn, in der Nachfolge Christi sich selbst verleugnet und seine Kräfte Leibes und der Seele verzehrt.

Auch das gehört zur Nachfolge Christi, daß er im Dienst seines Herrn viel Anfeindung, Schmach und Verachtung erdulden mußte, sonderlich im Kampfe gegen die gottwidrige Union, als es zur Bildung eines freikirchlich lutherischen Gemeindeleins in Steeden kam, und später im Kampfe gegen falsches Luthertum. Aber in allen Dingen hat er sich in der Nachfolge Christi nach dem Wort des Apostels 2 Kor. 6 bewiesen als einen Diener Gottes, in großer Geduld, in Trübsalen, in Nöten, in Mängeln, in Schlägen, in Gefängnissen, in Aufruhren, in Arbeit, in Wachen, in Fasten, in Keuschheit, in Erkenntnis, in Langmut, in Freundlichkeit, in dem Heiligen Geist, in ungefärbter Liebe, in dem Worte der Wahrheit, in der Kraft Gottes, durch Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken, durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und gute Gerüchte; als ein Verführer und doch wahrhaftig, als ein Unbekannter und doch bekannt, als Gestorbener und siehe, er lebt, als ein Bezüchteter und doch nicht ertötet, als ein Trauriger, aber allezeit fröhlich; als ein Armer, aber der doch viele reich machte, als der nichts inne hatte und doch alles hatte.

Das rühmen wir an diesem Grabe, nicht zum Lobe des entschlafenen Vaters und Lehrers, sondern allein zum Ruhm der göttlichen Gnade, die sich durch ihn und an ihm verherrlicht hat. Durch Menschenlob würden wir den heimgegangenen noch im Grabe schänden, dessen tiefinnerste Ueberzeugung

es war: „von Gottes Gnaden bin ich, das ich bin“; ist etwas Gut's am Leben mein, so ist es wahrlich lauter dein. Aber gerade auch hierin hat er sich als einen treuen Diener in der Nachfolge dessen erwiesen, der seinen Jüngern die Füße gewaschen und gesagt hat: „Nemet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig.“ Allezeit hat sich unser teurer Vater durch den Reichtum der Gnade und des Segens, den Gott auf sein Amt, auf seine Arbeit gelegt, nur tiefer in den Staub beugen lassen und ist als ein rechtes Muster der Demut, Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit unter uns gewandelt.

Doch der Herr stellt an seine Diener in unserem Text nicht bloß die Forderung: „Wer mir dienen will, der folge mir nach“, er giebt ihnen auch die herrliche Verheißung: „Wo ich bin, da soll mein Diener auch sein. Und wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren.“ Hier ist es deutlich ausgesprochen, welch' herrlicher Gnadenlohn droben derer wartet, die hienieden im Gehorsam des Glaubens seinem Rufe gefolgt sind. Der Herr, welcher selbst nach dem Leiden des Todes mit Preis und Ehre gekrönt ward, ist ein reicher Vergelter seiner Diener und Nachfolger. Für das Dienen und Nachfolgen hier stellt er das Daheimsein bei ihm und die Ehre vom Vater in Aussicht. Wer in Kreuz und Leiden ihm nachfolgt, soll ihm auch in die Herrlichkeit nachfolgen. Wer ihm nach den Weg der Demut und des Gehorsams wandelt, soll auch die Ueberwinderkrone und den Ehrenthron mit ihm teilen. Das ist je gewißlich wahr: Sterben wir mit, so werden wir mit leben; dulden wir mit, so werden wir mit herrschen; leiden wir mit, so werden wir auch zur Zeit der Offenbarung seiner Herrlichkeit Freude und Wonne haben. Und ist das Leiden mit Christo schon tausendmal süßer und seliger als alle Lust und Freude der Welt ohne ihn, wie wird erst die Seele aufatmen in Wonne und Entzücken, wenn sie der Gemeinschaft seiner Freuden gewürdigt wird; wie wird sie ausbrechen und ihre Lust sehen an der ihr in des Vaters Hause durch Christum bereiteten Wohnung, deren Herrlichkeit alle ihre kühnsten Erwartungen weit übertrifft, darin sie in der Gemeinschaft ihres Gottes und Heilandes, abgesondert und ungestört von der feindseligen Welt und falschen Brüdern, ungestört von der Furcht, was sie hat, jemals zu verlieren, selig ist in alle Ewigkeit. Und wer kann es aussagen, welches die Ehre sein wird, die der Herr in den Worten verheißt: „Wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren.“ Wer kann sie beschreiben, die Krone des Lebens, die der Vater dort denen geben wird, die ihn lieben; wer den unverwundlichen Ehrenkranz, mit dem er die Seinen schmücken, wer die Pracht des himmlischen Feierkleides, das er ihnen um die Schultern legen wird? „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz und die, so viele zur Gerechtigkeit gewiesen haben, wie die Sterne immer und ewiglich.“

Erkennen wir hieraus, welche Ehre und Herrlichkeit unserem entschlafenen Vater und Lehrer zu teil geworden ist. So sehr unser Herz trauert, daß er von uns genommen ist, so schmerzlich wir seinen Verlust empfinden, so gönnen wir ihm doch von Herzen nach der Arbeit und Unruhe in der Mühseligkeit dieses armen Erdenlebens die himmlische Ruhe, den Sieg nach dem Kampf, die ewige Ehre nach der Schmach. Auf Erden war der Herr bei ihm im Thränenthal, nun ist er bei dem Herrn im Himmelsaal, ist bei dem Herrn „allezeit“, schaut ihn von Angesicht zu Angesicht in ewiger Freud und seligem Licht; sieht seine Herrlichkeit, die er bei dem Vater hatte, ehe der Welt Grund gelegt ward; schmeckt es ganz, wie freundlich er ist und erfährt es ohne Aufhören, daß vor ihm ist Freude die Fülle und lieblich Wesen zu seiner Rechten

immer und ewiglich. Er hat hier im Dienst, in der Nachfolge Christi nicht seine eigene, sondern allein Gottes Ehre gesucht, so genießt er nun eine Ehre vom Vater, gegen die alle Ehre von Menschen, und wären es Kaiser und Könige, nur flüchtiger Rauch ist. Nach Spott und Hohn trägt er nun die Ehrenkrone. Nach den Schmachworten der Welt hört er nun die freundliche Stimme: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude!“ Nach der Verachtung hier genießt er dort die unaussprechliche Ehre, die der Herr seinen Dienern in den Worten verheißt: „Selig sind die Knechte, die der Herr; so er kommt, wachend findet. Wahrlich, ich sage euch: Er wird sich aufschürzen und wird sie zu Tische setzen und vor ihnen gehen und ihnen dienen“ (Luk. 12). O unaussprechbare Herrlichkeit!

So frage ich euch denn, die der Herr an dieses Grab gestellt hat: ist es diese Ehre und Herrlichkeit, welche den Dienern Christi verheißt ist, nicht wert, daß man, wenn man noch kein Diener und Nachfolger Christi, sondern ein Diener der Welt gewesen und ihren vergänglichen Gütern, Ehren und Freuden nachgelaufen ist, eilends diesen Dienst verlasse und ein Diener Christi werde? Auch an uns ergeht die ernste Forderung des Herzogs unserer Seligkeit: „Wer mir dienen will, der folge mir nach.“ O so laßt uns doch heute der Welt, dem Teufel, der Sünde den Dienst aufkündigen und in Buße und Glauben uns dem Herrn zuwenden, der uns erlöst hat, daß wir sein eigen seien und in seinem Reiche unter ihm leben und ihm dienen mit allen unseren Kräften und Gliedern, mit allen unseren Gaben und Fähigkeiten; daß der Zweck alles dessen, was wir reden und thun, nicht unsere Ehre, Lust und Vorteil sei, sondern wir essen nun oder trinken oder was wir thun mit Worten oder Werken, daß wir es zu Gottes Ehre thun.

Und ihr, die ihr schon Diener Christi seid, laßt euch doch die zukünftige Ehre und Herrlichkeit ermuntern, im Glauben, in der Liebe und in der Geduld unter dem Kreuz in der Nachfolge Christi zu beharren bis an das Ende, und im Dienst Christi den guten Kampf des Glaubens gegen Fleisch, Welt und Satan fortzukämpfen und getreu zu sein bis an den Tod. Ja, das sei der Dank gegen Gott für all das Gute, was er uns allen insgesamt und einem jeden insonderheit durch unseren teuren Vater und Lehrer erwiesen hat. Je reicher uns Gott gemacht hat an aller Lehre und Erkenntnis, auch durch den Entschlafenen, also daß wir keinen Mangel haben an irgend einer Gabe, desto tiefer wollen wir uns demütigen in der Erkenntnis unserer Unwürdigkeit, desto sorgfältiger wollen wir uns hüten vor der Gefahr, die im geistlichen Ueberfluß liegt, vor der Gefahr der Satttheit und des Ueberdrußes. Denn Gott will für die Füll' seiner Gnadengaben offne Augen haben. So wir uns selbst erniedrigen in der Erkenntnis unseres Undanks, unserer Geringschätzung der geistlichen Güter und unseres ganzen sündlichen Verderbens, so wird uns auch Gottes Geist immer wieder hinaufführen zur Höhe des weltüberwindenden Glaubens, bis wir mit unserem heimgegangenen Vater im Dienst und in der Nachfolge Christi die Wahrheit der Verheißung unseres Textes auch an uns erfahren: „Wo ich bin, da soll mein Diener auch sein. Und wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren.“ Ja, liebe Seele:

„Im Himmel ist gut wohnen,
Hinauf steh' dein Begier,
Da wird Gott ewig lohnen
Dem, der ihm dient allhier.“

Amen.

Zum Ehrengedächtnis des sel. Pfarrer Brunn.

(Von Pastor Sübener-Kolberg.)

Der Aufforderung, auch meinerseits unserem lieben, seligen Vater Brunn hier noch einen kurzen Nachruf zu widmen, komme ich um so lieber nach, als es mir wegen der großen Entfernung leider nicht möglich war, bei seinem Begräbnisse zugegen zu sein, und es mir doch ein Herzensbedürfnis ist, wenigstens noch ein kleines Kränzlein auf sein Grab zu legen.

Ueber sein Leben ist ja freilich zu sagen nichts übrig geblieben, nachdem er selbst in seinen „Mitteilungen“ alles von Anbeginn an so schön beschrieben hat. Es ist aber gut, daß er es gethan hat. Denn so, wie er es gekount und gethan, hätte es doch von uns allen wohl niemand thun mögen. Eben das war auch der Grund, warum wir seinerzeit ihn gebeten und in ihn gedrungen haben, es doch selbst thun zu wollen. Und nur unseren wiederholten Bitten nachgebend verstand er sich endlich dazu, nachdem er sich lange dagegen gesträubt hatte. Die wahre Demut und Bescheidenheit seines Herzens, die ihm so eigen war, wollte ihn daran hindern. Alle aber, die seine „Mitteilungen“ gelesen haben, werden mit uns den Eindruck gehabt haben, daß er in der That nicht sowohl sein Leben beschreiben, als vielmehr „Mitteilungen aus“ seinem Leben hat geben wollen und auch wirklich gegeben hat.

Aber auch einer Schilderung seines Charakters scheint es da kaum noch zu bedürfen. Denn wer nur jene „Mitteilungen“ mit Aufmerksamkeit liest, hat ja den ganzen Mann vor sich, wie er auch sonst in seinen zahlreichen, größeren und kleineren litterarischen Arbeiten vor den Augen derer steht, welche ihn im Leben niemals selbst gesehen haben.

Dennoch möchte ich zur Ehre Gottes, dem ja auch allein alle Ehre gebührt, jetzt nach dem Heimgange dieses unseres lieben Vaters in Christo nur etliche Züge hervorheben, welche mir von dem ersten Anfange unserer Bekanntschaft her und gerade auch jetzt am Schlusse seiner Erdenwirksamkeit aus seinem Gesamtbilde sonderlich hervortreten scheinen und die, wie ich hoffe, auch andere, die ihn gekannt und vielleicht noch besser gekannt haben, für richtig erkennen werden. Es sind dies aber, wie ich gleich vorweg bemerken will, Züge, welche einerseits die besondere Gnade Gottes, welche diesem Mann zu teil geworden ist, in ein gar helles Licht stellen, andererseits aber auch erklären mögen, wie es doch gekommen ist, daß gerade er nicht allein trotz der Eigentümlichkeit seines Charakters, sondern gerade in Gemäßheit derselben eine in unseren Tagen so selten gewordene Erscheinung ist: Daß er nämlich als Einziger unter allen Theologen Deutschlands eine ganze Reihe von Jahren seinen Weg hier so allein gegangen ist, ohne dabei nach der einen oder anderen Seite hin in Irrwege zu geraten.

Das ist freilich Gnade, nichts als Gnade. Gnade aber ist nicht allein der Erfolg, sondern auch die Mittel, und zwar nicht allein die eigentlichen Gnadenmittel, sondern auch — was nicht zu gering angeschlagen werden darf — die Bereitung und Ausrüstung der Persönlichkeit mit ihren Gaben für die von Gott gewollte und hernach von ihm so gesegnete Wirksamkeit.

Ich möchte aber jetzt die Aufmerksamkeit richten nicht sowohl auf die besonderen Gaben, welche etwa den Theologen von Fach insonderheit auszeichnen und an denen es ihm wahrlich nicht fehlte, sondern auf Charakterzüge, welche jeder wahre Christ haben muß und wirklich hat (weil ohne sie niemand ein Christ sein kann), die aber bei dem einen mehr, bei dem anderen weniger hervortreten, Züge, die, weil einen Christen, darum auch einen Theologen sonderlich auszeichnen, und denen wir es meines Bedünkens ganz besonders zu danken haben, daß unser teurer

Brunn das wurde, was er geworden ist. Es sind dies die beiden durch den Geist Gottes in der Wiedergeburt gewirkten Tugenden der Aufrichtigkeit und der Demut.

Wer etwa meinen sollte, als ob zu der sogenannten „missourischen Richtung“ nur oder vorzugsweise für Kritik und Streit begabte Naturen neigten, der würde offenbar sehr irren, und wir brauchten nicht erst weitläufig zu erörtern, daß unsere Kirche nicht eine Sekte oder eine unter mehreren gleichberechtigten „Richtungen“ darstellt. Ein Hinweis auf unseren teuren Brunn, der doch anerkanntermaßen als ein Führer unter uns hervorrage, dürfte genügen, solche Behauptung Lügen zu strafen. Wohl hat er schon als junger Mann nicht nur von den Rationalisten und Uniern, sondern später auch von den Breslauern und Immanueliten, unter denen er der Freunde und Gönner nicht wenige besaß, sich losgerissen und als einer gegen viele gekämpft und gestritten, heftig und jahrelang. Und doch war er keineswegs eine scharfe und heftige, sondern vielmehr eine durchaus milde und gelinde Natur. Es wird sich das niemand denken können, wer alles nur natürlich zu erklären vermag. Uns aber ist eben dieser Umstand oft als eine glaubensstärkende Bestätigung der Wahrheit erschienen, welche zwar in sich selbst gewiß, klar und überzeugend ist, aber doch zugleich derartige Bestätigungen mit sich zu bringen pflegt. Brunn's Aufrichtigkeit hat ihn nicht Ruhe finden lassen, bis er, in der Wahrheit stehend, soweit er sie erkannt hatte, die Wahrheit gefunden hatte, die er suchte. Er konnte sich nicht mit den meisten Theologen seiner Zeit, auch seiner nächsten Freundschaft, an gewissen Schlagwörtern und Formeln genügen lassen, mit denen man das Streben nach Wahrheit und diese selbst abzuthun und beiseite zu schieben suchte. Denken wir nur z. B. an die Kämpfe um die Lehre von Kirche und Amt. Da hatte ein Hüsche die Parole ausgegeben und ein ganzer Haufe „lutherischer“ Theologen sprach sie nach, ohne einmal recht gründlich zu prüfen, ob das alles auch mit der heiligen Schrift und dem lutherischen Bekenntnisse stimmte. Brunn aber, der eine Zeit lang mit anderen eben dieses Hüsche Liebling zu sein sich rühmen durfte, konnte hernach nicht weiter mitgehen. Warum nicht? Die Wahrheit litt es nicht und die Aufrichtigkeit. Nun war ja zwar die Zahl derer, welche gegen den breslauischen Strom schwammen, weit größer. Allein gerade ein Mann wie Diedrich, der Führer der Opponenten, trug einen Geist zur Schau, der seinen eigenen Weg gehen wollte, der zwar die romanisierenden Irrtümer auf seine Weise bekämpfte, ohne jedoch jemals klar und deutlich zu sagen, was er selbst dann etwa an die Stelle setzen wollte.* Groß im Verneinen und Bekämpfen, war er doch nicht im Stande, positiv aufzubauen. Das war ihm auch gleichgültig, wie er oft selbst geschrieben hat. Das konnte sich jeder denken und zurechtmachen, wie er wollte. Nur nicht „missourisch“ durfte die Sache sein. Das stand ihm von vornherein fest. Die „Missourier“ waren verurteilte Leute schon damals, als sie noch seines Auftretens gegen Breslau sich freuten, und blieben es, ohne daß er jemals sich die Mühe gegeben hätte, sie zu verstehen und ihre Lehre zu prüfen. Bei unserem Brunn war das ganz anders. Er fragte nicht nach Gunst oder Ungunst der Leute, sondern nach der Wahrheit. Ihm genügte es nicht, den Irrtum zu verwerfen; ihm lag vor allem daran, die Wahrheit zu erkennen und der Erkenntnis zu folgen, gleichviel, ob viele oder wenige oder niemand mit ihm ging. Und wenn ihm also nichts übrig blieb, als einsam seine Straße zu ziehen, so geschah es wahrlich nicht, weil er sich hätte mit niemandem vertragen können oder weil

* Eben dieser Zug in Diedrich's Auftreten war unserem Brunn vom ersten Anfang desselben an aufgefallen, wie er uns wiederholt erzählt hat.

er wäre von Natur ein „Einspänner“ gewesen, sondern weil ihm eben die Wahrheit und das Festhalten an der Wahrheit über alles ging.

So hat denn aber auch unser Brunn die Wahrheit gefunden, die er suchte, und die Wahrheit hat ihn frei gemacht. Hier ist ein Punkt, auf den wir doch ganz besonders aufmerksam machen möchten. Es ist ja in unseren Tagen etwas Seltenes, daß ein Christ und Theolog in rechtem, wahren Sinne zu der Erkenntnis der so hochwichtigen Wahrheit von der christlichen Freiheit kommt. Und auch unter diesen sind es manchmal solche, welche überhaupt schon von Natur allem geselligen Wesen abhold sind. Brunn war, wie er wenigstens mir erschienen ist, keineswegs eine so ganz besonders zu ausgiebigem Gebrauche der Freiheit geneigte Natur. Er rauchte nicht, ja ich erinnere mich nicht, je einen Witz aus seinem Munde gehört zu haben. Er konnte wohl zuweilen ziemlich „trocken“ sein (obgleich seine Unterhaltungen stets interessant und anregend waren und sein Interesse keineswegs einseitig genannt werden durfte). So hätte man sich allenfalls denken können, daß einem Manne, wie er war, eine mehr falsch gesellige Richtung immerhin hätte zusagen mögen. Allein eben seine Aufrichtigkeit hatte ihn die Wahrheit suchen und finden lassen.

Wer nun aber etwa meinen wollte, als ob unser Brunn einem sogenannten „Dogmatismus“ verfallen gewesen wäre, würde sehr irren. Es lieben's zwar unsere Gegner, die „Missouri-er“ alle als solche Leute hinzustellen, denen es nur mehr um trockene, verstandesmäßige Erkenntnis einer abstrakten „Wahrheit“, sogenannter „grauer Theorie“, ja, wie sich unsere Gegner uns vorzuwerfen nicht gescheut haben, um „Lehrergerechtigkeit“ zu thun sei. Nun, wenn einer unter uns von diesem Fehler frei war, so war es Brunn. Wir haben wohl nicht nötig, dies erst zu beweisen. Alle seine Schriften zeugen für ihn und müssen solche Reden lügenstrafen.* Nicht irgendwelche „Wahrheit“, sondern die Heilswahrheit war die köstliche Perle, die er suchte, für die er alles hingab, über deren Besitz er sich so sehr freute, daß er Armut und Schande, Verkennung und Vereinsamung gern ertrug, um nur die teure Wahrheit von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott allein aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben, vermittelt durch die Gnadenmittel, für sich selbst und die Seinigen, für seine Gemeinde und alle, die ihn hören wollten, rein und unverfälscht zu behalten, unvermisch auch mit allem Sauerteige einer indifferentsiischen und synthetischen Zeit. Aufrichtigen Herzens suchte er seine Seligkeit und derer, welche ihm befohlen waren, und da er sie gefunden hatte, ließ er sie nicht wieder los, sondern kämpfte und arbeitete darum sein Leben lang. Die Gewißheit der Seligkeit in Christo und seinem unfehlbaren Worte, das war der Mittelpunkt, um den sich bei ihm alles drehte. Damit war sein ganzer theologischer und kirchlicher Standpunkt gegeben, und das ist eben derjenige unserer teuren lutherischen Kirche, ihres Glaubens, ihrer Lehre und ihres Bekenntnisses. Wer das eine „Absonderlichkeit“ nennen will, der thue es auf seine eigene Gefahr.

Brunn hätte es, wie gesagt, darauf ankommen lassen, daß er wie ein Sonderling einsam und verlassen dagestanden hätte sein Leben lang, unverstanden und verkannt von so vielen, die vormalig seine Freunde, ja Mitbekenner gewesen waren. Allein

* Daß Brunn auch seiner natürlichen Anlage nach nichts weniger als ein Theoretiker war, beweist auch der Umstand, daß er, höchst praktisch beanlagt, in Gartenarbeiten und Obstbaumkultur, in allerlei Handfertigkeiten, als z. B. Tischler- und Buchbinderarbeiten, sehr geschickt war, wie er denn auch nicht allein in seiner Gemeinde Haus- und Kirchbau u. s. w. geleitet und hier und da häufig selbst Hand angelegt hat.

es gab doch noch mehr solche „Sonderlinge“, denen an der ewigen, klaren und gewissen Wahrheit des Wortes Gottes und der Gerechtigkeit des Glaubens alles gelegen ist. Ein Mann wie Brunn gehörte zu den Lutheranern, welche man, nachdem sich wer weiß was alles „Lutheraner“ nennt, „Missourier“ zu nennen beliebt. Denn noch ist dies der Name, an welchem die Schmach Christi haftet, gleichwie vormalig an dem lutherischen Namen. An den „Missouriern“ fand er Glaubens-, Bekenntnis- und Leidensgenossen. Auch sollte es ihm vergönnt sein, deren etliche selbst hier in Deutschland noch zu finden. Und das war ihm eine große Freude, wenn auch, der Natur der Sache nach, er unter uns jüngeren Leuten mehr der gebende Teil war. Doch eben dieses mochte seiner Natur insofern zusagen, als er ganz besondere Anlage und Neigung zum Mitteilen und Unterrichten hatte, wie ja gerade hierin auch die eigentliche Hauptwirksamkeit seines Lebens liegt. Und wir alle, die wir direkter oder indirekter Weise seine Schüler gewesen sind, wissen, was er uns gewesen ist durch das, was er als ein rechter Hausvater an Altem und Neuem aus seinem Schätze uns mitgeteilt hat. Bei dem allen aber wird uns, wie die Wahrheit selbst, die er bezeugte, so auch die Aufrichtigkeit, mit der er sie über alles liebte, stets vor Augen stehen.

Aufrichtigkeit und — Demut. Das sind und waren und bleiben jederzeit die eigentlichen Hauptkennzeichen eines wahren Christen und Theologen. Sie waren es im hervorragendem Maße auch bei unserem Brunn. Ja, auch die Demut. Wir haben oft genug Gelegenheit gehabt, sie zu bewundern und Gott für solche Gnade zu danken. Wer seine Schriften, namentlich auch seine „Mitteilungen“ gelesen hat, bei welchen letzteren die Gefahr eines versteckten Selbstruhmes so nahe gelegen hätte, wird sich davon überzeugt haben.

Aufrichtigkeit und Demut gehören auch naturgemäß zusammen. Wie hätte unser lieber Brunn wohl mit solcher Bähigkeit die Wahrheit, die seligmachende Heilswahrheit suchen und die gesunde festhalten und nach allen Seiten verteidigen können, wenn er sich selbst und seine Ehre gesucht hätte? Dieß er doch die in den Staub treten um jener willen. Dazu unter uns: Wie willig und bereit war er stets, seine Publikationen uns um so vieles jüngeren Brüdern, die wir doch eigentlich mehr seine Schüler waren, ja seine Söhne hätten sein können, im Manuskripte, ehe sie gedruckt wurden, zur Kritik vorzulegen. Und mit welcher rührenden Bescheidenheit nahm er diese an, wenn wir dieses oder jenes beanstanden zu müssen glaubten. Wie gewissenhaft prüfte er alles, mit welcher herzlichen Demut beurteilte er sich selbst und alle seine Arbeiten und ließ sich sagen. Das aber: Sich sagen lassen, ist uns immer als Probierstein wahrer Demut und rechtschaffenen Christentums erschienen. Doch wie so selten findet sich das! —

Was aber die Hauptsache ist: Seine wahre Herzensdemut Gotte gegenüber befähigte ihn recht eigentlich zu der theologisch-kirchlichen Stellung, welche er einnahm. Er suchte nicht seine eigene bettelische Gerechtigkeit aufzurichten, sondern freute und tröstete sich bis zum Tode dessen, „der die Gottlosen gerecht macht“. Er dachte nicht, wie leider so viele „Theologen“, seine eigene Weisheit, seine geistreichen Gedanken, seine Menschenföndlein an den Mann zu bringen. Er beugte sich vielmehr im Glauben ganz und durchaus unter das Wort Gottes, welches ja heutzutage unter den gelehrten Theologen so wenig mehr gilt. Er suchte nicht seine, sondern Jesu Herrschaft in der Gemeinde und Kirche aufzurichten. Er dachte nicht daran, wie sonst wohl schon manche gethan haben, unter deren löchrigem Demutsmantel das Hoffartskleid nur zu oft durchschimmert, mit seiner „Wirksamkeit“ zu prahlen oder dergleichen. Sein Missions-

eifer war getragen, wie von Aufrichtigkeit, so auch von der Demut, im Dienste des Herrn und Seines Reiches sich selbst zu verzehren.

Damit aber niemand meine, als ob wir den Entschlafenen über Gebühr rühmen oder gar Menschenkultus unter uns aufrichten wollten, halten wir es doch für unsere Pflicht, im Einverständnis mit ihm selbst zu bezeugen, daß auch er von sich selbst nur ein armer Sünder war und daß er ja seine Lehre, seinen Glauben, seine reichen Gaben, auch die Aufrichtigkeit und Demut, welche ihn zierte, wahrlich nicht von sich selbst hatte. Es war alles Gottes Gnadengabe, der Sich auch diesen Mann an seinem Teile zu seinem Werkzeuge und zu einem Gefäße der Ehre bereitet hat. Wahrlich: Die lutherisch-christliche Lehre von der Gnadenwahl, wie sie an diesem Manne sonderlich einen berechneten und doch so nüchternen Verteidiger gefunden hat, wird durch sein eigenes Leben und Beispiel bestätigt. Auch von ihm könnte gesagt werden, was ein Paulus (wenn auch in unvergleichlich höherem Maße) von sich sagte: Durch Gottes Gnade war er, was er war, und Seine Gnade ist nicht vergeblich an ihm gewesen, sondern er hat mehr gearbeitet als viele andere.

Nun ruht er aus von seiner Arbeit, von seinen Kämpfen, von seinen Leiden, und auch von ihm können wir als in seinem eigenen Namen sagen:

„Ich habe einen guten Kampf gekämpft; ich habe den Lauf vollendet; ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird; nicht mir aber allein, sondern auch allen, die seine Erscheinung lieb haben“ (2 Tim. 4, 7. 8).

Wir aber wollen uns jenes andere Wort gesagt sein lassen:

„Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach. Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit. Lasset euch nicht mit mancherlei und fremden Lehren umtreiben; denn es ist ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade“ (Ebr. 13, 7—9).

H—r.

Nachrichten und Bemerkungen.

Unserem seligen Pf. Brunn hat, im Unterschied von der sonst allgemein und aufs Beste orientierten „Allg. E.-L. R.-Z.“, welche seinen Tod mit Stillschweigen übergangen hat, der unierte „Reichsbote“ schon am dritten Tage nach seinem Tode folgenden ehrenvollen Nachruf gewidmet: „Aus Nassau. Der in weiten Kreisen bekannte ev.-luth. Pastor Friedr. Aug. Brunn zu Steeden bei Runkel ist am 27. d. M. abends 8 Uhr nach langem Leiden gestorben. Er hat in schweren Kämpfen das Recht des lutherischen Bekenntnisses in Nassau verteidigt, und als er nicht mehr in der Landeskirche wirken konnte, in seiner lutherischen Personalgemeinde in Steeden und Wiesbaden lange Jahre in Treue gearbeitet. In weiteren Kreisen ist er durch seine literarische Thätigkeit bekannt geworden. Er hat in Treue seinem Herrn gedient, und sein Andenken wird bei allen, die den treuen Mann kannten, in Segen bleiben.“

Einem preussischen Pastor, welcher bei einer theologischen Fakultät anfragte, welche Schritte er thun müsse, um sich als Privatdozent habilitieren zu können, gab diese bezeichnende Antwort, er solle „irgend einer Schriftstelle eine ganz neue Erklärung geben, diese Erklärung gegen alle bisherigen verteidigen und begründen.“ Eine Antwort, in der That, welche Luthers Urteil über die hohen Schulen rechtfertigt; es wäre zu wünschen, daß sie alle zu Pulver zerstoßen würden.

Rom und die „Innere Mission“ der „Evangelischen“. Wie die „Allg. E.-L. R.-Z.“ berichtet, soll sich das „Katholische Kirchenblatt für Sachsen“ bei Besprechung einer von dem Pater Chyrian herausgegebenen Schrift: „Die innere Mission der Protestanten in Deutschland“ über dieselbe sehr anerkennend ausgesprochen haben. Ein „Ehrenzeugnis“ nennt das die „Allg. E.-L. R.-Z.“, obwohl sich in derselben Besprechung folgender Satz findet: „Je weniger sich die Protestanten einigen können in

Bezug auf das Dogma, desto mehr finden sie sich zusammen in der inneren Mission.“

H—r.

Lehrer-Einführung.

Am Sonntage Jubilate hatte der Unterzeichnete die Freude, Herrn Ernst Emil Rabe aus Ronneburg, welcher vor 21½ Jahren aus der sächsisch-altenburgischen Landeskirche ausgetreten war und seitdem an der Schule der deutschen St. Marienkirche in London gewirkt hatte, als zweiten Lehrer an der von Herrn Lehrer Reuter geleiteten Schule der St. Johannisgemeinde einzuführen. Die Einführung geschah im Vormittagsgottesdienste, nachdem der Unterzeichnete eine Predigt über Ev. Joh. 21, 15 gehalten und in derselben die Herrlichkeit des Amtes eines christlichen Schullehrers gezeigt hatte, und wurde Herr Rabe dabei auf Gottes Wort und das Bekenntnis der ev.-luth. Kirche verpflichtet. Unsere jetzt von 120 Kindern besuchte Schule ist zugleich zu einer vierklassigen erweitert worden. — Gott wolle die Amtarbeit unserer beiden Lehrer mit Segen krönen und Schule und Gemeinde ferner in Gnaden behüten.

D. Willkomm, P.

Adresse: Lehrer E. E. Rabe, Niederplanitz, Kreis Zwickau, Sachsen.

Quittung.

Für die Synodalkasse: Osterfestkollekte der Gemeinde Allendorf a./U. durch Herrn P. Hempping dort M. 23.87; Kindtaufskollekte des Herrn Heinrich Müller daselbst durch denselben M. 5.50; durch Herrn P. Willkomm in Planitz: Ostermontagskollekte der Gemeinde Planitz M. 77.50, Viertelfahrtsammlung derselben Gemeinde M. 50.30, Kindtaufskollekte des Herrn A. Käfer in Planitz M. 3.50, von Witwe Glas daselbst M. 3, von Herrn Lehrer Rabe und dessen Freunden in London gesammelt 3 Pfund Sterling; von der Gemeinde Chemnitz durch Herrn Preis daselbst M. 39.55; von Herrn Wilhelm Bopel in Hamburg M. 5.

Für Negermission: Aus dem Missionsneger der Familie Kralisch in Plauen i./V. durch Herrn P. Lent in Grün M. 3; von Frau Pilze in Chemnitz M. 3.

Für ostindische Mission: Von einer Konfirmandin durch Herrn P. Hempping in Allendorf a./U. M. 2.50.

Für ein Harmonium in den Glauchauer Kirchsaal: Von Herrn Lehrer Rabe und dessen Freunden in London gesammelt 2 Pfd. Sterl. Chemnitz.

Eduard Meldner, Kassierer.

Bücher und Schriften vom sel. Pfarrer Brunn.

Wir bringen hiermit nochmals die Schriften des sel. Pfarrers Brunn in Erinnerung, und nennen besonders die gangbarsten (eine Anzahl der früher erschienenen Schriften sind vergriffen und nicht wieder aufgelegt worden), welche sämtlich durch Johannes Herrmann, sowie durch den Schriftenverein (E. Braun) in Zwickau zu beziehen sind:

Gottes Wort und Luthers Lehr'. Erklärung des Kleinen Katechismus Luthers für reisere Christen. 1. Aufl. 1889. (VIII u. 608 S.) — 2. verm. Aufl. 1892. (IV u. 634 S.) geh. M. 3.60, geb. M. 4.60.

Mitteilungen aus meinem Leben für meine Kinder und Freunde zu meinem 50 jährigen Amtsjubiläum. 272 Seiten. geh. M. 1.40, geb. in Halbwd. M. 1.80, in Ganzwd. mit Dedelvergold. M. 2.

Ist der Papst der Antichrist? Auf Grund des Wortes Gottes und gemäß den Bekenntnisschriften der evang.-luth. Kirche dargelegt. 1868. (36 Seiten.) — In zweiter, sehr vermehrter Auflage erschienen 1890. (66 Seiten.) M. — 60

Sind unsere deutschen Landeskirchen noch wirklich evangelische oder lutherische Kirchen? Beantwortet. 1877. (32 S.) M. — 40

Ein gutes Bild des ehrw. Pfarrers Friedrich Brunn (Quartformat — Autotypiedruck). Preis M. 1, bei Zusend. unter Kreuzb. M. 1.20.

Noch während seiner Krankheit erhielt der Entschlafene einen Brief, in welchem über die „Mitteilungen aus meinem Leben“ folgendes gesagt wurde: „Dem Herrn sei tausend Dank, daß Er uns das Buch in unsere Hände hat kommen lassen, und nicht ohne Segen durch seine große Barmherzigkeit. Möge der liebe treue Gott immer mehr das Feuer des Glaubens, Treue und Gehorsam in der Erkenntnis der reinen Lehre des Wortes Gottes in uns erwecken und fördern durch Jesum Christum, unseren Heiland. Amen.“

Möchte diese dankbare Äußerung einer dem Verfasser persönlich unbekannten Leserin andere ermuntern, auch nach diesen Segen stiftenden Büchern zu greifen.

W.

Adressen-Veränderung.

Pastor Joh. Meldner, Frankenberg i. S.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

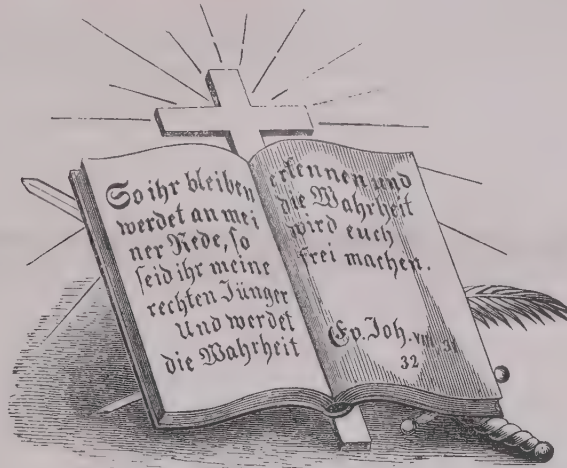
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die l. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 20. Nr. 12.

Dresden in Sachsen.

2. Juni 1895.

Auf Pfingsten.

Alle Welt feiert Pfingsten, und doch ist kein Fest der christlichen Kirche so verweltlicht als dies Fest der Stiftung derselben. Alle Welt feiert Pfingsten mit Vergnügungen aller Art, und diese sog. Freuden sollen bei vielen ein wahrer Gottesdienst sein, — man meint durch die Freude an all der Schöpfungsherrlichkeit der Natur sich besser erbauen und für den Kampf des Lebens stärken zu können, als durch Predigt-hören, Singen und Beten, — man will, wenn auch nur wenige Tage lang, sehen und gesehen werden im Festgewand, will auch einmal reich scheinen und den Reichen es gleichthun in frohem Lebensgenuß, — man will, fern von den bekannten Kreisen, sich einmal gehen lassen, unbeachtet und ungeniert der Luft die Zügel schiefen lassen. Da sind denn die Kirchen leer, aber die Wirtshäuser überfüllt — auf Tanzböden drängt man sich, auf den Eisenbahnen ist kaum Platz zu finden. Das Fest des Heiligen Geistes, der uns im rechten Glauben heiligt, wird entheiligt mit Fressen und Saufen, mit Kammern und Unzucht, mit Hader und Reid; Gotteslästerungen, schandbare Worte und Lieder, Narrenteidinge und Scherz umschwirren uns. Und was ist endlich, wenn die Tage der Festfreude dahin sind, die Frucht? Ein leeres, unbefriedigtes Herz, ein verunreinigtes, schuldbeladenes Gewissen, fruchtlose Reue über nutzlose Verschwendung.

Aber zu dieser so allgemeinen Entfremdung von dem, was die christliche Kirche im Pfingstfeste feierend begeht, kommt noch eine andere Thatfache. Die Welt feiert ihr Pfingsten, nicht des Glaubens, sondern des Unglaubens; nicht des Heiligen Geistes, sondern des Geistes der Lüge und der Lästerung. Die Losung geht durch unsere Volksmassen: Es giebt keinen Gott! — und das ist der Weg zur wahren Freiheit und zum wahren Lebensglück — der Glaube an Gott ist eine Dummheit, welche nur die Menschen unglücklich macht. Solche

Thoren hat es zwar je und je gegeben, wie Ps. 14 und 53 bezeugt, aber es ist doch ein Unterschied, denn der Psalm spricht: „Sie sprechen in ihren Herzen“ — jetzt aber ist es frei öffentlich die Predigt aller, die auf der Höhe der Zeit zu stehen sich rühmen! Früher stritten die Gelehrten, ob es Atheisten in Wirklichkeit gegeben habe und ließen höchstens von dem Juden Spinoza gelten, daß er ein bewußter Atheist gewesen — aber in unseren Tagen ist das der Ruhm jedes „Freigewordenen“, daß er nicht mehr an Gott glaubt. 2 Petr. 2, 18. 19: „Denn sie reden stolze Worte, da nichts hinter ist, und reizen durch Unzucht zur fleischlichen Lust diejenigen, die recht entronnen waren, und nun im Irrtum wandeln. Und verheißten ihnen Freiheit, so sie selbst Knechte des Verderbens sind.“ Ja, von Gottesleugnung und Gotteslästerung verspricht der Geist des Abgrundes den Menschen ein Paradies auf Erden — die alte Lüge wie 1 Mos. 3, 5. Und die Welt glaubt dieser Lüge mit Freuden und jauchzet und frohlocket dem neuen Tage des Heils entgegen, der über diese Welt bald aufgehen wird — die armen Chiliaften der Hölle! Die Führer sprechen siegesgewiß die Zuversicht aus, daß es bald keinen Menschen mehr geben wird, der noch an einen Gott glaubt. Und in immer weiteren Kreisen reißt dies Evangelium der Lüge die armen Menschen dahin; denn ihre Hirten sehen wohl die Wölfe einbrechen in die Herde, aber weil sie Mietlinge sind, fliehen sie nicht einmal, sondern machen wohl mit den Wölfen gemeinsame Sache, reden von berechtigten Anschauungen und verschleiern möglichen Ansichten, schweigen aber von der einen unfehlbaren, ewigen, selig und frei machenden Wahrheit, weil sie dieselbe selbst nicht haben, weil nicht gebunden im Gewissen durch das Wort heiliger Schrift, und holen sich das Lob der Sozialdemokraten, daß sie, die „Gottesgelehrten“, ihre besten Pioniere und Helfershelfer sind zum Umsturz der Kirche! Und mögen die dem Sturm gebieten, die selbst den Wind gesäet haben, da sie in den Tagen ihrer Herrlich-

keit mit allen Mitteln halfen, den Christenglauben zu vertilgen, und dem armen Volke das Heiligtum der Kirche aus dem Herzen zu reißen? Mögen sie jetzt zittern vor dem Umsturz ihrer Macht, der durch kein Gesetz, durch kein Machtgebot aufzuhalten ist. Denn giebt es keinen Gott, wie sie selbst glauben, so giebt es auch keine göttliche Ordnung, kein göttliches Gesetz, keinen Eid, der das Gewissen bindet, kein Recht, als das Recht des Stärkeren, keine Sünde und Sündenstrafe in Zeit und Ewigkeit! Wer kann hier helfen?

Nun, der im Himmel wohnet, lachet ihrer und der Herr spottet ihrer — und läßt dennoch Pfingsten werden auf Erden. Ps. 46, 5: „Dennoch soll die Stadt Gottes sein lustig bleiben mit ihren Brünnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind. Gott ist bei ihr darinnen, darum wird sie wohl bleiben; Gott hilft ihr frühe.“ So lange es ein Pfingsten giebt auf Erden, hat die Welt noch nie ein wahres Pfingsten gefeiert — die Kirche Gottes aber feiert es nicht bloß alle Jahre, sondern alle Tage, und hat es gefeiert in Tagen, die unter Stürmen der Verfolgung und der Anfechtung von innen und von außen alles zu vernichten droheten. Was zu allen Zeiten der Kirche Trost und Stärke gewesen ist, ist es auch in unseren Tagen und bleibt es bis an das Ende! So lange das irrumslose, unfehlbare Wort der Wahrheit heiliger Schrift unverfälscht uns gelassen wird, so lange haben wir auch die fröhliche Gewißheit, daß der Heilige Geist noch nicht von uns gewichen ist, sondern sein Werk in und an uns hat und zwar durch das Wort, das ja sein eigen Werk ist, denn er ist es ja, der durch Propheten und Apostel geredet und durch ihre Hand geschrieben hat Worte des ewigen Lebens — und darum, wo sein Wort ist, da ist auch er und außer seinem Wort und Sakrament findet ihn keiner. Darum wird es nicht da Pfingsten, wo man im gemeinsamen Gebetssturm eine neue Ausgießung des Heiligen Geistes, ein neues Pfingstwehen und eine Erneuerung der Pfingstgemeinde erzwingen will, sondern wo man dem Heiligen Geiste sein stille hält und läßt ihn in uns durch sein Wort wirken und einem jeglichen Seines zuteilen, nach dem er will (1 Kor. 12, 11). Durch sein Wort zeugt der Heilige Geist in uns und überzeugt uns, daß Geist Wahrheit ist. Wo sein Wort erschallt, da ist auch er, der Geist der Wahrheit, der uns in alle Wahrheit leitet, in die ganze Wahrheit, da wir nicht nur zu einer wahren Selbstkenntnis kommen durch sein untrügliches Wort und darin bleiben und zunehmen, sondern auch in wahrer Erkenntnis des allein wahren Gottes, Seines Heils und Heilsweges täglich wachsen und erstarken, und darüber immer fröhlicher und getroster werden in der untrüglichen Hoffnung auf ein unvergängliches Heil. Uns führt der Pfingstgeist in ein Paradies, darin in unvergänglicher Herrlichkeit alles glänzt, glüht und blüht, mit Licht und Leben uns erfüllt, das nicht mehr von Sterben weiß; denn das Wort der heiligen Schrift, das Wort aus Gottes Munde, das Wort und Zeugnis des Heiligen Geistes bleibet in Ewigkeit und erfüllt alle, die es hören und haben, mit ewiger Freude des Lebens in Gott. Sein Wort in uns und wir in Gott, denn wer dies Wort hat und glaubt, der hat das ewige Leben und ist erfüllt mit den Kräften der zukünftigen Welt, denn er ist frei geworden von sich selbst, von Sünde und Tod, durch die Vergebung der Sünden aus lauter Gnaden in Christo. Das ist der Trost des Pfingstgeistes, darüber wir allen Jammer der Sünde und des Todes, allen Jammer der Gegenwart vergessen! Die Welt meint über der zeitlichen Ergözung des ewigen Jammers vergessen zu können — wir lassen uns durch die Lüge der Atheisten nicht bethören, wir vergessen das gegenwärtige Leid, das zeitlich

und leicht ist, über der zukünftigen ewigen Herrlichkeit. Darum, Pfingstgemeinde, laß dich nicht finden auf den Pfingstwegen der Welt, sondern in der Gemeinschaft, darin das Zeugnis des Heiligen Geistes erschallt! H—n.

Rechtfertigung des Missionars a. D. J. M. Kempf gegen die in den „Aktenstücken“ des Direktors v. Schwarz erhobenen Anklagen.

Vorbemerkung. Wir haben bei Anzeige der „Aktenstücke“ in Nr. 4 d. Bl. unser Urteil über die Angelegenheit des Miss. Kempf bis dahin aufgeschoben, daß er selbst noch einmal zu Worte gekommen sein werde. Andere haben diese Vorsicht nicht gebraucht, sondern ihr Urteil nach der einseitigen Darstellung der Leipziger Missionsleitung abgeschlossen. Damit sind solche, wie z. B. die „Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung“, die es für angezeigt hält, Miss. Kempfs „Tüchtigkeit“ nur noch mit Anführungszeichen zu erwähnen, in die Sünde wider das 8. Gebot gefallen, da man den Nächsten ohne Grund und unverhörter Sache verurteilt. Wir freuen uns nun, den also Verurteilten und Geschmähten vor unseren Lesern reinigen zu können, indem wir seine in Nr. 17 der „N. L. R.-Z.“ vom 28. April enthaltene Rechtfertigung mit Auslassung eines unsere Leser nicht interessierenden Passus mitteilen. Durch diese Veröffentlichung wird der früher in Aussicht gestellte Abdruck einer früheren Verteidigung desselben Missionars aus Nr. 47 des vorigen Jahrganges der „N. L. R.-Z.“ ziemlich überflüssig und werden wir nur ein Stück daraus noch anmerkungsweise mitteilen.

Missionar a. D. Kempf schreibt:

„Sehr geehrter Herr Redakteur!

Herr Missionsdirektor v. Schwarz hat mein, sowie der Brüder Räther und Mohn Ausscheiden aus der Leipziger Mission betreffend, eine Reihe von Aktenstücken veröffentlicht, die mich veranlassen, Sie nochmals um freundliches Gehör zu bitten. Schon der Titel „Aktenstücke“ weist darauf hin, daß die vorliegende Sammlung keine vollständige ist und also auch nicht darauf berechnet ist, dem Leser eine eingehende und sachliche Beurteilung zu ermöglichen. Wo es für angemessen erachtet wurde, sind eine Reihe wichtiger Akten ganz weggelassen worden, was, sowohl in Bezug auf den Stösch'schen Lehrkampf, aus dem man Anlaß nahm, um den Prozeß zu machen, als auch in Bezug auf meine Pensionierung zutrifft. Andere Akten, wie die zuletzt mitgeteilte Privatkorrespondenz mit dem Senior, oder mein offizielles Schreiben an das Kollegium vom 25. April 1894,¹ das auf die Unterredung in Zerfaud des näheren einging, sind nur in verstümmelter Weise wiedergegeben worden. Wenn in Bezug auf letzteres Schreiben (Aktenstücke S. 54) gesagt wird: „die auf die Unterredung bezüglichen Ausführungen sind bereits im Vorhergehenden in den Anmerkungen mitgeteilt“, so ist dies eine Unwahrheit. Wenn ferner der Abdruck jenes Schreibens angeblich wegen des „Tones“ beanstandet wird, so wird niemand, der die persönlichen Anmerkungen und Zusätze des Herrn v. Schwarz liest, den Grund dieser Beanstandung etwa in irgend einem Zartgefühl² seinerseits suchen. Doch dies nur beiläufig, obgleich es schon ein Eigentümliches Licht auf die Gewissenhaftigkeit und Objektivität des Herausgebers der „Aktenstücke“ wirft.

Es liegt mir hauptsächlich ob, mich von den Anklagen zu reinigen, resp. dieselben zu beleuchten, denn nur in der Anklage

¹ Inzwischen in diesem Blatte mitgeteilt. D. Red. der „N. L. R.-Z.“

² Davon haben auch wir nichts bemerkt. D. Red. der „N. L. R.-Z.“

wegen „amtlicher Lüge“, bezw. „wissentlicher Unwahrheit“, bezw. „Versuch der Täuschung“ ist ein Beweis versucht worden. Zur Begründung dieser Beschuldigung werden zwei scheinbar sich widersprechende Zeitangaben aus dem Jahre 1891 einer mit dem damaligen Vorsitzenden des Kirchenrats geführten, aber von mir nicht in Abschrift aufbewahrten Korrespondenz entnommen. Jedoch weder der Vorsitzende des Kirchenrats, noch dieser selbst haben es i. B. der Mühe wert gefunden, mich wegen dieser scheinbaren Differenz zu interpellieren.³ Selbst, wenn sie nicht gewillt waren, sich den scheinbaren Widerspruch in meinen innerhalb sechs Wochen gemachten Zeitangaben zu erklären, so werden sie doch sich haben sagen müssen, daß dies viel zu plump angelegt gewesen sei, um als Versuch der Täuschung gelten zu können. Wer auf Täuschung, bezw. Lüge ausgeht, der versteht sich besser einzurichten! Nur Miss. Weisenherz, der, nach seinem eigenen Ausspruch, zur „Ausspürung“ solcher Dinge sich anscheinend besonders veranlagt hält, glaubte nachträglich in meinen beiden Zeitangaben den unumstößlichen Beweis einer sogar dreifach versuchten Täuschung gefunden zu haben. Würde aber Miss. B., bevor er mich hinter meinem Rücken vor anderen verurteilte, sich mit mir in amtsbrüderlicher Weise besprochen haben, so hätte sich ergeben, daß jene beiden Angaben, jede für sich, durchaus richtig waren. Denn wenn ich auch in der zweiten Angabe — die übrigens nur eine Antwort auf eine mir gestellte bestimmte Frage war — als Datum meiner Abreise auf die Berge den 21. August, und als Datum meiner Rückkehr den 8. September nannte, konnte ich dennoch mit voller Berechtigung in der ersten Angabe sagen, nur „etwas über 8 Tage“ von meiner Station abwesend gewesen zu sein; denn, als ich am 21. August zum Abholen meiner Familie auf die Berge reiste, hatte ich noch volle 8 Tage meines, zu unserer Umsiedelung von Poreiar nach Wirutafalam und zur Uebnahme letzterer Station, im Juli unterbrochenen sechswöchentlichen Vergurlaubes zu gute, für welche Zeit ich dem Kirchenrat keine Rechenschaft schuldete. Ich war daher dem Kirchenrat für höchstens 10 Tage, ja — wenn man nach dem Buchstaben der Verordnung geht, nach welchem ein Missionar nur, falls er über 8 Tage von seiner Station abwesend zu sein beabsichtigt, dies zu melden hat — eigentlich nur für 2 Tage Rechenschaft schuldig.* Und an diesen beiden Tagen habe ich stellvertretend amtiert. Wo bleibt da Raum zu der furchtbaren Anklage „amtlicher Lüge“? Man könnte mir höchstens vorwerfen, daß meine zweite Angabe allzu unabhängig von der ersteren gemacht wurde. Was Miss. B. zur Begründung des dritten Versuchs der Täuschung vorbringt, ist einfach lächerlich. Denn es könnte sich bei meiner Abreise am 21. August höchstens um die Differenz einer Nacht handeln. Und ich sollte irgend ein Interesse gehabt haben, den Kirchenrat um eine Nacht zu täuschen!! Allein selbst dies kann nicht in Frage kommen, denn, wenn ich am 21. August früh etwa gegen 3 Uhr mit einem sog. chutka (indischer Pferdewagen) von Wirutafalam abfuhr, so konnte ich noch zeitig genug in Ghidambaram ankommen, um den nach den Bergen zu benutzenden Morgenzug zu besteigen, ja, wenn ich sogar erst im Laufe des Vormittags von Wirutafalam abfuhr, so konnte ich immer noch zeitig genug ankommen, um den in gleicher Richtung fahrenden Nachmittagszug zu erreichen!! — Doch setzen wir einmal den Fall,

es handelte sich wirklich um einen bedenklichen Irrtum in einer der beiden Angaben. Welcher Billigkeit entspricht es da, sogleich auf eine „wissentliche Unwahrheit“ zu schließen, bevor man mich gehört hat?! Dieses Vorgehen ist allerdings ein tief trauriges, und es ist ungemein bezeichnend für den Geist, welcher die Herren Kirchenräte ihren Missionaren gegenüber befeelt. Muß bei einer derartigen Polizeiwirtschaft nicht alles gegenseitige Vertrauen schwinden?! Was würde aber Miss. B. dazu sagen, wenn man ihn entsprechend behandeln würde! Auf der Synode 1894 erklärte derselbe offiziell, er hätte anfangs von dem Druck des Herre'schen Buches über die gleiche Sterblichkeit der Seele mit dem Leibe nichts gewußt, während durch direkte und indirekte Zeugen festgestellt ist, daß gerade er es war, der die Erlaubnis zum Druck jenes Buches in der Missionsdruckerei gab! Wenn es hier billig ist, zunächst anzunehmen, daß ein Irrtum aus Vergeßlichkeit vorliegt, warum zeigt Miss. B. nicht dieselbe Billigkeit gegen mich, die er doch für sich selbst in Anspruch nehmen muß?!⁴

Ich bin Ihnen, geehrter Herr Redakteur, in diesem Zusammenhang einige Worte der Erklärung schuldig, weshalb ich in der Unterredung zu Zerkaud im März vorigen Jahres mich weigerte,⁵ auf die Anklage einzugehen, ohne daß man mir vorher eine schriftliche Begründung derselben gegeben hätte. Was die Anklage wegen „amtlicher Lüge“ betrifft, so hatte ich, wie schon erwähnt, keine Abschrift meiner über 2 Jahre zurückliegenden Korrespondenz aufbewahrt. Ich wußte daher in der That auch nicht mehr genau, was ich damals geschrieben hatte. Zwar war ich mir keiner „Lüge“ bewußt, doch schloß ich von vornherein nicht aus, daß etwa eine irrige Angabe untergelaufen sein konnte. Was mich aber empörte und zur äußersten Vorsicht mahnte, war der Umstand, daß ich verurteilt worden war, ehe ich gehört wurde. Ich war über die Absicht dieser Herren keinen Augenblick im Zweifel. Hat doch Miss. B. — wie mir ein im Amte stehender Leipziger Missionar verbürgt — als ich wegen Unwohlseins meiner Frau telegraphisch um Verschiebung des zuerst in Tranquebar angesetzten Verhörs bitten mußte, mein Telegramm mit den Worten kommentiert: „Er will sich aus der Schlinge ziehen, wir wollen ihn aber doch tot machen“ und damit eingestanden, daß mir eine Schlinge gelegt ward. Die anderen Beschuldigungen betrafen Dinge, die sogar über 3 Jahre zurücklagen. Hätte ich da nicht auf der Stelle genügende Antwort auf die mir nur teilweise und obendrein nur ungenau bekannten Anklagen geben können, so würde ich mit dem Schein des Rechts aufs neue verurteilt worden sein, oder, hätte ich mich in irgend einer Angabe versehen, so würde man mich abermals unbarmherzig der „Lüge“ geziehen haben. Ich war daher gewissens- und vorsichtshalber genötigt, es abzulehnen, aus dem Stegreif auf diese Beschuldigungen einzugehen. Die dreimalige Verweigerung meines Gesuchs um schriftliche Begründung der Anklagen beweist klar, daß ich es mit loyalen Gegnern nicht zu thun hatte. Außerdem möchte ich zu meiner Haltung in Zerkaud noch bemerken, daß ich von meinem Wohnort aus auf schlechten Bergwegen über 20 Kilometer weit nach Zerkaud zu

⁴ Als Miss. Weisenherz noch in Ghidambaram war, beklagte er sich mir gegenüber bitter über Unbill und Unbrüderlichkeit, die er als Stationarius von Poreiar von seiten des Kirchenrats zu leiden hatte. Er wünschte sich, sagte er, nie mehr nach Poreiar zurück und gestand, wie er nahe daran gewesen sei, sein Entlassungsgesuch einzureichen. (!) Doch nun, da er selbst Mitglied des Kirchenrats geworden ist, geht es nach jenem Worte: „Kein Messer schärfer schneidet, als wenn der Bauer ein Herr wird.“ (Anm. des Miss. Kempf.)

⁵ Auch bei dem Disziplinarverfahren in den Landeskirchen wird dem Angeklagten nach Abschluß der Voruntersuchung eine Anklageschrift überreicht. Miss. K.'s Forderung war also eine durchaus berechtigete.

Die Red. der „N. L. K.-Z.“

³ Von uns unterstrichen.

Die Red. der „N. L. K.-Z.“

* Wir hatten den Versuch gemacht, die Differenz in den Zeitangaben zu erklären, wie wir's konnten. Wir haben damit sachlich nicht das Rechte getroffen, aber eben damit bewiesen, daß bei gutem Willen die Differenz noch andere Erklärungen zuließ, ohne daß man gleich eine „amtliche Lüge“ oder gar deren drei annehmen mußte. W.

reiten hatte und daß ich dort nach einer schlaflos zugebrachten Nacht körperlich und geistig angegriffen zur Unterredung eintraf.

Miss. Weisenherz beschuldigt mich ferner, daß in allen Dorfschulen des Poreiardiſtrikts während meiner dreijährigen Amtszeit nicht ein einziges Kind lesen gelernt habe. Ich muß offen gestehen, daß, als ich in Serkaud zum ersten Male von dieser Anklage hörte, ich meinen Ohren kaum traute, so unverstündlich erschien sie mir. Miss. B. hatte 1885 die Station verlassen und sie erst 1891 aus den Händen des Missionars Gehring und des Landpredigers Isaak wieder übernommen. Was wußte er über den Stand der Poreiarer Dorfschulen während dieser fünf Jahre seiner Abwesenheit? Selbst angenommen, er habe bei der zweiten Uebernahme kein Kind vorgesunden, das lesen konnte, so beweist dies ja noch nicht, daß unter mir kein einziges Kind lesen gelernt habe! Es gab zu meiner Zeit in unmittelbarer Nähe von Poreiar und in etwas weiterer Entfernung fünf solcher Dorfschulen. Einige davon waren allerdings so gering, daß sie kaum den Namen einer Schule verdienten, teils, weil die von früher her dort angestellten sogenannten „unbestätigten“ Lehrer zum Unterricht kaum taugten (ich beantragte einmal vergeblich die Pensionierung eines solchen Lehrers), teils, weil die wenigen dort vorhandenen Kinder die Schule unregelmäßig besuchten, oder zum Teil, wenn sie 5—6 Jahre alt wurden, zum Viehhüten aufs Feld geschickt wurden. Derartige Schulen giebt es überall auf dem Missionsgebiet. Wenn aber Miss. B. besser nachgeforscht hätte, so würde er entdeckt haben, daß während meiner Amtszeit fast aus sämtlichen Poreiarer Dorfschulen Kinder, die lesen konnten, in anderen Schulen Aufnahme fanden. So gingen nicht nur aus den vier näher gelegenen Schulen, sondern auch aus dem entferntesten Tilleiali Schüler an die Vorbereitungsschule des Seminars und, wenn ich nicht irre, auch an die Centralſchule, ferner aus Akkur, wo mehrere Kinder lesen konnten, an die Induſtriſchule, und aus Budenur an die Waiſenſchule in Majaveram ab. Zu näherer Berichterstattung bezüglich dieser, sowie der übrigen Anklagen, müßte mir eine eingehende Untersuchung an Ort und Stelle mit Zuhilfenahme der Schulleisten und meiner damaligen Lehrer gestattet werden. Ist die Leipziger Missionsleitung dazu gewillt? Wenn nicht, so enthalte sie sich derartiger Beschuldigungen und kehre vor der eigenen Thür. Uebrigens ist mir mitgeteilt worden, daß, als Miss. B. die Dorfschüler kurz vor Weihnachten 1891 in seinem Hause prüfte, er dieselben nicht etwa in ihrem Lesebuch, sondern in der ihnen fremden und weil aus dem Deutschen überſetzt, ſtiliſtiſch und ſprachlich ungleich ſchwierigeren Agende lesen ließ. Kein Wunder, wenn sie sämtlich durchs Examen fielen!

Eine weitere Beschuldigung bezieht sich auf angeblich mangelhaft unterrichtete Katechumenen in Budenur und Proſelyten aus der römischen Kirche in Tilleiali. Wenn mir eine Anklage nahe ging, ja ins innerste Herz schnitt, so war es diese. Denn ich habe, wo es sich bei Christen oder Heiden um den Unterricht aus Gottes Wort handelte, stets die möglichste Sorgfalt verwendet, und dies ist nicht nur in Poreiar, sondern sonst auch in der Mission bekannt. Auch Miss. B. weiß dies und wußte daher auch, daß er mich gerade mit dieser Anklage aufs schmerzlichste treffen mußte. So viel ich nun aus der Ferne ermitteln konnte, handelte es sich in Budenur um ein betagtes Ehepaar. Der Mann war 75 und die Frau 65 Jahre alt. Ich erinnere mich noch recht wohl, wie ihnen das Lernen und das Erfassen des Gelernten sehr schwer wurde, was bei ihrem Alter wahrlich kein Wunder war. Sie lernten fast 3 Monate, also etwa dreimal so lange, als die meisten Katechumenen, die z. B. Miss. Rabis in Majaveram unterrichtete. Als ich sie endlich auf ihr instän-

diges Bitten taufte, mußten sie mir versprechen, nach der Ernte zum Wiederholen und Befestigen des Gelernten wiederzukommen. Etwa 3 Monate später wurde ich verſetzt; aber ich weiß noch sehr wohl, daß ich vor meinem Abschied dem Lehrer in Budenur diese Leute besonders ans Herz legte. Ob er jedoch ihnen gegenüber seine Pflicht gethan hat, weiß ich nicht. Als nun Miss. B. die Station aus den Händen Miss. Gehrings und des Landpredigers Isaak übernahm und dieses Ehepaar gegen Ende des Jahres hin prüfte, stellte es sich heraus, daß es das meiste wieder vergessen hatte. Der Mann ſetzte in der ersten Bitte des „Vaterunser“ das ihm früher ganz unbekannte oder ungewohnte Sanskritwort *naamam* (Name) in *raamam* um.⁶ Mit welchem Recht, ja, mit welchem Schein des Rechts beschuldigt mich aber Miss. B., diese Leute mangelhaft unterrichtet zu haben? War er etwa dabei, als sie f. B. unterrichtet und getauft wurden? Oder kann ich dafür verantwortlich gemacht werden, wenn es vorkommt, daß einige dieser geistig armen oder betagten Leute das Gelernte z. T. wieder vergessen haben, und dies ein halbes Jahr nach meinem Fortgang! Nur Verblendung und böser Wille konnte Miss. B., der die Verhältnisse aus eigener Praxis kennen mußte, zu dieser lieblosesten aller Anklagen verleiten. Was würde er dazu sagen, wenn man ihn auf gleiche Weise behandeln wollte? Als ich einmal mit seinem Amtsnachfolger in Chidambaram eine Distriktreise unternahm, trafen wir eine junge, von Miss. B. getaufte Witwe. Dieselbe konnte das „Vaterunser“ weder beginnen, noch, als ihr der Anfang mehrere Male vorgesagt wurde, fortfahren. Auch den „Glauben“ wußte sie nicht, und auf die Frage, wie viele Götter es gebe, antwortete sie: drei, u. s. w.⁷ Noch kürzlich teilte mir der Amtsnachfolger von Miss. B. mit, daß er eine Anzahl von B. getaufter Leute im Distrikt vorgesunden habe, die nicht nur regelmäßig *raamam* für *naamam* sagten, sondern auch durch Wortentstellung in der vierten Bitte: „Gieb uns eine zweite Frau“ anstatt: „Unser täglich Brot gieb uns heute“ beteten. Dennoch glaube ich gerne, daß Miss. B. seine Katechumenen gewissenhaft unterrichtet hat; wer eben unter Pariaſ gearbeitet, der weiß, mit welchen Schwierigkeiten man es bei manchen unter ihnen zu thun hat. Was die aus der römischen Kirche Aufgenommenen betrifft, so höre ich, daß es sich ebenfalls um ein altes, bereits verstorbenes Ehepaar handeln soll, von dem der eine Teil sogar halb taub war. Im übrigen bin ich aber nicht erstaunt, wenn Leute, die sich nicht an Miss. B.'s Aussprache des Tamulischen gewöhnt haben, auf seine Fragen entweder keine oder doch verkehrte Antwort geben. Hat mir doch eine gebildete Sudrafrau, die ihn jahrelang predigen hörte, einmal gesagt, daß sie nur mit Mühe seinen Predigten folgen konnte.“

(Hier lassen wir einen Abschnitt weg, in dem sich der Schreiber gegen einen mündlich verbreiteten Vorwurf, als habe er Kindertaufen vernachlässigt, verteidigt, weil eben dieser Vorwurf nirgends an die Öffentlichkeit gekommen ist. Wer ihn „vertraulich“ zu hören bekommen sollte, der ſetze ſich vor. Solche „vertrauliche Mitteilungen“ zu Ungunsten eines anderen nennt man im gewöhnlichen Leben Verleumdungen, und wenn Glieder eines „ev.-luth.“ Missionskollegiums sich solcher schuldig machen, so trifft sie das Wort Psalm 50, 16. 17. 19. 22. — Wem

⁶ Das tamulische Wort für „Name“ ist „*pèr*“.

⁷ Ein andermal war ich zugegen, wie auf den Bergen ein junger, von Miss. Handmann getaufter oder konfirmierter Mann dem ihn prüfenden Miss. Hörberg (dem damaligen Amtsnachfolger Handmanns auf den Bergen) auf die Frage, wer denn diese drei Götter wären, antwortete: „Adam und Eva!“ Solche Dinge kommen eben vor. Offenbar war der junge Mann ein schlechter Kirchgänger, denn an Verstand fehlte es ihm sonst nicht. Er war, soviel ich mich erinnere, ein Tischler. (Anm. des Miss. Kempt.)

diese letzte Bemerkung zu hart erscheint, der bedenke noch folgendes. In Nr. 10 des Missionsblattes vom 15. Mai, wo ein kurzer Versuch gemacht wird, die Kempf'sche Rechtfertigung zu entkräften, bringt der Herausgeber einen ganz neuen Beweis für Miss. Kempfs angebliche Untüchtigkeit oder Untreue. Er schreibt: „Zur Veröffentlichung weiteren uns zu Gebote stehenden* Materials haben wir keinen Anlaß, begnügen uns vielmehr mit dem Hinweis, daß nach den alljährlich veröffentlichten statistischen Tabellen die Zahl der Abendmahlsgäste in Poreiar während der Amtszeit des Herrn Kempf von 1884 im Jahre 1887 stetig auf 833 im Jahre 1891 gesunken war.“ Diese Angabe ist, wie sich jeder Besitzer der betreffenden Jahrgänge des Missionsblattes überzeugen kann, nur teilweise richtig und verrät überdies eine große Unbilligkeit gegen Herrn Miss. Kempf. Es ist

1. unrichtig, Kempfs Amtszeit in Poreiar voll von 1887 bis 1891 zu rechnen. Er ist vielmehr von Mitte Mai 1888 (vgl. Missionsblatt 1889, S. 310) bis Ende Mai 1891 (vgl. Missionsbl. 1891, S. 181 Anm.) in Poreiar gewesen. Es darf ihm also nicht angerechnet werden, was 1888 vor seiner Ankunft und 1891 nach seinem Weggange geschehen ist. Es ist

2. unwahr, daß während seiner Amtszeit die Kommunikantenzahl stetig zurückgegangen wäre. Denn 1890 hat sich die Zahl nach dem starken Rückgang von 1889 wieder gehoben und würde sich vermutlich weiter gehoben haben, wenn Kempf nicht schon im Mai 1891 verstorben worden wäre. Es ist aber

3. offenbar mit zweierlei Maß gemessen, wenn bei Kempf der Rückgang der Kommunikantenzahl als Beweis der Untreue angeführt wird, während die Listen ergeben, daß in denselben Jahren die Kommunikantenzahl in Majaberam (Miss. Winkel) von 1709 (1887) auf 1284 (1891) und in Tandisaur (Miss. Päsler) gar von 1907 (1887) auf 938 (1891) gefallen ist, wobei noch zu beachten ist, daß diese beiden Stationen keinen Wechsel des Missionars durchzumachen hatten, während Poreiar einen zweimaligen Wechsel erlebte mit Zwischenzeiten, in denen sie nur vertretungsweise gepflegt wurde. Wer müßte nicht, daß bei solchem Wechsel ganz naturgemäß ein Rückgang eintritt! So wenig wir die Miss. Winkel und Päsler wegen dieses Rückganges der Untreue beschuldigen, so klar ist es, daß die Leipziger Missionsleitung hier mit zweierlei Maß mißt, zu Ungunsten des nun einmal dem öffentlichen Verachtungsurteil preisgegebenen Miss. Kempf! (Schluß folgt.) W.

Die hohe Wichtigkeit der reinen Lehre von Kirche und Amt für den christlichen Glauben und die kirchliche Praxis.

(Fortsetzung.)

9. These.

Zur Erlangung der Seligkeit unbedingt notwendig ist nur die Gemeinschaft mit der unsichtbaren Kirche, welcher ursprünglich allein alle jene herrlichen die Kirche betreffenden Verheißungen gegeben sind.

Wir haben zuletzt davon geredet, wie überaus wichtig es ist, die wahre sichtbare Kirche von allerlei falschen Kirchen und Sekten richtig und klar zu unterscheiden, um die letzteren meiden, zu der ersteren aber sich halten zu können. Wir haben auch

* Kurz vorher hieß es: „Wir stellen fest, daß alle Altenstücke, welche bei der Pensionierung und später bei der Entlassung des Herrn Kempf in Betracht kommen, unverfälscht mitgeteilt sind.“ Worin besteht nun das „zu Gebote stehende“ „weitere Material“? W.

bereits mehr als einmal darauf hingedeutet, wie irrig und gefährlich jene Meinung der Pietisten, Stundenhalter und Konventikelleute ist, die da meinen, es sei genug ein Kind Gottes zu sein und der unsichtbaren Kirche anzugehören, alles andere sei äußerlich und unnötig. Die wissen nicht, daß sie, immer auf ihr frommes Herz als auf das wahrhaft „Innerliche“ hinweisend, mit allem angeblich „Äußerlichen“ das Wort Gottes und die heiligen Sakramente und damit die Kirche Gottes, Gott selbst verachten und wohl ihre eigene Seligkeit darüber verlieren. Denn der Herr Christus hat gesagt: „Wer euch verachtet, der verachtet mich, wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat,“ und: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater, wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.“ Und wie kann der selig werden, der die einzigen zur Seligkeit notwendigen Gnadenmittel: Wort und Sakrament, wo er sie doch haben kann, verachtet? Da gilt vielmehr, was von den Schriftgelehrten und Pharisäern geschrieben steht: „Sie verachteten Gottes Rat wider sich selbst und ließen sich nicht von ihm taufen.“ Auch würde man sich ja eines groben Ungehorsams gegen Gottes Wort schuldig machen, als z. B. gegen das Wort: „Lasset uns nicht verlassen unsere Versammlungen, wie etliche pflegen“, und Gottes Segens sich selbst berauben, seinen Zorn auf sich laden.

Weil wir aber, hier in der streitenden Kirche auf Erden, fort und fort bereit sein müssen, „mit Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken“ den bösen Feind von uns abzuweisen, so müssen wir uns andererseits auch vor der Einseitigkeit und Verlehrtheit hüten, die sichtbare Kirche und deren Zugehörigkeit zu überschätzen. Und weil gerade wir in unseren Tagen sonderlich dazu berufen sind, gegenüber dem falsch unionistischen Zeitgeiste die rechte sichtbare Kirche und die Separation von falschen Kirchen und Sekten zu betonen, wird es gerade auch für uns von größter Wichtigkeit sein, daß wir hier nicht überspannen und übertreiben, damit wir nicht in den entgegengesetzten Irrtum geraten und auf der anderen Seite des Weges zu Falle kommen. Zu diesem Zwecke wollen wir vorstehende These uns vorhalten und näher betrachten.

Es ist bekannt, daß sich die römische Kirche für die „alleinseligmachende“ hält und ausgiebt. Darüber brauchen wir zwar mit „Protestanten“ nicht weiter zu disputieren. Denn daß sie das nicht sei, ist diesen allen „völlig klar“. Und doch: Wie viele mögen auch noch unter den „Protestanten“ sein, die, wenn auch nicht die römische, so doch diese oder jene andere Kirchengemeinschaft für die „alleinseligmachende“ halten. Denn wenn sie dies auch nicht gerade ausdrücklich sagen, so zeigen sie es doch mit ihrem ganzen Verhalten. Nicht gar selten nämlich haben wir die Rede vernommen: „Wo sollen wir bleiben, wenn wir aus der Landeskirche austreten?“ Wo bleiben? Nun, es wird sich wohl schon eine andere rechtgläubige sichtbare Kirchengemeinschaft finden, wenn sie auch noch so klein, gering und verachtet, vielleicht auch räumlich entfernt ist, zu der man sich halten und bekennen, in der man den Gebrauch der Gnadenmittel haben kann. Aber, wenn auch nicht, so ist doch erstlich die Gemeinschaft mit falscher Kirche unter allen Umständen Sünde. Zum andern aber: Glaubt man denn überhaupt, daß die Zugehörigkeit zu einer oder der sichtbaren Kirche zur Seligkeit unbedingt notwendig sei? Wer das meint, hat das wahre Christentum, die Lehre von der Seligkeit allein durch den Glauben noch nicht begriffen. Der glaubt, an dem Herrn Christo allein nicht genug zu haben; er meint auch die Gemeinschaft anderer Menschen zur Seligkeit nicht entbehren zu können. Aber die Gnadenmittel, wie steht es damit? Wohl

können wir die auf keine Weise entbehren, denn ohne das Wort (und Sakrament) kann allerdings kein Mensch selig werden. Und was den öffentlichen Gebrauch derselben in Gemeinschaft der Kirche betrifft, so glauben wir uns genugsam darüber ausgesprochen zu haben, wie sündlich und wie seelengefährlich dessen Verachtung ist. Wenn man aber solchen Gebrauch in einer rechtgläubigen Kirche der göttlichen Ordnung gemäß nicht haben kann, sollte man doch, wenn man noch ein Christ ist, wissen, daß man, auch wenn man äußerlich kirchlich völlig vereinsamt ist, durch den Glauben an das geschriebene Wort Gottes ohne mündliche Predigt und durch den geistlichen Genuß des Leibes und Blutes Christi ohne das Abendmahl vor Gott gerecht und selig sein kann, daß die Gemeinschaft mit der unsichtbaren Kirche im Geist und Glauben ausreichend ist.* Der Satz: „Außer der Kirche kein Heil“ ist richtig, gilt aber eigentlich nur von der unsichtbaren Kirche, welche in Wahrheit die alleinseligmachende ist. (Was sollte man sonst wohl von so manchen Christen urteilen, welche etwa einen sichtbaren Kirchenkörper verlassen haben und in einen anderen noch nicht aufgenommen worden sind, wie z. B. alle auswandernden Christen sind, die etwa von hier nach Amerika gehen? Können die denn auch nicht selig werden, wenn sie mit dem Schiffe untergehen?)

Und was die Verheißungen betrifft, daß die Pforten der Hölle die Kirche nicht zerstören sollen, daß sie bis an den jüngsten Tag nicht untergehen kann und nicht untergehen wird, so kann und darf dies auf keine sichtbare Kirchengemeinschaft, sondern nur auf die unsichtbare Kirche bezogen werden. Das sollen und wollen gerade wir, die wir für unsere neugegründete und etwa noch in der ersten Jugendliebe blühende (? —) Kirchengemeinschaft Gott von Herzen dankbar, etwa gar begeistert sind, uns sonderlich gesagt sein lassen. Wir wollen ja gewiß alle gern von Herzen unserer Gemeinde, unserer Synode, unserer jetzt noch zu ehrenvoller Schmach sogenannten „missourischen“ Kirche treu bleiben, für sie arbeiten, kämpfen und beten, drohenden und kommenden Gefahren begegnen, und wenn es ja schlimm kommen sollte (was Gott verhüten wolle), daß auch bei uns wieder falsche Lehre und gottloses Leben einreißen sollte, nicht alsbald das Feld räumen, sondern treulich auf unserem Posten stehen, diese unsere sichtbare Kirchengemeinschaft zu erhalten oder wiederherzustellen. Aber das dürfte doch wohl niemandem unter uns einfallen, daß wir denken sollten, diese unsere „missourische“ Kirche könne überhaupt nicht abfallen? Der Name „Missouri“ soll uns doch wohl nicht schützen? Was ist der überhaupt, was kann und soll der? Wir tragen ihn gern, so lange er als Bekenntnisname die rechtgläubige lutherische Kirche bezeichnet, gleichwie in früheren Zeiten der Name „lutherisch“ dafür angesehen wurde, in der ersten Zeit der christlichen Kirche aber der Name „christlich“ genügte. Alle solche menschliche Namen aber sind eben menschlich, irdisch, zufällig, geschichtlich und haben ihre Zeit. Irgend eine Bürgschaft oder Verheißung haben sie nicht im allergeringsten. Ebenso wenig ist unsere Kirchenverfassung oder irgend etwas dergleichen im Stande, unsere gegenwärtige Kirchengemeinschaft vor Abfall zu bewahren. O wie wichtig ist es doch, daß wir das ja recht erkennen, damit wir nicht auf uns selbst stolz werden, oder auf Menschen, menschliche Werke, menschliche Verfassung, menschliche Einrichtungen, menschliche Weisheit, menschliche Treue u. dgl. uns verlassen. So wolle doch ja niemand meinen, daß unsere Konfirmanden oder neu aufzunehmende

den Gemeindeglieder geloben sollten, dieser unserer sichtbaren Kirchengemeinschaft unter allen Umständen treu zu bleiben und anzuhängen. Wenn das der Fall wäre, hätten wir wohl alle in der Landeskirche bleiben sollen. Denn die war, wie man so sagt, unsere „Mutterkirche“. Wie man so sagt. Denn in Wahrheit ist weder sie noch kann irgend eine andere es sein. Denn es steht geschrieben: „Das Jerusalem, das droben ist, das ist die Freie, die ist unser aller Mutter.“ Das ist aber allein die unsichtbare Kirche, die Gemeinde der Heiligen. Darum wollen wir das Gerede von der „Mutterkirche“ als von irgend einer sichtbaren Gemeinschaft den Staatskirchlichen, den Päpstlichen, den Juden überlassen. Wir dürfen und wollen uns an keinen Menschen und keine menschliche Institution, keine menschliche Verbindung ein für allemal verkaufen oder gefangen geben. Es möchte uns sonst einmal gehen, wie jenen Timbern und Teutonen, unseren alten deutschen Vorfahren, welche, gegen die Römer zu Felde ziehend, sich mit Stricken und eisernen Ketten unter einander festgebunden hatten, um auf alle Fälle fest zusammenzubleiben und unter keinen Umständen von einander zu lassen. Und siehe da: Als die Schlacht losging und bald so und so viele von ihnen erschlagen wurden, konnten die Lebenden von den Leichen ihrer erschlagenen Brüder nicht loskommen und wurden so mit ihnen in den Tod gerissen. Die Geschichte ist sehr lehrreich. Wir haben dergleichen in kirchlicher Beziehung schon oft beobachten können bei Leuten, welche untereinander und ihrer „Kirche“ unbedingte Treue gelobt hatten. So erinneren wir uns bei dieser Gelegenheit gerade dreier Pastoren in der preussischen Landeskirche, die einst auf der Augustkonferenz in Berlin ein alle Welt überraschendes mutiges Zeugnis der Wahrheit für „Missouri“ abgelegt hatten. Wir erwarteten damals nicht wenig von ihnen. Allein sie hatten sich gegenseitig das Versprechen gegeben, unverbrüchlich fest zusammen zu halten und keinen Schritt einzeln zu thun. Das war ihr Fehler. Denn es hat nun einmal jeder Mensch, jeder Christ sein Gewissen für sich, und das soll dem Herrn Christo und Seinem Worte gehören und an keinen Menschen gebunden sein, er sei wer er wolle. Denn es steht geschrieben: „Ihr seid teuer erkauft; werdet nicht der Menschen Knechte“ (1 Kor. 7, 23).

Mag es daher mit der sichtbaren Kirche werden, wie es will, ja, sollte sie selbst (wie Luther solches einmal ausgesprochen hat), ganz verschwinden. Die unsichtbare Kirche, die Gemeinde der Heiligen, bleibt und kann nicht untergehen. Sehen wir daher zu, daß wir allezeit und unverbrüchlich zu ihr gehören und bei ihr bleiben, so werden wir auch bleiben in Ewigkeit.* H—r.

Nachrichten und Bemerkungen.

Ueber die Hamburger kirchliche Bewegung ist wieder etwas mitzuteilen. Es wird den Lesern erinnerlich sein, daß der Protestantenverein sich in einer am 22. Febr. d. J. abgehaltenen Versammlung mit dem Inhalt jenes berühmten Vortrags des P. Rebattu vollständig einverstanden erklärt und seine Genugthuung darüber ausgesprochen hatte, daß dem P. Olage, der gebührenderweise gegen dies heillose Unwesen aufgetreten war, vom Kirchenrate ein Verweis erteilt sei. Dem gegenüber haben am 3. April d. J. eine Anzahl von gläubigen Gliedern der Landeskirche eine Protest-Versammlung veranstaltet, in welcher sie folgende Erklärung abgaben: „Indem wir, Glieder der evangelisch-lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate, unsere Mißbilligung über die Resolution des Protestantenvereins in seiner Sitzung vom 22. Februar 1895 erklären, betonen wir erstens, daß der Bekenntnisstand unserer

* Natürlich gilt dies alles nur von wahrhaft gläubigen Christen, keineswegs aber von rechtmäßig Gebauten oder solchen, welche sich gottloser Weise von der rechtgläubigen Kirche absondern. Denn die sind überhaupt keine Christen und darum auch nicht Glieder der unsichtbaren Kirche, sondern Glieder des Teufels.

* Nachträglich sei hier noch bemerkt, wie irrig und verkehrt auch die Schwärmerei der Irvingianer für ihre sogenannte „Brautgemeinde“ ist, unter welcher sie ihre eigene Sekte verstehen, während doch die Brautgemeinde des Herrn Jesu in Wahrheit nur die Gemeinde der Heiligen, die unsichtbare Kirche, die Kirche im eigentlichen Sinne des Wortes ist.

Kirche sowohl inhaltlich als rechtlich, schon durch ihre Bezeichnung als einer evangelisch-lutherischen, sowie durch die Verfassung ausdrücklich, als auf die lutherischen Bekenntnisschriften gegründet, anerkannt, nach wie vor der evangelisch-lutherische ist, und wir nicht gewillt sind, diesen Bekenntnisstand verändern zu lassen, weder durch den Protestantenverein noch durch sonst eine kirchlich anerkannte oder nicht anerkannte Versammlung; beklagen wir zweitens aufs schmerzlichste, daß der Protestantenverein in jener Versammlung sich solidarisch erklärt hat mit einem Vortrage, welcher nicht nur das lutherische Bekenntnis, sondern auch das allgemein christliche Bekenntnis und beider Grundlage, die heilige Schrift, in ihrer Bedeutung und Glaubwürdigkeit herabsetzte und, falls die in dem Vortrage ausgesprochenen Grundsätze durchgeführt werden sollten, zur Auflösung unserer Kirche führen müßte; fordern wir drittens, daß unser gutes Recht auf bekennnismäßige Verwaltung der Sakramente und laute Verurteilung des Evangeliums von dem für unsere Sünde gekreuzigten und um unserer Gerechtigkeit willen wieder auferstandenen Herrn Jesu Christo, dem wahrhaftigen Gottes- und Menschensohne, von allen, die zu unserer evangelisch-lutherischen Kirche gehören wollen, anerkannt und respektiert werde; protestieren wir viertens dagegen, daß der Protestantenverein den Gemeinden im Interesse unbeschränkter Lehrwillkür der Pastoren einen unevangelischen Gewissenszwang auferlegen und jegliche Ordnung unserer Kirche untergraben will."

So erfreulich es nun auch ist, daß gegenüber jener Erklärung des Protestantenvereins ein Protest von gläubiger Seite überhaupt erfolgt ist, so fehlt doch leider in dem 2. Absatz dieses Protestes das entscheidende Bekenntnis zur wörtlichen Eingebung und zur völligen Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift. Es fehlt ferner in dieser Erklärung die Aufforderung an die Kirchenbehörde zum entschiedenen Einschreiten gegen die im Predigtamt stehenden Irrlehrer. Ueberdies aber befinden sich die Glieder dieser Protestversammlung in einem zweifachen Irrtum. Erstlich damit, daß sie die hamburgische Landeskirche für eine evangelisch-lutherische halten, während doch schon die Thatsache, daß fast die Hälfte der Pastoren in dieser Landeskirche dem Protestantenverein angehört, das Gegenteil beweist. Sodann aber befinden sich jene Männer auch darin in einer Täuschung, daß sie zu glauben scheinen, durch diesen Protest der Sache genug gethan zu haben. Was hilft aber alles Protestieren, da doch durchaus keine Aussicht vorhanden ist, daß die Kirchenbehörde gegen die Irrlehrer energisch vorgehen, sie zum Widerruf auffordern und im Falle der Verweigerung sie absetzen werde. Unter solchen Umständen giebt es für Christen, die sich nach Gottes Wort richten wollen, gar keinen anderen Weg, als den, welchen dieses Gotteswort so klar und deutlich 2 Kor. 6, 14 ff. vorschreibt, nämlich den Weg der Separation. Möchten doch alle aufrichtigen Christen, deren es auch dort gewiß noch viele giebt, mit Gottes Hilfe dies erkennen, dann aber auch, ohne nach den Folgen zu fragen, ohne sich mit Fleiß und Blut zu besprechen, im einsichtigen Glaubensgehorsam diesen Weg gehen. Wahrlich, sie würden es nicht bereuen.

Uebrigens ist noch zu bemerken, daß jene oben angeführte Erklärung der Protestversammlung durch einen trefflichen Vortrag* des Professor Dr. Edmund Hoppe, Lehrer am Johanneum, eingeleitet worden ist. In diesem lesenswerten Vortrage legt Herr Professor Hoppe ein entschiedenes Zeugnis ab gegen die moderne, ungläubige Bibelkritik und falsche theologische Wissenschaft, deckt die vorgefaßte Absicht dieser angeblich „voraussetzungslosen“ Wissenschaft in höchst treffender Weise auf, zeigt, wie man auf gegnerischer Seite keine Ahnung von der Entstehung und dem Wesen der lutherischen Reformation hat und macht das unveräußerliche Recht der Gemeinde in Bezug auf die Wahrung des Bekenntnisses geltend. Kurz, jeder wirklich lutherische Christ wird den Vortrag gewiß mit herzlichster Freude lesen und derselbe wird auch sicherlich nicht ohne Segen bleiben.

W—r.

In Bezug auf die in Nr. 6 unseres Blattes erwähnten Verleumdungen schreibt die „Hannov. Past.-Korrespondenz“: „Einige Verirrungen in der Missouri-Synode hatten wir in Nr. 1 d. Z. aus der ‚Luthardt'schen Kirchenzeitung‘ mitgeteilt mit der ausgesprochenen Absicht, dadurch eine Widerlegung oder wenigstens Berichtigung zu veranlassen. Die ist denn auch zu unserer Freude erfolgt in dem ‚Zeugen der Wahrheit‘ und in der ‚Evang.-Luth. Freikirche‘, von denen uns Nummern aus Sachsen und auch aus Amerika zugesandt sind. Darnach sind zwei Vorwürfe aus der Luft gegriffen und die anderen, wie sich leicht annehmen ließ, übertrieben. Man hat in einer Gemeinde bei einem sonst unbefänglichen Bazar über ein Trinkhorn durch Abstimmung verfügt; man hat in einer anderen, auch bei Gelegenheit eines Bazar's, eine dem Glückspiel verwandte Weise angewendet, nicht, um auf unethische Weise Geld zu erwerben, sondern die Leute zu reizen, die Gegenstände preiswürdig zu kaufen. Die Pastoren beider Gemeinden waren nicht bloß unbeteiligt an diesem Thun, es geschah trotz ihres

Zeugnisses und der Unlust der erkenntnisreicheren Gemeindeglieder.“ In betreff des ersteren Falles ist gehandelt worden von den zustehenden Beamten, und das bußfertige Geständnis, daß Unrecht geschehen sei, sowie das Gelöbniß, hinfort vorsichtig zu wandeln, ist schriftlich in den Händen des Distrikts-Präses.

Auch eine kürzlich uns berichtete Begebenheit würde sich ganz gewiß bei genauerem Nachfragen etwas anders herausstellen, als sie von gegnerischer Seite dargestellt wird. Darnach soll ein missourischer P. Stark in Gemeinden der Iowa-Synode, die deren Reisesprediger in Dakota gesammelt hatte, bei Gelegenheit eines Predigerwechsels eingedrungen sein, um sie von ihrer Kirchengemeinschaft loszureißen. Er hätte sich zu dem Zweck für den Nachfolger des fortgegangenen Geistlichen ausgegeben und hernach dem wirklichen Nachfolger, P. Lindörfer, gegenüber geäußert, es wäre seine Pflicht, sich der von falschen Propheten bedienten Gemeinden der Iowa anzunehmen, da sie in größerer Gefahr seien, als kirchlich unversorgte Leute, oder als ganz Ungläubige. Als es dann dem P. Lindörfer dennoch gelungen wäre, die verwirrte Gemeinde wieder zu sammeln, habe er diesem eine gute Stelle in Aussicht gestellt, wenn er Missouri würde. Besonders dieser Schlußsatz trägt seine Unwahrscheinlichkeit so deutlich zur Schau, daß dadurch der ganze Vorfall sehr zweifelhaft wird. — Wenn übrigens die uns zugegangenen Blätter anzunehmen scheinen, wir hätten unsere Freude an etwaigen Vergessen, die in der Missouri-Synode vorkämen, so beweist wohl schon die Behandlung der Sache in Nr. 1 das gerade Gegenteil. Trotz aller Bannstrahlen, die uns von jener Seite zu teil werden, halten wir so hoch von der festen Bekenntnisteststellung und dem reichgesegneten Wirken der Missouri, daß wir nur von Herzen wünschen können, es möchten sich alle Beschuldigungen als nichtig herausstellen."

Diese erfreuliche Aussprache steht vorteilhaft ab von der Weise, in welcher die „A. E.-L. R.-Z.“ ihre Verleumdungen aufrecht zu erhalten sucht. Doch müssen wir auch der „Hannov. Past.-Korrespondenz“ noch in zwei Punkten entgegentreten. Erstlich ist es nicht recht, einen Fall, wie den Fall „Stark-Lindörfer“, der seine Unwahrscheinlichkeit so deutlich zur Schau trägt, wie das Blatt selbst zugiebt, doch weiter zu erzählen. Es ist das trotz dieser Beifügung immerhin üble Nachrede. Sodann ist es nicht wahr, daß wir „Bannstrahlen“ gegen andere Kirchengemeinschaften sendeten. Wir dürfen von Kennern lutherischer Lehre und Praxis erwarten, daß sie den Unterschied zwischen dem Bann, der nur an den offenbar gewordenen unbüßfertigen Sündern der eigenen Gemeinschaft geübt werden kann und allerdings das Urteil in sich schließt, daß der Betreffende kein Christ ist, und Aufhebung bezw. Nichteingehung der Kirchen- und Abendmahlsgemeinschaft mit abgefallenen bezw. falschen Kirchen wissen und beachten. Letzteres schließt bekanntlich keineswegs das Urteil ein, daß alle Glieder einer solchen Kirche keine Christen mehr seien (vgl. Vorrede zum Konfordinbuch, Müller S. 16). Das Bannen ganzer Kirchengemeinschaften überlassen wir dem Papst. Aber das Wort- und Thatzeugnis gegen falsche Lehre und gegen die um sich greifende Union wollen wir nicht unterlassen, mag uns dieser Ernst auch manchen ungerechten Vorwurf eintragen.

Die Bonner Professoren. In der „A. E.-L. R.-Z.“ lesen wir: „Es wird jetzt bekannt, daß die Bonner theologische Fakultät vor den Beratungen des Evangelischen Oberkirchenrats und des General-synodalvorstandes über die Bonner Vorgänge von sämtlichen theologischen Fakultäten in Preußen sich Äußerungen über die Fragen erbeten hat: 1. ob die Verbalinspiration bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft noch aufrecht erhalten werden könne; 2. ob die Vorträge der Professoren Grafe und Reinhold die notwendige Rücksicht auf das kirchliche Bekenntnis und die kirchliche Ordnung vermissen lassen. Dem Vernehmen nach hat nur eine Fakultät einheitlich im Sinne der Fragesteller sich geäußert, und nur eine, Greifswald, in ausführlicher Darlegung eine scharfe Verurteilung ausgesprochen. Andere Fakultäten haben ein einheitliches Gutachten überhaupt nicht zu stände gebracht; Berlin hat auf eine Beantwortung ganz verzichtet. Die eingegangenen Äußerungen sind dem Oberkirchenrat zur Kenntnis gegeben.“ Wenn die „A. E.-L. R.-Z.“ hierzu schließlich schreibt: „Es wäre im Interesse der Klarheit sehr wünschenswert, wenn die Bonner Fakultät sich zur Veröffentlichung entschloße“, so können wir unsererseits nur um so mehr wünschen, daß einmal eine öffentliche Auseinandersetzung zwischen den „positiven“ und „negativen“ Staatsprofessoren über „Verbalinspiration“, „kirchliches Bekenntnis“ und „kirchliche Ordnung“ stattfinde, weil es sich ja dann öffentlich herausstellen würde, daß die „negativen“ nur etwas konsequenter und — ehrlicher als die „positiven“ und die letzteren eigentlich die Wegbereiter für die ersten sind.

Die Rhein-weißal. Vereinigung der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses hat kürzlich in Bielefeld eine Generalversammlung abgehalten. Da ist allerlei Gutes, aber leider auch wieder allerlei Bedenkliches geredet worden. Wenn da z. B. gesagt wurde: „Unsere Kirche ist aufgebaut auf dem Grunde des Wortes Gottes Alten und Neuen Testaments“, so klingt das wie ein gutes Bekenntnis. Allein was ist denn

* Abgedruckt in der Beilage zu Nr. 16 des „Stiftskirchenboten“.

„unser“ Kirche für eine Kirche? Die unsichtbare Gemeinde der Heiligen? Das hätte doch wohl hier keinen Sinn. So kann doch nur die preussische Landeskirche gemeint sein. Die ist aber als unierte Kirche thatsächlich nicht gebaut auf dem Grunde des Wortes Gottes, sondern auf dem losen Sandgrunde zweideutiger Verleugnungsformeln. Und was für ein „Bekenntnis“ soll es sein, wenn da von dem Bescheide des Oberkirchenrates in Sachen Grafes und Meinholts gesagt worden ist: „Von diesem habe man mit Verleugung Kenntnis genommen“? Oder was soll man dazu sagen, wenn P. v. Bodelschwingh in Bezug auf seinen Plan der Gründung eines gläubigen Predigerseminars sich dahin äußert: „Wenn die Sache nicht von Gott sei, wolle er sie auch nicht, sei sie aber von Gott, so werde Er auch schon Minister und Oberkirchenrat mit derselben zufrieden machen“? Ist man dort wirklich so sehr von der Unfehlbarkeit der Minister und Oberkirchenräte erfüllt, daß man meint, die Herren müßten und würden schließlich alle nur das thun, was Gott gefällt? Will man auch ihre Zufriedenheit als ein Gottesurteil hinnehmen? Wenn endlich v. Bodelschwingh gegenüber den ermunternden Briefen, unter denen ihm diejenigen am besten gefallen hätten, welche aufs Gebet verwiesen, sagt, freilich müßten die rechten Kirchenlehrer von Gott erbeten werden, aber hier gelte doch auch: Bete und arbeite, auch sei mit bloßem Protektieren nichts geholfen u. s. w., so können wir nur bebauern, daß er bei seiner sonstigen Einsicht nicht auf den einzig richtigen, weil schriftmäßigen Gedanken kommt, daß der von Gott gewiesene Weg der ist, die falschen Lehrer und die falsche Kirche zu verlassen und in rechter lutherischer Freikirche von Grund aus einen Neubau sichtbarer Kirchengemeinschaft vorzunehmen. Denn auch hier gilt das Wort: „Pflüget ein neues, und laßt nicht unter die Hecken“ (Jer. 4, 3). Und: „Niemand flickt ein altes Kleid mit einem Lappen von neuem Tuch: denn der Lappen reißt doch wieder vom Kleide, und der Riß wird ärger. Man fasset auch nicht Moß in alte Schläuche; anders die Schläuche zerreißen und der Moß wird verschüttet, und die Schläuche kommen um. Sondern man fasset Moß in neue Schläuche, so werden sie beide miteinander behalten“ (Matth. 9, 16. 17).

Eine Anzahl ungläubiger Pastoren der unierten preussischen Landeskirche hat in verschiedenen liberalen Blättern eine Erklärung veröffentlicht gegen die ihnen unerhört dünkende Zumutung einer „buchstäblichen Verpflichtung auf das Apostolikum“. Sie behaupten, „nach den Grundfäsen der evangelischen Kirche“ stütze sich der Glaube „nicht auf ein Bekenntnis, sondern allein auf das Wort Gottes in der heiligen Schrift“; in der evangelischen Kirche werde wohl die Verpflichtung auf den in den Bekenntnisschriften ausgedrückten „Heilsglauben“ gefordert, „nicht aber die Verpflichtung auf den Ausdruck, den die Bekenntnisschriften diesem Glauben gegeben haben“; sie könnten in den Äußerungen der Führer der Mehrheitsparteien „nur persönliche Meinungen sehen“, durch welche in der Kirche ein „anderer Grund“ gelegt werde; sie seien bei ihrer Ordination „nicht auf den Buchstaben, sondern auf den religiösen Gehalt des Apostolikums verpflichtet worden“; sie würden die alte und neue Ägide in dem Sinne gebrauchen, wie es in der Union ihr „gutes Recht“ sei, wollten sich durch die Beschlüsse der Generalsynode kein „Zergerß auf das Gewissen“ legen lassen u. s. w. — So wenig diese geistlich blinden und mit „Gottes Wort“ und „Bekenntnis“ Heuchelei treibenden „Pastoren“ sich auf ihre „Gewissenhaftigkeit“ berufen können, ebensowenig haben freilich auch die sogenannten „Positiven“ das Recht, über dieses ihr Auftreten so große Entrüstung zu zeigen. Denn genau ebenso wie jene es mit dem Apostolikum machen, machen es ja die meisten heutigen „Lutheraner“ mit den übrigen kirchlichen Bekenntnisschriften. Sind sie doch allesamt Falschmünzer, wenn auch etliche von ihnen es gröber machen als andere.

H—r.

Württemberg. Ein sehr betrübender und dem Abfall Thür und Thor öffnender Beschluß der württembergischen Landesynode hat durch die Genehmigung des Königs Gesetzeskraft erhalten. Es wird fortan in der Württemberger Kirche, welche doch evangelisch-lutherisch heißt, und von Rechts wegen auch also sein soll, nicht mehr eine Taufe sein, sondern die Taufe findet statt „nach Wunsch“. Wo es nämlich gewünscht wird — wohl hauptsächlich vom Pfarrer, — braucht die Taufe nicht mehr zu geschehen auf „diesen christlichen Glauben“ — womit das vorher verlesene apostolische Glaubensbekenntnis gemeint ist, — sondern sie kann auf „unsern christlichen Glauben“ geschehen. So kann also ein Kind im Schoße der Württemberger evangelisch-lutherischen Landeskirche auf alles mögliche, was zufällig etliche Leute ihren christlichen Glauben heißen, getauft werden. Daß Kirchenregimente und oberste Bischöfe zu solchem „Umstürze“ des Glaubens ihre Zustimmung geben, ist ein Beweis, wie wenig sie vom Wesen des christlichen Glaubens und der christlichen Kirche erfährt haben.

Gottes Gericht an den vom Glauben der Lutherischen Väter abgefallenen Universitäten bahnt sich auch äußerlich an. Die einst so blühende Universität Jena wird kaum auf die Dauer er-

halten werden können. — Früher und später werden alle solche Stätten wißt und leer werden (Matth. 23, 38. Micha 6, 13. 16.), und der Herr wird kund thun, daß alle Götter der Menschen nichts sind, auch die, welche um ihrer Kunst und Wissenschaft, Macht und Unsehen willen vergöttert worden und denen der Haufe anhing, nachdem er den einigen wahren Gott verlassen. Da wird es heißen: „Wo sind deine Götter, die du dir gemacht hast? Heiße sie aufstehen! Laß sehen, ob sie dir helfen können in deiner Not!“ (Jer. 2, 28.) („Friedensbote.“)

Ein gutes Bekenntnis. Der Feldpropst der Armee, D. Richter, sagt in seinem Katechismus, der als Konfirmandenlehrbuch in sämtlichen Kadettenanstalten, in allen Militärgemeinden Preußens und der Reichslande durch das kgl. Kriegsministerium eingeführt worden ist, 5. Auflage, Seite 48: „Auch alle Verstümmelung und freventliche Gefährdung des Leibes und Lebens ist Sünde gegen das 5. Gebot. Die Unsitte des Duells. Es ist ein Rest des Faustrechts, ein falscher Schutz der eigenen Ehre, die nicht durch einen anderen, sondern nur durch eigene Sünde und Schande genommen werden kann, ein freventliches Sichstellen vor die Thore der Ewigkeit. Mut kann nie bewiesen werden durch Uebertretung des göttlichen Gebotes, sondern nur durch Halten desselben trotz der Macht der Vorurteile.“ So der „Reichsbote“. Möchten sich alle, die es angeht, darnach richten.

Patenschaft. Durch die Zeitungen läuft die Notiz, daß außer anderen auch die Kaiserin von Rußland bei der neugeborenen heßischen Prinzessin Pate gestanden habe. Wenn unter dieser Kaiserin die frühere Prinzessin Alix, die eben erst ihren Glauben verleugnet hat, zu verstehen ist, so möchte diese Patenschaft uns sehr befremdlich anmuten. Ist das die Frucht der tiefgehenden Entrüstung der gesamten evangelischen Bevölkerung über diesen Glaubenswechsel? Hat sich niemand gefunden, der mutvoll das Angehörige dieser Sache dargethan hätte? Worin soll die betreffende hohe Patin denn ihr Patenkind erziehen? in der Gleichgültigkeit gegen ihren eigenen Glauben und ihre eigene Kirche? Es liegt auch die Frage nahe: wenn ein Mann aus dem Volke nach seinem Uebertritt in seiner alten verleugneten Kirche wieder hätte ein Ehrenamt übernehmen wollen, würde man ihn ebenso dazu wieder angenommen haben? In Glaubenssachen gilt unbedingt nach allen Seiten Röm. 2 B. 11: „Denn es ist vor Gott kein Ansehen der Person.“ Ob es nun eine russische Kaiserin ist oder ein heßischer Arbeitsmann, ob es sich bei dem Uebertritt um eine Kaisertrone oder einen Thaler Bargeld gehandelt hat. Und hat nicht der Russe recht, von dem Glauben der evangelischen Prinzessinnen so wenig zu halten, wenn die evangelische Kirche selbst so wenig von sich und ihrem Glauben hält? („Medl. Kirchen- u. Zeitbl.“)

Nr. 47 der „Ämtlichen Mecklenb. Anzeigen“ enthielt folgende Veröffentlichung des Ersten Staatsanwaltes in Schwerin: „Wider den Schlachter (Fleischer) Tillas aus Amerika ist wegen unbefugter Vornahme von Taufen der Haftbefehl erlassen u. s. w.“ So berichtet das „Medl. Kirchen- und Zeitblatt“. Wir haben keine Veranlassung, für befugt oder unbefugt taufende Schlachter einzutreten. Ebensovienig aber vermögen wir einzusehen, woher ein Staatsanwalt die Befugnis haben will, über befugte oder unbefugte Taufen sich ein Urteil zu erlauben — es sei denn, daß ein etwaiges „Taufen“ lebensgefährlich würde.

Der Biograph Kliefoths in der „A. E.-L. R.-Z.“ berichtet an einer Stelle, derselbe habe „bis zuletzt ernstlich gewarnt vor eigenmächtiger Zertrümmerung der Landeskirchen und eigenmächtigem Aufsuchen der Freikirche“. Wenn er dann im folgenden hervorhebt, daß Kliefoth oft bezeugt habe, daß „der Herr seiner Kirche keine anderen Mittel als Wort und Sakrament gegeben“ und daß wir nicht mit „Machenschaften“ arbeiten müßten, so klingt dies ja freilich ganz christlich und lutherisch. Doch war es offenbar einem Kliefoth und ist es seinem Biographen u. a. verborgen, daß gerade die nicht „eigenmächtig“ handelnde, sondern aus Gewissensnot geborene Freikirche es ist, welche nicht Fleisch für ihren Arm hält, sondern vor allem und einzig darauf bedacht ist und damit umgeht, die vom Herrn seiner Kirche gegebenen Mittel: Wort und Sakrament, in Einigkeit des Geistes lauter und rein zu verwalten. Daß aber letzteres in der Staatskirche nicht mehr möglich ist, scheint selbst dem Biographen (Oberkirchenrat Haack?) beinahe aufzudämmern. Denn er schreibt weiter, daß Kliefoth „nur eins unterschätzt haben wird: die für die Landeskirchen verderbliche Untergrabung ihrer Fundamente durch die moderne Theologie, in welcher die Stütze des zeitweilig überwundenen und zurückgebrängten Rationalismus wieder über die Gesilde der Kirche sich zu ergießen und sie aufs neue zu verlanden droht.“ Ob derselbe aber erkannt hat, daß dies bereits auch von der Moskauer Fakultät gilt, und daß auch die mecklenburgische Landeskirche in ihrer gesamten ämtlichen Vertretung die heilige Schrift bereits preisgegeben hat, ist freilich eine andere Frage.

H—r.

Konferenz in Grimnitzschau am 11. Juni.

Druck und verantwortliche Redaktion: Johannes Herrmann in Zwickau, Hermannstraße Nr. 5. — Verlag des Schriftenvereins der separiert evangelisch-lutherischen Gemeinden in Sachsen, Zwickau, Mittelstraße 24.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

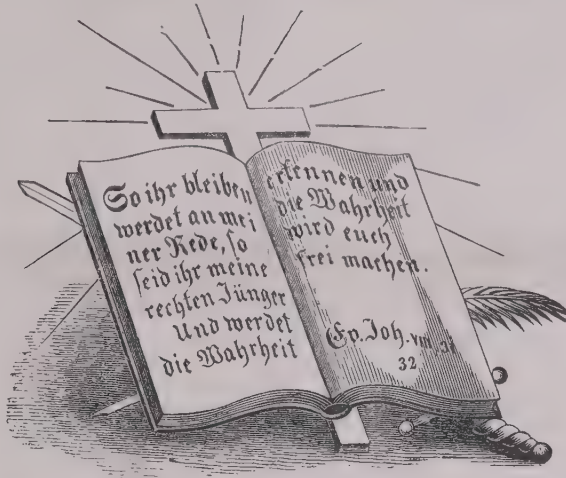
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die L. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 20. Nr. 13.

Bwickau in Sachsen.

16. Juni 1895.

(Eingefandt.)

Das Alte Testament ist Gottes Wort nach dem Zeugnis des HErrn, seiner Evangelisten und Apostel.

(Fortsetzung.)

Der HErr, die Evangelisten und Apostel bezeugen

II. daß Christus der Inhalt und das Ziel des Alten Testaments ist.

Obwohl im Alten Testament vornehmlich das Gesetz Gottes offenbart ist, so ist doch das Gesetz nicht der Endzweck, das, worauf alles abzielt im Alten Testament, sondern dieser Endzweck ist Christus. Das Alte Testament bezeugt ihn, verkündigt ihn vorher, hat ihn zum Inhalt. Darum kann niemand das Alte Testament verwerfen, ohne zugleich Christum zu verwerfen, niemand das Alte Testament antasten, ohne zugleich Christum anzutasten. Das Zeugnis des Alten Testaments von Christo ist ein vollgültiges, göttliches Zeugnis, nicht erfunden von den heiligen Schreibern, sondern ihnen geoffenbart als ein Geheimnis. — So spricht der HErr: „Es muß alles erfüllt werden, was von mir geschrieben ist im Gesetz Moses, in den Propheten und in den Psalmen“ (Luk. 24, 44). Moses, die Psalmen und Propheten, das ganze Alte Testament schreibt von Christo. Er ist Kern und Stern, Inhalt, Ziel und Endzweck nicht nur des Neuen, sondern auch des Alten Testaments nach seinem eigenen Zeugnis. Darum verweist er auch die Juden in die Schrift, damit sie ihn erkennen und finden. „Suchet in der Schrift“ (nämlich Alten Testaments), spricht er, „denn ihr meint, ihr habet das ewige Leben darinnen, und sie ist es, die von mir zeuget“ (Joh. 5, 39). Wer Mose (nämlich dessen Schriften) glaubt, der glaubt auch Christo, „denn“, spricht der HErr, „er hat von mir geschrieben“ (Joh. 5, 46). Ebenso bezeugt Philippus dem Nathanael: „Wir haben den gefunden, von welchem Moses

im Gesetz und die Propheten geschrieben haben“ (Joh. 1, 45). Und Petrus bekennet, daß „von diesem“ (nämlich von Jesu) „zeugen alle Propheten“ (Apostelgesch. 10, 43). Die Christen werden erbauet auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist (Eph. 2, 20). Weil Christus der Eckstein ist, darum ist der Grund der Propheten ein unbeweglicher, und weil ihr Zeugnis göttliches Zeugnis ist, darum ein vollgültiges. Diesen Eckstein zeigt Paulus überall in seinen Predigten aus dem Alten Testament (Apostelgesch. 17, 2, 3), er predigt Jesum aus dem Gesetz Moses und aus den Propheten (Apostelgesch. 28, 23), verkündigt Christum, den Gekreuzigten und Auferstandenen, nach der Schrift (nämlich Alten Testaments) (1 Kor. 15, 3, 4). — Christus ist der köstliche, himmlische Inhalt des Alten Testaments. Darum darf niemand von dem Alten Testament etwas abbrechen, ohne von Christo abzubringen. Er vergreift sich damit nicht nur an den heiligen Schreibern des Alten Testaments, sondern an Gott selber. Denn er ist es, der durch die Schriften des Alten Testaments den köstlichen Inhalt offenbart. „Welches“ (nämlich das Evangelium Gottes) „er zuvor verheißt hat durch seine Propheten in der heiligen Schrift“ (Röm. 1, 2). Das Geheimnis des Evangeliums und die Predigt von Christo ist nun geoffenbart, auch kund gemacht durch der Propheten Schriften, aus Befehl des ewigen Gottes (Röm. 16, 26). Das Geheimnis Christi ist nun geoffenbart seinen heiligen Propheten durch den Geist (Eph. 3, 5). — Gott redet im Alten Testament von seinem Sohne (Hebr. 1, 5—13), das ist der Inhalt der Aussagen des HErrn, seiner Evangelisten und Apostel vom Alten Testament.

Daraus allein erklärt sich, was sie auch sonst vom Alten Testament aussagen. Weil Gott im Alten Testament redet, weil es purlauteres Gotteswort ist, darum muß es

a. bleiben in Ewigkeit nach dem Zeugnis des HErrn. „Denn ich sage euch wahrlich“, beteuert der HErr aufs Feier-

lichte, „bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Titel vom Gesetz, bis daß es alles geschehe“ (Matth. 5, 18, vgl. Luk. 16, 17). Auch nicht das Kleinste, auch kein Buchstabe, ja kein Häkchen, kein Punkt über dem i soll vergehen, sondern alles erfüllt werden. Warum? Weil Gott es geredet hat.

b. Weil Gott alles, auch jedes einzelne Wort geredet hat, darum darf dem Alten Testament auch kein Wort abgebrochen werden, auch kein scheinbar geringfügiges, sondern es muß festes, unbewegliches Gotteswort bleiben. So spricht der Herr: „Die Schrift kann doch nicht gebrochen werden“ (Joh. 10, 35).

c. Nicht gebrochen, sondern erfüllt muß sie werden. Das betont der Herr sehr häufig. Wären es nur die Schriften der betreffenden heiligen Schriftsteller oder, wie der jetzige synergistische Unglaube meint, Schriften unter Gottes Gnadenbeistande entstanden, im übrigen aber nach dem Belieben der betreffenden Schriftsteller verfaßt, man verstünde nicht, daß alles erfüllt werden muß, so wörtlich erfüllt werden muß. Nein, es ist Gottes Wort, darum muß es erfüllt werden. Weil Christus selbst der Inhalt und das Ziel des Alten Testaments ist, darum ist alles, was er thut und leidet, eine Erfüllung des Alten Testaments. Seine ganze Heilandsthätigkeit ist eine Erfüllung desselben (Luk. 4, 21). Insonderheit sein bitteres Leiden, sein Spott, Schmach und Hohn muß ihm widerfahren, weil er gekommen ist, zu erfüllen, was von ihm geschrieben steht (Mark. 9, 12; 14, 21. 27. Luk. 18, 31). Zu Petro, der den Herrn vom Leiden durch Gewalt mit dem Schwert befreien will, spricht er: „Wie würde aber die Schrift erfüllt? Es muß also gehen“ (Matth. 26, 54). Auch sein Vorläufer thut mit seinem Auftreten nichts anderes, als daß er die Schrift erfüllt (Mark. 9, 13). Ja, auch die Feinde des Herrn müssen mit ihrer Verstockung, Haß und Verfolgung die Schrift erfüllen (Matth. 13, 14. Joh. 15, 25). Desgleichen muß der Verräter Judas mit seiner schrecklichen That die Schrift erfüllen (Joh. 13, 18; 17, 12). Nicht als ob Gott ihre Verstockung gewollt oder sie gar dazu vorher bestimmt hätte — das sei ferne! — („So wahr ich lebe“, spricht der Wahrhaftige und Heilige, der nicht lügt, „ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe“), sondern die Hochmütigen, Trotzigen, Verstockten sollen wissen, daß wenn sie Gott aufs Höchste trotzen, verraten und schänden mit ihrem Thun, sie doch in seiner Hand sind und mit ihrem Trogen allein die Schrift bestätigen müssen, daß sie sei Gottes untrügliches Wort. — Auch das Zorngericht über Jerusalem, da erfüllt wird, was geschrieben steht (Luk. 21, 22), bestätigt die Schrift als Gottes Wort.

Die Evangelisten bezeugen einstimmig, daß von der Geburt Jesu an bis zu seinem Leiden und seiner Auferstehung alles geschah, um die Schrift zu erfüllen. Seine Geburt (Matth. 1, 22), seine Beschneidung (Luk. 2, 22), seine Flucht nach Aegypten (Matth. 2, 15), sein Wohnen in Nazareth (Matth. 2, 23), seine Thätigkeit in Kapernaum (Matth. 4, 14), seine heilende und helfende Thätigkeit überhaupt (Matth. 12, 17) — alles geschah, um die Schrift Alten Testaments zu erfüllen. Sein ganzes Leiden, auch der scheinbar kleinste Umstand dabei, daß das Geld des Verrates zur Erwerbung des Tölpferraders benutzt wird (Matth. 27, 9), daß die Kriegsknechte um sein Kleid würfeln (Matth. 27, 35. Joh. 19, 24), daß er in der Mitte zweier Uebelthäter gekreuzigt wurde (Mark. 15, 28), daß seine Beine nicht gebrochen wurden (Joh. 19, 36), sein ganzes Leiden (Joh. 19, 28), seine Auferstehung (Joh. 20, 9) — alles mußte geschehen, auf daß die Schrift

erfüllt würde. Darum glauben die Jünger des Herrn der Schrift, da er von den Toten auferstanden war (Joh. 2, 22). Sie sahen die Erfüllung der Schrift vor Augen und erkannten dadurch, daß die Schrift wahrhaftig sei, wahrhaftiges Gotteswort. Ja, auch die Schriftgelehrten und Juden wissen, daß Christus in Bethlehem geboren werden mußte (Matth. 2, 5. Joh. 7, 42), weil so geschrieben stand im Alten Testament, weil Gott es gesagt hatte. —

Die Apostel bestätigen, wie die Ereignisse des Neuen Testaments die Schrift Alten Testaments bekräftigen und versiegeln als Gottes gewisses Wort. Durch Judä Verrat mußte nur die Schrift erfüllt werden (Apostelgesch. 1, 16. 20), die Juden erfüllten durch ihre Ungerechtigkeit gegen den Herrn die Stimme der Propheten, das was von ihm geschrieben steht (Apostelgesch. 13, 27. 29). Was Gott durch den Mund aller seiner Propheten zuvor verkündigt hat, wie Christus leiden sollte, hat es also erfüllt (Apostelgesch. 3, 18). Gott erfüllt durch die Auferstehung Jesu seine Verheißung (Apostelgesch. 13, 33. 34. 2, 25 ff.). Die Ausgießung des Heiligen Geistes ist Erfüllung dessen, was zuvor gesagt ist (Apostelgesch. 2, 16 ff.). Christus sitzt zur Rechten Gottes, um alles zu vollenden, was von den Propheten von der Herrlichkeit geweissagt ist (Apostelgesch. 3, 21).

d. Daß im Neuen Testament alles erfüllt wird, so wie es im Alten Testament geschrieben steht, beweist, daß das Alte Testament Gottes Wort ist. Darum allein ist es auch geeignet, dem Herrn zur Waffe gegen seine Feinde zu dienen. Mit dem: „Es steht geschrieben“ schlägt er seine Feinde, die Sadducäer, indem er ihnen durch die Schrift nachweist, daß Gott ist ein Gott der Lebendigen und nicht der Toten (Matth. 22, 29. 31. 32). Mit dem Alten Testament wirft er die selbstgerechte Gesetzlichkeit der Pharisäer darnieder (Matth. 12, 3 ff.). Mit der Schrift macht er die Pharisäer verstummen, die das Lob der Unmündigen, ihm dargebracht, hindern wollten (Matth. 21, 15. 16). Ja, auch seinen mächtigen Erzfeind, den Satan, schlägt er mit der unüberwindlichen Waffe des göttlichen Wortes (Matth. 4, 4. 7. 10, vgl. Luk. 4, 4 ff.). F. M.

(Schluß folgt.)

Rechtfertigung des Missionars a. D. J. M. Kempf gegen die in den „Aktenstücken“ des Direktors v. Schwach erhobenen Anklagen.

(Schluß.)

„Als ich die Arbeit auf der 1200 Seelen zählenden Station Poreiar antrat, war ich noch keine drei Jahre in Indien und hatte eben die Anfangsschwierigkeiten der Sprache überwunden. Da ich es mit der Vorbereitung auf die Gottesdienste inhaltlich und sprachlich ernst nahm, so brauchte ich besonders anfangs unverhältnismäßig viel Zeit dazu. Ich arbeitete täglich früh und abends für die Gottesdienste, während die Tageszeit fast ohne Ausnahme mit Erledigung von Gemeinde- und Schulangelegenheiten ausgefüllt war. Keiner der Herren, die mich anlagen, hat sich die Mühe genommen, auch nur einen Tag meine Gemeindegarbeit sich näher anzusehen. Da gab es oft die verschiedenen Angelegenheiten von 10—15 Leuten zu erledigen, Streit- und Ehebruchuntersuchungen, Krankenbesuche, Armenpflege, Besprechungen mit Lehrern, Verwaltung der verschiedenen Kasernen u. s. w. Buchstäblich gab es keinen Tag, an dem ich in Poreiar von Gemeindegarbeiten frei gewesen wäre. Außer dem im Zentralort gab es im Distrikt fünf, später sechs Predigtplätze. Im Zentralort Poreiar predigte ich mit Ausnahme

von Kasualien, Festzeiten u. s. w. im Monat zweimal. Nach althergebrachter Ordnung wurde ich dort allmonatlich vom Seminardirektor und seinen Gehilfen an zwei Sonntagen vertreten. An diesen beiden Sonntagen, sowie an einem etwa einfallenden fünften Sonntag amtierte ich im Distrikt an einem oder auch an zwei der fünf bis sechs Predigtplätze.

Wenn es „Aktenstücke“ Seite 12 heißt: „In Poreiar, wo das Seminar eingepfarrt ist, kann und muß bei dieser Hilfe vom Stationarius sonntägliche Predigt gehalten werden“, so wußte Herr Pamperrien, als er dies schrieb, daß dem nicht so ist und auch vor meiner Zeit nicht so war. Als ich ihn bald nach Uebnahme der Station um Rat fragte, wie es an einem einfallenden fünften Sonntag im Monat, welchen ich am liebsten dem im Vergleich zum Zentralort zu kurz wegkommenen Distrikt gewidmet hätte, zu halten sei, antwortete er mir, indem er es ablehnte, an jenem Sonntag zu predigen: „Lassen Sie den Katecheten lesen, ich habe es auch so gehalten!“ Noch vor kurzem fragte ich einen Lehrer von Poreiar danach, und auch er bezeugte mir, daß es in der That so gehalten wurde, selbst als die Landprediger Dewasagajam und Njanabishegam Missionar Pamperriens Gehilfen in der Gemeinbearbeit waren. Warum mißt man mit zweierlei Maß und erweckt so den Schein, als hätte ich etwas unterlassen, was meine Vorgänger gethan haben? Ebenso verhält es sich mit der eigentlichen Heidenpredigt. Meine beiden Vorgänger haben auch keine Zeit dazu gefunden. Und doch finden sie es angebracht, mich deshalb zur Verantwortung zu ziehen. Zur Anklage, daß ich im Zentralort nicht oft genug gepredigt hätte, will ich noch bemerken, daß, als ich nach Indien kam und einundeneinhalb Monate in Majaveram war, der damalige Stationarius während dieser ganzen Zeit nicht ein einziges Mal im Zentralort predigte, wohl aber mehrere Male die Liturgie hielt, während der Kandidat predigen mußte! Daß ich in einigen Festzeiten weniger im Zentralort predigte oder nur Abendgottesdienste wie die drei in der Weihnachtszeit 1888 hielt, kam einfach daher, weil der Herr Seminardirektor, dem ich aus Höflichkeit die Wahl ließ, sich stets den Hauptgottesdienst auswählte. Wenn es „Aktenstücke“ Seite 19 weiter heißt: „Die Gottesdienste auf den Dörfern, die Br. K. in seinem Verzeichnis für 1890 aufführt, sind kurze Katechesen, zu denen wenig Vorbereitung nötig ist“, so konstatiere ich, daß in diesem Falle wenigstens nicht mit zweierlei Maß gemessen wird, indem die eigene Vorbereitungsweise dieser Herren auch auf mich übertragen wird. Und doch wäre es hier einmal richtig gewesen, nicht mit einem Maß zu messen, denn in diesem Punkt war ich allerdings anderer Ueberzeugung und hielt es dafür, daß gerade für die armen Parias eine genaue und gewissenhafte Vorbereitung nötig ist, wenn sie überhaupt vom Gottesdienst etwas haben sollen. In meinem Bericht über den Poreiardiſtrikt schrieb ich 1891: „Meiner Erfahrung nach ist es viel leichter, vor einer geschulten Gemeinde zu reden, als diesen geistlich Armen sich verständlich zu machen.“ Ich war nach einem Gottesdienst im Distrikt in der Regel müder als nach einem in Poreiar. An jedem Abendmahls Sonntag nahm ich vor dem Gottesdienst etwa 5—6 der angemeldeten Gäste beiseite, verhörte den Katechismus, sonderlich das fünfte Hauptstück. Diese Exploration dauerte bei 30 Abendmahls Gästen oft drei volle Stunden, ehe wir den Gottesdienst beginnen konnten. Diese Uebungen mußten regelmäßig wiederholt werden, nicht nur weil abwechselnd der eine oder der andere Punkt weiter auszuführen war, sondern auch, weil etwa die Hälfte das Gelernte zum Teil wieder vergessen hatte. Nur durch geduldig fortgesetztes Wiederholen konnte ich auf einen verhältnismäßigen Erfolg rechnen. Meine Distrikstage waren keine Ruhe- sondern Arbeitstage im vollen Sinne

des Wortes. Zur weiteren Illustrierung der Worte „zu denen wenig Vorbereitung nötig ist“, noch folgendes: Ich fuhr einst an einem Sonntage mit einem der jetzigen Kirchenräte nach einem Dorfe Namens Tormlandur. Als nach mehrstündiger Fahrt die Kapelle in Sicht kam, fragte mich derselbe auf einmal: „Was haben wir denn heute für einen Text?“ Nun, der Gottesdienst war denn auch danach. Die Leute waren so unaufmerksam und schwätzten unter sich so laut, daß der Prediger wohl alle zehn Minuten dazwischen rufen mußte: „Schweigt, Schweigt!“ Noch vor kurzem klagte mir der gegenwärtige Amtsnachfolger dieses Herrn, welche Arbeit und Mühe ihm, sowie seinem heimgegangenen Vorgänger, die jahrelange geistliche Vernachlässigung der Parias gemacht habe! Ferner hatte ich während meiner Amtszeit einmal Gelegenheit, einer am ersten Festtag in Poreiar gehaltenen Weihnachtspredigt zuzuhören. Mit Ausnahme der Einleitung schämte ich mich geradezu über das, was die Gemeinde zu ihrer Erbauung zu hören bekam. Die Folge war, daß ich in der nächsten Osterzeit die Hauptgottesdienste in Poreiar selbst übernahm. Ich könnte noch mehrere von mir und anderen Missionaren erlebte Beispiele nennen, doch mögen die genannten genügen zur Illustration der Worte: „Zu denen wenig Vorbereitung nötig ist.“

Einen geradezu komischen Eindruck einerseits macht es, zu sehen, wie nur alles mögliche herbeigezogen wird, um sowohl mich selbst, als auch meine Amtsthätigkeit in den Augen der Leser der „Aktenstücke“ zu diskreditieren. Dies ist der Fall, wenn Seite 47 von meiner „Neigung zu Thätlichkeiten gegen die Eingeborenen“ geredet wird, mit dem Hinweis, daß ich einen 18—19jährigen Schuljungen, der während des Gottesdienstes nicht aufhörte andere zu stören und näher in frecher Weise es abzuleugnen suchte, eine wohlverdiente Ohrfeige gab, die ihm zum Geständnis seiner Schuld und zur Abbitte brachte. Um der Sache einigen Schein von Wichtigkeit zu geben, wird in wahrhaft lächerlicher Weise hinzugefügt: „In diesem, wie in anderen Fällen hat die Vermittelung anderer gerichtliche Schritte oder sofortige Erwidern der Thätlichkeit verhindert.“ Warum nennt man nicht diese „Fälle“, von denen ich nichts weiß?¹¹ Wenn aber in demselben Zusammenhang erwähnt wird, daß meine Thätlichkeiten gegen die Eingeborenen „auch von Kaffee- pflanzern auf den Scherwaray-Bergen gemißbilligt werden“, so ist diese ohne Quellen- und Namenangabe gemachte Behauptung nichts weiter, als eine elende Verleumdung, auf die ich später noch in anderer Weise zurückkommen gedenke.¹² Ferner wird hervorgehoben, daß ich von 1888—91 nur zwei Konfirmationshandlungen hatte. Als ich 1888 mein

¹¹ Warum bezichtigt man dann nicht auch andere Missionare der Neigung zu Thätlichkeiten gegen die Eingeborenen, z. B. den Senior Pamperrien, der im Verein mit dem Vorsteher der Industrieschule einst an einem Sonntag einen Mann Namens Sandappen auf der Papiermühle, einem bei Poreiar gelegenen Dorfe, öffentlich durchgeprügelt hat! Nach meiner Meinung that Pamperrien recht daran. Denn es gab wahrscheinlich kein anderes Mittel, jenen streiftüchtigen Säufer zur Vernunft zu bringen. Die Parias müssen unter Umständen wie ungezogene Kinder behandelt werden, so abstoßend auch von weitem ein solches Vorgehen erscheinen kann. Ich bin überzeugt, es giebt in Indien kaum einen Missionar, der nicht schon ein derartiges Mittel anwenden mußte, wenigstens giebt es keinen in der Leipziger Mission. Hier liegt eine große Versuchung für den Missionar, gegen die er, je länger er im Lande ist und je nervöser er wird, umsomehr ankämpfen muß. Aber mit welchem Recht sucht man mich denn bei dieser Sachlage als einen Raufbold oder Sklavenhalter darzustellen? (Anm. des Miss. R.)

¹² Und bei derartiger Verleumdung giebt man sich noch den Schein einer Rücksicht auf die ehrenwerte Familie des Missionars R. (S. 118) Die Pflanzern, bei denen ich Umfrage gehalten habe, sind ent-

Amt antrat, war die Konfirmation schon vorüber. 1889 mußte ich die „durch Schulunterricht wohl vorbereiteten Kinder“ anstatt der üblichen sechs volle acht Wochen unterrichten, ehe ich sie mit Freuden konfirmieren konnte. Anfangs 1890 konfirmierte ich Dorfkinder, die unter meiner steten Oberaufsicht monatelang von ihrem Katecheten, mit dem ich stets das Pensum für die Woche genau durchsprach, vorbereitet worden waren. Der Katechet hatte sonst keine Arbeit von Belang, und er selbst sollte durch diesen Unterricht gefördert werden. Im Laufe des Jahres unterrichtete ich selbst eine Schar anderer Konfirmanden 3—4 Wochen hindurch. Als ich dann meiner Schwäche halber, welche die Ärzte von Ueberanstrengung ableiteten, auf die Berge mußte, setzte der mich vertretende Landprediger David den Unterricht fort und konfirmierte die Kinder. 1891 wurde ich im Frühjahr schon verjezt, ehe ich der Festzeiten halber an den Konfirmationsunterricht gehen konnte, für den die zwischen Ostern und Pfingsten liegende Zeit mir nicht genügte. Jedenfalls ist kein Kind während meiner Amtszeit durch meine Schuld unkonfirmiert geblieben. Letzteres hätte man nachweisen müssen, wenn man etwas hätte beweisen wollen. Ferner wird Seite 19 betont: „Er hat während seines ganzen Hierseins noch keine Nacht in seinem Distrikt zugebracht.“ Ob dies der Fall ist, kann ich, obgleich ich die Behauptung bezweifle, nicht mehr sagen; es hat aber auch nichts auf sich, da sämtliche Dörfer so nahe bei Poreiar liegen, daß ich gar nicht nötig hatte, über Nacht draußen zu bleiben. Uebrigens bin ich öfters, auch an Wochentagen (ich glaube mit gutem Gewissen sagen zu können, öfters als meine beiden Vorgänger zusammengekommen) auf die Dörfer geritten oder gefahren, was, um stets reisefähig zu sein, eine kleine Erhöhung des Reiseetats nötig machte. Wenn endlich Seite 9 darauf hingewiesen wird, daß mir ein Oberzimmer auf dem erst bewohnten Mietshaus bewilligt wurde, „und als auch das ihm nicht genügte“, das „beste Haus“ in Poreiar für mich gemietet wurde, so ist dabei zu bemerken, 1. daß dies gar nichts Sonderliches war, da sonst alle Missionshäuser in Tranquebar, Poreiar und Erufatantscheri, mit Ausnahme eines direkt an der See gelegenen, ein Oberzimmer hatten und zwar ein aus Steinen festgebautes, während das mir bewilligte, abgesehen vom Holzgestell, vollständig nur aus Palmblättern billig hergestellt war. 2. Daß, wenn schließlich das andere einzige freigebliebene Haus für Europäer gemietet wurde, dies seinen Grund darin hatte, weil der Eigentümer des ersteren Hauses sich je länger je mehr weigerte, die nötigen Reparaturen vorzunehmen. Das Haus war infolgedessen in der Regenzeit unbewohnbar geworden. Uebrigens wohnt ja auch Herr Beisenherz seit 1891 in dem „besten Haus“. Doch dies kommt alles nicht in Betracht, wenn es sich nur mit irgend einem Schein gegen mich verwenden läßt. Dies ist für die Herren vom Kirchenrat die Hauptsache!*

rüftet über obige Beschuldigung und sind bereit, mir eine Erklärung zu öffentlichem Gebrauch zur Verfügung zu stellen. (Anm. des Miss. R.)

Die erwähnte Erklärung der Pflanzler ist inzwischen in Nr. 22 der „N. L. R.“ veröffentlicht worden und lautet in Uebersetzung wie folgt: „Wir, die Unterzeichneten von den Scherwarah-Bergen, Süd-Indien, erklären, nachdem wir erfahren haben, daß von dem Direktor der Leipziger Mission in einer Veröffentlichung, betitelt „Aktenstücke“ u. s. w., gewisse Behauptungen aufgestellt worden sind, dahingehend, daß Pflanzler auf diesen Bergen sich über das Betragen des Reverend J. Kempf gegen die Eingeborenen dieses Landes mißliebig geäußert hätten, hierdurch, daß derartige Behauptungen durchaus unbegründet sind und dem entgegenge setzt, was wir von ihm wissen, und daß sie nach unserer Meinung auf eine Schändung des guten Namens hinauslaufen.“ W.

* Für die Treue und den Eifer, mit welchem Miss. Kempf in Poreiar gewirkt hat, spricht folgende ihm beim Abschied nebst einem wertvollen Geschenk überreichte Adresse der Gemeinde:

Meine Antwort auf die Leipz. Anklagen ist länger ausgefallen, als ich es beabsichtigte, und doch bin ich noch nicht auf die Stosch'sche Lehrkontroverse und die sich daran schließende Maßregelung von seiten des Kirchenrats gekommen. Doch ist nach obiger Darlegung die Gesinnung, von welcher die Missionsleitung seit Jahren gegen mich erfüllt war, wohl keinem Zweifel mehr unterworfen. Nur der Schluß des 1. Teiles der „Aktenstücke“, wo ich aufs neue der Unwahrheit und Unlauterkeit bezichtigt werde, zwingt mich hier noch zu folgender öffentlichen Erklärung:

Ich erkläre hiermit, daß am Gründonnerstag 1890 nach dem Gottesdienst Miss. Pamperrien, ehe ich auch nur meinen Mund ihm gegenüber geöffnet hatte, mit den Worten: „Verzeihe, lieber Bruder“ unter Thränen zu mir in die Sakristei der Poreiarkirche eingetreten ist. Gott ist mein Zeuge!

Und nun vergleiche man die S. 59 der „Aktenstücke“ gegebene Darstellung!

Ich habe, sehr geehrter Herr Redakteur, unerquidliche Dinge schreiben und vieles erwähnen müssen, das ich sonst gerne ver-

„Geliebter Vater und Seelsorger!

Wir sagen dem barmherzigen Gott Lob und Dank, welcher Sie uns drei Jahre lang als Lehrer geschenkt, Ihr Amt unter uns gesegnet, Sie behütet und geleitet hat.

Wie könnten wir, die wir durch Sie geistlichen Unterricht empfangen haben, jetzt, da Sie nach Gottes weisem Rat und auf Beschluß der Vorgesetzten der Pflege unserer Gemeinde entzogen und in einen anderen Wirkungskreis versetzt worden sind, unseren tiefgefühlten Dank unausgesprochen lassen!

Trotz aller Krankheit, Schwäche und mannigfacher Trübsal haben Sie Ihr Amt drei Jahre lang mit viel Eifer und Liebe unter uns ausgeführt. Sie haben uns des Vaters Gnadenwillen, des Sohnes unvergleichliche Liebe, des Heiligen Geistes göttlich Führen klar, kräftig und ausführlich verkündigt. Damit keines der Ihnen anvertrauten Schäflein durch Mangel an geistlicher Nahrung verloren gehe, haben Sie durch Ihre reinen, klaren, gründenden, vorzüglichen Predigten uns auf die grünen Auen und zum frischen Wasser göttlichen Wortes geführt.

Die Verächter des göttlichen Wortes, die Satten, die in geistliche Sicherheit Versunkenen, die in öffentlichen Sünden Lebenden haben Sie mit dem Worte Gottes gestraft und ermahnt, sich viel um sie bemüht, und wenn bußfertig, getröstet. Sie haben es sich ferner Mühe kosten lassen, unseren Jünglingen und Jungfrauen bei der Vorbereitung zum heiligen Abendmahl einem jeden, seinem Verständnis gemäß, die Katechismenlehre kurz und klar einzufloßen und haben es zugleich verstanden, in ihnen Freude und Eifer zum Lernen zu erwecken.

Mit freudiger Bereitwilligkeit haben Sie jede sich Ihnen darbietende Gelegenheit ergriffen, das geistliche Verständnis der Schwachen und Geringen zu vermehren und sie in der Erkenntnis ihres Heilandes zu fördern.

Wir können an dieser Stelle auch nicht verschweigen, mit welcher Bewunderung wir wahrnahmen, wie trefflich und gründlich die aus den beiden kommenden Katechumenen bei Ihnen den Katechismus als den kurzen Inbegriff der Lehre göttlichen Wortes gelernt haben.

Daß die unter Ihrer Pflege stehenden Dorfgemeinden nicht zurückgegangen, sondern vielmehr befestigt worden sind — siehe da! — dafür sind die hier stehenden Dorfschriften gewisse Zeugen!

Indem wir noch schätzend und dankend anerkennen, was Sie sonst nach den verschiedenen Seiten hin, trotz aller körperlichen Schwäche, unter uns gethan haben, flehen wir zu dem barmherzigen Gott, daß er Ihnen zu Ihrem Amte auch fernerhin die nötige Kraft nach seinem heiligen Willen verleihen wolle.

Der barmherzige Gott hat Ihnen, der Sie als Einsamer bei uns eingezogen, eine treue Gehilfin beschert, und Sie zu einem Hausvater gemacht. Ihm sei auch dafür Lob und Dank. Ihrer verehrten Frau Gemahlin, die sich mit Liebe und Güte unserer Mädchen angenommen hat, sagen wir durch Sie unseren besten Dank.

Indem wir noch zuletzt den Herrn bitten, Sie, Ihre liebe Frau Gemahlin samt den lieben Kindern allewege zu segnen und Sie zu Ihrem ferneren Amte mit dem Heiligen Geiste zu erfüllen und Segen vieler Seelen, verbleiben wir

Ihre
Glieder der Bethlehems-Gemeinde
zu Poreiar.“

schwiegen hätte. Allein es war nötig, um die Beschuldigungen der Missionsleitung zurückzuweisen und ihre Kampfweise zu beleuchten. Ich that es nicht allein zu meiner Rechtfertigung, sondern auch, damit nicht etwa durch mein Schweigen die gute Sache der mir eng verbundenen Brüder Rätber und Mohn leiden möchte. Ihre Sache war eine reine Glaubens- und Bekenntnissache,* meine dagegen, obwohl in derselben Glaubens- und Bekenntnisstellung wurzelnd, leider mit viel Persönlichem untermischt. Ich behaupte nicht, daß ich in allen Dingen weise gehandelt oder immer das rechte Wort gefunden habe, und erwarte daher auch nicht, daß man mir in allem zustimme. Aber dies erwarte ich, daß man wenigstens gerecht urteile.

Ihr in Christo treu ergebener

Scherwaray-Berge, den 15. März 1895. J. M. Kempf."

Das „Rheinisch-Lutherische Wochenblatt“

beschäftigt sich in seinen drei letzten Nummern, 16—18 dieses Jahrgangs, mit Missouri in nicht eben freundlicher Weise, wie allerdings auch nicht zu erwarten war bei der Verschiedenheit der Lehrstellung zwischen Breslau und Missouri. Aber das hätten wir allerdings nicht erwartet, daß das genannte Blatt sich in der Weise zum Anwalt des schrift- und bekennniswidrigen Chiliasmus und der Beugnung nicht bloß der reformatorischen Wahrheit, daß der Papst der rechte Antichrist unter christlichem Schein und Namen ist, sondern auch vornehmlich der altkirchlichen Lehre von der Eingebung der heiligen Schrift und damit dieser selbst machen würde, wie es durch unveränderten Abdruck eines Artikels der „Kirchen- und Missionszeitung für die evangel. Kirche Australiens“ mit der Ueberschrift: „Was hat uns Missouri gethan?“ thut.** Denn offenbar ist es die von uns

* Trotzdem dies wahr ist, hat man doch in den „Altenstücken“ versucht, auch dem Miss. Rätber allerlei Persönliches anzuhängen, um dadurch die Lehre, für die sie eingetreten sind, in Mißkredit zu bringen. Wie man dabei zu Werke gegangen ist, möge ein Beispiel zeigen. S. 112 der „Altenstücke“ heißt es in einer Anmerkung, Miss. Rätber habe in betreff der Schließung einer Schule nicht die Entscheidung des Kirchenrats, sondern den „brüderlichen Rat“ des Seniors erbeten. Wie sich diese Sache wirklich verhielt, zeigt folgende uns zu Händen gekommene Darstellung Miss. Rätbers: „In Kudikabu, 7—8 Meilen östlich von Tanjore, war eine Kallergemeinde, die in zwei Teile zerpalten mir viele Sorge und Mühe machte. Dort war ein junger Lehrer angestellt worden, der aber selbst keine eigene Hütte oder auch nur Platz für eine solche für sich und seine junge Frau bekommen konnte und Schule in einer Veranda eines Heiden und später in einer zeitweilig leer stehenden Laubhütte, die einer der Christen als Stall für seine Ziegen gebaut hatte, halten mußte. Denn eine Kapelle gab's nicht mehr im Ort, da die weißen Ameisen sie schon vor meiner Zeit — aufgefressen hatten. Durch all diese Verhältnisse war der Besuch seitens der Heidentinder — die Christenkinder waren in den Tanjorer Kostschulen untergebracht — ein so geringer und so unregelmäßiger, und der Mut des Lehrers und auch mein eigener war so gesunken, daß ich überlegte, ob ich nicht die Abberufung des Lehrers und die Schließung der Schule beim Kirchenrat beantragen sollte. Um aber nicht einen unnützen Antrag zu stellen, that ich nicht nach eigenem Gutdünken, sondern frug erst in einem Privatbriefe, wie ich auch sonst öfters gethan habe, und zwar diesmal beim Senior an, dem einzigen unter den derzeitigen Missionaren, der Kudikabu kannte, was er zur Sache wohl meinte, und ob ich ev. einen Antrag einbringen sollte. Ich erhielt aber, es war in der Zeit der Konferenz Nov. 1893, keine Antwort, und mein Vertrauen, das ich durch solche Anfrage und Bitte um Rat ihm in erneuter Weise bewiesen, ist durch die pag. 112 Anm. 1 schriftlich fixierte Verdrehung des Thatbestandes schändlich gemißbraucht worden.“

So kann man beweisen, was man beweisen will, aber recht ist das nicht. W.

** Unter den Deutschen in Australien bestehen drei Synoden, die Viktorianische Synode (P. Herzig), welche ihre „lutherischen“ Kandidaten aus dem Basler Missionshause bezieht, also offenbar uniert ist,

vertretene Lehre von der Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift, die dort ganz nach Weise der neueren Theologie eine „mechanische Theorie“ genannt und als solche verworfen wird. Was Wunder daher, daß Missouri geradezu eine Sekte genannt wird, gegen die alles erlaubt zu sein scheint, auch das falsche Zeugnis, als sei uns die „himmelsstürzende Wahrheit (!!!), ob der Papst der Antichrist sei oder eine noch zukünftige Persönlichkeit“, so wichtig, daß wir „um dieser Frage willen solche Kleinigkeiten wie die Erlösung durch Christum und die Heiligung im Glauben“ ganz beiseite setzten, ganz übersehen. Eine andere handgreifliche Lüge, die zu verbreiten sich das „Rhein.-Luth. Wochenblatt“ einfach schämen sollte, ist die, als sehe Missouri „in der heutigen Arbeit an den Heiden ein gut Teil Sentimentalität und sei derselben feind.“ „Wozu dient dieser Unrat, möchte es fragen, das Geld wäre vielmehr der Kirche nütze.“ Was Wunder, daß von uns Missouriern, weil wir freilich vor allen Dingen nach Vorbild der Schrift selbst die Lehre treiben, ein ganz grauenhaftes Bild entworfen wird und die Wahrheiten der Schrift, wie sie in der Sprache der Kirche und des Bekenntnisses eingekleidet sind, „mittelalterliche Dogmen“ genannt werden, wozu

die Immanuelssynode (zu welcher der Schreiber des erwähnten Artikels P. Kaibel gehört), die mit Neuendettelsau in Verbindung steht, woraus sich der Eifer des P. Kaibel für den Chiliasmus und gegen die lutherische, auch von Melanchthon in dem bekanntlich von ihm verfaßten Anhang zu den Schmalkaldischen Artikeln vertretene Bekenntnislehre, daß der Papst „der rechte Endechrist und Widerchrist“ sei (Luther in den Schmalk. Artikeln, Müller S. 308, 10) und daß alle Untugend, so in der heiligen Schrift vom Antichrist gewissagt sind, sich reimen mit des Papsts Reich und seinen Gliedern“ (Melanchthon in dem Anhang zu den Schmalk. Artikeln, Müller S. 336, 39. Vgl. auch S. 40—42), genügend erklärt. Endlich die Vereinigte Synode von Südastralien (die Zweigsynoden von Viktoria und von Südastralien umfassend), welche jetzt den Schmach- und Ehrennamen „Missouri“ tragen muß. Diese Synode stand mit der alten Hermannsbürger Mission in Verbindung, hat sich aber, nachdem dieselbe sich wieder mit der Landeskirche vereinigt hatte, von derselben getrennt. Darüber ist es in ihrer eigenen Mitte zu einem Kampfe gekommen, der durch Gottes Gnade auf ihrer letzten Synodalversammlung (vom 3.—10. März) beendet ist. Einer der dissentierenden zwei Pastoren (Hoffeld) benutzte neben einem weltlichen Blatte auch die „Kirchen- und Missionszeitung“, um seine Verteidigung Hermannsburgs und der hannoverschen Landeskirche zu veröffentlichen. Und dieser Umstand hat wohl den P. Kaibel mit veranlaßt, seine Feder wieder gegen „Missouri“ in Bewegung zu setzen. Es schreibt deshalb P. Dorff von Adelaide in der Beilage zu Nr. 4 des „Kirchenboten für Australien“, April 1895:

„Hat man denn in gewissen Kreisen vergessen, daß man sich vor gar nicht so vielen Jahren von Herrn P. Herzig und der Viktorianischen Synode getrennt hat, weil P. Herzig es sich nicht nehmen lassen wollte, „lutherische“ Kandidaten von dem unierten Basel zu berufen? Das war recht geihan und wir haben uns damals über diesen Schritt der Immanuelssynode herzlich gefreut. Was schlägt man denn jetzt auf uns ein, die wir uns von dem uniert gewordenen Hermannsburg losgesagt haben? Warum öffnet man seine Spalten einem Manne, der sich zum Verteidiger der abgefallenen hannoverschen Landeskirche und des P. A. Wagner in Hermannsburg, der die Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift leugnet, aufgeworfen hat? Nicht wahr, dem verhassten „Missouri“ gilt es? Diese „Missourier“ sind in den Augen mancher Leute eine Landplage, wie etwa die Sperlinge und die Kaninchen. Diese „Missourier“ muß man ausrotten, und weil es doch nicht geht, ihnen mit Arsenik oder Strychnin zu Leibe zu rücken, so wählt man lieber das Gift gemeiner Lüge und Verleumdung. „Missouri“ gegenüber ist es ein verdienstliches Werk, nach dem Grundsatz aller Verleumder zu handeln: „Verleumde nur frisch drauf los, etwas bleibt immer hängen.“ Nur zu, liebe Herren. Die Wahrheit fürchten wir nicht, die Unenlichkeit mehr ist, als „Missouri“, Hermannsburg und Immanuelssynode, nämlich mit Christo, dem Könige der Wahrheit.“ Es ist doch merkwürdig, wie zur Bekämpfung „Missouris“ sich selbst sonstige Gegner die Hände reichen; so hier ein Blatt der Breslauer Synode einem Verteidiger der hannoverschen Landeskirche, mit der Breslau die Abendmahlsgemeinschaft suspendiert hat und des als Gegner Breslaus bekannten P. A. Wagner.

das „Rhein.-Luth. Wochenblatt“ selber bemerkt, solche Ausdrücke und Sätze seien etwas „mißverständlich“, fänden aber „zum Teil ihre Erklärung im folgenden“. Nun, im folgenden heißt es, wie daselbe auch schon vorher gesagt ist, daß die Missourier nichts als Nachbeter und Nachtreter sind, zu „eigener Geistesarbeit“ untüchtig, die „ja nur gelernt haben, nachzusagen“, die göttliche Wahrheit nur in der „Zwangsjacke des Dogma“ kennen, die ihren Zuhörern Steine statt Brot bieten, infolge davon auch in den missourischen Gemeinden die „größte Unempfindlichkeit gegen das Göttliche“ herrsche, so daß man mit keinem „ein geistliches Gespräch führen, geistliche Erfahrungen austauschen könnte“. Wenn das genannte Blatt hierzu bemerkt, das gelte vielleicht nicht von den missourischen Gemeinden in Deutschland, so müssen wir dies Kompliment, sofern damit unsere Brüder in anderen Ländern herabgesetzt werden sollen, durchaus ablehnen, und zwar um so mehr, als der Redakteur des „Rhein.-Luth. Wochenbl.“ jenen Schmähartikel ja ausdrücklich deswegen seinen Lesern „nicht vorenthalten“ hat, weil er zeige, „daß der missourische Geist in Amerika, Deutschland und Australien genau derselbe ist“.

Was der Verfasser meint mit der „vollkommensten Kirchenmaschinerie mit Duzenden von kirchlichen Beamten“, worin „Missouri besonders stark“ sein soll, ist uns unerfindlich, soviel aber ist klar, daß derselbe überall da, wo man mit Ernst die Lehre treibt, und keine falsche, schriftwidrige Lehre dulden will, nur geistlichen Tod, eine „grauenvolle Leere der Gemüter“ annimmt, da man nur mit „glücklicher Inkonsequenz lebendiges Christentum mit missourischer Präzision (Schärfe) verbinden“ könne. Darnach scheint der Verfasser die Fülle und Gesundheit der Kirche und des geistlichen Lebens in nichts anderem zu sehen, als in der Freiheit von der „Zwangsjacke“ des Dogma, in schrankenloser Willkür, und thäte am besten, er hörte auf, sich einen Lutheraner zu nennen und begäbe sich dahin, wohin er gehört, in die — Union. Und der letzteren, der staatskirchlichen Union und dem Unionsfönn und Unionsgeist hat auch das „Rhein.-Luth. Wochenblatt“ mit Abdruck jenes Artikels aus jener australischen Kirchzeitung den besten Dienst gethan, nicht der lutherischen Freikirche mit ihrem alle andere Lehre ausschließenden Bekenntnis.

Was hat aber wohl das „Rhein.-Luth. Wochenblatt“ bewogen, solchen Schmähartikel: „Was hat uns Missouri gethan?“ abzudrucken und sich damit fremder Sünde theilhaftig zu machen? Offenbar nichts als blinder Haß und Eifer gegen Missouri, der selbst solche grobe Stücke mit in den Kauf nimmt, selbst zum Anwalt falscher Lehre wird, wie es denn auch notwendig allen gehen muß, die an uns nicht das hassen, was wirklich hassenswerth ist, persönliche Sünden und Gebrechen, um deren willen wir uns gern wollen strafen lassen, sondern gerade das, was Gott uns gegeben hat, Sein Wort. Darauf wollen wir allerdings trogen und pochen, es sei der Welt und falschen Kirche lieb oder leid, daran werden alle unsere Feinde, die mit ihren eigenen Gedanken, auch mit ihren fleischlichen höheren Kirchenregiments-theorien ihrem Chiliasmus, ihrer Verwerfung und Leugnung der Eingebung der heiligen Schrift u. s. w. wider diesen Felsen des Wortes anlaufen, zu Schanden werden.

In Nr. 18 des „Rhein.-Luth. Wochenblattes“ findet sich dann noch ein kurzer Artikel: „Union und Freikirche“, worin über das Verhältniß von Breslau und Missouri gesagt wird: „Diesen Wunsch* (daß nämlich „alle lutherischen Freikirchen in Deutschland eins werden möchten in den Lehren von Kirche und Amt, eins in der Praxis, damit sie gemeinsam gegen allen Unglauben und alle Union in den Kampf ziehen möchten“) ver-

stehen wir nicht bloß, sondern teilen ihn völlig. Indessen liegt gerade in der „Praxis“ der Missourier etwas, was eine Verständigung ausschließt. Schon das Einbrechen in unsere alten Parochien zeigt Mangel an wahrhaft brüderlicher Gesinnung. Vielleicht richtet Pastor Angerstein einmal hierauf seine Aufmerksamkeit und erteilt guten Rat.“

Was hören wir da? Eben in Nr. 16 war noch Missouri die „Sekte, welche die heilige Schrift gegen andere und für sich mißbraucht“, und nun auf einmal wünscht man mit einer „Sekte“ einig zu werden und sieht das eigentliche Hindernis gerade in der „Praxis“ dieser „Sekte“, ja wirft dieser „Sekte“ Mangel an wahrhaft „brüderlicher Gesinnung“ vor. Wie reimt sich das? Oder hat dem Herausgeber des „Rhein.-Luth. Wochenblattes“ das Gewissen geschlagen, daß er nun dies Pflaster darauf legen will und dieselben Leute, die ihm zuvor eine Sekte waren, „Brüder“ nennt, mit denen er gern Verständigung wünschte, wenn sie nur eine andere Praxis annehmen wollten? Solche zwiespältigen Reden müssen wir allerdings für Unrecht und Sünde, für Heuchelei halten, und werden freilich solche Praxis mit Gottes Hilfe nie annehmen.

Daß aber das genannte Blatt gerade unsere „Praxis“ so verurteilt (wiewohl es nicht wahr ist, daß wir in ihre alten Parochien „einbrechen“, denn auch in diesem Stück thun wir nur, was je und je auch die Breslauer selbst anderen, auch freikirchlichen Gemeinden gegenüber gethan haben, indem sie die Leute, welche sich an sie gewandt, auch angenommen haben, was sie nicht absegnen werden), kommt her von einem Mangel an Hochschätzung der Lehre gerade in den genannten Punkten. Denn unsere Praxis den Breslauern gegenüber wurzelt in unserer Lehre von Kirche und Amt, die kann das „Rhein.-Luth. Wochenblatt“ nicht umstoßen, nicht als unrecht erweisen, während wir allerdings aus Gottes Wort beweisen können, daß die Breslauer Lehre von Kirche und Amt falsch ist und darum auch ihre Praxis, sofern sie mit solcher Lehre zusammenhängt und daraus folgt. Es kommt uns dies Klagen jenes Blattes über unsere missourische Praxis gerade so vor, wie die Klagen der Unionisten über die Breslauer Praxis. Denn so wie die Unionisten, namentlich die Vereinslutheraner, meinen, die Union habe überhaupt mit der Lehre nichts zu thun, ihr Unterschied von den Breslauern bestehe doch nur in einer Verschiedenheit der „Praxis“, und nur die Hartnäckigkeit, mit welcher die Breslauer auf ihrer Praxis bestünden, schließe eine Verständigung aus und mache dieselben zu einer „Sekte“, gerade so meinen die Breslauer, der Unterschied ihrer und unserer Lehre sei doch nicht so groß, sondern es sei doch nur die missourische „Praxis“, die die Missourier zu einer Sekte stempeln. Nun, eine solche „Sekte“ wollen wir gern sein und dem Unionsgeist und -Sinn, wie er gerade in der Lehre von Kirche und Amt noch heute bei den Breslauern herrscht, unsere Praxis gegenüberstellen, sowie sie es thun in der Lehre vom heiligen Abendmahl der staatskirchlichen Union gegenüber. Denn uns ist die Lehre von Kirche und Amt gerade so gut Gottes Wort wie die Lehre vom heiligen Abendmahl, und die Breslauer mögen sich wohl vorsehen, daß sie nicht gerade durch dieses Stück, die Gleichgültigkeit in der Lehre von Kirche und Amt und den Widerspruch gegen die Wahrheit, immer weiter von Gottes Wort abkommen, sich in ihrer zweideutigen Stellung gegenüber den namenlutherischen Landeskirchen samt der heuchlerischen Leipziger Mission verhärten und so durch ihre lose und laze, ungöttliche Praxis in diesem Stücke sich selber den größten Schaden thun.

Nachtrag. Soeben kommt uns die neueste Nummer des „Rhein.-Luth. Wochenblattes“ zu, in welchem ganz nach Art der staatskirchlichen Universitäts-theologie das umbiblische und unluthe-

* Wie ihn Pastor Angerstein aus Lodz in Polen anläßlich eines Badeaufenthalts in Kolberg in Pommern ausgesprochen.

riſche Fündlein von einer geſchichtlichen „Entwicklung der Glaubenslehren“ ſamt der die Klarheit der Schrift verleugnenden Theorie von den „offenen Fragen“ in den Artikeln des Glaubens aufgetiſcht wird. Zugleich wird da die altlutheriſche Lehre vom Papſt als dem im Tempel Gottes ſitzenden Menſchen der Sünde damit verdächtigt, daß es heißt: „Warum über ſchwere Stellen der Offenbarung ſich erhitzen, oder wohl gar als abgefallen vom Worte Gottes den brandmarken, der im römischen Papſte nicht den Antichriſt ſehen kann, zumal ſelbſt unſer Bekenntnis hierin ſchwankt und an einer Stelle das Papſtum nur „einen Teil des Reiches des Antichriſts“ nennt?“ Es iſt in dieſen Worten eine zwiefache Unwahrheit enthalten, denn erſtens iſt es nicht wahr, daß es ſich bei dieſer Lehre um „ſchwere Stellen der Offenbarung Johannis“ handelt, ſondern es handelt ſich vor allem um die Stelle 2 Theſſ. 2, wo allerdings das Wort „Antichriſt“ nicht vorkommt, ebenſowenig wie in der Offenbarung Johannis; ſoviel ſollte aber das „Rhein.-Luth. Wochenblatt“ wiſſen, daß mit dem Ausdruck im kirchlich-lutheriſchen Sinne nichts anderes gemeint iſt, als was St. Paulus 2 Theſſ. 2 ſagt. Zum andern iſt es nicht wahr, daß unſer Bekenntnis hierin ſchwankt, denn etwas anderes iſt das „Reich des Antichriſts“ im weiteren Sinne, das ſich allerdings weiter erſtreckt als das Papſtum und alles begreift, was wider Chriſtum iſt, auch ohne chriſtlichen Schein und Namen, wie ja auch unſere Älten den Mohammed und Türken als Feind Chriſti den morgenländiſchen Antichriſt nennen, und etwas anderes der rechte, eigentliche „Antichriſt“ im engeren Sinne, der nämlich unter chriſtlichem Schein und Namen als angeblicher allgemeiner Biſchof und Oberhaupt der ganzen Chriſtenheit in der Kirche, als dem Tempel Gottes, ſitzt und regiert. Letzteres iſt bei keinem anderen Feinde Chriſti der Fall, als allein beim römischen Papſt, wie auch unſer Bekenntnis ausdrücklich ſagt, daß ſich „alle Untugend, ſo in der heiligen Schrift vom Antichriſt ſind geweſen ſagt, mit des Papſtes Reich und ſeinen Gliedern reimen“. Dieſe Weiſſagung der Schrift iſt erfüllt und es iſt Schwarmgeiſterei, noch auf eine andere Erfüllung zu warten. Will aber das „Rhein.-Luth. Wochenblatt“ ſeine Leſer mit ſolchen Unwahrheiten mutwillig irre führen, ſo mag es das auf ſeine Gefahr thun, die Wahrheit ſelber wird es damit nicht umſtoßen. Im übrigen können wir hier auf die Stellung dieſer Lehre als einer nicht fundamentalen im ganzen Zuſammenhange der geoffenbarten Wahrheit nicht eingehen, da uns das zu weit führen würde, in dieſer Hinſicht mag das oben angedeutete genügen. St.

Nachrichten und Bemerkungen.

In Berlin tagte am 8. Mai eine große, an 1500 Perſonen zählende Verſammlung* von Pfarrern und ſonſtigen Gliedern der preußiſchen Landeskirche, um über die Not der letzteren zu beraten, die ihr aus dem Unglauben ſo vieler evangeliſcher Theologie-Professoren erwachſen iſt. Da wurde nun viel Gutes und Wahres ſeſagt; aber ſo recht in die Tiefe ging keiner der Redner, an der Wurzel erfaßte das Uebel keiner; die falſche Union und die daher rührende Bekenntnisloſigkeit ihrer Landeskirche ließen alle unangetaſtet. Von der Stimmung der gläubigen Volkſtreife am Rhein berichtet einer, daß es dort heiße: „Warum quälen ſich denn die gläubigen Paſtoren ſo ſehr in der Landeskirche? Warum treten ſie nicht aus, als eine geſchloſſene Macht? Behtaufende ſind bereit, mit ihnen auszutreten!“ (?) — Der erſte Redner, ein Geheimer Rat Hahn, ſchloß mit der Verſicherung, wenn der Staat weiterhin ſo wenig darnach frage, was die von ihm angeſtellten Professoren lehren, dann müſſe die Kirche die Ausbildung ihrer Diener ſelber in die Hand nehmen. Das iſt für einen preußiſchen Geheimrat aller Ehren wert. In ähnlichen Sinn ſprachen ſämtliche Redner, und die glaubenloſen Professoren bekamen manches wohlverdiente

Wort zu hören. Zuletzt wurde eine Reſolution (Beſchluß) angenommen, daß es dringende Aufgabe der kirchlichen Behörden ſei, Sorge zu tragen, daß geeignete Geiſtliche in die Lehrerschaft der Univerſitäten eintreten, um dort ſich um die Ausbildung der Kandidaten in rechter Weiſe anzunehmen. Um intereſſanteſten waren wohl die Ausführungen des Königsberger Professorens Jörn, der das Verhältnis der Theologie-Professoren zum Staat zu beſprechen hatte und nachwies, wie die römisch-katholiſchen Theologie-Professoren, obwohl auch vom Staat beſoldet, von ihren Biſchöfen beaufſichtigt werden. Und hieran, an der Aufſicht, fehlt es bei den Evangeliſchen. Jörn freilich hält dieſelbe für unverträglich mit der Stellung eines modernen Professorens. Aber die modernen Professoren bekommt man auch gründlich ſatt. Was uns fehlt, das ſind Biſchöfe (ἐπίσκοποι = Aufſeher), die Aufſicht führen über das geſamte Kirchenweſen, auch über die Ausbildung der Paſtoren und deren Lehrer (Professoren). Und läßt ſich ſolche Aufſicht ſeitens der Kirche nicht anders erreichen, dann lieber rein kirchliche theologiſche Lehranſtalten, getrennt von den heutigen Univerſitäten, als die biſcherige Weiſe. Und hierzu wird es auch kommen. Was Jörn in ſeiner Rede vorſchlug, eine Mitwirkung der Synodal-Vertreter bei Beſetzung von Professuren, iſt völlig ungenügend; wie denn Professoren dieſe Fragen nimmer löſen werden. Für uns in Bayern iſt ja die Sache noch nicht brennend; der eine Köhler, der in Erlangen mit der modernen Kritik geht, thut, wenn überhaupt, wenig Schaden. Aber auch dieſer eine wäre nicht möglich, wenn unſere Kirche dasjenige Maß von Aufſicht beſäße, rechtlich und praktiſch beſäße, das ihr gebührt. Und auch davon abgesehen berührt uns die Lösung, welche in Preußen für dieſe wichtige Frage gefunden werden wird, ſehr nahe. —

Wenn „Freimund“, dem wir Vorſtehendes entnehmen, früher auf die kirchenzertörende Thätigkeit der modernen Professoren zu ſprechen kam, tröſtete er ſich und ſeine Leſer damit, daß die Erlanger Univerſität noch frei davon ſei. Jetzt, nachdem der moderne Unglaube auch dort eingezogen, iſt ſein Troſt: „Der eine Köhler, der in Erlangen mit der modernen Kritik geht, thut, wenn überhaupt, wenig Schaden.“ — Die gefährlichſte Blindheit iſt doch die, daß man nicht ſehen will, und aus Gottes Gericht endlich ſo verblendet wird, daß man nicht mehr ſehen kann. Solche Verblendung iſt es, von der biſchöflichen Verfaſſung Hilfe und Rettung für die in Lehre und Leben der Zuchtloſigkeit verfallenen Staatskirchen zu erhoffen. K.

Prof. D. Th. Häring hat jüngſt ſeine Antrittsrede in Tübingen gehalten. Wie die „Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung“ berichtet, ſoll die zahlreich herbeigelockte Zuhörerschaft entſäſſt auseinander gegangen ſein, weil es ſelbſt theologiſch gebildeten Zuhörern ſchwer gefallen ſei, „den ſeinen, in die Sprache der Schule gebüllten Gedankenwindungen des neuen Syſtematiſters zu folgen und ſich ein greifbares Bild von ſeiner theologiſchen Richtung zu machen.“ Und von einem ſolchen Manne, auf dem das Urteil der Schrift von „gerüttelten Sinnen“ Anwendung finden dürfte, urteilt die genannte Kirchenzeitung, trotzdem ſie mit ihm nicht ganz zufrieden iſt, es bleibe doch „wenigſtens für ruhebedürftige Gemüter der Troſt, daß Häring, wie der ganze Ton ſeiner Antrittsrede von neuem gezeigt hat, in wohlthuendem Gegenſatz zu anderen Anhängern des Richtlums keine provokatoriſche (angreifende) Perſönlichkeit iſt, ſondern daß er ſich bemühen wird, der Kirche mit dem Teil der chriſtlichen Wahrheit, die ihm aufgeſchloſſen iſt, im Frieden zu dienen.“ Welche unchriſtliche Beſcheidenheit!

Was iſt „lutheriſche Kirche“? Die „Allg. ev.-luth. K.-Z.“ ſchreibt: „Der Name evangeliſch-lutheriſche Kirche hat eine hiſtoriſch feſtliegende Bedeutung, als diejenige Kirche, welche die Bekenntniſſe der lutheriſchen Reformation zu ihrem gemeinſamen Bande macht. Wollen die Gemeinden, wollen die Paſtoren dieſes gemeinſame Band nicht mehr, ſo fordert die Ehrlichkeit, daß ſie dieſen feſtliegenden Namen aufgeben, daß ſie öffentlich erklären, was ſie wollen, und ſich einen Namen wählen, der noch nicht für irgend eine Vereinigung feſtgelegt iſt. So lange man aber das nicht thut oder zu thun nicht für opportum (zweckmäßig) hält, hat man als ehrlicher Mann kein Recht, einen Namen zu mißbrauchen, um unter dem Deckmantel dieſes Namens das Gegenteil von dem zu thun, was man heißt.“ Mit dieſen Worten hat die „Allgemeine evangeliſch-lutheriſche Kirchenzeitung“ über ſich ſelbſt wie über die durch ſie vertretene „Allgemeine evangeliſch-lutheriſche Konferenz“, die ſogenannten „evangeliſch-lutheriſchen“ Landeskirchen u. ſ. w. das Urteil geſprochen. Möchte ſie nur auch die Anwendung machen.

Aus dem Glaſſ teilt der „Reichsbote“ aus einer nach Eröffnung der dieſjährigen Sigungen des Oberkonſiſtoriums der Kirche Augsbürgiſcher Konfeſſion gehaltenen Tiſchrede des dortigen Statthalters u. a. folgende Worte mit: „Se. Majeſtät hat mir . . . die Verwaltung eines Landes mit Angehörigen beider chriſtlichen Konfeſſionen, unter welchen die katholiſche Bevölkerung die große Majorität bildet, anvertraut, und ſo habe ich für aller Wohl auf Grundlage der Parität und zur Erhaltung gegenſeitiger Toleranz gleichmäßig namens des Kaiſers treu beſorgt zu ſein.“ So durchaus richtig dieſes iſt, daß die weltliche Obri-

* Wir bringen in nächſter Nummer eine ausführlichere Beſprechung derſelben, zu deren Aufnahme es biſher an Platz mangelte. D. Red.

keit eines Landes auf äußerliche Toleranz zwischen den verschiedenen Konfessionen zu halten hat, soweit solches eben für den bürgerlichen Frieden erforderlich ist und der Kampf der Geister ungehindert bleibt, ebenso verkehrt sind andererseits die Bemerkungen über die „protestantische“ Kirche daselbst, deren Oberkonsistorium gerade versammelt war: „Ich habe aber alsbald wahrgenommen, daß verschiedene Strömungen in unserer Kirche herrschen. Da wird es vor allem vonnöten sein, in christlicher Liebe zusammenzuhalten, ohne Animosität zum Besten der Kirche zu wirken und die Gegensätze, die da und dort zu Tage treten können, liebevoll auszugleichen.“ Denn das ist eben der allenthalben auftretende Geist des Unionismus, der sich die Aufgabe gesetzt hat, Christus und Belial zu versöhnen.

Aus der württembergischen Landeskirche. Pfarrer Steudel zu Mainfeld trug der Gemeinde, nachdem er sein Amtskleid abgelegt hatte, einen Bericht vor, in dem folgende bedeutsame Sätze enthalten waren: „Ich habe niemals in der Predigt etwas gesagt, was ich selbst nicht glaube. Aber in den Büchern, aus denen ich in der Kirche vorlesen muß, da steht eben so vieles aus der Kirchenlehre, was ich für unrichtig halte.“ . . . „Man sollte meinen, daß diejenigen, die auf der Hochschule für den späteren Pfarrstand studieren, so unterrichtet werden, daß ihnen die Wahrheit der Kirchenlehre bewiesen oder doch zur Ueberzeugung gebracht wird“; statt dessen lerne ein zukünftiger Pfarrer auf der Universität, wieviel menschlichen Irrtum die Kirchenlehre enthalte. . . . „Die- selbe Behörde, welche mich unter Umständen absetzt, ist es, welche die Lehrer auf der Hochschule anstellt und befoldet, und diese Lehrer sind es, welche mich soweit brachten, daß ich die Kirchenlehre in vielen und wesentlichen Teilen nicht mehr anerkennen konnte.“ Zum Schluß sagte Pfarrer Steudel: „Betet für mich, wie ich für euch Gott bitte, daß er euch in alle Wahrheit führen möchte.“ — Nun ist Pfarrer Steudel „wegen Ungehorsams gegen die kirchlichen Ordnungen“ seines Amtes entsetzt worden. Der „Reichsbote“ bemerkt dazu: „Die Herren ver- geßen immer, daß sie als Geistliche Diener der Kirche sind und als solche den Glauben der Kirche zu predigen haben; können sie das nicht, so zwingt sie kein Mensch dazu, nur müssen sie einsehen, daß sie dann nicht Geistliche bleiben können.“ Dies Urteil wäre richtig, wenn es sich um eine wirkliche Bekenntniskirche handelte. Da aber die Staatskirchen als solche einen „Glauben“ eigentlich gar nicht haben, sondern nur „Ordnungen“, und da sie selbst durch die von ihr angestellten und be- soldeten ungläubigen Professoren ihre Diener zum Unglauben verführt, um sie dann bei Strafe der Abhebung zur Heuchelei zu zwingen, so be- gehen solche Staatskirchen selbst die größte Heuchelei und die schreiendste Ungerechtigkeit, welche sich denken läßt, also daß man für die armen, so schändlich verführten und von ihren Verführern ins Elend gestoßenen Leute Mitleid haben sollte.

Stöcker und Raumann. Ueber sein Verhältnis zu Raumann er- klärt sich, nach dem „Reichsboten“, Stöcker im „Volk“ u. a. also: „Was Raumann und uns ältere Christlich-Soziale trennt, ist, — wenn ich recht sehe — vor allem das Eine, daß er, wenn auch auf christlicher Grund- lage, eine Organisation des Proletariats im Gegensatz zu den bestehenden Klassen anstrebt, während wir die Sammlung der christlich-sozial ge- sinnigen Geister aus allen Kreisen und Klassen bewirken möchten, um durch den Zusammenschluß dieser Elemente die sozialen Schwierigkeiten heben zu helfen. Wir wollen die bestehende Gesellschafts- und Wirt- schaftsordnung durch starke soziale Reformen so verbessern, daß eine kontinuierliche Weiterentwicklung im christlichen Geiste möglich ist. Des- halb sind wir Älteren auf der sozial-konservativen Seite, während Rau- mann mehr der liberal-sozialdemokratischen seine Sympathien zuwendet. Schließlich will ich gern zugestehen, daß ich in der eigentlichen Auf- fassung der sozialpolitischen Reform bisher von Pfarrer Raumann nicht allzufern abzuweichen glaubte. Was er in der zweiten Problemnummer der „Hilfe“ für das Notwendige erklärt, ein Zusammenwirken von Staatssozialismus, Berufsorganisation und Wirtschaftseinrichtungen, das ist genau auch mein Programm. Unsere Verschiedenheit suchte ich mehr in der allgemeinen Anschauung über die politischen und kirchlichen Fragen“ u. s. w. Aus diesem „sozialpolitischen“ Buß mag man sehen, was jene Leute unter „Christentum“ verstehen und daß alle ihre Be- strebungen mit dem wahren Christentum nichts zu thun haben. H—r.

Ueber das kirchliche Leben der Reichshauptstadt giebt die vom Küster Laube von St. Matthäus veröffentlichte Statistik über die bei den evangelischen Kirchen Berlins im Jahre 1894 stattgehabten Trau- ungen, Taufen, Begräbnisse, Konfirmationen und Kommunionen einen interessanten Ueberblick. Es kommen da 64 Gemeinden in Betracht, welche sich aus 6 Personalgemeinden, 37 Parochial- und 18 Anstaltsge- meinden zusammensetzen. Was zunächst die Taufen anlangt, so ergibt sich eine Verminderung derselben gegen das Vorjahr um etwa ander- halbttausend. Getauft wurden 1894 im ganzen 35 675 Kinder, davon waren über 10 Prozent unehelich geboren, nämlich 3720. Die meisten

sind im Alter bis zu 1 Jahre getauft worden, 6506 im Alter von 1 bis 14 Jahren und 153 waren über 14 Jahre alt, als sie die Taufe empfangen. — Getraut wurden 9344 Paare (gegen 9185 im Vorjahre); davon 7718 innerhalb von acht Tagen nach der Eheschließung. In 369 Mischehen war der Bräutigam, in 453 die Braut evangelisch. Von 26 697 Verstorbenen (darunter 999 Totgeborenen) wurden 10 625 unter Mitwirkung des geistlichen Amtes beerdigt. Unter den Verstorbenen befanden sich 3639 Ungetaufte im Alter bis zu 12 Monaten und 378 Ungetaufte, die über 1 Jahr alt waren. (Im Jahre 1893 wurden von 31 439 Toten 11 362 „geistlich“ begraben.) Die Zahl der Konfirmanden ist im Jahre 1894 gegen das Vorjahr zurückgegangen; sie beträgt 22 801, darunter 11 117 Knaben und 11 684 Mädchen (1893: 23 429 Konfir- manden). Das heilige Abendmahl besuchten bzw. empfingen 213 358 Personen, wiederum eine Zahl, die um einige hundert gegen die des Vorjahres zurücksteht. Unter den Kommunikanten herrschte das weib- liche Element ganz bedeutend vor: 131 834 weiblichen Abendmahlsgästen stehen nur 81 524 männliche gegenüber.

Die meisten kirchlichen Handlungen hat natürlich die große Diözese Berlin II aufzuweisen, nämlich: 14 422 Taufen, 3371 Trauungen, 3576 geistliche Beerdigungen, 8069 Konfirmationen, 58 974 Kommunikanten. Zu dieser Diözese gehören: die Dankekirche, Elisabeth, Friedens, Geth- semane, Gnadenkirche, Golgatha, Himmelfahrt, die beiden Johannes- kirchen, Nazareth, Paul, Philipp, Apostel, Sophien und Zion. — Da- hinter folgt die Diözese Köln-Stadt mit 8769 Taufen, 2178 Trauungen, 6349 geistlichen Begräbnissen, 6143 Konfirmationen, 38 163 Abendmahlsgä- sten. Zu dieser Superintendentur gehören u. a.: die beiden großen Gemeinden Heiligkreuz und Emmaus, sowie Thomas. — Recht lehrreich ist eine Zusammenstellung der Seelenzahl mit der Zahl der Kommuni- kanten (die man wohl als ein einigermaßen zutreffendes Zeichen von dem eigentlichen Stande des religiösen Lebens betrachten kann), sowie mit der Zahl derjenigen Amtshandlungen, die mitunter wohl auch ein- mal aus mehr äußerlichen Gründen gewünscht werden, z. B. Taufen und Begräbnisse. Die Seelenzahl in nachfolgenden Angaben ist Synodal- berichten von 1894 über das Jahr 1893 entnommen, die übrigen Ziffern sind nach der neuesten Zusammenstellung über das Jahr 1894, in welcher Mitteilungen über die Größe der Gemeinden leider nicht ent- halten sind. Heiligkreuz mit 120 813 Seelen hat 1894: 2884 Taufen, 1842 (765 mit geistlicher Begleitung) Beerdigungen und 12 357 Kommuni- kanten gehabt. — Emmaus mit 93 007 Seelen 2926 Taufen, nur 440 geist- liche Begräbnisse bei 2100 Todesfällen, 8943 Kommunikanten. — Thomas mit 61 271 Seelen 1315 Taufen, 413 geistliche Beerdigungen, 5627 Kommunikanten. — Zwölf-Apostel (einschließlich der jetzt abge- trennten Luthergemeinde) mit 68 576 Seelen 1201 Taufen, 474 kirchliche Beerdigungen bei 834 Todesfällen und 11 758 Abendmahlsgäste. — Die kleine Matthäusgemeinde mit 14 041 Seelen hatte 151 Taufen, bei 113 Todesfällen 90 kirchliche Begräbnisse und 3990 Abendmahlsgäste, während in der um 6000 größeren Jerusalemsgemeinde nur 2667 Per- sonen zur Kommunion gingen. Das Verhältnis ist in dieser Beziehung bei Matthäi sehr günstig, auch im Verhältnis zu anderen Kirchen. Die Zusammenstellung gewährt überhaupt einen guten Ueberblick über die vielfach noch recht im Argen liegenden kirchlichen Verhält- nisse Berlins. („Reichsbote.“)

Synodal-Anzeige.

Unsere Synode wird sich, gemäß den Beschlüssen, in die- sem Jahre D. v. in Hannover versammeln und daselbst (Große Barlinge 47, in der Bethlehemskapelle) vom 17. bis zum 23. Juli tagen. Die Verhandlungen werden über die weltliche Obrigkeit (auf Grund von Thesen, die Herr Pastor Hübener aufgestellt hat) gepflogen werden. Wer sonst noch etwas vorzu- legen wünscht, wolle das dem Unterzeichneten bis spätestens zum 19. Juni mitteilen. Am Freitag (den 19. Juli) und Dienstag (den 23. Juli) finden nachmittags Pastorkonferenzen statt.

Niederplanitz, 25. April 1895. O. Wiskomm, P.,
d. B. Präses.

Quittung.

Für die Studenten Berthold, Friedrich und Strauch aus der Chemnitzer Gemeinde seit Februar erhalten: Von Ungenannt M 4; Kindtaufscollekte bei Herrn Pfiffe M 6.42; Kollekten am Junglingsfest M 58.28; Hochzeitscollekte Kühn-Wärths M 9.30; vom Jungfrauen- verein M 40; von N. N. M 60. — Gottes Segen den freundl. Gubern! Chemnitz, den 29. Mai 1895. P. Kern, P.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

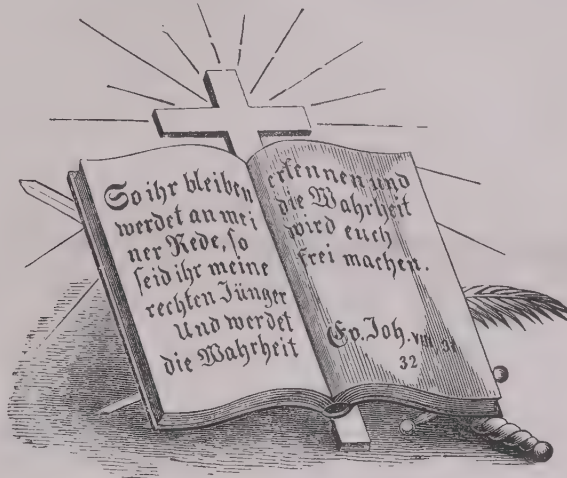
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die l. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 20. Nr. 14.

Bwickau in Sachsen.

30. Juni 1895.

(Eingefandt.)

Das Alte Testament ist Gottes Wort nach dem Zeugnis des HErrn, seiner Evangelisten und Apostel.

(Schluß.)

e. Weil das Alte Testament Gottes Wort ist, darum sind auch die Beweise für die Lehre der Apostel, von ihnen aus dieser Schrift genommen, vollgültig. Wie wir die Schrift anführen als Quelle und Beweis der Lehre, so thun es auch die Apostel mit dem Alten Testament. Die Lehre, daß alle Menschen Sünder sind, beweist Paulus mit der Schrift Alten Testaments (Röm. 3, 10 ff.), ebenso die Lehre, daß wir durch den Glauben an Jesum Christum vor Gott gerecht werden (Röm. 1, 17; 4, 3. 6—8; 10, 11), und daß Juden und Heiden zum Heile berufen sind (Röm. 9, 24 ff.). Wie denn der HErr und die Apostel überhaupt ihre Lehre mit der Schrift begründen und beweisen (Mark. 11, 15—17. Apostelgesch. 18, 28. 1 Kor. 3, 19. 20 u. v. a. St.). Sie schöpfen alle ihre Lehre aus dem Alten Testament. Der HErr selbst lehrte die Schrift (Joh. 7, 14. 15). Die Beroenser forschten, ob die Lehre des Apostels stimme mit dem, was Gott im Alten Testament gesagt hat (Apostelgesch. 17, 11). Paulus sagt nichts außer dem, was die Propheten gesagt haben und Moses (Apostelgesch. 26, 22. 23), er predigt Jesum aus dem Geheiß Moses und den Propheten (Apostelgesch. 28, 23), den Getreuzigten und Auferstandenen nach der Schrift (1 Kor. 15, 3. 4).

f. Weil das Alte Testament Gottes Wort ist, darum lehrt es uns auch den Weg zur Seligkeit gewiß. Ja, nichts anderes kann uns den Weg zur Seligkeit lehren, nach dem Zeugnis des HErrn, als Moses und die Propheten (Luk. 16, 29—31). Dahinein verweist er alle, die die Seligkeit haben wollen. Sie finden die Seligkeit darin, weil sie Gottes Wort ist und von Christo zeugt (Joh. 5, 39). Wer Mosi glaubt, glaubt auch dem HErrn Jesu (Joh. 5, 46. 47). — Ja, nicht

nur das ewige Leben findet der Mensch in der Schrift, sondern auch das zeitliche Leben wird erhalten durch dies Wort (Matth. 4, 4).

g. Darum gebietet der HErr, das Alte Testament zu lesen, darin zu forschen (Joh. 5, 39) und darauf zu merken, wenn man liest (Mark. 13, 14). Er lebte selbst so darinnen in all seinem Predigen, Thun und Leiden, daß seine Seele in tiefster Not, in Todes- und Höllepein ausbricht in Worte des Alten Testaments, des 22. Psalms. Und zwar weisen der HErr und die Apostel nicht nur die Juden und etwa die ersten Christen, die das Neue Testament noch nicht hatten, hinein in das Alte Testament, sondern auch uns. Denn obwohl wir Christen das Neue Testament haben, so ist doch damit das Alte Testament für uns nicht überflüssig. Das Neue wurzelt ja im Alten Testament. Wir sollen im Alten Testament sehen, daß Gott im Neuen gerade alles so erfüllt hat, wie er es vorherverkündigte. Die Lehre des Neuen Testaments wird bewiesen mit dem Alten Testament. So ist uns das Alte Testament schon dadurch unentbehrlich. Außerdem weist uns der Heilige Geist durch den Apostel Paulus noch insonderheit in das Alte Testament. Was von Abraham geschrieben steht, ist geschrieben nicht allein um seiner willen, sondern auch um unsers willen (Röm. 4, 23. 24). „Was aber zuvor geschrieben ist, ist uns zur Lehre geschrieben“, spricht St. Paulus (Röm. 15, 4). Also alles im Alten Testament ist uns zur Lehre geschrieben. Denn er spricht nicht: Dies und jenes ist uns zur Lehre geschrieben, sondern schlechthin: „Was aber zuvor geschrieben ist“. Wie? Auch z. B. die vielen Geschlechtsregister im Alten Testament? Auch die Geschlechtsregister. Wir können daraus z. B. die Lehre entnehmen, wie Gott auch die einzelnen Geschlechter, auch die einzelnen Personen — gute und böse — kennt und ihre Ausbreitung, Entwicklung u. s. w. überwacht — neben vielen anderen nützlichen Lehren. Aber z. B. alle die vielen äußerlichen Staatsgesetze,

dem Volke Israel gegeben? Auch die. Zwar gelten diese uns nicht mehr in ihrem wirklichen Sinne, da der Heilige Geist selbst sie aufgehoben hat im Neuen Testament, aber doch stehen auch sie da uns zur Lehre. Sie sollen uns vor allem das Joch des Gesetzes, von dem uns Christus befreit hat, veranschaulichen. Wie sie auch sonst uns zur Lehre geschrieben sind, davon giebt uns der Heilige Geist selbst ein Beispiel. Das äußerliche Gesetz, das Gott in betreff der Ochsen, die da dreschen, gab, soll uns zu der Lehre dienen, daß ein Arbeiter seines Lohnes wert ist (1 Kor. 9, 10). Darum, was zuvor geschrieben ist, ist uns zur Lehre geschrieben. —

Was wir nun aus den einzelnen Aussagen des Herrn und seiner Apostel über das Alte Testament als göttliche Lehre erkannt haben, das spricht St. Paulus im Zusammenhange klar und deutlich aus 2 Tim. 3, 15. 16. Da erinnert er seinen Sohn Timotheus an die heilige Schrift, die dieser von Kindheit auf weiß. Das ist keine andere als das Alte Testament. Diese kann ihn unterweisen zur Seligkeit und zwar geschieht das durch den Glauben an Christum Jesum. Diesen Glauben giebt sie, weil sie von Christo zeugt. Sie kann zur Seligkeit durch den Glauben an Christum Jesum unterweisen, weil sie von Gott eingegeben ist und somit Gottes Wort. Und zwar alle Schrift (Altes und Neues Testament eingeschlossen), die ganze Schrift ist nütze zur Lehre u. s. w. —

Desgleichen bezeugt auch Petrus ausdrücklich (1 Petr. 1, 10. 11), daß es der Heilige Geist ist, der in den heiligen Schreibern Alten Testaments von Christo gezeugt hat. Und zwar hat er durch sie gezeugt für uns; uns gilt also das Alte Testament. Darum spricht Petrus, daß wir wohl thun, wenn wir darauf achten, indem er aufs stärkste betont, daß dieses prophetische Wort nicht das eigene Wort der Propheten ist, sondern ganz und gar das des Heiligen Geistes (2 Petr. 1, 19—21).

Weil das Alte Testament das lautere Wort Gottes ist und von Christo Zeugnis giebt, wie der Herr, seine Evangelisten und Apostel lehren; darum verweist auch Luther in seiner Vorrede zum Alten Testament uns nachdrücklich auf dasselbe. Er sagt im Anfang dieser seiner Vorrede: „Das Alte Testament halten etliche gering, als dem jüdischen Volke allein gegeben, und nun fort aus sei, und nur von vergangen Geschichten schreibe, meinen, sie haben genug am Neuen Testament und geben für, eitel geistliche Sinn im Alten Testament zu suchen, wie auch Origenes, Hieronymus und viel hoher Leute mehr gehalten haben. Aber Christus spricht (Joh. 5, 39): Forsethet in der Schrift, denn dieselbige giebt Zeugnis von mir. Und S. Paulus gebet Timotheo: 1 Tim. 4, 12, er solle anhalten mit Lesen der Schrift. Und rühmet (Röm. 1, 2), wie das Evangelium sei von Gott in der Schrift verheißen. Und (1 Kor. 15, 3) sagt er: Christus sei, nach Laut der Schrift, von Davids Geblüt kommen, gestorben, und vom Tod auferstanden. So weist uns auch S. Petrus mehr denn einmal hinter in die Schrift (2 Petr. 1, 19; 3, 15).

Damit sie uns je lehren, die Schrift des Alten Testaments nicht zu verachten, sondern mit allem Fleiß zu lesen, weil sie selbst die Schrift des Neuen Testaments so mächtiglich gründen und bewähren durchs Alte Testament, und sich darauf berufen. Wie auch S. Lukas (Akt. 17, 11) schreibt, daß die zu Thessalonich täglich forscheten die Schrift, ob sich's so hielte, wie Paulus lehrte. So wenig nun des Neuen Testaments Grund und Beweisung zu verachten ist, so teuer ist auch das Alte Testament zu achten. Und was ist das

Neue Testament anders, denn eine öffentliche Predigt und Verkündigung von Christo, durch die Sprüche im Alten Testament gesetzt, und durch Christum erfüllt.

Daß aber diejenigen, so es nicht besser wissen, eine Anleitung und Unterricht haben, nützlich darinnen zu lesen, habe ich diese Vorrede nach meinem Vermögen, so viel mir Gott gegeben, gestellet. Bitte und warne treulich einen jeglichen frommen Christen, daß er sich nicht stoße an der einfältigen Rede und Geschichte, so ihm oft begegnen wird, sondern zweifle nicht dran, wie schlecht es immer sich ansehen läßt, es seien eitel Wort, Werk, Gericht und Geschichte der hohen göttlichen Majestät, Macht und Weisheit. Denn dies ist die Schrift, die alle Weisen und Klugen zu Narren macht, und allein den Kleinen und Albernern offen stehet, wie Christus sagt (Matth. 11, 25). Darum laß dein Dünkel und Fühlen fahren, und halte von dieser Schrift als von dem allerhöchsten, edelsten Heiligtum, als von der allerreichsten Fundgruben, die nimmermehr genug ausgegründet werden mag, auf daß du die göttliche Weisheit finden mögest, welche Gott hier so albern und schlecht fürlegt, daß er allen Hochmut dämpfe. Hier wirst du die Windeln und die Krippe finden, da Christus innen liegt, dahin auch der Engel die Hirten weist (Luk. 2, 12). Schlechte und geringe Windeln sind es, aber teuer ist der Schatz, Christus, der innen lieget.“ F. M.

„Landeskirchliche Versammlung.“

Die große Entrüstungsverammlung gegen die ungläubigen Professoren, wie sie von den vereinigten „Konfessionellen“ und „Positiv Unierten“ innerhalb der preussischen Landeskirche seit längerer Zeit geplant und mit großer Wichtigkeit angekündigt worden war, hat am 8. Mai in Berlin stattgefunden und an ihrem Teile wieder gezeigt, daß und warum all dergleichen Geschrei eine Reformation der Kirche so wenig befördert, daß es einer solchen nur mehr hinderlich wird. Denn man will nicht mehr zurück zum vollen Worte Gottes. Bei aller allgemeinen Gläubigkeit hat man doch zu viel falsche Grundsätze, Mittel und Ziele vor Augen. Die unierte Landeskirche, die Massen des Volks, die „freie Wissenschaft“, das Deutschtum, das Preußentum, die Ehre bei den Menschen, kurz, allerlei irdische, fleischliche Dinge stehen ihnen viel zu hoch da, als daß sie im Stande sein sollten, Geistliches auch geistlich zu richten.

Eine Ansprache des Sup. Holtzheuer-Weserlingen eröffnete die Vor-Versammlung mit Worten, wie man sie alle Tage im „Reichsboten“ lesen kann. Klagen über den Verfall der Universitäten, Bornesergüsse gegen den immer mehr um sich greifenden Unglauben, Versicherungen, daß man sich den Wunderglauben u. dgl. „nicht nehmen lassen“ wolle, untermischt mit patriotischen Aeußerungen, als: „Luther war der deutscheste Deutsche. Die gläubige Theologie hat Deutschland auch national wiedergeboren. Jeder echte Theologe soll den deutschen Geist wieder zurückführen von allen seinen Abgöttern zu dem lebendigen Gott“, Aeußerungen, deren Zusammenhang mit dem angeblichen Zwecke der Konferenz man nicht verstehen würde, wenn man nicht wüßte, daß diese wie fast alle modernen „kirchlichen“ Bestrebungen mehr das Diesseits als das Jenseits im Auge haben — das war der wesentliche Inhalt der „ergreifenden“ Ansprache.

Sodann begrüßte P. Löhr-Barmen die Versammlung namens des „Rheinisch-westfälischen Vereins der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses“. Wie dieser Verein sich eigens zu dem Zwecke gebildet zu haben scheint, eine in den Gemeinden vorhandene Neigung zu unterdrücken, welche dem Worte Gottes

gemäß die Landeskirche fahren lassen und die lutherische Freikirche bauen möchte, hat dieser Pastor verraten, indem er sagte: „Es war die allerhöchste Zeit. Hat man doch die Stimmung der Gemeinde also gefunden: „Warum quälen sich denn die gläubigen Pastoren so sehr in der Landeskirche, warum treten sie nicht aus, als eine geschlossene Macht? Zehntausende sind bereit, mit ihnen auszutreten!“ Das ist eine Stimmung, die leider Gottes (!) besteht. Wenn man also nicht in den Kampf getreten wäre gegen die modernen Irrlehren, wäre die größte Gefahr (?) für die Kirche entstanden und viele hätten sich abgewendet. (!) Darum sind wir zusammengetreten, um zu protestieren und gläubige Lehrer zu fordern.“ Voll schwärmerischer Begeisterung forderte der Mann zur „Organisation“ von Kirchlein in der Kirche auf, indem er sagte: „Unsere Bewegung ist schnell gewachsen. Erst waren wir dreihundert, dann fünfhundert, jetzt sind wir über zehntausend! Noch einmal solch eine Vertrauensadresse von zweihundert Theologen* — und wir werden es erleben, daß gewaltige Scharen aufstehen in unseren beiden Provinzen und ihre Stimme erheben werden für den alten Glauben! Davon zeugte auch die imposante Versammlung in Bielefeld, bei der über tausend Freunde des Bekenntnisses vereinigt waren.“ Leider ist heutzutage vielen die Zustimmung großer Massen ein Hauptbeweis für die Wahrheit einer Sache.

Die Hauptverhandlungen wurden durch eine Predigt des Sup. a. D. Pfarrer Krüdeberg eröffnet. „Nicht zum Angriff, sondern zur Stärkung, zur Verteidigung sind wir hier zusammengekommen“, führte der Prediger zu Anfang aus. Wir glauben, daß schon damit von vornherein alles verloren ist. Denn es wäre allerdings endlich Zeit, zum Angriff gegen den offenen Unglauben überzugehen, nachdem sich genug und übergenug gezeigt hat, daß die „Verteidigung“ gegen denselben zu nichts führt. „Was uns am meisten mit Betrübnis erfüllt“, so sagte er u. a., „ist, daß die Umsturzparteien mit solchem Hohn darauf warten und hinweisen, daß sie nicht mehr nötig hätten, die Kirche anzugreifen, sondern daß dies schon von denen besorgt würde, welche das Evangelium lehren sollten.“ Dann aber fuhr er fort: „Wir glauben nicht, daß sich diese Erwartung erfüllen würde.“ Warum nicht? Weil Christi Name und Wort nicht vergehen werde. Ja, das ist wahr, die werden nicht vergehen. Ob aber auch bei uns nicht, das ist die Sache. Und daß das nicht geschehe, dazu ist nicht allein nötig, teilweise „das Evangelium zu predigen“, sondern zugleich auch, die lehrerischen Menschen zu meiden. Davon ist aber weder hier, noch überhaupt in der ganzen Versammlung auch nur mit einem einzigen Worte die Rede gewesen.

Gerühmt wird sodann im Berichte des „Reichsboten“, welchem wir folgen, die „imposante Menge“ der Teilnehmer, zu denen etwa 1500 Herren und namentlich (!) Grafen und hohe Regierungsbeamte gehörten. Der Kaiser selbst war zwar nicht da, doch unterließ es der Vorsitzende, Graf Wartensleben-Genthin, nicht, die Versammlung zu erinnern, daß sie „mit Hoffnung und Vertrauen“ auf ihn zu sehen habe. Wir erwähnen dies nicht als etwas Besonderes, sondern weil es echt staatskirchlich, zumal in Preußen, ist, daß man sich die Kirche und ihr Gedeihen gar nicht ohne die weltliche Obrigkeit und deren höchsten Vertreter denken kann. Merkwürdig ist dabei nur, daß gerade auch die Ungläubigen es in diesem Stücke ebenso machen und alle kirchlichen Parteien den Kaiser und König für sich in Anspruch nehmen. Andererseits wird bei ihnen allen die fehlende Einigkeit in Christo durch die Einigkeit im Kaiser und König ersetzt.

* Bekanntlich hatten 200 Theologen Westfalens und der Rheinprovinz den ungläubigen Bonner Professoren eine Vertrauensadresse gesandt.

Der erste Vortrag über das Thema: „Der Staat und die theologischen Fakultäten“ wurde an Stelle des durch Krankheit verhinderten Professors der Rechte Dr. Born-Königsberg von dem Obergerichtsrat Hahn-Berlin gehalten. Wie seinerzeit schon der Moskauer Professor Dieckhoff und mit ihm die „Allg. ev.-luth. Konferenz“ zu Schwerin zugestehen mußte, wurde auch hier wieder die Tatsache bezeugt, daß die theologischen Fakultäten „Staatsanstalten“ sind. Das Traurigste dabei ist aber das, daß man das Verkehrte hierin, die unheilvolle, schrift- und bekennniswidrige Vermischung von Staat und Kirche gar nicht erkennt, sondern, wie auch hier wieder geschah, als etwas ganz Natürliches, als etwas Gutes ansieht. „Staat und Kirche“, so heißt es da, „müssen gemeinsam eintreten für die Erhaltung der höchsten Güter“. Wie sehr bei einer solchen Auffassung bereits alle Begriffe verwirrt sind und alles Christentum verloren gegangen ist, trat aber am deutlichsten in dem zu Tage, was Redner als die höchsten Güter ausdrücklich bezeichnete. Er sagte: „In dem furchtbaren Ernst der Zeit muß es dem Staat daran liegen, daß zum Schutz und zur Erhaltung der höchsten Güter: ‚Gott, König, Vaterland‘ die Kirche und ihre Diener in der Rüstung stehen, in welcher sie ihrem Beruf gemäß für diese höchsten Güter wirksam eintreten können einerseits mit den Mitteln der geistigen und wissenschaftlichen Rüstung, andererseits und viel mehr in der Rüstung des Glaubens und des Heiligen Geistes.“ Wenn der alte Nationalismus „Gott, Tugend, Unsterblichkeit“ auf seine Fahne geschrieben hatte, so könnte man solches noch eher als Religion gelten lassen, sofern doch dabei wenigstens noch ein ewiges Leben als das Endziel angesehen wurde, während das moderne „Christentum“ der „Konfessionellen“ und „Positiv Unierten“ in Preußen seinen Endzweck mehr im Diesseits sucht. Das ist der Gluck des Staatskirchentums, daß der Dienst, welchen angeblich der Staat der Kirche leisten soll, ganz von selbst umschlägt in einen Dienst der Kirche gegen den Staat.*

Auch der eingesandte Vortrag des Königsberger Professors Born ist im „Reichsboten“ abgedruckt worden. Viel Ehre thut derselbe der römischen Kirche an, indem er sehr ausführlich auf deren Ausbildung ihrer Diener eingeht. Als ob diese auch Protestanten irgend etwas angehe. Und dabei weist er gerade das einzig Richtige, was bei ihnen sich noch findet, ab, nämlich die freien Predigerseminare! Er sagt: „Ich hoffe mich im Einverständnis mit allen, oder doch wenigstens den meisten Freunden zu befinden, wenn ich ausspreche: wir wollen nicht eine Vorbildung unserer jungen Theologen, die grundsätzlich gelöst wäre von dem Gesamt-Universitäts-Studium, wir wollen keine Predigerseminare als Ersatz des Universitätsstudiums; die Predigerseminare, die wir wollen und fordern, sollen kein Analogon der tridentinischen Priesterseminare sein. Ich betone es laut und mit Entschiedenheit: so lange es uns nur irgend möglich bleibt, wollen wir den großen historischen Zusammenhang der theologischen Fakultäten mit der universitas litterarum, wollen wir den Stolz des ordo theologorum als des ersten der vier großen Universitäts-ordines behaupten. Wir wollen darin bis zur äußersten Grenze des Möglichen gehen“ u. s. w. In der That: Will man den „Stolz“, an der Spitze der modernen „Wissenschaft“ zu marschieren, und den Ruhm, von deren Vertretern anerkannt zu werden, nicht preisgeben, so wundere man sich doch nicht, wenn man ungläubige Professoren hat. Denn schließlich finden doch nur solche bei der Welt Anerkennung.

* Wir leugnen nicht, daß auch da und gerade da, wo es recht steht, Staat und Kirche einander dienen. Eine Religion aber, ein „Christentum“, eine „Kirche“, deren höchster Endzweck im Diesseits liegt, ist schon heidnisch geworden.

Die göttliche Weisheit aber ist und bleibt „Thorheit“ bei der Welt. — Auch Professor Jörn, der sich doch mit seinem Vertreter auf der Konferenz nicht zuvor verständigt hatte, bezeichnet in seinem gedruckten Vortrage als „unsere höchsten Güter“, die es zu schützen und zu erhalten gebe, — „Gott, König, Vaterland“. Ob oder welchen Vorzug diese Devise vor der alt-rationalistischen habe, darüber haben wir uns schon oben ausgesprochen.

Den zweiten Vortrag über „Die Kirche und die theologischen Fakultäten“ hielt P. Kobelt-Reinstedt, einer der „orthodoxesten Lutheraner“ innerhalb der unierten preussischen Landeskirche. Entsprechend dieser seiner Stellung war denn auch sein Vortrag ein wunderliches Gemisch von Irrtum und Wahrheit. Als „ganz falsch“ wurde es mit Recht schon durch einen den Redner unterbrechenden Zuruf bezeichnet, wenn er erklärte: „Ich bin nicht für eine solche freie evangelische Fakultät. . . Eine theologische Fakultät, die den Stempel der Rechtgläubigkeit an der Stirn trägt, erscheint mir als eine Gefahr, sowohl für die Lehrenden als für die Lernenden. Ich bin orthodox bis auf die Knochen, aber es widerstrebt mir, einen Schild zu tragen, auf dem dies zu lesen ist! Die Studenten könnten sich auf einer derartigen Fakultät als eine außerlesene Schar unter den Studierenden halten und wie leicht könnte sich daraus geistlicher Hochmut entwickeln, besonders heute, wo sich der Methodismus so breit macht.“ Sehr treffend hat hierauf P. v. Bodelschwingh in der später nachfolgenden Besprechung an eine „geizige Tante“ erinnert, „die uns immer vor dem Geben gewarnt hat, weil man dadurch hoffärtig werden könnte“. — Gut war aber an dem Kobelt'schen Vortrage, daß er den „Popf“ des Universitätszwanges abgeschafft wissen wollte und betonte: „Der Staat ist von dieser Welt. Sein Gesetz ist menschlich. Die Kirche kennt nur ein Gesetz, das ewig ist. Ihre Freiheit besteht in der Unterwerfung unter dieses Gesetz.“ So sollte er nur von der Staatskirche sich los-sagen. Sonst wird er auch deren „Popf“ nicht los. Oder fürchtet er auch durch diese Befolgung eines göttlichen Gebotes hochmütig werden zu können? — Gut war ferner ein Bekenntnis zur alten Lutherischen Theologie, indem er sagte: „Diese abgerissenen Redensarten von ‚zurückgebliebenen Vertretern der Dogmatik des 17. Jahrhunderts‘, von Buchstabengläubigen und was dergleichen Liebesswürdigkeiten mehr sind, können auf einen vernünftigen, ausgewachsenen Christen keinen Eindruck machen“, und besonders zu der in unseren Tagen so verachteten Lehre von der Inspiration der heiligen Schrift, indem er sagte: „Und wenn Stöcker siegesfroh verkündigt, daß die Inspirations-theorie niemand mehr annimmt, und Weyhschlag ihn durch ein eichenes Brett dafür lobt, so ist das nur eine pikante Verschiebung“ (eine feinere Wendung), „eine vorübergehende Allianz (Verbindung mit den Gegnern), auf welche nichts zu geben ist.“

Dieses letzte Zeugnis P. Kobelt's konnte in einer solchen Konferenz natürlich nicht unwidersprochen bleiben. Nach der Pause verlas der Vorsitzende zunächst folgende Erklärung des Vorstandes: „Nachdem in dem letzten Vortrag, dessen frischer, mutiger Bekenntniston in der Versammlung mannigfachen lebhaften Beifall gefunden hat, einige Bemerkungen gefallen sind, durch welche Brüder, mit denen wir eines Glaubens sind, sich verletzt gefühlt haben, sehe ich mich veranlaßt, namens des Vorstandes unser Bedauern darüber auszusprechen. Insbesondere über das ‚Wie‘ der Inspiration der heiligen Schrift giebt es in unserer Kirche keine bekenntnismäßige Formulierung. Daß die heilige Schrift von Gott inspiriert ist, das ist Kirchenlehre: wie diese Inspiration zu denken ist, das gehört zu den Theologumenen. Und zur Einigkeit der christlichen Kirche und auch dieser christlichen Versammlung genügt, daß wir auf dem der Kirche gegebenen

Worte Gottes fest stehen.“ Mit dieser Erklärung tritt die Berliner Unionsversammlung würdig an die Seite des Breslauer „Kirchenblattes“, der Leipziger Mission, der Luthardt'schen Kirchenzeitung u. s. w., indem sie alle die heilige Schrift genau so behandeln wie ihre angeblichen Gegner, die Protestantenvereiner, deren Herrn Christus, dessen Gottheit sie alle vorgeben, über den „Wie?“ sie sich nur nicht einig sind. Ueberall dieselbe Falschmünzerei, indem sie hier unter „Gottheit“ etwa eine gewisse „Erhabenheit“, dort unter „Inspiration“ einen gewissen „Einfluß“ Gottes verstehen. Und das soll alles für bare Münze und wahres Christentum gelten. Ja, mit solchem „Christentum“ will man die theologischen Fakultäten reformieren! Wir meinen, das heiße, mit Stroh gegen Flammen streiten. P. Kobelt aber hat die von ihm erkannte Wahrheit offenbar verleugnet, indem er zu der vorstehenden Erklärung des Vorstandes der „Landeskirchlichen Versammlung“ geschwiegen hat. Sollte er etwa auch in einem Thatbekenntnisse die Gefahr „geistlichen Hochmuts“ sehen?*

Den dritten Vortrag hielt P. Möller-Gütersloh über „Die Theologie und die theologischen Fakultäten“. Wenn derselbe die letzteren des Irrtums zeicht, „wenn sie den darwinistischen Naturalismus auf das Gebiet der Theologie übertragen“, und den Satz von der Freiheit der Wissenschaft eingeschränkt sein lassen will durch den Satz der Bibel: „Es steht geschrieben“, so bedürfte es freilich eines anderen Auftretens, als aus dem Bericht des „Reichsboten“ zu ersehen, um diesen an und für sich wahren Behauptungen einen höheren Wert als denjenigen gewöhnlicher Redensarten zu verleihen. Denn nach dem soeben erst kund gewordenen Standpunkte der Konferenz, wie derselbe dem Wesen der Union, sowie der modernen Offenen-Fragen-Theologie entsprechend ist, dürfen wir derartige Schlagwörter als christliches Bekenntnis nicht ansehen.

Zum Schlusse sollte auch noch der unvermeidliche Stöcker einen Vortrag über „Das Volk und die theologischen Fakultäten“ halten. Zu geschweigen davon, daß von einem Stöcker natürlich nicht zu verlangen ist, daß er über ein Thema ordentlich rede (denn die berühmten „Redebegabten“ pflegen lieber von allen möglichen und unmöglichen Dingen und noch etwas mehr in buntem Durcheinander mit „zündender“ Beredsamkeit zu sprechen) — die innere Unwahrscheinlichkeit des Stöcker'schen Standpunktes wie desjenigen dieser ganzen Versammlung überhaupt trat auch in diesem letzten Vortrage wieder zu Tage. Denn „aus vollem Brustton der Ueberzeugung“, wie man zu sagen pflegt, wurde da von „Bibel und Bekenntnis“, vom „alten Glauben“ und „alten Gott“ geredet, und doch war das alles nicht so gemeint. Denn so hieß es da: „Wir möchten hier im Namen unseres evangelischen Volkes bezeugen, daß wir an die göttliche Wahrheit der heiligen Schrift noch glauben und im Bekenntnis der Kirche stehen! Ich sage freilich: beschränken wir uns auf das, was feststeht. Wollen wir nur das Göttliche halten, nicht das Menschliche! Die göttliche Autorität der Schrift ist göttlich, die alte Inspirationslehre“ (NB. welche die Schrift selbst lehrt! H—r.), „ist menschlich! Wir können uns und die Kirche nicht engagieren“ (verpflichten lassen), „über die Bekenntnisse hinaus. Lassen Sie uns froh sein, wenn wir die Bekenntnisse, ja das Wesentliche (!) derselben schützen gegenüber der Kritik, wenn wir das retten, was zur Seligkeit der Seele notwendig ist“. Was das Letztere ist, so soll darüber

* Nach dem Berichte der Luthardt'schen Kirchenzeitung tragen wir noch nach, daß R. auch gesagt hat: „Schon die Erlanger Schule hat beide Grundlehren der Kirche verlassen“ (Inspiration und Rechtfertigung). Dies und jenes alles ist natürlich auch der Kirchenzeitung ein Dorn im Auge gewesen. Sie meint, manche „wunde Punkte“ in dem Vortrage hätten einer Versammlung, auf der „die verschiedensten Geister vereint“ waren, Anstoß „geben müssen“.

wohl nicht Gottes Wort, sondern Herr Stöcker zu befinden haben, der bekanntlich sein Predigamt hat fahren lassen, um Sozialpolitik zu treiben. Und weil Stöcker bei dieser Gelegenheit, veranlaßt durch P. Kobelt, auch wegen seines die christliche Wahrheit verleugnenden Auftretens auf dem „Evangelisch-sozialen Kongreß“ vom vorigen Jahre (S. Nr. 15 u. 16 d. Bl. v. J. 1894 S. 27 b) sich zu verteidigen hatte, so that er es, indem er unter „allgemeiner Zustimmung der Versammlung“ sagte: „Das, was man gegen den Evangelisch-sozialen Kongreß sagt, das kann man auch gegen den Gustav-Adolf-Verein sagen. Ich bin überzeugt: wenn auf jedem Gustav-Adolf-Fest einer aufstehen wollte und die Linke zur Rechten rufen wollte, gäbe es in acht Tagen keinen Gustav-Adolf-Verein mehr!“. Summa: Im „Gustav-Adolf-Verein“ arbeitet man mit Ungläubigen zusammen, im „Evangelisch-sozialen Kongreß“ arbeitet man mit Ungläubigen zusammen, so wird man wohl schließlich auch in der Landeskirche mit denselben ungläubigen Professoren zusammen arbeiten, mit denen man's dort thut, und so kann man ja ruhig alles beim alten bleiben lassen. Man wird's auch wohl müssen. Denn der Staat und seine Regierung denkt ja nicht daran, etwas zu ändern, kann es auch gar nicht. Fragt man aber: Was sollen denn alle solche Entrüstungsversammlungen mit ihren „Resolutionen“, „Petitionen“ u. s. w.* so scheint es nichts weiter zu sein, als daß eine gewisse kirchenpolitische Partei etwas zu thun haben möchte. Daß wir aber niemandem Unrecht thun, wollen wir noch die Erklärung hinzufügen, daß den in aufrichtiger Meinung für den christlichen Glauben Eintretenden der sie verblendende Teufel etwas zu thun giebt, damit sie nicht auf die Mittel geraten, durch welche wirklich sein Reich zerstört und die Kirche Christi gebaut würde.

H—r.

(Eingefandt.)

Zur Abwehr.

Die Ab- und Beurteilung der zur Missourisynode getretenen Missionare seitens des Leipziger Missionsblattes wird jetzt von anderen kirchlichen Blättern fortgesetzt, nur noch in schärferer Tonart. So traurig einerseits der gehässige Ton und die unwahrscheinliche Darstellung berührt, wenn man die armen Leser jener Blätter bedenkt, so könnte es doch andererseits kein stärkeres Zeugnis für die Wahrheit der Sache der Missionare geben als eben diese Art der Polemik seitens der Gegner. Denn es fällt keinem dieser Blätter auch nur von weitem ein, auf die Sache einzugehen, sie begnügen sich vielmehr damit, daß

* Die Resolution der Versammlung, zu deren „Bewirklichung“ ein gewählter Ausschuß „weitere Schritte“ thun soll, lautet: „Die am 8. Mai tagende landeskirchliche Versammlung beschließt: I. In Erwägung, daß die Kirche von den theologischen Fakultäten mit Rücksicht auf den Zweck des akademischen Unterrichts, für den Dienst der Kirche vorzubilden, die Vertretung des kirchlichen Bekenntnisses erwarten muß, — daß der heutige Stand der theologischen Fakultäten, sofern sie die Autorität des Wortes Gottes untergraben und die Thatfachen des Heils zweifelhaft machen, eine schwere Gefährdung unserer Kirche und unseres evangelischen Volkes ist, fordert die Versammlung vom Staat, bei der Bezeichnung der theologischen Professuren neben der wissenschaftlichen Befähigung die dem kirchlichen Bekenntnis entsprechende Stellung zum Worte Gottes maßgebend sein zu lassen, und erklärt es für ein Recht der Kirche, auf die Berufung der theologischen Professoren einen wirksameren Einfluß zu haben. II. In Erwägung, daß die Organisation der Universitäten auf dem Prinzip freier Beteiligung am wissenschaftlichen Unterricht beruht, daß die theologischen Fakultäten das Recht zur Teilnahme an demselben durch die Gewährung der Licentiaturn und der venia legendi verleihen, erklärt es die Versammlung für eine dringende Aufgabe der kirchlichen Behörden und synodalen Organe, dafür Sorge zu tragen, 1. daß geeigneten Geistlichen der Auftrag gegeben werde, gemäß den akademischen Ordnungen in den Lehrkörper

sie den Charakter der Missionare möglichst verunglimpfen. Wir könnten eine lange Blütenlese von beschimpfenden Ausdrücken aus jenen Blättern anführen.

Am eifrigsten geht der „Sonntagsbote für Sachsen“ für die Leipziger Mission ins Zeug. Derselbe erscheint als Beiblatt zum „Nachbar“, dessen Redakteure Senior D. Behrmann-Samburg und Hofprediger D. Frommel-Berlin (!) sind. Also Union nicht bloß der Sache, sondern auch dem Namen nach. Und dieser sammelt nicht nur für die „lutherische“ Leipziger Mission, sondern wirft sich auch zum warmen Verteidiger derselben auf! Das ist bezeichnend für die Bekenntnisstellung der Leipziger Mission. Im übrigen ist es dem „Sonntagsboten“ eine ausgemachte Sache, daß die Sache der Missionare auf „geistlichem Hochmut“ beruht, wie alle „sektiererischen Bewegungen“. In dieser Herzensrichterei und Verdammungslust, welche eben diese Leute den „Missouriern“ nicht oft genug vorwerfen können, stimmt er überein mit den anderen Blättern. In Bezug auf die „sektiererische Bewegung“ möchten wir den „Sonntagsboten“ und mit ihm die anderen Blätter bitten, uns zu sagen, was sie eigentlich unter Sekte verstehen. Uns scheint, als ob nach ihrer Ansicht nur derjenige diesem Vorwurf entrinnen könne, der königlicher, herzoglicher u. s. w. bez. kaiserlich deutscher Reichs-christ ist. Die Unwahrheit, daß die Missionare der Missourisynode „mitten ins Arbeitsfeld der Leipziger Mission“ eindringen, sah sich der „Sonntagsbote“ trotz eingefandter Berichtigung nicht veranlaßt zu corrigieren. Wir empfehlen dem „Sonntagsboten“, die Karte von Indien ein wenig zu studieren.*

„Freimund“ stimmt mit dem „Sonntagsboten“ überein. Er sagt, es sei „düntelhafter Schwarm- und Sektengeist“. Er erklärt das Wort Missionar Kellerauers, Missionar Rätber habe ihn „auf eine höhere Glaubensstufe erhoben“, das dieser angeblich zum Leipziger Missionsdirektor in Indien gesagt haben soll, dahin, daß er von Rätbers „missourischem Fanatismus“ angesteckt sei. Wir lassen dahingestellt, ob Missionar Kellerauer diesen Anspruch gegenüber dem Leipziger Missionsdirektor gethan hat. Ist doch die Wahrhaftigkeit deselben erst jüngst glänzend beleuchtet worden durch die Erklärung der Pflanzner auf den Scherwarahbergen betreffs der Mißhandlung Eingeborner seitens Missionar Kempfs. Doch ist sicherlich der Glaube, der sich auf das unfehlbare Wort Gottes gründet, eine „höhere Glaubensstufe“ als der Glaube, der sich auf die „Erfahrung“ gründet und der nicht weiß, was in der Schrift Gottes Wort ist und was nicht. Die kühne Behauptung „Freimunds“, daß die Stellung der Leipziger Mission zur heiligen Schrift eine gut lutherische sei, wird in das rechte Licht gerückt durch den „Hausvater“ (ein von einer Anzahl Pastoren Leipzigs herausgegebenes Blatt). Derselbe spricht nämlich von „sogenannter wörtlicher Inspiration“, um die sich der Streit gehandelt habe, und zeigt ja damit klar genug, daß die Leipziger Mission als solche nicht zur Verbalinspiration steht. Und der Mitherausgeber des „Hausvater“, P. D. Hölcher, muß ja als Mitglied des Leipziger Missionskollegiums wissen, wie man dort dazu steht. Im übrigen

der Universitäten einzutreten und an der wissenschaftlichen Arbeit, so wie am Unterricht der Theologiestudierenden teilzunehmen; 2. daß denselben für die Dauer solcher Dienstleistungen von seiten der Kirche eine ausreichende Besoldung gewährt werde; 3. daß überall an den Universitäten freie Konvikte begründet werden, in denen die Theologiestudierenden wissenschaftlich im Geiste der Kirche gefördert werden und die Konviktsvorsteher als künftige akademische Lehrer sich ausrüsten und erproben können.“

* Der feindliche Bruder des „Nachbar“, der an diesen viel Leser verloren hat, der „Pilger aus Sachsen“, reicht ihm hier die Hand, indem er in frivolem Tone von Miss. Kellerauers Austritt unter der Epithete „Wieder einer“ berichtet. Ob diese Herren gar nichts mehr von Gewissenskämpfen wissen? (Anm. der Red.)

läßt auch der „Hausvater“ sich auf die Sache nicht ein, sondern begnügt sich, sein richtendes Urteil gleich den anderen dahin abzugeben, daß auf unserer Seite „hochmütiges Herabsehen auf solche sei, die in dem Punkte (der ‚fog. wörtlichen Inspiration‘) abweichender Meinung“ find. Er überbietet aber die anderen darin, daß er die Missionare der Missourisynode in Indien als „Marodeure“ bezeichnet. Marodeure sind bekanntlich die fog. Hyänen des Schlachtfeldes, welche die Verwundeten, Sterbenden und Toten ausrauben, also menschliche Scheusale. Wir meinen, Besern jenes Blattes, die noch nicht alles Anstandsgefühl verloren haben, müßten durch dergleichen Polemik die Augen darüber aufgehen, auf welcher Seite die Wahrheit ist. Daß die lutherische Missourisynode „Brüdern im engeren Sinne Missionare und Missionsfeld abspenstig zu machen suche“, müssen wir als eine ganz gewöhnliche Lüge bezeichnen, bis nachgewiesen worden ist, daß dies von unserer Seite mündlich oder brieflich geschehen sei.

Summa: Die Art der Polemik unserer Gegner macht uns in unserer Sache nur um so gewisser und von Herzen fröhlich. Wir trösten uns mit Matth. 5, 11. 12. F. M.

Ein neuer Jonas als Beuge für den alten.

Die biblische Erzählung von dem Aufenthalt des Jonas in dem Bauche des großen Fisches bildet für die Ungläubigen oft einen Anlaß zum Spotten; selbst viele Gläubige wissen nicht recht, was sie von der Erzählung denken sollen. Sie kommt ihnen so unwahrscheinlich vor, daß sie, obwohl die Erzählung in der Schrift, sowohl im Alten als im Neuen Testament, als eine wirkliche Geschichte angeführt wird, nahe daran sind, dieselbe als eine Art Dichtung anzusehen. So auch viele alttestamentliche Fachtheologen heute wieder. Auf der anderen Seite giebt es solche, welche behaupten, daß diese Sache selbst ohne ein Wunder eine wirkliche Erklärung finden könnte, und sie führen sogar Beispiele zur Stütze ihrer Behauptung an. Alle, für welche die biblische Frage von Bedeutung ist, werden mit Interesse den folgenden Bericht lesen, den das Blatt „Le Signal“ bringt:

Im Jahre des Heils 1891 ist die Geschichte von Jonas einem englischen Bürger mit Namen James Bartley begegnet, welcher sich in diesem Augenblick in einem englischen Hospital befindet, wo er sich nach den ausgestandenen Gemütsbewegungen nur so leidlich wieder erholt. Nach den englischen Zeitungen, deren Bericht von der kanadischen „Aurora“ wiedergegeben wird, hat die Begebenheit sich so zugetragen:

Das Walfischjäger-Schiff „Star of the East“ befand sich im letzten Februar an der Küste der Falklandsinseln, als es zwei Boote mit Fischern aussandte, um einen prächtigen Walfisch zu töten, der ganz draußen am Horizonte entdeckt worden war. Das gewaltige Tier wurde schnell eingeholt und tödlich verwundet. Während es sich in den letzten Zuckungen wand, wurde eins von den zwei Walfischbooten von dem Schlage seines Schwanzes getroffen, und es schlug um; die Fischer fielen ins Wasser, wurden aber alle, mit Ausnahme von zweien, von dem anderen Fischerboote aufgegriffen. Man suchte nach den anderen Seeleuten; des einen Leiche wurde schnell aufgefunden, während es unmöglich war, James Bartleys Leichnam aufzufinden. Als der Walfisch aufgehört hatte um sich zu schlagen, und die Fischer sich davon überzeugt hatten, daß das Ungeheuer wirklich tot war, zogen sie es auf das Walfischjäger-Schiff hinauf und fingen an, es in Stücke zu schneiden. Ein ganzer Tag und eine ganze Nacht verstrich unter dieser Arbeit. Am nächsten Tage nahmen sie die Beschäftigung wieder auf; aber wie groß war ihr Erstaunen,

als sie, indem sie den Magen des Walfisches öffneten, ihren verschwundenen Kameraden, James Bartley, noch lebendig, aber ohnmächtig im Bauche des Säugetiers liegen fanden! Die Matrosen hatten viele Mühe damit, diesen neuen Jonas zum Bewußtsein zurückzurufen; viele Tage hindurch war er eine Beute rasender Anfälle von Sinnesverwirrung, und es war unmöglich, ein Wort aus ihm herauszubekommen. Erst nach dreiwöchentlicher Pflege bekam James Bartley seinen Verstand wieder und konnte von seinen wunderlichen Erlebnissen erzählen. „Ich erinnere mich“, sagte James Bartley, „noch ganz gut des Augenblicks, wo der Walfisch mich in die Luft schleuderte; darauf wurde ich verschlungen und fühlte mich nun in ein glattes, schlüpfriges Futteral eingeschlossen, dessen Zusammenziehungen mich immer tiefer in dem Boden hinunterschoben. Diese Empfindung dauerte jedoch nur einen Augenblick, da befand ich mich in einem sehr großen Sack, und als ich mich umfühlte, kam es mir zum Bewußtsein, daß ich von dem Walfisch verschluckt worden war und in seinem Magen lag. Ich konnte aber noch Atem holen, wiewohl das mit großer Schwierigkeit verbunden war; ich fühlte eine unaussprechliche Hitze, und ich glaubte, ich sollte lebendig gekocht werden. Der schreckliche Gedanke, daß ich dazu verurteilt sei, im Bauche des Walfisches umzukommen, erschreckte mich, und dieser Schrecken wurde noch durch die Ruhe und Stille vergrößert, die rings um mich herrschte. Zuletzt aber verlor ich das Bewußtsein um meine schreckliche Lage.“

James Bartley ist bekannt als einer der kühnsten Walfischjäger, aber die Gemütsbewegungen, die er im Magen des Walfisches ausgestanden hat, sind so gewaltig gewesen, daß er nicht allein für eine Zeitlang seinen Verstand verlor, sondern auch fortdauernd von schreckeneinragenden Einbildungen gequält wird. Er glaubt sich stets von einem Walfisch verfolgt, der ihn aufs neue verschlingt. Durch die Einwirkung des Magensafts des Walfisches ist die Haut des neuen Jonas wie Pergament geworden. Sein gesamter Gesundheitszustand hat trotzdem durch diesen gezwungenen Aufenthalt, welcher uns die biblische Zeit ins Gedächtnis ruft, keinen ernstlichen Schaden gelitten. Der Walfischjäger-Kapitän erzählt, daß es nicht so selten geschieht, daß rasende Walfische einen Menschen verschlucken, daß dies das erste Mal ist, daß man das Opfer diesem fürchterlichen Schicksal hat lebendig entkommen sehen. („Chrétien belge.“)

Nachrichten und Bemerkungen.

Christliche Ungläubige und unehrliche „Gläubige“. Die „Allg. ev.-luth. Kirchenz.“ teilt aus der „Protest.-Ver.-Korr.“ nach der „Allg. Ztg.“ folgende Sätze mit: „Die Orthodogie verliert gegenwärtig auf den Hochschulen einen Sitz nach dem anderen. Nicht nur, daß der theologische Nachwuchs für die ‚positiven‘ Professuren mit der Laterne zu suchen ist, auch die zuverlässigsten und bewährtesten Stützen der Orthodogie kommen selbst ins Wanken. Einer nach dem anderen vollzieht seinen Uebergang zur kritischen Richtung auf dem Gebiet der biblischen Quellenkritik oder zur Ritschl'schen Theologie auf dem Gebiet der Systematik. Ein besonders schmerzlicher Verlust für die traditionelle Richtung war der ‚Abfall‘ des Baseler Missionshauses von dem ‚Glauben der Väter‘. Der erste theologische Lehrer an dieser überaus einflußreichen Anstalt bekannte sich in einer kürzlich erschienenen, aufsehenerregenden Schrift zu den wesentlichen Grundsätzen der herrschenden, von Wellhausen begründeten, alttestamentlichen Kritik. Es wurde bekannt, daß andere Missionsanstalten ähnliche freie Grundsätze bei der theologischen Ausristung ihrer Zöglinge längst in Anwendung gebracht haben. Neuerdings hat nun auch die Brüdergemeinde offiziell zu den entscheidenden Fragen der neueren Theologie Stellung genommen, und auch sie hat die alte Lehre der Verbalinspiration preisgegeben gleich den geschmähten Bonner Professoren, und das prinzipielle Recht der neueren Bibelkritik zugestanden. Die kirchliche Oberbehörde der Herrnhuter erklärt, daß die Bibel die einzige Quelle der Offenbarung sei und eben deshalb inspiriert; über die Art und Weise und über den Umfang dieser ‚In-

„Inspiration“ sage aber das Bekenntnis nichts aus. „Daraus geht hervor, daß wir in der Stellung zur Verbalinspiration dem einzelnen Freiheit lassen und in dem Festhalten oder Aufgeben derselben ein Kennzeichen des Glaubens oder Unglaubens nicht finden können.“ Und weiter: „Es ist wahr, daß bei uns in Gnadenfeld die Verbalinspiration nicht gelehrt wird.“ Es kommt wirklich so, wie schon vor Jahren einige orthodoxe Pfessimisten vorausgesagt haben, orthodoxe Theologie wird in nicht zu ferner Zeit nur noch auf den Lehranstalten der streng-lutherischen Missionsinspektoren in Nordamerika „wissenschaftlich“ vertreten sein. Was bei uns die Orthodoxen noch aufrecht erhält, ist nichts anderes mehr als „der Wille zur Macht“, der kirchenpolitische Parteisanatismus und die literale Eignung. Ihr ideeller Unterbau, die orthodoxe Theologie, ist längst zertrümmert.“ Man sollte meinen, der gesunde Menschenverstand und die natürliche Ehrlichkeit des ungläubigen Verfassers vorstehender Sätze habe so klar und richtig geurteilt, daß dagegen niemand etwas sagen könnte. Allein von der „Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung“ und ihren Leuten, welche „orthodox“ scheinen wollen, ohne es zu sein, ist weder solche Klarheit noch solche Ehrlichkeit zu erwarten, wie sie sich bei den offenbar Ungläubigen findet. Denn nicht nur überschreibt genannte Kirchenzeitung die mitgeteilten Sätze: „Von der Siegesstrunkenheit des kirchlichen Liberalismus“, sondern fügt ihrerseits noch folgendes hinzu: „Ein Theologe scheint das nicht geschrieben zu haben, sonst müßte er doch wohl wissen, daß mit der Verbalinspiration, welche erst im 17. Jahrhundert von den lutherischen Dogmatikern aufgestellt, aber nie bekenntnismäßig fixiert wurde, die schriftgläubige Theologie keineswegs steht und fällt. Er müßte weiter wissen, daß hervorragende Führer der positiven Theologie, wie z. B. ein Frank in Erlangen, die Verbalinspiration nie gelehrt haben, nämlich nicht in dem Sinn der altlutherischen Dogmatiker. Er müßte endlich wissen, daß zwischen Ringler und Wellhausen hinsichtlich ihrer Stellung zur heiligen Schrift eine unüberbrückbare Kluft besteht. Von einer „zertrümmerten orthodoxen Theologie“ auf Grund ihrer Stellung zur Verbalinspiration zu reden, verrät doch allzu wenig Kenntnis von dem Stand der gegenwärtigen Theologie.“ — Von welcher inneren Verlogenheit zeigt sich doch jener angebliche „Theologe“, der seinerseits wissen müßte, daß die Lehre von der Verbalinspiration nicht eine menschliche, sondern Schriftlehre und als solche allgemeine Lehre, Glaube und Bekenntnis der christlichen Kirche überhaupt je und je gewesen ist. Er sollte es verstehen, daß gerade auch ein Frank eben wegen seines Abweichens von dem Schriftgrunde des Christentums als ein Vertreter kirchlicher Rechtgläubigkeit nicht gelten kann, daß die Rede von einer „unüberbrückbaren“ Kluft zwischen den halb und ganz Ungläubigen eine offenbare Unwahrheit ist und daß Leute, welche sich von den ehrlichen Ungläubigen solche bittere Wahrheiten sagen lassen müssen, besser thäten, Buße zu thun, anstatt sich mit heuchlerischer Miene aufs hohe Pferd zu legen.

Aus Württemberg berichtet die Zeitungen von Kammerverhandlungen über den Zustand der theologischen Fakultät zu Tübingen. Der Angriff des konservativen Abgeordneten Schrempff gipfelte in der allerdings berechtigten Beschwerde: „Es ist ein unerträglicher Zustand, wenn ein Pfarrer, der in seinem Amte die Anschauungen seiner Universitätslehrer vorträgt und festhält, von derselben Behörde abgesetzt wird, welche diese Professoren anstellt und besoldet.“ Aber der Kanzler Weizsäcker (selbst protestantischer Theologe) wie der Prälat v. Wittich bogen ab: „Im Landtage sei nicht der Ort, die schwierige Frage (! H-r.) des Verhältnisses zwischen Theologie und Pfarramt zu erörtern; in der evangelisch-theologischen Fakultät sei es heute notwendig, daß verschiedene Standpunkte vertreten seien (! H-r.); wenn aber ein Student solch einen einseitigen Standpunkt unvermittelt in die Gemeinde von der Kanzel aus hineinwerfe und dann die Schuld auf seinen Lehrer schiebe, so sei das nicht fein.“ Während also die Professoren „einseitig“ sein dürfen, verlangt man von den Studenten einen aus allen „Einseitigkeiten“ der Professoren, also aus Ja und Nein, Wahrheit und Lüge gemischten „Standpunkt“? Natürlich, denn das ist ja der mittelparteiliche „Standpunkt“ der allezeit zwischen zwei Stühlen sitzenden Union. Doch auch ein „konfessionsloser“ Sozialdemokrat (Kloß) kam noch zu Worte, der seine Anerkennung der protestantisch-theologischen Fakultät dafür aus sprach, daß sie auch die moderne Richtung pflege. Das sei ihm ein Beweis dafür, daß man auf der Universität Tübingen sich nicht einseitig an das Dogma halte, daß hier das Wort Gröbers nicht gelte: „Die Wissenschaft habe sich unter Gottes Gebot zu beugen“ u. i. w. Leider sind die Sozialdemokraten nicht die einzigen Atheisten, welche die Wissenschaft über Gottes Wort und Gebot stellen. Die Vertreter der „protestantischen Fakultät“ auf jenem Landtage schwiegen. Die römische „Kölnische Volkszeitung“ aber hat diesen ganzen Skandal ans Licht gezogen, als wollte sie sagen: „Seht, wir Katholiken sind doch bessere Leute.“

Der „Evangelisch-soziale Kongreß“ hat kürzlich in Erfurt getagt und aufs neue gezeigt, daß er mit dem Evangelium und Christentum je länger je weniger zu thun hat. Die Helben des Tages waren Stöcker, Harnack, Raumann, Wagner und — Frau Dr. Elif. Gnauck-Kühne-Berlin. Von kirchlichem Interesse erscheinen als Zei-

chen der Zeit vornehmlich folgende Aussprüche. Harnack sagte u. a.: „Unsere evangelische Kirche hat den großen Vorzug vor der katholischen, daß sich verschiedene Richtungen in ihr bewegen. Der Evangelisch-soziale Kongreß soll diese Richtungen vereinigen, soll zeigen, wie fein und lieblich es ist, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen“ (Lebhafte Beifall). Wir wohnen zusammen in demselben Hause, im Hause Gottes, aber in verschiedenen Zimmern. Wir haben einen Herrn und Heiland. Zuweilen zanken wir uns brüderlich, dann vertragen wir uns wieder und ich hoffe, daß wir uns immer mehr vertragen“ (Beifall). — Weil Harnack bekanntlich ein Geist ist, „der da nicht bekennt, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen“, und darum „nicht von Gott“, sondern ein „Widerchrist“ ist (1 Joh. 4, 1-3), sollten billigerweise alle diejenigen sich schämen, welche noch gläubige Christen sein wollen und doch dabei mit ihm in kirchlicher Gemeinschaft bleiben. Stöcker zwar, den man sonst wenigstens noch für „positiv gerichtet“ zu halten gewohnt war, ist immer mehr auf eine schiefe Ebene gekommen. „Man hat mir gesagt“, sprach St., „ich solle mit dem Talar nicht in die Arena des öffentlichen Lebens steigen, um ihn nicht zu beschmutzen“. Die Antwort, welche er hierauf gegeben hat: „Ich bin in keine Arena gestiegen“, ist nicht richtig. Sie hätte lauten müssen: Stöcker hat schon längst keinen Talar mehr, den er beschmutzen könnte. Das zeigt besonders folgende Aussprüche vor dem öffentlichen Auftreten einer Frau auf jenem Kongresse: „Wir haben ja diesmal einen besonders großen Schritt vor und vielleicht wird der in der sozialen Bewegung Deutschlands mit mehr Bedeutung genannt werden als der sozialdemokratische Kongreß. Zum ersten Male wird hier in Deutschland (übermorgen) eine Frau in öffentlicher Versammlung in unseren Kreisen sprechen. Freilich: mancher schüttelt den Kopf darüber und sagt: Wenn ich dies Wunder fassen will, so steht mein Geist vor Erfurt still“ (Große Heiterkeit). Aber ich hoffe, wir werden übermorgen einen schönen Tag erleben. Es hat eine große Bedeutung, was wir gethan haben. Es schmerzt uns, daß das Weib seitdem steht von der evangelisch-sozialen Bewegung. Wir wollen es wieder hineinziehen.“ Und nach dem Vortrage jenes Weibes sprach er sich also aus: „Ich habe das Gefühl, das gewiß viele mit mir teilen werden, daß für unsere evangelisch-soziale Sache eine große Stunde hinter uns liegt! (Lebhafte Zustimmung.) Für mich ist es mehr als das Gefühl eines gelungenen Versuches. Ich bin von Herzen erfreut und tief bewegt. Seit zwanzig Jahren habe ich diese Stunde erlebt, die Stunde, da die Frauenfrage an die Thür des Evangeliums klopfen wird, da evangelische Männer und Frauen so weit gekommen sein werden, die Frauenfrage unter sich zu behandeln, nicht bloß durch Männer, sondern auch durch Frauen.“ Wir übergehen die nachfolgenden ungelagerten Wiße, durch die Stöcker sich je länger je mehr hervortut und den Beifall der Massen gewinnt, und bemerken nur noch, daß, wenn Stöcker meint: „Wir denken nicht an Emancipation, und zum Ruhme unserer deutschen Frauen sei es gesagt, daß der Ruf nach völliger Gleichberechtigung in sozialer und politischer Beziehung außerhalb der Sozialdemokratie mit ihren Ueberbissungen noch nicht erklingen ist“ — er sich doch verrechnet haben dürfte. Denn nachdem er selbst den Tamm der Frauen-Emancipation hat durchbrechen helfen, wird er mit allen seinen Genossen nicht im stande sein, den Strom aufzuhalten, der sich von selbst ergießen wird. Ist doch bereits der „Reichsbote“ nicht mehr klar und fest genug, diese Durchbrechung aller natürlichen Gottesordnung grundsätzlich zu verwerfen, indem er meint, das Wort: „Die Weiber laßt schweigen in der Gemeinde“ könne sich doch wohl eigentlich nur auf kirchliche Versammlungen im eigentlichen Sinne beziehen. So wenig versteht man da von dem Evangelium, daß man meint, dieses Verbot als ein positives kirchliches Geß verstehen zu müssen, während es doch solche im Neuen Testamente überhaupt nicht giebt, sondern nur, sofern eben ein Naturgeß zu Grunde liegt, wie es gerade hier (1 Kor. 14, 34) recht deutlich der Fall ist. — Es sei noch bemerkt, daß auch Harnack zu dieser Sache folgende Meuerung gethan hat: „Der heutige Tag ist nicht nur ein Freudentag für den Kongreß, sondern auch ein Gedentag für die evangelische Kirche. Denn was sich heute hier ereignet hat, ist nicht geschähen, so lange es eine evangelische Kirche giebt.“ Redner wünscht, daß die Universitäten mehr den Frauen geöffnet werden. Er habe dafür in Berlin gewirkt, aber es habe nicht viel genügt. H-r.

Das Predigerseminar für Amerika in Predlum hatte ein Gesuch an das Kultusministerium gerichtet um die Erlaubnis durch Anstellung von Licentiaten der Theologie theologische Lehrstühle zu errichten, aber der Kultusminister hat das Gesuch abgeschlagen. (A. E. L. R. 3.)

Prof. D. von Nathusius-Greifswald hat an den evangelisch-sozialen Kongreß wegen des in demselben vorwiegenden Einflusses der römischen Theologen wie auch wegen der „Verdrängung des Christentums“ und der „Vernichtung der Freiheit des Evangeliums mit äußeren sozialen Zielen“ einen Absagebrief geschrieben, über welchen man sich nur freuen kann. Möchte nur auch endlich einmal ein Verständnis dafür aufgehen, daß alle Kirchengemeinschaft mit den Ungläubigen Sünde und das ganze Staatskirchentum nichts anderes als eine Ver-

diesseitigung des Christentums ist, so würden noch viele Absagebriefe geschrieben werden, über die nicht allein bei uns, sondern auch im Himmel Freude sein würde.

Ueber unsere indische Mission schreibt die Luthardt'sche Kirchenzeitung: „Die Gründung einer Mission der Missouri-Synode in der Nähe des Leipziger Missionsgebietes veranlaßte die Leipziger Missionare auf ihrer 32. Synode in Frankebar, welche vom 3.—10. Februar stattfand, Stellung dazu zu nehmen. Der Senior leitete die Besprechung ein und gab dem Bedauern Ausdruck, daß die Missouri-Synode gerade „in unserer Nähe“ im Tamulente ihre neue Mission angefangen habe: „Es möge ausgesprochen werden, oder nicht, eine Gegenmission gegen die unsere sei sie jedenfalls. Deshalb müßten wir gegen sie eine zwar nicht feindliche, aber vorsichtig abwartende Stellung einnehmen.“ Nach einiger Debatte einigte sich die Synode über die Befolgung folgender Grundsätze: 1. Kirchliche Gemeinschaft zwischen uns und der neuen Mission findet nicht statt. 2. Die soziale Gemeinschaft ist zunächst möglichst zu beschränken, bis wir Klarheit gewonnen über die Art und Weise, in der die neue Mission im Verhältnis zu uns ihre Arbeit betreibt. 3. Bei etwaigen Besuchen sind Garantien zu verlangen gegen Agitationsversuche in unseren Gemeinden. 4. Wo nötig, sind unsere Gemeinden zu warnen, mit der neuen Mission unverworfen zu bleiben, da ein Anschluß an dieselbe die Beschuldigung involviere, als sei die Leipziger Mission von der reinen Lehre abgefallen. 5. Mitteilungen an Glieder jener Mission über innere Angelegenheiten unserer Mission betreffend sind unstatthaft.“ — Die „reine Lehre“, von welcher die Leipziger sprechen, ist ja eben die, welche sie zwar auf dem Papier haben, die „Missourier“ aber in der Praxis bekenntnisgemäß geltend machen. Und eben dies war ja der Grund, warum die Missionare abgesetzt wurden, über deren Gegenmission man sich nun wundert und beklagt. H—r.

Herzliche Bitte!

Infolge Untergangs des Dampfers „Elbe“ gingen uns von Nr. 3 der „Freikirche“ dieses Jahres ca. 100 Exemplare verloren, wodurch diese Nummer vollständig vergriffen ist. Sollten Glieder unserer Gemeinden geneigt sein, erwähnte Nummer uns ablassen zu wollen, so werden dieselben freundlichst erlucht, selbige durch Vermittlung unserer Unteragenten uns baldmöglichst zugehen zu lassen, wofür wir herzlich dankbar sind.

Der Schriftenverein der sep. ev.-luth. Gemeinden in Sachsen.
E. Braun, Agent.

Quittungen.

Für die Synodalkasse: Kindtaufskollekte des Herrn Richard Bösch in Chemnitz durch Herrn P. Kern daselbst M 6; von Herrn Franz Müller in Gröna durch Frau Viertel dort M 10; von Familie Weiß in Chemnitz M 6; Osterkollekte der Gemeinde Chemnitz M 104.19; von Fr. L. in Z. durch Herrn Herrmann in Zwickau M 15; von E. K. in W. durch Herrn E. Braun in Zwickau M 5.20.

Für Regemission: Von Herrn Franz Müller in Gröna durch Frau Viertel dort M 10.

Für die Studenten Friedrich und Strauch in Springfield: Kollekte am Jünglingsvereinsfest zu Chemnitz durch Herrn P. Kern daselbst M 58.28. Eduard Heldner, Kassierer.

Für die Ausstattung unseres Kirchsaales habe ich mit herzlichem Danke ferner erhalten: Von Herrn Neubert-Cleveland M 20.61; von der Gemeinde Allendorf-Kleinlinden M 14.88; von H. W. durch Herrn P. Lent M 5; von der Chemnitzer Gemeinde M 66.64. Kolberg, im Mai 1895. W. Süßener, P.

Für die Emigrantenmission: P. H. M 2; A. M 3.
Bremen, den 30. Mai 1895. W. Schmidt.

Bücher-Anzeige.

Dr. Martin Luthers Sämtliche Schriften, herausgegeben von Dr. J. G. Walch. Dritter Band. Auslegung des Alten Testaments. Fortsetzung. Neue revidierte Stereotypausgabe. VII und 1973 Spalten. St. Louis, Mo. Concordia Publishing House. 1894. Zu beziehen durch den Schriftenverein (E. Braun). Preis M 16.

„Nachdem in den beiden ersten Bänden dieser Ausgabe „Luthers große Auslegung des 1. Buchs Moses“ mitgeteilt worden ist, folgen im gegenwärtigen Bande „Luthers Predigten über das 1. Buch Moses“ aus den Jahren 1523 bis 1526, sowie die Auslegungen der folgenden

Bücher des Alten Testaments bis zu den Psalmen excl. Der Text aller dieser Schriften . . . ist nach Kräften verbessert und berichtigt worden, und in der ersten Anmerkung zu jeder Schrift die nötige Nachricht gegeben über die Veranlassung, Zeit der Abfassung, Veröffentlichung derselben u. s. w.“

Besonders wertvoll sind in diesem Band die Auslegung der zehn Gebote und die köstliche, aus den letzten Lebensjahren Luthers stammende Auslegung der letzten Worte Davids 2 Sam. 23, 1—7, eine Schrift, welche ganz besonders in unserer Zeit wieder fleißig studiert werden sollte, da sie grundlegend ist für das christliche Verständnis des Alten Testaments und darum wie wenig andere Schriften geeignet, der eingerissenen Geringschätzung des Alten Testaments zu wehren.

Mit diesem Bande, der infolge eines Versehens leider erst so spät in Deutschland auf den Markt kommt, sind nun schon 14 Bände der neuen Walch'schen Ausgabe erschienen. Der Band ist, wie seine Vorgänger, trefflich ausgestattet. Möge er in vielen Häusern Eingang finden und Segen stiften.

Die heutigen Arbeiterverbindungen und die christliche Ortsgemeinde. Ein Referat von A. L. Gräbner. St. Louis, Mo. 1895. 61 Seiten. 80. Preis 60 P.

Der Verfasser der früher empfohlenen Schrift „Zur Arbeiterfrage“ zeigt hier an der Hand von 6 Thezen, wie unrecht es für einen christlichen Arbeiter ist, in solche Verbindungen mit Weltleuten einzutreten, welche gegen die Wahrheit und Liebe verstößen, wie es daher Pflicht der christlichen Gemeinde ist, mit solchen Gliedern, die derartige Verbindungen eingegangen sind, nach dem Befehle Christi und der Apostel zu handeln, dagegen solche Glieder, die durch Fernbleiben von solchen Vereinen in Not geraten, zu unterstützen.

Obwohl hier manches gesagt ist, was nur für Amerikaner verständlich ist, so enthält die Schrift doch vieles von allgemeinem Interesse und ist daher wert, auch in Deutschland verbreitet zu werden.

Daß Luther, wenn er heute wiederkäme, ebenso gegen die geheimen Gesellschaften aufstreten müßte, wie er gegen das Papsttum aufgetreten ist. Reformationstagespredigt, gehalten 1877 von Heinrich Sied. 2. Aufl. 16 Seiten. 80. Preis 15 P.

Was soll eine christliche Gemeinde ermuntern, für die Erhaltung und Förderung einer Gemeindeschule mit fröhlichem Eifer zu wirken? Predigt von J. M. Bühler, Pastor in San Francisco, Cal. 2. Aufl. 16 Seiten. 80. Preis 15 P.

Diese beiden Predigten sind Zeugnisse von dem gottseligen Eifer der vielgeschmähten „Missourier“ gegen das Lügenwesen und für die christliche Gemeindeschule. Und daß sie in 2. Auflage erscheinen, ist ein Beweis dafür, daß dieser Eifer noch nicht erkalte ist.

Leichenpredigt für Frau Pastor Joh. Bünger, Witwe des treuerdienten Pastors J. F. Bünger, am 1. Juli 1894 gehalten in der Immanuelskirche zu St. Louis, Mo. von H. Bartels. 18 Seiten. 80. Preis 15 P.

In höchst erbaulicher Weise wird hier 1. die Gewissheit und 2. der Trost der Worte gezeigt: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben.“ Wer sich hat einreden lassen, die „Missourier“ könnten nichts als streiten, mag hier das Gegenteil sehen.

Das Neue Testament unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi nach der deutschen Uebersetzung D. Martin Luthers. Cottbus 1894. Druck und Verlag der Gotthold-Expedition. 160. Preis in Ledertuch 70 P, in Kaliko 60 P.

Zu den gleichen Preisen, wie sie die britische und ausländische Bibelgesellschaft hat, wird hier ein Neues Testament mit dem alten Luthertext geboten, was um so dankenswerter ist, als in der genannten Bibelgesellschaft keine Testamente mit dem alten Text mehr gedruckt werden.

Der Druck der vorliegenden Ausgabe ist deutlich; die Kernsprüche sind durch andere Typen hervorgehoben, doch hätte fester Druck diesem Zweck besser gedient. W.

Die unser Blatt durch die Post beziehenden Abonnenten wollen das Abonnement für das 2. Semester dieses Jahrgangs gefl. sofort erneuern, um Unregelmäßigkeiten in der Zusendung zu vermeiden.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die L. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 20. Nr. 15 & 16.

Blickan in Sachsen.

14. & 28. Juli 1895.

(Aus dem „Lutheraner“ vom 7. Mai 1895.)

Ein Wort über Lehre und Praxis in unserer Synode.

Der höchste Schatz auf Erden ist Gottes Wort, und das köstlichste Kleinod unserer Synode ist die reine Lehre des Wortes Gottes, wie sie in den Bekenntnisschriften unserer Kirche niedergelegt ist, in unsern Büchern und Zeitschriften dargelegt und verteidigt, in unsern Kirchen und Schulen den Alten und Jungen verkündigt und von allen unsern Gemeinden als ihre Lehre angenommen wird. Und wie die Wahrheit immer nur eine sein kann und alles, was ihr widerspricht, Irrtum sein muß, so ist auch die reine lutherische Lehre die einzige, welche in unserer Synode zu Recht besteht, und es kann deshalb auch niemand in unserer Synode als öffentlicher Lehrer in unsern Kirchen oder in unsern hohen und niederen Schulen anerkannt sein und bleiben, der in irgend einem Stück von dieser Lehre abweicht. So hat es unsere Synode von Anfang an gehalten, und zwar ohne Ansehung der Person. So wurde im Jahre 1857 der Präses des Westlichen Distrikts, einer der Gründer der Synode, der auch mit Walthers und andern Vätern der Synode auf das innigste befreundet war, nachdem er noch die Synodalversammlung des genannten Jahres mit seiner Präsidialrede eröffnet hatte, in Synodalzucht genommen, weil er sich in Chiliasmus verirrt hatte, und da er solchem Vorhalt nicht Raum gab und in seinem Irrtum verharrete, wurde er bei der nächsten Versammlung der Allgemeinen Synode nach fortgesetzter Belehrung und Vermahnung von der Synodalgemeinschaft ausgeschlossen. Und diese Lehrwache und Lehrzucht wird, Gott sei Dank, bis auf den heutigen Tag in unserer Synode geübt. Als in einem inmitten der Synode erscheinenden Privatblatt eine Erscheinung unserer Zeit in einer Weise beurteilt worden war, daß damit unionistisches Wesen gutgeheißen wurde, erfolgte sofort der nötige Vorhalt und auf denselben eine Zurückziehung des be-

anstandenen Urteils. Als in einem Synodalbericht eine unzutreffende Lehrdarstellung sich eingeschlichen hatte, wurde dieselbe ebenfalls bei der nächsten Gelegenheit geschehenem Vorhalte gemäß zurechtgestellt. Als ein Pastor der Synode, obwaltenden Umständen nachgebend, einem uniert gesinnten Prediger seine Kanzel eingeräumt hatte, erfolgte alsbald die nötige Zurechtweisung und seinerseits eine bußfertige Anerkennung des begangenen Unrechts. So ist es auch in der Synodalkonferenz bestehende Ordnung, daß alle Synodalberichte von dazu bestellten Kommitteen einer Prüfung unterworfen und über den Befund Bericht erstattet wird. Auf diese Weise ist es unter Gottes gnädiger Obhut geschehen, daß unsere Synode nun an die fünfzig Jahre das Kleinod der reinen Lehre in allen Stücken bewahrt, gegen alle Angriffe verteidigt und auf spätere Geschlechter in zahlreichen Schriften als Zeugnis ihres einmütigen Glaubens niedergelegt hat.

Zwar hat man unsere Synode in neuerer Zeit eines Abfalls von der reinen Lehre des lutherischen Bekenntnisses zeihen wollen und eines Abirrens in kalvinistische Irrtümer beschuldigt. Aber wer Beschuldigungen erhebt, der muß sie auch beweisen, und den Beweis für die besagten Beschuldigungen zu bringen, hat man bis jetzt vergebens versucht, so sehr man sich auch bemüht hat. Alles, was unsere Gegner bewiesen haben, ist, daß sie im Kampf liegen mit der Lehre der Schrift und des Bekenntnisses von der allein seligmachenden Gnade Gottes, für welche unsere Synode mit ihren Kampfgemeinschaften eingetreten ist. Nicht daß wir Calvinisten, wohl aber daß sie Synergisten sind, haben unsere Gegner, namentlich die Ohioer, sattem bewiesen, indem sie immer aufs neue die unchristliche, seelenverderbliche Lehre verbreiten, daß des Menschen Befehrung und Seligkeit nicht allein von Gottes Gnade, sondern auch von des Menschen Verhalten abhängt, ja daß auf des Menschen Verhalten gegen die Gnadenmittel im Werke seiner Befehrung und Seligmachung nicht nur viel,

sondern alles ankomme. Ja, gerade darin legen unsere Widersacher ihren Synnergismus deutlich an den Tag, daß sie uns wegen unserer schriftgemäßen Lehre von der Alleingenugsamkeit der Gnade Gottes in Christo zu unserer Seligkeit und unserer Bekämpfung der Lehre, daß von Seiten des Menschen, der bekehrt und selig wird, irgend ein Thun oder Verhalten hinzukommen müsse, von dem seine Seligkeit in irgend einem Sinne abhängt, eine Ablehnung der allgemeinen Gnade und die Setzung einer Zwangsbekehrung oder einer unwiderstehlichen Wirkung der Gnade Gottes zum Vorwurf machen. Denn eben dies thaten ihre Väter, die früheren Synnergisten, auch; und zwar aus demselben Grunde, weil sie nämlich in rationalistischer Weise erklären und reimen wollten, was Gott von uns Menschen in diesem Leben nicht erklärt und gereimt haben will.

Aber noch in anderer Hinsicht wirft man neuerdings von gegnerischer Seite unserer Synode vor, daß sie auf Abwege und abschüssige Bahnen geraten sei, indem man uns nachsagt, es habe in unserer Mitte eine zunehmende Gleichgültigkeit in der kirchlichen Praxis, ein Abgehen von der früheren Uebereinstimmung des kirchlichen Lebens mit der in Wort und Schrift bekannten Lehre Platz gegriffen. Was haben wir auf diesen Vorwurf zu sagen? Wir antworten zunächst, daß unsere Synode niemals die anmaßende Behauptung aufgestellt habe, als wäre in ihrer Mitte das kirchliche Leben zur Vollkommenheit gediehen, wie sie allerdings eine vollkommene Rechtgläubigkeit, das heißt, eine völlige Uebereinstimmung ihrer Lehre mit dem Worte der Schrift beansprucht hat und zu Gottes Ehre bis auf diese Stunde beansprucht. Im Gegenteil hat unsere Synode von den frühesten Zeiten her stets offen bekannt und es vor Gott und der Kirche beklagt, daß den Gemeinden, aus welchen sie besteht, noch mancherlei Mangel im Leben anhafte, und daß besonders in manchen Gemeinden das Fleisch sich mächtig rege wider den Geist. So hieß es schon in der Synodalrede von 1849: „Endlich ist es gewiß nicht minder zu beklagen, daß diese und jene von uns innerhalb ihrer Gemeinden noch so viel mit Unverstand und Störrigkeit Einzelner zu kämpfen haben, sie durch Lehre und Ermahnung auf den gefunden kirchlichen Standpunkt zu versetzen und heilsame Ordnungen, kirchliche Zucht und Sitte, ein kräftiges, zusammenwirkendes Gemeindeleben in Gang und Schwang zu bringen.“

Aber gerade diesen Worten entnehmen wir ein zweites, das wir auf den besagten Vorwurf zu erwidern haben, nämlich dies, daß in unserer Synode von Anfang an ein ernstliches Bestreben gewesen ist, der Ermahnung des Apostels an alle Christen, in der Heiligung des Lebens immer völliger zu werden, nachzukommen, und dazu fand sich allerdings reichlich Gelegenheit. Denn wie ist doch unsere Synode von den Anfangszeiten ihres Bestehens an in diesem Lande auf ihrer Bahn vorangeschritten? Die Väter unserer Synode fanden in Amerika nicht ein in Lehre und Leben wohlgegründetes lutherisches Kirchenwesen vor; was in Absicht auf die Lehre wahres, wirkliches Luthertum sei, wußte hiezulande kein Mensch mehr, und sehr wenige kamen demselben einigermaßen nahe. Ja, als gefährliche, in das Pabsttum zurückstrebende Ausländer, als verkappte Jesuiten mußten sie sich verdächtigen und verlästern lassen, als sie angingen, die alte lutherische Lehre einem verkommenen, seinen Namen mit Unrecht tragenden amerikanischen Luthertum gegenüber auf die Bahn zu bringen. Ja, daß sie von Anfang an, was sie sagten und setzten, stets in ausgedehntem Maße mit Stellen aus den lutherischen Bekenntnissen und aus den Schriften der alten lutherischen Kirchenväter zu belegen pflegten, hatte zum guten Teil darin seinen Grund, daß ihnen sonst hier schier kein Mensch geglaubt

hätte, daß, was sie vortrugen, wirklich lutherische Lehre sei. Und als man endlich zugeben mußte, daß allerdings in früheren Zeiten in der lutherischen Kirche gelehrt worden sei, was sie lehrten, gab man ihnen zu bedenken, daß dies alte abgethane Luthertum für unsere Zeit und unser Land durchaus nicht geeignet sei. Und wo war denn damals in Deutschland ein echt lutherisches Kirchenwesen, in welchem diejenigen, welche von drüben herüber kamen und aus welchen hiezulande Gemeinden gesammelt werden sollten, hätten in der lutherischen Lehre gegründet werden können? Hatte doch der Rationalismus und der Unionismus in deutschen Landen um sich und über sich gewuchert, und fingen doch auch die, welche sich aufgemacht hatten, zur lutherischen Kirche zurückzukehren, bald an, ihre eigenen Fündlein auf den Markt zu bringen. Wo waren also die Leute, mit denen sich ohne unsägliche Mühe und saure Arbeit lutherische Gemeinden bauen ließen, die mit fester, in Gottes Wort gegründeter Ueberzeugung sich um das Panier der reinen Lehre geschart hätten? Aber was von der Lehre galt, das galt auch von der Praxis. Wo hätten denn die Leute, aus welchen die Gemeinden bestanden, zu deren Seelsorgern die Väter unserer Synode berufen wurden, lernen sollen, was lutherische Praxis, ein echtes und rechtes lutherisches Gemeindeleben sei? Etwa hier in den in allerlei schwärmerischem Wesen verkommenen älteren Synoden mit ihren neuen Maßregeln, ihrem methodistischen Revivalwesen*, ihren aufs Jahr gedungenen Predigern, ihrer Kanzel- und Altargemeinschaft mit Falschgläubigen, ihrer Entfremdung von einer geordneten und sorgfältig geübten Kirchenzucht? Oder in Deutschland, wo man von der rechten Gestalt einer lutherischen Ortsgemeinde auch nicht die entfernte Vorstellung hatte, von schriftgemäßer Kirchenzucht kaum die Rede war, Staatsangehörigkeit und Kirchengliedschaft als ein Ding galt und die Unterwürfigkeit unter den Gutsherrn oder den Kirchenpatron vielfach höher stand als die Unterwerfung unter Gottes Wort? Nein, was echte, rechte lutherische Praxis sei, mußten jene Gemeinden allermeist erst von Grund auf lernen. Aber daß sie es lernten, und von Jahr zu Jahr immer besser lernten, und was sie gelernt hatten, auch übten, darauf war unsere Synode und waren insonderheit die Prediger der Synode von Anfang an bedacht und beflissen. So schrieb der selige Walther im Jahre 1869: „Wir Missourier haben es noch nie verheimlicht, daß auch wir Gemeinden annehmen, in denen es noch sehr traurig steht in Lehre und Leben; ja, wir würden uns fürchten, von dem Sünderheiland einst verleugnet zu werden, wenn wir das nicht thäten. Aber erstlich verlangen wir von jedem unserer Prediger reine Lehre und unbeflecktes Leben, und zum andern beginnen wir, wohin wir kommen, alsbald den Kampf wider alles ungöttliche Wesen.“ Und diesen Kampf hat man nicht unterlassen, wenn man dabei auch auf harten Widerstand stieß. So ist es in vielen unserer Gemeinden in diesen Kämpfen zu Spaltungen gekommen, indem die, welche sich auch in Absicht auf Leben und Praxis dem Worte Gottes nicht fügen wollten, entweder einzeln oder haufenweise die Gemeinden verließen, oder aber den Teil, der auch hierin Ernst machen wollte, nötigten, und wäre es auch mit Zurücklassung ihres kirchlichen Anwesens, aus dem Haufen auszuscheiden und nun erst eine auch in der rechten Praxis geeinigte lutherische Gemeinde zu bilden. So ist es denn keineswegs etwas Neues, in unsern späteren Tagen Aufgekommenes, daß man unserer Synode das Vorhandensein recht mangelhafter Gemeinden in ihrer Mitte und recht mangelhafter Glieder in ihren Gemeinden zum Vorwurf gemacht hat. Und so lange unsere Synode noch

* d. i. Erweckungspredigten und -versammlungen.

in der Weise wächst, daß wir aus eingewanderten Deutschen neue Gemeinden sammeln, oder daß aus den älteren Synoden Gemeinden zu uns herüberkommen, die erst lernen müssen, was lutherische Praxis ist, werden schon aus den angeführten Ursachen unsere Feinde immer Anlaß finden, auf missourische Gemeinden hinzuweisen, die in Absicht auf das kirchliche Leben noch in den Anfängen sind. Aber auch heute noch steht es, Gott Lob, in unserer Synode so, daß sie auf eine möglichst baldige Ueberwindung solcher Anfangsstufen hinarbeitet, daß ihre Pastoren durch Schwierigkeiten, welche ihnen in den Weg treten, sich nicht abhalten lassen, einer gesunden kirchlichen Praxis in solchen Gemeinden Bahn zu brechen, das Wort der Wahrheit nicht nur zur Lehre, sondern auch zur Strafe, zur Besserung und zur Züchtigung in der Gerechtigkeit anzuwenden, öffentlich und sonderlich allem ungöttlichen Wesen mit Ernst entgegenzutreten, und dabei werden sie auch heute noch von den Beamten der Synode, wo es die Umstände erheischen, kräftig unterstützt. Das können wir beweisen. Gerade in Fällen, welche man neuerdings benutzt hat, um unserer Synode im In- und Auslande einen übeln Leumund zu machen, ist in angegebener Weise mit Belehrung und seelsorgerlichem Vorhalt den vorhandenen Mißständen begegnet worden, und zwar nicht ohne Erfolg. Auch da hat das Wort nicht nur seine Anwendung gefunden, sondern auch seine Kraft bewiesen und ist, wo gefehlt war, Erkenntnis und Bekenntnis gewirkt und Besserung gelobt worden. Unsere älteren Gemeinden wissen es und unsere jüngeren erfahren es aus dem Munde ihrer Prediger und aus dem Zeugnis unserer Blätter, daß Kirchenfairs und ähnliche Veranstaltungen zu ähnlichen Zwecken nicht nur anstößig sind, wenn dabei gröbere Unordnungen und Ausschreitungen vorkommen, sondern auch ohne das und abgesehen davon ein Unfug sind, der dem Namen Christi keine Ehre macht und der Gemeinde kein Gedeihen bringt, und daß, während man in Deutschland für kirchliche Zwecke Lotterien veranstaltet und in Amerika in den Sektenkirchen und in manchen dem Namen nach lutherischen Kreisen für kirchliche Zwecke Jahrmärkte hält, dergleichen Mittel bei uns nach dem Maßstab des göttlichen Wortes gemessen, als verwerflich bekämpft, wo sie nicht Eingang gefunden haben, ferngehalten, und wo sie sich noch finden, ausgerottet werden. Daß dies in manchen Fällen schwer hält, wissen wir, und zwar nicht erst seit heute und gestern. Ehe aber unsere lästernen Gegner uns unsere Unvollkommenheit im Leben vorrücken, sollten sie billig einmal ernstlich versuchen, uns nachzumachen, was unsere Synode ihnen nun an die fünfzig Jahre lang auch in erstem Streben nach gesunder lutherischer Praxis und einem rechtshaffenen Gemeindeleben vorgemacht hat, und wir wünschen ihnen zu jedem solchen ernstlichen Versuch den Erfolg, den, wie es am Tage ist, Gottes Gnade und Segen unserer Synode beschert hat.

Endlich aber sei noch auf eins hingewiesen, daß nämlich, was uns von untern mißgünstigen Feinden in Absicht auf Praxis und kirchliches Leben Uebles nachgesagt wird, zum guten Teil erlogen ist, teils über den wirklichen Thatbestand hinaus aufgebauscht, teils aus leerer Luft gegriffen. So hat man mit Hinweis auf angebliche Auslassungen eines gewissen Pastors und gewissen Professors und gewissen* Konsuls Aeußerungen, die derselbe thatsächlich weder als Pastor, noch als Professor, noch als Konsul, noch als Mensch je gethan hat, in die Welt hinausgelogen, in missourische Gemeinden würden jetzt ohne weiteres auch die Freimaurer aufgenommen.

* Hiermit soll nicht gesagt sein, daß der Betreffende seine Aemter eigenwillig verlassen habe.
D. Red. d. Freif.

Diese Gelegenheitsklüge haben solche, welche es besser wissen könnten, solchen nachgeschwagt, welche es besser wußten. Aber wir verzichten darauf, Leuten das Maul zu stopfen, die auch andere schon wiederholt festgenagelte Lügen immer wieder mit schlecht geheutelten Zeichen des Entsetzens um Geld verkaufen und dabei auf Leser rechnen, die aus demselben Grunde solche Lügen gerne glauben, aus welchem sie jene in den Läden legen.

Wir aber wollen anhalten mit Wachen und Veten, mit Lehren und Ermahnen und Warnen und Strafen und Bezeugen und Kämpfen und, will's Gott, mit Siegen über Satan, Welt und Fleisch in Lehre und Leben. Oder sollte es mit dem Siegen für uns vorüber sein? Ja, wenn es nach mancher Leute Wünschen und Prophezeien gegangen wäre, schon längst. Stand doch schon vor dreiunddreißig Jahren im „Herold“ zu lesen: „Zu denen, deren Untergang ein Gewinn sein würde, gehört unstreitig der ‚Lutheraner‘ und die ‚Lehre und Wehre‘.“ Hat doch schon vor fünfundzwanzig Jahren der „Kirchenfreund“ gesagt: „Die Missourisynode trägt unverkennbar, wie das französische Kaiserthum, die facies Hippocratica (die Züge eines Sterbenden) auf der Stirne, und wird bei dem Schlusse zweier Augen donnernd in den Abgrund stürzen.“ Nun sind die beiden Augen längst geschlossen, um sich nur im Lichte der Herrlichkeit wieder aufzuthun; und wir wissen besser als unsere Widersacher, was uns damit genommen ist. Aber wir wissen auch, was uns noch geblieben ist: das ist Gottes reines Wort in Kirchen, Schulen, Häusern und vieltausend Herzen. Bleiben wir nur in der rechten Furcht vor Gottes Wort, in der rechten Liebe zu Gottes Wort und im rechten Vertrauen auf Gottes Wort, so wird auch fernerhin bei uns Gottes Name geheiligt werden, indem das Wort Gottes lauter und rein gelehrt wird und wir auch heilig als die Kinder Gottes darnach leben. Das hilf uns, lieber Vater im Himmel!

A. G.

Die hohe Wichtigkeit der reinen Lehre von Kirche und Amt für den christlichen Glauben und die kirchliche Praxis.

(Fortsetzung.)

Haben wir bisher die hohe Wichtigkeit der reinen Lehre von der Kirche erkannt, so werden wir nun auch uns überzeugen, wie es sich mit der Lehre vom heiligen Predigtamte ebenso verhält. Es ist aber ein großer Irrthum, der heutzutage gar nicht selten zu finden ist, als ob es ganz gleichgültig und ohne Bedeutung sei, was man vom Predigtamte denke und davon halte. Es sei das, so meinen viele, eine „theologische Streitfrage“, eine „Doktorfrage“, d. i. eine solche, die geeignet sei „wissenschaftlich“ behandelt zu werden von einem, der damit umgehe, die Würde und den Titel eines „Doktors der Philosophie“ sich zu erwerben oder eines „Doktors der Theologie“ *Honoris causa*, d. i. „Ehren halber“ zu erlangen. Denn auch in dieser Sache kommt es den Leuten heutzutage nicht auf praktischen Wert und Nutzen, nicht auf Erbauung der Kirche und Förderung im Glauben an, sondern lediglich auf eitle Ehre der Menschen, etwas Neues zu erfinden und etwas „Großes“ zu leisten. Wir denken darüber anders. Wir denken, daß der Herr seiner Kirche sein Wort gegeben hat, nicht um darüber zu zanken oder auch daselbe zur Erlangung eitler Ehre zu mißbrauchen, sondern zum Glauben, und allerlei Gottseligkeit zu genießen, wie der Herr Christus gesagt hat: „Suchet in der Schrift, denn ihr meint, ihr habet das ewige Leben darinnen, und sie ist's, die von mir zeuget.“ Daß gilt, wie überall, so

auch von der Lehre vom heiligen Predigtamt. Denn das Predigtamt ist nicht zum Schweine- und Gänsehüten, sondern zum Weiden der Gemeinde Gottes da. So ist es auch nicht dazu vorhanden, ein Spiel der Gedanken damit zu treiben, sondern es hat einen viel höheren Grund und Zweck. Darum müssen wir notwendig Klarheit auch in dieser Lehre haben, müssen in unserer Kirche einig darin sein und müssen auch eine Einsicht und Verständnis für die Wichtigkeit der reinen Lehre in diesem Stücke haben. Ja, wenn wir nur erst in Wahrheit die rechte Erkenntnis von der Sache haben, so werden wir auch gar bald einsehen, wie sehr wichtig die Sache ist. Und ich meine, die eigene Erfahrung hat uns solches auch bereits zu einem guten Teil deutlich genug werden lassen. Doch wir wollen uns nicht mit langen Einleitungen aufhalten, sondern gleich auf die Sache selbst kommen, um die Wahrheit unseres Themas an den einzelnen Thesen zu zeigen.

These 1.

Das heilige Predigtamt oder Pfarramt ist ein von dem Priesteramt, welches alle Gläubigen haben, verschiedenes Amt.

Der irriger und ungerechter Weise uns sogenannten „Missou-riern“ von unseren romanisierenden Gegnern nicht selten gemachte Vorwurf, als ob wir das öffentliche Predigtamt in der Gemeinde und das Priesteramt aller gläubigen Christen nicht zu unterscheiden wüßten, trifft uns nicht, wie vorliegende These zeigt. Es ist aber derselbe Irrtum der Vermischung beider Ämter derjenige der Sekten und Schwärmer, wie namentlich der Methodisten und der ihnen nahe verwandten pietistischen Konventikel und „Gebetsvereine“ mit ihren oft so hochgerühmten Stundenhaltern.

Was den Ruhm solcher Stundenhalter, den Lobpreis ihrer Gaben und ihrer Wirksamkeit betrifft, so müssen wir da zunächst auf eine Täuschung aufmerksam machen, welche da vielfach mit unterläuft. Es ist nämlich die, daß, wenn ein gewöhnlicher Handwerker oder Bauer natürliche Gaben, ungewohnte Gaben zu reden hat, allein schon dies bei den Leuten, die ihn hören, einen Eindruck macht, den ein ordentlich berufener und für sein Amt vorbereiteter Pastor gar nicht machen würde, selbst wenn er dieselben Gaben hätte wie jene und dasselbe sagen würde, was jene sagen. Denn das Neue, Ungewohnte, Außerordentliche ist es ja, was Eindruck zu machen und Bewunderung zu erregen pflegt. Ein gewöhnlicher Schuster oder Schneider, ein Bauer, Bildner oder Knecht, ein Mann aus dem Volke, der nicht auf hohen Schulen studiert hat, sondern allein „aus dem Herzen“, wie man sagt, und „vom Heiligen Geist getrieben“ redet, gemaltig redet, erschütternd und zu Thränen rührend, das ist eine Sache, dagegen so leicht kein Pastor ankommen kann. Wie viel aber auch von solchem bloßen Eindruck auf Täuschung beruht, kann man daran sehen, daß dergleichen methodistische Stundenhalter sich nie allzulange an einem und demselben Orte aufhalten dürfen. Würden sie an demselben Orte und unter denselben Leuten alle Tage, ja wenn auch nur alle Sonntage auftreten — die Begeisterung würde bald verfliegen, die Bewunderung würde aufhören, der Appetit in Ueberdruß, der Geschmack in Widerwillen sich verkehren und die großen Haufen der „Befehrten“ würden bald sehr dünne werden. Dazu kommt, daß es bei ihnen ja schließlich gar nicht auf Förderung, Vertiefung, Gründung, Befestigung, Erhaltung wirklich oder vermeintlich „Befehrter“, sondern immerfort nur auf sogenannte „Erweckung“ der „Toten“ abgesehen ist. Wo sollen die aber schließlich alle herkommen? Immer andere und andere Leute? Nein, die eigentlichen großen Haufen und Massen der Welt kommen doch nicht. Kurz und gut: Die ganze Thätigkeit der Stundenhalter und „Laien-

prediger“ ist ja nicht auf stille, ruhige, nüchterne, geordnete berufsmäßige Arbeit und Pflege der Seelen eingerichtet, sondern nur für den Augenblick, wie die Eintagsfliegen, die ungeheuer schnell sich entwickeln, einen Tag leben und dann wieder verschwinden. So hat es denn auch die Erfahrung bisher allenthalben bestätigt, daß, während etwa ein einfacher, gar nicht gerade hochbegabter oder berühmter Pastor still und ruhig in aller Einsalt und Treue jahrzehntelang seines Amtes waltet und in dem Segen wirkt, welcher der Treue im kleinen verheißen ist, die hochberühmten und gefeierten Stundenhalter längst zu Schanden geworden sind und allen Einfluß verloren haben.

Aber auch ihr sogenannte „Einfluß“ und ihre sogenannte „Wirksamkeit“ beruht meistens auf einer Täuschung. Zwar können wir es ja nicht leugnen, daß das Wort Gottes auch in dem Munde eines Unberufenen kräftig ist und wirken kann, weil es eben in sich selbst die Kraft hat, wie das Brot, es werde gegeben von wem es immer wolle, in sich selbst die Kraft hat, zu nähren, zu stärken und satt zu machen. Aber man glaube doch ja nicht, daß alle sogenannten „Erweckungen“ und „Befehrungen“, sonderlich der großen Massen, wirkliche Erweckungen und Befehrungen im Sinne der Schrift seien. Viele, und zwar namentlich Leute, welche eine von Natur weiche und leicht erregbare Gemütsanlage haben oder auch mit einer starken Einbildungskraft begabt sind, werden von den „füßen Worten“ und der „prächtigen Rede“ (Röm. 16, 18) der, wie es den Anschein hat, geistbegabten, geistgesalbten und innerlich so tief ergriffenen „Brüder“ Redner derartig mit fortgerissen, daß sie oft die solcher-gestalt in ihnen erweckten Stimmungen und Bewegungen für „Befehrung“ halten, indem sie die traurige Stimmung für Buße und die freudige Stimmung für Glauben ausgeben. Und wenn sie dann mit ihrem bisherigen weltlichen Lebenswandel brechen, also daß sie Saufen, Fluchen, Tanzen, Kartenspielen u. dgl. lassen und von Stund an ein zurückgezogenes, „heiliges“ Leben führen, so meinen sie, daß sie „Christen“, ja wohl gar Christen erster Klasse seien. Und siehe da: Am Ende ist es alles nur Einbildung gewesen. Sie haben noch nie erfahren, was wirkliche, ernstliche, gründliche Herzensbuße, noch was rechtfertigender Christenglaube ist. Der liebe Herr Jesus hat seinen Namen und sein Wort zu allerlei Schwärmerei hergeben und mißbrauchen lassen müssen.

Man verstehe uns recht: Wir sagen ja nicht, daß nicht unter solchen oben geschilderten Leuten gar oft auch redliche Seelen sind von natürlicher Aufrichtigkeit und christlicher Einsalt. Die kommen etwa wirklich zur Umkehr von einem bisher geführten Sündenleben, wenden sich dem Heil in Christo zu und kommen allmählich, oft durch wunderbare Lebensführung, noch zu nüchterner Erkenntnis und wahrhaftem Christentum. Ja, jene unberufenen „Schleicher und Winkelprediger“, wie sie Luther nennt, haben trotz ihrer mancherlei Verkehrtheiten Mittel und Ursache ihrer Umkehr sein müssen. Damit ist aber freilich das Auftreten und Gebahren derselben nicht zu rechtfertigen. Denn Gott kann wohl aus Bösem Gutes machen und thut es immerwährend, wir aber haben nie das Recht zu sagen: „Lasset uns Böses thun, auf daß Gutes daraus komme.“ Und soviel Einsicht sollte doch wohl ein jeder wahre Christ haben, daß der etwaige „Erfolg“ nun und nimmermehr eine Sache rechtfertigen und eine böse Sache gut machen kann.*

* Wir haben einen offenkundigen Schwärmer sagen hören, die durch einen anderen berühmten Schwärmgeist „erweckten“ und „befehrten“ Seelen seien „Brief und Siegel“ seines göttlichen Berufes. Welch ein großer Irrtum das ist, wird man erkennen, wenn man bedenkt, daß, wenn der Apostel Paulus die durch ihn Befehrten „Brief“ und „Siegel“ nennt (2 Kor. 3, 3. 1 Kor. 9, 2), er das nicht thut, um seinen Beruf damit zu erweisen, sondern die Wirksamkeit seines Amtes zu preisen.

Es gilt, was wir oben gesagt, aber nicht allein von den Schwärmereien und dem geistlichen Geschwätz redebegabter Schwäger, sondern auch dann, wenn etwa unberufene „Prediger“ wirklich Gottes Wort und zwar lauter und rein predigen sollten.* Denn Gott will eben überhaupt kein berufsloses Treiben und hat doch nun einmal das Predigtamt als ein von dem Priesteramte aller Gläubigen verschiedenes Amt gestiftet.**

Nun sagen sie zwar, die geordneten Kirchen mit ihren Predigern seien tot, verkehrt u. dergl. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob und wie weit dies wirklich der Fall ist. Auch wir an unserem Teil haben oft genug darüber Klage geführt. Aber das ist doch nun einmal wahr, daß etwaige Untreue im Amte das Amt selbst noch lange nicht aufhebt und darum anderen, unberufenen Leuten nicht das Recht giebt, in ein fremdes Amt zu greifen (1 Petr. 4, 15).*** Was wollte wohl werden, wenn etwa ein Knecht, ein Diener oder irgend ein Beamter dann und darum kein Amt mehr haben sollte, wenn oder weil er sich dies oder jenes zu Schulden kommen läßt? Dann würde es überhaupt gar keinen Dienst und gar kein Amt mehr geben und alle Dienstkontrakte und Amtsverpflichtungen wären aufgehoben. Denn wo ist in der ganzen Welt ein Mensch zu finden, der sich in einem Amt und Dienst gar nichts zu Schulden kommen ließe?† Zwar die Stundenhalter können, wiewohl wider das Amt, so doch nicht eigentlich in ihrem Amte sündigen, denn sie haben ja eben kein Amt, auch wenn sie noch so sehr darauf pochen, der „Heilige Geist“ habe sie berufen. Zwar, wenn sie das vorgeben, sollten sie billig erschrecken und, wenn sie noch Christen wären, sich fragen und sagen, wie oft und viel doch auch sie wohl in ihrem „Amte“ sündigen möchten. Aber darnach pflegen solche Leute nicht zu fragen. Die wissen nur von den Sünden anderer Leute zu reden und die zu strafen; sie selbst sind ja „Heilige“ und sündigen nach ihrer Meinung gar nicht mehr.

Wir müssen aber hier doch noch einen Augenblick verweilen, um uns vor Augen zu führen, welche furchtbare Verwirrung der Irrtum schon angerichtet hat und noch immer anrichtet, da man meint, das Predigtamt und das Priesteramt aller Gläubigen sei eigentlich eins und dasselbe. Es ist dies eigentlich nichts anderes als der Anarchismus und Kommunismus auf kirchlichem Gebiete. Suchen wir das an etlichen Gleichnissen aus dem natürlichen Leben klar zu machen. Ist etwa ein Bauer, der sein Fach, die Landwirtschaft nicht versteht, unordentlich wirtschaftet, alles drunter und drüber gehen läßt. Das ist nicht

Seinen unmittelbaren Beruf („nicht von Menschen, auch nicht durch Menschen“), den er als Apostel hatte, beweist er damit, daß er den Auferstandenen selbst gesehen hatte, und dies wieder mit seinen Zeichen und Wundern (2 Kor. 12, 12). Solche konnten die Zwidauer „himmlischen Propheten“, welche einen unmittelbaren Beruf durch den Heiligen Geist vorgaben, auf Luthers Erfordern nicht vorbringen und wurden also als falsche Apostel entlarvt. Gerade so steht es mit den heutigen Schwarmgeistern. Wenn aber der „Erfolg“ als „Brief und Siegel“ einer göttlichen Berufung gelten sollte, so könnte ja am Ende auch ein unehelich geborenes Kind als Beweis der Gottwohlgefalligkeit der Mutter gelten!

* Es ist zwar auch dies schon ein Ding der Unmöglichkeit, da, wenn keine andere, so doch allein schon ihre Lehre von Kirche und Amt falsch ist und „ein wenig Sauerteig den ganzen Teig veräuert.“

** Hierfür den Beweis zu führen liegt außerhalb unseres Themas. Man lese denselben in der „Stimme unserer Kirche“ selbst weiter nach.

*** Von den offensibaren Leugnern der heiligen Dreieinigkeit und alles Christentums ist hier selbstverständlich nicht die Rede. Denn da ist auch keine christliche Kirche mehr, so wenig, wie etwa ein Räuberhauptmann für eine rechtmäßige Obrigkeit zu erkennen ist.

† So schreibt auch der Apostel Paulus: „Thue ich es gerne, so wird mir gelohnt, thue ich es aber ungerne, so ist mir das Amt doch befohlen“ (1 Kor. 9, 17).

gut, wer wollte das leugnen? Nun hat er aber einen Nachbar. Der ist ein ordentlicher und geschickter Mann, fleißig und thätig u. s. w. Wie, wenn nun dieser, anstatt seinen faulen Nachbar zu vermahnen und seiner Ungeschicklichkeit mit gutem Räte abzuwehren, ohne weiter zu fragen, anfangen wollte, auf dem Hofe und Acker seines Nachbarn, im Stalle und in der Scheune die Herrschaft an sich zu reißen, Befehle zu geben und Anordnungen zu treffen, kurz zu thun, als wäre er selbst Herr auf dem Hofe, nicht der andere? Würde nicht der Besitzer des Hofes das Recht haben und auch recht handeln, wenn er den unberufenen Eindringling an die Lust setzen ließe? Oder sollte diesem es was helfen, wenn er sagen wollte, er könne solche Unordnung nicht länger mit ansehen, die Liebe zur Ordnung, sein Geist und seine Gaben, seine Fähigkeit, Tüchtigkeit und Geschicklichkeit, ja auch die Liebe zu seinem Nachbar selbst und dessen Familie treibe ihn Ordnung zu machen? „Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz“, sagt der weise Sirach, und er hat Recht, nicht allein im Leiblichen, sondern auch im Geistlichen. Auch sieht man wohl aus diesem Gleichnisse, daß ein sogenannter „innerer Beruf“, ein „Beruf“ durch die Begabung oder durch eine gewisse Liebe zur Sache, durch den Trieb des „Geistes“ allein nichts ist und nichts gilt, wenn nicht auch ein unzweideutiger, klarer und gewisser, unmittelbarer oder mittelbarer äußerlicher Beruf dazu kommt.

Nehmen wir ein anderes Gleichnis. Ein Ehemann oder eine Ehefrau ist unfruchtbar, und es erscheint nicht bloß bedauerlich, sondern es hängt etwas Großes daran, wenn keine Kinder kommen. Doch wir haben nicht nötig, uns solchen Fall erst auszudenken, denn wir haben ihn schon in der Bibel. Da ist Abraham und Sarah. Sie haben die Verheißung eines Erben, in welchem alle Völker auf Erden gesegnet werden sollen. Wie, wenn nun der Erbe nicht kommt? Die Zeit ist hingegangen und alle Hoffnung, daß von dem erstorbenen Leibe noch Frucht zu erwarten sei, scheint vernünftigerweise vorbei zu sein. Was nun? Soll die Welt, die ganze Welt des Segens entbehren? „Was soll aus all den armen Seelen werden?“ So pflegen ja die methodistischen Schwärmer und unberufenen pietistischen Stundenhalter auch zu sagen. Nicht wahr, da muß etwas geschehen, und zwar so bald wie möglich? So meint man wohl. Wir nicht. Wir meinen, da sollte man Gott sorgen lassen, denn es ist Seine Sache. Gehen die Seelen verloren, so gehen sie Ihm verloren und Er wird Sich wohl zu verantworten wissen (falls es überhaupt jemand geben sollte, dem Er Rechenschaft zu geben hätte) und „rein bleiben, wenn Er gerichtet wird“. Aber die Ungeduld und der Unglaube, wiewohl oftmals in bester Meinung (denn in bester Meinung gab Sarah ihrem Manne Abraham die Hagar, doch wahrlich nicht aus Wollust; würde das auch eine Frau thun?) meint nicht warten zu können. Die „Liebe zur Sache“ ist größer als die Ergebung in Gottes Willen. Kurz und gut: Kann Sarah nicht, so wird wohl Hagar können. Und siehe da: Abraham „fühlt“ Beruf dazu, und Hagar hat ihn gewiß auch „gefühl“, und die Sache ist fertig. Ja, es ist wirklich ein Sohn daraus geworden — denn auch außer ordentlicher Ehe können Kinder geboren werden, sogar geistliche Kinder durch das Wort Gottes, wofür es etwa durch Stundenhalter gepredigt wird, welche unberufen in ein fremdes Amt schleichen. Der „Erfolg“ ist da, und alles scheint in Richtigkeit. Hagar hat, mit den Schwärmern zu reden, „Brief und Siegel“. Aber was sagt die Schrift? „Stoß die Magd hinaus mit ihrem Sohne“ u. s. w. Und: „Die Einsame hat viel mehr Kinder, denn die den Mann hat.“ O ja, es wird sich einmal zeigen, ob nicht die einsamen Pastoren, welche in aller Stille, Einfachheit und Treue ihres Berufes warten,

mehr wahrhaft bekehrte, geistliche Kinder aufzuweisen haben als jene hochberühmten, „geistgesalbten“ Stundenhalter, welche wider Gottes Ordnung eheblicher Weise in ein fremdes Bett steigen. Wohl erscheint hier Ismael oft und lange als der ältere, größere, stärkere u. dergl. Allein er ist der vom Fleisch Geborene, während Isak der vom Geist und durch die Verheißung Geborene ist.

Noch ein drittes Gleichnis. Da ist etwa ein Mann, der vielleicht ohne seine Schuld in große Not und Armut geraten ist, also daß seine Familie Hunger leidet. Was soll er machen? Stehlen? Warum nicht, wenn man's nur nicht gerade „stehlen“ nennen wollte. Nenne man es doch „teilen“, „ausgleichen“ oder mit dergleichen ehrlichem Namen. Warum denn nicht, wenn jede Not, wenn sogenannter „innerlicher Beruf“ für äußerlichen Beruf gelten soll. Sollte es Unrecht sein, hungernde Kinder zu speisen? Keineswegs. Oder sollte gestohlenen Brot sie nicht satt machen können? Gewiß. Und siehe da: Der Versuch zeigt ja, daß die Sache gelingt, der Erfolg da ist. Und wo der Erfolg ist, so sagt man ja, da müsse auch die Sache gut und recht sein, da sei „Brief und Siegel“. Ja, so sagen die Diebe und Gauner, die Kommunisten und Anarchisten, nicht aber die Christen, und nicht Gottes Wort. Gottes Wort sagt: „Niemand aber unter euch leide als ein Mörder, oder ein Dieb, oder Uebeltäter, oder der in ein fremd Amt greift“ (1 Petr. 4, 15).

Aber sagt denn nicht der Herr Jesus: „Die Ernte ist groß, der Arbeiter aber sind wenig; bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende in seine Ernte“? Ja freilich. Aber gerade darum: „Bittet den Herrn der Ernte.“ Du bist ja nicht der Herr, Er ist der Herr. So bitte Ihn. Das heißt doch nicht: Dränge dich vor, sondern bitte Ihn und überlasse Ihm die Sachen. Und: „bitte ihn, daß er treue Arbeiter in seine Ernte sende.“ Also gesandt sollen und müssen sie werden, wie geschrieben steht: „Wie sollen sie aber predigen, wo sie nicht gesandt werden?“ (Röm. 10, 15). Nun fühlst du selbst innerlichen Beruf und Trieb des Geistes in dir? Wohlan, prüfe dich ernstlich, ob es aus dem Geiste oder aus dem Fleische kommt. Prüfe dich, ob du wirklich nur das Reich Gottes bauen und arme Sünderseelen zur Seligkeit führen möchtest, oder ob du etwa auch dein Eigenes suchest, behagliches Leben, Brot und Einkommen, wie es vielfach in den Staatskirchen vorkommt, oder Ehre und Ansehen bei den Leuten, wie solches oft die Stundenhalter kitzelt? Prüfe dich ernstlich und unterwinde dich nicht selbst, Lehrer zu sein u. s. w. Gal. 3, 1. Und dann, wenn es möglich ist und Gott die Wege dazu ebnet (achte wohl darauf; der Heilige Geist könnte es ja auch hindern), so siehe zu, daß du „tüchtig“ werdest, nicht bloß geistlich zu schwätzen, sondern „auch andere zu lehren“ (2 Tim. 2, 2) und „recht zu teilen das Wort der Wahrheit“ (Vers 15) und dann laß dich „zuvor versuchen“ (1 Tim. 3, 16), berufen, wählen und ordinieren, wie solches alles in Gemäßheit des Wortes Gottes von alters her in der christlichen Kirche bräuchlich ist. Wo wir solches alles nicht beachten wollten, so würden wir „dem Lasterer ins Urteil fallen“ (1 Tim. 3, 6), wie denn allerdings schon zur Reformationszeit, wiewohl mit Bezug auf die Lutheraner ungerechterweise (denn es konnte eigentlich nur die Wiedertäufer und andere Schwärmer treffen) von den Päpstlichen also geredet wurde, als ob bei den Protestanten „jeder Schuster und Schneider“ predigen könne.

Der Irrtum und die Sünde der Nichtunterscheidung zwischen Predigtamt und Priesteramt aber würde am meisten auf denjenigen selbst zurückfallen, der sich unberufener Weise das öffentliche Predigtamt anmaßen würde. Derselbe würde nämlich entweder in Hochmut oder auch in Verzweiflung geraten müssen.

In Verzweiflung würde der geraten müssen, der etwa ein Christ wäre und der unermesslichen Verantwortung der Sache nicht allein, sondern auch seiner eigenen Schwachheit und Ohnmacht in christlicher Demut sich bewußt würde. O wie schwer ist es doch, ein Pastor zu sein. Wie gerne wäre mancher, der es geworden ist, ja auch der es aus eigener Herzensüberzeugung und Liebe zum Herrn und seiner Kirche geworden ist, oftmals lieber Holzhacker oder Steinklopfer geworden, denn ein Träger des heiligen Predigtamtes. Wie hat Moses sich gestraubt, als der Herr ihn zu seinem Amte berief (und das war doch ein wirklicher göttlicher Beruf). Wie hat er sich gewehrt und alle möglichen Einwendungen vorgebracht, bis er zuletzt keine Ausrede mehr hatte und sagte: „Herr, sende, wen du senden willst“ (2 Mos. 4, 13), also daß der Herr ganz zornig werden mußte. Ja: Wen der Herr zum Predigtamte haben will, den wird er schon kriegen können und wird ihn auch an die Stelle berufen und senden, wo er ihn hinhaben will. Dazu soll man sich ja nicht drängen. So hat auch nicht allein Moses, sondern alle rechten Propheten sich lieber von Gott drängen und treiben lassen, als daß sie sich selbst hervorge drängt hätten. Denn so sprach auch Jeremias: „Ach Herr, Herr, ich tauge nicht zu predigen, denn ich bin zu jung.“ Der Herr aber sprach: „Sage nicht, ich bin zu jung, sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende, und predigen, was ich dir heiße“ (Jer. 1, 6. 7). Wenn es so steht, so hat ein ordentlich berufener Diener Gottes Trost und Kraft in allen Nöten und Anfechtungen, die in seinem schweren Amte unweigerlich kommen müssen und kommen werden, er sei, wo er wolle, also daß er bei oft scheinbarer Erfolglosigkeit seiner Arbeit mit dem Herrn und Heilande selbst sagen kann: „Ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich, und brächte meine Kraft umsonst und unnützlich zu; wiewohl meine Sache des Herrn, und mein Amt meines Gottes ist“ (Jes. 49, 4). Ein unberufener Schleicher und Winkelprediger aber hat solchen Trost nicht und kann ihn nicht haben. Denn er hat ja kein Amt von Gott empfangen, sondern sich eigenwillig eingeschlichen.

Nun ist freilich wahr, daß ein Schleicher und Winkelprediger solche Anfechtungen eines rechten Predigers gar nicht kennt und in dieselben so leicht gar nicht kommen kann. Denn er hat ja überhaupt für die Seelen derer, die ihm zuhören, eine Verantwortung gar nicht übernommen. Ist er doch ein Mietling und nicht ein Hirte. Wie die Schäflein Christi geweidet und gepflegt, gehütet und bewahrt, befestigt und erhalten werden, daran liegt ihm ja nichts. Mag aus ihnen werden, was da will, wenn er nur den Ruhm und die Ehre hat, daß er ein ganz gewaltiger Erweckungsprediger sei, dem die Leute zuströmen wie Wasser (Ps. 73, 10). Ja, so kommt er auch um deswillen schon allein gar nicht in die Nöte und Anfechtungen, welche rechtmäßig und ordentlich berufene Pastoren wohl kennen. Ihm fehlt ja schon von vornherein die rechte Demut, welche zur Führung des heiligen Predigtamtes nötig ist. Zwar fehlt dieselbe auch gar manchen ordentlich berufenen Pastoren (und mehr oder weniger fehlt sie uns allen immer). Allein den Schleichern und Winkelpredigern fehlt sie durchaus und von vornherein. Sie sind eben die „Neulinge“, die sich „aufblasen“, von denen St. Paulus 1 Tim. 3, 6 schreibt. So werden sie denn auch als solche je länger je mehr offenbar, wie manche ehrliche Christen bezeugen können, die ihres Treibens satt und müde geworden sind. Und nicht das allein. Sie, die in ihrer Verachtung des Predigtamtes und des Wortes Gottes (als 1 Kor. 9, 7—14, Gal. 6, 6 u. a.) von ordentlichen christlichen Gemeinden, welche das Predigtamt unter sich aufrichten und erhalten, spottend sagen, sie müßten sich „ihr Christentum für Geld kaufen“, sie selbst sind es, die je länger je mehr als Leute offenbar werden, welche

das Ihre suchen. Es kann eben nie und nirgends Gottes Wort und göttliche Ordnung verachtet und übertreten werden ohne großen Schaden dessen, der es thut und aller derer, welche sich irgendwie daran beteiligen. Mag die Sache immerhin am Anfange noch so großen, guten und frommen Schein haben; es kommt doch zuletzt nicht auf den Schein, noch auf die fromme, gute Meinung, sondern auf die Wahrheit des Wortes Gottes an. Die Wahrheit aber ist in diesem Stücke, daß das heilige Predigtamt ein von dem Priesteramte, welches alle Christen haben, verschiedenes Amt ist.

Wer aber meinen würde, daß durch diese unsere Lehre das Priesteramt der Christen herabgesetzt oder verkleinert werde, der würde sich sehr irren. Wenn es darauf ankommt, daselbe in seinen Rechten zu schützen und in seiner Würde zu erhalten, so wollen auch wir wohl auf dem Plage sein und werden es thun bei weiterer Besprechung dieser Thesen, wie wir es bei Besprechung der Thesen von der Kirche bereits gethan haben. Hier aber wollen wir noch sagen, daß durch die Schleicher und Winkelprediger nicht allein das Predigtamt, sondern auch das Priesteramt aller Gläubigen herabgesetzt wird, indem etliche, die doch nichts anderes sind als die anderen, unberufenerweise sich hervorthun vor den anderen, über sie sich erheben, ein Lehr- und Straßamt über die anderen sich anmaßen, während sie selbst Lehre, Ermahnung, Strafe u. s. w. anzunehmen sich weigern, ja solches zu thun sich hoch erhaben dünken als Leute, welche ja „den Geist haben“ mehr als alle anderen. Sie sind gleich wie Karlstadt, die Zwickauer Propheten, die Münsterische Kotte, Dathan und Abiram, die Kotte Korah (2 Mos. 16), die von der Erde verschlungen wurde. Thut freilich der Herr jetzt in der Zeit des Neuen Testaments solche Strafwunder nicht mehr, so ist doch auch diese Geschichte uns aufbewahrt geblieben als warnendes Exempel derer, welche gegen das vom Herrn gestiftete Predigtamt sich auflehnd sprechen: „Die ganze Gemeinde ist überall heilig“ u. s. w. Jene andere Geschichte aber von Elbad und Medad, welche im Lager weisagten und bei welcher Gelegenheit Moses sagte: „Wollte Gott, daß all das Volk des Herrn weisagete und der Herr seinen Geist über sie gäbe“ (4 Mos. 11), ist diesem allen nicht entgegen. Denn erstlich haben die wirklich durch den Geist Gottes geweissagt, nicht aber, wie die Schwarmgeister, geistlich und fromm scheinendes Geschwätz getrieben. Ferner ist da allerdings, im Gegensatz gegen die Kotte Korah, daß in seinen Schranken bleibende allgemeine Priesterthum aller Christen vorgebildet worden, welches wir in keiner Weise in seinen Rechten und Pflichten beschränken dürfen oder wollen. Hier heißt es aber wie immer bei diesen geistlichen Sachen: „Das eine sollte man thun und das andere nicht lassen.“ Das aber ist es, was die Sektierer und Schwarmgeister wie alle Irrlehrer stets aus den Augen setzen: Sie treiben einseitig immer nur Eine Wahrheit, auch da, wo sie gar nicht mehr paßt und am Orte ist, sondern die entgegengesetzte anzuwenden ist. Davor bewahre uns Gott in Gnaden, und gebe, daß wir rechte nüchterne Lutheraner und einfältige Bibelchristen bleiben, welche das öffentliche Predigtamt wie auch das Priesteramt aller Gläubigen gleich hoch in Ehren halten auch dadurch, daß sie beide wohl zu unterscheiden wissen: Das Predigtamt als das besondere, öffentliche Gemeindeamt, das Priesteramt als das allgemeine, private Christenamt des Einzelnen. Was aber die beiden mit einander gemein haben und wie sie untereinander zusammenhängen, werden wir hernach wohl sehen.

H.—r.

(Fortsetzung folgt.)

(Aus der „Ev.-luth. Hermannsburger Freikirche“.)

Aus Australien.

Der „Luth. Kirchenbote für Australien“ bringt einen Bericht über die Synodalversammlung der mit uns in der Lehre einigen lutherischen Synode in Australien. Wir lassen aus dieser Nummer den zusammenfassenden Bericht folgen, aus dem hervorgeht, wie unsere Brüder in Australien genau dieselben Kämpfe haben, wie wir, wie aber dort die Wahrheit herrlich gesiegt hat:

„Anfang vorigen Monats wurde in Hahndorf, Südastralien, die 25. Versammlung unserer Synode, der „Evang.-luth. Synode in Australien“ gehalten. Die Synode trat am Sonntag, den 3. März, zusammen und schloß ihre Sitzungen am Donnerstag, den 7. März. Wie der ausführliche Synodalbericht zeigt, kann die diesjährige Synode nicht bloß der Zahl nach, sondern in der That als eine rechte Jubelsynode bezeichnet werden. Schon seit einer Reihe von Jahren waren innerhalb unserer Synode, besonders in dem südaustralischen Teile, Zustände wahrzunehmen, welche zu der ernststen Befürchtung Anlaß gaben, als werde auch bei uns die Gleichgültigkeit gegen Gottes Wort und die reine Lehre die Oberhand gewinnen. Das entschiedene lutherische Bekenntnis wurde von gewisser Seite als ‚missourisch‘ verschrien und dadurch viele Seelen, die Missouri nicht kennen, noch wissen, was ‚missourisch‘ ist, geärgert und verwirrt, indem ihnen durch solche Bezeichnung ein Schreckbild vor die Augen trat, vor dem der bloße Gedanke daran sie wie ein kalter Schauer überlief. Die ‚Kirchen- und Missionszeitung‘ hat schon seit Jahren das Ihre gethan und, wie es scheint, besonders in der letzten Zeit es sich förmlich zur Aufgabe gemacht, ein solch Schreckbild zu entwerfen und vor dem Eindringen des ‚missourischen Geistes‘ in unserer Synode laut gewarnt. In unserer eigenen Mitte waren es die beiden Pastoren Hoffeld und Höfner, welche mit Gewalt dem Unionsgeiste Bahn brechen wollten, und dem ersteren hatte die „R. u. M.-Ztg.“ bereitwilligst ihre Spalten geöffnet, seine falsche Lehre von Kirche und Union auszubreiten und wider uns und unsere Synode zu lästern. Es waren durch solchen Kampf auch unter uns noch Zustände hervorgerufen, nach welchen zu befürchten stand, daß es in unserer Synode gehen würde, wie zur Zeit Josuas in Israel, da wir lesen: ‚Ein jeglicher that, wie es ihm recht dünkte‘. Kein Wunder, daß jeder der diesjährigen Versammlung mit Wangen entgegenjah. Die beiden Pastoren Hoffeld und Höfner waren bereits vom Ministerio ausgeschlossen, hatten aber an die Synode appelliert, und es kam nun ganz darauf an, wie diese als solche sich stellen würde: für oder wider die Wahrheit. Es lag auf der Hand: die Krisis war gekommen. Jetzt sollte die Synode beweisen, ob es ihr mit ihrem vor zwei Jahren abgelegten Zeugnis Hermannsburg gegenüber heiliger Ernst sei, und sie diesem Bekenntnis gemäß auch handeln wolle. Herr Pastor Dorsch hatte es übernommen, ein Referat zu halten, in welchem er aus Gottes Wort und unserem Bekenntnis nachwies, daß unsere vor zwei Jahren auf der Synode zu Bethanien eingenommene Stellung recht sei, die wir ohne Abfall von der Wahrheit nicht aufgeben könnten. Klar, schlagend und überzeugend war der Vortrag, der sich stets auf Schrift und Bekenntnis gründete, und der Herr hat gezeigt, daß Er noch mit Seinem Wort kräftig und mächtig unter uns ist und gehorsame Herzen schafft. Im Gehorsam gegen Gottes Wort hat sich die Synode in Hahndorf erwiesen und die beiden Pastoren Hoffeld und Höfner, die sich von ihrem Irrthum nicht zurechtbringen lassen wollten, ausgeschlossen. Auch in anderen schwierigen Fällen ist entschieden nach Gottes Wort gehandelt und volle

Einmütigkeit besonders auch unter den Pastoren erzielt worden. Auch die mehrmals, besonders von Pastor Höffeld versuchten Kunstgriffe, solche Einmütigkeit zu verhindern durch Hinweis auf Missouri und die für viele zum Schrecken gewordene Gnadenwahllehre und durch die Behauptung, daß die Pastoren in unserer Synode in Bezug auf letztere sich selbst nicht einig seien, wurden von dem ehrwürdigen Präses Oster zurückgewiesen, indem derselbe im Namen des Ministeriums erklärte, daß er im wesentlichen mit Missouri übereinstimme. Auch in der Lehre von der Gnadenwahl sei keine Uneinigkeit unter den Pastoren hinsichtlich der Lehre, sondern es handele sich hier nur um gewisse Ausdrucksweisen; durch treues Arbeiten aber auf Pastoralkonferenzen werde auch hier mit Gottes Hilfe bald das gewünschte Ziel erreicht werden. Die Pastoren haben demgemäß auch beschlossen, auf der nächsten Konferenz die Lehre von der Gnadenwahl vorzunehmen, um durch Gottes Gnade den Gegnern die Gelegenheit abzuschneiden, noch ferner hieraus Kapital schlagen zu können. So steht denn zu hoffen, daß unsere Synode als solche in allen ihren Gliedern durch Gottes Gnade von nun an der herrschenden Gleichgültigkeit und Halbheit gegenüber eine ganz entschiedene, bekennnistreue Stellung einnehmen wird. Der Leuchter des reinen Wortes ist unter uns noch nicht umgestoßen. Durch Gottes Gnade wird das Licht der seligmachenden Wahrheit noch fernerhin recht helle unter uns leuchten zu Lob und Preis Seines heiligen Namens. Das waltete Gott."

Nachmals die Leipziger Mission.

Missionar Kellnerbauer hat trotz seiner an die Leipziger Missionsleitung gerichteten, fast allzu gelinden Austrittserklärung (S. Nr. 10 d. Bl.) dem herzensrichterischen Urteil des Missionsdirektors von Schwarz nicht entgehen können. Denn also hat sich dieser in seinem auf dem letzten Leipziger Missionsfeste gegebenen Jahresberichte (nach der „Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung“) über ihn ausgesprochen:

„Schmerzlicher noch als die Einbuße durch Krankheit oder Tod ist das eigenwillige Ausscheiden eines jungen Missionars aus unserer Mission, deren Brot er 3½ Jahre gegessen und der er gerade nach Erlernung der tamulischen Sprache nun den Rücken kehrt. Er macht uns eben das zum Vorwurf, was allein seine Aufnahme in den Dienst unserer Mission ermöglichte, das freundschaftliche Verhältnis zwischen der lutherischen Kirche Sachsens und unserer Mission. Von Anfang an vergaß er das Apostelwort*: Was eures Amtes nicht ist, da laßt euren Fürwitz, und mischte sich in Dinge, zu deren Beurteilung er noch nicht reif war. Gewiß wollen wir gern zu seiner Entschuldigung an die großen Gefahren erinnern, die einem jungen Missionar drohen, der schon in der Heimat um seines Opfers willen bewundert, den Eingeborenen gegenüber vollends ein großer Mann und darum in täglicher Versuchung ist. Es ist auch wohl begreiflich, wenn in unserer Zeit eine kirchliche Gemeinschaft eine gewisse Anziehungskraft ausübt, die sich des rückhaltlosesten Festhaltens am alten Glauben rühmt. Wie in der Reformationszeit die Ausschreitungen der Schwärmer viele ängstlich machten und in des Papstes Arm zurücktrieben, so erweckt in der Gegenwart eine Wissenschaft, welche alle Großthaten Gottes zu unserem Heil für Märlein erklärt und die heiligen Sakramente für Menschenfünklein achtet, das bange Gefühl völliger Unsicherheit, und kleingläubige Gemüter kommen in die Gefahr, einen äußerlichen Halt zu suchen, und finden ihn leicht in einer Gemeinschaft, die ihren Gliedern ein festgefügtes Lehrsystem zu glauben aufgibt und für alle möglichen Fragen im Himmel und auf Erden eine unfehlbare Antwort bereit hat. Da hat man nun ein Gewisses, aber freilich um den teuren Preis, daß man in Menschenknechtschaft gefallen ist. Wir aber können diesen Weg nicht gehen, wir wollen unsere alte Tamulenmission von diesem Hadergeist nicht zertrennen lassen und wollen nicht, daß unsere Missionare ihre Zeit mit Dingen vergeuden, zu denen sie nun einmal nicht berufen sind, sondern daß sie in alter Treue Heiden und Christen im einfältigen Katechismusklauben unterweisen."

* Was würden die Herren der „Wissenschaft“ sagen, wenn einer der Unrigen Jesus Sirach für einen Apostel halten würde! H—r.

Zu vorstehenden Worten hat die Leipziger Missionsleitung mit der ihr nahestehenden Allgemeinen unlutherischen Kirchenzeitung sich selbst ein neues Denkmal ihrer Schande gesetzt. Ihre Missionare, die ihr „Brot essen“, müssen ihr Lied singen und dürfen sich nicht um kirchliche Dinge kümmern, welche außerhalb Indiens vor sich gehen. Das haben wir nun schon öfter gehört. Sollte nach der neuesten „Wissenschaft“ der Weg von Indien nach Deutschland weiter sein, als von Deutschland nach Indien? Aber nicht das allein, sondern die Leipziger halten auch ihre Missionare für „noch nicht reif“ zur Beurteilung konfessioneller Fragen, in denen doch von Rechtswegen jeder lutherische Konfirmand Bescheid wissen sollte.

Zur Beurteilung derer, welche sich einer maßvollen und sachlichen Polemik zu rühmen und große Demut zur Schau zu tragen pflegen, beachte man, daß sie die großen Gefahren des Hochmuts, welchen sie als einzigen Erklärungsgrund des Austrittes aus einer Kirchengemeinschaft sich denken können, zu seiner „Entschuldigung“ anführen. Es verrät übrigens eine eigentümliche Auffassung von der Stellung und Lage eines Missionars, daß er sich hier sollte „bewundert“ und dort für einen „großen Mann“ geachtet halten. Ob das bei K. der Fall gewesen ist, wissen wir nicht, können es aber nach Beurteilung der vorliegenden Verhältnisse wie seiner öffentlichen Erklärung nicht glauben. Jedenfalls wird er jetzt als sogenannter „Missourier“ erfahren haben, daß viel Ehre bei den Menschen dabei nicht zu holen ist, und wir denken, er wird sich darum nicht allzusehr grämen, sondern sich mit uns des Wortes des Herrn getrösten: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Uebels wider euch, so sie daran lügen. Seid fröhlich und getrost; es wird euch im Himmel wohl belohnet werden."

Die Leipziger Missionsleitung wie die ihr nahestehende Kirchenzeitung können bekanntlich eine „Wissenschaft“ tragen, „welche alle Großthaten Gottes zu unserem Heile für Märlein erklärt und die heiligen Sakramente für Menschenfünklein achtet“. Es ist aber weit mit ihnen gekommen, daß sie eine solche Union nun bereits für gläubig ausgeben und es ein „banges Gefühl völliger Unsicherheit“ nennen, durch welches „kleingläubige Gemüter“ in die „Gefahr“ kommen sollen, „einen äußerlichen Halt zu suchen“, wenn jemand eine solche von Gott verbotene Union verläßt, um sich zur lutherischen Kirche zu bekennen.

Wenn ferner der Berichterstatter unsere Kirchengemeinschaft als eine solche hinstellt, „die ihren Gliedern ein festgefügtes Lehrsystem zu glauben aufgibt und für alle möglichen Fragen im Himmel und auf Erden eine unfehlbare Antwort bereit hat“, so muß er selbst wissen, daß er damit die Unwahrheit sagt. Denn das kann ja nun wohl bald ein Kind wissen, welches nur ein wenig von „Missouri“ gehört hat, daß gerade „Missouri“ die „festgefügtsten Lehrsysteme“ der Leipziger, Erlanger u. s. w. verwirft und verdammt, eben weil unser Wissen Stückwerk ist (1 Kor. 13) und wir nur gerade so viel von den himmlischen Geheimnissen wissen, als uns davon in Gottes Wort geoffenbart worden ist. Es steckt aber in jenen Worten dennoch ein Stücklein Wahrheit. Die nämlich, daß die „Missourier“, weil sie die Bibel für Gottes Wort und Offenbarung halten, aus demselben und durch dasselbe auch ihres Glaubens und ihrer Lehre Gewißheit haben, während jene zu den Leuten gehören, welche „immerdar lernen und nimmer zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“.

Auf welcher Seite die „Menschenknechtschaft“ ist: Da, wo man in allen Stücken dem Worte Gottes sich unterwirft, auch auf die Gefahr hin, von den Menschen deswegen verspottet und verhöhnt zu werden (wie hier Herr Missionar K. es sich hat gefallen lassen müssen), oder da, wo man aus Furcht, für unwissen-

schaftlich gehalten zu werden oder die Missionsbeiträge sich verweigern zu sehen, ein volles und klares Bekenntnis abzulegen sich scheut, ist wohl nicht schwer zu beurteilen.

Was für Leute es sind, welche die alle falsche Lehre und Union mit derselben von sich weisende lutherische Kirche des „Säbdergeistes“ bezichtigen und das Halten an der Lehre ein „Zeitvergeuden“ nennen, ist bekannt. Was aber den „einfältigen Katechismusglauben“ anbetrifft, von dem die Leipziger jetzt heuchlerischerweise reden, so kehren wir ja eben damit wieder an den Anfang des Streites zurück, indem die Leipziger Missionsleitung, welche sich zu dem einfachen Katechismusglauben von der Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift nicht bekennen wollte, um eben dieses Bekenntnisses willen, verbunden mit Verwerfung des Gegenteils, treue und gewissenhafte Missionare ihres Amtes entsetzte.

Die im Zusammenhange mit jenen Auslassungen ausgesprochene Zuversicht, daß die Leipziger Mission „nicht hoffnungslos“ sei, vermögen wir nicht zu teilen, ohne jedoch damit ihre Zahlen in Abrede stellen zu wollen.

Nachdem vorstehendes geschrieben, geht uns Nr. 25 der „Allg. ev.-luth. R.-Z.“ vom 21. Juni zu, die in dem Schlusse ihres Berichtes über das Leipziger Missionsfest nochmals auf die bewegten Dinge zurückkommt, und zwar mit folgenden Worten, in denen wir unterstreichen:

„Zu dem Austritte Kellerauers bemerkt der Direktor, daß derselbe sich der missourischen Synode zur Verfügung gestellt habe, die ihre Arbeit im Salemstift in unmittelbarer Nähe unseres Arbeitsfeldes betreibe. Es sei daher leicht möglich, daß ihre Missionare von solchen als Zuflucht angesehen würden, die aus irgend welchem Grunde, etwa auch wegen zu geringen Gehaltes, Ursache zur Unzufriedenheit mit unserer Mission zu haben glauben, doch könnten wir zu unseren Landpredigern das volle Vertrauen haben, daß etwaige Versuche der Missourier, sie zu sich herüberzuziehen, ohne Erfolg bleiben würden. In Ansehung daran kamen die fünf Punkte zur Verlesung, welche die Synode in Trankebar für ihr Verhältnis zu den Missouriern aufgestellt hat. Sie fanden die vollste Zustimmung der Generalversammlung, die ihrerseits nur deshalb von einer eigenen Erklärung gegen die Missourischynode abließ, weil sie bei dem eigentümlichen Charakter der dort beliebten Polemik und der völligen Aussichtslosigkeit einer ehrlichen Verständigung sich keinen Gewinn von einer solchen versprach. Dagegen sprach sie auf Grund der inzwischen veröffentlichten „Aktenstücke“ wiederholt ihr Einverständnis mit dem Verfahren des Missionskollegiums bei Gelegenheit des Ausscheidens der Missionare Kempf, Räther, Mohr und Kellerauer und ihr volles Vertrauen zu der Missionsleitung aus.“ Eine Anfrage aus der Versammlung, ob nicht angesichts eines solchen Briefes indischer Missionare an das Missionskollegium, wie er unlängst in einer Kirchenzeitung zum Abdruck gekommen sei, die energischste und schärfste Zurückweisung zur Pflicht des Kollegiums werde, da auch in der Freikirche eine solche Sprache unerhört sei, wurde von dem Direktor dahin beantwortet, daß jener Brief nicht an das Kollegium, sondern nur an ihn selbst gerichtet worden sei und er den Vorwurf einer zu großen Rücksicht und Geduld gern auf sich nehme. Von anderer Seite wurde endlich noch auf die befremdliche Erscheinung hingewiesen, daß, während in anderen Missionen das wiederholte Ausscheiden von Missionaren sowie die ernstlichsten Sezessionen der Missionsgemeinden zwar bekannt gemacht, von dieser aber mit stillem Bedauern hingenommen würden, sich manche Kreise unserer Mission bemüht hätten, von jenen Entlassungen ein Aufheben zu machen und sie in einer Weise, namentlich in einseitigen Darstellungen und gehässigen Angriffen gegen die Mission auszubuten, die nur das tiefste Bedauern aller besonnenen Missionsfreunde hervorrufen könnte.* Es wäre wünschenswert, daß auch in unserer Mission das Verständnis immer mehr überhandnähme, daß mit solchem Gebahren im letzten Grunde nur dem gedient werde, der auf die Verwirrung der Gläubigen und die Zertrennung der Kirche bedacht sei.“

* Hier ist offenbar die „Neue luth. Kirchenzeitung“ Herrn P. v. Warm's gemeint, der es gewagt hat, für die Wahrheit, Gerechtigkeit und Unschuld einzutreten, deren Namen aber ebenso wie der der „Ev.-luth. Freikirche“ sorgfältig verschwiegen wird, damit ja nicht jemand sich auch von dieser Seite unterrichte. H—r.

So niedrig die Art der Polemik, welche Missouri von seinen Gegnern je und je zu erfahren hatte, stets gewesen ist (und gerade die neuesten Rundgebungen von Seiten der Leipziger Missionsleitung und deren Freunde haben wieder gezeigt, wie man dort nur unlautere Beweggründe zu kennen scheint bei denen, welche es mit ihnen nicht halten) — durch die von uns im Druck hervorgehobenen Worte des Missionsdirektors von Schwarz wird der Gemeinheit einer solchen Polemik die Krone aufgesetzt.* Das Gericht der Verstockung hat dort nicht erst angefangen, sondern bereits in erschütternder Weise zugenommen. So etwas wäre unseres Bedünkens bei dem früheren Missionsdirektor (obwohl derselbe dadurch, daß er den Prinzipien nicht widerstand, die Mission in diese Bahnen geleitet hat) nicht möglich gewesen. Die Missionsversammlung aber läßt sich das bieten. Und dabei spricht man dort immer noch von dem „eigentümlichen Charakter“ der bei Missouri „beliebten Polemik“ und „der völligen Aussichtslosigkeit einer ehrlichen Verständigung“. — Gott aber sei Dank, daß wir mit einer solchen Mission, wie die Leipziger jetzt ist, nicht mehr vermengt sind. Der Herr wolle in Gnaden auch denen die Augen öffnen, die etwa noch gleich den 200 Mann sind, welche mit Absalom gingen und wußten nichts um die Sache. H—r.

(Aus dem „Zeugen der Wahrheit“.)

Ein Vortrag

gehalten vor einer Menge Juden am 10. Februar 1894.

Psaln 45.

Liebe Brüder aus Israel!

Ich habe diesmal einen der schönsten und deutlichsten Psalmen zum Vortrag genommen, hoffe und bitte herzlich, mir während des Vortrages nicht in die Rede zu fallen, sondern still und ordentlich zuzuhören, und dann bin ich bereit, alle eure Fragen über das Christentum zu beantworten. Ich habe gerade diesen Psalm genommen, damit ihr nicht widersprechen könnt. Denn alle jüdische Kommentare geben mir das Recht, diesen herrlichen Psalm von dem Messias und seinem Reich oder Braut auszulegen.

Der alte Uebersetzer Jonathan — der etwa hundert Jahre vor Christo lebte — zwingt mich besonders dazu! Er nennt das Kind beim rechten Namen und übersetzt so: „Schuphrach malka m'schicha, adif mbne nascha“, d. h.: „Du, König Messias, bist der Schönste, mehr als alle Menschenkinder.“ Er hat recht und gut übersetzt; denn dadurch hat er ein Ende gemacht allen Verdrehungen und falschen Auslegungen. —

Wir wollen uns in Kürze fassen, und dreierlei aus diesem Psalm herausheben:

1. Wer soll und muß der Messias sein?
2. Was soll und muß der Messias hier auf Erden ausrichten?
3. Wie sollen wir uns Ihm gegenüber als seine Braut und Reichsgenossen stellen?

1. Wer soll und muß der Messias sein? Antwort: Nach unserm Psalm muß Er unbedingt wahrer Gott und wahrer Mensch, ja Jehovah im Fleisch sein! Ich weiß, das ist leider zu harte Sprache für euch, aber ich kann nicht anders sagen, der ganze Psalm sagt es, und ich muß mich unter das Wort Gottes beugen. — Schon am Anfang redet der Psalmist, ge-

* Nachträgliche Bemerkung (zur Korrektur): Zwar dürfte unseren Gegnern verborgen geblieben sein, wie schwerwiegend die in den fettgedruckten Worten gegen uns enthaltene Beleidigung gerade uns erscheinen müßte. Denn in den Staatskirchen ist ja die Stellenjägerei an der Tagesordnung. H—r.

trieben vom Heiligen Geist, eine außerordentliche Sprache! Er sagt: Mein Herz wallt, oder sprudelt — wie eine lebendige Quelle — von guter Rede. Es kocht und überläuft in seiner Seele, er konnte sich nicht enthalten, seine Seele trieb und jagte ihn, seine Worte dem König Messias zu weihen; seine Zunge, sagte er, ist der Griffel eines geübten Schreibers! „Du, Messias — Davids-Sohn — bist der Schönste, mehr als alle Menschenkinder, Gnade ist ausgegossen über deine Lippen, darum, oder deswegen, hat dich Gott gesegnet ewiglich.“ Ja gewiß, der Schönste, mehr als alle Menschenkinder, übersetzte Jonathan da richtig, und wir Christen stimmen ihm von Herzen bei! — Was „der Schönste“ anbetrifft, meint der Psalmist nicht etwa Außerliches, sondern schön in Heiligkeit, schön in Gerechtigkeit, schön in der Vollkommenheit u. s. w. — Von allen Menschenkindern, von allen Patriarchen und Propheten, ja schöner als Adam vor dem Sündenfall, der Messias muß heiliger und vollkommener sein, denn er muß dem Satan selbst den Kopf zertreten: und nun, wer muß der Messias sein? Ja, nichts anders als Gott-Mensch, Immanuel, Gott mit uns! „Gnade“, sagt er weiter, „ist über seine Lippen ausgegossen — wie ein Strom — darum hat ihn Gott gesegnet ewiglich.“ Sehet, hier steht Gnade und Ewigkeit, d. h. er ist ewig und seine Gnade ist ewig, und diese ewige Gnade ist auf seine Lippen (Huzack) ausgegossen — wie ein fließender Strom fließt aus seinen Lippen: Gnade, Gnade! — Wenn aber der Messias uns begnadigen muß, folgt ja daraus, daß wir zum Tode verurteilte Verbrecher sind, nicht wahr? Das leider sind wir auch. (Siehe 1 Moj. 6, 5, 6; 8, 21. Jes. 64, 6. 7 u. s. w.) Wir sind Verbrecher, wir haben die heiligen Gebote niemals gehalten, und wir konnten sie auch nicht halten, darum kam der Messias, der Schönste unter den Menschenkindern, um uns durch sein Leiden und Sterben zu begnadigen. Das, meine Freunde, war die größte Freude des Psalmisten, sein Herz pachte und kochte, es wallt, es sprudelt in seiner Seele vor Freude, daß er endlich von dem Fluche des gebrochenen Gesetzes und Verdammnis desselben durch den kommenden Messias begnadigt und erlöst werden würde, um ewig bei Gott sein zu können. — Nun gehet der Psalmist noch einen Schritt weiter und nennt ihn gar Elohim, Gott! „Dein Thron, o Elohim, Gott, ist olam waed, immer und ewiglich, oder von Ewigkeit zu Ewigkeit, ein gerechtes Scepter ist das Scepter deines Königtums. Du (Gott) liebst Gerechtigkeit und du (Gott) haßest Frevel, darum hat dich Gott, dein Gott, gesalbet mit Freudenöl, mehr als deine Genossen“, das heißt mehr als alle Patriarchen und Propheten, ja mehr als Adam vor dem Sündenfall. — Sehet, einen solchen Messias hat uns Gott verheißen, und einen solchen Messias hat uns Gott in Christo Jesu gegeben, und einen solchen Messias mußten wir auch haben, wenn er unsere unsterblichen Seelen erlösen sollte. Denn kein Mensch, kein Engel und Erzengel kann unsere Seelen erlösen. (Siehe Ps. 49, 8. 9. Hesek. 18, 18—20.) So, meine Lieben, ist die erste Frage beantwortet: der Messias muß Gott-Mensch sein!

2. Was soll und muß der Messias hier auf Erden ausrichten? Antwort: Er muß die Menschen, die durch Satans List von Gott ganz abgefallen sind, wieder aus des Satans Händen erobern und sie wieder für sein Himmelreich gewinnen und zubereiten als eine geschmückte Braut, zu Gott, dem Vater, zurückzuführen, damit sie ewig selig werden. Das muß der Messias hier auf Erden ausrichten!

„Gürte dein Schwert um die Hüfte, o Held (Gibbor) Deiner Herrlichkeit soll's gelingen, fahr' einher der Sache der Wahrheit zulieb und den Demütigen bei Gerechtigkeit zu erhalten; und es lehret wunderbare Thaten deine Rechte. Deine Pfeile sind sehr scharf — Völker stürzen vor dir — den Feinden des

Königs ins Herz.“ Sehet, der Messias heißt hier Gibbor, Held, und es ist kein Wunder, daß er so heißt, er muß ja den Satan und seine Macht zerschlagen, zerstören und zerschmettern und so auch den harten Willen des abgefallenen und verstockten Menschen. Darum muß er ein großer und starker Held sein, daß ihm keiner gleich sein kann!

Was das Schwert oder die scharfen Pfeile anbetrifft, so werde ich gerne dem alten Talmud beistimmen, daß das Wort Gottes gemeint ist; besonders aber das Evangelium von Christo. Gottes heiliges Wort ist ja in der Bibel ein zweischneidiges Schwert genannt; entweder wird sie denen, die das Wort Gottes hören und annehmen, ein Geruch des Lebens zum Leben, oder leider denen, die das Wort nicht annehmen, ein Geruch des Todes zum Tode! Mit diesem scharfen Schwert und scharfen Pfeilen ist der Messias Christus nebst seinen heiligen Aposteln vor achtzehnhundert Jahren in die Welt ausgegangen und haben Millionen unsterbliche Seelen erobert und bekehrt. Diese sind nun als seine vertraute Braut in die ewige Herrlichkeit und Seligkeit eingegangen, und gehen noch heute ein. Dasselbe Gotteswort haben wir, Gott sei Dank, noch heute, welches selig machen kann alle, die sich nicht mutwillig und beharrlich verstocken, sondern die daran glauben und festhalten. Dasselbe Gotteswort bieten wir euch noch heute zur Seligkeit an, wenn ihr es nur aufnehmet und nicht beharrlich von euch stoßen wolltet! Wenn ihr aber mutwillig und beharrlich euch gegen das Wort Gottes verstocken werdet, so ist es eure Schuld, wenn ihr verloren gehet. Gott wird euch durch das Gesetz richten; denn er sagt: „Die Seele, die gesündigt hat, soll sterben“, — und „verflucht ist ein jeglicher Mann, der das ganze Gesetz nicht hält.“ — Der Messias ist gekommen, der „Sache der Wahrheit“ zu gut, oder um des Wortes der Wahrheit (debar) willen. So ist er uns schon im Paradiese und als Erlöser verheißen worden. Seiner Pracht und seiner Herrlichkeit, sagt der heilige Sänger, soll es gelingen, fahr' einher um der Sache, oder Wort der Wahrheit willen, und um die Demütigen bei Gerechtigkeit zu erhalten. Sehet, welch ein Messias! Gottlob, dieser Messias ist nicht wie der Messias der heutigen Juden. Der rechte Messias will die Demütigen, die armen Sünder, die nichts in sich haben, bei Gerechtigkeit erhalten. Er hat sie gerecht gemacht und will sie ewig gerecht machen. Sehet die Wörtchen „Hod und Haddar“, „Seine Pracht und Herrlichkeit.“ Sie finden wir in der ganzen heiligen Schrift allein auf Jehovah angewendet, und nun beziehet der Heilige Geist diese Worte auf den König Messias, wer muß er dann sein? Sehet, der Messias muß uns bei Gerechtigkeit erhalten, aber nicht Mose, und nicht wir selber mit unsern vermeintlichen guten Werken. Er, der König Messias, Jesus Christus, ist gekommen, der Sache oder dem Wort der Wahrheit zu gute, d. h. uns Gesetzesübertreter durch die Wahrheit zu erlösen, uns los zu machen vom Fluche des gebrochenen Gesetzes, und uns, trotz Sünde und Teufel, mit dem gerechten Gott zu versöhnen. Das, meine Freunde, mußte der Messias thun und ausrichten, die Welt, die abgefallene Welt, mit seinem himmlischen Vater zu versöhnen und Frieden zu machen; darum heißt auch der Messias Sar-Schalom, Friedensfürst, weil er, und er allein, die Welt mit Gott versöhnen kann, und keine andere Kreatur, sei sie im Himmel oder auf Erden. Wehe uns aber, wenn wir einem solchen treuen Heiland nicht gehorchen, oder gar noch verachten und lästern; ja dann sind wir verloren und müssen ewig verloren gehen! Denn es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen und gerechten Gottes zu fallen. Er läßt sich nicht spotten, Er hat zu reine Augen, Sünden anzusehen, Er haßt die Sünde. Darum ist der Messias gekommen, für die Sünden der Welt zu leiden und zu sterben, siehe Jes. 53. —

Nun kommen wir zur letzten Frage: 3. Wie sollen wir uns Ihm, dem Messias, gegenüber als seine Braut stellen? — Antwort: 1. Demütig werden, d. h. Ihm gegenüber anerkennen, daß wir von Natur arme und verlorne Sünder sind und den Zorn Gottes billig verdient haben. Wenn uns das klar wird, so werden wir demütig vor Gott, und den Demütigen will er bei Gerechtigkeit erhalten, ja den Demütigen giebt Gott Gnade!

2. An Ihn glauben und alles, alles um feinetwillen verlassen, was uns hindert, in sein Reich einzugehen: Vater, Mutter, Schwester und Brüder, ja Weib und Kinder, Hab und Gut u. s. w. „Höre Tochter“, sagt der Heilige Geist, „und schaue, neige deine Ohren, vergiß deines Volks und deines Vaters Hauses. So — und nicht anders — wird der König an deiner Schöne Lust haben; denn er ist dein Herr, und sollst Ihn anbeten.“ — Setet, das haben wir von unserer Seite zu thun, wenn wir seine Braut werden wollen. Und, meine Freunde, hat er es nicht verdient? Ist er es nicht wert? Er hat uns ja erlöst, Er hat ja sein Leben für uns Abtrünnige in den Tod gegeben! Es ist unsere dankbare Pflicht, Ihm gegenüber das zu thun! Wenn aber der Satan uns durch den Heiligen Geist den Befehl giebt, unser Volk, ja gar unsers Vaters Haus zu verlassen, so folgt daraus, daß unser Volk und unsere Väter keine Kinder des Reiches Gottes sind, sonst bräuchten wir nicht von ihnen auszugehen und sie zu verlassen! Ja wahrlich, es stehet traurig um unser Volk! Es ist verführt und steht bis heute gegen Jehovah und seinen Gesalbten. Es spricht: Er, der Messias Jesus Christus, ist nicht der Messias; unser Messias wird erst kommen, und dann . . . o wehe den Goim! Ja, das ganze Volk leider will nicht einsehen, daß Christus, der Trost der Heiden, längst gekommen ist; daß er mächtige Völker unter sich gestürzt hat; daß die gewesenen Heiden an ihm hängen; daß er das Panier der Völker und das Licht der Goim geworden ist, wie es heute vor unsern Augen erfüllt steht, und sich noch weiter erfüllen wird — wie geschrieben steht Ps. 117: „Lobet den Herrn, alle Heiden, preiset ihn, alle Völker u. s. w.“ — Darum, meine Freunde, wenn wir die Braut des Messias sein wollen, müssen wir unbedingt wie unser Vater Abraham thun, von unserem Vaterland, von unsers Vaters Haus und von unserem Volk ausgehen, und sie um ihres Unglaubens willen verlassen, so wird der König Messias Lust an unserer Schöne haben. Es ist, meine Lieben, eine schwere Sache, es thut sehr weh, unsere Liebsten zu verlassen, aber es giebt keinen andern Weg. So hat unser Vater Abraham auch thun müssen, wir müssen Gott mehr lieben, als alles andere, denn Gott hat uns erschaffen, und Gott hat uns durch Christum, den Messias, willig erlöst, und will uns so gerne selig machen. Wir müssen, wenn wir seine Braut sein wollen, wie damals die Leviten auf Moses Geheiß, als Israel um das goldene Kalb tanzte, das Schwert herausnehmen — und unser Schwert ist jetzt Gottes heiliges Wort — und wie die Leviten ohne Schonung hineinhauen! Und weil wir ja unser Volk und unser Vaterhaus von Herzen lieben, so muß uns Gottes Liebe dazu treiben, sein seligmachendes Wort, welches in der Bibel ein zweischneidiges Schwert genannt wird, ihnen nahe zu bringen, damit sie auch hören und glauben und selig werden. Wir müssen keine Weichlinge sein, wir dürfen uns nicht schämen, diesen Messias ihnen anzupreisen! Und wenn sie uns mit Haß und Fluch und Verfolgung lohnen, so sollen wir uns nicht viel kümmern, sondern wir müssen auf ihre unsterblichen Seelen blicken, denn ihre Seelen hat Gott durch Christum erlöst. — Wenn sie uns aber bei aller Liebe doch nicht hören, so müssen wir thun, wie unser Vater Abraham gethan hat, und von ihnen ausgehen; wir müssen sie verlassen, wie ein Lot Sodom verlassen mußte, und nicht zurückblicken, wie Lots Frau, damit wir nicht unkommen. Unserm

Vater Abraham hat es gewiß auch wehe gethan, seines Vaters Haus und sein Vaterland verlassen zu müssen, aber Gott war ihm lieber als alles andere; und wenn wir uns rühmen, Abrahams Kinder zu sein, so müssen wir Abrahams Glauben haben und Abrahams Werke thun, sonst ist Abraham nicht unser Vater! Darum sage ich noch einmal: Wäre unser Volk Gottes Volk, so hätte der Heilige Geist nicht befohlen, daß sie ihres Vaters Haus und Volk vergessen oder verlassen sollten.

Das, meine Freunde, ist, was wir zu thun haben, das verlangt Gott von uns, und das ist unsere heiligste Pflicht dem Messias gegenüber! Darum sagt auch Christus: „Wer Vater oder Mutter, Weib oder Kinder mehr liebt, denn mich, der ist mein nicht wert.“ Er hat recht. Man kann zwei Herren nicht dienen, man kann nicht der Welt und Christo zugleich dienen.

Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs gebe euch allen seine Gnade und seine Kraft, ja seinen Heiligen Geist! Amen.

D. Landsmann, Judenmissionar,
55 E. 3. Str., N. Y.

Vermischtes.

Eine Bemerkung über die lutherische Bibelübersetzung.

2 Mos. 16, 5, da vom Mannasammeln der Kinder Israel die Rede ist, lesen wir in unserer lutherischen Bibelübersetzung also: „Des sechsten Tages aber sollen sie sich schicken, daß sie zwiefältig eintragen, weder sie sonst täglich sammeln.“ Dazu schreibt Dächsel in seinem Bibelwerke, wie folgt:

Nach dem hebräischen Grundtext lautet der Satz etwas anders: „Des sechsten Tages soll es geschehen, wenn sie [zu Hause zur Speise] zurichten werden, was sie [an diesem Tage] eingetragen haben, daß es zwiefältig so viel sein wird, als sie sonst täglich sammeln.“ Darnach sollten die Kinder Israel erst nach dem Einsammeln inne werden, daß sie am sechsten Tage den Bedarf für den folgenden Tag im voraus mit empfangen, um den Sabbath recht heiligen und von allen Geschäften ruhen zu können, während nach der lutherischen Uebersetzung sie auf die doppelte Portion sich gleich beim Einsammeln gefaßt machen sollten. In der Sache selbst ist zwischen dem hebräischen Grundtext und der lutherischen Uebersetzung kein Unterschied, wie denn diese überhaupt in keinem irgend wesentlichen Punkte, der den Glauben und die Seligkeit angeht, einen wirklichen, irreleitenden Fehler aufweist.* Vielsach, wo man Luthern falscher Uebersetzung zeigt, ist es noch gar nicht ausgemacht, ob nicht vielmehr er recht hat gegenüber den Ansichten der jetzigen Wissenschaft; vielsach hat er in guter Absicht nicht gerade wörtlich, wohl aber nach dem Bedürfnis unseres deutschen Christenvolkes übersezt, weil er rein und klar Deutsch geben und dem Leser den Eindruck der Unmittelbarkeit einer Urchrift verschaffen wollte; vielsach endlich hat

* Es wird sich, sollten wir meinen, ein jeder Christ damit zufrieden geben können, daß Luthers Bibelübersetzung „in keinem irgend wesentlichen Punkte, der den Glauben und die Seligkeit angeht, einen wirklichen, irreleitenden Fehler aufweist“. Wenn nun aber die Leugner der wörtlichen Eingebung der heiligen Schrift kommen und sagen: „Warum können wir uns denn nicht auch mit einer Inspiration zufrieden geben in Bezug auf die Dinge, welche den Glauben und die Seligkeit angehen?“, so merke, lieber Christ, daß solche Wendung ein Betrug des Teufels ist, ebenso wie die: „Weil Luthers Uebersetzung nicht wörtlich inspiriert sei, so sei es auch nicht der von den Propheten und Aposteln niedergeschriebene Urtext.“ Das ist gerade so viel, als wenn sie sagten: „Weil Gott zu Moses und durch Moses nicht in deutscher Sprache (oder in allen Sprachen zugleich) geredet habe, so habe er es auch nicht in hebräischer gethan.“ Es hat aber Gott tatsächlich zu Moses ganz bestimmte Worte gesprochen und hernach durch Moses ganz

der Streit der Gelehrten über die Bedeutung dieses und jenes hebräischen Wortes, über die Auffassung der einen und der anderen schwierigen Stelle schon jetzt auf dasjenige Verständnis als das richtige zurückgeführt, welches die evangelisch-lutherische Kirche von Anfang festgehalten. Es ist beim Werke unserer Bibelübersetzung der Geist Gottes in einer Weise erleuchtend, bewahrend und helfend zur Seite gestanden, und die Männer, die dasselbe zu stande gebracht, haben mit einer Gelehrsamkeit, Einfach und Treue gearbeitet, daß von einer eigentlichen Verbesserung dieses Werkes nie die Rede sein kann, es wird durch alle Zeiten seinen unbedingten Vorzug vor allen anderen Verdeutschungen der Schrift behaupten; aber auch der Versuch, einzelne Stellen zu berichtigen, bleibt immer etwas Bedenkliches und dürfte nicht selten zu dem geraden Gegenteil führen, was Luther als Grundsatz aufstellt: „Man muß nicht die Buchstaben der fremden Sprache fragen, wie man soll deutsch reden,* sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen.“ Was den Bibelerklärer betrifft, so hat dieser die Pflicht, auf den Grundtext zurückzugehen und von ihm bei seinen Erklärungen sich leiten zu lassen; dabei aber schreibe er nichts ohne beständige Erinnerung an das Wort Matth. 5, 19: „Wer eins von diesen kleinsten Geboten auflöst und lehret die Leute also, der wird der Kleinste heißen im Himmelreich“, und ohne das Gebet des heiligen Augustinus: „Herr, mein Gott, was ich von dem Deinen nehme, das laß die Deinigen auch anerkennen (agnoscant); was ich aber von mir selber rede, das vergieh mir, und laß die Deinigen es mir ebenfalls verzeihen (ignoscant).“

Ein offenes Geständnis

hat kürzlich der „Reichsbote“ abgelegt in einem am 1. Juni erschienenen, „Die Trennung von Staat und Kirche“ überschriebenen Artikel. Obwohl der Verfasser zugestehen muß, daß ein staatlicher Einfluß auf die Kirche nicht allein „unter Umständen unerträglich werden kann“, sondern „überhaupt prinzipiell falsch“ ist, sträubt er sich doch mit Hand und Fuß gegen die Trennung von Staat und Kirche, weil dann die große „evangelische“ Kirche aus dem Leim gehen würde. „Unsere evangelische Kirche wird, wie die Dinge liegen, tatsächlich zusammengehalten durch den König; würde dies Band gelöst und die Kirche ganz auch in ihrer Verwaltung auf sich selbst gestellt, so würde sie unfraglich sehr bald in eine Menge von Parteien auseinanderfallen, und an die Stelle des Einflusses der staatlichen Personen und ihrer politischen Gesichtspunkte würden dann die viel schlimmeren Ein-

bestimmte Worte schreiben lassen, und zwar eben die Worte, wie sie im hebräischen Texte stehen. Das leugnen heißt aber nichts anderes, als die Inspiration, ja die göttliche Offenbarung überhaupt leugnen und damit die Bibel zu einem Lügenbuche machen. Denn da steht ausdrücklich (Vers 4): „Da sprach der Herr zu Mose“. Und nun kommen die elenden Menschen und sagen, Gott habe dies nicht in Worten gesprochen; Gott spreche überhaupt nicht in Worten? Wie soll denn Gott gesprochen haben, wenn nicht in Worten? Oder: Nur etwa zur Seligkeit nötige Worte solle Gott gesprochen haben oder sprechen können? Waren denn die Worte vom Mannasammeln etwa auch „zur Seligkeit nötig“? Gott hat aber diese Worte gesprochen und verbittet es sich, wenn ihm die elenden Menschen vorschreiben wollen, was, wie oder wo von Er sprechen dürfe oder nicht.

H—r.

* Luther sagt nicht, daß an den Buchstaben nichts gelegen sei (denn ohne Buchstaben keine Worte, ohne Worte keine Sätze, ohne Sätze keine Gedanken), sondern, man müsse die hebräischen Buchstaben nicht fragen, wie man deutsch reden solle. Denn wollte man die hebräischen Buchstaben mit deutschen Buchstaben wiedergeben, so würde das kein Mensch verstehen, denn es wäre hebräisch, mit deutschen Buchstaben geschrieben. Und ebenso wäre es hebräisch, mit deutschen Wörtern geschrieben, wenn er hätte die einzelnen Wörter übersetzen wollen. Eine richtige Uebersetzung hat den Zusammenhang der Wörter, d. i. die Worte und deren Sinn wiederzugeben.

H—r.

flüsse der von der Presse beeinflussten Volksmassen treten, in deren Abhängigkeit die Geistlichen geraten würden“ u. s. w. So können sich diese Leute eine Kirche gar nicht anders denken denn als einen wüsten Böbelhaufen, der, wenn er nicht durch weltliche Gewalt zusammengehalten wird, sich selbst zerfleischen muß. Ein Königtum Christi, ein Wirken des Heiligen Geistes, eine Gemeinde Jesu Christi, in der nach Gottes Wort gelehrt, regiert und Zucht geübt wird, das alles sind den „christlich Konserватiven“ unserer Zeit gänzlich unbekannte Dinge. Doch das ist es nicht allein. Sie wollen auch keine Freikirche, denn „die Kirche verliert dann nicht nur die finanzielle Unterstützung aus staatlichen Mitteln — und an eine Wiedererstattung der einst eingezogenen Kirchengüter ist schwerlich zu denken —, sondern sie verliert auch ihren Einfluß auf die Schulen und sonstige Anstalten des Staates“ u. s. w. Dieses „nicht nur — sondern auch“ erinnert uns an jenes ähnliche des Goldschmieds Demetrius zu Ephesus: „Aber es will nicht allein unser Handel dahin geraten, daß er nichts gelte; sondern auch der Tempel der großen Diana wird für nichts geachtet, und wird dazu ihre Majestät untergeben, welcher doch ganz Asien und der Weltkreis Gottesdienst erzeigt“ (Apostelgesch. 19, 27) — und was ist jener sogenannte „Einfluß“ anderes? Wohl leugnen auch wir nicht einen guten Einfluß der christlichen Kirche auf das Volk, in dem sie sich befindet. Denn die Christen sind das Licht der Welt und das Salz der Erde. Aber sie würden es mehr und besser sein ohne die schriftwidrige und unheilvolle Verbindung von Staat und Kirche. Weil aber der Verfasser jenes Artikels das wahre Christentum und die wahre Kirche Christi nicht kennt und nicht will, sucht er den Leuten, und namentlich den Pastoren davor bange zu machen. Für die letzteren, meint er, sei die Freikirche „eine größere Gefahr, als ein königliches Kirchenregiment“. Dies zu beweisen, hat er sogar die Geschichte auf den Kopf gestellt und behauptet, „daß die evangelische Kirche in Preußen ihren Königen sehr viel zu verdanken hat und daß die meisten derselben sich treu und redlich bemüht haben, ihr Bestes zu fördern“. Wenn derselbe Artikelschreiber ferner behauptet, diejenigen, welche den Ruf erheben: „Los vom Staat“, bedächten nicht, „daß die jetzige negative Entwicklung der Theologie den Freikirchen gerade so viel Sorgen“ mache als ihnen und daß „ihr Einfluß in einer Freikirche noch viel schlimmer sein würde, als jetzt“, so beweist er auch damit wieder, daß er keine Ahnung von einer wirklichen Freikirche hat, indem er anzunehmen scheint, daß eine solche ohne die ungläubigen Staatsprofessoren nicht fertig werden könne. — Wir meinen, eine solche Verteiligung des Staatskirchentums sollte doch geeignet sein, tiefer Blickenden die Augen zu öffnen.

H—r.

Antworte dem Narren nach seiner Narrheit!

Es kann's nicht jeder; aber in England drüben war einmal ein Handwerksmann, der hat's gekonnt. Denn als Neumann Hell, ein berühmter Prediger, einmal unter freiem Himmel predigte, so stand ein sogenannter Freidenker auf und sagte: „Nach meiner Meinung hat der Erfinder des Gases zur Aufklärung der Menschheit mehr beigetragen, als alle Pfaffen miteinander!“ Natürlich rief diese Unterbrechung einige Bewegung in der Versammlung hervor. Auf einmal stand ein anderer Mann auf, dem Aussehen nach ein Schuhmacher oder des etwas, und rief: „Ich bin auch für die Freiheit im Denken wie im Reden. Man hat das Recht, dem Prediger einen Einwurf zu machen, aber auch auf denselben zu antworten.“ — Lautes Brabornen von seiten der Freunde jenes Freigeistes! — „Aber wie verschieden auch unsere Ansichten und Meinungen sein mögen, Eines ist über alles gewiß, daß an jedes von uns der Tod ein-

mal herantritt. Nun fordere ich meinen geehrten Herrn Vorredner auf, wenn einmal seine Todesstunde kommt, einen — Gasfabrikanten zu rufen. . . .“ Weiter kam der Sprecher nicht, so stürmisch war die Heiterkeit, so laut und lebhaft der Beifall, der seinen Worten folgte. Der Prediger aber hatte von da an gute Ruhe und konnte seine Predigt ohne weitere Störung vollenden.
(„Ev.-luth. Synodalbote.“)

Ein gutes Schlafpulver.

In Gastein (Oesterreich) wurde einmal der verstorbene Generalarzt Kaiser Wilhelms I., Dr. von Lauer, von einer an Schlaflosigkeit leidenden Frau um ärztliche Hilfe angegangen. Dr. von Lauer erkannte bald, daß der Kranken mit einem gewöhnlichen Schlafmittel nicht geholfen war. Er erklärte ihr: „Sie können nicht schlafen, weil Ihre Gedanken Sie nicht schlafen lassen, die summen Ihnen durch den Kopf wie Insekten. Daher müssen Sie Ihre Gedanken zusammennehmen, und zwar so, daß Sie voll Friede und Harmonie sind! Lesen Sie, bevor Sie zu Bett gehen, ein Kapitel im Neuen Testament still und aufmerksam, und dann beten Sie das Vaterunser und machen die Augen zu, und Sie können schlafen! Sehen Sie, hier in den Bergen suchen die Kräutersammler die heilkräftigsten Kräuter um Mitternacht und graben nach den Wurzeln, weil da der Saft hinabsteigt und somit die Wurzeln am vollsten sind: so muß ein Mensch vor Schlafengehen seine Lebenskräfte in der Wurzel seines Daseins sammeln, und diese ist nirgends anders als in Gott und seinem Wort.“
(„Freimund.“)

Die Sozialdemokraten

versuchen jetzt auch mitunter, sich hinter Bibelsprüche zu verstecken. So haben sie z. B. kürzlich das Wort des HErrn: „Wer zwei Röcke hat, gebe dem, der keinen hat“ für sich angezogen. Allein, man wolle doch bedenken, daß der HErr nicht gesagt hat: „Wer keinen Rock hat, nehme dem, der zwei hat“. H—r.

Für uns beide.

Die Kirchenglocken läuteten hell und klar in die Morgenluft hinein und ihr Schall drang durch das geöffnete Fenster in das kleine Zimmer, in dem Frau Margret sich eben fertig machte, um in den Gottesdienst zu eilen. Sie nahm das Gesangbuch vom Sims und steckte ein Geldstück zwischen die ersten Blätter für den Klingelbeutel; dann trat sie zu ihrem Mann, der über die Rechnungsbücher gebückt saß und bot ihm die Hand zum Abschied.

„Ja, ja, Margret“ sagte er, indem er kaum in die Höhe sah, „geh' du nur zur Kirche und bete für uns beide.“

So hatte er gesagt, so lange die Frau sich's besinnen konnte. Es war ihm zur Gewohnheit geworden, und er beruhigte sich jeden Sonntag damit, daß er seine Frau zur Kirche gehen und „für beide beten“ ließ.

Als er nun allein in der Stube saß und die langen Re-gister der Arbeitslöhne nachrechnete, fingen seine Augen an schwer zu werden und die Zahlen tanzten auf den weißen Seiten umher, daß er einen Augenblick die Feder aus der Hand legte und den Kopf auf dem Lederkissen seines Lehnstuhls ruhen ließ. Am Abend vorher war er mit guten Freunden zusammen gewesen und er hatte nicht ausgeschlafen. Nun wollte der Körper sein Recht haben und es dauerte nicht lange, so schlief der eifrige Rechner ruhig ein.

Da träumte ihm, er sei gestorben und stehe mit seiner treuen Margret vor der Himmelsthür. „Nun wollen wir gleich hineingehen“, sagte er und faßte die Hand seiner Frau. Aber da stand plötzlich jemand vor ihm, der sah gar herrlich aus, mit

einem großen Schlüssel in der Hand. So ähnlich hatte er mehrmals den Apostel Petrus auf Bildern gesehen. Dieser Mann schloß die Pforte auf, vor der das Paar stand und winkte freundlich der Frau einzutreten. „Du kannst für euch beide kommen“, sagte er. „Dein Mann hat's ja immer so gehalten.“ Die Thür fiel ins Schloß, er mußte draußen bleiben.

Ob er wohl am nächsten Sonntage, als die Kirchenglocken riefen, seine Frau wieder „für beide“ gehen ließ?

Man hat mir gesagt, er sei von damals an öfter mit zur Kirche gekommen und daß er auch von Christo als der einzigen Thür zum Himmelreich gehört hat. („Ev.-luth. Friedensbote.“)

Ottlie geb. Grundmann,

seit dem 28. Novbr. 1609 mit Theophilus Lehmann, Diakonus an der St. Nikolaikirche zu Freiberg in Sachsen vermählt, pflegte in Absicht auf die Kleiderpracht zu sagen: „Sie wolle lieber ihrem HErrn Christo in einem groben, leinenen Kittel, als dem Teufel in einem seidenen Rocke dienen.“ — Die fromme Frau starb wenige Tage nach ihrem Eheherrn im Oktober 1632 und wurde mit ihm in ein Grab gelegt. („Austral. Kirchenbote.“)

Die Grundlosigkeit der hierzulande kolportierten Vorwürfe gegen die Missourisynode

bestätigt folgende uns zugehende Zuschrift:

Werte Redaktion!

In der „Freikirche“ vom 2. Juni a. c. erwähnen Sie den missourischen P. Stark. Der ist selig daheim beim HErrn. Jene Verdächtigung jetzt in Deutschland ist also leicht. Aber fein ist das nicht. Und wahr erst recht nicht. Man lese im Synodalbericht des Minnesota- und Dakota-Distrikts vom Jahre 1886, was P. Stark da öffentlich und hiesigen Landes und frischer That von Joma sagt und klagt.

Dies zur Rechtfertigung meines lieben Amtsnachbarn und Mitarbeiters jener Zeit und zur öffentlichen Abwehr einer bösen Verdächtigung des mir so lieben Toten.

Martinsville, N. D., U. S. A., 16. Juni 1895.

Phil. Laug.

Füllstein.

Das letzte und auf alle Weise begehrenswerte Ziel ist ohne Zweifel, daß die Kirche von dem Staat frei werde; denn dieses Freiwerden würde nur das Zeichen ihrer eigenen inneren Vollendung sein. . . . Der Staat kann die Kirche nur sich gleich achten, d. h. sie als frei von sich erkennen, wenn sie innerlich dieselbe Macht geworden, die er äußerlich ist. . . . Nicht der Staat kann die Kirche frei machen, sie selbst muß sich befreien, nicht durch Auflehnung, sondern durch Erringen der inneren Selbstständigkeit, welcher von selbst die äußere folgt.

(Schelling im Vorwort zu Steffens nachgelass. Schriften, S. 50 f. (Citirt in Rubelbachs Zeitschr. 1852, S. 417.))

Nachrichten und Bemerkungen.

Die Philadelphia-Gesellschaft breitet sich auch in Sachsen immer mehr aus. Ihr Kolporteur Kühlwein hat daselbst in zwei Monaten nicht weniger als vierzig Versammlungen teils geleitet, teils besucht und, wie er erzählt, überall offene Thüren gefunden. Sie hat neben ihm noch einen zweiten Arbeiter für Sachsen, den Färbermeister Riedel in Verdau, angestellt. Mit welcher Dreistigkeit nun diese durch und durch unionistisch-schwärmerische Gesellschaft auftritt, sieht man nicht nur daraus, daß sie alles wahre Luthertum als „lieblose, engherzige Sektiererei“ verwirft, sondern daß sie auch in Sachsen schon große Kirchen zu ihren Versammlungen beehrt. So hat sie u. a. am dritten Pfingstfeiertage bei ihrer „Konferenz“ in Plauen in der dortigen Stadtkirche das heilige Abendmahl gefeiert. Wie blind aber die Pastoren der sächsischen

„lutherischen“ (?) Landeskirche gegen das Treiben dieser Gesellschaft sind, sieht man nicht bloß daraus, daß sie fast alle zu demselben schweigen, sondern daß nicht wenige sich sogar an demselben beteiligen. Ja, bei jener Abendmahlsfeier in Flauen haben zwei Pastoren dieser Stadt das heilige Sakrament mit eigener Hand ausgeteilt. So ist das arme Sachsen, einst die Wiege der Reformation, nicht nur neben den Methodisten, Baptisten, Zwinglianism, Darbisten u. s. w. um eine sektiererische Gemeinschaft reicher geworden, sondern, während die Pastoren desselben gegen jene Sekten wenigstens äußerlich bisher noch Stellung nahmen, reichen sie dieser zur Zerstörung des Lutherthums die Hand oder lassen sie doch ruhig gewähren. Die Philadelphia will ausdrücklich keiner besonderen Bekenntnisgemeinschaft dienen, erklärt sich also selbst als unlutherisch und sektiererisch. Sie tritt aber auch äußerlich als eine Kotte auf, indem sie sich die Abendmahlsfeier, also die Verwaltung der heiligen Sacramente annahmt, welche bekanntlich nur einer christlichen Gemeinde gegeben ist. Während nun die anderen Sekten meist so viel Ehrlichkeit besitzen, sich von anderen Kirchengemeinschaften gesondert zu halten, bleibt die Philadelphia in der Landeskirche, ja giebt sogar vor, diese beleben und stärken zu wollen. Sehen denn damit die lutherisch sein wollenden Christen und Pastoren der sächsischen Landeskirche nicht, daß sie Trauben lesen wollen von den Dornen und Feigen von den Disteln, ja daß sie den Feind in ihren eigenen Mauern beherbergen, pflegen und von ihm Hilfe begehren?

L. Die „Allgem. ev.-luth. Kirchengtg.“, von der wir gewohnt sind, daß sie stets von oben herab urtheilt, besonders wo sie meint, der lutherischen Rechtgläubigkeit und den sie vertretenden „Missouriern“ einen Stieb versetzen zu können, verrennt sich doch dabei selten in aufschälliger Weise. So schreibt sie in einem „die Brüdergemeinde und die Orthodogie“ überschriebenen Artikel in ihrer Nr. 22 vom 31. Mai u. a.: „Zwar insofern vermögen wir ihm (Burkhardt) beizustimmen, daß man irrthümlicher Weise theologische Formulierungen mit der Wahrheit des göttlichen Wortes selbst verwechselt hat. Und wir von unserem lutherischen Standpunkt aus sagen noch weiter, es ist zu beklagen, daß man die Reformulierungen der orthodoxen Schule mit den Bekenntnissen der lutherischen Schule (Kirche?) auf eine Stufe stellt. Ist es doch ein Stück göttlicher Weisheit gewesen, daß eben nur die Bekenntnisse, und nicht mehr, unserer Kirche als Norm gegeben sind, nicht aber spätere Aufstellungen ihrer Theologen. Die Bekenntnisse sind unmittelbar aus dem Geiste der Reformation erwachsen, die orthodoxe Dogmatik aber trägt zugleich die Zeichen der Stubengelehrsamkeit an sich. Wo dieser Unterschied verkannt wird, gerät man allerdings in Gefahr, wirkliche Brüder von sich zu stoßen, die etwa nicht mehr alle Aufstellungen der orthodoxen Theologenschule teilen. Diesen Maßstab haben wir in dieser Kirchenzeitung schon wiederholt zur Sprache gebracht und vor lieblosem Zerreißen gottgefügter Bande gewarnt.“ Die Luthardt'sche Kirchenzeitung befindet sich hier in einer doppelten Selbsttäuschung. Einmal ist sie es noch nie gewesen, die mit dem lutherischen Bekenntnisse Ernst gemacht hätte. Zum andern aber ist sie es auch nicht gewesen, die einem orthodoxistischen „Väter, Väter“-Geschrei entgegengetreten wäre. Denn als vor etwa 15 Jahren von Seiten der Ohioer ein solches gegen die auf Schrift und Bekenntnis stehenden Missourier erhoben wurde, da war es gerade die „Allg. ev.-luth. Kirchengtg.“, welche ihre helle Freude über solch „liebloses Zerreißen gottgefügter Bande“ bezeugte. Wie doch manche Leute sich so fromm vormommen, indem sie ihre Sünden vergessen und eitel Tugend daraus machen.

Der Leipziger Lic. Dr. Schnedermann wünscht nach der „Allg. ev.-luth. R.-Z.“ seine in der „theologischen Gesellschaft“ zu Dresden aufgestellten und in genannter Kirchenzeitung mitgetheilten Thesen über „die Gedanken Jesu vom Reiche Gottes“ weiter verbreitet zu sehen. Uns genügt es hier zu notieren, daß derselbe lutherisch sein wollende Professor von den „Gedanken“ und „Vorstellungen Jesu“ genau in dem Tone redet, als sei der Herr Jesus gerade so ein Professor gewesen, wie er selbst und seine Kollegen.

Der „Wissenschaftliche Predigerverein zu Hannover“, eine Vereinigung von Ritschlianern, hielt am 14. und 15. Mai seine Versammlung ab, an der einige 40 Personen teilgenommen haben. Da hat auch Prof. D. Adolf Züllicher aus Marburg Thesen aufgestellt, aus denen wir als bezeichnend genug für den vollständigen Unglauben der sich oft in ein gläubiges Gewand hüllenden Ritschlianer nur die 5. und 6. hervorheben: „5. Es fehlt an jeder Spur davon, daß Jesus trotz des berechtigten Gefühls seiner Einzigartigkeit je die Grenzlinie zwischen ihm und Gott, dem Vater im Himmel, aufgehoben hätte; von einer wunderbaren Erzeugung weiß er so wenig wie von einer Präexistenz im Himmel, er will nicht ‚Sohn Gottes‘ in ausschließlichem Sinne sein. 6. Jesus ist nicht als der erwartete Messias aufgetreten; den Titel ‚Messias‘ hat er wie den des ‚Davidsohnes‘ vermieden; die von ihm mit Vorliebe gebrauchte Selbstbezeichnung ‚Menschensohn‘ ist nicht ein terminus technicus der messianischen Theologie seiner Zeit, sondern gerade als Ausdruck seiner Demut zur Abweisung phantastischer Hoff-

nungen von ihm geschaffen.“ Und mit solchen offenbaren Feinden der christlichen Religion, wie sie nun in den Landeskirchen immer mehr zur Herrschaft kommen, disputieren nun die sogenannten „Orthodoxen“ mit einer Wichtigkeit, als vermöchten sie sie „wissenschaftlich“ zu überwinden. Zwar auch die „Wissenschaft“ in jenen Thesen ist so kümmerlich, daß es einen Stein erbarmen könnte. Aber eben auch darin sollte man erkennen, daß sie Gott in seinem gerechten Gericht bereits dahingegeben hat in verkehrtem Sinn, der nicht taugt (Röm. 1), und daß er ihnen kräftige Irrtümer gesendet hat, daß sie glauben der Sünde, auf daß gerichtet werden alle, die der Wahrheit nicht glauben, sondern haben Lust an der Ungerechtigkeit (2 Theff. 2).

Auch der Prof. D. Paul Ewald in Erlangen hat in einer (in der „R.-Z.“ veröffentlichten) Eintrittsvorlesung die alte biblische und kirchliche Inspirationslehre und damit das „paragaphenweise bequem“ genannte „Es steht geschrieben“ als „falsch“, „unewangelisch“ und „unbiblisch“ u. s. w. beiseite geworfen. Ihm erscheint in der heiligen Schrift manches nicht allein „fehlerhaft“, sondern sogar „sittlich bedenklich“. Dagegen glaubt er zu wissen, was wir anstatt einer inspirierten Schrift vom lieben Gott zu verlangen (zu „postulieren“) haben sollen und was der liebe Gott uns habe geben „müssen“, nämlich: „daß Gott und zwar — worauf der Zusammenhang der Postulate führt — durch seinen Heiligen Geist dafür gesorgt haben wird und muß, daß seiner Gemeinde über die Vorgeschichte des in Christo eingetretenen Heils, über das in Christo selbst fund gewordene Heil und über die den Empfängern der Heils offenbarung damit sich von Stufe zu Stufe erschließende Erkenntnis der Wahrheit in einer Weise Kunde zu teil werde, die geeignet ist, sie daraus die Bestätigung, die Gewißheit dessen entnehmen zu lassen, was sie von dem aus der Predigt erwachenden Glauben aus postuliert“. Hier sieht man deutlich, wie weit diese sich für „konfessionell“ haltende modern lutherische Theologie, die, „auf der Höhe der Wissenschaft stehend“ und nicht eingengt durch das „Es steht geschrieben“, ein „System“ aufstellen will, von der alten lutherischen Schrifttheologie abgewichen ist, die es eingesteht, daß ihr Wissen Stückwerk ist. Wir raten einem jeden Christenmenschen, auch den Theologen, lieber in kindlicher Einsicht bei dem „Es steht geschrieben“ zu bleiben, als auf die schwinbelnden und schlüpfrigen Gletscher sogenannten „theologischen“ Wissenschaft mit ihren „Systemen“, „Postulaten“ und „Resultaten“ zu steigen, um hernach von denselben herabzuftützen und elendiglich unzuankommen.

Das „Lutherdenkmal“ in Berlin ist kürzlich enthüllt worden in einer allerdings für Berlin bezeichnenden Weise. „Die Häuser der Nachbarstadt, obwohl (?) größtentheils in jüdischen Händen, hatten doch alle gesagt“ u. s. w. In Vertretung Seiner Majestät des Kaisers erschien Seine Königliche Hoheit Prinz Friedrich Leopold, bekannt als Mitglied des Freimaurerordens. Die Mehrzahl der anwesenden „Geistlichen“ gehört, wie der „Reichsbote“ berichtet, der liberalen Richtung an. Der Vorsitzende des Denkmalkomitees, Kammergerichtsrat Schröder, bekannt als Führer des Protestantenvereins, ist mit dem Roten Adlerorden dritter Klasse geschmückt worden. Derselbe gab u. a. dem Wunsch Ausdruck, daß das Denkmal sich dienlich erweisen möge der Erhaltung und Pflege derjenigen „Tugenden“, für welche Luther unserem Volke ein „Vorbild“ gewesen sei, der Tugenden einer in wahrer Gottesfurcht gegründeten patriotischen Hingabe an das Vaterland, einer unbeugsamen christlichen Wahrheitsliebe und einer von Menschenfurcht freien, aber im Gewissen um so mehr gebundenen Thatkraft.“ Der Oberbürgermeister Zeller erwiderte demselben nach der Uebergabe u. a. folgendes: „... Aber mit Recht haben Sie betont, daß die Errichtung des Denkmals keineswegs dazu angethan ist, die religiösen Empfindungen anderer Konfessionen zu verletzen. Ueber die kirchlichen Kämpfe hinweg wird man des tapferen, opfermutigen, wahrhaftigen Kämpfers für Geistes- und Gewissensfreiheit gedenken; gerade hier in Berlin; denn es ist doch wahr, daß hier wie kaum wo anders in deutschen Landen die Werkstätten der freien Forschung und Wissenschaft gearbeitet haben und noch arbeiten. Luther selber wollte am wenigsten diese Freiheit beschränken, auch nicht hinsichtlich dessen, was er für seine Person als das Richtige erkannt hatte. ‚Ich will nichts heißen‘, sagt er, ‚auch nichts befehlen‘, ‚will auch nicht Autor genannt werden‘. ‚Das heißt geistliche Freiheit, wenn die Gewissen frei bleiben. Nur für diese Freiheit des Gewissens schreie ich und schreie getrost, daß mit keinem Rechte den Christen könne einerlei Geheiß aufgelegt werden. Denn wir sind frei von allen‘. ‚Darum, daß wir nicht alle gleich sind, haben wir nicht alle einen Glauben‘.“ Vorausgesetzt, daß diese angeblichen Zitate wirklich richtig sind (was ja wohl möglich), so weiß jeder, der nur einigermaßen Luther kennt, daß, wenn er von den Christen sagt, sie haben nicht alle einen Glauben, er nur meinen kann, daß sie nicht einerlei Maß des Glaubens haben, nicht aber, wie die Protestantenvereiner singen: „Wir glauben all' an einen Gott, Christ, Jude, Türk und Hottentott“, daß Luther, wenn er von der christlichen Freiheit redet, die Freiheit in Mittelbungen meint, nicht jene angebliche

„Freiheit“ derer, von denen St. Petrus geweißt hat: „Sie verheißten ihnen Freiheit, so sie selbst Knechte des Verderbens sind“, und daß Luther unter Gewissen das in Gottes Wort gebundene wirkliche Gewissen meint, nicht aber die Gewissenlosigkeit der Ungläubigen, welche da in Berlin mit Luthers Namen, Bild und Wort so schändlichen Mißbrauch getrieben haben.

Ueber die Entstehung der heidnischen Religionen entwickelt ein Pfingst-Artikel des „Reichsboten“ gar seltsame Gedanken, die freilich insofern nicht seltsam erscheinen, als man sie leider nur zu oft anzutreffen Gelegenheit hat. Da wird gesagt, die alte heidnische Welt hätte die Offenbarung Gottes verloren und dann, vom Gewissen getrieben, sich neue Religionen aufgebaut. Weiß denn ein Christ nicht aus der Bibel, daß die Heiden an dem „Verluste“ nicht unschuldig sind, sondern daß vielmehr alle heidnischen Religionen nichts anderes sind als greulicher Abfall vom wahren, lebendigen Gott, Verzerrung und Verkehrung der Einen, wahren, christlichen Religion? Weiß denn ein Christ nicht, was Röm. 1 geschrieben steht: „Dieweil sie wußten, daß ein Gott ist, und haben ihn nicht gepriesen als einen Gott, noch gedankt, sondern sind in ihrem Dichten eitel geworden, und ihr unverständiges Herz ist verfinstert. Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden; und haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild, gleich dem vergänglichen Menschen, und der Vögel, und der vierfüßigen und der kriechenden Tiere. Darum hat sie auch Gott dahingegeben in ihrer Herzen Gelüste“ u. s. w.? Und ist es denn nicht gerade so auch jetzt wieder mit dem Entstehen des neuen Heidentums unter uns, wiewohl siebenmal schlimmer (Luk. 11, 26)?

Auf der Leipziger Pfingst-Pastoralkonferenz hat der Leipziger Professor D. Buhl einen Vortrag über „die bleibende Bedeutung des Alten Testaments“ gehalten, in welchem er zwar der Hauptsache nach gegen den das Alte Testament und damit die christliche Religion umstürzenden Unglauben der negativen kritischen Stellung genommen, zugleich aber auch, wie es in dem Berichte der Luthardt'schen Kirchenzeitung heißt, „die extrem konservative Anschauung“ (d. i. die altkirchliche) und „eine Rückkehr zur früheren Auffassung“ ablehnte. Auch Luthardt, der Vorsitzende jener Konferenz, hielt es für angezeigt, bei dieser Gelegenheit in Erinnerung zu bringen, daß er der altkirchlichen Lehre von der Person Christi den Vorwurf „einfeltiger Betonung des Göttlichen“ ebenso mache, wie er ihr in Bezug auf das Alte Testament den Vorwurf „der unvermittelten Einheit zwischen Altem und Neuem Testament“ mache. Der gleichfalls anwesende D. von Stählin sollte dem Vortragenden seinen Dank „mit dem freudigen Bekenntnis, daß der Protestantismus nicht im Zerfall begriffen sei und wir nichts zu fürchten haben.“ Nach der Lage der Dinge, wie sie von Tiefbildenden auch in den Landeskirchen ernstlich angesehen wird, und zumal nach den oben angeführten bedenklichen Worten seines Vorredners und Kollegen in der Leipziger Missionsleitung, giebt solche Aussprache allerdings zu denken.

Professor von Nathusius-Greifswald, von dessen Abgabe an den „evangelisch-sozialen Kongreß“ wir kürzlich berichtet haben, hat nun auch in einem „Zum evangelisch-sozialen Kongreß“ überschriebenen „Reichsboten“-Artikel diesen seinen Schritt näher begründet, und zwar erstlich damit, daß nach dem Namen der auf dem Kongresse vorzugsweise beteiligten ungläubigen akademischen Theologen zu urteilen, „die Leitung des Kongresses geistlich so zusammengesetzt ist, um denselben in die Bahnen der modernen Theologie zu bringen“, zum anderen aber damit, „daß, wenn die sozialen Fragen ohne die Grundlage der gesunden Lehre in Angriff genommen werden, dies notwendig in Schwärmgeisteri ausarten muß.“ Zu den Kennzeichen derselben gehörten zu allen Zeiten 1. eine Verdrängung des Christentums, 2. ein Abtreten von dem Worte der heiligen Schrift, 3. ein Fanatismus, der nicht in den Grenzen der Mäßigkeit bleibt. Daß aber der Kongreß diesen von ihm als Schwärmgeisteri bezeichneten Gefahren tatsächlich erlegen sei, weiß von Nathusius im einzelnen nach. Insbesondere nimmt er dabei auch Bezug auf die Festrede des Schweizer Professors Furrer, der sich dort wie auch sonst als Atheist offenbart habe. Derselbe habe auch in seiner Schrift zum Apostolikumsfreit sich ungefähr so ausgesprochen: „Die Aufregung über jenes Bekenntnis sei unnütz; er als Schweizer Geistlicher habe es zwar nicht zu bekennen, er würde es aber auch ganz gut gebrauchen können, da er ja jedem Worte seinen Sinn unterlegen könnte.“ So habe sich nun der Kongreß auf die Bahnen derer begeben, „welche nach Schlatters unüberträglichem Ausdruck — die Kirche zu einem Vereine von solchen machen wollen, die mit Christus nur einen religiösen Heroenkultus treiben.“

Pastor Müller-Roth, der, als Rationalist seit vielen Jahren bekannt, vor einem halben Jahre in einem zu Berlin gehaltenen Vortrage für Feuerbestattung geschwärmt und dabei die heftigsten Ausfälle gegen die medlenburgische Landeskirche und deren Pastoren nicht allein, sondern auch gegen den christlichen Glauben gemacht hatte, ist nunmehr vom Oberkirchenrate zu Schwerin seines Amtes entsetzt worden „wegen Beschimpfung der medlenburgischen Landeskirche“. Das Urteil ist ge-

recht, die Begründung aber derart, daß der Oberkirchenrat die Schmach Christi auch in diesem Falle nicht zu fürchten braucht.

Landeskirchliche Versammlungen. Die „Allg. ev.-luth. Konf.“ soll im Herbst dieses Js. wieder in Schwerin, der Protestantenverein aber in Hamburg tagen. Auf ersterer wird Herr Konsistorialrat D. Polstorff-Güstrow einen Vortrag halten über „die Bedeutung der heiligen Schrift für die Kirche, das deutsche Volk und den einzelnen Christen“. Wird der Vertreter des medlenburgischen Oberen Kirchengerichtes, der auch auf der letzten „Allgem. ev.-luth. Konf.“ sich hören ließ, diesmal bekennen oder verleugnen? Wenn aber erteres, was wird dann die Konferenz dazu sagen? Nach allem bisher Erlebten wird die Sache wohl den Verlauf nehmen: Polstorff für seine Person wird die heilige Schrift anerkennen und man wird es ihm nicht wehren. Ja, man wird, Allg. wie man ist, nicht ohne Grund gerade einen Mann wie ihn zum Referenten ernannt haben — zur Beschwichtigung des in Bezug auf die Bibel zum Teil wohl etwas beunruhigten Christenvolkes. Ein wirkliches Bekenntnis aber zur völligen Inspiration und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift mit Verwerfung des Gegenteils kann die „Allgem. ev.-luth. Konf.“ nicht ablegen, ohne sich selbst aufzugeben, und das wird sie nicht thun. Wir bitten, dies im Auge zu behalten, da wir seiner Zeit auf die Sache zurückzukommen gedenken.

Entthüllungen über römische Klosterzustände. Großes Aufsehen hat in diesen Tagen der zu Aachen geführte Prozeß, betreffend das Alexianerkloster, „Mariaberg“ gemacht. Ein Herr Mellage hätte nämlich durch einen englischen Geistlichen, Namens Forbes, der wider seinen Willen als „irrsinnig“ in genanntem Kloster festgehalten worden war, über die in jenem Kloster herrschenden Zustände Dinge in Erfahrung gebracht, die ihn veranlaßten, darüber eine Broschüre zu veröffentlichen. Die Betreffenden, welche sich durch dieselbe beleidigt sahen, strengten eine Klage an, die von der Staatsanwaltschaft in die Hand genommen wurde. Bei dem prozeßualigen Zeugenverhör sind aber Dinge zu Raum gekommen, welche die Broschüre des Herrn Mellage als gelinde Beurteilung erscheinen ließen. Da sind Mißhandlungen und Grausamkeiten, die man in unserer Zeit nicht mehr für möglich gehalten hätte, nicht allein vorgekommen, sondern an der Tagesordnung gewesen, und das alles, wie ja freilich bei der Kirche des Antichrist bekannt ist, unter dem äußeren Schein größter Heiligkeit. Der am meisten belästete „Bruder Heinrich“ hat sich überdies im Verhör des Meines des stark verdächtig gemacht und ist deswegen bereits verhaftet worden. Die drei Angeklagten: der Verfasser der Broschüre, Mellage, der Verleger derselben, Barnasch, und der Verfasser von 4 Artikeln des „Fierlohrner Kreis-Anzeigers“, Scharre, sind sämtlich freigesprochen worden, da für ihre Behauptungen der Wahrheitsbeweis erbracht worden ist. Die Sache ist natürlich damit nicht zu Ende. Wie der bisher als Kläger gegen sie und also gewissermaßen als Verteidiger des Klosters aufgetretene Staatsanwalt erklärte, hat „Mellage sich das Verdienst erworben, schwere Mißstände aufgedeckt zu haben“. „Es ist in der That festgestellt worden, daß im Kloster Mariaberg Dinge vorgekommen sind, die die schwersten Strafen rechtfertigen. Die Staatsanwaltschaft wird diesen Dingen näher treten und auf Grund der hier zu Tage getretenen Vorkommnisse und noch weiter anzustellender Erhebung die strengste Ahndung vornehmen.“ Zwischen ist der Privatfrankenspflege des Alexianerklosters Mariaberg die staatliche KonzeSSION bereits entzogen worden. H—r.

Abfall zum Papsttum. Aufmerksamkeit erregt gegenwärtig die Nachricht von dem kürzlich in Teplitz erfolgten Uebertritt des Prinzen Friedrich von Schönburg-Waldenburg zur römisch-katholischen Kirche. Als Grund seines Glaubenswechsels giebt der Prinz an, daß sein Uebertritt nur eine Rückkehr zum ursprünglichen Glauben seiner Väter sei. Nun ist aber der „ursprüngliche Glaube seiner Väter“ kein anderer als der heidnische gewesen. Sie sind Heiden gewesen und hingegangen zu den summen Gözen, wie sie geführt wurden. Ob der Prinz diesen ursprünglichen Glauben seiner Väter im römischen Papsttum wiedergefunden hat? Luther sagt in der Hauspostille: „Darum ist das ganze Papsttum nichts anderes denn eine Welt voll Abgötterei.“ Seit 300 Jahren waren die Väter des abgefallenen Prinzen lutherischen Glaubens. Sie verurteilten der Prinz durch seinen Uebertritt als Schirmherren und Anhänger eines verkehrten Glaubens und einer falschen Kirche. Betreffs des Uebertritts berichtet eine Korrespondenz aus Teplitz: „Natürlich fehlte es dem Prinzen bei seiner Absicht nicht an verwandtschaftlichen und geistlichen Gegenvorstellungen, Mahnungen und Warnungen, und als in letzter Zeit seine Neigung zum Entschlusse reifte und infolge dessen jene Umstimmungsversuche immer intensiver wurden, ließ sich der Prinz herbei, einer Disputation über die Differenzen des evangelischen und katholischen Bekenntnisses beizumohnen und von den Ergebnissen derselben die Ausführung seines Entschlusses abhängig zu machen. Diese Disputation fand zwischen einem evangelischen Theologen und dem Religionslehrer des Teplitzer Obergymnasiums, Prof. Dr. Enbeler, welcher den Prinzen in den Lehren der katholischen Kirche unterwies, thätiglich statt und das Ergebnis derselben war, daß der Prinz nach

wie vor auf der Ausführung seines Vorhabens beharrte. Als der Prinz soweit vorbereitet war, daß die Konversion erfolgen konnte, erbat er sich unter Offenbarung seines unabänderlichen Willens und unter Hinweis auf den bevorstehenden Empfang der Sakramente der Buße und des Altars von Teplitz aus die Vergebung seiner Eltern für alles, was er ihnen Zeit seines Lebens kränken des gethan, und infolge dieses Schreibens eilten die Eltern des Prinzen sofort hierher, um noch ein letztes Mal zu versuchen, ihren Sohn umzustimmen, allein der Prinz trat ihnen in aller Ehrfurcht mit der Erklärung entgegen, daß die Konversion bereits vollzogen sei. Daraufhin verließen Fürst und Fürstin, ohne etwas weiteres zu erwidern, die Zimmer des Prinzen und reisten ohne Verzug von Teplitz ab. Die Konversion des Prinzen war in der That am 5. Juni in der hiesigen Klosterkirche der Barnabazigen Schwestern im Beisein des Fürsten Carlos Clary und des Grafen Günther Stolberg-Stolberg durch Professor Dr. Endler vollzogen worden.“ Hätte der Prinz mit allem Ernste in Gottes Wort geforscht, so wäre er bald genug zu der Einsicht gekommen, daß die römische Kirche mit ihren Lehren und Gebräuchen im direkten Gegensatz steht zu Gottes Wort. Aber das Ansehen der heiligen Schrift ist ihm in seiner bisherigen Landeskirche durch Zeugnung ihrer göttlichen Eingebung untergraben worden. Und wo das geschieht, unterwirft man sich dann entweder dem Papst der Vernunft und Wissenschaft oder dem Papst zu Rom und meint, Finsternis sei Licht und Lüge sei Wahrheit. K.

Römische Frömmigkeit. In dem österreichischen katholischen Blatt „Weltblatt“ wird angezeigt ein „Geistliches Kartenspiel“ (!) zum Nutzen und Vergnügen frommer Seelen, aber auch zum Troste der lieben armen Seelen im Fegfeuer. 32 Karten in Farbendruck, mit kurzen Belehrungen und Ablassgebeten. In rotem Einwand-Stui. Preis 40 Kreuzer. Die St. Robertus-Verlagshandlung in Wien III, Seidlgasse 8, bietet mit diesem „Kartenspiel“, „andächtigen Christen einen neuen Gehelf liebevoller Fürsprache für die Seelenruhe der Verstorbenen. Derselben kann sich der Einzelne ebenfogut bedienen, wie eine ganze Familie oder eine sonstige Gesellschaft. Das fromme Spiel besteht aus 32 Karten, von denen jede eine Belehrung über eine christliche Tugend, dann eine Anregung zur Fürbitte für die abgechiedenen Seelen und ein kurzes Ablassgebet enthält. Man mischt die Karten, zieht eine derselben oder läßt sie ziehen und liest den Inhalt; das Uebrige ergibt sich dann von selbst. Die Erbauung ist da mit einer wohlthätigen Abwechslung verbunden, und es wird dies Spiel in frommgläubigen Kreisen gewiß vielen Anklang finden.“ Diese „frommgläubigen“ Kreise können also das Gebet jetzt auch in Gestalt eines Kartenspiels betreiben.

Zur römischen Marienverehrung schreibt man der „Kirchl. Korrespondenz“ aus München: Wir haben eine Maria von München und eine von Andechs, eine von Maria-Eich und eine von Bamberg, eine besondere Maria in jedem Kloster und eine besondere in jedem Städtchen. Jede kann ein bißchen mehr wie die andere, und das gut katholische Volk fragt sich vor jedem Anliegen: Sag' ich es der Maria von München oder verlob ich mich zu der von Benediktbeuren oder walle ich hinaus zu der von Alttötting? Die jeweilige Maria wird nach dem Ort genannt, wo ihr Bild, ihre Statue steht. Dort wirkt sie und dort trägt man ihr sein Anliegen vor. Und die Zahl der Marien ist so groß, fast wie die Zahl der Statuen. Aber die Gipsgießer und Statueteure wissen genau, was man will, wenn man verlangt: eine Maria von Alttötting oder eine von Birkenstein oder eine von Einsiedeln. Denn jede ist etwas durch ihre Haartracht, ihre Gewandung, ihr Lächeln, oder gar durch eine Krone am Kopf unterschieden. Die Mächtigsten unter diesen Marien werden gekrönt und ihre Bilder geweiht. Wie es nun überhaupt im Wesen des Deutschen liegt, gern Fremdes anzunehmen und das zu bewundern, was weit her ist, so zeigt sich dies auch in den Marienstatuen. Und wie die Moden, die aus Paris stammen, so sind auch die französischen Marienstatuen bei den deutschen Katholiken sehr beliebt. Neuerdings wurde, obwohl die Zahl der deutschen Marienbilder viele Hunderte beträgt, eine neue französische Maria in Bayern mit erzbischöflicher Genehmigung eingeführt, die Maria von Lourdes (sprich: Lurd), der zu Ehren am 11. Febr. d. J. zum ersten Mal das Fest „Mariä Erscheinung in Lourdes“ innerhalb des Erzbistums München-Freising gefeiert wurde! Armes Volk! Vgl. Ser. 2, 13. („Freimund.“)

Quittung.

Für die Synodalkasse: Kollekte am 1. Pfingstfeiertag in Crimmitschau durch Herrn P. Hagen *M* 32.98; Kollekte am Trinitatisfest in Glauchau durch denselben *M* 9; Beitrag des Herrn P. Hensel in Gr.-Rübe *M* 10; von Herrn Emmel in Nordensfeldt durch Herrn P. Hempping *M* 3; von Frau verw. Wagner in Roda *M* 3.50 und von Herrn Lehrer Wagner durch Herrn P. Hanewinkel in Dresden *M* 1; Beitrag der Gemeinde Dresden durch Herrn Steyer daselbst *M* 218.15; durch Herrn P. Stallmann in Allendorf: von Frau Pfarrer Brunn *M* 50

(abgelehnte Reisvergütung), Kollekte der Gemeinde Allendorf-Kleinlinden *M* 34.97, von M. W. in A. *M* 1, von N. W. in K. *M* 5, von F. W. in C. *M* 3, von H. J. in M. *M* 2, von A. B. in A. *M* 1, von P. B. in A. *M* 2, Dankopfer der Familie Johs. Merkel in Allendorf *M* 7; Kindtaufskollekte des Herrn Hugo Richter in Chemnitz durch Herrn P. Kern daselbst *M* 14; durch Herrn P. Willkomm in Planitz: von N. N. in N. *M* 10, Kollekte in Callenberg *M* 2.53, Kollekte am Pfingstmontage in Planitz *M* 48.48, Hochzeitskollekte des Herrn Müller und Hrl. Schmiedchen *M* 10.50, Kindtaufskollekte des Herrn Voigt *M* 5.50, Beitrag der Gemeinde Planitz *M* 61.05; durch Herrn P. Hagen in Crimmitschau: Kirchsaalmiete in Glauchau *M* 8 und von C. D. S. *M* 33; aus der Sammelbüchse in Nichtigsthal durch Herrn P. Kern in Chemnitz *M* 5.

Für Regemission: Von G. M. in C. *M* 3 und von J. L. in T. *M* 0.50 durch Herrn P. Stallmann.

Für Seidenmission: Durch Herrn P. Hensel in Gr.-Rübe *M* 11; durch Herrn Steyer in Dresden: von Herrn M. Kalten *M* 3, von Herrn A. Näther *M* 1.30, von Ungenannt *M* 3, „Sephata“ *M* 1.50, von E. Z. *M* 5; von Ungenannt *M* 300.

Für Seidenmission in Ostindien: Von L. L. in L. durch Herrn P. Hanewinkel *M* 8.

Für den Schriftenverein: Kindtaufskollekte des Herrn Johs. Merkel durch Herrn P. Stallmann *M* 4.40.

C h e m n i z .

Eduard Neldner, Kassierer.

Bücher-Anzeige.

Verhandlungen der ersten Jahresversammlung der Synode der evangelisch-lutherischen Freikirche in Sachsen n. a. St. Anno Domini 1877. Neuer Abdruck. Zwickau i. S. Verlag des Schriftenvereins der sep. ev.-luth. Gemeinden in Sachsen. 1895. 80. 100 S. Preis 1 *M*.

Indem wir das Erscheinen der 2. Auflage des 1. Jahresberichts unserer Synode hiermit anzeigen, erwähnen wir nochmals, daß derselbe folgenden Inhalt hat: 1. Die Synodalpredigt des sel. Pfarrers Fr. Brunn über Psalm 46, 5. 6, in welcher unseres Glaubens Grund, unser Ziel, unser Trost, unsere Aufgabe in höchst erbaulicher Weise gezeigt werden. Sodann 2. die Lehrverhandlungen über die Lehre von der Rechtfertigung in ihrem Verhältnis zu den jetzt auf dem Gebiete der sog. evangelischen Theologie und Kirche herrschenden Zeitirrtümern — Verhandlungen, deren Bedeutung auch heute noch, nach 18 Jahren, dieselbe ist wie damals, denn die Zeitirrtümer haben sich nur noch verschärft und wir müssen nach wie vor dagegen kämpfen. 3. Verhandlungen über Recht und Aufgabe der evangelisch-lutherischen Freikirche in Deutschland. Auch diese Verhandlungen, wie sie für die Arbeit der Synode von Anfang an grundlegend gewesen sind, haben ihren hohen Wert noch nicht verloren; geben sie doch klare Antwort auf so viele Fragen und Einwürfe, die fort und fort gegen unsere Freikirche erhoben werden. — Möchte denn dieser neue Abdruck viele Leser finden und an seinem Teile dazu helfen, die Kirche des reinen Bekenntnisses bekannter zu machen und bauen zu helfen.

Ein Aaleblatt. Eine Erzählung für die reifere Jugend von Margarete Lenk. Zwickau i. S. Druck und Verlag von Johannes Herrmann. 80. 147 Seiten. Preis in seinem Originalband *M* 1.50.

Die bekannte und beliebte Verfasserin des „Kleinen Lumpensammlers“ und anderer Kinderchriften bietet hier eine größere Gabe für die reifere Jugend, die wir aufrichtig empfehlen können. Je mehr unsere Jugend in Gefahr ist, unter dem lauten Getriebe unserer, in Genuß- und Habsucht sich überstürzenden Zeit gefühllos und roh zu werden und dabei auch ihren Christenglauben zu verlieren, desto wertvoller ist für dieselbe eine solche Erzählung, in welcher das Gemütsleben des Kindes- und Jugendalters mit seinem Verständnis und in schlichter, jedermann verständlicher, aber auch jedermann anregender Weise geschildert und dabei der Christenglaube ohne die oft so unangenehm berührende Aufdringlichkeit der sogenannten christlichen Romane als das gepriesen wird, was allein Halt und Trost im Leben und Leiden, und Kraft zum fröhlichen Wirken im Dienste des Nächsten giebt. Was darin von Liebesgeschichten — wenn man es so nennen darf — vorkommt, ist so keusch und schlicht, so fern von jener oft gerade auch in der modern christlichen Litteratur gesuchten Pikanterie, daß das Buch getrost jedem jungen Christen in die Hände gegeben werden kann. Und daß der Patriotismus durch Verlegung des Hauptteils der Geschichte in das Jahr 1870 und in den Elsaß — ohne alle falsche Uebertreibung, sondern in gesündester Weise — ein wenig gepflegt wird, mag dem Buch in diesem Jahre, da man die 25 jährige Erinnerung an jene Zeit allorten feiert, zu besonderer Empfehlung dienen. W.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evangel.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

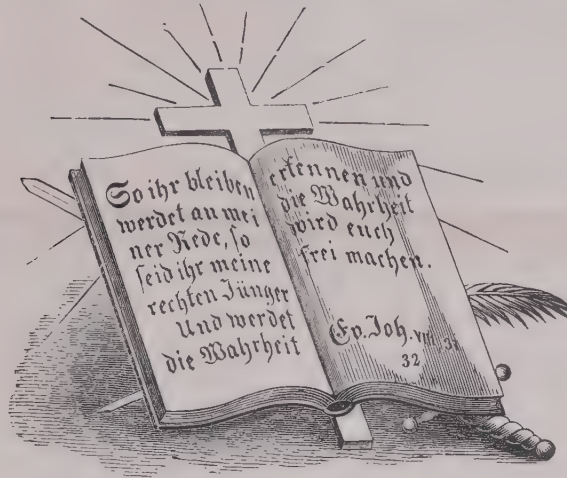
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die L. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 20. Nr. 17.

Bwickau in Sachsen.

11. August 1895.

Predigt

zur Eröffnung der 19. Jahresversammlung der Synode der ev.-luth. Freikirche in Sachsen u. a. St., gehalten in der Bethlehems-Kapelle zu Hannover am 17. Juli 1895 und auf Beschluß der Synode veröffentlicht von W.

J. A. J.

Lieber Herr Jesu! Du hast selbst durch den Mund des Propheten geklagt: Ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich und brächte meine Kraft umsonst und unnützlich zu. So dürfen wir hoffen und bitten, daß Du als unser barmherziger Hohepriester, der versucht ist allenthalben gleich wie wir, doch ohne Sünde, mit unserer Schwachheit wirst Mitleid haben, wenn in unseren Herzen die Klage aufsteigt: Wir arbeiten umsonst! Aber wir bitten Dich auch, Du wollest uns den Trost im Herzen versiegeln, mit welchem Du selbst bist getröstet worden, nämlich daß unsere Sache des Herrn und unser Amt unseres Gottes ist. Ja, wir wissen's und preisen Dich dafür, daß Du uns Deine Sache zu treiben gegeben hast, daß wir nicht unsere eigene Weisheit predigen, sondern Dein Wort. Wir trauen Dir darum auch zu, Du werdest Deine Ehre retten und uns nicht zu Schanden werden lassen, obgleich alles wider uns tobt, und wir nichts sehen als Sünde und Schwachheit, und von Erfolgen nichts spüren.

Die Sach' und Ehr', Herr Jesu Christ,
Nicht unser, sondern Dein ja ist.
Darum so steh' Du denen bei,
Die sich auf Dich verlassen frei.
Amen.

In Jesu Christo, unserem Heilande, herzlich geliebte Brüder! Die Menge urteilt nach den äußerlichen Erfolgen und Mißerfolgen über den Wert und Unwert einer Sache, einer Lehre. Was alle glauben, das muß wahr sein. Wenn alle oder doch die Mehrzahl beifallen, der muß das Rechte getroffen haben. Wer aber die Verachtung der Großen und

Hohen dieser Welt zu tragen hat und nur von wenigen geschätzt wird, der muß im Irrtum befangen und verkehrt sein. Was mit großen Mitteln ins Werk gesetzt wird, wo einer ansehnlich und prächtig auftreten kann, da bekommt jedermann den Eindruck: das ist etwas, da findet man Beachtung, was aber still und arm einhergeht, wird nichts geachtet.

Unter dieser weltlichen Beurteilungsweise steht und leidet in gewisser Weise auch die freikirchliche Sache in Deutschland. Während die kirchlichen Fragen und Angelegenheiten im allgemeinen jetzt mehr Beachtung finden als früher, bleibt die Freikirche fast ganz unbeachtet. Denn sie ist klein, ein verschwindender Bruchteil dessen, was Kirche heißt. Die Mehrzahl des Volkes weiß gar nicht, daß es eine Freikirche giebt, die Kirchenregimente haben schon längst erleichtert aufgeatmet in der Ueberzeugung, daß diese Bewegung größere Dimensionen nicht annehmen werde, also ungefährlich sei, und die herrschenden Klassen beachten sie höchstens, um sie zu verurteilen als etwas durchaus Unberechtigtes und Schädliches. — Auch Christen urteilen ähnlich darüber. Es gab eine Zeit, da konnte man von führenden Stimmen innerhalb der Kirche der Reformation gerade in Deutschland es immer wieder hören: Es muß zu einer Scheidung kommen! Die Kirche muß frei werden! Geschieht noch dies oder das, so hat das Tragen der Ungerechtigkeit ein Ende! Aber es ist dies geschehen und das geschehen, und noch mehr als dies und das, und man ist geblieben, wo man war, und hat alles getragen, und die, welche es nicht tragen konnten, sondern, ihrem in Gottes Wort gebundenen Gewissen folgend, ausgingen, werden verurteilt als eigenwillige Leute, die Zertrennung anrichten! Woher kommt das? Vornehmlich aus jenem weltlichen Urteil über die Dinge. Man hatte geträumt und träumt wohl hie und da noch von einer großen Bewegung, von Zehntausenden, die aufstehen und mit austreten würden, von einer solchen Scheidung, da man wohl gar die Kirchengüter mit herüber retten konnte in die

Freikirche. Und siehe da! nun sind es nur etliche Tausend, meist geringe Leute, und von Kirchengütern ist keine Rede: arm, gering, verachtet und verlassen steht diese Freikirche da, eine Nachthütte in den Kürbisgärten, ja infolge von Lehrstreitigkeiten unter den verschiedenen Synoden eine verheerte Stadt. Nein, so sagt man da, das kann Gottes Wille und Werk nicht sein, und merkt nicht einmal, daß man urteilt nach der Welt Art, und daß des Papstes Urteil über die protestantische Christenheit im allgemeinen genau dasselbe ist, man sich damit also eigentlich selbst verurteilt.

Aber dieses Urteil der Welt ist auch das Urteil des Fleisches, auch unseres fleischlichen Herzens. Und wenn wir im Hinblick auf unsere geringe Zahl, auf das langsame Wachsen, das wir im allgemeinen zu verzeichnen haben, auf den teilweisen Rückgang, den wir nicht leugnen können, auf unsere Armut, infolge deren wir nur mit auswärtiger Unterstützung unser Kirchenwesen zu erhalten vermögen, und auf die äußerliche Beschränkung, die unserer Tätigkeit durch verschiedene Mittel auferlegt wird, zaghaft werden und wohl sagen: Wir arbeiten umsonst! — ist es nicht eben dasselbe weltliche, fleischliche Urteil nach dem Erfolg, welches dabei Einfluß auf uns übt, ja das wir uns aneignen?

Es ist daher nicht nur zu unserer Rechtfertigung nach außen, sondern auch vor allem zu unserer eigenen Stärkung nötig, uns auf die Art des Reiches Gottes und seiner Entfaltung auf Erden zu besinnen und durch Gottes Wort unser Urteil über den Gang des Reiches Gottes läutern und heiligen zu lassen. Dazu vernehmet Gottes Wort, wie es geschrieben steht

Ev. Marci 4, 26—29:

„Und er sprach: Das Reich Gottes hat sich also, als wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft, und schläft, und stehet auf Nacht und Tag, und der Same gehet auf, und wächst, daß er es nicht weiß; denn die Erde bringt von ihr selbst zum ersten das Gras, darnach die Aehren, darnach den vollen Weizen in den Aehren. Wenn sie aber die Frucht gebracht hat, so schickt er bald die Sichel hin, denn die Ernte ist da.“

Auf Grund dieses vom Herrn uns vorgelegten Gleichnisses laßt uns unter dem Beistande des Heiligen Geistes die Frage zu beantworten suchen:

Weshalb können wir getrost sein, auch wenn wir keinen großen Erfolg unserer kirchlichen Arbeit sehen?

Wir antworten:

1. weil unsere Aufgabe nur ist, Gottes Wort zu verkündigen;
2. weil dasselbe ohne unser Zutun und allmählich wächst;
3. weil die Ernte seiner Zeit gewiß eingebracht werden wird.

I.

Der Herr Jesus spricht: „Das Himmelreich hat sich also, als wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft, und schläft, und stehet auf Nacht und Tag, und der Same gehet auf und wächst, daß er's nicht weiß.“ Es ist ein oft vom Herrn gebrauchtes Bild, das Bild des Säemanns. Wir wissen auch aus Seinem Munde, was unter dem Samen zu verstehen ist. Denn Luk. 8, 11 sagt Er: „Der Same ist das Wort Gottes.“ So wird denn die Kirche oder Gottes Reich hier abgemalt als die Stätte, wo Gottes Wort gesät oder gepredigt wird, und das Amt der Saeleute als das Amt, das Wort zu predigen. So beschreibt der Herr sein Reich auch vor Pilatus mit ausdrücklichen Worten ohne Bild, indem Er

spricht: „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll; wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.“ Und seinen Jüngern gab Er bei seinem Abschiede keinen anderen Befehl, als daß sie das Evangelium predigen sollten aller Kreatur, daß sie predigen sollten in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden allen Völkern.

Durchs Wort, als dem unvergänglichen Samen der Wiedergeburt, baut und erhält Gott sein Reich, durchs Wort allein und durchs Wort gewiß. Darum können wir getrost sein, wenn wir nur wissen, daß wir dieses Wort haben und verkündigen. Es ist freilich jetzt die Meinung weit verbreitet, das Wort allein thue es nicht, oder es könne doch nicht wirken, wenn es nicht durch allerlei äußere oder innere Hilfsmittel unterstützt werde, als da sind kirchliche Ceremonien mit äußerlichem Prunk, obrigkeitlicher Schutz und das dadurch entstehende Ansehen der Amtspersonen, rednerische Begabung der Prediger, großartige Einrichtungen zur Vinderung des sozialen Elendes u. dergl. mehr. Diese Meinung hat der Papst schon lange gehabt und deshalb seine Kirche mit allem weltlichen Gepränge hergerichtet als ein äußerliches Reich, das dem Reiche Christi, wie es zur Zeit der Apostel sich ausbreitete in aller Welt, ganz unähnlich ist. Aber das war ja eben der Sieg der Reformation, daß das Wort wieder auf den Plan kam und durch dies heilsame Wort von Christo, dem Sünderheiland, die zerstreuten Schäflein Christi gesammelt wurden und Weide fanden. Und es ist der Ruhm der Kirche der Reformation gewesen, daß sie das Wort von Christo in apostolischer Reinheit wieder verkündigt und durch dasselbe Gottes Reich baut. Wollen wir diesen Sieg und Ruhm fahren lassen, weil die Vernunft sagt, das Wort genüge nicht mehr, es sei veraltet, die neue Zeit fordere neue Mittel? Nein, „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht“, spricht der Herr. Das Wort des ewigen Gottes ist der unvergängliche Same der Wiedergeburt. Es hat dieselbe Kraft zu allen Zeiten, es kann dieselbe Wirkung ausüben auf alle Geschlechter. Wo aber das Wort nicht mehr wirkt — nach einem gerechten Gerichte Gottes wegen beharrlicher Verachtung des Wortes —, da kann auch nichts anderes wirken, kein äußeres oder inneres Mittel, keine neue Maßregel, kein noch so begabter und angesehener Mensch. Denn Abraham spricht: „Hören sie Moßen und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob jemand von den Toten zu ihnen käme.“

So wollen wir denn nicht verzagt auf andere blicken, welche vielleicht durch allerlei andere Mittel in die Augen fallende Erfolge erzielen, die Massen eine Zeit lang erregen und um sich sammeln oder doch die Anerkennung der Großen dieser Welt genießen und sich in diesem Lichte sonnen. Wir wollen bleiben bei dem, was uns befohlen ist, bei der Predigt des Wortes, und allen Fleiß anwenden, daß wir nur dasselbe rein behalten und recht teilen. Dann kann es uns an dem rechten Erfolge nicht fehlen. Denn dies Wort hat die Verheißung, daß es nicht leer zurückkommen soll.

Sagt man aber, es müßte doch etwas von solchem Erfolge zu spüren sein, so ist das nicht ganz abzuweisen. Aber es ist ja auch nicht so, daß gar nichts zu spüren wäre. Oder sehen wir nicht — manchmal wenigstens — an den Krankenbetten Früchte unserer Predigt? Ist die Opferfreudigkeit unserer Gemeinden und ihre Willigkeit, Zucht zu üben, nicht ein Zeichen davon, daß das Wort an den Herzen wirkt? Doch müssen wir, da wir allerdings große äußere Erfolge nicht aufzuweisen haben, vor allem aus unserem Gleichnisse auch das lernen, daß wir die hauptsächlichsten Erfolge nicht sehen, und doch getrost sein können, weil

II.

das Wort ohne unser Zuthun und allmählich wächst.

Rein Säemann ist so thöricht, nachdem er den Samen ausgestreut hat, in der Erde zu scharren, um nachzusehen, ob der Same auch keimt. Er weiß, daß das nicht seine Sache ist, daß er vielmehr das Gott überlassen muß, der Regen und Schnee und Sonnenschein schickt und die Erde feuchtet und wärmt und also den Samen zum Keimen und Wachsen bringt. Und auch wenn die Saat grünt, kann der Säemann nichts thun, um ihm zum schnelleren oder üppigeren Wachstum zu verhelfen, er muß sie vielmehr wachsen lassen, wie sie wächst. Verkümmert sie durch Frost oder Dürre, verdirbt sie durch Rässe oder Hagelschlag, er kann es nicht hindern, es ist auch seine Sache nicht. Er geht hin, schläft und steht auf Nacht und Tag, und der Same wächst, daß er's nicht weiß.

Das ist ja ein sehr deutliches Bild, und es sollte uns heilen von aller unnützen Sorge um den Erfolg, von allem Kleinglauben, wenn wir keinen Erfolg sehen. Dazu ist uns nämlich dies Bild gegeben, nicht etwa dazu, daß wir damit unsere Trägheit in der Pflege der Gemeinden wollten beschönigen. Denn es giebt ja noch andere Bilder in der Schrift, aus denen wir sehen, daß wir nicht müßig sein dürfen oder unbekümmert um das Schicksal der uns befohlenen Seelen, sondern daß wir neben der Predigt noch manches zu thun haben. So das Bild vom Gärtner, der um den Feigenbaum gräbt und ihn bedüngt, oder das Bild von dem Hirten, der den Wölfen wehrt, das Verlorene sucht, das Verwundete verbindet. Aber auch bei all diesen mit der Predigt des Wortes verbundenen Thätigkeiten bleibt doch auch die hier im Gleichnis vom Säemann gelehrt Wahrheit bestehen, daß das Gedeihen nicht von unserem Thun abhängt, wie denn auch gerade mit Bezug auf die verschiedene Arbeit der Diener am Wort St. Paulus schreibt: „Ich habe gepflanzt, Apollo hat begossen, aber Gott hat das Gedeihen gegeben.“

Weiter aber ist, wenn wir über die geringen Erfolge angefochten sind, auch das zu beachten, was unser Gleichnis weiter sagt, nämlich daß die Erde zuerst das Gras, d. i. die grünen Halme, darnach die Aehren, darnach den vollen Weizen in den Aehren bringt. Wir möchten gleich den vollen Weizen sehen. Aber auch in Gottes Reich ist, wie in der Natur, ein allmähliches Wachstum. Und wie sich der Landmann jedes, auch des geringsten erkennbaren Wachstums freut, so sollen auch wir zufrieden und dankbar sein, wenn nur das Wort gehört und angenommen wird. Es ist dabei im Reiche Gottes noch dieser Unterschied, daß, während auf dem Acker das Wachstum der ganzen Ausaat ein ziemlich gleichmäßiges ist, hier das Wachstum sehr verschieden ist. Mancher Hörer des Wortes kommt schnell zu guter Erkenntnis, starkem Glauben, werththätiger Liebe; bei anderen dagegen geht es sehr langsam. Während der eine seine Lieblingsünden gleichsam mit einem Rucke abwirft, hat ein anderer bis an sein Lebensende damit zu thun. Während der eine mit festen, gewissen Schritten läuft in der Bahn der Gebote Gottes, und seinem Seelsorger kaum je besondere Not macht, wandt ein anderer hin und her, kommt nur unter Fallen und Aufstehen vorwärts und bedarf unausgesetzter Pflege. Und der schwachen, strauchelnden, kränkenden Christen sind in der Regel mehr als der Gesunden. Oder wenn ihrer auch nicht mehr sind, so fallen sie doch mehr ins Auge, und es entsteht leicht der Eindruck, als seien gar keine Gesunden da, und es kommt uns dadurch leicht die Anfechtung, als sei unsere Arbeit überhaupt fruchtlos und umsonst. Das zu sagen, wäre so thöricht, als wenn ein Landmann um Ostern klagen wollte, daß sein Winter-

forn noch keine Aehren habe, sondern blos Gras sei, oder um Pfingsten, daß keine Körner in den Aehren seien. Und zwar ist uns in der Natur die Zeit des Wachstums einigermaßen bekannt, aber im Reiche Gottes hat Gott sich die Zeit vorbehalten. Darum sollen wir lernen, auf Gottes Zeit zu warten. Es ist ja sein Werk und die Seelen sind auch sein. Wie nun die Erde von ihr selbst, d. i. ohne weiteres Zuthun des Landmannes, die Halme, die Aehren und den Weizen, jedes zu seiner Zeit hervorbringt, so sollen wir auch Gott zutrauen, daß Er durch seines Wortes Kraft ohne unser weiteres Zuthun das gute Werk, das er angefangen hat, fördern, erhalten und vollführen wird, und uns, wenn es uns zu lange währt, nicht durch Ungeduld und Murren verläundigen.

Dies führt uns zum

III.

Punkt, nach welchem wir auch deshalb getrost sein können, weil die Ernte zu seiner Zeit gewiß eingebracht werden wird.

Davon sagt unser Text: „Wenn sie aber die Frucht gebracht hat, so schicket er alsbald die Sichel hin, denn die Ernte ist da.“

Die Arbeit im Reiche Gottes wird in der Schrift nicht nur als Säemanns-, sondern auch als Schnitterarbeit bezeichnet, und der Herr stellt beiderlei Arbeit ihrem Werte nach gleich, indem Er spricht: „Wer da schneidet, der empfähet Lohn und sammelt Frucht zum ewigen Leben, auf daß sich miteinander freuen, der da säet und der da schneidet.“ Denn hie ist der Spruch wahr: Dieser säet, der andere schneidet.“ Es soll uns darum auch ganz gleich sein, welcherlei Arbeit uns bechieden ist, ob Säemanns- oder Schnitterarbeit. Freilich ist die Schnitterarbeit erfreulicher, aber auch die Säemannsarbeit zielt auf die Ernte ab, und im ewigen Leben wird beiderlei Arbeit den verheißenen Gnadenlohn empfangen. — Gott teilt seine Gaben in der Zeit verschieden aus. Den einen läßt Er scheinbar ganz fruchtlose Säemannsarbeit thun, den anderen stellt Er mitten in ein reiches Erntefeld. Es giebt auch in der Kirche verschiedene Zeiten. Zu der Apostel Zeiten und in der Zeit der Reformation war das Feld weiß zur Ernte. Jetzt dagegen ist eine Zeit der Ausaat auf Hoffnung, ja, wohl gar eine Zeit, da das Evangelium nur noch zum Zeugnis gepredigt und nur ganz selten eine Handvoll Aehren geerntet werden kann. Das soll uns nicht mutlos machen. Die letzte Ernte kommt doch und wird aller treuen Arbeit am Wort ihren Lohn bringen.

Bis dahin ziemt es sich für die, welche das Wort von der ewigen Seligkeit in Christo bekennen, zu warten. Denn unsere Hoffnung ist auf den Himmel gerichtet, nicht auf irdische Erfolge, nicht auf Ruhe und Genuß in zeitlichem Gewinn, nicht auf Ehre bei den Leuten, auch nicht auf die Ehre, daß wir etwas Großes ausgerichten könnten zum Heile unserer Mitmenschen. Auch die Erntezeiten in der Kirche auf Erden sind Zeiten der Thränenfaat. So soll es uns gleich sein, ob wir nach Gottes Willen mit Thränen den Samen des Wortes nur austreuen oder ebenfalls mit Thränen und unter dem Schweiß des Angesichts Schnitterdienste thun. Denn auf beides folgt erst die Freudenernte in der Ewigkeit. Und bei der, welche gewißlich kommen und nicht ausbleiben wird, wird es sich erst zeigen, daß all unsere Arbeit am Wort, auch die geringste und anscheinend aussichtsloseste Säemannsarbeit, nicht vergeblich gewesen ist, sondern in irgend einer Weise dazu dienen mußte, die Ausgewählten zu rufen, gerecht und herrlich zu machen.

Mit dieser zuversichtlichen Hoffnung laßt uns alle Anfechtung überwinden und getrost unser Werk weiter treiben.

Der Same ist das Wort Gottes. Das laßt uns glauben, bewahren, treiben und bekennen. Davon laßt uns auch nicht eines Haares Breite weichen, auch nichts davon oder dazu thun. So wird uns dieses Wort erhalten und trösten durch den süßen Namen des, der selbst umsonst zu arbeiten schien und doch als der rechte Noas nicht ruhte, bis seines Gottes Werk vollführt war, der auch unserer Säemanns- und Schnitterarbeit Herr ist und das Gedeihen geben wird zu seiner Knechte mühevollen Thun und sie erquicken wird unter des Tages Last und Hitze und in des Abends Kühle. Denn „der Name des Herrn ist eine ausgeschüttete Salbe und ein festes Schloß. Der (durch den Glauben) Gerechte läuft dahin und wird bewahrt. Und ist in keinem anderen Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darin sie sollen selig werden.“

„Jesus, mein Herr und Gott allein,
Wie süß ist doch der Name Dein.
Es kann kein Trauern sein so schwer,
Dein süßer Nam' erfreut viel mehr,
Kein Elend mag so bitter sein,
Dein süßer Nam' der lindert's fein!“

Gelobet sei der Name des Herrn von nun an bis in Ewigkeit! Amen.

Die hohe Wichtigkeit der reinen Lehre von Kirche und Amt für den christlichen Glauben und die kirchliche Praxis.

(Fortsetzung.)

2. These.

Das Predigtamt oder Pfarramt ist keine menschliche Ordnung, sondern ein von Gott selbst gestiftetes Amt.

Es ist ein zwar sehr häufig anzutreffendes, doch ein sehr übles Ding, wenn die Vernunft anfängt, aus gewissen göttlichen Wahrheiten ihre eigenen, verkehrten Gedanken zu spinnen. So haben wir's, wie bei allerlei anderen Fragen, auch hier gefunden. Wir haben Leute kennen gelernt, welche um der Wahrheit willen, daß ein Mensch auch ohne einen Pastor glauben und selig werden kann, das heilige Predigtamt für ein überflüssiges Ding, etwa für einen Luxus ansehen, den man auch ebensogut entbehren könne. Es sind die Schwärmer, welche an keine gewisse Ordnung gebunden sein wollen, die Heuchler, welche für ihre Person keiner Seelenpflege zu bedürfen meinen, die Geizigen, welche zur Erhaltung des Predigtamtes nichts beitragen mögen. Vor den Menschen möchten diese ja auch wohl den Schein haben, daß sie noch Christen seien, und so halten sie es am Ende für ganz gut, wenn ein Pastor da ist, der ihnen alle Jahre einmal das Abendmahl geben und, wenn sie sterben, sie feierlich begraben kann. Von dem eigentlichen, hohen Wert des von Gott gestifteten Predigtamtes aber haben sie keine Ahnung. Sie sind, wie die Kotte Korah, welche sich gegen Mozen und Aaron empörten und sprachen: „Ihr machet's zu viel. Denn die ganze Gemeinde ist überall heilig, und der Herr ist unter ihnen, warum erhebet ihr euch über die Gemeinde des Herrn?“ (4 Mos. 16.)

Auch Luther hatte solche Leute kennen gelernt, wie denn Walthar von ihm zu dieser These folgende Stelle anführt: „Ich kenne selbst etliche, die da meinen, wir dürften keiner Prediger oder Pfarrherrn und man müsse die Pfaffen Gewohnheit und alten Herkommens halben dulden; man könnte die Besoldung und Unkosten, so auf sie jährlich gehen, wohl in andere und bessere Wege gebrauchen, gleich als wären sie, wie jener sagt, ein necessarium malum (notwendiges Uebel). Sonder-

lich der Adel und etliche Klüglinge sagen: Haben wir doch Bücher, daraus wir es ebensowohl lesen können, als hörten wir es in der Kirche vom Pfaffen. Du liehest den Teufel auf deinen Kopf, der dich denn besessen hat! Wenn unser Herr Gott gewußt hätte, daß das Predigtamt nicht not wäre, er wäre ja so weise und klug gewesen, daß er dir es nicht durch Mozen hätte predigen lassen, und wäre nach deinen gottlosen, teuflischen, thörichten Gedanken und Reden ohne Not gewesen, daß er nachmals das levitische Priestertum hätte geordnet und allezeit Propheten ausgesendet, wie er selber sagt Matth. 23, 24. Er würde auch dieser Zeit Prediger und Seelsorger wohl heißen daheim bleiben.“

Und Ehemuiz, nachdem er von der göttlichen Stiftung des Predigtamtes und den köstlichen Verheißungen desselben ausführlich und gründlich nach der Schrift geredet (s. daselbst), fügt hinzu: „Diese überaus erhabenen und süßen Verheißungen vom Predigtamt müssen in der Kirche gleichsam öffentlich ausgestellt werden, damit die Würde des Amtes wider die Schwärmer geschmückt werde; und damit diejenigen, welchen das Amt befohlen ist, mit desto größerer Freudigkeit ihre Mühen übernehmen und die Schwierigkeiten erdulden, und damit die Menschen das Predigtamt mit Ehrfurcht gebrauchen lernen.“ Mit diesen Worten ist in Kürze zusammengefaßt, was wir zu dieser These nach unserem Thema zu sagen haben.

Ja, wider die Schwärmer muß das heilige, von Gott gestiftete Predigtamt „geschmückt“ werden, die Schwärmer, die da meinen, daß jeder Schuster und Schneider, wenn er den „Geist“ habe, öffentlich auftreten und den Prediger spielen könne. Es verachten aber diese Leute Gottes Wort und Stiftung, indem sie ihre eigenen Gedanken, Gefühle, Empfindungen, Einbildungen u. dergl. höher stellen als die einfache, nüchterne Wahrheit des göttlichen Wortes, und ein unordentliches Wesen und berufsloses Treiben lieber sehen als die Ordnung, welche Gott gemacht hat. Auch nehmen diese Leute ihrer eigenen Seelen nicht wahr und helfen denen nicht, denen sie helfen wollen und zu helfen scheinen. Es gilt von ihnen, was der Herr Christus einmal zu den Pharisäern sagte: „Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäern, ihr Heuchler, die ihr Land und Wasser umziehet, daß ihr einen Judengenossen machet; und wenn er es geworden ist, macht ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr, denn ihr seid“ (Matth. 23, 15). Wollen wir nun nicht den Schwärmern und allerlei schwärmerischem Wesen verfallen und durch daselbe von der Einfalt in Christo und von der für den christlichen Glauben so durchaus nötigen Nüchternheit abgezogen werden, so müssen wir uns auch in diesem Stücke zum Worte Gottes halten und die göttliche Stiftung des heiligen Predigtamtes anerkennen und in Ehren halten, nicht aber, wie die wilden Säue, die Zäune zermöhlen, welche Gott selbst in seinen heiligen Ordnungen gemacht hat.

Die Erkenntnis von der göttlichen Stiftung des heiligen Predigtamtes giebt zum andern den Trägern desselben reichen Trost, daß sie „mit desto größerer Freudigkeit ihre Mühen übernehmen und die Schwierigkeiten erdulden“. Von den Mühen und Schwierigkeiten des Predigtamtes wissen die Schwärmer und Stundenhalter natürlich nichts. Denn sie haben ja kein Amt und naschen nur von den süßen Früchten, welche ihnen nicht gehören. Auch die Mietlinge, die auf ihren Pfründen sitzen, nach denen sie so lange gejagt haben, verstehen das nicht. Sie haben wohl ein Amt, aber sie warten seiner nicht, wie sie sollten. Wer aber ein Amt hat, es sei, was für ein Amt es immer sei, und mit Ernst seines Amtes warten möchte, der weiß auch von seinen Mühen und Plagen zu sagen. Denn jenes Wort von den „Dornen und Disteln“ trifft nicht allein den Ackermann

im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern einen jeden irdischen Beruf. Da geschieht es denn wohl — und wer wüßte nicht davon zu sagen? — daß man die schwere Last des Berufes mit allen Nöten und Plagen, Verdrießlichkeiten und Widerwärtigkeiten gern los wäre und von sich schüttelte. Aber es geht nicht. Warum nicht? Um des Brotes oder der Ehre willen nicht? Wer weiter nichts kennt als das, der kennt noch nicht ein in seinem Amte ermüdetes und verzagtes Herz. Nein, um des in Gottes Wort gefangenen Gewissens willen geht es nicht. „Hat jemand ein Amt, so warte er des Amts.“ Das Predigtamt aber ist Gottes Amt und Gottes Stiftung. Wir haben es nicht von uns selber oder durch uns selber. So können und dürfen wir es auch nicht von uns selber und durch uns selber wieder loswerden. Eben dieser Gedanke aber, daß unser Amt Gottes, daß die Sache des Herrn ist, daß wir selbst durch Ihn in unser Amt gesetzt sind, macht uns dann auch wieder fröhlich und getroßt. Hat doch selbst unser Herr und Heiland, der ja menschlich gedacht, gefühlt und empfunden, menschlich getrauert und gezagt hat, solches erfahren, wie der Prophet Jesaias von ihm weißagt: „Ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich, und brächte meine Kraft umsonst und unnützlich zu; wiewohl meine Sache des Herrn, und mein Amt meines Gottes ist“ (Jes. 49, 4). Nun, wohlan denn: Ist es also, was wollen wir uns betrüben und abhärmen? Fällt die Sache hin, so fällt sie Dem hin, der sie wohl wieder aufrichten kann. Wir aber wollen anhalten an dem, das uns befohlen ist, den Erfolg aber dem befehlen, des die Sache ist, und wenn man uns verachtet, mit Samuel uns trösten durch das Wort, das der Herr zu ihm sagt: „Sie haben nicht dich, sondern mich verworfen“ (1 Sam. 8, 7). „Nun erfordert man nicht mehr von den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden.“ „Haushalter“ sind wir, mehr nicht. So haben wir auch nicht mehr Verantwortung, als man von einem Haushalter fordert. Und deckt dann der Herr auch noch alle wissentliche oder unwissentliche Untreue, Schwachheit und Gebrechen zu, so ist ja alles gut.

Die Wahrheit von der göttlichen Stiftung des Predigtamtes ist endlich auch darum so wichtig, „damit die Menschen das Predigtamt mit Ehrfurcht gebrauchen lernen“. Es gilt dies aber sowohl für die Pastoren wie für die Gemeindeglieder.

Uns Pastoren gilt es. Denn es ist hochnötig, daß wir uns allezeit der Verantwortung bewußt sein, welche wir dem Herrn schulbig sind, der uns zu seinen Haushaltern bestellt hat. Das Wort St. Pauli: „Wenn ich noch den Menschen gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht“ (Gal. 1, 10) gilt auch uns. Denn so gewiß es ist, daß wir durch Menschen, durch die Gemeinde berufen und in unser Amt gesetzt sind und darum auch der Gemeinde Diener sind, nicht allein, sofern wir sie bedienen, sondern auch sofern wir ihr, als unserer vorgesetzten Behörde, verantwortlich sind (denn die Gemeinde ist nun einmal nach lutherisch-kirchlicher Lehre die höchste irdische Instanz in Kirchensachen, was die romanisierenden „Lutheraner“ leugnen), — so sind wir doch darum nicht der Menschen Knechte, daß wir predigen sollten, darnach den Leuten die Ohren jücken. O nein, sondern wir sind im letzten Grunde Gottes Diener, Christi Knechte, und nur als solche und nur in diesem Sinne von der Kirche in unser Amt gesetzt, in das Amt, welches Gott gestiftet hat.

Auch den Gemeindegliedern gilt es, daß sie das Predigtamt mit Ehrfurcht gebrauchen lernen, und zwar in doppelter Beziehung.

Erstlich soll eine christliche Gemeinde in Anbetracht der göttlichen Stiftung des Predigtamtes es nicht leiden, daß solch hohes, heiliges, wichtiges Amt durch unwürdige Personen verwaltet

werde. Das ist ja der Jammer namentlich in den heutigen Staatskirchen, daß, wie da überhaupt allenthalben und auf allerlei Weise, zuwider dem ausdrücklichen Verbote des Herrn, das Heiligtum den Hunden gegeben wird und die Perlen vor die Säue geworfen werden, so auch das heilige, von Gott gestiftete Predigtamt, das Amt, welches Gott so herrlich geschmückt und zu so großen Dingen berufen hat, vergeben wird, als wenn es sich um eine Versorgungsstelle handelte. Das wird Gott richten. Ja, er hat es schon gerichtet. Denn wer sehen kann, der sieht es, wie auch jener Zusatz des Herrn sich je länger je mehr erfüllt hat: „auf daß sie dieselbigen nicht zertreten mit ihren Füßen und sich wenden und euch zerreißen.“

Zum andern aber sollen die Glieder einer christlichen Gemeinde, eingedenk der göttlichen Stiftung des heiligen Predigtamtes, die treuen Diener desselben nicht verachten, etwa darum, weil sie nicht so schöne Gaben haben wie andere, welche man vor ihnen hatte, neben ihnen siehet oder gar, wie man sie sich denkt, daß sie sein sollten oder könnten, und wie sie selber wären, wenn sie Pastoren wären. Es steht geschrieben: „Tastet meine Gesalbten nicht an, und thut meinen Propheten kein Leid“ (Ps. 105, 15). Um des Amtes willen, das Gott gestiftet hat, soll man sie ehren und lieben, ihre Fehler, Schwächen und Gebrechen gern tragen und mit ihnen Geduld haben. Beruht nicht das alles auf Gegenseitigkeit? Jawohl, wir alle haben Ursache und Gelegenheit dazu, solcherlei Tugenden zu lernen und zu üben. Es ist aber sonderlich wert bemerkt zu werden, wie sehr nötig und wichtig es ist in Rücksicht auf das heilige Predigtamt. Denn es ist nicht allein die Bosheit der Welt, über die Pastoren zu spotten, auch nicht allein der Hochmut der scheinheiligen Pharisäer, mit ihrem scharfen Urteil über sie hoch herzufahren, ja wohl gar allein um persönlicher Schwächen oder um persönlichen Zanks willen von ihnen und von der ganzen Kirche sich zu trennen. Es ist auch sonst vieler Christen, und gerade solcher, denen es ein Ernst ist mit dem Reiche Gottes, Unart, an den Pastoren herumzümekeln, stuzen und pußen zu wollen. Wir sagen dies alles unbeschadet der Wahrheit, daß ja freilich die Pastoren gerade um ihres hohen Amtes willen sich sonderlich in Acht nehmen müssen, wie auch, daß ja wirklich die Gemeinden Recht und Pflicht haben, ein Aufsehen auf sie zu haben. Es sollten aber die lieben Christen niemals vergessen, daß der Herr das Predigtamt nicht Engeln oder sonst vollkommenen Heiligen, sondern armen Sündern vertraut hat, und daß man darum mit diesen fürlieb nehmen muß, ja daß man alle Ursache hat, Gott zu danken dafür, daß er durch so geringe, schwache und gebrechliche Werkzeuge dennoch so hohe Dinge ausrichtet in dem Amte, das Er gestiftet und in welches Er Selbst sie eingesetzt hat. Darum schreibt auch St. Paulus an die Thessalonicher (1. Ep. 5, 12. 13): „Wir bitten euch aber, liebe Brüder, daß ihr erkennet, die an euch arbeiten, und euch vorstehen in dem Herrn, und euch vermahnen. Habt sie desto lieber um ihres Werks willen, und seid friedsam mit ihnen.“ Und Luther bemerkt dazu: „beleidiget sie nicht, urteilt und murret nicht wider sie, meistert noch überklügelt sie nicht.“ Immer gilt das Wort des Herrn: „Wer euch höret, der höret mich, wer euch verachtet, der verachtet mich, wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat“ (Luk. 10, 16). H—r.

(Fortsetzung folgt.)

F ü l l s t e i n .

Es steht nicht wohl um einen Prediger, wenn er Friede hat und von niemandem angefochten wird; es ist ein Zeichen, daß er nicht die rechte Lehre hat. (Luther.)

Unsere diesjährige 19. Synodalversammlung

fand, wie abgekündigt, und zwar zum ersten Male in Hannover statt vom 17. bis 22. vorigen Monats, woran sich dann noch eine Pastorkonferenz am Vormittage des 23. angeschlossen. Außer wenigen durch besondere Umstände Verhinderten waren alle Synodale erschienen, und außerdem hatten wir die Freude, eine verhältnismäßig große Anzahl von Gästen und Freunden gegenwärtig zu sehen. Erwähnt seien aus der Ehrw. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. die Herren Professor Fürbringer, Missionar Rohn, Pastor Solbrig und Pastor Düver, aus Australien Herr Pastor Harms, aus der Hermannsbürger Synode die Herren Pastoren Wetje, Meyer, Böhling und Peters; außerdem waren noch manche Gemeindeglieder aus nah und fern anwesend. Von vielen Seiten gingen zugleich Grüße an die Synode ein, unter andern ein längeres von Herrn Pastor em. F. v. Brandt verfaßtes Schreiben der diesjährigen Versammlung des Minnesota- und Dakota-Distrikts der Missouri-Synode, von welchem beschlossen wurde, es im Synodalbericht seinem wesentlichen Inhalte nach abdrucken zu lassen. Neu in die Synode aufgenommen wurden Herr Pastor J. Meldner in Frankenbergr und Herr Lehrer Kabe in Niederplanitz.

Beim Eröffnungsgottesdienste hielt der Ehrw. Herr Präses über Mark. 4, 26—29 die Predigt, welche, wie beschlossen, in der „Freikirche“ veröffentlicht werden soll. Hauptgegenstand der Verhandlungen war die Lehre von der weltlichen Obrigkeit auf Grund von Thesen, die Herr Pastor Hübener gestellt hatte.

Wohl betrifft diese Lehre, ebenso wie die im vorigen Jahre behandelte Lehre vom Haus- und Ehestande, nicht unmittelbar unser Verhältnis zu Gott und unsere Seligkeit, sondern zunächst dies zeitliche Leben, ist aber dennoch eine an ihrem Orte gar nötige und wichtige Lehre, die Gott selber in sein Wort gesetzt und uns darin geoffenbart hat. So haben wir auch davon zu halten, nicht was die bloße Vernunft lehrt, nicht was unser durch die Sünde verderbtes Herz meint, nicht was unser Gefühl sagt, sondern was in Gottes Wort geschrieben steht. Und das ist erstlich und vor allen Dingen, daß alle Obrigkeit von Gott ist, nicht bloß in dem Sinne, daß nach Gottes Willen überhaupt im Lande eine Obrigkeit sein soll, eine Regierung, eine Gewalt des Schwerts, sondern auch in dem Sinne, daß Gott es ist, der Könige, Fürsten und Regenten giebt und nimmt, einsetzt und absetzt, für Erhaltung der obrigkeitlichen Gewalt sorgt und diese Gewalt austheilt, wem er will und wie er will. Denn er ist und bleibt doch allezeit der oberste Herr und Richter auf Erden, dessen Diener und Werkzeuge allein alle Obrigkeiten und obrigkeitliche Personen höchsten, hohen und niederen Standes sind, der sie auch alle in seiner Hand hat, ihre Herzen lenket wie Wasserbäche, und alle ihre Gedanken, Worte und Werke regieret nach seiner Allmacht. Gott ist es, der Friede im Lande giebt und durch treue Obrigkeit den Schutz der Unterthanen gegen äußere und innere Feinde handhabt, Gott ist es, der zur Strafe über die Sünde eines Volkes auch eine tyrannische, ungerechte Obrigkeit eine Zeit lang schalten und walten und allerlei Verderben der Obrigkeit geschehen läßt, ja Gott ist auch der oberste Kriegsherr, der den Fürsten den Mut nimmt, und den Sieg giebt, wem er will. Diese grundlegende Wahrheit von der göttlichen Stiftung der Obrigkeit und seiner allmächtigen, gerechten und allweisen Weltregierung auch im bürgerlichen Leben können wir, zumal in unserer Zeit, nicht genug betonen. Als Christen aber glauben wir, daß das alles im letzten Grunde dienen muß zu unserem Besten, zum Besten seiner Kirche und zum Bau seines ewigen Reiches.

Wiewohl aber alle obrigkeitliche Gewalt von Gott ist, so ruht sie doch unter Menschen im letzten Grunde nicht bei einem

besonderen, durch Natur und Herkunft bevorzugten Stande, sondern beim Volke. Denn nach dem vierten Gebote fließt alle Obrigkeit aus der Eltern Gewalt, und ohne den Gehorsam der Unterthanen ist überhaupt keine Obrigkeit möglich. Darum sehen wir, wie selbst einst im Volke Israel bei den Richtern und Königen, die Gott unmittelbar zu solchem Amte berief, doch auch die von Gott gewirkte Zustimmung des Volkes nötig war und dasselbe an der Einsetzung der Regenten seinen Anteil hatte. Denn wohl sind die Obrigkeiten Gottes Diener, aber zugleich auch Diener des Volkes, sie sind da nicht um ihrer selbst, sondern um der Unterthanen willen. Und auch diese in heutiger Zeit so vielfach verkannte, ja wohl gar aus Unverständnis verabscheute Wahrheit von der Uebertragung der obrigkeitlichen Gewalt durch die Hausväter auf die Regierung müssen wir aufs ernstlichste betonen.

Gottes Wort lehrt uns ferner, daß die Obrigkeit eine Ordnungsgewalt ist, daher auch ein jedes Land und Volk seine bestimmte Verfassung hat und haben muß, mag dieselbe nun monarchisch oder republikanisch, aristokratisch oder demokratisch sein, überhaupt Gestalt und Namen haben, wie sie wolle. Ja, gerade auch solche Ordnung ist, freilich nicht unmittelbar, wohl aber mittelbar, von Gott für die Zeit, wo sie eben als Ordnung besteht, daher es kein Recht der Revolution giebt, weder von unten noch von oben, denn wer das Schwert nimmt, wird durchs Schwert unkommen.

Endlich zeigt Gottes Wort auch in dieser Hinsicht einem jeden seine Pflicht, Obrigkeit wie Unterthanen. Die Obrigkeit soll des Volkes Bestes und zeitliche Wohlfahrt mit allem Fleiße suchen; ihre Richtschnur muß dabei, weil es sich eben um zeitliche Dinge handelt, die natürliche Gottesoffenbarung in Vernunft und Gewissen sein, sowie die bestehenden Gesetze, welche das ganze Verhältnis zwischen Obrigkeit und Unterthanen regeln. Letztere sind ihrer Obrigkeit herzliche Ehrfurcht, gewissenhafte Entrichtung der Abgaben, willigen Gehorsam (freilich nicht wider Gott) und treue Fürbitte schuldig, Gotte aber Dank für alles Gute, das er durch die Obrigkeit als seine Diener und Stellvertreter in irdischer Wohlfahrt ihnen zu teil werden läßt.

Nach diesen Hauptgesichtspunkten konnten wir, ohne uns in Einzelheiten oder Fragen der Politik zu verlieren, in Einigkeit des Glaubens und brüderlicher Liebe durch Gottes Gnade diese Lehre auf Grund der Schrift miteinander durchsprechen und kein Mißklang durfte unsere Verhandlungen stören. Dafür danken wir Gott und erkennen auch hieraus den großen Segen, den ein durch den Heiligen Geist gewirktes gemeinsames treues Festhalten am Worte Gottes in allen Stücken mit sich bringt. Möge der Segen dieser Verhandlungen auch durch den hoffentlich bald folgenden Synodalbericht mit seinen reichen und vielen Zeugnissen aus Luthers Schriften sich recht weit verbreiten zu Lehre, Ermahnung und Trost vieler Gewissen. Das ist gewiß der Wunsch aller Teilnehmer unserer Synode.

Von geschäftlichen Gegenständen sei erwähnt eine durch die Verhältnisse geforderte Neuordnung unserer Unterstützungssache bzw. der Ausgaben unserer Synodalkasse.

Bei der zuletzt stattfindenden Neuwahl der Beamten wurden alle bisherigen mit Ausnahme des Herrn Kassierers Ed. Meldner wiedergewählt. Letzterer, der lange Jahre mit großer Hingebung und Treue seines Amtes gewaltet, hatte dringend gewünscht, ferner dieser Arbeit enthoben zu sein. Die Synode konnte unter obwaltenden Umständen und unter Ausdrück des Dankes für die bisherigen Dienste nicht anders, als diesem Wunsche willfahren, und wählte zum Kassierer Herrn Vorsteher H. Säuberlich in Dresden.

Der Synodalsekretär
H. Stallmann.

Berichtigung zu Nr. 14.

Bekanntlich ist die sog. Zeit der grünen Gurken eine für alle Redaktionen gefährvolle Zeit, da nicht bloß die fast alljährlich wieder auftauchende „Seeschlange“ ihren Umzug durch Blätter und Blättchen zu halten pflegt, sondern auch sog. Zeitungsenten ihr betrügerisches Spiel treiben. So ist denn auch in diesem Jahre eine solche Ente amerikanischer Aufzucht ausgegangen und hat sich besonders bei zur Apologetik geneigten christlichen Blättern einzuführen verstanden und leider auch in unsere „Freikirche“ unter der Ueberschrift: Ein neuer Jonas als Zeuge für den alten — sich eingeschlichen. Es wäre interessant, den Lauf dieser Ente bis zu ihrem Ausgangspunkt zu verfolgen, indessen würde das nichts an der Thatsache ändern, daß viele und auch wir durch diese Ente uns haben täuschen lassen. Wir verzichten selbstverständlich auf jede Rechtfertigung durch Anklage unserer Gewährblätter, sondern bekennen ehrlich, daß uns hier etwas Menschliches widerfahren ist; denn es bedarf keiner weiteren Erwähnung, daß die Geschichte von Anfang bis zu Ende eine Lügenente ist.

Zur Sache aber bemerken wir folgendes. Es ist uns nicht in den Sinn gekommen, durch jene angebliche Thatsache das Zeugnis der heiligen Schrift stützen oder glaubhafter machen zu können, denn bei einer rein natürlichen Erklärung hörte das Zeichen des Propheten Jonas auf ein Zeichen zu sein; uns und allen, denen die Irrtumslosigkeit und Unfehlbarkeit der heiligen Schrift prinzipiell feststeht, genügt der Bericht im Buch Jona und die Bestätigung desselben durch den Mund dessen, der die ewige Wahrheit selbst ist (Matth. 12, 39; 16, 4. Luk. 11, 29). Wohl hat man auch früher schon zum Beweis der Möglichkeit jenes Zeichens durch gelehrte Auktoritäten verbürgte Thatsachen anzuführen sich bemüht, wie z. B. Winer, Bibl. Realwörterbuch edit. III, pag. 375 den Fall anführt, daß ein Riesenhaiisch einen Marrofen verschlungen, aber alsbald von einer Kanonenkugel getroffen denselben wieder ausgespöen; wir überlassen aber die Entscheidung des Streites, ob der Fisch des Jonas ein canis carcharias oder ein Walfisch gewesen, den Gelehrten — uns genügt, was Jon. 2, 1 geschrieben steht: „Der Herr verschaffte einen großen Fisch, Jona zu verschlingen.“ Das ist und bleibt ein Wunder, wenn auch alle Jahre ein solches Fischungeheuer Menschen verschlingen und wieder ausspöen würde. Denn das Wunder ist, daß Gott diesen Fisch verschaffte, Jona zu verschlingen, und daß Gott das Gebet des Jonas in der Tiefe des Meeres erhörte, und daß Sein Aufsehen demselben seinen Odem bewahrte und denselben nach drei Tagen unverfehrt wieder an der Küste ausspöen ließ, von welcher Jonas vor dem Herrn auf das Meer geflohen war. Wer nun aber diesem Zeichen des Jona nicht glaubt, der wird auch nicht glauben an das in diesem Zeichen vorgebildete Begräbnis und die Auferstehung des Herrn am dritten Tage. Beides aber, das vorbildliche Zeichen, wie dessen Erfüllung sind nicht bloß denen gegeben, die in den Tagen des Propheten und des Herrn lebten, sondern allen denen, von welchen der Herr bezeugt Matth. 12, 39: „Diese böse ehebrecherische Art sucht ein Zeichen und es wird ihr kein Zeichen gegeben werden, denn das Zeichen des Propheten Jonas.“ Das Zeichen ist aber erfüllt für alle, die dem Worte glauben und mit der ganzen Christenheit auf Erden bekennen, daß Jesus Christus am dritten Tage auferstanden sei von den Toten. Was der Vernunft bei dem Zeichen, wie bei dessen Erfüllung unsaßbar ist, sieht uns nicht an, denn alle Stücke unseres Glaubens sind und bleiben der natürlichen Vernunft unsaßbare Geheimnisse (1 Tim. 3, 16).

H—n.

Nachrichten und Bemerkungen.

Die lutherische Pfingstkonferenz zu Hannover. Von der 53. hannoverschen Pfingstkonferenz, die am 12. und 13. Juni tagte, berichtet die „A. E.-L. R.-Z.“, sie habe sich dadurch von allen vorangegangenen Konferenzen unterschieden, daß sich diesmal zum ersten Male Mitglieder der theologischen Fakultät zu Göttingen daran beteiligten, nämlich die Professoren Schürer, Bonwetsch und Tschackert. Konf.-R. Grashoff aus Meppen erstattete ein einstündiges Referat über das Thema: „Wie gebrauchen wir das Alte Testament in unserem Amte?“, welches er an der Hand der folgenden fünf Thesen weiter ausführte:

„1. Es ist schon aus pädagogischen Rücksichten unerlässlich, das Alte Testament für die Predigt und Unterweisung der Gemeinde zu verwenden, da es die von Gott gegebene Elementarschule ist, durch welche Gott sein Volk erziehend hindurch geführt hat, bedeutungsvoll für alle kommenden Zeiten.

2. Altes und Neues Testament stehen in einem organischen Verhältnis, sind wie ein von Gott gegebenes Gewächs der einen, in sich zusammenhängenden geschichtlich gewordenen Offenbarung Gottes zu betrachten. Altes und Neues Testament sind deshalb nicht zu trennen, aber auch nicht zu vermischen, nicht zu scheiden, wohl aber zu unterscheiden.

3. Jeder hat ernstlich zu prüfen und sich zu bemühen, ob es ihm nicht möglich sein wird, durch bessere Bibelfunden die Gemeinde in das Verständnis der Heilsgeschichte des Alten Testaments einzuführen.

4. Die Heilsgeschichte des Alten Testaments giebt uns nach den ersten notwendigen Grundoffenbarungen eine ungeschminkte Sündengeschichte der gefallenen Menschheit und eine huldvolle Geschichte der rettenden Gnade Gottes, welche die Offenbarung des Heils in Worten und Institutionen als fruchtbare Samenkörner in den Acker der verlorenen Menschheit legt, diese Heilsoffenbarung immer weiter aufgehen läßt und bewahrt, im prophetischen Worte die ganze Zukunft des Heils im Reiche der Gnade und der Herrlichkeit zeigt.

5. Wir müssen auf jedem Punkte der Heilsgeschichte die Wichtigkeit und schwerwiegende Bedeutung des zu behandelnden Abschnittes nachzuweisen mit ganzem Ernst uns angelegen sein lassen.“

„In der Debatte“, berichtet die „A. E.-L. R.-Z.“ weiter, „erbat sich zuerst Prof. Schürer das Wort. Er gestand zu, daß die Kritik nicht immer mit dem nötigen Ernst und der nötigen Ehrerbietung zu Werke geht und daß daher ein solcher Vorhalt als heilsam wohl zu acceptieren sei, hat aber, man möge nicht sofort von Angriffen auf die heilige Schrift sprechen, wo die historische Untersuchung einmal zu negativen Resultaten führe.“ Die heilige Schrift verliere nichts dadurch, wenn die Tradition** in einzelnen Punkten berichtigt würde. Es werde sich wohl manches, das die neueren Untersuchungen zu Tage gefördert haben, als unrichtig erweisen; wie vieles, das sei allerdings noch fraglich. Wie weit dadurch im praktischen Gebrauche Aenderungen als erforderlich sich zeigen würden, sei nicht Sache der Professoren, sondern der Geistlichen (!); diese aber häte er, nicht als prinzipielle Gegner der Professoren sich zu betrachten, sondern mit ihnen im Vertrauen gemeinsam zu arbeiten.“ (Vgl. 2 Joh. 10, 11; Röm. 16, 17.) „Wir fügen hier gleich hinzu, daß Prof. Tschackert im Verlaufe der Debatte das Recht einer feuchsen Kritik, die beim Herantreten an das Alte Testament 2 Mos. 3, 5 beachte und dieselbe in erster Linie als Gnademittel ansehe, vertrat und hervorhob, man möge die Hypothesen sich nur ruhig weiter entwickeln lassen, da auch eine falsch angelegte Hypothese fruchtbringend wirken könne.“ [Ja „fruchtbringend“! aber nicht fürs Himmelreich. K.] „Feste Resultate habe nach seiner, des Historikers, Ansicht die alttestamentliche Wissenschaft noch gar nicht gebracht. Die Hauptsache sei aber, daß der Offenbarungscharakter des Alten Testaments nicht angetastet werde. Der von verschiedenen Seiten nachdrücklich aufgestellte Grundsatz: Christus ist die höchste Instanz; was er vom Alten Testament gesagt und geglaubt hat, haben wir als bare Münze anzunehmen; was er gesagt hat, dabei bleibe ich gegenüber 100 000 Professoren, wurde von allen Seiten anerkannt, auch Prof. Dr. Bonwetsch erkannte unumwunden an, was Er gesagt, dem müsse man glauben. Es wurde auch stark betont, daß fast alles, was die alttestamentliche Kritik für feststehende Thatsache ausbebe, doch nur von anderen bestrittene Hypothesen seien, und so lange noch ein alttestamentlicher Theolog anders denke, nicht von zweifellosen Resultaten die Rede sei. Gegenüber der Bitte um Vertrauen wurde an die Vertreter der theologischen Fakultät die Gegenbitte gerichtet, darnach zu streben, daß die Kritik aufhöre, ihr Möglichstes zu thun, um die gläubigen Elemente zum Mißtrauen zu

* Was sind denn solche „negative Resultate“ anders als Angriffe auf die heilige Schrift, denn durch solche „negative Resultate“ wird ja die heilige Schrift als Lügnerin hingestellt. K.

** Was hat die Tradition mit der heiligen Schrift zu thun? Jene kann berichtigt werden, da sie irrig sein kann, diese aber nicht, da sie aus dem Munde des stamm, der die ewige Wahrheit ist. K.

reizen. Es wurde manch ernstes Wort geredet, manch entschiedenes Zeugnis abgelegt; hoffen wir, daß die Verhandlungen dazu beigetragen haben, ein innigeres Band zwischen der theologischen Fakultät der Landesuniversität und der in der Pfingstkonferenz repräsentierten Vertretung der positiven Geistlichkeit der Landeskirche zu knüpfen; es würde auch der Universität von großem Vorteile und Segen sein. — Wir fürchten, der umgekehrte Einfluß wird stärker sein.

Auf der Nürnberger Pastoralenkonferenz, auf welcher Gymnasialprof. Engelhardt ein Referat über: „Der Glaube der Kirche und die Aufgabe der Kritik gegenüber der heiligen Schrift des Alten Testaments“ erstattete, wurden folgende, dem modernen Unglauben Thor und Thür öffnenden Thesen „mit allen gegen eine Stimme“ angenommen: „1. Die Kirche der Vergangenheit hat zwar über die Gestalt des Kanons, das Verfahren beim Gebrauch und die Art der Inspiration des Alten Testaments gestritten, aber dabei stets das Alte Testament als Richtschnur ihres Glaubens verehrt und verwertet. 2. In der Kirche der Neuzeit ist allmählich eine theologische Richtung mächtig geworden, durch deren Kritik des Alten Testaments Inspiration und Kanon völlig, der Gebrauch des Alten Testaments fast ganz ihrer Bedeutung beraubt werden. 3. Dagegen hat das kirchliche Bekenntnis die Aufgabe der Kritik, d. h. das Recht und die Pflicht, die neuen wie die alten Lehren vom Alten Testament an und aus diesem selbst nach den Regeln der christlichen Wissenschaft zu prüfen. 4. Solche Kritik nach dem Vorbilde unserer gläubigen Väter, besonders v. Hofmanns, wird die Fehler der alten wie der neuen Lehren zeigen und überwinden helfen und das Alte Testament für den Glauben der Kirche nur wertvoller machen.“ — Bei dem vorhergehenden Missionsfeste aber sagte Missionar Handmann: „Wenn die Bibel nicht mehr Gottes Wort ist, unverfälschtes Gottes Wort, so müssen wir aufhören, Missionare in die Heidenwelt zu schicken.“ Was soll nun gelten?

Trennung von Kirche und Staat. Darüber führt die Luthardt'sche Kirchenzeitung, erklärlicherweise nicht zustimmend, einige treffliche Sätze aus dem „Adelsblatt“ an. Sie schreibt: „Die Trennung von Kirche und Staat wird von dem deutschen Adelsblatt in entschiedener Weise befürwortet. Es weist darauf hin, daß infolge der Gebundenheit der Kirche durch den Staat der Atheismus und Materialismus gewaltig um sich greifen und die Kirche durch ihre eigenen „Diener am Wort“ diskreditiert werde. Es „muß doch endlich einmal eine Entscheidung herbeigeführt werden und diese Entscheidung nicht bis zum völligen Ruin der evangelischen Kirche, nicht bis zur völligen Eroberung des evangelischen Volkes durch Atheismus und Materialismus aufgeschoben werden. Und — Hand aufs Herz: wie weit sind wir denn noch von diesem Punkte entfernt? Haben wir denn noch Zeit, lange zu warten, die Frage noch lange offen zu lassen, wo der geoffenbarte Christenglauben im evangelischen Volke allmählich zum Kinderpott zu werden beginnt? Was bedeuten dem gegenüber alle kleinen und feinen Opportunitätsbetrachtungen? Was bedeutet gegenüber der Frage: „Glaube oder Unglaube?“ „Sein oder Nichtsein des evangelischen Christentums?“ selbst die Möglichkeit der Entstehung mehrerer Freikirchen, ja, was bedeutet dieser höchsten Frage gegenüber selbst die ganze königlich privilegierte preussische evangelische Landeskirche? Steht und fällt denn das Christentum, der christliche Glaube mit dieser „Landeskirche“? Was ist wichtiger: der Glaube an Gott den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist, oder das äußerliche Band des Summi-Episkopats, das sich um ein zerbrochenes Gefäß schlingt, durch dessen Risse und Sprünge das heilige Lebenswasser längst in den Sand des Staats-Christentums gelaufen ist. Es könnte die Zeit kommen, wo der Summi-Episkopus freiwillig diese Würde niederlegt, müde, über eine Kirche zu „herrschen“, die sich in Wahrheit längst aufgelöst hat; zu stolz einen Titel zu führen, der leerer Schall, ohne Macht und Inhalt ist.“

Auch ein Zeichen der Zeit. Mit einem unerhörten Skandal hat sich das Gericht zu Stettin zu beschäftigen. Konfiskatorialrat Scheuer aus Königsberg hat sich mit einem Assessor duelliert. Duellierende Konfiskatorialräte sind doch auch wohl nur eine Erscheinung des 19. Jahrhunderts.

„Selbstmordvereine.“ In New York haben sich mehrere Selbstmordvereine gebildet. Nach den Namen zu schließen, scheinen die Mitglieder dieser Vereine meistens Deutsche zu sein. Letzter Tage entdeckte die Polizei wieder einen solchen Verein. Derselbe heißt der „Round Robin“. Die Vereinsmitglieder scheinen keinen besonderen Grund zu haben, weshalb sie sich das Leben nehmen wollen. Der Klub wurde im Januar gegründet. Der erste Selbstmord fand am 12. März statt. An diesem Tage entlebte sich Friedrich Desmer. Am 27. März folgte ihm seine Frau Marie. Am 11. April nahm sich Jakob Gumpert das Leben, und am 26. April Otto Schwergell. Im Mai starben Martha Balmor und Peter Bonderhoffer durch eigene Hand. Am 10. Juni entlebte sich Johann Suckfuß. Der nächste Selbstmord war auf den 25. d. M. festgelegt. Jeder dieser Selbstmordklubs scheint 13 Mitglieder zu zählen. Nur dann wird ein neues Mitglied aufgenommen, wenn eine Lücke entstanden ist. Nach welcher Reihenfolge die Mit-

glieder Selbstmord zu verüben haben, wird durch Roulette und Würfel bestimmt. Beim Roulette muß derjenige, dessen Mitgliedsnummer herauskommt, sich entleben. Ein Mitglied des „Round Robin“-Vereins, Heinrich Pflüger, äußerte sich einem Berichterstatter gegenüber: „Wir haben keine Liebe zum Leben. Die meisten von uns sind sehr arm. Martha Balmor war die Geliebte eines unserer Mitglieder. Freiwillig wollte sie sich denselben Regeln beugen, welche für uns gelten. Bald folgte ihr ihr Bräutigam in den Tod. Als wir den Klub gründeten, wollten wir keine Frauen aufnehmen. Als es dennoch geschah, waren wir alle darin einig, ihnen zu vergeben, wenn ihnen im entscheidenden Augenblick der Mut versagte. Viele Frauen wollten in den Klub eintreten, weil ihre Geliebten demselben angehörten. Dreizehn ist eine Unglückszahl. Dennoch hat unser Roulette noch niemals auf der Zahl dreizehn gehalten.“

Kann der Kaiser von der Kanzel predigen? Mit dieser Doktorfrage beschäftigen, der „Volkstz.“ zufolge, sich theologische Kreise in Berlin. Bekanntlich hält der Kaiser auf seinen Seereisen des öfteren die Schiffsgottesdienste selber in aller Form ab. Nun habe diese That-sache Veranlassung, in den gedachten Kreisen gegeben zu der weiteren Frage, ob der Kaiser auch berechtigt wäre, in der evangelischen Landeskirche die Kanzel zu besteigen und eine Predigt zu halten. Während die einen das für kirchenrechtlich nicht thöulich und möglich halten, behaupten die anderen, und zwar allen Ernstes, daß er dies in der That doch könne, und zwar mit vollem Zug und Recht. Als summus episcopus, als erster und höchster Bischof der Landeskirche sei er — so meint man hier und da durchaus ernstlich — dazu ohne Zweifel berechtigt. Und wenn dagegen gesagt werde, er habe doch die Weihe und Ordination nicht empfangen, so sei auch das kein durchschlagender Einwand. Einmal können in der evangelischen Kirche auch die Kandidaten schon predigen, ohne die theologischen Prüfungen bestanden oder gar die Ordination empfangen zu haben. Aber ganz abgesehen davon berechtige doch die tatsächliche Stellung des Landesherren als Bischof der Landeskirche ihn schon ohne weiteres zu allen Funktionen, welche dem Bischof als solchem zustehen. — So der „Hann. Anzeiger“. Wir möchten glauben, daß der Kaiser ganz gut weiß, woher er das Recht hat, auf seinem Schiffe den Gottesdienst zu leiten, nämlich von seinem Hausvateramte. Jene „Theologen“ aber möchten einmal die Lehre vom heiligen Predigtamt und vom Beruf studieren. W.

Quittung.

Für die Synodalkasse: Von der Gemeinde Chemnitz M 60; von der Gemeinde Planitz M 61.05; von Herrn Gerichtsrat von Brandt in Stolberg M 30; von Herrn P. Willkomm in Niederplanitz M 10; von Herrn Zebrmann in Grimmitzsch M 10; von Herrn Jeddies in Königsberg M 20; durch Herrn Schmidt in Bremen M 367.23; von der Gemeinde in Pommeren M 100; durch Herrn P. Hanewinkel in Dresden: aus Herrn Wilhelm's Sammelbüchse M 4, von Herrn Balten in Groß-Welka M 32 und von Herrn Bachmann in Frankfurt a/D. M 6.40; durch Herrn P. Eitmeier in Steeden: von Frau L. N. N. M 10, von Frau M. N. M 5, von Herrn C. P. M 3, von Geiswister Sch. M 1.50, von Herrn W. N. I. M 3, von Herrn C. F. I. M 3, von Herrn G. M. M 5, Kollekte in Schadeck am Brandtag M 17, von Herrn R. W. M 3, Kollekte in Bockheim M 18 und Beitrag des Herrn P. Eitmeier M 10.

Für Negermission (speziell für Missionar Balle): Von Herrn Neumann in Leutersdorf durch Herrn P. Hanewinkel in Dresden M 15.

Für Heidenmission in Ostindien: Von Frau verw. Gruhl in Seiffhennersdorf durch Herrn P. Hanewinkel in Dresden M 10.

Für Heidenmission: Kollekte aus Grün durch Herrn P. Lent dort M 14; durch Herrn P. Eitmeier: von Herrn G. M. M 6 und von Herrn C. Martin M 3.

Chemnitz.

Eduard Neldner, Kassierer.

Bekanntmachung.

Nachdem unser treuerdienter Kassierer, Herr E. Neldner, welcher seit 15 Jahren dieses Amt mit nie ermüdendem Eifer geführt hat, eine Wiederwahl mit Rücksicht auf sein Befinden von vornherein abgelehnt hat, hat die Synode

Herrn Inspektor A. D. Säuberlich in Dresden-Neustadt, Holzhofgasse 10 part.

zu ihrem Kassierer erwählt, was, nachdem der Erwählte die Wahl angenommen hat, hiermit bekannt gemacht wird. Alle Geldsendungen für die vom Synodalkassierer verwalteten Kassen sind also fortan unter obiger Adresse zu machen.

D. Willkomm, Präses.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

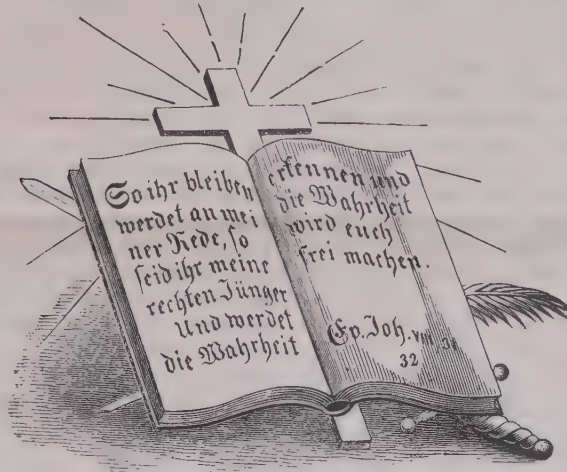
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die L. Postämter: 3 M. exclus. Porto bzw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 20. Nr. 18.

Zwickau in Sachsen.

25. August 1895.

(Aus dem „Lutheraner“ vom 1. August 1887.)

Zur Geschichte der Zerstörung Jerusalems.

Es war am 10. August des Jahres 70 nach Christi Geburt, als der Tempel zu Jerusalem in Flammen aufging, worauf bald (am 7. September) die völlige Eroberung und Zerstörung der Stadt selbst erfolgte. Der Jahrestag des ersten genannten Ereignisses trifft mit dem 10. Sonntag nach Trinitatis nahe zusammen; so ward denn ganz passend das Evangelium von der durch Christum unter Thränen geweissagten Zerstörung auf diesen Sonntag verlegt. Zugleich ist es kirchliche Sitte geworden, am genannten Sonntag die Geschichte von der Zerstörung Jerusalems, die ja auch für uns Christen von außerordentlicher Bedeutung ist, nach dem Bericht des jüdischen Geschichtsschreibers Flavius Josephus in den Kirchen vorzulesen. Da nun aber bei dem Verlesen dieser Geschichte, wie dieselbe auch in unserem St. Louiser Gesangbuch sich findet, den andächtigen Hörern hie und da etwas dunkel und unverständlich bleiben möchte, so wollen wir in dem Folgenden einige erläuternde Bemerkungen dazu geben.

Die Stadt Jerusalem war von drei Seiten, nämlich von Osten, Süden und Westen, durch tiefe Abgründe und Thalschluchten vor feindlichen Ueberfällen gesichert. Nur gegen Norden stieß sie an wellenförmiges Land; nur von dieser Seite war sie darum auch den Angriffen der Feinde ausgesetzt. Von Norden her kamen alle feindlichen Kriegsheere, zuletzt auch die Römer. Wenn es daher in unserer Lektion unter anderem heißt: „Die Stadt Jerusalem war sehr fest an dem Ort, da man zur Stadt kommen konnte, und hatte drei Mauern“, so ist damit eben die Nordseite der Stadt gemeint; denn von allen anderen Seiten war sie unangreifbar. Wie verhält es sich aber mit den erwähnten drei Mauern der Stadt? Befanden sich dieselben auch auf der Nordseite und waren sie etwa dicht hintereinander

aufgerichtet? Keineswegs. Diese drei Mauern durchkreuzten Jerusalem in verschiedenen Richtungen und schlossen je einen besonderen Stadtteil ein. Jerusalem umfaßte nämlich vier Hügel; im Südwesten lag der Berg Zion, nördlich von ihm der Berg Akra, im Südosten der Berg Moriah mit dem Tempel und der Burg Antonia und nördlich von diesem der Hügel Bezetha. Die erste und älteste Mauer nun lief um den Berg Zion her und schloß auch den Tempelberg und die Burg Antonia mit ein. Sie hatte 60 Türme und schützte so den höchsten und ältesten Teil der Stadt, den schon die Natur zu einer fast uneinnehmbaren Festung machte. Die zweite Mauer umschloß sodann die sogenannte untere Stadt auf dem Hügel Akra und war mit 14 Türmen bewehrt. Die dritte Mauer endlich, die äußerste nach Norden und die jüngste unter allen, lief in einem weiten Bogen um den Berg Bezetha und die auf demselben erbaute Neustadt; sie hatte 90 Türme, war 25 Ellen hoch und 10 Ellen dick. Ein Feind also, der Jerusalem erobern wollte, mußte erst diese starke Mauer durchbrechen, um sich in den Besitz der Neustadt zu bringen, hernach mußte er die zweite Mauer durchbrechen und die untere Stadt einnehmen. War das geschehen, so lag ihm noch das schwerste Stück Arbeit ob, die Burg Antonia, den Tempel, und die obere Stadt, die Stadt Davids auf dem Berg Zion, mit ihren gewaltigen Palästen und erstaunlich festen hohen Türmen zu erobern. Daß dieses den Römern wirklich gelang, war ein Wunder vor aller Augen.

Das Kleinod Jerusalems und die Zierde des ganzen Morgenlandes war der Tempel, in dem der Sohn Gottes selbst aus- und eingegangen war. Herodes hatte ihn von Grund aus neu und prachtvoll aufgeführt. Es wurden tausend Wagen besorgt zum Anfahren der Steine; es wurden zehntausend erfahrene Arbeiter angestellt und tausend Priester, die allein an dem inneren Heiligtum arbeiten durften, mit Priestergewanden von ihm geschmückt. Der alte Grund wurde auf-

gerissen und ein neuer gelegt, auf welchem der Tempel aus weißem Marmor zu einer Länge von 100, und einer Höhe von 120 Ellen aufgeführt wurde. Die einzelnen Werkstücke waren gegen 25 Ellen lang, 8 hoch und gegen 12 Ellen breit. Daher die Verwunderung der Jünger: „Meister, siehe, welche Steine und welch ein Bau ist das!“ (Matth. 13, 1.) Das Dach war durchaus mit dichten Goldplatten belegt, und gab besonders bei Aufgang der Sonne einen majestätischen Glanz. Dies war der eigentliche Tempel; rings um ihn herum wurden Säulenhallen von großer Ausdehnung und Pracht erbaut. Nur die äußersten Hallen durften Fremde (Heiden) betreten bis zu einer 6 Fuß hohen Scheidewand, wo ihnen durch Inschriften das weitere Eindringen bei Todesstrafe untersagt war. Auf 14 Stufen stieg man zu der zweiten Reihe der Säulengänge empor. Zwölf Stufen führten von da zu dem dritten innersten Raum, den nur die Priester betreten durften. Unter den Säulenhallen war die „königliche“ auf der Südseite am bewundernswürdigsten. Sie bestand aus 4 Reihen, die zusammen 162 korinthische Säulen umfaßten und 3 Hallen bildeten. Von den beiden äußersten Hallen war jede 30 Fuß breit, 600 Fuß lang und über 50 Fuß hoch; die mittlere aber war anderthalbmal so breit und doppelt so hoch. So ragte der mittlere Teil dieser Tempelhalle sehr hervor. Das ganze Gebäude stand auf einem hohen, steilen Felsen, dessen Seiten schon seit alter Zeit mit ungeheurer Mühe bis zum Gipfel ummauert worden waren. Stand man nun auf dem höchsten Dach (Zinne) dieser königlichen Halle, so glaubte man schwindelnd in einen Abgrund von unermeßlicher Tiefe zu blicken. Kam man aus der Ferne, und sah nach Jerusalem hin, so glänzte einem das große Marmorgebäude des Tempels auf seiner Felsenhöhe wie ein fernes Schneegebirge entgegen. „Dieser Tempel ist in 46 Jahren erbaut“, hielten die Juden dem Herrn entgegen (Joh. 2, 20). So lang also war es her, seit Herodes denselben neu aufführen ließ; es wurde aber noch fortwährend und zwar bis an die Zeit kurz vor der Zerstörung hin daran gebaut.

Da nun die Juden sich gegen ihre Gwaltthaber, die Römer, insonderheit gegen die unsäglich Grausamkeit und Tyrannei des römischen Landpflegers Gessius (nicht: Cestius) Florus* empört hatten und der Aufstand eine sehr drohende Gestalt anzunehmen begann, so sandte der Kaiser den Feldherrn Vespasianus mit einem starken Heer nach Palästina. Dieser erstürmte unter anderen festen Orten auch die nördlich von Nazareth gelegene Felsenburg Jotapata, machte den Befehlshaber derselben, Josephus, zu seinem Gefangenen, tötete viele Tausende der Empörer mit dem Schwert, verwüstete und verheerte ganz Galiläa und rückte endlich vor die Stadt Jerusalem. Von den Legionen zum Kaiser ausgerufen, begab sich hierauf Vespasianus nach Rom und überließ die Beendigung des jüdischen Krieges seinem Sohne Titus. Am 7. Mai gelang es dem letzteren, mit Kriegsmaschinen in die nördliche Stadtmauer eine große Bresche zu machen. Die Juden wichen zurück, die Römer zogen in die Neustadt hinein, rissen die genannte Mauer nieder und hatten nun den nördlichen Stadtteil inne. Titus schlug hier sein Hauptquartier auf und begann mit Erstürmung der zweiten Mauer, welche ihn von der unteren Stadt trennte. Die Belagerer durchbrachen schon nach 5 Tagen auch diese Mauer, und während die vielen Tausende zusammengedrängter Bewohner der unteren Stadt ihre letzte Zuflucht auf den Berg Zion, d. i. in die obere Stadt nahmen und daselbst den Menschenknäuel und das un-

geheuerer Gewühl vergrößerten, zogen die Römer nun weiter in die verlassenere untere Stadt ein. Titus ließ auch die zweite Mauer niederreißen und schritt hierauf zur Belagerung und Erstürmung der dritten Mauer, welche die Burg Antonia und den Tempelberg links, den Berg Zion oder die obere Stadt rechts umschloß.

Auf einem so kleinen und beschränkten Raum waren nun mehrere Millionen von Juden mit Weibern und Kindern und ihrer geflüchteten Habe zusammengedrängt. Der Hunger fing an, seine Macht zu beweisen. Die ungeheueren Vorräte von Getreide, mittels deren die Stadt sich jahrelang hätte halten können, waren längst im inneren Krieg der ruchlosen und tyrannischen Parteiführer Johannes von Giscala auf dem Tempelberg und Simon in der oberen Stadt durch wahnsinniges Wüten, aus gegenseitigem Neide, mit Feuer vernichtet worden. Natürlich fehlte es jetzt an Lebensmitteln. Nur die Reichsten konnten einige erlangen. Die Armen schlichen des Nachts durch die Thore und suchten in den Gärten und Feldern nach Wurzeln, um ihre verschmachtenden Weiber und Kinder damit zu ernähren. Die Zahl dieser nächtlichen Kräuterräuber wurde zuletzt so groß, daß Titus eine Kriegslist anwandte, sie von Reitern überfallen und scharenweise kreuzigen ließ, so daß die Kreuze wie ein Wald neben dem römischen Lager standen. „Kreuzige, kreuzige ihn! Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“ hatten sie in höllischer Verblendung gerufen (Matth. 27, 25).

Die Belagerungsarbeiten waren schon nahezu vollendet, die römischen Wälle und Türme erhoben sich drohend gegen die Burg Antonia; da zerstörten die Juden plötzlich alle Werke mit Feuer. Um Jerusalem stand kein Baum mehr, es war kein Holz in der Nähe zu finden. Den Römern entfiel fast der Mut. Da hielt Titus einen Kriegsrat und man beschloß, bevor man sich wieder an die Arbeit machte, die ganze Stadt Jerusalem dicht mit einer „Wagenburg“, einem Wall, einer Ringmauer zu umzingeln, wodurch jedes Thor, jeder Zugang versperrt und die nächtlichen Streifereien verhindert würden. Binnen drei Tagen stand eine Ringmauer mit 13 festen Türmen, von den Legionen erbaut, dicht um das gedrängte Jerusalem. Nun wütete der Hunger unter den Belagerten in entsetzlicher Weise. Die flachen Dächer, die inneren Gemächer, die Gassen, die öffentlichen Plätze der ganzen oberen Stadt waren mit Leichen bedeckt. Männer und Jünglinge schwannten gleich Schatten einher. Stieß ihr Fuß nur an einen Stein, so fielen sie zu Boden und vermochten vor Schwäche nicht, sich wieder zu erheben; die Sterbenden streckten sich neben die Toten nieder und erwarteten ihr Ende. Die glühende Hitze des Sommers, der Pestqualm brütete über der Stadt. Da trug sich denn auch jene unerhörte Greuelthat zu, daß eine Mutter ihr eigenes Söhnlein schlachtete und sich zur Mahlzeit zubereitete.

Doch nun ging es mit der unglücklichen Stadt rasch zu Ende. Am 9. Juli fiel die Burg Antonia. Johannes von Giscala zog sich aus derselben in den befestigten Tempel zurück und wollte von Uebergabe nichts hören. Nun wurde der Tempel, dieses herrliche Wunderwerk, selbst belagert. Die Säulenhallen rings umher wurden eine nach der anderen ein Raub der Flammen. Endlich warf ein Soldat aus Ungeduld einen lodernden Feuerbrand durch ein Fenster in die Reihe der Gemächer, welche das Heilige umgaben. Aus dem Gestäfel von Cedernholz schlug sogleich die lichte Flamme empor und ein ungeheures Wehgeschrei der Juden verkündete ihr allgemeines Entsetzen. Titus eilte herbei, befahl Ruhe, Ordnung, dem Kampfe und Feuer Einhalt zu thun. Umsonst, in dem Getümmel verhallte sein Befehl. Als Titus endlich

* Cestius Gallus ist der Name des gleichzeitigen Statthalters von Syrien, welchem Gessius Florus untergeordnet war.

sah, daß kein Mittel übrig war, die Raserei der Soldaten zu hemmen, so ging er in das Heilige, betrachtete dasselbe und sah, daß die Pracht und der Reichtum, der sich darin befand, alles weit überstieg, was man ihm davon gesagt hatte. Raum war er aus dem Tempel gegangen, so sank der glorreiche Bau in Schutt und Asche zusammen. Inzwischen raubte jeder Soldat, was er bekommen konnte; und so unermeßliche Schätze waren hier aufgespeichert, so groß war die Beute, daß jeder Soldat reich ward, und daß in ganz Syrien der Wert des Goldes auf die Hälfte herab sank. Die Juden im Inneren des Tempels erlitten eine große Niederlage. Die Römer machten alles nieder und kannten kein Erbarmen. Die Blutströme schienen die Macht des Feuers hemmen zu wollen. Berge von Toten lagen um den Brandopferaltar, Ströme von Blut flossen über die Stufen.

Mitten durch den heillosen Tumult brach sich Johannes von Giscala mit seinen Anhängern Bahn und entkam auf der Brücke über das sogenannte Käsemacherthal zu Simon in die obere Stadt. Hiernach verstehe man die etwas dunkeln Worte unserer Lektion, wo es heißt: „Die Juden, so den oberen Ort der Stadt (nämlich den Tempel und dessen hochragende Säulenhallen) inne hatten, sind zum Teil in die Stadt entflohen — (nämlich nicht etwa in die untere Stadt, die bereits eingeseichert und überdies in den Händen der Römer war — sondern in die allein noch eine kümmerliche Zuflucht bietende obere Stadt auf dem Berg Zion), aber viel mehr sind durchs Feuer und Schwert umgekommen.“

Nun begann man aber mit allem Ernst und Eifer die Belagerung und Erstürmung der oberen Stadt. Da verzweifelten endlich die beiden gottvergeffenen Führer Johannes von Giscala und Simon. Sie warfen sich aus Bestürzung auf die Erde und hielten einander ihre Thorheit vor. Die sichere Schutzwehr ihrer Türme verließen sie und versteckten sich in unterirdische Gänge und Höhlen, wo alles voll Leichen Verhungerten lag. Johannes ergab sich, von Hunger genötigt, zuerst. Er flehte um Gnade, und wirklich wurde ihm das Leben geschenkt, mit lebenslänglicher Gefangenschaft. Simon dagegen hatte Steinmeßer und Lebensmittel mitgenommen und wollte sich einen sicheren Ausgang bahnen. Aber bald gingen ihm die Lebensmittel aus; da zog er einen weißen Leibrock und purpurnes Oberkleid an, und wie ein Gespenst stieg er Ende Oktober, als Jerusalem schon längst ein großer rauchender Schutthaufen war, auf der Brandstätte des Tempels zum Entsetzen der wachhabenden Soldaten heraus, ward nun gefangen und mit Johannes und 700 anderen Juden von den Römern in Ketten aufbewahrt. Titus feierte in Rom mit seinem Vater Vespasianus einen prächtigen Triumph über Judäa. In diesem wurden Johannes und Simon mit aufgeführt; Simon ward vor dem Dankopfer hingerichtet. Auch die heiligen Tempelgefäße, die goldenen Leuchter, Tische und Becher wurden zur Schau getragen. Ein so finsternes Ende nahm durch Gottes Gericht die heilige Stadt, in welcher der schöne Glanz Gottes anbrach, der Ort, welchen der Herr erwählt hatte, daß sein Name daselbst wohnen sollte, und welchen selbst ein heidnischer Schriftsteller (Plinius) die bei weitem berühmteste Stadt des ganzen Orients nennt.

G. Schaller.

Füllstein.

Ein, der selig werden will, soll also gesinnt sein, als sei sonst kein Mensch auf Erden, als er allein, und daß aller Trost und Zusage Gottes hin und wieder in der heiligen Schrift ihn allein angehe, sei auch um seinetwillen allein geschrieben. (Luther.)

Die hohe Wichtigkeit der reinen Lehre von Kirche und Amt für den christlichen Glauben und die kirchliche Praxis.

(Fortsetzung.)

3. These.

Das Predigtamt ist kein willkürliches Amt, sondern ein solches Amt, dessen Aufrichtung der Kirche geboten und an das die Kirche bis an das Ende der Tage ordentlicherweise gebunden ist.

Diese These hängt mit der vorigen aufs engste zusammen. Denn eben weil das Predigtamt von Gott gestiftet ist, steht es nicht in dem Belieben der Menschen, ob sie es anerkennen, haben, aufrichten und erhalten wollen oder nicht, wie solches die Schwärmer meinen. Weil aber Gott heutzutage nicht mehr unmittelbar ins Predigtamt beruft, wie er bei den Propheten und Aposteln that, so will er eben, daß die Kirche das Predigtamt bestellen soll.

„Ordentlicherweise“ ist die Kirche an das Predigtamt gebunden. Mit gutem Bedacht hat unser seliger D. Walther diese Worte dabei gesetzt, um den Irrtum abzuschneiden, als könne die Kirche ohne das öffentliche Predigtamt, d. i. ohne Pastoren, überhaupt gar nicht sein. Worauf es hier aber ankommt, ist dies, daß, obwohl in der Not auch wohl Christen ohne Pastoren sein und selig werden können, solches doch nun und nimmermehr Regel und Ordnung sein, sondern nur in der allerdringendsten Not geschehen kann.

Wir haben Leute kennen gelernt, welche sich selbst für Musterchristen und ihre Häuser für Musterhäuser halten, und dabei Jahre hingehen lassen können, ohne zum heiligen Abendmahl zu gehen, obgleich nicht allein verschiedenartige Kirchengemeinschaften, sondern auch eine rechtgläubige Gemeinde in der Nähe ist. Und dabei müssen dieselben Leute zugeben, daß die Lehre recht sei. Allein teils wollen sie sich nicht fest und klar zum vollen Worte Gottes bekennen, teils sich nicht an eine gewisse Ordnung binden, teils nicht mit diesen oder jenen Leuten, die sie unter ihrem Stande oder ihrer Heiligkeit zu befinden meinen, zusammengehen, teils nicht die Lasten des Kirchenwesens tragen helfen und aus diesem Grunde erst abwarten, ob sich wohl „halten“ oder „bauen“ werde, d. i. ob wohl viel Leute, besonders wohlhabende, dazukommen. Kurz und gut, ehe sie sich entschließen sollten, das heilige Predigtamt aufzurichten oder an seiner Aufrichtung sich zu beteiligen, haben sie sich allerlei Bedingungen und Vorbehalte gemacht. Sie erkennen eben nicht die heilige Pflicht aller Christen, das von Gott gestiftete Predigtamt auch aufzurichten und zu erhalten, noch auch das Bedürfnis ihrer eigenen Seele, der eine ordentliche Seelenpflege, wie sie eben durch das heilige Predigtamt geübt wird, not thut. Freilich offenbaren sie damit nur, daß sie überhaupt keine Christen sind. Denn wohl kann, wie gesagt, ein Christ in der Not ohne Predigtamt fertig werden. Wer aber das von Gott gestiftete Predigtamt hartnäckig verachtet, kann nicht selig werden. „Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.“ Eben dieses Wort hat der Heilige Geist merkwürdigerweise gerade der Ermahnung zur Erhaltung des Predigtamtes beigelegt. Denn so lesen wir Gal. 5, 6 ff.: „Der aber unterrichtet wird mit dem Worte, der teile mit allerlei Gutes dem, der ihn unterrichtet. Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Denn was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer auf sein Fleisch säet, der wird von dem Fleische das Verderben ernten. Wer aber auf den Geist säet, der wird von dem Geiste das ewige Leben ernten. Lasset uns aber Gutes thun und nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören.“ Ein so großer Ernst ist es dem Herrn mit seinen Stiftungen, daß kein Mensch sie ungestraft verachten darf. Und wo solche Verachtung nicht etwa

aus Schwachheit geschieht, sondern Geiz, Hoffart und andere Laster zu Grunde liegen, da giebt dann Gott auch dergleichen Leute immer mehr hin in verkehrten Sinn, zu thun, das nicht taugt, falls sie nicht noch bezeiten umkehren und Buße thun.

Gott bewahre uns in Gnaden, daß wir nicht zur Sünde machen, was Gott freigelassen hat, aber auch nicht „Freiheit“ und Willkür aufrichten, wo Gott Selbst Ordnungen und Schranken gesetzt hat, und daß ja niemand sich und andere belüge, als ob er bei offener Verachtung des gottgeordneten Predigtamtes, Verachtung einer rechtgläubigen Gemeinde und Verachtung des in ihr gefeierten heiligen Abendmahls Christi Leib und Blut „geistlich“ genießen oder auch nur genießen könne. So wenig die Entbehrung des Sakramentes in der Not von der Seligkeit ausschließt, so gewiß ist die Verachtung des Sakraments und des sie verwaltenden Predigtamtes eine verdammliche Todsünde.

(Fortsetzung folgt.)

H—r.

(Aus der „Neuen Lutherischen Kirchenzeitung.“)

Iose Lünche.

Nr. 19 der „N. L. K.-Z.“ bringt ein „Eingefandt“, welches auf zwei von mir in Nr. 14 gethane Aussprüche antworten will, dafür den Grund angehend, dieselben „enthalten einen direkten Angriff auf die landeskirchlichen Kreise der Leipziger Mission“.

Der Kritisierung meines ersten Ausspruches hat die Redaktion eine Anmerkung beigelegt, welche eine Antwort meinerseits unnötig macht. — Inwiefern mein zweiter Ausspruch einen Angriff — direkten oder indirekten — auf die landeskirchlichen Kreise der Leipziger Mission enthalten soll, vermag ich nicht zu sehen.

Das „Eingefandt“ äußert sich über denselben so:

„Der zweite Ausspruch Borns, gegen den wir uns richten müssen, ist in seinen Schlussworten enthalten: „Was endlich das Cirkular des Missionsdirektors an die Leipz. Missionare (pag. 130 ff.) anbelangt, so öffnet dasselbe der Kritik ein weites Feld. Wir bemerken aber nur, daß uns unerfindlich ist, wie einigermaßen erkenntnisreiche Christen sich das bieten und sich durch so lose Lünche den wahren Sachverhalt verdecken lassen können.“ Nun, wir haben oben einen Ausspruch aus diesem Cirkular angeführt, der wahrlich keine „lose Lünche“ ist. Es ist sehr leicht, von „loser Lünche“ u. s. w. zu reden, wenn man sich der Mühe überhoben glaubt, das auch an den einzelnen Ausführungen nachzuweisen, sondern voraussetzt, daß die geneigten Leser einem das auch aufs Wort glauben werden; aber gerecht, billig, christlich ist das nicht. Es ist schon überhaupt recht unchristlich, von seinem Gegner in solchen Ausdrücken zu sprechen, dieselben noch mit gesperrter Schrift recht gesonnen hervorzuhoben; es wird aber um so mehr ungerecht, unbillig und unchristlich, wenn man dabei auch nicht den Versuch macht, ein so hartes und wegwerfendes Urtheil irgendwie zu begründen.“

Soweit das „Eingefandt“.

Zunächst sei mir die Bemerkung gestattet, daß die betreffenden Worte nicht von mir mit gesperrter Schrift hervorgehoben sind, wie eine Vergleichung mit dem Originalabdruck meines Manuskriptes in der Märznummer von „Lehre und Wehre“ und in Nr. 8 der „Freikirche“ zeigt, ebensowenig wie die Worte „eine maßlose geistliche Befangenheit“ weiter oben. Aber das hat der Verfasser des „Eingefandt“ nicht gewußt.

Daß ich unterließ, meinen Vorwurf „irgendwie zu begründen“, kam daher, daß ich denselben für so begründet hielt, daß ich glaubte, ihn nicht näher begründen zu müssen, zumal ich das sachlich — nur nicht mit besonderer Hinweisung auf das Cirkular — schon gethan hatte. Da ich aber jetzt auf angezogene Weise angegriffen werde, so will ich wenigstens an einer Probe die „lose Lünche“ des Cirkulars zeigen. —

*

*

*

Wenn Christus Joh. 10, 35 sagt, daß die Schrift nicht gebrochen werden kann, nicht in einem Wörtlein; wenn

Paulus 1 Kor. 2, 13 für sich und seine Mitapostel das in Anspruch nimmt, daß sie reden „nicht mit Worten, welche menschliche Weisheit lehren kann, sondern mit Worten, die der Heilige Geist lehrt; wenn derselbe Paulus 2 Tim. 3, 16 alle Schrift von Gott eingegeben, gottgehaucht, nennt: so sieht jeder Ehrliche, daß das durchaus dasselbe ist, was Rätther und Mohn Verbalinspiration und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift nannten und wofür sie Alleinberechtigung in der Leipziger Mission forderten, nicht mehr und nicht weniger. — Das Wie dieser Inspiration heiliger Schrift ist von Rätther und Mohn so wenig gesetzt, ja auch nur berührt worden, als es in diesen Schriftausagen gesetzt und berührt wird. Die beiden Missionare, in völliger Uebereinstimmung mit der Schrift und der rechtgläubigen Kirche, sagen nur, daß die Schrift wörtlich von Gott eingegeben und irrtumslos sei, nicht und nie und nirgends aber, wie und auf welche Weise solche Eingebung geschehen sei. Sie verwahren sich im Gegenteile ernstlich dagegen, daß sie jemals mehr als dies Daß gewollt haben.

Was thut nun Herr Direktor von Schwarz in seinem Cirkular? Er behauptet schlangweg und durchweg, daß Rätther und Mohn ein Wie der Inspiration und ihr Wie, ihre Theorie über die Art und Weise der Inspiration zur Norm in der Leipziger Mission haben erheben wollen. (Aktenst. 131—133.)

So seine Missionare „in zuverlässiger Weise“ (Aktenst. 130) über die Stellung der beiden Brüder in der Inspirationsfrage verständigend, zeigt er dann, wie das Kollegium der Leipziger Mission auf solche — imputierte — Forderung nicht eingehen könne: es würde damit ja ein Sonderbekenntnis aufstellen und so die einzige Grundlage der Thätigkeit der Leipziger Mission, welche das Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche sei, verändern und also das Band der Gemeinschaft zwischen der Leipziger Mission und den lutherischen Kirchen, in deren Namen sie ihr Werk betreibe, beeinträchtigen. (131. 132.)

Der Herr Direktor fährt fort und ermahnt seine Missionare, sich doch bewußt zu bleiben, daß

„die Gewißheit des Glaubens nicht ruht auf irgend welcher Theorie über das Wie der Inspiration der heiligen Schrift, sondern vielmehr auf den großen Thaten Gottes in Christo Jesu selbst, für welche die heilige Schrift ein unerschütterliches Zeugnis ist und welche in ihrer seligmachenden Kraft und Bedeutung den Gläubigen vom Heiligen Geiste versiegelt werden.“

Dem wissenschaftlichen Denken freilich gesteht der Herr Direktor die Berechtigung zu, zu versuchen,

„auch über das Wie der Inspiration der heiligen Schrift in systematischer Weise zur Klarheit zu kommen“; aber

„für eine Theorie, die ihm vielleicht genügt, unbedingte Geltung in Anspruch zu nehmen“,

sagt er, werde der sich hüten, der sich der Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft in göttlichen Dingen demütig bewußt bleibe.

„Die Forderung, die Annahme einer solchen Theorie sämtlichen Missionaren aufzulegen, mutete daher dem Kollegium einen Eingriff in die innere Freiheit und wissenschaftliche Selbständigkeit unserer Missionare zu und mußte aus diesem Grunde abgelehnt werden.“

So der Herr Direktor. Er schiebt den Brüdern Rätther und Mohn ein Verlangen unter, welches sie weder hatten noch stellten, zeigt seinen lieben Missionaren, wie ungerechtfertigt dieses — untergeschobene — Verlangen sei, und rechtfertigt damit die Zurückweisung des wirklichen Verlangens.

Und das ist „lose Lünche“. —

Wie kommt der Herr Direktor dazu, so zu handeln?

Die so allgemeine Stellung der sich gläubig und auch lutherisch nennenden Theologen unserer Zeit zur Inspiration ist fasssam bekannt. Man giebt eine Inspiration heiliger Schrift zu. Man sagt, es sei das eine göttliche Einwirkung auf die heiligen

Schriftsteller. Wenn man sich enthält — was nicht immer der Fall ist — zu sagen, wie diese Einwirkung geschehen sei, so thut man recht. Aber auch darüber, was diese göttliche Einwirkung gewirkt habe, will man nicht das sagen, was doch die Schrift selber sagt und was wir oben gesehen haben. Man will nicht zugeben, daß durch die Inspiration eine Schrift geworden sei, die Wort für Wort Gottes Wort und also durchaus und in allen Teilen und Stücken irrtumslos sei. Man läßt die Inspiration alles mögliche sein, man preist sie mit hohen Worten, — nur dieses darf nicht behauptet werden, wenigstens nicht mit Ernst und Nachdruck als „Gottes Lehre“ behauptet werden. Als wissenschaftliche oder eigentlich unwissenschaftliche Theorie mag das einer aufstellen, aber nimmermehr als allein geltende Lehre Gottes. Behauptet so jemand Verbalinspiration und Irrtumslosigkeit heiliger Schrift, so ruft man ihm aus den Reihen der „lutherischen“ Theologen zu: du gehst über Schrift und Bekenntnis hinaus, du stellst ein Wie der Inspiration auf, du willst deine Theorie über dieses Wie für das Gewissen anderer verbindlich machen, du bist ein solcher, der

„Menschenlehren für kirchentreuende Glaubenssätze ausgiebt“.

(Siehe Missionsbl. pag. 163.)

Und ebenso steht und macht es Herr Direktor von Schwarz. Aus all seinen Verhandlungen mit Rät her und Mohn geht das hervor. Wer insonderheit Seite 94 und den Anfang von Seite 95 in den Aktenstücken mit der Fußnote 1 aufmerksam liest, kann darüber nicht in Zweifel sein.

Aber doch will er diese seine Stellung seinen Missionaren in dem Circular nicht deutlich und deutlich und ungeschminkt und ehrlich heraus sagen. Diese haben sich (pag. 92)

„zur Verbalinspiration und somit völliger Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift, wie sie Schrift und Bekenntnis lehren“,

bekannt, und gewiß nicht alle mit dem stillen Vorbehalt, daß sie damit nur ihre menschliche Theorie über das Wie der Inspiration bekennen. Und es war zu befürchten, daß sie — und viele andere in weiteren Kreisen — gerechten und ernststen Anstoß nehmen würden, wenn er seines Herzens Meinung frei heraus sagen würde. Darum verhüllt er die Sache und sagt nur, der formalen Bezeichnungsweise den Vorzug gebend, Rät her und Mohn haben ein Wie der Inspiration und ihre Theorie von demselben für die Leipziger Mission verbindlich machen wollen; und auf diese ungegründete und unbegründete Behauptung baut er dann seine oben angedeuteten Erörterungen und Ermahnungen.

Diese Erörterungen und Ermahnungen würden sich ganz anders ausnehmen, wenn der Herr Direktor in denselben statt des „Wie“ und ähnlicher formaler Bezeichnungen überall die Sache, nämlich „Verbalinspiration und Irrtumslosigkeit heiliger Schrift“, eingesetzt hätte, die Sache also, um die es sich wirklich und wahrhaftig handelt; und wie es tapfer und ehrlich gewesen wäre. Dann würde jeder, der auch nicht gerade scharf sehen kann, erkennen, was er sagen will: daß nämlich das Kollegium durch Anerkennung der Verbalinspiration und der Irrtumslosigkeit heiliger Schrift als allein geltend in der Leipziger Mission ein Sonderbekenntnis aufstellen und so die einzige Grundlage der Thätigkeit der Leipziger Mission, welche das Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche sei, verändern (!) und also das Band der Gemeinschaft zwischen der Leipziger Mission und den lutherischen Kirchen, in deren Namen sie ihr Werk betreibe, beeinträchtigen würde*; — daß die Missionare sich bewußt bleiben sollen, daß die Gewißheit des Glaubens nicht ruhe auf Verbalinspiration und Irrtumslosigkeit heiliger Schrift, sondern viel-

* von Schwarz stellt also alle lutherischen Kirchen als Verbalinspiration und Irrtumslosigkeit heiliger Schrift nicht bekennend dar.

mehr auf den großen Thaten Gottes in Christo Jesu selbst, für welche die heilige Schrift ein unerschütterliches Zeugnis sei, wenn sie auch nicht Wort für Wort Gottes Wort und irrtumslos sei, und welche (die großen Thaten Gottes) in ihrer seligmachenden Kraft und Bedeutung den Gläubigen vom Heiligen Geist versiegelt werden, auch ohne gerade wörtlich eingegebene und irrtumslose Schrift; — daß das wissenschaftliche Denken seinetwegen auch Verbalinspiration und Irrtumslosigkeit heiliger Schrift setzen möge, daß aber, für diese Theorie der Verbalinspiration und Irrtumslosigkeit heiliger Schrift, die ihm vielleicht genüge, unbedingte Geltung in Anspruch zu nehmen der sich hüten werde, der sich der Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft in göttlichen Dingen demütig bewußt bleibe; — daß die Forderung, die Annahme der Verbalinspiration und der Irrtumslosigkeit heiliger Schrift sämtlichen Missionaren aufzulegen, dem Kollegium einen Eingriff in die innere Freiheit und wissenschaftliche Selbständigkeit der Missionare zumute und aus diesem Grunde abgelehnt werden müsse.

So hätte der Herr Direktor reden sollen, dann wäre er, wenn auch nicht Gott, so doch sich selbst gegenüber ehrlich gewesen. Seine Art zu reden aber ist „lose Lünche“. —

Darf ich noch ein paar Bemerkungen hinzufügen?

In das Horn des Missionsdirektors stoßen natürlich alle, die so stehen, wie er. Ungerecht werden die beiden Missionare und wir „Missourier“, die wir uns ihrer als unserer Glaubensbrüder annehmen, gerichtet. Ihre und unsere Schmach fällt auf alle, welche dieses ungerechte Nichten beurteilen, sonderlich auch auf die Redaktion der „Neuen Lutherischen Kirchenzeitung“.

Missionar Kellerbauer ist Rät her und Mohn gefolgt. Das Leipziger Missionsblatt in Nr. 9 bringt einen häßlich und hämisch gefärbten Bericht über seinen Austritt. Der Mantel der alten traditionellen Vornehmheit der Leipziger Missionsleitung will seinen jetzigen Trägern nicht recht stehen.

Daselbe Blatt redet von Missionar a. D. Kempfs „Rechtfertigung“ in der „N. L. K.-Z.“ vom 28. April und von seiner in derselben beigebrachten Verteidigung gegen die ihm vorgeworfene Lüge. Kurzab und schmöde wirft es diese Verteidigung weg. Ich habe Gott gedankt, als ich dieselbe las. Ein billig denkender Heide kann sehen, daß Kempf sich von dem bösen Vorwurf gereinigt hat. Er behauptet nicht, daß er in allen Dingen weise gehandelt oder immer das rechte Wort gefunden habe, und erwartet daher auch nicht, daß man ihm in allem zustimme. Aber er erwartet, daß man wenigstens gerecht urteile. Niemand, der ein Urteil und gar ein öffentliches Urteil über ihn fällen will, sollte das thun, ohne seine „Rechtfertigung“ erst sorglich gelesen und erwogen zu haben. Ich sehe nicht, woher die Leipziger Missionsleitung das Recht nimmt, seinen Charakter zu beschmutzen. Persönliche Mitteilungen zu machen, durch welche andere in übles Licht gestellt werden, halte ich gewiß auch nicht für recht; aber die Not und Notwehr hat ihn dazu getrieben, und wenn das Missionsblatt, dessen Redaktion ihn erst vor aller Welt verunglimpft und persönlich verunglimpft hat, ihn derhalben tadelt — was ist das? —

Strich in all diesem meine Bescheidenheit wieder nicht besonders vorteilhaft hervor? („N. L. K.-Z.“ pag. 312.) Es sollte mir aufrichtig leid thun, wenn ich mich als einen unbescheidenen Menschen gezeigt hätte. Aber gegen offene Verfolger der göttlichen Wahrheit und ihrer Bekenner — wo ist da „Bescheidenheit“ geboten, wo? Und ist die evangelisch-lutherische Kirche Deutschlands nicht gerade von wegen der „Bescheidenheit“ ihrer rechten Lehrer so todtkrank, wie sie doch wahrhaftig ist?

Cleveland O., im Juni 1895.

E. M. Bohn.

Aus der Hermannsburger Freikirche.

Unter dem Titel „Rückfall“ berichtet die Augustnummer der „Hermannsb. Freik.“ folgendes:

„Schon in einer früheren Nummer wurde darauf hingewiesen, daß sich ein Rückfall zu Hermannsburg vorbereite. Dieser Rückfall ist jetzt thatsächlich eingetreten und nun auch durch das Missionsfest in Neu-Tetendorf weiterhin bekannt geworden. Auf diesem Missionsfeste predigten außer dem Ortspastor Sch. der Herr Direktor E. Harms, sowie ein indischer Missionar und ein Hermannsburger Missionszögling. Wir hofften immer noch auf eine Umkehr der Gemeinde von der abschüssigen Bahn, die sie schon lange betreten hatte, — aber vergebens. Jetzt hat die Gemeinde Neu-Tetendorf durch ihre kirchliche Verbindung mit der Hermannsburger Mission das Band mit unserer Freikirche vollends durch die That zerrissen. — Jene Herren, welche die Neu-Tetendorfer zu ihrem Feste als ihre Prediger und Lehrer eingeladen hat, sind ja Glieder der falschgläubigen Immanuel-synode, jener kirchlichen Gemeinschaft, welche einen Ehlers, Wagner, Scholze u. s. w. in ihrer Mitte hat. Und sollten die Neu-Tetendorfer nicht wissen, daß Scholze, Wagner und Ehlers zu denen gehörten, welche im Worte unseres Gottes Irrtümer und Ungenauigkeiten annehmen? Und mit diesen vereinigen sie sich wieder! — Jene Herren, welche die Neu-Tetendorfer predigen ließen auf ihrer Kanzel, sind abtrünnige Glieder der Freikirche, welche wohl einmal die Landeskirche gewissenshalber verlassen, aber nun wieder in Abendmahlsgemeinschaft mit derselben stehen. Th. Harms, auf den sich jene so gern berufen, mag ihnen selbst das Urteil sprechen. Derselbe schreibt in einem Briefe, den Herr P. C. Dreves veröffentlichte: ‚Durch deine Mitgliedschaft unserer freien Kirche bist du kirchlich von ihnen (den landeskirchlichen Verwandten) getrennt und die Enthaltung vom dortigen Abendmahl ist nun einfache Folge der kirchlichen Scheidung, die durch deinen Austritt aus der Staatskirche geschehen ist. Der Genuß des Abendmahls mit deinen (landeskirchlichen) Verwandten ist weiter nichts als Rücktritt in die Staatskirche, die du ohne Ueberredung mit klarem Bewußtsein und viel Gebet verlassen hast und so froh und glücklich gewesen bist im Bekenntnis der Wahrheit und damit deines Herrn Christus. . . Ich rate dir mit großem Ernst, gehe dort nicht zum heiligen Abendmahl.‘ Th. Harms wollte also nichts wissen von Abendmahlsgemeinschaft mit der Staatskirche; er sah, wie wir, es als Rücktritt in die Staatskirche an, wenn die Sakramentsgemeinschaft mit derselben wieder hergestellt würde. Daher stimme ich ganz mit Th. Harms, wenn ich jene Herren ‚Abtrünnige‘ nenne, die einst mit klarem Bewußtsein den Schritt der Separation thaten, jetzt aber als Glieder der Hermannsburger Mission wieder in Abendmahlsgemeinschaft stehen mit der Staatskirche. Was thun aber die Neu-Tetendorfer dadurch, daß sie diese Abtrünnigen zu ihren Predigern berufen, anders, als daß sie durch die That deren Abfall billigen und gutheißen? Was thun sie anders, als daß sie durch die Einladung dieser Herren offen erklären: Ihr habt ganz recht gethan, daß ihr in § 1 der Abmachung mit dem Konsistorium die Staatskirche für evang.=luth. erklärt habt, das ist sie auch; ihr habt ganz recht gethan, daß ihr mit der Staatskirche wieder Abendmahls- und Kirchengemeinschaft herstelltet. — Nun wohl, dann habt ihr Neu-Tetendorfer sehr Unrecht gethan, zu separieren von einer evang.=luth. Landeskirche; dann solltet ihr nur schleunigst bußfertig in den Schoß der Staatskirche zurückkehren. Dieser Schritt, kirchliche Gemeinschaft mit der Hermannsburger Mission anzuknüpfen, ist nichts anderes für eine freikirchliche Gemeinde als eine Verurteilung und Verwerfung der Separation. — Das

Urteil über diesen bedauernswerten Rückfall findet sich Gal. 2, 18 und 2 Petri 2, 21 f.

Welche Stellung die Gemeinde Soltau mit ihrem Pastor Sch. früher zu Hermannsburg einnahm, sei aus den betreffenden Akten nachgewiesen. Auf der Synode in Neu-Tetendorf bei Soltau im Mai 1891 wurde laut Protokoll beschlossen: ‚Die Missionare (Dierks) müssen sich von der falschen Stellung der Hermannsburger Mission lossagen und sich zur rechtgläubigen Kirche bekennen.‘ Die Deputierten der Gemeinde Soltau, R. und A., sowie P. Sch. stimmten dafür.

Ende 1892 sandte ich ein Schreiben an Herrn P. Schwan, allgemeinen Präses der Missouri-synode, betreffs Berufung der zwei Kandidaten Peters und Blaes zu Missionaren unserer Freikirche. In diesem Schreiben hieß es: ‚Es wird Ihnen bekannt sein, daß die Hermannsburger Mission wieder Abendmahlsgemeinschaft mit der falschgläubigen hannoverschen Landeskirche aufgerichtet hat, und daß die Stellung dieser Mission eine durch und durch synkretistische ist. Außerdem duldet sie, daß die Inspirationslehre der neueren Theologie im Missionshause gelehrt wird. Deshalb haben wir gewissenshalber die Weiterarbeit an dieser Mission aufgeben müssen.‘ — Hierzu giebt P. Sch. seine Zustimmung schriftlich mit den Worten: ‚Ich finde an dem obigen Gefuchtschreiben an Herrn Präses Schwan nichts zu ändern, sondern möge wörtlich also eingesandt werden.‘

Bis vor kurzem hatte die Gemeinde S. mit ihrem Pastor nichts an unserer Mission auszuheben. Obwohl P. Sch. wußte, daß Peters und Blaes aus der Missouri-synode berufen werden sollten, giebt er doch schriftlich seine Zustimmung in den Worten: ‚Mit der Berufung vorstehend genannter Personen zu unseren Missionaren bin ich einverstanden.‘ Und als auf der Synode im Mai 1894 diese Berufung zu bestätigen war, stimmte P. Sch. mit den Deputierten der Gemeinde Soltau, B. und A., dafür, daß Blaes und Peters als unsere Missionare hinausgesandt werden sollten. Jetzt auf einmal können sie ‚gewissenshalber‘ (??) nicht mehr für unsere Mission arbeiten, obwohl darin nichts geändert ist.

Die eigentliche Ursache jedoch zu diesem bedauerlichen Rückfalle liegt darin, daß die Gemeinde mit ihrem Pastor, trotz reichlicher Belehrung, in der Lehre von der Bekehrung der Wahrheit nicht die Ehre geben und sich nicht unter die Schrift beugen wollte. Oft habe ich bei den Einigungsversuchen in Uelzen gedacht: Die Schrift ist klar, nicht minder unser Bekenntnis, aber die Gegner wollen nicht. Wohl, nun ist ihnen auch das genommen, was sie noch hatten. Wer Augen hat, zu sehen, der sehe an diesem Beispiel, wie der Kampf gegen die rechte Lehre immer größeren Abfall nach sich zieht, wie ein wenig Sauerteig den ganzen Teig durchsäuert.“

So traurig die vorstehende Mitteilung der „Hermannsb. Freik.“ an und für sich ist, so erfreulich ist doch zugleich der Umstand, daß durch diesen Rückfall des P. Sch. und Genossen die Hermannsburger Synode die bis dahin noch in ihrer Mitte vorhanden gewesenen Feinde der Wahrheit losgeworden ist und damit auch diesen letzten, schweren Lehrkampf durch Gottes Gnade siegreich bestanden hat.

H—r.

Von den „schlechten Zeiten“.

Ueber einen Krebschaden schreibt die „Neue luth. Rztg.“: „Die Festbummel hat wie eine ansteckende Krankheit in Stadt und Land in unerträglicher, verderblicher Weise um sich gegriffen. Sobald das Mailüfterl weht, rühren die nie ruhenden Vereinsmeier und Festbrüder die Lärm- und Werbetrommel, Festausschüsse und Vergnügungs-Kommissionen entwickeln eine fieberhafte

Thätigkeit. Wenn die träge und verständnislose Menge die zu feiernden Feste nicht von vornherein mit lautem Beifall begrüßt, wird sie durch überschwengliche Zeitungsartikel darüber belehrt, daß die Vorbereitungen zu der betreffenden hochbedeutsamen Feier in vollem Gange sind. Ein Blick in die Tagesblätter zeigt uns Sonntag für Sonntag ganze Spalten von Festanzeigen. Man will und muß sich „zerstreuen“, als wäre unserem heutigen Geschlechte ein krankhafter Drang zur Sammlung und Weltflucht angeboren. Der für die Freuden seiner Mitmenschen empfängliche Bürgermann kann bis in den Spätherbst jeden Sonntag seine Fahne aushängen. Irgendwie ist im Orte immer etwas los. Krieger und Schützen, Turner, Sänger und Feuerwehrmänner dürfen seiner vollen Zustimmung zu ihren edlen und gemeinnützigen Bestrebungen gewiß sein. Aber den alten patriotischen Vereinen sind die Sport- und Kunstvereine erfolgreich zur Seite getreten. Die Radfahrer und Ruderer, die Kegeler und Raucher, die Zitherspieler und Stenographen bedürfen zur Förderung ihrer Kunst dringend größerer Verbandsfeste. Und wer zählt die Versammlungen der einzelnen Gewerbe und Berufsstände, der Schneider und Müller, der Wirte und Friseure, der Fuhrleute und Schornsteinfeger, der Handwerker und Bauern, der Beamten und Akademiker aller Fakultäten samt den besonders teuren Kartellfesten? Wer die Anzahl von Jubiläen verdienter Männer und berühmter Institute auf dem Gebiete der Schule und Kirche, des kommunalen und politischen Lebens? Man könnte ganze Seiten füllen mit der bloßen Aufzählung aller festlichen Veranstaltungen, bei denen der moderne Mensch sich den Aerger über die vielen Verdrüßlichkeiten des häuslichen, staatlichen und gesellschaftlichen Lebens hinweg zu amüsieren sucht und dabei alle geordnete, nüchterne Lebensführung, vor allem das Familienleben zerstört. Es ist Zeit, daß sich alle ernsten Männer zusammenschließen, um der Vereinsmeierei zu Leibe zu gehen und die vielen zwecklosen teuren Festlichkeiten zu unterdrücken.“

Zu derselben Sache schreibt das „Kirchl. Wochenblatt für Schlesien“ folgendes: „Wie kommt das, Herr Gevatter“, sagte der ehrwürdige alte Lehrer des Dorfes G. zu seinem alten Freunde, dem Dorfschulzen, eines Sonntags, „heute war die Kirche so leer, und in der Nacht habe ich vor der lustigen Tanzmusik in der „Sonne“ kein Auge zugethan. Ich denke, in der Adventszeit darf überhaupt keine Lustbarkeit stattfinden.“ — „Ja, sehen Sie“, antwortete der Schulze, „der Schweineversicherungs-Verein hat sein Stiftungsfest gejeiert; das ist eine geschlossene Gesellschaft, die kann tanzen und trinken, singen und springen, wann sie will und so lange sie will. Der frühere alte Krüger schloß stets pünktlich den Krug, wenn die Polizeistunde da war, aber der neue Sonnenwirt ist einer von den Schläuen. Der sagt den Leuten: „Thut euch doch zu einem Verein zusammen, dann könnt ihr die ganze Nacht zusammensitzen, trinken, spielen, tanzen, soviel ihr wollt.“ Dann hat der Wirt immer das Haus voll und braucht keine Polizeistunde zu halten, und die jungen Leute trinken und tanzen bis in den Morgen hinein. So haben wir schon einen Rauchklub, einen Kegelklub, einen Sterbeladen-Verein, und das Neueste ist der Schweineversicherungs-Verein. Diese vielen Vereine, Herr Lehrer, verderben unser junges Volk in Grund und Boden, die Gastwirte werden immer reicher dadurch, und das arme Volk wird noch immer ärmer, und in die Kirche kommen sie dann auch nicht, weil sie Sonntags gewöhnlich den Rausch ausschlafen vom Sonnabend. Unserer kann als Polizei nichts dazu thun. Denn die große Krugstube wird pünktlich zur Polizeistunde geschlossen, aber hernach geht es im geschlossenen Vereinsstübchen desto toller her. Da muß von Reich wegen das Vereinsgesetz geändert werden, sonst kann nichts helfen.“ — „Ja, wenn's so steht“, erwiderte der Lehrer, „dann begreife ich, warum alle Ermahnungen des

Herrn Pfarrers von der Kanzel, und was ich den Kindern in der Schule eingeprägt habe, vollständig in den Wind geredet sind. Da kann so ein geldgieriger Gastwirt in einer Woche mehr einreißten, als Pastor und Lehrer in Jahren aufbauen können. Darum, Herr Gevatter, wirken wir dafür, daß das Vereinsgesetz abgeändert werde.“ (Freimund.)

Nachrichten und Bemerkungen.

Ein uneheliches Spiel treiben die modernen Feinde des göttlichen Wortes, die Leugner der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift, indem sie, insonderheit vor dem einfältigen Christenvolke, gern als Verteidiger der heiligen Schrift, als Bekenner ihrer Wahrheit gegenüber dem groben Unglauben, auftreten. So die Leiter der Leipziger Mission und so kürzlich Prof. Vold aus Dorpat. Im Bericht über das in Nürnberg abgehaltene Jahresfest des Central-Bibel-Vereins am 12. Juni schreibt „Freimund“ in Nr. 30: „Zündende Worte sprach der in der Versammlung anwesende Herr Professor Vold aus Dorpat: „Wir wissen uns — so führte er ohngefähr aus — von den Vertretern der modernen Kritik durch einen breiten Graben geschieden. Es ist nicht wahr, daß das Alte Testament aus Fabeln zusammengesetzt ist, nicht wahr, daß Abraham eine sagenhafte Persönlichkeit sei, nicht wahr, daß Moses an der Verabfassung des mosaischen Gesetzes ganz unbeteiligt ist, — es kann von dem allen das gerade Gegenteil wissenschaftlich (!) nachgewiesen werden. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß das Gesetz manche Zusätze aus späterer Zeit enthalte; und es leugnen hier auch vom gläubigen Standpunkt aus Zugeständnisse an die Kritik zu machen. Aber auch das Spätere sei im mosaischen Geiste. Von Widersprüchen könne keine Rede sein. — Was die Theologie-Studierenden betreffe, so müßten dieselben mit den Ergebnissen der modernen Kritik bekannt gemacht werden; aber zuvor seien dieselben auf den rechten Standpunkt zu legen; und dieser sei: Glaube an den lebendigen Christus. Dabei bleiben wir, und daran halten wir unentwegt fest.“ Der Graben zwischen den Vertretern der modernen Kritik und Prof. Vold und seinesgleichen mag breit sein, dabei ist er jedoch so flach, daß ein bequemes Hinüber und Herüber ohne Schwierigkeit stattfinden kann. Wer „vom gläubigen Standpunkt aus Zugeständnisse an die (modern ungläubige) Kritik“ machen zu müssen meint, hat schon den Standpunkt des Glaubens verlassen und ist ins Gleiten gekommen, das ihn zu immer weiteren Zugeständnissen an die Kritik führt. „Enthält das Gesetz Zusätze aus späterer Zeit“, so ist nicht „alle Schrift von Gott eingegeben“. Und ist auch das Spätere „im mosaischen Geiste“, so ist es doch nicht vom Heiligen Geiste. Dann kann das Alte Testament so wenig auf Gültigkeit Anspruch machen als irgend ein menschliches Testament, in welchem sich Zusätze aus späterer Zeit von anderer Hand finden, zumal wenn sich nicht genau feststellen ließe, was der Erlass selbst und was andere geschrieben. — Geradezu unehelich ist es, wenn Prof. Vold, der in einer besonderen Schrift die Irrtumslosigkeit der Bibel bestritten hat, auf dem Nürnberger Bibelfeste von der Schrift sagt: „Von Widersprüchen könne keine Rede sein.“ Das ist doppelte Buchführung; eine andere vor den Studenten in den Hörsälen und den sog. Gebildeten und eine andere vor dem einfältigen Christenvolk. Und wenn Vold die Theologie-Studierenden erst dann mit den Ergebnissen der modernen Kritik bekannt gemacht wissen will, nachdem dieselben auf den rechten Standpunkt: „Glaube an den lebendigen Christus“ versetzt worden seien, so klingt das recht schön, aber wie das gemeint ist, geht daraus hervor, daß Vold in seiner Schrift: „Die Bibel als Kanon“ S. 53 sagt: „Wir sind Christen, nicht weil wir an die Bibel, sondern weil wir an Christus glauben.“ Sein Christus ist nicht der Christus der Schrift, sondern ein Phantasiegebilde, das nirgends existiert als in seiner Einbildung, denn wir haben Christus nur in der Schrift. Aber die landeskirchlichen Christen merken diesen Betrug nicht, wie denn „Freimund“ zu jenen Auslassungen Prof. Volds hinzusetzt: „Diese Worte wirkten wie ein Labetrunk aus frischer Quelle; und sie haben gewiß vielen zur Glaubensstärkung gedient. Wir aber wollen Gott danken, daß der Herr seiner Kirche noch Männer schenkt, die ihre Kniee vor Baal nicht gebeugt haben.“ O der Blindheit, die auf Christi Wort nicht achtet: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schaffkleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe.“ K.

Der Unglaube der sogenannten „gläubigen Theologie“ wird immer offener. In dem Vortrage, den Prof. Engelhardt auf der Nürnberger Konferenz zu den in voriger Nummer erwähnten Thesen hielt, kam er zu folgenden Äußerungen: „Vielen erscheint es unkirchlich, daß Jesus das Alte Testament unrichtig beurteilt habe. Doch ist diese Möglichkeit von der evangelischen Theologie zugestanden. Und es ist auch für die Gemeinde nicht unfassbar, wenn sie hält an den Menschensohn, der sündlos, aber nicht allwissend war.“ Und: „Wir können uns nicht gebunden achten an das Urteil des Herrn über das Alte Testa-

ment." Die von einem Einzigen (Deinzer-Neuenbottelsau) verlangte Zurücknahme auch nur dieses letzten Satzes ist nicht erfolgt. Vielmehr wurden die Theesen des Referenten mit allen gegen eine Stimme angenommen. Was Deinzer weiter gethan, hat man nicht erfahren. (Neuenbottelsau weiß sich zu wenden.) Daß die Allgemeine unlutherische Kirchenzeitung gegen die Sätze nichts einzuwenden hat, wundert uns nicht. Ueberhaupt würden uns dieselben bei Vertretern auch einer modern-gläubigen Theologie nicht mehr befremden. Denn wir wußten längst, daß die bisher sogenannten Kenotiker der Erlanger und anderer ihr verwandten Schulen im Grunde nichts anderes als Leugner der Gottheit Christi sind. Allein bisher suchte sich diese Art falscher Propheten in ihr Schafskleid so zu verhüllen, daß minder scharfe Augen sie nicht erkennen konnten und die sie längst durchschauenden „Missionarier“ in den Verdacht der „Kegerrieckerei“ kamen. Nun fangen zu unserer Freude auch andere Christen an aufmerksam zu werden und den Betrug zu durchschauen. Darum ist es gut, daß jene falschen Propheten nun immer offener herauskommen.

Ein medlenburgischer Pastor, von dem auch eine sozialpolitische Weihnachtspredigt (!) gedruckt vorliegt, hat kürzlich im Güstrower Kriegerverein eine patriotische Rede gehalten (das scheint ja jetzt vielfach der Zweck der Pastoren zu sein), in welcher von der Germania auf dem Niederwalde u. a. gesagt wird: „Und wie ich sie dort oben so hoch aufgerichtet sah, in ihrer Kraft, gleich einer ewigen Herrschermacht, da erschien sie mir unerschütterlich auf ihrem Felsenrund, unverwundbar in ihrem aus Kanonen gegossenen ehernen Kleide. Ja, das ist wirklich das Sinnbild Deutschlands, so wie dies Volk es immer erträumt hatte, der einzige Gedanke von 40 Millionen Menschen“ u. s. w. Gott sei Dank, daß es unter diesen 40 Millionen doch wenigstens etliche, wenn auch im Verhältnisse nur verschwindend wenige giebt, die (trotz aller natürlichen Vaterlandsliebe) noch andere Gedanken und ein anderes, wirklich ewiges und unbewegliches Reich kennen und darum nicht mit einstimmen in das allgemeine Geschrei: „Das sind deine Götter, Israel, die dich aus Aegyptenland geführt haben.“

„Reformatorisches Gedankten“ entwickelt im „Rostocker Anzeiger“ der dortige Pastor Pries, indem er allerhand Neuzerlichkeiten und kleinliche Dinge zu ändern oder einzuführen sucht, ohne den eigentlichen Schaden Josephs auch nur mit einem Finger anzurühren. Das ist ja leider der Kirchenjammer unserer Tage ringsumher, wie er von dem strafenden Worte des Herrn betroffen wird: „Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäern, die ihr die Becher und Schüsseln auswendig reinlich haltet, inwendig aber ist es voll Raubes und Fraßes. Du blinder Pharisäer, reinige zum ersten das Innenwende am Becher und Schüssel, auf daß auch das Außenwende rein werde“ (Matth. 23, 25, 26) — nur mit dem Unterschiede, daß man in diesem Falle, nämlich in Rostock, eine „Reformation“ in Neuzerlichkeiten nur versucht oder beabsichtigt, wie denn nach des Diakonus Pries Aussage Kleistoth einmal gesagt haben soll: „Ich habe in Rostock reformieren wollen, so lange ich im Amte bin, und bin nicht Einen Schritt vorwärts gekommen. Rostock ist die konservativste Stadt auf Erden, aber was sie da konservieren, das ist der Nichts.“ In der That ist Rostock als eine der unkirchlichsten Städte längst bekannt. Hat doch eben auch sie schon in der Reformationszeit einen Mann wie Niemann Heßhusius vertrieben. Verfolgung der Propheten Gottes aber ist eine Sünde, welche sich schwer rächt und deren Strafe auch über die Nachkommen geht. H—r.

MISSIONSFEI.

Während der diesjährigen Synodalversammlung der evangelisch-lutherischen Freikirche von Sachsen u. a. St. in Hannover feierte die hiesige Bethlehems-Gemeinde am 6. Sonntag nach Trinitatis nachmittags ein Missionsfest. Es predigte in unserer schön ausgeschmückten Bethlehems-Kapelle Herr Pastor Kern aus Chemnitz über Joh. 7, 37, 38 vor einer zahlreichen Hörerschaft. Bei der in einem Saale gehaltenen Nachfeier erzählte Herr Missionar Mohn von der mühevollen Missionsarbeit in Ostindien, Herr Pastor Hübener-Kolberg berichtete von seinen Erfahrungen und seiner Wirksamkeit in Bommern und Herr Professor Fürbringer aus St. Louis brachte in einem Schlussworte die Grüße und Segenswünsche der amerikanischen Glaubensbrüder zum Ausdruck. Das Missionsfest war gut besucht. Auch eine Anzahl von auswärtigen Gemeindegliedern und Gäste aus Gemeinden der Hermannsbürger Freikirche waren erschienen. Der Bläser- und Sänger-Chor der Hermannsbürger Gemeinde Dahlinghausen, dessen Mitglieder die weite Reise hierher nicht gescheut hatten, erfreute uns durch den Vortrag lieblicher geistlicher Weisen und Lieder. Gott wolle das gehörte Wort reichlich segnen! Die nach dem Gottesdienst eingesammelte Missionskollekte ergab als Ertrag 82 Mark 33 Pfg., die bei der Nachversammlung 54 Mark.

Chr. Walter,

Pastor der freien ev.-luth. Bethlehems-Gemeinde zu Hannover.

Bücher-Anzeige.

Der evangelisch-lutherische Hausfreund. Kalender auf das Jahr 1896. Herausgegeben von D. H. Th. Willkomm, sep. ev.-luth. Pastor zu Planitz. Zwickau i. S. Druck und Verlag von Johannes Herrmann. 136 S. 80. Preis 40 P.

Dieser Kalender, der schon längst in vielen Häusern geworden ist, was sein Name sagt, ein Hausfreund — bedarf freilich für die, welche ihn schon kennen, keiner besonderen Empfehlung. Sie wissen im voraus, daß er ihnen neben dem, was jeder Kalender enthält, viel Gutes und Beherzigenswerthes bringen wird. Da aber unser Kalender gerne auch in solchen Häusern und Familien, die ihn bisher noch nicht kannten, ein Hausfreund werden möchte, so mag ein kurzer Hinweis auf den reichen Inhalt, den der nächstjährige Hausfreund-Kalender bietet, wohl nicht überflüssig sein. Nur einiges sei hervorgehoben: Missionar Rätcher giebt ausführliche, höchst fesselnd geschriebene Reiseerinnerungen aus Ostindien; der Herausgeber zeigt in einem lehrreichen Artikel, wieviel Ursache ein Christ trotz aller „schlechten Zeiten“ zum Loben und Danken hat. Da am 18. Februar des nächsten Jahres 350 Jahre seit dem Tode Luthers verfloßen sind, so bietet der Kalender eine ausführliche Beschreibung von dem erbaulichen und seligen Ende dieses Gottesmannes. Eine Reihe von Erzählungen für Erwachsene und ein Kranz lieblicher Geschichten „für die liebe Jugend“ trägt nicht wenig dazu bei, den Hausfreund-Kalender auch diesmal zu einem recht christlichen Volksbuch zu machen. Noch sei bemerkt, daß der Kalender mit mancherlei wohlgelegenen Bildern und Initialen geschmückt ist und jedes Exemplar als Gratis-Beigabe eine hübsche Spruch-Blumenkarte und einen kleinen Wandkalender enthält. W—r.

Ehrendenkmal treuer Zeugen Christi. Eine Sammlung kurzgefaßter christlicher Lebensbilder aus alter und neuer Zeit. Zur Erbauung für evang.-luth. Christen. 2. Band. Mit 7 Portraits, einem Titel- und einem Gruppenbild. 2. Aufl. Zwickau i. S. Druck und Verlag von Johannes Herrmann. 1895. Kl. 80. 350 Seiten. Preis gebunden M 2.25, gebunden in Halbfranz M 3.

Dieses zweite Bändchen des bekannten „Ehrendenkmal“ ist durch mehrere neue Bilder verschönert worden, nämlich durch ein wohlgelegenes Portrait des bekannten Joachimsthaler Kantors Nikolaus Hermann, und durch ein die Uebergabe der Augsburger Konfession darstellendes Gruppenbild, eine sehr gute und scharfe Verkleinerung des in der alten Weimarbibel enthaltenen Holzschnittes.

Ueber die Trefflichkeit der in diesem Werke gebotenen Lebensbeschreibungen und kirchengeschichtlichen Bilder ist es kaum mehr nötig, Worte zu machen. Das „Ehrendenkmal“ hat sich einen Ehrenplatz in vielen Schul- und Volksbibliotheken errungen und wird von jedem, der noch ein Herz für die lutherische Kirche und Sinn für gesunde Nahrung des Geistes hat, gelobt. Möchte nun dieser zweite Band in dem feinen neuen Gewande und mit dem reichen Bilder Schmucke viel neue Freunde finden und von recht vielen gelesen werden. Gott aber vermehre in Gnaden den Segen, den es schon gestiftet hat.

Erzählungen für die Jugend. 27. Bändchen: Ausgeföhnt. Concordia Publishing House. Zu beziehen durch den Schriftenverein (E. Braun). Preis 80 P.

Eine Erzählung aus Straburgs deutscher Vergangenheit darf bei unserer deutschen Jugend wohl auf Interesse rechnen. Wir wünschen auch diesem Büchlein viel Leser!

Lutherisches Kinder- und Jugendblatt.

Unter diesem Titel erscheint seit Juli in neuem Gewande und größerem Umfange das bisherige „Lutherische Kinderblatt“. Es soll nicht nur unter den Kindern, sondern auch unter der heranwachsenden Jugend die Liebe zu Gottes Wort und allem wahrhaft Guten und Schönen fördern helfen. Möge es im neuen Gewande viel neue Freunde finden. Der reichere Inhalt macht es zu einem guten Unterhaltungs- und Erbauungsblatt für die Jugend. Der Preis bleibt derselbe. W.

Quittung.

Für die Kolportage des Schriftenvereins gingen ein: Beiträge aus Chemnitz M 123.90, aus Dresden M 23.65, aus Frankenberg M 15, aus Grün und Plauen M 17.60, aus Niederplanitz M 62.20, aus Grimmitzschau M 10.80, aus Schneidenbach M 3.80. Geschenke: Aus Grimmitzschau M 8.18, durch Herrn P. Lenk M 1.40, durch Herrn Zehrmann von F. G. in M. 0.30. G. Braun.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

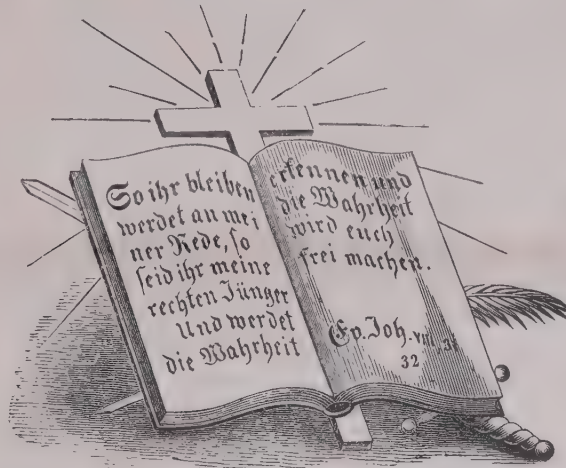
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die L. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 20. Nr. 19.

Bückeburg in Sachsen.

8. September 1895.

Höhendienst.

Eine der größten Sünden des Reiches Juda unter den Königen nach Salomo war die, daß sie auf den Höhen opferten (1 Kön. 14, 23, 24). Auf Bergen hatten die Heiden ihren Göttern im Lande Kanaan gebiet. Zwar brachten auch die Erzväter dem wahren Gott auf Bergen Opfer dar und auch, nachdem das Volk Israel das Land Kanaan eingenommen hatte, wurde von einzelnen hervorragenden frommen Männern, wie Samuel, auf Höhen geopfert. Aber nachdem Gott seine Verheißung erfüllt und im Tempel zu Jerusalem sich die Stätte erwählt hatte, wo Er wohnen wollte, war es nichts als Abgötterei, wenn noch auf Höhen geopfert wurde, und es wird den gottlosen Königen neben dem offenbaren Götzendienst gerade auch der Höhendienst als Sünde angerechnet (z. B. 2 Kön. 16, 4), während von den frommen Königen rühmend erwähnt wird, daß sie die Höhen abgethan haben (z. B. 2 Kön. 18, 4; 23, 5).

Es wird dieser Höhendienst nicht von ungefähr entstanden sein, er entsprach, wie man jetzt sagen würde, offenbar einem „religiösen Bedürfnis“ des Volkes. Zwar hatte man ja den Tempeldienst mit seinen zahlreichen Opfern, geordneten Festen und damit verbundenen Predigtgottesdiensten. Dergleichen wurde durch Samuels Prophetenschulen und durch die im ganzen Lande zerstreut wohnenden Leviten die Unterweisung des Volkes im Gesetz ermöglicht. Und dadurch konnten alle wahrhaft religiösen Bedürfnisse voll auf befriedigt werden. Aber was hierdurch geboten wurde, war Gottes Wort und **nur** Gottes Wort. Und das ist dem natürlichen Menschen widerwärtig, weil es mit schonungsloser Schärfe alle eigene Ehre zu nichte macht. Dennoch will auch der natürliche Mensch „religiös“ sein, will beten und opfern, will das Gefühl haben, daß Gott ihn beschütze, und zwar verdienstermaßen, und will vor allem von Zeit zu Zeit Feste

feiern, durch welche das Gemüt eine Erhebung und nebenbei auch das Fleisch eine Befriedigung empfängt. Und diesem „Bedürfnis“ kam der Höhendienst entgegen.

Der natürliche Mensch ist zu allen Zeiten derselbe. Auch in der Christenheit giebt es „religiöse Bedürfnisse“, denen die schriftgemäße Predigt und Sakramentsverwaltung nicht genug thut. Und so ist auch unser deutsches Volk wieder auf Höhendienst verfallen, welcher besonders in diesem Jahre stark gepflegt wird. Was sind die Kriegerdenkmal- und Fahnenweihen, die Kranzspenden und Feldgottesdienste — nach ihrer religiösen Seite — dem Worte Gottes gemäß anderes, als eine Art Höhendienst? Wir haben selbstverständlich nichts dagegen, wenn durch Erinnerungsfeiern unter den Soldaten, in den Schulen und im bürgerlichen Gemeinwesen die Vaterlandsliebe belebt wird, sofern man dabei Maß hält und nicht durch Menschenvergötterung, wie leider vielfach geschieht, Gottes Zorn erregt. Aber wenn nun bei dem allein Gottes Wort und das Predigtamt herangezogen und den patriotischen Feiern ein religiöser, kirchlicher Anstrich gegeben wird, so ist das Höhendienst, ein Mißbrauch des Namens und Wortes Gottes, den Gott nicht ungestraft lassen wird.

Gottes Wort, Gesetz und Evangelium, ist dazu da, die Sünder zur Erkenntnis ihrer Sünden und wahren Reue, zum Glauben an Christum, zu heiligem Wandel, zur Geduld unter dem Kreuz und also zur Seligkeit zu führen. Und das heilige Predigtamt soll die Sünder zur Buße und die Frommen zur Beständigkeit vermahnen. Einen anderen Zweck hat Gottes Wort nicht, einen anderen Beruf haben die Prediger nicht. Thun letztere etwas anderes, so schreiten sie aus ihrem Beruf und mißbrauchen Gottes Wort und Namen. Dergleichen geschieht ja leider fortwährend, wenn Pastoren sich dazu hergeben, Fahnen, Denkmäler, Turnhallen, Aussichtstürme u. dgl. einzumweihen. Aber es tritt dieser Mißbrauch in diesem Erinnerungsjahre besonders stark auf.

Man sage nicht, es sei doch sehr erfreulich, daß man die Mitwirkung der Pastoren bei solchen Festen begehrt, und es könne doch dabei auch der Same des göttlichen Wortes ausgestreut werden. Denn das letztere ist eine Täuschung. Wir haben bis jetzt zwei Reden gelesen, die bei solchen Feierlichkeiten gehalten worden sind, die des Hofprediger Faber bei der Grundsteinlegung des Nationaldenkmals in Berlin und die eines Zwickauer Diakonus beim Feldgottesdienste am 18. August. Beiden fehlt, obwohl der letzteren mehr als der ersteren, Gesetz und Evangelium. Und es kann ja auch nicht anders sein. Denn wenn heutiges Tages ein Pastor als ein Diener Gottes, des Heiligen und Wahrhaftigen, als Zeuge von Jesu, dem Sohne Gottes, dem gekreuzigten und auferstandenen Sünderheilande, als Mund des Heiligen Geistes, der die Welt straft um die Sünde, um die Gerechtigkeit und um das Gericht, bei solch einer Feier vor Hohen und Niedrigen reden sollte und wollte, so müßte er ja vor allem seine Stimme erheben wie eine Posaune und rufen, ohne zu schonen, und dem Volke ihr Uebertreten und der Kirche ihre Sünde verkündigen. Und dann wäre es mit dem Festjubiläum, dem ja der Pastor bei diesen Anlässen nur eine gewisse Weihe geben soll, sofort zu Ende. Es ist doch nicht so, daß wir auf die 25 Jahre, die seit den Siegen der deutschen Waffen in Frankreich verfloßen sind, mit ungetrübter Freude zurückblicken könnten. Man sagt ja in solchen Reden, Gott habe den Sieg gegeben. Aber hat unser Volk denn Gott auch die Ehre gegeben und den gebührenden Dank gezollt nicht nur mit Worten, sondern mit der That? Müßte nicht ein Prediger darüber in der Tonart reden, in welcher Moses sprach, da er Israel Gottes Wunderthaten vorhielt, nämlich: „Dankest du also deinem Gott, du toll und thöricht Volk?“ — Diese Andeutung möge genügen, um die Unmöglichkeit zu zeigen, daß ein Prediger Jesu Christi, der dies und nichts anderes sein will, bei solchen Festen mitwirken kann.

Wir sind nun freilich auf den Vorwurf gefaßt, daß wir mit diesem Proteste die Sozialdemokratie stärkten. Dieser Vorwurf trifft uns jedoch nicht. Wer uns kennt, weiß, daß wir dieser gottlosen Gesellschaft scharf entgegentreten. Aber wir haben noch nie dem Grundsatz gehuldigt: „Laßt uns Böses thun, daß Gutes herauskomme“. Wir sind auch gewiß, daß diese Verquickung von Religion und Politik der Sozialdemokratie eher Vorjubel leistet als Abbruch thut. Denn Gottes Wort und das heilige Predigtamt kommt dadurch aufs neue in Verachtung.

Wir warnen also jedermann, der sich warnen lassen will, vor diesem modernen Höhen dienst. Nicht in halb „religiösen“, halb politischen Feiern ist Heil für unser armes verführtes Volk, sondern allein in gründlicher Umkehr zu dem wahren Heiligtume, dem Worte Gottes, dem Worte heiliger Schrift!

W.

Die hohe Wichtigkeit der reinen Lehre von Kirche und Amt für den christlichen Glauben und die kirchliche Praxis.

(Fortsetzung.)

4. These.

Das Predigtamt ist kein besonderer, dem gemeinen Christenstand gegenüberstehender heiliger Stand, wie das levitische Priestertum, sondern ein Amt des Dienstes.

Mußten wir bei den vorigen Thesen die Wichtigkeit der reinen Lehre vom Amte gegenüber den Irrthümern der Schwärm-

geister hervorheben, so haben wir hier wieder mit allem Ernste die päpstlichen und alle romanisierenden Verfälschungen abzuweisen, als welche gleichfalls für den Glauben wie auch für das Leben der Christen gefahrbringend sind.

Weil wir nicht um Worte zanken wollen, bemerken wir im voraus, daß wir nicht in Abrede nehmen wollen, daß die Pastoren, ihren Verus angesehen, auch gewissermaßen einen eigenen „Stand“ bilden, und man also wohl diesen Ausdruck ohne Anstoß gebrauchen kann, falls man nur nicht falsche Vorstellungen damit verbindet. Was hier aber abgewiesen werden soll, ist in der These deutlich genug ausgedrückt. Es ist der nicht allein bei den Päpstlichen, sondern auch bei manchen romanisierenden sogenannten „Lutheranern“ sich findende Irrthum, wie ihn z. B. Bilmar ziemlich grob ausgesprochen hat mit den Worten: „Hirten können nur durch Hirten gesetzt werden.“ Da ist die Meinung, daß den Trägern des Predigtamtes ein sie vor allen anderen Christen auszeichnender Charakter (Fähigkeit) innewohne, dadurch dieselben eben einen besonders heiligen Stand bilden. Während also die Schwärmer, wie wir gesehen haben, auf der Christen allgemeines Priestertum sich berufend, das gottgestiftete, heilige Predigtamt herabdrücken, drücken diese von der anderen Seite, auf den in seiner Weise allerdings vorhandenen Unterschied zwischen Pastoren und „Laien“ fälschlich sich berufend, der Christen allgemeines Priestertum herunter. Wohl ist ein gewisser Unterschied zwischen solchen, die Pastoren sind, und solchen, die es nicht sind (denn das Predigtamt ist ja doch nicht nichts). Aber es ist nur ein Unterschied des Berufes und Dienstes, nicht aber ein Unterschied des Standes, als ob die Pastoren durch die Ordination sozusagen eine andere Art, eine höhere Klasse von Menschen würden, solche Menschen nämlich, welche mit gewissen Kräften und Fähigkeiten ausgestattet wären, deren andere, gewöhnliche Christen ermangelten.

Weil es uns aber jetzt darauf ankommt, zu zeigen, wie schädlich und gefährlich dieser Irrthum und wie wichtig daher die reine Lehre auch in diesem Stücke sei, so bemerken wir dazu folgendes.

Wie der Kernpunkt aller rechten, seligmachenden Lehre die Rechtfertigung durch den Glauben ist, alle falsche Lehre aber schließlich darauf hinausläuft, eben diese zu verdunkeln und zu untergraben, so ist es auch hier der Fall. Denn wenn die Gleichheit aller Kinder Gottes, ihr königlicher und priesterlicher Stand herabgesetzt und innerhalb der Kirche unter den Christen ein Unterschied des Standes gemacht wird, so wird dadurch allerdings die Rechtfertigung allein durch den Glauben verdunkelt und untergraben. Es soll da ja ein Christ nicht mehr ein Herr aller Güter des Hauses Gottes sein, nicht alle soll er durch die Rechtfertigung erlangen, sondern gewisse Kräfte und Fähigkeiten sollen an einem bestimmten Stande haften und durch die Ordination mitgeteilt und fortgepflanzt werden. Dazu beachte man ferner: Wenn ein gewisser Stand erst durch die Handauslegung befähigt sein soll, gewisse Verrichtungen des Amtes von den Aposteln her (!) wirksam und gültig vorzunehmen, wer macht mich gewiß, ob auch die Kette in der Fortpflanzung des Amtes niemals und zu keiner Zeit unterbrochen gewesen ist? Wer macht mich gewiß, ob die Absolution, welche mir ein solcher geweihter Priester spricht, eine wirkliche, bei Gott gültige und kräftige Absolution ist? Zwar diejenigen, welche jene Lehre von dem besonderen Priesterstande führen, auch die Päpstlichen, erkennen noch die Nottaufe an. Allein, so gut das ist und so gern wir wiederum unsererseits dies bei ihnen anerkennen, so steht doch diese ihre Anerkennung mit ihrer Lehre von der Priesterweihe und einem durch dieselbe fortgepflanzten Priesterstande so sehr im Widerspruch,* daß alle, die ihnen folgen, eben dadurch

* Etwas ganz anderes ist es natürlich mit den „Widersprüchen“,

beständigen Zweifeln ausgesetzt und also in ihrem Glaubensleben empfindlich geschädigt werden.

Man hat uns zwar eingewandt, die Sache könne doch für den Glauben und den Artikel von der Rechtfertigung so gefährlich nicht sein, da ja doch Gott Recht und Macht habe, dergleichen Ordnungen zu treffen. Natürlich müssen wir das zugeben, und haben wir kein Recht, Gott dem Herrn Vorschriften zu machen. Wenn Gott die Sache so hätte einrichten wollen, wie unsere Gegner meinen, daß er gethan habe, so müßten wir ja auch zufrieden und dankbar sein. Ja, wir geben zu (wie solches auch in der These selbst angedeutet ist), daß es eine Zeit gegeben hat, da Gott wirklich etwas dem Ähnlichen eingerichtet hatte. Aber weiß man denn wirklich nicht, was Gal. 4 geschrieben steht und was das zu bedeuten hat? Dasselbst lesen wir: „Ich sage aber, so lange der Erbe ein Kind ist, so ist unter ihm und einem Knechte kein Unterschied, ob er wohl ein Herr ist aller Güter. Sondern er ist unter den Vormündern und Pflegern, bis auf die bestimmte Zeit vom Vater. Also auch wir, da wir Kinder waren, waren wir gefangen unter den äußerlichen Satzungen. Da aber die Zeit erfüllt ward, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe, und unter das Gesetz gethan, auf daß er die, so unter dem Gesetz waren, erlösete, daß wir die Kinderschaft empfangen. Weil ihr denn Kinder seid, hat Gott gesandt den Geist seines Sohnes in eure Herzen, der schreiet: Abba, lieber Vater. Also ist nun hier kein Knecht mehr, sondern eitel Kinder. Sind es aber Kinder, so sind es auch Erben Gottes durch Christum.“ Die Lehre von dem Predigtamt als einem dem levitischen Priestertum ähnlichen, besonderen Stande widerspricht nicht allein diesen Worten und ist darum falsch und unrecht, sondern sie ist auch sehr schädlich und verderblich, denn sie hebt den Unterschied des Alten und Neuen Testaments auf und setzt an die Stelle des seligen Standes der Kinder Gottes Neuen Testaments den Stand der Knechtschaft, unter dessen Joch die Väter geknechtet hatten und das sie nicht zu tragen vermochten (Apostelgesch. 15, 10). Wohl konnten jene trotz jenes Joches selig werden und sind auch selig geworden durch den Glauben an den zukünftigen Christus. Wir aber können nun doch nicht mehr selig werden durch den Glauben an den zukünftigen, sondern einzig und allein nur durch den Glauben an den erschienenen Christus, der sein Amt und Werk vollbracht, sein Reich aufgerichtet und uns zu Kindern, nicht aber zu Knechten gemacht hat. Wehe aber jedem, der das ändern will. Er schadet sich und allen, welche er um die teure Wahrheit von der durch Christum erworbenen und allen Christen durch den Heiligen Geist im Wort und Sakrament mitgeteilten und angeeigneten Gotteskinderschaft (wenn auch unwissentlich) betrügt, an der Seelen Seligkeit.

Daß aber mit dem Glauben und der Lehre auch die kirchliche Praxis in diesem Stücke eine wesentlich andere Gestalt bekommen wird, je nachdem man das Predigtamt so oder so aufsaßt, liegt wohl auf der Hand, und die Erfahrung bestätigt es genugsam. Ruhen doch alle diese falschen Vorstellungen schon auf jenem falschen Begriffe von der Kirche als einem „Organismus“ mit eingestiftetem Kirchenregimente, in dem es Regierende und Gehorchende geben soll u. s. w. Doch werden wir hierauf in den letzten Thesen schließlich noch näher einzugehen haben. H—r.

(Fortsetzung folgt.)

welche für die menschliche Vernunft in den wahrhaftigen Glaubenslehren des göttlichen Wortes zu liegen scheinen.

So wird's gemacht.

Im „Sprechsaal“ von Nr. 32 der „Neuen luth. Kirchenzeitung“ vom 11. August schreibt der synergistische elsässische P. Alf. Horning in einem „Zur Gnadenwahllehre“ überschriebenen und gegen „missourische Verirrungen“ gerichteten Aufsätze u. a. wörtlich, wie folgt:

„Man beachte doch die Epitome der R.-Z., § 11, wo es heißt: ‚Daß aber viele berufen und wenige auserwählt sind, hat es nicht diese Meinung, als wolle Gott nicht jedermann selig machen. . .‘ Das ist aber der Standpunkt nicht nur der Calvinisten, sondern auch der ‚Missourier‘; denn Gott bestimmt nur eine gewisse Anzahl von Menschen zum Glauben, so daß sie glauben müssen, sie mögen wollen oder nicht, was folgender Satz beweist, der in ‚Lehre und Wehre‘ (1880) sich befinden soll: ‚daß Gott zwar niemanden zur Sünde und Verdammnis geschaffen, aber von Ewigkeit beschlossen habe, an dem größten Teil der gefallenen Menschen mit seiner Gnade vorüberzugehen‘. Wo bleibt aber da die Versicherung der R.-Z., daß es nicht diese Meinung hat, als wolle Gott nicht jedermann selig machen?“ Und so fährt denn Herr P. Alf. Horning fort, auf Grund dieses angeblichen „Beweises“ noch eine Weile gegen die bösen „Missourier“ zu streiten.

Herr P. Horning hat die Stelle, der er seinen angeblichen „Beweis“ entnommen hat, selbst nicht gelesen. Denn er sagt, der Satz „soll“ da stehen. Sein Gewährsmann wird wahrscheinlich irgend ein Ohioer oder Iowaer sein. Wir kennen die Leute. Er aber baut auf deren Fälschung unbesehen einen „Beweis“ für „missourische Verirrungen“.

Mich hat übrigens, auch in dem ersten Augenblicke, die Sache nicht im geringsten beunruhigt. Wußte ich doch, daß dergleichen kalvinistische Sätze nicht nur einmal, sondern wiederholt in unseren Schriften wirklich gestanden haben, natürlich aber immer als die je und je von uns verworfene kalvinistische Irrlehre. Zum Ueberflusse blätterte ich aber doch noch in dem namentlich genannten Jahrgange 1880 von „Lehre und Wehre“ nach, bis ich folgendes fand:

„Man vergegenwärtige sich nur einmal, worin die Lehre der Calvinisten von einer absoluten Prädestination besteht. Die Calvinisten lehren . . . Die sogenannten Supralapsarier lehren nämlich . . . Die sogenannten Infralapsarier aber lehren, daß Gott zwar niemand zur Sünde und Verdammnis geschaffen, aber von Ewigkeit beschlossen habe, an dem größten Teil der gefallenen Menschen mit seiner Gnade vorüberzugehen. . . Von diesem allen aber lehren die Konkordienformel und alle aufrichtigen Bekenner derselben das gerade Gegenteil. . .“

Doch noch ein ähnliches Beispiel einer Fälschung, die (ich weiß nicht, ob aus völliger Gedankenlosigkeit oder wie sonst entstanden) in demselben Aufsätze (Nr. 31 der „N. L. R.-Z.“ vom 4. August) sich findet. Da schreibt derselbe P. Horning als gegen mich: „Es ist mir durchaus ‚unerfindlich‘ geblieben, weshalb, wie ich doch behauptet hatte, die R.-Z. nicht lehren soll, daß die Erwählung des Menschen von Seiten Gottes geschieht mit Bezugnahme auf das Erlösungswerk Christi u. s. w.“ Mit diesen Worten wird mir nichts Geringeres zum Vorwurfe gemacht, als daß ich leugnen soll, daß die Gnadenwahl in Christo geschehen ist. Schlägt man aber die betreffende Nummer der „N. L. R.-Z.“ (Nr. 49 vom 9. Dez. 1894) nach, in welcher sich mein von Herrn P. Horning bekämpfter Artikel befindet, so steht daselbst (S. 797) zu lesen: „Was Herr P. Horning mit der noch von niemandem bestrittenen Wahrheit meint, daß die Lehre der Konkordienformel von der Gnadenwahl ‚mit Bezugnahme‘ auf die Heilsordnung geschehe, ist uns unerfindlich.“

Also, was ich eine „noch von niemandem bestrittene Wahrheit“ nannte, davon behauptet mein Gegner jetzt, das hätte ich geleugnet.

Das sind nur ein paar Beispiele von Fälschung unserer Lehre aus neuester Zeit in Bezug auf die Lehre von der Gnadenwahl. Weil ich aber gerade dabei bin, sei mir gestattet, noch eins in Bezug auf die Lehre von Kirche und Amt beizufügen.

Schreibt da (gleichfalls in Nr. 32 der „N. L. R. Z.“ vom 11. August) der Breslauer P. Matzsch einen Artikel „Vom geistlichen Priestertum der Gläubigen“, der, zwar ohne Namensnennung, doch, wie jeder gleich sehen kann, natürlich gegen die „Missourier“ gerichtet ist. Ich will hier nicht davon reden, daß daselbst unverständigerweise aus der Wahrheit, daß Gott die Pastoren setzt, der falsche Schluß gezogen wird: „Die Gemeinde ist also nicht Inhaberin des Amtes.“ Aber das will ich hier nur mitteilen, daß es da heißt: „In der lutherischen Kirche besteht kein Zweifel, das Predigtamt ist ein vom allgemeinen Priestertum unterschiedenes, besonderes Amt.“ Und: „Wir sind nach der Schrift nicht der Meinung, daß die Gemeindeglieder, d. h. die geistlichen Priester als solche Beruf und Macht hätten, zum Predigtamt nach ihrer Wahl zu greifen“ u. s. w. Das sind ja alles unzweifelhafte, wichtige Wahrheiten. Offenbar aber soll damit, wie der ganze Zusammenhang unzweideutig zeigt, irgend jemand bekämpft werden, und zwar niemand sonst, als die „Missourier“, die ja bekanntlich in dem allgemeinen Verdachte stehen, diese Wahrheit zu leugnen. Wer sich aber die Mühe geben will, die erste These über die Lehre vom Predigtamt in Walthers „Stimme unserer Kirche“ u. s. w. nachzuschlagen, wird daselbst lesen können: „Das heilige Predigtamt oder Pfarramt ist ein von dem Priesteramt, welches alle Gläubigen haben, verschiedenes Amt.“

Sa, so wird's gemacht.

H—r.

(Aus der „Neuen Lutherischen Kirchenzeitung“.)

Meine Austrittserklärung und das Leipziger Missionsblatt.*

Obwohl schon die „Ev.-luth. Freikirche“ Nr. 10 mich gegen die im Leipziger Missionsblatt Nr. 9 enthaltenen Verunglimpfungen in Schutz genommen hat, so halte ich es doch nicht für überflüssig, selbst noch einmal in dieser Sache das Wort zu ergreifen, da mehrere Punkte noch der Klarstellung bedürfen.

Jeder, der meine Austrittserklärung gelesen hat, kann sehen, daß dieselbe im Missionsblatt auf den Kopf gestellt ist. Wenn Herr v. Schwarz — denn niemand anders kann diesen Artikel verfaßt haben — ehrlich hätte berichten wollen, so mußte er nach der Einleitung: „In der fast zwei Bogen umfassenden Begründung dieses Schrittes betont er,“ also fortfahren: „Daß er die Äußerungen des Missionsdirektors und des Herrn P. Hoffstätter über Inspiration als gefährliche Irrlehre verwerfen müsse“ — denn mit diesem Nachweis ist fast die ganze erste Hälfte meines Schreibens angefüllt. Ferner hätte dort gesagt werden müssen, daß der zweite, mich in jenem Augenblick zur Entscheidung drängende Grund in den von der Synode angenommenen „fünf Grundsätzen“ liege, weil ich nicht im Stande sei, lutherische Gemeindeglieder, denen die Absetzung mehrerer Missionare Vergerniß gegeben habe, vor dem Uebertritt zu denen zu warnen, welche meine „Glaubensgenossen“ sind. Das Missionsblatt redet dagegen von „zum Abfall verlocken“ Ge-

meindegliedern. Dabei ist erstens traurig, daß Herr v. Schwarz den Uebertritt zur ev.-luth. Freikirche „Abfall“ zu nennen im Stande ist — ich bin überzeugt, daß alle treuen Glieder der lutherischen Landeskirchen, welche noch ein Herz für unsere Bekenntnisse und ein Auge für die schweren Schäden der Landeskirchen haben, in dieses Urteil nicht einzustimmen vermögen; — und zum andern ist es traurig, daß Herr v. Schwarz damit gegen die missourischen Missionare den Vorwurf erhebt, als würden dieselben die Leipziger Gemeindeglieder zum Uebertritt „verlocken“. Er sollte doch mit solcher grundlosen Verdächtigung zurückhalten.*

„Was ich nahezu am Schluß meines Schreibens über meine Stellung zu meinen bisherigen Amtsbrüdern gesagt, dient selbstverständlich nicht ‚zur Begründung meines Schrittes‘; auch bezieht es sich weder auf die Mitglieder des Kirchenrats, welche bei der Absetzung dreier Missionare mit beteiligt waren, noch auf jene zwei Missionare, welche diese Absetzung auf der Synode 1894 öffentlich gebilligt, ja, Gott dafür gedankt haben; aber mit den übrigen, und das sind immer noch ‚die meisten‘, könnte ich mir ein gesegnetes Zusammenarbeiten recht wohl denken, wenn das Streben nach Einheit in der Lehre von der Missionsleitung befördert würde.“ Aus letzterem Satze, welchen anzuführen sich Herr v. Schwarz wohlweislich gehütet hat, geht hervor, daß die Stellung der Missionsleitung zum Bekenntnis, welche immer neue Konflikte zwischen meiner Gewissensüberzeugung und der Verpflichtung zum Gehorsam hervorrief, nicht in erster Linie die „Verflochtenheit der Mission mit der sächsischen Landeskirche“, „meinen Frieden störte“. Ich führe ein Beispiel dafür an. So lange ich Leipziger Missionar war, sind sieben Kirchenratszirkulare erschienen; von diesen hatten vier einen solchen Inhalt, daß ich mich wie durch einen tiefen Graben von dem darin sich ausdrückenden Geist der Missionsleitung getrennt fühlte. Von „Frieden“ konnte doch nur dann die Rede sein, wenn ich mich, wie es jetzt der Fall ist, nicht nur mit meinen Amtsbrüdern, sondern auch mit der Missionsleitung in Einigkeit des Geistes verbunden wußte. Herr v. Schwarz dagegen redet — wieder nicht gerade — von dem Frieden, zu welchem uns das Evangelium den Weg zeigt, also doch wohl von dem Frieden des bekehrten Sünders mit Gott. Wenn ich freilich den Weg zu diesem Frieden nicht wußte, wie der Hinweis auf den „anderen, schwereren Weg“ andeutet, so wäre es traurig, daß mich das Kollegium nach Indien geschickt, um den Heiden diesen Weg zu zeigen — oder sollte ich ihn jetzt plötzlich vergessen haben? Fast scheint es, als wollte mich Herr v. Schwarz gerade in ein solches Licht stellen, indem er schreibt: „Mündlich erklärte er dem Direktor, daß er durch Missionar Näther auf eine ‚höhere Glaubensstufe‘ erhoben sei.“ Dem nüchternen Leser, der an dem hervorgehobenen Ausdruck Anstoß nimmt, erkläre ich von vornherein, daß derselbe schief und mißverständlich ist. Man darf's mir aber nicht zu schwer anrechnen, daß mir dieser Ausdruck entfuhr. Im Verlaufe der langen und sehr erregten Unterredung brüllte mich Herr v. Schwarz wiederholt dermaßen an, daß selbst Missionar Behme, der im Nebenzimmer wartete, über diese Art „seelsorgerlicher Einwirkung“ urteilte, daß hätte er sich nicht bieten lassen. Herr v. Schwarz war nach den von ihm selbst („Aktenstücke“ S. 118) aufgestellten Regeln auch durchaus im Unrecht, wenn er diesen einzelnen Ausdruck jetzt veröffentlicht, um mich bloß zu stellen, da weder er noch ich jetzt im Stande sind, den ganzen Satz in dem Zusammenhang zu wiederholen, wie ich ihn damals tatsächlich gesagt habe, und da er mich damals auch deshalb nicht zur Rede gestellt hat, was für ihn doch eine Kleinigkeit war. Ich

* Biewohl etwas veripätet, teilen wir doch diese Erklärung des Miss. Kellerbauer noch mit, weil wir glauben, daß unsere Leser sie kennen zu lernen verlangen.

Die Red. der „Frei.“

* Hier hat die Red. der „N. L. R. Z.“ den Ausdruck etwas gemildert.

wollte betonen, daß es sich mir bei der Verbalinspiration um den Glauben handele, während Herr v. Schwarz von theologischen Bestimmungen und Theorien redete, und ferner, daß ich allerdings von einem Fortschritt im Glauben reden dürfe, seit in dem von mir aus Deutschland mitgebrachten Mischmasch von Herzensglauben und Verstandesunglauben Klarheit geschaffen worden war. Daß auf diese „Stufe“ mich nicht Mäther, sondern der gnädige Gott „erhoben“ hat, dies zu betonen ist nun wohl kaum noch nötig. — Einige Monate später bekam Missionar Behme durch einen Brief des Direktors, der für mich Geheimnis blieb, Auftrag, mich durch seine „seelsorgerliche Einwirkung“ von dieser „höheren Glaubensstufe“ herabzubringen. Wie derselbe, der mit mir im Glauben an die göttlich eingegebene, irrtumslose heilige Schrift völlig einig, ja mir darin anfangs ein Vorbild war, diese Aufgabe gelöst hat, kann sich ein geneigter Leser ausmalen. Daß er mir diesen teuflischen Hochmut gar nicht zutraute, geht daraus hervor, daß er mir nie deshalb Vorhalt gemacht hat.

Was meine Eingabe wegen der Gehorsamsverpflichtung angeht, so war dieselbe durchaus nicht „ohne jeden Anlaß“, vielmehr habe ich den Anlaß derselben ausdrücklich genannt; meine Bedenken richteten sich auch nicht gegen das Versprechen des Gehorsams, sondern gegen die Begründung desselben „um des Herrn willen“. Nachdem Herr v. Schwarz, nicht ohne hämische Seitenhiebe auf die Bibelkenntnis „eines Mannes, der sein zweites Examen gemacht“, diese Worte aus 1 Petri 2, 13 erklärt hatte (worauf ich im ganzen Leben nicht verfallen wäre), wurden meine Bedenken erklärlicher Weise nur noch vertieft. Denn daß ein sich selbst wählendes Missionskollegium auf eine Stufe mit dem Könige und seinen Amtsleuten zu stellen ist (vergl. „N. L. R.-Z.“ Nr. 19, Sp. 312, 3), wollte meinem armen Verstand durchaus nicht einleuchten. Auch in diesem Brief des Herrn v. Schwarz vermisse ich die brüderliche Gesinnung, welche auf offen ausgesprochene Bedenken (selbst wenn sie nicht richtig begründet gewesen wären) seelsorgerlich eingeht; der maßlose Ton des Schreibens war, wie ich jetzt überzeugt bin, offenbar nur bestimmt, mich einzuschüchtern, aber nicht, mich zu überzeugen. Nach dem Gesagten wird niemand annehmen, daß ich, als ich aus der Leipziger Mission austretend mich der „ev.-luth. Freikirche“ zuwandte, etwa die Hannoverische oder Breslauer gemeint hätte. Die Leipziger Mission gesteht ihre Verflochtenheit mit der sächsischen Landeskirche zu; sie trägt, trotzdem sie eine Freikirche in Indien begründet hat, in ihren Behörden durchaus staatskirchlichen Charakter. Stünde sie auch in Bezug auf ihre Leitung wirklich noch auf dem Standpunkt, den D. Harbeland, wenn ich nicht irre, im Jahre 1879 auf der Generalversammlung vertrat, daß die indische Missionskirche, trotz aller Mißstände daheim, auf dem Grunde des lutherischen Katechismus sich aufbauen müsse, so hätte man die Hoffnung noch nicht aufzugeben brauchen; denn tatsächlich hat sich die Leipziger Mission noch nicht so weit erniedrigt, daß sie Leugner der Gottheit Christi unter ihren Missionaren dulde, weshalb ich sie auch „der sächsischen Landeskirche nicht völlig gleichstelle“; aber der Umstand, daß Herr v. Schwarz die Aufhebung des Bekenntnisses und die Ersetzung desselben durch ein unionistisches Gelübnis in der eng mit der Mission verbundenen sächsischen Landeskirche*

nicht einmal als einen wirklichen Mißstand zu empfinden scheint, ist geeignet, der Mission das Vertrauen aufrichtiger Lutheraner zu entziehen. Für mich wenigstens ist die Art und Weise, wie das Missionsblatt über diesen Krebsgeschaden der sächsischen Landeskirche hinweggeht, genügend, um meine Scheidung von derselben zu rechtfertigen. Damit behaupte ich allerdings, daß die Leipziger Mission ihren „ökumenischen“ Charakter verloren hat. Daß D. Graul die „Lutheraner aller Lande“ in der Mission vereinigen wollte, war ganz recht. Aber dieser wußte recht gut, daß nur „ein Teil der Christenheit aus dem fremden Babel des Unglaubens heimgekehrt war zu dem Glaubensherde der Väter“, während Herr v. Schwarz in der Mission sämtliche sich noch lutherisch nennende Landeskirchen vereinigt haben will, obwohl er wissen könnte, daß in diesen Kirchen als solchen von dem Bekennergeist der Begründer der Mission nicht allzuviel mehr vorhanden ist.

Veranlaßt durch die Zuschrift eines früheren Amtsbruders und lieben Freundes, spreche ich es hier noch einmal aus, daß es mir nicht beifällt, die Personen derer zu verurteilen, welche noch in der Leipziger Mission ausharren. Wenn sein Gewissen erlaubt, die „fünf Grundsätze“ Missouri gegenüber zu befolgen, wenn das Bekenntnis in der Hut des Kollegiums gesichert erscheint, der soll in Gottes Namen Leipziger Missionar bleiben; denn es ist nicht geraten, etwas wider das Gewissen zu thun. Andererseits kann ich meinen früheren Amtsbrüdern nicht verhehlen, daß meines Erachtens nunmehr geschichtliches Material genug vorläge, um zu der Erkenntnis zu kommen, die mich zum Austritt veranlaßt hat, und ich wünsche ihnen aufrichtig, daß sie durch Gottes Gnade zu größerer Klarheit und Bestimmtheit in dieser Beziehung gelangen. Wer aber solche Erkenntnis bereits besäße und also wider sein Gewissen in dieser Mission bliebe, dem mögen diese Zeilen zur Mahnung dienen, Gott in einem aufrichtigen Bekenntnis die Ehre zu geben. Denn zu behaupten, die Lehre, daß die Bibel von Gott eingegeben und unfehlbar sei, und daß darum alle, welche ihren Verstand zum Richter über Gottes Wort setzen, Irrlehrer sind, sei eine „Menschenlehre“, das heißt der Ehre Gottes zu nahe treten!*

D. Kellerbauer.

„Fürchte dich nicht, ich bin mit dir.“

(Zur Beherzigung insonderheit für „arme Studenten“.)

Eine ergreifende Geschichte zu obigem Schriftworte (so lesen wir im „Hann. Sbl.“) erzählt ein nun längst heimgegangener hannöverscher Geistlicher in den Erinnerungen seines Lebens von seinem Vater. Der hat in seiner Jugend mit großer Not zu kämpfen gehabt. Er war der älteste von 7 Geschwistern und seine Mutter eine Witwe. Zur Vorbereitung auf das Studium der Theologie war er auf das Gymnasium zu Braunschweig geschickt. Es waren die Jahre der Mißernte und der Teuerung in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die er dort in großer Armut unter den bittersten Entbehrungen verlebte. Zu seinem Frühstück des Morgens, bevor er in die Schule ging, hatte er immer nur eine Zweipfennig-Semmel. Die war nun wegen der Teuerung so klein geworden, daß sie zur notdürftigen

* Wenn ich an jener Stelle meines Schreibens davon rede, daß die sächsische Landeskirche als „Kirche“ nach gemeinchristlichem Verstande bereits aufgehört habe zu existieren, so meine ich damit die Landeskirche als Ganzes, insofern als sie ein Haufe von Gläubigen und offenbar Ungläubigen (letztere auch als Pastoren!), also ein Babel ist. Selbstverständlich stelle ich nicht in Abrede, daß innerhalb der sächsischen Landeskirche die Kirche noch besteht, insofern es in ihr noch gläubige Christen giebt, und ich hoffe, nicht wenige.

* Missionar K. ist inzwischen von der ehrw. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. zu ihrem Missionar berufen worden, während das sächsische Landesconsistorium ihn aus der Kandidatenliste gestrichen hat, wie das Leipziger Missionsblatt sich bereit hat zu berichten. Daß das Consistorium auch die Prüfungs- und Ordinationszeugnisse K.'s zurückgefordert habe, wie jemand behauptet hat, können wir nicht glauben. Denn Prüfung und Ordination werden doch nicht hinfällig mit der Lösung des Bandes mit der Landeskirche, und Zeugnisse sind jedenfalls Eigentum des Geprüften und Ordinierten. W.

Ernährung des schnell heranwachsenden Jünglings durchaus nicht ausreichte.

Eines Morgens aber, als er bald in die Schule gehen wollte, fehlten ihm auch diese 2 Pfennige, um sich seine Semmel kaufen zu können. Hungrig und niedergeschlagen stand er am Fenster und wußte nicht, woher er Speise für seinen hungrigen Magen nehmen sollte. „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir!“

Indem er durch das Fenster sah, entzifferte er in den Fensterscheiben des Zimmers, in welchem früher andere Schüler gewohnt hatten, die undeutlich gekritzelten Worte: „Heute schicke mir meine Mutter zwei Thaler.“

Dies bewegte ihn im tiefsten Innern seiner Seele. Er sagte sich: „Meine arme Mutter kann mir keine zwei Thaler schicken, und sing an bitterlich zu weinen.“

Er hatte seine tiefe Behmut kaum einigermaßen überwunden, als jemand an die Thür klopfte. Er öffnete. Vor derselben stand ein Briefträger, der ihn fragte, ob da ein Schüler seines Namens wohne. Als er antwortete, daß er es sei, überreichte ihm der Postbote einen Brief von seiner lieben Mutter, in welchem sie ihm zwei Thaler schickte.

Ja: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir; weiche nicht, ich bin dein Gott! Ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit!“

Diese Geschichte hat in mir allerlei Gedanken geweckt, von denen ich etliche zum besten gebe:

Merke: „Es ist ein köstliches Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage“ (Klagl. Jer. 3, 27).

Heutzutage glauben das leider sehr viele junge Männer nicht mehr, auch die da wähnen christlich zu sein. Unsere heutige Jugend ist allzu begehrlisch nach Genuß der Welt und alles dessen, was in der Welt ist.

Merke: Vorzeiten hat sich unser Herrgott aus den armen Jünglingen, die in Gottseligkeit das Joch in ihrer Jugend trugen, die tüchtigsten Werkzeuge zubereitet. Man ruft oft wehklagend nach tüchtigen Männern. Wo sollen sie herkommen, wenn die Jünglinge der Kreuzschule entlaufen und um das goldene Kalb tanzen!

Merke: Haben dich Vater und Mutter in Gottes Wort und Katechismus unterwiesen, so danke ihnen täglich, wenn sie dir auch keine irdischen Schätze bieten können, wie sie viele deiner Mitgenossen haben. Du bist dennoch reich, denn die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens, und hast du deine Lust an dem Herrn, so wird Der dir geben, was dein Herz wünscht. („Ev.-luth. Friedensbote.“)

Der Fluch des Unglaubens.

Vor einiger Zeit wanderte eine Anzahl Familien nach Nordamerika aus. Als sie in New York landeten, nahm sich ein Geistlicher ihrer an und war ihnen für ihr erstes Unterkommen behilflich. Als die Arbeit gethan war, erkundigte er sich auch nach ihrem Seelenzustande, worauf ihm einer der Männer die Antwort gab: „Wir sind lauter ‚Moderne‘, d. h. Leute, die der neuesten Mode gemäß nicht an das Wort Gottes glauben.“ Der Geistliche bedauerte das und suchte den Leuten das Gefährliche solchen Standes klar zu machen. Zum Schrecken der Einwanderer redete jetzt eine Frau aus ihrer Mitte: „Der Herr Pfarrer hat recht. Der Mann, welcher eben redete, war mein Gatte; vor 30 Jahren waren wir glückliche, einfache, aber wohlhabende Kirchenleute und suchten Gott zu dienen. Seit 10 Jahren gehört mein Mann zu den Modernen und geht, anstatt in die Kirche, ins Bierhaus; seither ist das Glück von uns gewichen. In der Familie ist Zwiespalt, und die Kinder sind

unfolgsam geworden. Mein Mann hat ausverkauft müssen, um der Schande zu entinnen; wir sind nach Amerika gekommen, um unser Glück noch einmal zu versuchen.“ Sich zu ihrer Gesellschaft wendend, fügte sie noch hinzu: „Keiner von euch kann das wegleugnen.“ („Rhein.-luth. Wochenbl.“)

Nachrichten und Bemerkungen.

Der Fall Visco ist wieder ein Beweis dafür, wie die landeskirchlichen Regimente menschliche Ordnungen über Gottes Wort setzen und dadurch an der Zerstörung der Kirche arbeiten, die sie bewahren und zu erhalten suchen sollen. Der „Reichsbote“ berichtet darüber unterm 10. August folgendes: „Das Konsistorium der Provinz Brandenburg hat bekanntlich den am Waisenhaus in Rummelsburg amtierenden Geistlichen Heinrich Visco seines Amtes entsetzt, weil er dies nicht nach den Ordnungen der Kirche verwalte habe. Prediger Visco hatte nämlich erklärt, sein Gewissen verbiete ihm, das Apostolikum im Gottesdienst zu bekennen. Sein Rechtsanwalt hatte in der Rechtfertigungsschrift vom 4. Februar darauf hingewiesen: „Der Angeklagte habe die Thatsache nicht als wahr anerkennen können, daß Jesus der Sohn der Jungfrau Maria sei. Es war ihm unmöglich, diese Thatsache am Altar zu bekennen. Sei es also eine Notwendigkeit für einen Geistlichen der preussischen Landeskirche, die Lehren des Apostolikums zu glauben, so müsse dem Angeklagten ein Prozeß wegen Irreligie gemacht werden. Werde ihm aber nach Lage der Theologie von der Behörde gestattet, zu lehren, daß Jesus der Sohn des Joseph war, so könne die Behörde von ihm nicht die Rezipitation eines Bekenntnisses verlangen, von dessen Gehalt in wichtigen Punkten sie den Geistlichen abzuweichen gestatte. Der Angeklagte habe sich aber nicht eines Ungehorsams gegen seine Behörde schuldig gemacht, als er sich weigerte, etwas zu thun, was seine vorgelegte Behörde nicht von ihm hätte fordern dürfen.“

Das Konsistorium hatte diese Beweisführung nicht gelten lassen. Es läge kein Anlaß vor zu einem Verfahren wegen Irreligie, da antilich nichts darüber bekannt geworden ist, daß der Angeklagte irgendwie eine von dem Glauben der evangelischen Kirche abweichende Lehre verkündet habe, auch in der unterlassenen Verlesung des Apostolikums allein eine Irreligie nicht wohl gefunden werden konnte.“

Diese Haltung des Konsistoriums wird in der „Positiven Zeitung“ einer scharfen Kritik unterzogen. Die Thatsache stelle fest, daß Visco gelehrt habe, Jesus sei der Sohn Josephs, nicht aber, wie das Apostolikum lehre, geboren von der Jungfrau Maria; beides sei unvereinbar; sei das letztere, wie es nach der Erklärung des Konsistoriums scheinen müsse, keine vom Glauben der evangelischen Kirche abweichende Lehre, so weiche eben das Apostolikum von ihr ab. Sei dies der Fall, so hätte die kirchliche Behörde den Prediger Visco nicht wegen Pflichtverletzung ablegen dürfen, da sie ihn doch nicht zu einem Bekenntnis zwingen könne, das mit der Lehre der Kirche nicht harmoniere. So verfallt das Konsistorium in seiner ‚schwächlichen Halbheit‘ dem ‚Spott und der Verurteilung‘ von Seiten der Evangelischen wie der Katholiken.“ — Der „Reichsbote“ verucht nun zwar diesen unüberleglichen Beweisführungen der Ungläubigen dadurch zu begegnen, daß er sagt, dieselben verstünden das Wesen der Reformation gar nicht und würden laut über „Regierungsgerichte“ geschrieben haben, wenn das Konsistorium Visco wegen Irreligie abgesetzt hätte. Darin hat er zwar recht, aber er muß doch auch sagen: „Ob dieses (das Konsistorium), indem es die materielle Frage, ob Visco von den Lehren der Kirche abweiche, ununtersucht ließ und sich auf den rein formalen Standpunkt stellte, zu prüfen, wie weit Visco den Ordnungen der Kirche nicht gehoramt gewesen sei, — prinzipiell richtig gehandelt hat, wollen wir nicht erörtern.“ Damit giebt er eigentlich zu, daß das Konsistorium nicht richtig gehandelt hat. Und das muß jeder schriftgläubige Christ sehen. Denn nicht die Ordnung der Kirche, auch nicht die, daß im Gottesdienst das Apostolikum verlesen wird, sondern die göttliche Lehre ist es, wodurch die Kirche erbaut wird. Wenn ein Kirchenregiment einen Prediger, der offenbar die Grundlehren des Christentums leugnet, nur dann absetzt, wenn er damit auch eine „Ordnung der Kirche“ übertreft, so setzt es nicht nur die von Menschen gemachten Ordnungen über Gottes Wort, sondern giebt auch Anlaß zur Heuchelei. Wenn ein Prediger, mag er immerhin das Apostolikum nicht glauben, sich nur dazu hergiebt, es im Gottesdienst herzusagen, so gilt er für einen tadellosen Diener der Landeskirche. Ist das nicht entsetzlich? Und da wundert man sich noch, daß die Meinung im Volk verbreitet ist, die Pastoren redeten nur so, wie sie mußten, um des Brots willen, seien also Vauchpaffen. Sie werden ja durch solche Handlungsweise der Kirchenregimente gerade dazu erzogen.

Daß aber die Kirchenregimente dieser formalen Behandlungsweise den Vorzug geben, hat — in der preussischen Union gerade so wie in der Leipziger Mission — seinen Grund lediglich darin, daß dieselben in

der Lehre selbst vom Bekenntnis abirren und unter sich uneinig sind. Sie dürfen deshalb Lehrfragen als solche gar nicht behandeln, um sich nicht bloß zu stellen. Das ist aber ein Zustand, bei welchem die Pastoren und Gemeinden das Recht und die Pflicht haben, das Aufsichtsamt zurückzufordern und selbst in die Hand zu nehmen.

Ueber die allgemeine Bezeichnung „evangelisch“, welche bei der letzten Berufszählung in den Zähllisten sogar in solchen Ländern angewendet wurde, deren Landeskirchen noch offiziell „evangelisch-lutherisch“ sind, haben sich mit Recht verschiedene politische und kirchliche Blätter beschäftigt. Mag dabei seitens des statistischen Amtes eine Absicht bestanden haben oder nicht, der Erfolg ist jedenfalls der gewesen, daß die „Lutheraner“ ganz von der Bildfläche verschwunden sind und die gesamte nichtkatholische Christenheit Deutschlands, sofern sie nicht ausdrücklich den „Sekten“ zuzuzählen war, als „Evangelisch“ erscheint, d. h. doch als unierte. Nun ist das ja thatsächlich zumeist der Fall, und diejenigen, welche unierte, ja reformierte Superintendenden und Professoren in „lutherische“ Landeskirchen ohne Uebertritt aufnehmen und die Zulassung aller „Evangelischen“ an „lutherische“ Altäre für eine Pflicht der Liebe erklären, übrigens aber auch Christusleugner für „Lutheraner“ anerkennen, haben in der That wenig Ursache, sich über jene vom statistischen Amt wohl nur der Einfachheit wegen gewählte Bezeichnung zu beschweren. Doch wäre es für die freikirchlichen Lutheraner immerhin erwünscht, daß eine Spalte mit der Bezeichnung „lutherisch“ da wäre. — Als Kuriosum sei mitgeteilt, daß in der Zwidauer Gegend für uns separierte Lutheraner die Bezeichnung „evangelisch-separiert“ von Zählern in die Listen eingetragen wurde. Ob dann diese „Evangelisch-separierten“ den allgemeinen „Evangelischen“ oder den „Sekten“ beigezählt worden sind, wissen wir nicht. — Statistik hat keinen sehr großen Wert in kirchlicher Beziehung, aber sie hat nur dann überhaupt Wert, wenn sie genau ist. Deshalb sollten, wenn bei Volkszählungen Erhebungen über das religiöse Bekenntnis gemacht werden, alle wirklich bestehenden Religionsgemeinschaften mit ihren anerkannten Namen aufgeführt und bei der Zusammenstellung gehörig gruppiert werden. Aus Bequemlichkeit widersprechende Parteien unter Einem Namen zu befassen, ist für den Zweck der Statistik, ein möglichst genaues Bild von der Wirklichkeit zu geben, jedenfalls ebenso vom Uebel, wie die völlige Ignorierung gewisser, doch einmal vorhandener Gruppen, wie z. B. der freikirchlichen Lutheraner.

In der Brüdergemeinde mehrten sich die Anzeigen, daß das Mißtrauen gegen die Brüder-Theologen immer tiefere Wurzeln faßt. So findet sich im „Herrnhut“ Nr. 27 ein Artikel mit der Ueberschrift: „Erste Fragen“, welcher davon ausgeht, daß ursprünglich die Hauptlehre der Brüdergemeinde das Wort von Jesu Leiden und Tod war. „Denn dagegen, und das ist eine allgemeine Rede unter den Gemeindegliedern, wird das Wort von Jesu Tod und Leiden, von seinen Schmerzen und Geduld für uns, in öffentlichen Reden vielmehr nur vorbeigehend erwähnt, so daß mit Recht gesagt wird, daß in unseren Gesängen eine ganz andere Lehre vorherrscht, als in unseren Predigten und Reden. Näheres Eingehen und Betrachten der Passion findet höchstens noch in einigen Passionsbetrachtungen der Osterzeit statt, aber sein Tod und seine Schmerzen, die Geduld des Marterlammes, das seinen Mund nicht aufthut, sind leider nicht mehr der Schwerpunkt und das Lieblings-thema unserer Lehre, so daß man kaum noch sagen kann, daß das Wort vom Kreuze eine spezielle Lehre der Brüdergemeinde sei. . . Wir glauben zwar nicht, daß unsere Lehrweise bereits grundsätzlich sich abgewendet hat von dem Wort vom Kreuze, dem Schibboleth der Brüdergemeinde, so ängstlich auch schon viele Gemeindeglieder darüber denken und hange in die Zukunft blicken. Aber es läßt sich nicht verbergen, daß wir in dieser Beziehung nicht mehr sind, was wir waren zur Zeit unserer Väter und Vorfahren. Ist das nun schon eine Folge des bedenklichen Einflusses der neueren Theologie, die die Glieder der Brüdergemeinde so tief beunruhigt? — Sind wir schon dahin gekommen, daß viele unserer Theologen zum Teil der neuen Lehre huldigen, nach der der Mensch keines Verführers und keines Verführers des Gotteslammes bedarf und Christus nur der Abglanz der Gottesliebe sein soll? — Soll die Brüdergemeinde ihr Kleinod verlieren, oder ist's noch Zeit zu rufen: „Halte, was du hast“, damit die Stunde der Versuchung, die angehoben hat und in der es sich zeigen muß, wer noch an der thörichten Predigt des Gekreuzigten hält, an uns vorübergehe? — Ist noch Hoffnung, daß das Wort vom Kreuze wieder auf den Leuchter gestellt werde zum Heil nicht nur der Gemeinden und ihrer Kinder, sondern auch der Tochtergemeinden auf der Mission, die mit der Mutter stehen und fallen?“ Eine Antwort darauf ist in Nr. 28 d. Bl. erfolgt, welche aber die Bedenken zu heben nicht geeignet sein dürfte. Der Verfasser der Antwort, J. Schneider, will zwar unter den ihm bekannten Theologen selbst keinen einzigen kennen, welcher von dem „Verführer des Gotteslammes“ nichts wissen wolle. In seinen übrigen Ausführungen aber glaubte er doch darauf hinweisen zu sollen, daß die Lehrweise in der Brüdergemeinde freilich nicht mehr die alte sei, insofern das Leiden Jesu jetzt

seltener betrachtet wird. Wenn er dann gleichwohl nur eine Aenderung in der Form, nicht in der Sache hierin findet und das Wort vom Kreuze noch in voller Geltung steht, so widerspricht er sich selbst, wenn er auf der nächsten ganzen Spalte über solche klagt, welche dieses Wort vom Kreuze „zu sehr zurücktreten lassen“. Hätte J. Schneider den Einfluß der modernen Theologie in der Brüdergemeinde zum Schaden des lauterer Evangeliums offen zugegeben, so würde seine Aufforderung am Schluß, für die Prediger zu beten, „daß der Geist des Herrn sie in aller Wahrheit leite“, vielleicht mehr Frucht schaffen.

Der Nimbus der Sekten, als könnten sie die wahre „Gemeinschaft der Heiligen“ bieten, beginnt immer mehr zu schwinden. Von den Methodisten haben wir schon wiederholt aus deren eigenen Zeugnissen mitgeteilt, wie der Weltgeist unter ihnen mit Macht Einzug hält. Nun kommen auch über die Baptisten ähnliche Nachrichten. Ein über die Sache wohl informiertes Blatt, das Organ des verstorbenen Baptisten-Predigers Spurgeon, „Sword and Trowel“, schreibt: Die Verweltlichung der Kirche ist „tiefergewurzelt“. „Viele unserer Kirchen sind von dem leidenschaftlichen Verlangen nach weltlichem Amusement bis auf die Knochen durchseucht.“ Ein Geistlicher berichtet, er habe von einer Gemeinde einen Ruf erhalten. Unter dem elastischen Namen „Soziale Vereinigungen für Freunde“ pflegte der Kirchenvorstand Karnevalnächte, Bälle, Liederabende mit komischen Gesängen und Trinkliedern bis spät in die Morgenstunden hinein abzuhalten, ab und zu sogar im Maskenanzuge. Man hielt Konzerte ab, in denen die jungen Leute im Negerkostüm auftraten und als Spezialartisten die letzten Neuigkeiten der Saison boten. Es werden noch andere und schlimmere Ausschreitungen gemeldet, aus denen hervorgeht, daß die Stellung eines treuen und gewissenhaften Pastors unter Weltkindern dieser Art, selbst wenn sie Baptisten sind, keine beneidenswerte sein kann. In derselben Richtung bewegen sich die Klagen, die auf der Jubiläumskonferenz der englischen Wesleyaner laut wurden. Dort steht das Missionswerk vor einer sehr bedenklichen Zukunft. Das Defizit ist seit sieben Jahren stetig gewachsen und hat in diesem Jahre eine noch nie dagewesene Höhe erreicht. Man sucht an allen Ecken und Enden nach Gründen dieser klagenreichen Thatsache, vielleicht aber trifft der Sekretär, Dr. Jenkins, den Nagel auf den Kopf, der bei der erregten Debatte bemerkte, „niemals sei von den Gemeinden so sehr wie jetzt Geld in unverantwortlichen Mengen für persönliche Annehmlichkeiten und weltliche Vergnügungen verschwendet worden, und zwar nicht bloß außerhalb, sondern vor allem innerhalb der wesleyanischen Kirche.“

In das Kapitel sozialdemokratischer Kirchenfeindschaft gehört folgendes: Das Presbyterium einer Arbeitervorstadt von Winterthur richtete an die Eltern der Konfirmanden ein Rundschreiben, worin über den Geist der Gleichgültigkeit und Widerseßlichkeit bei den Kindern geklagt und den Eltern ans Herz gelegt wird, die Kinder vom Besuch der Wirtschaften und Tanzböden fernzuhalten. Das sozialdemokratische Blatt „Arbeiterstimme“ nannte als Antwort darauf die Konfirmation eine moralische Versündigung an den Kindern und brachte ein an einen Konfirmanden gerichtetes Spottgedicht, das mit den Worten schließt: „Eherschrecken, Erbkontrakt, dazu bist Du nicht kapabel; doch den großen Geistespakt schwör drauf los mit gelbem Schnabel.“

Die Tagesziffer der Selbstmorde in London ist jetzt bei zehn angelangt. Die Hälfte der Selbstmörder und Selbstmörderinnen gehört dem jugendlichen Alter an und hat das 18. Lebensjahr noch nicht überschritten. Selbst Kinder von 10–13 Jahren stehen in der Liste. Die erschreckend starke Beteiligung der Jugend an den Selbstmorden wird auch in London auf die mit Schundromanen vergiftete Phantasie der Kinder und jungen Leute erklärt. Die sensationellen und überspannten Pennyromane bilden eine ganze Litteratur für sich und werden von jungen Burgen und Mädchen förmlich verschlungen. („M. C. L. S.-B.“)

In Aachen hat die alle sieben Jahre sich wiederholende Reliquien-ausstellung stattgefunden. Am 10. Juli nachmittags 2½ Uhr fand in Anwesenheit der Stadtväter, des Regierungspräsidenten, des Polizeipräsidenten, der Abgeordneten Pingen und Engens und des Weihbischofs Schmitz die feierliche Eröffnung des Reliquienjahrs statt. Die in Seidentücher eingewickelten angeblichen Reliquien (das Kleid Mariä, die Bindeln und das Abendmahl Christi und das Leichentuch Johannes des Täufers) wurden von je einem Kanonikus zum Münsterchor getragen, wobei Stadtverordnete mit brennenden Kerzen nebenher gingen. Im Münsterchor wurden die Siegel abgenommen und die Heiligtümer ihrer Hüllen entblößt, während Glockentöne der Stadt vom dem Festakt Kunde gaben. Um 8 Uhr abends bewegte sich dann der Festzug der Gemeinde mit zahlreichen Musiktruppen durch die Straßen der reichgeschmückten Stadt nach dem Dom zur Verehrung der angeblichen Heiligtümer. — Das Papsttum ist noch heute nichts als eitel Betrug. Zu bedauern sind nur die armen Seelen, die sich von den betrügerischen Pfaffen am Narrenseil führen und durch diese betrügerischen Heiligtümer vom rechten Heiligtum, dem lieben Worte Gottes abführen lassen.

Der Rückgang des Peterspfennigs ist ein so stetiger, daß der Papst eine besondere Kommission einlegte, die den Ursachen dieser Verminderung nachforschen sollte. Diese Kommission hat gefunden, daß die „Gläubigen“ durch zu viele anderweitige Sammlungen für verschiedenartige kirchliche Zwecke in Anspruch genommen würden, und empfahl Verordnungen gegen diese Ablenkung der katholischen Geldquellen vom römischen Sammelbecken. Man meinte aber in der Ratgeberchaft des Papstes, solche Verordnungen würden böses Blut machen, und beschränkte sich auf den Beschluß, den Bischöfen die Sache ans Herz zu legen; namentlich daß sie darauf sähen, ob die betreffenden Sammlungen auch wirklich für den jeweilig angegebenen Zweck verwendet würden. Hieran scheint man demnach zweifeln zu müssen. Der Hauptgrund für den Rückgang des Peterspfennigs ist wohl der, daß den Gliedern der römischen Kirche mehr und mehr die Notwendigkeit und Nützlichkeit dieser Sammlung für den Papst, des Peterspfennigs, zweifelhaft wird, und zwar je näher dem Siege des Papstes, um so mehr. Betrug doch vor einigen Jahren die ganze Summe dieses „Pfennigs“, welche in Rom selbst einging, nur 320 Mark, das macht auf jede der 400 Kirchen Roms 80 Pfennig. Die Bewohner Roms wissen eben besser als z. B. die Deutschen, wie viele Millionen der Papst alljährlich an Zinsen aus seinem ungeheuren, in der englischen Bank (in London) angelegten Vermögen bezieht.

Unter den römisch-katholischen Lehrern ist der kirchen- und christusfeindliche Liberalismus jüngst in bemerkenswerter Weise hervorgetreten. Nach einer bisher unwiderprochenen Nachricht hielt der junge Lehrer Nam in Würzburg einen Vortrag, worin er unter anderem sagte: Die Moral Jesu sei heute nicht mehr das Ideal (Vorbild) der Erziehung, sie sei die reinste Lazzaroni- d. i. Bettler-Moral; mit der Lehre Jesu: „Sorget nicht für den anderen Tag“ erziehe man Faulenzer und Taugenichtse, und wenn Jesus sagt: „Schlägt dich dein Feind auf die rechte Wange zc.“ so sei das einfach lächerlich, heutzutage koste die Ohrfeige fünf Mark. Die liberale Augsburgs Abendzeitung meint den Redner gleichwohl in Schutz nehmen zu sollen, der eben ein „temperamentvoller“ Herr sei und es nicht so schlimm gemeint habe! Ob derselbe wohl auch Religionsunterricht zu geben hat? — In Lissabon, der Hauptstadt Portugals, fand jüngst ein „internationaler Katholiken-Kongreß“ statt. Einer der dabei gehaltenen Vorträge hatte folgenden Gegenstand: „Das römische Papsttum ist der mächtigste Hebel des Fortschritts.“ Einige Kraftstellen daraus lauteten: „Die Päpste sind immer tugendhaft und demüthig gewesen.“ „Ein einziges römisches Kloster hat mehr für die Civilisation gethan, als die Universitäten von Cambridge und Oxford (in England) zusammengenommen.“ „Das päpstliche Rom war die civilisierteste Stadt der Welt, da gab es keine Prostitution, keine Bettelei, keine Selbstmorde und keine Trunkenheit.“ Das Lügen gehört dort offenbar zum Handwerk; aber so dumm zu lügen heißt sein Handwerk schlecht verstehen. (Freimund.)

Ein Missionsfest

feierte die Dreieinigkeitsgemeinde in Chemnitz am Nachmittage des 9. Trinitatissonntags unter zahlreicher Beteiligung von Festgästen aus der Landeskirche und aus der ganzen sächsischen Freikirche, von denen manche eine weite Reise nicht gescheut hatten, um sich der Gemeinshaft am Evangelium mit uns zu freuen. Fleißige Hände hatten die Kirche mit Kränzen und Laubgewinden freundlich geschmückt, insonderheit war der Altar mit blühenden und Blattpflanzen geschmackvoll geziert, so daß wir auch in Bezug auf diese äußere Piederde mit dem Psalmisten rühmen mußten: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Gebaoth!“

Mächtig brauste der Gesang, vom Posaunenchor begleitet, durch das dichtgefüllte Gotteshaus. In geistlichen lieblichen Liedern sangen dazwischen die beiden Singchöre der Gemeinde, der gemischte und der Männerchor, das Lob des Herrn. Die Festpredigt hielt der ehrw. Präses, Pastor Willkomm, über Hes. 47, 1—12. Davon ausgehend, daß das früher von der Welt so gering geachtete Werk der Mission sich gegenwärtig einer allgemeinen Anerkennung zu erfreuen habe, daß aber die Gründe dieses Umschwungs leider nicht in der besseren Erkenntnis der eigentlichen Aufgabe der Mission, sondern darin zu suchen seien, daß man die Mission als Trägerin der Kultur betrachte und daß daher die Mission als ein Werk des Glaubens und der Liebe noch immer ein geringes Ansehen habe, stellte er aus dem prophetischen Bilde den Hörern die göttliche Offenbarung über den Lauf des Evangeliums in der Welt vor Augen und zwar 1. als einen Trost für alle Missionsarbeiter, welche daraus erkennen sollen, daß, was sie predigen, nicht eigene Weisheit sein soll, sondern jenes Wasser aus dem Heiligtume der Schrift, und daß der Strom dieses Wassers immer tiefer wird und immer weiter sich ergießt, und daß dieses Wasser heilende Kraft hat und fruchtbare Bäume wachsen macht; und 2. als eine Gewissensfrage an alle Missionsfreunde, ob sie nämlich das Wasser aus dem Heiligtume haben, und nicht etwa ungejundtes Wasser aus den Teichen und Lachen, die

gepalzen bleiben, weil das Wasser aus dem Heiligtum sie nicht erreicht hat, bezw. sie es nicht annehmen und gelten lassen, ob sie durch das Wort und den Glauben gesund geworden, und endlich, ob sie auch fruchtbare Bäume sind, die alle Monate ihre Früchte bringen in beständigem Kampfe gegen das Fleisch und deren Blätter zur Arznei und deren Früchte zur Speise dienen für die, welche noch herbeizubringen sind.

In der auf den Gottesdienst folgenden Nachversammlung, die im Freien abzuhalten sich in einer Stadt wie Chemnitz leider nicht ermöglichen läßt und die deshalb in einem großen Saale stattfand, sprach zunächst Missionar Mohr aus Indien und zeigte als düsteres Gegenbild zu den Hauptstützen des Christentums: Glaube, Liebe, Hoffnung, an zahlreichen Beispielen den Unglauben, die Hoffnungs- und Lieblosigkeit des indischen Heidentums. Pastor Lent-Grün entrollte sodann ein anschauliches Bild der Wirksamkeit eines eifrigen und reichgelegneten Arbeiters im Dienste der indischen Mission aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, des Missionars Christian Friedrich Schwarz, worauf Pastor Hanewinkel-Dresden ein kurzes Schlußwort sprach. Trotz der im Saal herrschenden, aber zu den Vorträgen über Indien gut passenden nahezu indischen Hitze lauschten die Zuhörer den Vorträgen aufmerksam, während sie in den Zwischenpausen ein Lied erschallen ließen, oder den kräftigen Weisen des Posaunenchores und den Vorträgen der Singchöre zuhörten.

Die in der Nachversammlung für einen Schüler der Chemnitzer Gemeinde, welcher am Ende der Woche die Reise nach Amerika antritt, um auf den Lehranstalten der Missionsnode für den Dienst der Kirche ausgebildet zu werden, erhobene Kollekte betrug 74 Mark 45 Pfg., während die Sammlung im Gottesdienste die Summe von 122 Mark 64 Pfg. ergeben hatte.

Dem Herrn sei Lob und Dank für diesen uns geschenkten Fest- und Freudentag, dessen Segen ein bleibender sein möge! P. Kern. P.

Missionsfest.

Am 11. Sonntage nach Trinitatis feierte die ev.-luth. Gemeinde zu Kolberg, Jarben und Lemewow am erstgenannten Orte ihr dies-jähriges Missionsfest. Es predigten: Herr Pastor Solbrig aus Amerika über Röm. 4, 5, Herr Missionar Mohr aus Ostindien über Joh. 14, 6 und der unterzeichnete Ortspastor über 2 Tim. 2, 5. Die Missionskollekte betrug 98 Mark 15 Pfg.

W. Sübener, P.

Duittung.

Für den Student Theodor Reuter erhielt ich seit dem 15. Jan. folgende Gaben: Vom Jünglingsverein M 15; vom Frauenverein M 28.75; aus der Büche desselben M 25.93 und M 11.93; Kollekte beim Jungfrauenfest M 21.60; desgl. bei der Verlobung Paul Böchers M 4.10; desgl. bei Emil Dreschers Kindtaufe M 6.90; Ungenannt durch Herrn Pözger M 6; von — e M 19; von Herrn Hahn M 1, in Summa M 140.21, wovon M 72 am 11. April und M 68.21 am 30. August nach St. Louis gesandt wurden.

Niederplanitz, 30. August 1895. D. Willkomm, P.

Bücher-Anzeige.

Von den Synodalberichten der Missionsnode sind bis jetzt folgende zwei erschienen:

Verhandlungen der 10. Jahresversammlung des Südlichen Distrikts. 146 Seiten. Preis M 1.25.

Verhandlungen der 33. Jahresversammlung des Mittleren Distrikts. 109 Seiten. Preis M 1.

Auf dem südlichen Distrikt ist über das Gebet verhandelt worden und bietet der Bericht eine gründliche Darlegung der Lehre vom Gebet und eine herzliche Ermunterung zum Gebet, welche niemand ohne großen Segen lesen wird.

Der mittlere Distrikt hat die im vorigen Jahre begonnenen Verhandlungen über das Thema beendet: „Unsere Missionsnode ist eine wahrhaft evangelisch-lutherische Gemeinschaft, denn sie schöpft alle ihre Lehren aus dem klaren Schriftwort.“ Es wird dies hier nachgewiesen an der Lehre von der Kirche, von dem Predigant, von den letzten Dingen (Antichrist und Chilasmus) und an der kirchlichen Praxis.

Möchten doch solche, die durch allerlei Verleumdungen zweifelhaft geworden sind, was sie von „Missouri“ halten sollen, hier prüfen und erkennen, daß Gottes Wort und wahre Frömmigkeit in dieser vielgeschmähten Synode noch die Herrschaft hat. Möchten solche Verhandlungen und Berichte dazu dienen, diese Herrschaft zu erhalten trotz aller Angriffe des Feindes von außen und innen. W.

Konferenz in Dresden am 17. September.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

zur
Belehrung und Erbauung
für
evangelisch-lutherische
Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die L. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 20. Nr. 20.

Bwickau in Sachsen.

22. September 1895.

Predigt

über das Evangelium des 6. Sonntages nach Trinitatis, gehalten während der Synode in der Kapelle der Bethlehems-Gemeinde zu Hammober und auf Beschluß der Synode mitgeteilt von P. L. Hensel.

I. A. 3.

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns allen. Amen.

Lasset uns beten: Herr Gott, himmlischer Vater! Du bist die Liebe. In Deiner großen Liebe hast Du alle Menschen nicht nur dazu geschaffen, daß sie bei Dir einmal ewig selig sein sollten, sondern Du hast ihnen auch jetzt, nachdem sie durch Betrug der Sünde Kinder des Todes und der Verdammnis geworden sind, Dein Himmelreich weit aufgethan. Es giebt aber nur Einen Weg, auf dem wir arme Sünder in Dein Himmelreich kommen können. Und diesen Weg hast Du uns selbst verordnet. Wir bitten Dich herzlich, schenke uns diese Gnade, daß wir nicht auf selbsterwählten Wegen der großen Ewigkeit entgegengehen, sondern auf dem von Dir verordneten Wege uns finden lassen und treu darauf beharren bis in unser letztes Stündlein. Segne dazu auch die Betrachtung Deines heiligen Wortes in dieser Stunde. Erhöre uns, barmherziger Vater, um Deiner ewigen Liebe willen. Amen.

Text: Matth. 5, 20—26.

In unserem Heilande herzlich geliebte Zuhörer!

Zu Anfang unseres heutigen Evangeliums spricht die ewige Wahrheit: „Denn ich sage euch: Es sei denn eure Gerechtigkeit besser, denn der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ Mit diesen Worten bestätigt der Herr mit großem Ernst den unumstößlichen Grundsatz, den wir fast auf jedem Blatte der heiligen

Schrift finden: soll ein Mensch einst selig werden, so muß er erst vor Gott gerecht werden. Ohne Gerechtigkeit vor Gott giebt es keine Seligkeit; denn alle Menschen sind Sünder, Gott aber ist der heilige und gerechte Gott, vor dem nichts Böses bestehen kann, wie der Psalmist spricht: „Du bist nicht ein Gott, dem gottlos Wesen gefällt, wer böse ist, bleibet nicht vor dir.“

Wenn es nun in unserem Evangelio heißt: „Es sei denn eure Gerechtigkeit besser, denn der Schriftgelehrten und Pharisäer“, so weist der Sohn Gottes damit auf eine ganz bestimmte Gerechtigkeit hin, ohne welche kein Mensch selig werden kann. Und was für eine Gerechtigkeit ist das? Sie ist kurz und klar ausgedrückt in dem Gebot des heiligen Gottes im 3. Buch Mose Kap. 19, 2: „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig, der Herr, euer Gott“, und in dem Worte Jesu Matth. 5, 48: „Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Hiermit fordert Gott die vollkommenste Heiligkeit von uns. Auch kein Stäublein Sünde darf uns ankleben, wenn wir vor ihm bestehen wollen. So jemand das ganze Gesetz gehalten und nur an einem gesündigt hätte, so könnte er nicht vor Gott gerecht bestehen und wäre ein Kind des ewigen Todes, der Hölle und der Verdammnis. Gott hat sein heiliges Gesetz dem Menschen schon bei der Schöpfung ins Gewissen geschrieben und später auf dem Berge Sinai feierlich wiederholt und durch Mosen aufschreiben und die Propheten und Apostel bestätigen und auslegen lassen. So gewiß Gott nun der heilige und gerechte Gott in alle Ewigkeit ist und bleibt, so gewiß will er auch, daß wir sein heiliges Gesetz aufs vollkommenste halten und erfüllen sollen. Wer dies nun kann und thut, der hat die Gerechtigkeit, mit der er in den Himmel kommen und vor Gott gerecht bestehen kann.

Daß Christus dies wirklich unter der allein vor Gott gültigen Gerechtigkeit verstehe, sehen wir auch aus dem Wortlein „denn“, womit unser Evangelium beginnt; denn dies

Wort weist auf das Vorhergehende zurück, als auf das, was die Ursache enthalte. Unmittelbar aber vor unserem Texte hat Christus gesagt: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn ich sage euch wahrlich: Bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe, noch Ein Titel vom Gesetz, bis daß es alles geschehe. Wer nun Eins von diesen kleinsten Geboten auflöst und lehret die Leute also, der wird der Kleinste“ — d. i. nichts, verdammt — „heißen im Himmelreich; wer es aber thut und lehret, der wird groß heißen im Himmelreich.“ Wenn nun Christus hierauf sagt: „Denn ich sage euch: Es sei denn eure Gerechtigkeit besser, denn der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen“, so ist sonnenklar, daß Christus keine andere Gerechtigkeit meint, als eine vollkommene Erfüllung des Gesetzes Gottes.

Nun sind wir, Geliebte, aber alle Sünder, und sagt auch uns schon unser Gewissen, daß wir nicht vor Gott gerecht bestehen können, und doch wollten wir so gerne selig werden; was kann da wichtiger für uns sein, als zu wissen, auf welche Weise wir dennoch diese Gerechtigkeit erlangen und ins Himmelreich kommen können. Hierüber wollen wir denn miteinander weiter nachdenken und unter dem Gnadenbeistande des Heiligen Geistes erwägen:

Wodurch ein armer Sünder die Gerechtigkeit erlangt, ohne welche niemand ins Himmelreich kommen kann?

Darauf antworten wir:

1. nicht durch die Werke des Gesetzes, sondern
2. durch den Glauben an Jesum Christum.

I.

Seitdem die Sünde in die Welt gekommen ist, leben alle Menschen von Natur in der verderblichen Meinung, daß sie das Gesetz Gottes halten und dadurch selig werden könnten. Durch diesen Wahn ist ja die die Wahrheit verleugnende Pabstkirche mit ihren tausendfältigen Irrthümern und Greueln entstanden. Diese falsche Meinung ist der Anfang aller Sektirerei und Verderbnis in der Kirche. Sobald eine christliche Gemeinschaft auch nur im geringsten diesem Gedanken Raum giebt, daß der natürliche Mensch bis zu einem gewissen Grade das Gesetz Gottes so halten könne, daß ihm dies vor Gott zugerechnet werde, dann ist dem gefährlichsten Lehrverderben Thor und Thür geöffnet. Dies ist der Weg, auf welchem die Kirche, wenn sie nicht wacht, zuletzt in falsche höllische Finsternis sinkt, daß es unmöglich ist, darin selig zu werden.

Es giebt außer der lutherischen Kirche keine Glaubensgemeinschaft, die nicht mehr oder weniger in diesem Irrtum befangen ist, daß der unbefehrte, unwiedergeborene Mensch bis zu einem wenn auch noch so geringen Grade Gottes Gesetz zu seinem Heile erfüllen könne, entgegen dem Worte des Apostels Jakobus Kap. 2, 10: „So jemand das ganze Gesetz hält und sündigt an Einem, der ist es ganz schuldig.“ Dieser Irrtum wird offenbar in der Meinung, daß der natürliche Mensch sich wenigstens für Gott entscheiden könne, wenn ihm Gottes Wort gepredigt und Gnade und Vergebung der Sünden angeboten werde, wenn ihm Buße gepredigt werde. Was ist das anderes, als daß diese Synergisten damit dem Menschen die Ehre geben, daß er doch etwas zu seiner Seligkeit beigetragen und somit wenigstens teilweise die Gerechtigkeit habe, mit der er ins Himmelreich kommen könne. Hier-

mit beweisen alle diese Irrlehrer und Irreführten, daß sie ein falsches Verständniß von dem heiligen Gesetz Gottes haben, es nach seinem äußeren Wortlaut verstehen und nicht nach seinem geistlichen Sinn und Inhalt.

In der heiligen Schrift sind es insonderheit die Schriftgelehrten und Pharisäer, die da meinten, durch die Erfüllung des Gesetzes die Gerechtigkeit zu haben, mit der sie vor Gott bestehen könnten. Was diese falschen Propheten aber unter der Erfüllung des Gesetzes verstanden, erfahren wir aus unserem Evangelio. Jesus spricht: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht töten; wer aber tötet, der soll des Gerichts schuldig sein.“ „Du sollst nicht töten“, so lautete das 5. Gebot, das Gott auf dem Berge Sinai einst feierlich gegeben hatte; aber den Zusatz: „wer aber tötet, der soll des Gerichts schuldig sein“, hatten die Pharisäer aus einer unlauteren Quelle hergenommen. Dieser falsche Zusatz reimte sich ja so schön mit ihrer Vernunft. Nach ihrer Vernunft thaten sie vom Gesetz hinweg und setzten dazu. Wohl hatte Gott im 3. Buche Mose Kap. 24, 17 gesagt: „Wer irgend einen Menschen erschlägt, der soll des Todes sterben“; aber damit hatte Gott nicht eine Erklärung des 5. Gebotes gegeben, sondern vielmehr bestätigt, was er schon zu Noah sprach: „Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll auch durch Menschen vergossen werden; denn Gott hat den Menschen zu seinem Bilde gemacht.“ Aus dem falschen Zusätze der Pharisäer erkennen wir, daß sie meinten das Gesetz gehalten zu haben, wenn sie nur dem äußeren Buchstaben nachgekommen seien. So meinten sie auch in der Erfüllung des 5. Gebotes zu leben, wenn sie niemand durch äußere Gewalt oder tödliche Mittel das Leben genommen hätten.

Und diese Pharisäerart ist auch heute noch nicht ausgestorben. Ihre Zahl ist im Gegentheil sehr groß. Fragt man den natürlichen, unbefehrten Menschen: Hoffest du auch selig zu werden?, so giebt er mit offener Bewunderung die Antwort: „Ja freilich will ich selig werden. Und warum sollte ich nicht selig werden; ich habe niemand etwas zu leide gethan; ich habe nicht gestohlen, nicht geraubt; ich habe nicht getödtet, noch falsch geschworen; ich habe Almosen gegeben und Gutes gethan, wo ich konnte; ich habe besser gelebt als tausend andere, und wenn die noch selig werden wollen, dann hoffe ich gewiß selig zu werden.“ Das ist die Sprache der Pharisäer heutiges Tages. Sie stehen mit jenem Pharisäer auf derselben Stufe, der da sprach: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner; ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, das ich habe.“ Und soweit, Geliebte, als wahre Christen noch den alten Adam in sich haben, haben sie mit diesem Pharisäersinn fort und fort zu kämpfen und haben allen Fleiß zu thun, auf ihrer Hut zu sein, daß auch sie nicht anfangen, sich auf ihr Gebet, ihre guten Werke und gottesdienstlichen Uebungen zu verlassen und so in ihrer eigenen Gerechtigkeit sich zu gefallen.

Woher kommt es denn aber, daß alle Menschen von Natur in dieser furchtbaren Verblendung dahingleben? Das kommt daher, daß der Mensch nach dem Sündenfall ganz tot in Sünden ist. Statt des hellen Lichtes im Stande der Urschuld ist dicke Finsternis in seiner Seele ausgegossen. Es ist nach dem Sündenfall noch ein klein Fünkchen von Gotteserkenntnis in seiner Seele zurückgeblieben. Und wenn nun der natürliche Mensch hört, daß Gott das Gesetz gegeben hat, daß er das Gute geboten, das Böse verboten hat; daß er das Gute belohnen, das Böse strafen will; dann fährt die blinde Vernunft alsobald zu und meint, daß sie durch Erfüllung der

äußeren Werke des Gesetzes das ganze Gesetz erfüllen könne und erfüllt habe.

Diesem gefährlichen Wahne tritt der Heiland in unserem heutigen Evangelio entgegen, indem er am 5. Gebot zeigt, wie schon durch die sündliche Regung im Herzen das Gesetz übertreten werde. Er spricht: „Ich aber sage euch: Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig; wer aber zu seinem Bruder sagt: Racha, der ist des Rats schuldig; wer aber sagt: Du Narr, der ist des höllischen Feuers schuldig.“ Hier sehen wir, wie das Gesetz Gottes es aufs Herz abgesehen hat. Vor Gott ist demnach der schon ein Totschläger, ein Mörder, der mit seinem Bruder zürnet. Scharf tritt uns aus dem Worte Jesu die Wahrheit entgegen — Zorn ist Mord. Durch jede zornige Erregung deines Herzens gegen deinen Nächsten bist du des Gerichts, des Todes, der ewigen Verdammnis schuldig. Darum wird Gal. 5, 20 der Zorn auch unter den Werken des Fleisches genannt: „Feindschaft, Haß, Neid, Zorn, Zank, Zwietracht, Rotten, Haß, Mord.“ Es gilt hier keine Entschuldigung; wenn wir auch noch so schwer und bitter von unserem Nächsten gekränkt, geärgert, verhöhnt und beleidigt werden; sobald sich der leiseste Zorn und fleischliche Unwille in unserem Herzen regt, sind wir Übertreter des 5. Gebots und Kinder des Todes. Denn Johannes spricht in seinem 1. Briefe Kap. 3, 15: „Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Totschläger; und ihr wisset, daß ein Totschläger nicht hat das ewige Leben bei ihm bleibend.“ Ist nun schon jede zornige Erregung des Herzens vor Gott Mord und Totschlag und darum des Gerichts schuldig, so wird der gerechte Gott jedes Racha-sagen oder zornige Gebärde und jedes Du-Narr-sagen oder Schmäh- und Schimpfwort um so schwerer strafen.

Freilich giebt es auch einen gerechten, heiligen Zorn, den Zorn der heiligen, eifernden Liebe. Dieser ist nicht verboten; vielmehr wird es dem Eli zur Sünde gerechnet, daß er wußte, wie seine Söhne sich schändlich hielten, und er nicht einmal sauer dazu gesehen habe, und solche Prediger des göttlichen Wortes, die es stillschweigend mit ansehen, daß ihre Gemeinden in Sünden dahinleben, werden stumme Hunde genannt, von deren Händen Gott dereinst das Blut der ihnen anvertrauten Seelen fordern wird. Von diesem heiligen Zorn redet der Herr hier nicht, sondern von dem sündlichen, fleischlichen Zorn.

Der Herr zeigt aber nicht nur, wodurch das 5. Gebot schon übertreten wird, er sagt uns auch, worin die wahre Erfüllung desselben bestehe. Es heißt weiter: „Darum, wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und wirfst allda ein Denken, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß allda vor dem Altar deine Gabe, und gehe zuvor hin und verfühne dich mit deinem Bruder und alsdann komm und opfere deine Gabe. Sei willfertig deinem Widersacher bald, dieweil du noch bei ihm auf dem Wege bist.“ Was fordert das 5. Gebot da anderes von uns als die allerherzlichste Liebe zu unserem Nächsten, nicht nur zu unseren Freunden, sondern auch zu unseren Feinden, die Liebe, in der wir ohne Wandel in der bereitwilligsten Versöhnlichkeit leben sollen. Was will das aber sagen! Siehe, da wirfst du von deinem Nächsten geärgert; er nimmt jede Gelegenheit wahr, dir Schaden zu thun. In der rücksichtslosesten Weise ist er auf seinen Vorteil und deinen Nachteil bedacht; er geht stolz und hochmütig neben dir her und spricht verleumderisch Schlechtes von dir und nimmt dir deinen guten Namen; da darfst du über das alles nicht in deinem Herzen gegen deinen Nächsten seufzen oder irgendwie in zürnender Weise dich erregen, sondern du sollst ihn in deinem Herzen in herzlichster Liebe umfassen; in deinem Herzen

muß auch zu solcher Zeit das sehnliche Verlangen leben: ach möchte Gott meinem Beleidiger doch Gnade und Vergebung seiner Sünden schenken, daß er auch einmal in das ewige Leben eingehen und ewig selig sein könne. Und bedenkt wohl, Geliebte, es kommt nicht darauf an, daß solcher versöhnliche Sinn dann und wann oder oft oder meistens in unseren Herzen lebt, sondern wer auch nur einmal in seinem Herzen nur gleichgültig und kalt gegen seinen Beleidiger gewesen ist, ohne ein Wort gesagt zu haben, der ist ein Übertreter des 5. Gebots und des höllischen Feuers schuldig.

Nun sagt, Geliebte, ist es da wohl möglich, daß wir durch die Werke des Gesetzes die Gerechtigkeit erlangen können, ohne welche niemand ins Himmelreich kommen kann? Haben wir auch nur ein einziges der heiligen Gebote Gottes so gehalten, wie wir's halten sollen, wie wir es heute wieder am 5. Gebot aufs neue gelernt haben? Nein, das ist unmöglich. Durch die Werke des Gesetzes wird kein Fleisch gerecht. Das Gesetz offenbart uns wohl die Gerechtigkeit, welche Gott von uns fordert, aber es giebt uns keine Kraft, sie selbst zu wirken. Es zeigt uns wohl unseren Tod, aber es macht uns nicht lebendig. Es zeigt uns unsere Armut, macht uns nackt und bloß vor Gott und allen seinen heiligen Engeln, daß wir dastehen in der Schande unserer Blöße, aber es zeigt und giebt uns keine Kleider, womit wir die Schande unserer Blöße decken und vor dem Gerichte Gottes erscheinen können. Darum sagt der Apostel Paulus Gal. 3, 21: „Wenn ein Gesetz gegeben wäre, das da könnte lebendig machen, so käme die Gerechtigkeit wahrhaftig aus dem Gesetz.“ Dies haben auch die Väter des alten Bundes erfahren, die es sich einen wahren Ernst sein ließen, vor Gott gerecht zu sein. David seufzt im 143. Psalm: „Herr, gehe nicht ins Gericht mit deinem Knecht; denn vor dir ist kein Lebendiger gerecht.“ Auch der fromme Hiob mußte ausrufen: „Wie mag ein Mensch gerecht vor Gott sein? Und wie mag rein sein eines Weibes Kind? Wenn ich mich gleich mit Schneewasser wüschte und reinigte meine Hände mit dem Brunnen, so wirfst du mich doch tunken in den Kot und werden mir meine Kleider scheußlich anstehen“ (Hiob 25, 4; 9, 30. 31). Und Jesaias spricht im 64. Kapitel: „Wir sind allesamt wie die Unreinen, und alle unsere Gerechtigkeit ist wie ein unflätiges Kleid.“ Dies ist das Bekenntnis aller Heiligen zu allen Zeiten gewesen. Selbst die Blutzengen, die um Christi und seines Wortes willen ihr Leben hingeben mußten, konnten sich nicht auf ihre Frömmigkeit und Heiligkeit vor Gott berufen, sondern mußten sich der Gnade und dem Erbarmen ihres Vaters im Himmel befehlen.

Wir wären darum unglückliche Menschen, wenn wir keinen anderen Weg hätten, die vor Gott gültige Gerechtigkeit zu erlangen, als den durch die Werke des Gesetzes, denn Gott müßte aufhören, Gott zu sein, wenn er auch nur ein Titelchen von seinem heiligen Gesetze nachlassen wollte. Gott ist und bleibt in alle Ewigkeit der unverleßlich heilige und gerechte Gott, der jedes Stäublein Sünde, jede sündliche Erregung des Herzens mit der ewigen Verdammnis strafen will und strafen wird.

Doch Gott Lob, es giebt einen Weg, auf welchem wir trotz unseres sündlichen Verderbens dennoch diese vollkommene Gerechtigkeit erlangen können, und das ist der Glaube an Christum Jesum. Davon laßt uns zum andern miteinander handeln. (Schluß folgt.)

(Aus „Lehre und Wehre“.)

Leipziger Mission.

Auch bei dem diesjährigen Leipziger Missionsfest, das am 5. Juni abgehalten wurde, ist in mancherlei Vorträgen und Aussprachen unsere Missionskirche wieder reichlich bedacht worden. In dem Jahresbericht des Missionsdirektors v. Schwarz findet sich folgender Passus: „Schmerzlicher noch als die Lücken, die der Tod in den Kreis unserer Mitarbeiter gerissen hat, empfinden wir das eigenwillige Ausscheiden aus der Arbeit, das ein junger Missionar sich hat zu Schulden kommen lassen. Unserer Mission, welche ihn ausgestattet und ausgesandt und deren Brot er 3½ Jahre lang gegessen, hat er den Rücken gekehrt, gerade als er die tamulische Sprache ziemlich erlernt hatte und nun bald fähig gewesen wäre, in die Arbeit einzutreten; die Fahne, welcher er zwei Jahre zuvor Treue gelobt, hat er im Stich gelassen, indem er uns gerade das zum Vorwurf machte, was allein seinen Eintritt in den Dienst unserer Mission ermöglichte, nämlich das freundliche Verhältnis, in welchem wir zu der lutherischen Kirche Sachsens stehen. Fragen wir aber, was doch seine Laufbahn im Dienste unserer Mission zu einer so kurzen und unbefriedigenden gemacht hat, so lautet die Antwort: Daß er fast von Anfang an das Wort mit Füßen getreten hat: „Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Fürwitz!“ daß er fast von Anfang an sich verleiten ließ zur Einmischung in Dinge, die ihm nicht befohlen waren, und zu deren Beurteilung er leider noch nicht reif war. Wir wollen ja gern auch bei denen, welche unsere Mission schädigen und schmähern, entschuldigen und zum Besten kehren, so viel wir können. Wir wollen nicht vergessen, daß einem jungen Missionar große Versuchungen drohen. Er hat viel Wissen einsammeln müssen, um sich für seinen Beruf geschickt zu machen. Und „das Wissen“, sagt der Apostel, „blähet auf“. In der Heimat bewundert man das Opfer, das er bringt, indem er hinausgeht; in den Missionsblättern oder gar in Kirchenzeitungen ist von ihm zu lesen; große Versammlungen lauschen dem Bericht von seinen Erlebnissen — und drüben ist er schon als Europäer ein großer Mann, seine Gemeinden, seine Missionsdiener blicken zu ihm empor, als zu dem, welcher ihr Wohl und Wehe in seiner Hand hält. Ist's ein Wunder, wenn mancher der Versuchung erliegt und läßt sich dünken, er wäre etwas Großes? er könne nun alles beurteilen und jedermann vor seinen Richterstuhl ziehen? Ach, lieben Freunde, die Missionare bedürfen großer Demut und vieler Fürbitte um Erhaltung in der Demut, damit sie dieser Gefahr der Selbstgefälligkeit entgehen, die ihrem Geistesauge die Einfalt und ihrer Arbeit den Segen raubt! — Und zum andern wollen wir auch bedenken, daß es wohl begreiflich ist, wenn in unserer Zeit eine Gemeinschaft, welche sich vor anderen des rücksichtslosen Festhaltens am alten Glauben rühmt, eine gewisse Anziehungskraft ausübt. Wie in der Reformationszeit die Ausschreitungen der Schwärmer und Sakramentierer, der Zwickauer Propheten und der Münsterischen Kotte einen Rückschlag herbeiführten und viele zurücktrieben in des Papstes Arme, weil sie fürchteten, die Freiheit eines Christenmenschen, die Luther verkündigte, gebe keinen Halt und ziehe keine Grenze, man müsse eine sichtbare Autorität haben, sonst sinke alles dahin, was den Vätern heilig gewesen sei, — so geht es jetzt auch. Die Ausschreitungen einer Wissenschaft, welche die großen Thaten Gottes für Märlein und Christi Sakramente für leere Menschenfundein erklärt, läßt in vielen Herzen die bange Frage auftauchen: wo will das hinaus? Und mancher, der mehr um sich herblickt auf Sturm und Wetter, als auf den Herrn, der beiden gebietet; mancher, der den Grund, der unbeweglich steht, wenn Erde und Himmel untergeht, nämlich das

ewige Erbarmen, die Gnade Gottes in Christo Jesu, die das Herz neu, selig und fest macht, selbst noch nicht tief genug erfahren hat, sucht nach einem greifbaren Halt und meint etwa Sicherheit zu finden in einer Gemeinschaft, die allen ihren Gliedern ein festgefügttes Lehrsystem zu glauben aufgibt, das keine Frage offen läßt, sondern das fast über alle Dinge im Himmel und auf Erden eine Antwort bereit hat und nur die eine gelten läßt, — aus Gottes Wort, wie sie sagen, aber freilich bisweilen mit einer Art, die Schrift zu brauchen, die es auch rechtfertigen würde, wenn man etwa nächstens einen Glaubensartikel „Von den drei Himmeln“ aufstellen sollte, weil ja St. Paulus einmal davon redet, daß er entzückt gewesen sei bis in den dritten Himmel. Da hat man, allerdings eine feste Grenze, denn wer sich ihren Lehrentscheidungen nicht fügt, den schließen sie von der Gemeinschaft der Kirche und des Sakramentes aus und rühmen sich dessen. Aber man hat sie um einen teuren Preis: man ist gefallen in der Menschen Knechtschaft; man ist in Gefahr, die Kirche Augsburgischer Konfession zu zertrennen in eine wachsende Zahl von Sekten, denen der Lehritreit Lebenselement ist, die sich gegenseitig in den Bann thun und sich den lutherischen Namen absprechen, weil ihre Führer sich über dies und das, über das Verhältnis von Kirche und Staat, vom geistlichen Amt und Kirchenregiment, von Kirche und Einzelgemeinde, oder auch über den Widerchrist und das tausendjährige Reich, über die Gnadenwahl oder die Berechtigung, Zins zu nehmen, verschiedene Gedanken machen und ihre Gedanken den Seelen aufzwingen mit Bannern und Dräuen. Aber wir wollen nicht der Menschen Knechte werden, und wollen unsere Missionare nicht dazu machen lassen; wir wollen unsere teure Mission von diesem Hadergeiste nicht zertrennen lassen; und vor allen Dingen wollen wir nicht, daß unsere Missionare ihre Zeit vergeuden mit Dingen, zu deren Entscheidung sie nicht berufen sind, sondern daß sie mit aller Treue und Geduld Heiden und Christen unterweisen in dem einfältigen Katechismusklauben, der ihre Seelen selig machen kann. Wir wollen bleiben bei der Weise St. Pauli, an dem sich die Verheißung Christi reichlich erfüllt hat, daß sein Geist seine Jünger in alle Wahrheit leiten würde, und der es dennoch wohl wußte, daß auch sein Wissen und sein Weissagen eitel Stückerl sei, hat sich auch nicht ansetzen lassen, durch die vielen Fragen, die ihm noch offen blieben, sondern hat sich genügen lassen an Christi Gnade.“ Dieser Erguß verdient keine eingehende Kritik. Es ist alles eitel Verleumdung, Lüge und Lästerung. Missionar Kellerbauer hat in einem offiziellen Schriftstück, welches wir in der letzten Nummer dieses Blattes mitgeteilt haben, über seine Gewissensbedenken, die ihn zum Austritt aus der Leipziger Mission bestimmt haben, sich geäußert. Wer für solche Gewissenskrupel kein Sensorium hat, wer überhaupt für die reine Lehre kein rechtes Gewissen hat, der mag von einem „verirrten Gewissen“ reden. Aber die Gründe des Missionars gänzlich ignorieren und seine Handlungsweise ohne weiteres, ohne alle Beweise, auf Hoffart zurückführen, wie dies hier geschieht, ist Herzensrichterei von der schlimmsten Art. Der Hohn und Spott, den der Missionsdirektor über „das festgefügte Lehrsystem“ Missouris ergießt, trifft im Grund niemand anders, als den Herrn Christum selbst. Was unsere Synode in den angeführten Punkten, die jetzt als „offene Fragen“ kursieren, lehrt, ist nichts anderes, als die klare Lehre des göttlichen Wortes, ein Teil der Lehre Christi und seiner Apostel. Und Christus, der Herr, wird schon seiner Zeit seine Ehre suchen. Es ist in obiger Kritik Missouris alles auf den Kopf gestellt. Gerade die neueren deutschen Theologen setzen und erfassen Glaubensartikel außer und neben der Schrift, aus ihrem eigenen Ich, verleugnen grundsätzlich das apostolische Prinzip,

daß unser Wissen und Weisungen Stückwerk ist, machen aus dem Christentum ein vernunftgerechtes System, während wir mit allem, was wir lehren, uns in den Grenzen der Schrift bewegen und grundsätzlich nicht reimen, was sich nicht reimen läßt. Daß die Missourisynode alle, die nicht in allen Stücken mit ihr stimmen, „in den Bann thue“ und ihre Dogmen „den Seelen mit Bannen und Dräuen aufzwinge“, ist einfach erlogen. Wir haben uns zur Genüge darüber ausgesprochen, was wir vom Bann halten, und warum wir mit Falschgläubigen keine Kirchengemeinschaft halten. Direktor v. Schwarz macht die blinde Wut gegen Missouri ganz unsinnig. Unterhalten etwa die ostindischen Missionare und Christengemeinden der Leipziger Mission mit den dortigen englischen Missionen Kirchen- und Abendmahls-gemeinschaft? Und haben sie damit, daß sie dies nicht thun, jene in den Bann¹ gethan? Und es ist gleichfalls nicht aus der Wahrheit, wenn der Direktor die Leipziger Missionare anweist, ihre Zeit nicht mit Dingen zu vergeuden, die nicht ihres Amtes sind, sondern Heiden und Christen in dem einfältigen Katechismus-glauben zu unterweisen. Handelt es sich doch in dem gegenwärtigen Konflikt gerade um die einfältige Katechismuswahrheit, die allen rechten Christen gleichsam in Fleisch und Blut eingepflanzt ist, daß die ganze Bibel Gottes Wort ist. Die Leiter der Leipziger Mission mögen nur fortfahren, mit solchen Waffen die missourische Richtung zu bekämpfen, sie werden damit nicht uns, sondern nur ihren eigenen Seelen und ihrer eigenen Mission Schaden thun. — Aus den Verhandlungen der Generalversammlung führen wir dem Bericht des Leipziger Missionsblattes gemäß nur folgendes an: „Im Anschluß hieran sprach es Graf Vitzthum, einer Anregung aus der Missionsgemeinde folgend, aus, daß es nunmehr nach gewonnener Einsicht in die veröffentlichten Aktenstücke und nach Entgegennahme dieser letzten Mitteilungen des Direktors Pflicht der Generalversammlung sei, das Kollegium und die Missionsynode in Trankebar durch eine bestimmte Erklärung zu stärken, das kirchenpaltende Treiben der Missourier öffentlich zu verurteilen und die Missourisynode vor Gott und Menschen für allen Schaden, der aus ihrem Missionsunternehmen erwachsen kann, verantwortlich zu machen. In der sich hieran knüpfenden Besprechung betonte der Vorsitzende, daß das Kollegium, dem er damals noch nicht angehört habe, nach seinem Urteil mit aller Weisheit, Milde und Geduld verfahren sei, daß die Ursache des ganzen Streites ein gewisser Independentismus sei, der sich in unseren Tagen besonders bemerklich mache, und daß es ganz falsch sei, die Heilsgewißheit auf eine Theorie von der Inspiration zu gründen, diese ruhe vielmehr auf der Versöhnung Gottes in Christo, wie sie uns in Gottes Wort bezeugt ist. Andererseits wurde geltend gemacht, daß eine derartige Resolution nur Anlaß bieten würde zur Fortsetzung des Streites, der bei der Art, wie man von jener Seite den Streit führe, höchst unerquicklich sei und keinen Segen für unser Werk erwarten lasse. Ueberdies sei das, was uns von Missouri trennt, in dem Jahresberichte des Direktors hinreichend gekennzeichnet. Wir müssen es daher für unsere alleinige Aufgabe erkennen, unser Friedenswerk in Frieden zu treiben. Diese Ausführungen fanden die Billigung der Abgeordneten, die sich zu dem Beschlusse vereinigten, auf Grund ihrer Kenntnisnahme von den in letzter Zeit veröffentlichten Aktenstücken wiederholt ihr Einverständnis mit dem Verfahren des Missionskollegiums bei Gelegenheit des Ausscheidens der Missionare Kempf, Räther, Mohn und Kellerbauer und ihr volles Vertrauen zu der Missionsleitung auszusprechen.“ Man beklagt sich hier von neuem über „das kirchenpaltende Treiben der Missourier“. Das ist der alte Vorwurf, den schon Elias aus Ahabs Munde vernahm. Wir entgegnen: Nicht wir sind es,

sondern ihr seid es, die ihr mit eurer gottlosen Lehre von der Schrift, überhaupt mit eurer losen Lehre und losen Praxis Israel verwirrt und zertrennt. Der Satz, „daß es ganz falsch sei, die Heilsgewißheit auf eine Theorie von der Inspiration zu gründen, diese ruhe vielmehr auf der Versöhnung Gottes in Christo, wie sie uns in Gottes Wort bezeugt ist“, macht dem Vorsitzenden, dem Präsidenten des bairischen Oberkonsistoriums, Dr. Stähelin, als Theologen wenig Ehre. Ist die Schrift nicht wirklich und wahrhaftig Gottes Wort, in allen Teilen vom Heiligen Geist eingegeben, so fällt auch das Zeugnis von der Versöhnung Gottes in Christo, so fällt auch die Heilsgewißheit der Christen dahin.

(Aus dem „Mecklenburger“, Nr. 68 vom 20. Juli.)

Die innere Zersetzung des Bekenntnisstandes der lutherischen Landeskirchen

tritt immer deutlicher zu Tage. Wohlverstanden: der lutherischen Landeskirchen; soweit sie auf Grund der bekennnismäßig geübten doctrina publica und bekennnismäßig fundierten Kirchenordnung überhaupt noch äußerlich wenigstens eine Art von Recht auf diesen Namen haben.¹

In vor. Nr. haben wir aus der lutherischen Landeskirche des Königreiches Hannover einen Fall angeführt, wo in einer großen rein politisch-agitatorischen Versammlung von doch vorwiegend lutherischen Männern, unter denen sich ohne Frage eine nicht geringe Zahl auch von lutherischen Geistlichen der hannoverschen Landeskirche befand, ein Baie, obendrein als „Theologe“ zugleich der zur Zeit für die Versammlungen und wohl mehr noch für die offizielle Presse der betreffenden Kreise maßgebende Führer,² öffentlich erklären durfte: „Was wir hier treiben“ — nämlich eine ganz gewöhnliche politische Parteiversammlung zu propagandistischen Zwecken, mit dem ganzen agitatorischen Apparat und mit all den menschlichen Schwächen einer solchen, die den Politikern der Rechtsparteien genau so anhaften, wie allen anderen politischen Menschenkindern auch, — also: — „was wir hier treiben, ich wiederhole es, ist gerade der für unsere Zeit allernötigste Gottesdienst.“ Und niemand hat daran Anstoß genommen; oder doch wenigstens niemand den Mut gehabt, gegen diese ungeheuerliche Lehre für das lutherische Bekenntnis einzutreten, weder auf frischer That, noch hinterher in der Presse. Nicht einmal das freikirchliche Kreuzblatt hat sich veranlaßt gefunden, Protest einzulegen. Ob eine Kirchengemeinschaft, in der das möglich ist, — in der man menschlichen politischen Leidenschaften und Irrungen eine so verhängnisvolle, eine, wir wiederholen es: grundstürzende Rückwirkung auf die kirchliche Lehre gestattet, noch ein Recht hat, sich lutherisch zu nennen, mögen kompetentere Leute als wir entscheiden. Wir sehen dem Urteilspruch getrost entgegen.

Inzwischen liegt nun aus der mecklenburgischen Landeskirche ein fast noch schlimmerer Fall vor; schlimmer, weil hier aus dem geistlichen Amte selbst heraus, und obendrein gar von kirchenregimentlicher Stelle aus Ideen vorgetragen werden, welche der lutherischen Wahrheit und Lehre die Lebenswurzel abschneiden, — ohne daß in der Landesgeistlichkeit sich Widerspruch dagegen rühre.³

¹ Ja, „eine Art von Recht“ zu haben glauben. H—r.

² Es war allerdings nur — Herr von Hohenberg! H—r.

³ Auffallend ist das allerdings nicht mehr, nachdem die mecklenburgische Landeskirche der Lehre von der heiligen Schrift und von der

Auf dem am 10. d. M. in Schwerin veranstalteten Missionsfeste hat der Oberkirchenrat Vard, dem Berichte der Medl. Nachr. (Nr. 160 vom 12. d. M.) zufolge, bei der „Nachfeier“ auf der Restauration Paulshöhe vor „tausenden von Festteilnehmern, so daß kein Stuhl mehr aufzutreiben war“, den „Schweriner lutherischen Gemeinden“ (so wörtlich!) erklärt: „In dem Hinausziehen der großen Scharen zur Nachfeier, welche auf neutralem Boden (?) begangen werde, erblicke er ein größeres Bekenntnis der Gemeindeglieder zur Sache Gottes, als durch einen Gang derselben ins Gotteshaus, **denn** sie bekundeten durch die Teilnahme an dieser öffentlichen Feier mehr und lebhafter vor der Welt (!), daß sie sich zu dem lebendigen Gott, dem allmächtigen Könige über Himmel und Erde, bekennen. Und ein solches Bekenntnis sei in der jetzigen Zeit von großer Bedeutung, es sei als eine Gegendemonstration zu betrachten gegen das unterfrostene Vorgehen der Feinde Gottes, an denen man in ihren Versammlungen und in der Presse Dinge erlebe, die einen gläubigen Christenmenschen die Schamröte ins Gesicht treibe. Gegenüber einem derartigen sündigen Treiben müßten die Christenmenschen energisch Front machen, sich gegenseitig ermuntern in dem Bekenntnis zu Jesu Christo und die Feinde des Reiches Gottes bekämpfen und deren Anträge zu Schanden machen.“

Was wohl ein Friedrich Adolf Philippi sagen würde, wenn er so etwas in der lutherischen Landeskirche Mecklenburgs noch hätte erleben müssen! Und was sagt eigentlich Oberkirchenrat Haack zu solcher Aufstellung seines Kollegen? Wird die „Einigkeit im Geiste“, die doch in der obersten Kirchenbehörde des Landes vorausgesetzt werden darf, ja vorausgesetzt werden muß,⁴ durch solche ungläublichen Dinge wirklich nicht berührt? Oder ist auch Haack schon unter die Neologen gegangen?⁵ Und was meint Pastor Meyer vom Kirchen- und Zeitblatt zu diesem neuesten Fündlein der Vard'schen Neologie? Was schließlich die Landesgeistlichkeit selbst? Wird es wirklich niemand wagen,⁶ einer solchen allerdings ja zeitgemäßen Modetheologie mit derjenigen Entschiedenheit und demjenigen Nachdruck öffentlich entgegenzutreten, wie sie gerade dieser Instanz gegenüber ebenso notwendig wie angebracht sind?

Hier, in der Verrückung des sonn- und festtäglichen Gemeindegottesdienstes aus seiner zentralen Stellung und Bedeutung für alles kirchliche Leben und in seiner Gleichwertung mit einem Surrogat (den Missionsfesten, die sogar höher gewertet werden!), liegt der Schwerpunkt der Sache, dem gegenüber die Ausnutzung eines kirchlichen Volksfestes (so darf man die Missionsfeste trotz ihrer vielfach stark weltlichen Beimischung doch wohl immerhin noch nennen) für eine grobdrähtige politische Agitation kaum noch ins Gewicht fällt, jedenfalls uns hier nicht weiter interessiert. Uebrigens ist es aus dem sozialdemokratischen Walde bereits genau so wieder herausgeschallt, wie der Herr Oberkirchenrat in ihn hineingerufen hat. Worüber letzterer sich nb. nicht beklagen darf; denn wie der Klotz, so der Keil.

Rechtfertigung allein durch den Glauben die Lebenswurzel abgeschnitten hat und ohne Widerspruch hat abschneiden lassen. H—r.

⁴ Sie sollte wohl eigentlich vorausgesetzt werden. Aber nach der Lage der Dinge kann doch davon nicht mehr die Rede sein. H—r.

⁵ Allerdings. Man vergleiche z. B. die Artikel über Inspiration und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift in dem von ihm mit herausgegebenen Meusel'schen Handlexikon. H—r.

⁶ Wagen — einem „hohen“ Oberkirchenrate gegenüber? H—r.

Die Philadelphia,

jene Vereinigung landeskirchlicher Christen „zur evangelischen Gemeinschaftspflege“ tritt immer offener mit ihren Zielen, nämlich der Beseitigung des lutherischen Bekenntnisses und der Einführung der Union, hervor. In Nr. 196 der „Zwickauer Neuesten Nachrichten“ vom 28. August lesen wir:

„Konferenz. Die am Sonntag Nachmittag in der Aula des Gymnasiums abgehaltene Konferenz der evangelischen Gemeinschaftspflege „Philadelphia“, so genannt nach einer der ersten christlichen Gemeinden, war von zahlreichen Vertretern aus allen Teilen Sachsens besucht. Dieselbe befaßte sich mit Textauslegung und Aussprache. Das Komitee der evangelisch-lutherischen Gemeindepflege befindet sich in Berlin, es zählt die besten Mitglieder unserer evangelischen Kirche zu ihren Gliedern. Die Gemeinschaftspflege hat die Vereinigung der evangelischen Kirchengemeinschaften ins Auge gefaßt.“

Die (von uns) unterstrichenen Worte zeigen deutlich den Unionscharakter der Bewegung. Es handelt sich bei den Leitern der „Philadelphia“ nie um Förderung des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses und der Treue zu demselben, sie sind vielmehr ausgesprochene Feinde des „engerzigen“, „starren“ Luthertums, wie sie es nennen, und halten jede Betonung der reinen Lehre für „tote“ Rechtgläubigkeit. Ihre „Gemeinschaft“, die sie „pflegen“ wollen, ruht auf der Gleichgültigkeit gegenüber der Lehre, auf der Verwerfung jedes Streits über die Lehre. Daher kommt es denn auch, daß man dieser Gemeinschaft innerhalb der sächsischen Landeskirche, welche seiner Zeit durch Veränderung des Bekenntnisses in eine dehnbare Gelöbnißformel ihre Gleichgültigkeit gegen die Reinheit der Lehre und ihre Abneigung gegen jeden Lehrstreit genügend deutlich dargethan hat, so willig Raum macht, wie sich das beispielsweise durch Ueberlassung der Gymnasial-Aula in Zwickau, sowie durch Beteiligung Plauenscher Pastoren bei der Abendmahlsfeier jener Gemeinschaft zeigt. Und doch maltet dabei ein — den meisten wohl unbewußter — Betrug ob. Den landeskirchlichen Pastoren, welche die Philadelphia gewähren lassen und wohl gelegentlich fördern, liegt viel weniger an der „Gemeinschaftspflege“ als daran, daß dadurch solche Leute, die durch die offenbare Verweltlichung der Kirche im großen und ganzen beunruhigt werden und etwa gar auf den Gedanken kommen, sie müßten sich separieren, etwas zu thun bekommen und sich beruhigen. Mancher von diesen Pastoren lächelt dabei wohl im Stillen über diese einfältigen Leute, deren „pietistischen Neigungen“ man eben ein wenig nachgeben müsse, um sie von der Separation abzuhalten. Das ist der eine Betrug. Und der andere ist der, daß viele einfältige Leute durch Beteiligung an der Philadelphia wirklich die lutherische Kirche bauen zu können meinen und es gar nicht merken, wie sie immer weiter vom Strome des Unionswesens fortgerissen werden. Diesen letzteren zu Liebe weisen wir immer wieder auf den ausgesprochen unierten Charakter dieser „Philadelphia“ hin, ob sie sich warnen lassen wollten. Und dazu bemerken wir noch folgendes. Wahrscheinlich werden die Leiter der „Philadelphia“ sagen, es sei nicht wahr, daß sie dem lutherischen Bekenntnis feind seien, sie seien sogar selbst zum Teil lutherisch oder hielten doch die lutherische Form der Reformation für diejenige, welche dem deutschen Volkscharakter am besten entspräche; was sie anstrebten, sei nur eine innigere Gemeinschaft zwischen den wahren Christen, und gegenüber dem offenbaren Unglauben der Feinde des Kreuzes Christi seien doch die Unterschiede zwischen lutherischer und reformierter Kirche viel zu gering, als daß man darüber nicht in Liebe hinwegsehen könne. Nun, das ist eben die Rede, welche die Synkretisten aller Zeiten geführt haben und die in der preussischen

Union in die That umgesetzt worden ist. Es handelt sich also darum, zu wissen und dessen gewiß zu sein und zu bleiben, daß die lutherische Kirche nicht eine Schwesterkirche der reformierten Kirche, sondern die Kirche des reinen Bekenntnisses ist, welches Bekenntnis allerdings wie jede wirkliche Wahrheit erflüssig, d. h. die entgegenstehende Ansicht ausschließend ist und demgemäß die reformierte Lehre als Irrlehre verwirft. So thut das lutherische Bekenntnis, nämlich die ungeänderte Augsburgische Konfession, indem sie im 10. Artikel in betreff der Lehre vom heiligen Abendmahl sagt: „Und wird die Gegenlehre verworfen.“ Wer dem nicht mehr beistimmt, sollte sich nicht mehr lutherisch nennen, sondern unierte, oder doch ausdrücklich sagen, daß er nicht der ungeänderten, sondern der durch Melancthon den Reformierten zu lieb veränderten Augsburgischen Konfession beipflichte. — Wenn aber gesagt wird, es sei hochmütig und lieblos, die reformierte Lehre als Irrlehre zu brandmarken, so trafe ja dieser Vorwurf in erster Linie die Bekenner von Augsburg. Es ist auch nicht hochmütig, die in Gottes Wort klar geoffenbarte Lehre Wahrheit und, was ihr entgegensteht, Irrtum zu nennen, sondern es zeugt dies von demütiger Unterwerfung unter Gottes Wort. Und es ist nicht lieblos, den Irrtum, der den Seelen schadet, als solchen zu kennzeichnen und den Verfechtern des Irrtums die Bruderhand zu verweigern. Vielmehr ist das gerade die rechte Liebe, weil dadurch jedermann auf die Gefahr aufmerksam gemacht wird. Es ist solches Fernhalten von Falschglaubigen übrigens kein Wahn über dieselben, vielmehr erkennen wir ausdrücklich an, daß auch in einer falschen Kirche in Einfalt irrende Christen sein mögen, denen wir nur deshalb die Bruderhand nicht reichen können, weil wir sie um der Irrtümer willen, die sie mitbekennen, nicht als solche erkennen können. W.

Einfluß schlechter Schriften.

„Vor dem Schwurgericht zu Vahreuth stand unlängst ein Mörder und Sittlichkeitsverbrecher. Derselbe gestand es seinen Richtern, daß er durch das Lesen von schlechten Büchern (Räuber- geschichten) auf verderbliche Wege geraten sei. An guten und dabei billigen Büchern ist in unseren Tagen längst kein Mangel mehr. Wer sein Volk lieb hat, der lege mit Hand an, daß das gedruckte Gift aus den Häusern verschwinde.“ — Soweit das „Kirchl. Wochenblatt für Schl.“ Uns hat der liebe Gott ein herrliches Mittel an die Hand gegeben, durch das wir dem Verderben, das durch Lesen schlechter Schriften entsteht, unter unserem Volk entgegenzutreten können, nämlich unseren Schriftenverein, der sich's angelegen sein läßt, nur gute Bücher und Schriften unter unser Volk zu bringen, durch die nicht nur die schlechte Lektüre verdrängt, sondern auch guter Same in die Herzen der Leser gestreut wird, der sicherlich auch seine Frucht bringt zum ewigen Leben. So wollen wir, die wir unser Volk lieb haben, und so gern noch aus demselben retten möchten, was zu retten ist, auch dieses Werk nicht vergessen, sondern unseren lieben Schriftenverein wegen seines herrlichen Zweckes und Nutzens mit Gebet und Gaben nach Kräften unterstützen. N.

Woher und wohin?

Heinrich Müller pflegte von sich zu sagen: „Woher?“ so rede ich mein Kreuz an, wenn mir bange wird. „Wohin?“ ist dann die Antwort. „Wohin führst du?“ so frage ich wieder, und die Antwort lautet: „Zum Himmel!“ Ach, nimm mich mit, du edler Himmelswagen! („Freimund.“)

Nachrichten und Bemerkungen.

„Kirchen“-Union mit — Juden. Das Komitee zur Erbauung einer protestantischen Kirche in Alexandrien hat einen Juden zu seinem Mitglied gewählt, den Baron Jaques de Menasce in Alexandrien. Die „Allgemeine Zeitung des Judentums“ findet natürlich nichts daran auszuliegen, zitiert vielmehr die „Egyptian Gazette“, welche darin ein Zeichen der Freundschaft zwischen dem christlichen und jüdischen Volk sieht. In evangelischen Kreisen wird man es aufrichtig bedauern, daß man in Alexandrien sich so weit vergessen konnte. — So lesen wir im „Gothold“, möchten aber die Frage hinzufügen: Wie weit dürfte man wohl die „evangelischen Kreise“ rechnen, um nicht „engherzig“ genannt zu werden? H—r.

Rom und die Bibel. Pastor G. B. Pratt schrieb vor einiger Zeit in dem „Boston Citizen“: „Es giebt nicht eine römisch-katholische Kirche von Rio Grande bis Patagonien, in welcher die Bibel in einer Sprache, welche das Volk verstehen kann, gelesen, oder Bibelunterricht irgend welcher Art gegeben wird, ja, selbst sehr wenige, in welchen auch nur die römische Religion erklärt und gelehrt wird. Als ich mich in Vinales aufhielt, sprachen etliche Damen mich um eine Gabe an zur Errichtung einer neuen Kapelle des Herzens Jesu. Ich bot ihnen zehn Dollar an unter der Bedingung, daß der Priester mir das Versprechen geben würde, daß in jener Kapelle wenigstens einmal in der Woche ein Kapitel einer römischen Bibel in Spanisch gelesen werden sollte, damit das Volk die Stimme des großen Hirten kennen und hören lernen möchte. Aber die Bedingung war ihnen unannehmbar, und so wurde das Anerbieten zurückgewiesen. Unter ähnlichen Verhältnissen versprach ich im Jahre 1875 in der Stadt Siboco, der Hauptstadt von Santander, Kolumbia, S. A., zwanzig Dollar in Gold unter derselben Bedingung, die aber aus demselben Grunde zurückgewiesen wurden. Beide Fälle zeigen, welche Stelle die Bibel — die römisch-katholische Bibel — in der römischen Religion einnimmt. Dagegen sollen die Leute sie selber nicht lesen, und der Priester weigert sich, sie ihnen in der Kirche zu lesen.“ Im Papsttum liegt die Bibel immer noch verschlossen an der Kette. Und so lange Rom Rom bleibt, wird das auch nicht anders werden, denn die römische Religion vertritt sich mit der Bibel ebensowenig wie das Feuer mit dem Wasser.

Pfarrer Sardemann hatte an die Kasseler Gesamtsynode den Antrag gerichtet, den Theologie-Studierenden in Marburg durch Anstellung eines besonderen Geistlichen seelsorgerliche Beeinflussung und praktische Vorbereitung für das Amt zu verschaffen. Die Ablehnung dieses Antrages ist ganz nach dem Muster unserer heutigen Synodalentscheide, weder Ja noch Nein, weder kalt noch warm, erfolgt. Die Synode erkennt in dem Antrage eine begründete Mahnung an die Pflicht der Kirche, kann aber den vorgeschlagenen Weg sich nicht aneignen; sie spricht den Wunsch aus, daß das Kirchenregiment auf den zur Sprache gebrachten Notstand sein ernstes Augenmerk richten werde u. s. w. Die hochwürdige Fakultät zu Marburg bekommt auch noch eine sanfte Mahnung. Sie hatte, um ihre Stellungnahme zum Antrage befragt, die Schilderung der Zustände, von denen Sardemann ausgegangen, als übertrieben bezeichnet. — Anstatt daß man also diese Zustände untersuchen und irgend etwas thun sollte, läßt man alles beim alten. („Gothold.“)

Aus Ludenwalde berichtet die „A. G. R. u. Z.“: „Wiederholt hatten die sozialdemokratischen Agitatoren den Versuch gemacht, mit roten Fahnen und dergleichen planmäßige Demonstrationen zu veranstalten, wozu mit Vorliebe die Leichenbegängnisse von ‚Genossen‘ gebraucht werden sollten. Die Polizeiverwaltung hatte stets sich dagegen ablehnend verhalten und auch neuerdings dem sozialdemokratischen Turnverein ‚Freundschaft‘ die Mitführung seiner Fahne bei einem Begräbnis untersagt. Da der Superintendent der Schwiegerjohn des Bürgermeisters ist, sah man in dem Verbot zugleich eine Machination des Erstgenannten, und es wurde beschlossen, den kirchlichen Akt in auffälliger Weise zu stören. Sobald die Grabrede begann, zogen sich die ‚Genossen‘ in einen Winkel des Kirchhofes zurück, wo sie unter Lachen und Schwaßen das Ende der Rede abwarteten. Dann kamen sie hüpfend und springend zum Grabe zurück. Auf diese Störung hin ist dem Verein durch einstimmigen Beschluß des Gemeinderates das Betreten des Kirchhofes untersagt, auch ist das Strafverfahren eingeleitet worden.“

Jahresbericht des Schriftenvereins.

Unser Schriftenverein hat bekanntlich einen dreifachen Zweck. Er führt nämlich erstens die Bücher und Zeitschriften der ehrl. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. aus dem Concordia Publishing House in Deutschland zu möglichst billigen Preisen ein und verbreitet dieselben; er verlegt und vertreibt zweitens das Organ unserer Synode, die „Ev.-luth. Freikirche“, sowie den Synodalbericht und andere Bücher und Traktate, die im Auftrage oder auf Veranlassung der Synode veröffentlicht werden; und drittens betreibt er, eben um die Verbreitung der

genannten amerikanischen und deutschen, wie auch andere gute Schriften möglichst zu fördern, Kolportage. Diese letztere Arbeit war früher seine einzige, für sie zahlen die Mitglieder ihre Beiträge, über dieselbe haben wir bisher auch nur einen Jahresbericht gegeben. Die anderen beiden Zweige des Geschäfts lagen in den Händen des sel. Herrn Naumann und waren zum Teil so eng mit seinem privaten Buchhandel verknüpft, daß ein öffentlicher Bericht darüber nicht wohl erstattet werden konnte. Seit nun aber Herr Braun zum Agenten des Vereins ernannt worden ist und zugleich die Kolportage (die früher Herr P. Meyer und dann Herr Buchbinder Hübener — von der eigentlichen Agentur getrennt — führten) mit übernommen hat, hängen einestheils alle drei Zweige des Geschäfts ganz eng zusammen, anderenteils ist das Geschäft unseres Vereins klar und deutlich von jedem anderen Geschäft geschieden. Der Vorstand des Vereins hat es deshalb für das Nichtigste gehalten, von jetzt ab auch einen kurzen Ueberblick des ganzen Geschäfts zu geben, aus welchem jedermann den Stand desselben erkennen kann. Wir geben also

1. die Bilanz des Schriftenvereins für das Geschäftsjahr 1894/95

| Aktiva. (vom 1. Juli 1894 bis 30. Juni 1895). | | | | Passiva. | | | |
|---|----------------|----|--|--|----------------|----|--|
| An Waren-Konto . . . | 7 197 | 18 | | Per Kreditor. an Waren | 2 208 | 71 | |
| „ Kassa- „ . . . | 293 | 15 | | „ „ Kapit.= | | | |
| „ Debitoren-Konto . . | 4 200 | 92 | | „ „ Darlehen | 2 583 | 50 | |
| „ Utensilien- „ . . . | 153 | 5 | | „ „ Vermögn.-Konto des Vereins | 7 052 | 9 | |
| | <i>M</i> 11844 | 30 | | | <i>M</i> 11844 | 30 | |

| | | |
|---------------------------|---------|------------------|
| Kapital-Konto des Vereins | 1894/95 | <i>M</i> 7052. 9 |
| „ „ „ „ | 1893/94 | „ 6444.70 |
| Gewinn | | <i>M</i> 607.39. |

2. Einnahme und Ausgabe der Kolportage des Schriftenvereins für dieselbe Zeit.

| Einnahme. | U s g a b e. |
|--|--|
| 1. Beiträge aus den Gemeinden. | Gehalt der Kolporteurs <i>M</i> 1500.— |
| Chemnitz . . . <i>M</i> 159.75 | Gewerbescheine „ 42.— |
| Crimmitschau . . „ 31.22 | Invaliden- u. Alters- |
| Dresden . . . „ 137.55 | rente d. Kolporteurs „ 23.40 |
| Frankenberg . . „ 34.90 | Allerlei Ausgaben . . „ 13.75 |
| Grün „ 51.— | |
| Niederplanitz . . „ 271.90 | |
| <i>M</i> 686.32 | |
| 2. Geschenke | |
| laut Quittungen in der | |
| „Freikirche“ <i>M</i> 39.62 | |
| 3. Provision | |
| der verkauften Bücher durch | |
| Kolportage <i>M</i> 649.45 | |
| Verkauft wurden: | |
| durch Jehrmann <i>M</i> 1987.50 | |
| „ Hennig . . . „ 610.32 | |
| <i>M</i> 2597.82 | |
| 4. Zuschuß | |
| aus der Kasse des Schriften- | |
| vereins zur Kolportage <i>M</i> 203.76 | |
| <i>Sa. M</i> 1579.15. | <i>Sa. M</i> 1579.15. |
| Z w i d a u. | E. Braun. |

Die unter 1 mitgeteilte Bilanz wird jedem, der überhaupt derartige Dinge versteht, ohne weitere Erläuterungen verständlich sein. Nur auf Zweierlei möchte ich dabei hinweisen. Das Debitorenkonto ist unverhältnismäßig groß, d. h. es giebt viele Leute, die unserem Verein für bezogene Bücher oder für Zeitschriften, die sie halten, noch Geld schulden. Und das ist nicht gut; denn insolge dessen müssen wir wiederum denen, die uns Bücher und Zeitschriften geliefert oder Geld zum Druck der Bücher geliehen haben, Geld schuldig bleiben. Ich möchte also hiermit gebeten haben, daß doch niemand ohne Not lange mit den Zahlungen an den Verein wartete. Ferner sei bemerkt, daß die 607 Mark 39 Pfg., die als „Gewinn“ verzeichnet sind, natürlich nicht bar

in unseren Händen sind, sondern in dem Waren- d. i. Bücherbestande stecken. Und unter diesen Büchern sind eine Anzahl, die wir recht lange schon liegen haben; möchte doch recht viel gekauft werden, besonders auch von den im Preise herabgesetzten Sachen!

Zu der unter 2 mitgetheilten Uebersicht bemerke ich erläuternd, daß wir hier auf Gewinn nicht rechnen. Der Gehalt der Kolporteurs und was sonst für Unkosten damit verbunden sind, kann nur durch die Beiträge und Geschenke gedeckt werden. An den Büchern, welche die Kolporteurs verkaufen, verdient der Verein 25 %. Da nun im ganzen für 2597 Mark 82 Pfg. verkauft wurden, so beläuft sich dieser Gewinn auf 649 Mark 45 Pfg. Da nun die Beiträge und Geschenke in diesem Jahre nur auf 725 Mark 94 Pfg. gekommen sind gegen 841 Mark 31 Pfg. im letzten Rechnungsjahre und auch der Verkauf gegen 300 Mark zurückblieb gegen das Vorjahr, so haben wir seit Ostern den einen Kolporteur (Hennig) außer Dienst stellen, aber trotzdem noch 203 Mark 76 Pfg. zuschießen müssen. Wir hoffen, daß diese Darlegung unsere Freunde bewegen wird, reichlicher zu steuern und neue Glieder für den Verein zu werben.

Daß unser Werk, besonders der Hausierhandel mit guten Büchern, nötig ist, beweist, was wir an anderer Stelle dieses Blattes über schlechte Litteratur mitteilen. Und daß die Arbeit nicht ganz umsonst ist, beweisen manche liebevolle Erfahrungen unserer Kolporteurs. Auch möge folgende Liste der hauptsächlich verkauften Bücher zeigen, daß trotz des vielfachen Widerpruchs, den unsere Kolporteurs erfahren, unsere Sachen noch immer Eingang finden:

5 Brauer, Heilsgewissheit, 20 Brunn, Katechismus, 7 Brunn, Mitteilungen, 18 Buchwald, Luthers 11 Predigten, 36 Caspari, Geistliches und Weltliches, 31 Caspari, Christ und Jude, 3 Dietrich, Katechismus für Pastoren und Lehrer, 25 Ebeling, Die Bibel Gottes Wort, 5 Ebeling, Der Weg zur Seligkeit, 1 Eirich, Herameron, 70 Bände Ehrendenkmal, 24 Fick, Geschichten zum Katechismus, 9 Fick, Geheimnis der Bosheit, 1 Fick, Es ist ein Gott, 47 Kleiner Gebetsbuch, 23 Großer Gebetsbuch, 2 Gerhard, Heilige Betrachtungen, 1 Gerhard, Uebung der Gottseligkeit, 4 Gräbner, Arbeiterfrage, 118 Habermann, Gebetbuch à 40 Pfg., 135 desgl. à 25 Pfg., 556 Hausfreund-Kalender für 1895, 13 Harms, Goldne Aepfel, 7 Hanfer, Trost und Labung, 484 Erzählungen für die Jugend, 2 Kehre wieder, 34 Kempf, Ueber unsere Pflicht und Aufgabe etc., 11 Keyl, Luthers Leben, 19 Kinderbibel, 2 Konfordia, 2 Köhner, Osterbuch, 20 Luthers Großer Katechismus, 10 Luthers Kleiner Katechismus, 3 Luthers Evangelien-Predigten, 11 Luthers Schatzkästlein, 3 Luther als Erzieher der Jugend, 56 Lent, Der kleine Lumpensammler, 23 Lent, Auf dem Christmarkt, 140 Lent, Die Zwillinge, 50 Lent, Die Lehre von der Kirche, 4 Krafft, Kapitän Morgan, 4435 Perlen à 5 Pfg., 240 desgl. à 10 Pfg., 23 desgl. gebunden (Nr. 1—20), 4 Ruhland, Predigten, 5 Schieferdecker, Beicht- und Kommunionbuch, 13 Stechholz, Tod des Frommen und des Gottlosen, 9 Stöckhardt, Kirchliche Zustände in Deutschland, 1 Stöckhardt, Advents-predigten, 2 Schmold, Gildenes Kleinod, 24 Synodalberichte, 278 Traktate, 14 Timotheus, 9 Verfassung der Synode, 9 Walther, Evangelienpostille, 7 Epistelpostille, 6 Festlänge, 2 Pastorale, 10 Hausandachten, 1 Gnadenjahr, 8 Gesetz und Evangelium, 5 Kirche und Amt, 1 Die rechte Gestalt, 2 Die evang.-luth. Kirche, 1 Brosamen, 2 Goldkörner, 12 Tanz und Theater, 17 Zeugen und Zeugnisse, 2 Zehrung auf dem Wege.

Möge dieser Bericht dazu dienen, die Teilnahme an unserem Werke zu mehren, damit wir freudig weiter arbeiten und bald wieder einen zweiten Kolporteur anstellen können. D. Willkomm, P.

Quittung.

Für die Synodalkasse: Kindtaufskollekte von Herrn Schneidermstr. Windler in Chemnitz *M* 8.50; durch Herrn P. Hanewinkel in Dresden von Herrn Lehrer Wagner in Roda *M* 1; durch Herrn P. Willkomm in Planitz: von W. B. Z. *M* 8, von H. Hahn *M* 1, Kollekte in Mülsen *M* 1.50, Dankopfer von Ehr. Georgi *M* 5, Kindtaufskollekte von G. Dörffel *M* 4.20.

Für die ostindische Mission: Durch Herrn P. Hanewinkel von Herrn Lehrer Wagner in Roda *M* 1 und von Frau v. Wagner daselbst *M* 1; durch Frau Räther in Baugen vom Dienstmann Bittner *M* 10; Teilbetrag der Missionsfestkollekte in Kolberg *M* 40.15; Missionsfestkollekte in Hannover *M* 82.33.

Für die Negermission: Durch Herrn P. Willkomm: von Frau N. N. aus dem Nachlaß ihrer sel. Schwester *M* 5, aus dem Stephansstift zu Hannover *M* 10.

Für die Judenmission: Aus Serrahn-Laughagen in Mecklenburg *M* 15.

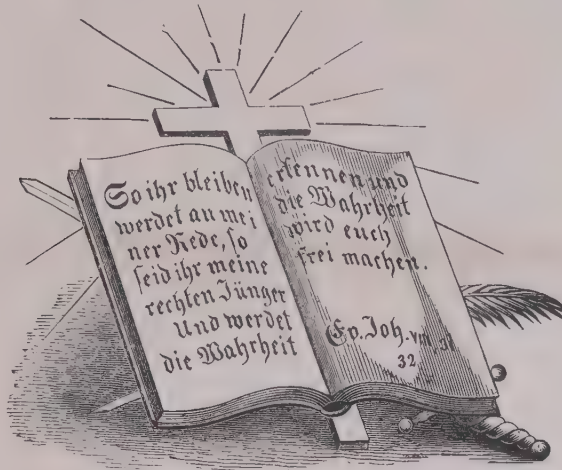
Für Schriftenverbreitung: Ebendaher *M* 5.
D r e s d e n. Heinrich Säuberlich, Kassierer.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

zur
Belehrung und Erbauung
für
evangelisch-lutherische
Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die L. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 20. Nr. 21.

Bwickau in Sachsen.

6. Oktober 1895.

Predigt

über das Evangelium des 6. Sonntages nach Trinitatis, gehalten während der Synode in der Kapelle der Bethlehems-Gemeinde zu Hannover und auf Beschluß der Synode mitgeteilt von P. L. Hensel.

(Schluß.)

II.

Als wir Menschen durch den Sündenfall die Gerechtigkeit verloren hatten, die allein vor Gott gilt, da war für uns Menschen weder im Himmel noch auf Erden Hilfe. Es schien so, als könnte Gott selbst uns nicht retten. Denn wollte auch Gott uns Sündern aus Gnaden vergeben, so erhob seine strenge unverletzliche Gerechtigkeit dagegen einen ewigen Einspruch. Doch so unmöglich es allen Kreaturen gewesen wäre, hier Rat zu geben und ein Mittel der Hilfe zu erfinden, Gottes ewiger Weisheit war dies nicht unmöglich. Gott wußte und schaffte Rat. In den Tiefen der Ewigkeit beschloß die heilige Dreieinigkeit, daß der eingeborne Sohn Gottes Mensch werden und die ganze unerträgliche Last unserer Sünden sich zurechnen lassen und uns mit Gott versöhnen solle. Und als die Zeit erfüllt war, da erschien der Sohn Gottes im Fleische und wurde unter das Gesetz gethan, auf daß er die, so unter dem Gesetz waren, erlösete.

Jesus wurde unter das Gesetz gethan, daß er das Gesetz für die verlorenen Sünder vollkommen erfüllte. Wir haben schon gehört, wie es das Gesetz auf das Herz, auf die Liebe, auf den vollkommensten Gehorsam abgesehen hat. Und nun sieh, wie Christus diese Liebe und diesen vollkommenen Gehorsam geleistet hat! Wie brünstig liebte er seine Feinde, die ihn auf Schritt und Tritt verfolgten, ihn bitter haßten, auf ihn lauerten, daß sie ihn fingen in seiner Rede, um ihn dem Volke zu überantworten! Er wurde nicht müde in seiner Heilandsliebe, sie zu suchen und zur Erkenntnis der Wahrheit zu bringen. Als sie seinen Worten nicht glauben wollten,

wies er sie liebevoll auf seine Werke hin, durch die er sich als Gottes Sohn offenbarte. Sein Herz brannte ihm gegen das undankbare Volk der Juden, gegen die gottentfremdete Welt. In heißer Liebe weinte er über das ihm feindlich gesinnte Jerusalem und sprach Luk. 19, 41: „Wenn du es wüßtest, was du würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienete; aber nun ist es vor deinen Augen verborgen.“ Er liebte seine Feinde bis an den Stamm des Kreuzes und hat dort noch für sie: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Sein ganzes Leben, von der Krippe in Bethlehem an bis zu seinem Kreuzestode auf Golgatha, war ein Leben im Gehorsam gegen Gottes heiliges Gesetz. Sein Wollen hing an dem Wunde des Vaters, sein Wirken war das Sagen des Vaters; er war dem Vater gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz. So hat Jesus Christus das Gesetz vollkommen erfüllt bis auf den kleinsten Buchstaben uns zum Heil, zur Gerechtigkeit.

Dazu hat sich Christus auch für die ganze Welt zum Opfer dargebracht. Er hat sich die Sünde der verlorenen Welt zurechnen lassen, so daß er zurechnenderweise als lauter Sünde dastand; „denn Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.“ Dieser Weg, auf welchem er sich für die verlorne Welt opferte, führte durch Gethsemane, über Gabbatha und endete auf Golgatha, wo er in die tiefsten Höllenqualen getaucht wurde, daß er laut schrie: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Durch diese vollkommene Erfüllung des Gesetzes und seinen Opfertod hat Jesus Christus der verlorenen und verdammten Welt, auch uns, die Gerechtigkeit erworben, mit der wir vor Gott bestehen und ins Himmelreich kommen können. Alles, was Jesus Christus gelitten und erduldet hat, hat er nicht für sich, sondern für uns gelitten und erduldet. Er hat

an unserer Statt den Zorn Gottes geschmeckt und ist an unserer Statt verdammt worden; an unserer Statt hat er der Gerechtigkeit Gottes Genüge gethan und das ganze Gesetz vollkommen erfüllt; an unserer Statt ist er gehorsam gewesen bis zum Tode am Kreuze. Sein Gehorsam ist nun unser Gehorsam, sein Verdienst unser Verdienst, seine Heiligkeit unsere Heiligkeit, seine Gerechtigkeit unsere Gerechtigkeit. Und damit wir das alles haben, ist nur eins nötig, nämlich daß wir durch den wahren Glauben, den allein der Heilige Geist durch sein Wort wirkt, uns diese Gerechtigkeit zueignen.

Wer nun an seiner eigenen Gerechtigkeit verzagt, alle seine Werke, Tugenden und gottesdienstlichen Uebungen für nichts achtet, als ein armer schuldbeladener Sünder sich vor Gott in den Staub beugt und im Vertrauen auf Christi vollkommenes Verdienst um Gnade bittet, den erklärt Gott aus Gnaden für so gerecht, als hätte er das Gesetz so vollkommen erfüllt, als Christus, sein eingebornen Sohn, selbst. Mag der, welcher an Christum glaubt, Sünde auf Sünde gehäuft haben, daß sich alle Welt mit Absehen von ihm abwendet und er selbst vor Schrecken vergehen möchte, er soll dennoch nicht verloren gehen, er hat vielmehr in dem Evangelio eine ihm von Gott selbst ausgestellte vollkommene Quittung. Wer an Christum glaubt, mag der gar nichts Gutes haben, was er vor Gott bringen könnte, er hat in dem Leiden, Sterben und Auferstehen Jesu Christi ein so vollkommenes Verdienst, daß ihn Gott dereinst im Gericht vor allen Engeln und Kreaturen nicht verdammen, sondern für völlig gerecht erklären wird. Wer an Christum glaubt, der hat die bessere Gerechtigkeit, ohne welche niemand in das Reich Gottes eingehen kann.

Diese Lehre leuchtet in der heiligen Schrift wie eine helle Sonne. Schon von Abraham heißt es: „Abraham glaubte dem HErrn, und das rechnete ihm der HErr zur Gerechtigkeit.“ Mit dieser Predigt von der Gerechtigkeit Christi haben alle Propheten die Väter des alten Bundes getröstet. Jesaias spricht im 45. Kapitel: „Im HErrn habe ich Gerechtigkeit und Stärke; denn im HErrn werden gerecht aller Same Israels.“ Jeremias verkündigt Kap. 23, 5. 6: „Siehe, es kommt die Zeit, spricht der HErr, daß ich dem David ein gerecht Gewächs erwecken will, und soll ein König sein, der wohl regieren wird und Recht und Gerechtigkeit auf Erden anrichten. . . . Und dies wird sein Name sein, daß man ihn nennen wird: HErr, der unsere Gerechtigkeit ist.“ Sehen wir aber in das Neue Testament hinein, so strahlt diese himmlische, trostreiche Lehre von der Gerechtigkeit allein aus Gnaden durch den Glauben an Jesum Christum noch viel heller als im alten Bunde. Paulus, dieser große Prediger der Gerechtigkeit Christi, spricht: „Es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollen, und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist. So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben. Dem aber, der nicht mit Werken umgethet, glaubet aber an den, der die Gottlosen gerecht macht, dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit. Denn aus Gnaden seid ihr selig geworden, durch den Glauben, und daselbige nicht aus euch; Gottes Gabe ist es. Nicht aus den Werken, auf daß sich nicht jemand rühme.“

Heller und klarer kann die Wahrheit nicht bezeugt werden, daß wir allein durch den Glauben an Jesum Christum die Gerechtigkeit erlangen, ohne welche niemand ins Himmelreich kommen kann. Und diese Wahrheit ist eine unaussprechlich süße, eine himmlisch süße Lehre für uns arme Sünder. Allen denen, die aus Hochmut oder Selbstgerechtigkeit diese

trostreiche Lehre verwerfen und damit das Blut des Sohnes Gottes für nichts achten, geschieht wahrlich recht, wenn sie in der Hölle ewiglich Qual und Pein leiden müssen. Möchte doch niemand unter uns sein, dem diese Lehre eine Thorheit und ein Vergerniß wäre! Nein, wir wollen Gott loben und preisen, daß wir Glieder unserer lieben evangelisch-lutherischen Kirche sind, in welcher diese Freudenbotschaft von der Gerechtigkeit, die uns Jesus Christus erworben hat, so reichlich erschallt. Wie unsere teure Kirche dies köstliche Kleinod vor allen Sekten der Christenheit rein behalten hat und festhält, so wollen auch wir daran festhalten zu unserem zeitlichen Trost und ewigen Heil bis in den Tod.

So lange wir noch in unserer irdischen Hülle in dieser armen Welt wallen, sind unsere unerbittlichen Feinde, der Teufel, die Welt und unser eigen böses Fleisch auf Schritt und Tritt hinter uns her, uns das Leben sauer zu machen, uns zu fällen und zu verderben. Und wie mancher ernste, treue, aufrichtige Christ kennt nicht die Feuer der Anfechtung, in denen ihm um Trost so bange ist, wenn er auf sein Leben sieht und so viele Unvollkommenheiten, Schwachheits- und Uebereilungsünden ihm schwer aufs Gewissen fallen. Da heißt es dann im Herzen: „Ach, mir hilft all mein Christentum nichts, all mein Lesen, Beten und Predigthören ist umsonst, alle meine Gottesdienste sind vergeblich, ich gehe zuletzt, wenn ich vor Gottes Richterstuhl erscheinen muß, doch verloren.“ Das sind schwere, angstvolle Stunden; da ist dem gequälten Herzen dann um Trost sehr bange. Aber gerade in solchen Stunden erweist sich diese köstliche Lehre von der Gerechtigkeit vor Gott allein aus Gnaden durch den Glauben an Jesum Christum als ein himmlischer Trost, der auch das martervollste Herz stillt und erquickt. Es wird bald stille in der Seele, wenn der Glaube sich an das Wort des Apostels Johannes anklammert: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht mich rein von aller Sünde“, und an das Wort Jesu Joh. 11, 25. 26: „Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben.“

Den herrlichsten Trost aber giebt uns diese köstliche Lehre im Angesicht des Todes, wenn wir an den Pforten der Ewigkeit stehen und den letzten Ruck kämpfen müssen, wenn die Bäche Belials rauschen und die Wasser des Todes hoch gehen, wenn die Blicke vom Sinai uns zum letzten Mal umzucken und die Donner des Gesetzes zum letzten Mal um uns rollen; selig, selig, wer dann in den Purpurmantel der blutigen Gerechtigkeit Jesu Christi sich einhüllt und im wahren Glauben seufzt:

„Christi Blut und Gerechtigkeit,
Das ist mein Schmutz und Ehrenkleid,
Damit will ich vor Gott bestehn,
Wenn ich zum Himmel werd' eingehn“;

der wird wahrlich das Ende seines Glaubens sehen, seiner Seelen Seligkeit.

Solchen Abschied gebe uns allen der dreieinige Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geist, welchem sei Lob und Preis und Ehre und Anbetung von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

F ü l l e i n .

Diesen Artikel (von der Rechtfertigung) wollen die Feinde der Wahrheit schlecht nicht leiden, so können wir sein nicht geraten. Denn wenn der Artikel weg ist, so ist die Kirche weg und mag keinem Irrtum widerstanden werden, weil außer diesem Artikel der Heilige Geist nicht bei uns sein will noch kann, denn er soll uns Christum verkünden. (Luther.)

Ist die „letzte Delung“ der Papisten in der Schrift begründet?

Des Desteren schon sind uns Leute vorgekommen, welche gemeint haben, die „letzte Delung“ der Papisten sei doch wohl eigentlich in der Schrift begründet. Ja, wir können nicht leugnen, daß wir selbst vor Jahren in Bezug auf diesen Punkt nicht klar und sicher waren, und wissen daher aus eigener Erfahrung, ein wie übles Ding es ist, in einer Sache, wie diese ist, im Zweifel zu stehen. Denn: Halb und halb eine Sache für in Gottes Wort begründet und geboten halten und doch nicht danach thun, kann nimmermehr ein christliches Herz zufriedenstellen. Denn „wer darüber zweifelt, und isst doch, der ist verdammt; denn es gehet nicht aus dem Glauben. Was aber nicht aus dem Glauben gehet, das ist Sünde“ (Röm. 14, 23). So heißt es denn auch in unserem lutherischen Bekenntnisse: „Gute Gewissen schreien nach der Wahrheit und rechtem Unterricht aus Gottes Wort, und denselbigen ist der Tod nicht so bitter, als bitter ihnen ist, wo sie etwa in einem Stücke zweifeln“ (Apolo- logie Art. 6, § 32). Daher haben wir es für gut befunden, unseren Lesern einmal über diesen Punkt einige Aufklärung zu geben und zwar, weil wir es nicht besser können, einen Mann für uns reden zu lassen, dem unsere lutherische Kirche nächst Luther wohl am meisten zu verdanken hat. Es ist Martin Chemnitz, zugleich einer der Hauptverfasser unserer teuren Kon- fordinformel, weil. Generalsuperintendent von Braunschweig*, welcher in seinem großartigsten Werke, dem „Examen Concilii Tridentini“ (d. i. Prüfung oder Beleuchtung des Tridentinischen Konzils) über die letzte Delung u. a. folgendes schreibt:

„Wir haben also den Sitz dieser Streitfrage in der heiligen Schrift**: Und es wird schon nicht schwer sein zu bestimmen, ob jene letzte Delung, wie sie von den Papisten beschrieben und gebraucht wird, von Christo als ein Sakrament des Neuen Testa- mentes eingesezt sei. Denn zu der Einsezung eines Sakramentes gehört, daß durch ein Wort Gottes, nämlich des Befehls und der Verheißung, Form, Inhalt, Handlung und Wirkung des Sakramentes vorgeschrieben sei, und zwar so, daß etwas nicht bloß für eine bestimmte Person oder Zeit gelte, sondern daß der Befehl, dasselbe zu thun, mit Verheißung der Wirkung, sich auf die ganze Kirche des Neuen Testaments aller Zeiten er- strecke, bis zum jüngsten Tage, bis zur Wiederkunft Christi; denn so verhält sich's mit der Taufe und dem heiligen Abend- mahl. So hat z. B. die Beschneidung Gottes Befehl und Ver- heißung, die uns aber nichts mehr angehen. Die Apostel hatten Befehl, auf die Kranken die Hände zu legen, und die Ver- heißung, ihre Gesundheit wieder herzustellen. Christus schmierte Rot auf die Augen der Blinden. Paulus beugte sich über einen Toten. Seine Schweißtücher wurden auf die Kranken gelegt, u. s. w. Aber das war nur für gewisse Personen und Zeiten, und ohne ein besonderes, für uns geltendes Wort ist dergleichen nicht als Beispiel und zur Nachahmung anzunehmen.

Die Stelle nun, an welcher das Sakrament der letzten Delung begründet sein dürfte, steht Markus 6 und lautet also: „Und sie gingen aus und predigten, man sollte Buße thun. Und trieben viele Teufel aus und salbten viele Siechen mit Del und machten sie gesund.“ Mit dieser Stelle wollen wir der Reihe nach die Beschreibung der päpstlichen Delung vergleichen,

* Siehe „Ehrenkenntmal treuer Zeugen Christi“ Bd. 3.

** Ch. will nicht sagen, daß die Lehre von der letzten Delung als einem Sakramente in der Schrift begründet sei. Denn eben das weist er im folgenden nach, daß sie es nicht ist. Sondern er will sagen, daß der Streit sich darum drehe, wie man die betreffenden Schriftstellen verstehen müsse und daß die Schrift zu entscheiden habe. H—r.

denn so wird unsere Frage klar werden. Denn es ist etwas sehr Großes, etwas für ein Sakrament des Neuen Testaments ausgeben und halten, besonders bei der letzten Entscheidung des herannahenden Todes, also daß man dann vom Worte und den übrigen Sakramenten abgeht und seine letzte Zuflucht beim Aus- gang des Lebens in der letzten Delung sucht. Zuerst wollen wir nun sehen, ob die Apostel jene Salbung den Sterbenden beigebracht haben zu dem Zweck und Nutzen, daß durch diesen gewissermaßen allersefesten Schutz das Ende des Lebens gegen Sünde, Teufel und Tod gesichert werden sollte. Wie aber jene Salbung der Apostel, von der Markus schreibt, beschaffen gewesen ist, ersieht man klar aus den Beschreibungen der Evan- gelisten. Matthäus sagt: „Er gab ihnen Gewalt, alle Krank- heit und Schwachheit zu heilen.“ Lukas sagt: „Er gab ihnen Macht, die Seuchen zu heilen und den Teufel auszutreiben.“ Und Mark. 6 wird nichts anderes beschrieben, als wie die Apostel bei der ersten Aussendung das gethan haben, daß sie nämlich Schwache geheilt haben unter Anwendung des äußerlichen Zeichens der Salbung mit Del. Markus sagt also an jener Stelle durch- aus nicht, daß die Apostel diejenigen, welche im Todeskampf lagen, gesalbt hätten der Meinung, daß sie in jener Salbung den letzten und sichersten Schutz gegen Sünde, Teufel und Tod haben sollten. Viel weniger schreibt er vor, daß solche Salbung mit Del in der ganzen Kirche des Neuen Testaments, zu allen Zeiten bis zum jüngsten Tage, geschehen und beibehalten werden müsse, sondern er schreibt von der Gabe gesund zu machen, von der klar ist, daß sie, wie auch andere Wundergaben, nur für eine ge- wisse Zeit gewesen ist, und nach der Ausbreitung des Evan- geliums über den Erdbreis aufgehört hat.

Zweitens. Auch sagt Markus von jener Gabe gesund zu machen selbst nicht, daß Christus den Aposteln durch ein Gebot vorgeschrieben habe, den Stoff des Dels bei allen ihren Kranken- heilungen notwendig zu gebrauchen, sondern er sagt nur dies, daß Christus ihnen Kraft und Macht gegeben habe, Kranke zu heilen, sie selbst aber hätten das äußere Zeichen der Salbung mit Del gebraucht. Es bezeugt aber die Apostelgeschichte, daß sie selbst nicht immer dasselbe äußere Zeichen bei ihren Heilungen gebraucht haben. Denn bisweilen haben sie, wie wir lesen, ihr bloßes Wort, bisweilen die Auflegung der Hände, bisweilen ihre Berührung, Schatten, Schweißtücher, Koller zur Heilung der Kranken gebraucht. Und ich glaube nicht, daß Marci Meinung sei, die Apostel hätten bei ihrer ersten Sendung niemand anders geheilt, als daß sie ihn mit Del gesalbt hätten. Denn er sagt: Sie salbten viele Kranke mit Del. Aber wenn auch immer bei ihrer ersten Aussendung jenes äußere Zeichen der Gabe der Heilung allgemein gewesen wäre: Jedenfalls sagt Christus nach seiner Auferstehung Mark. 16 nicht: Sie werden die Kranken mit Del salben und sie werden geheilt werden, sondern: „Auf die Kranken werden sie die Hände legen, und es wird besser mit ihnen werden.“ Es war also die Salbung mit Del zu der Zeit der Apostel nicht ein allgemeines und nötiges Zeichen der Heilung. Markus erzählt aber Kap. 6 bei der ersten Aus- sendung der Apostel, als sie nur nach Judäa geschickt wurden, bei welcher Sendung vieles nur zeitlich und persönlich war, nur von den 12 Aposteln, mit welchem äußerlichen Zeichen sie die Gabe der Heilung verwaltet haben. Im 16. Kapitel aber, als sie Befehl erhalten, in die ganze Welt zu gehen und das Evan- gelium aller Kreatur zu predigen, spricht Christus nicht nur von den Aposteln, sondern auch von denen, welche glaubten, da er sagt: Auf die Kranken werden sie die Hände legen u. s. w. Warum machen wir denn nicht viel mehr aus der Handauflegung, welche das Wort Christi hat und sich nicht bloß auf die Apostel, sondern auch auf die Gläubigen bezieht, ein allgemeines Sa- kra-

ment für die Kranken? Die Antwort liegt nahe. Weil er von Zeichen, d. i. von Wundergaben redet, welche für eine gewisse Zeit waren. Und doch haben auch nicht einmal damals, als die Wundergabe am meisten blühte, die Apostel allgemein, immer und notwendig die Handauslegung bei der Heilungsgabe angewandt. Vielmehr wird also diese Antwort bei der Salbung mit Öl gelten, von der wir lesen, daß sie bei der ersten und besonderen Aussegnung der Apostel, nicht sowohl ausdrücklich von Christo befohlen, als nur von den Aposteln geschehen sei.

Drittens. Nichts sagt der Evangelist von einem Befehl Christi oder von einer Handlung der Apostel, daß das Öl jener Salbung erst mit gewissen Worten müsse vom Teufel gereinigt und geweiht sein.

Viertens. Wir lesen nicht, daß die Apostel die gesalbt hätten, von denen sie der Wahrscheinlichkeit nach annahmen, daß sie bald sterben würden, sondern durch ihre Salbung heilten sie die Kranken, daß sie damals nicht an der Krankheit starben.

Fünftens. Von einer Anwendung jener Formeln, welche die Päpstlichen vorschreiben, lesen wir in der evangelischen Geschichte keine Silbe oder Buchstaben.

Sechstens. Auch lesen wir nichts von einem Befehl Christi oder Handlung der Apostel, daß sie die fünf Sinnesorgane gesalbt hätten.

Siebentes. Markus sagt nicht, daß Zweck und Wirkung jener Salbung gewesen sei, daß dadurch Sünden getilgt, die Angriffe des Teufels bei den Sterbenden zurückgeschlagen würden u. s. w., sondern daß sie mit diesem äußeren Zeichen die Gabe leiblicher Heilung verwalteten. Es ist also völlig klar, allein aus dem Gegensatz, daß Christus Mark. 6 eine solche Salbung weder eingesetzt noch angedeutet hat (wie das Tridentinische Kapitel redet), daß es ein solches Sakrament wäre für die, welche im Sterben liegen, wie es die Beschreibung und der Brauch der Päpstlichen mit sich bringt. Und weil der Tridentinische Beschluß selbst sich auf das 6. Kap. Marci bezieht, ist schon gezeigt, daß die päpstliche Salbung an jener Stelle weder Einsetzung, noch Befehl, noch Verheißung, noch Beispiel hat, daß es könnte ein Sakrament des Neuen Testaments sein, wie es ihre eigene Beschreibung will. Aber da die Beschreibung beim Markus dunkler sei (denn er erzählt bloß eine Thatsache von den Aposteln, ein Gebot Christi aber, nach dem sie es gethan haben, berichtet er nicht), so sagen sie, eine ausführlichere Erklärung müsse man aus Jakobus holen, von dem nicht zweifelhaft sein könne, daß er als Apostel und zwar als Bruder des Herrn am besten gewußt habe, was Christus in betreff der Delung angeordnet habe, was, wie und zu welchem Zwecke es die Apostel gethan hätten. Hören wir also, ob Jakobus bejahet, daß Christus solche Delung eingesetzt habe, damit sie ein solches allgemeines Sakrament für die Sterbenden wäre, wie es die Beschreibung der Päpstlichen will. Zwar haben die Päpstlichen dies daraus zu erweisen gesucht, daß das Wort *allevare* (aufrichten, B. 15), welches der alte Uebersetzer gebraucht hatte, von den Mönchen in *alleviare* (erleichtern) umgeändert worden ist, was sie nachher von den Schrecken des Teufels und Todes am letzten Lebensende gedeutet haben.* Gleichfalls, weil Jakobus sagt: „*Ut salvemini*“ (ihr werdet gerettet werden), wie der Uebersetzer wiedergegeben hat,** so streiten sie dafür, Jakobus habe seine Salbung nicht von der

leiblichen Heilung, sondern von der Errettung in der Todesstunde gemeint. Aber die alten Ausleger sagen (und zwar giebt auch das Tridentinische Dekret das zu), Jakobus rede nicht von einer anderen, sondern von der nämlichen Salbung, von der Mark. 6 geschrieben ist. Daß jene aber auf die Gabe gesund zu machen sich bezieht, zeigen die Evangelisten klar. Und die Grammatik zeigt, daß die Auslegung der Papisten falsch ist. Denn Jakobus braucht zwei Worte, welche sich außer allem Streit auf leibliche Heilung beziehen. Das erste ist *ἐγείρειν* (aufrichten), was Christus gebraucht, wenn Daniederliegende und aus Bett Geseßelte so wiederhergestellt werden, daß sie aufstehen und gehen können, Matth. 9, Mark. 1 und 9, Joh. 5. Dies nannte der alte Ausleger *allevare*, woraus sie nachher *alleviare* gemacht haben. Das andere Wort ist *ἰάσθαι* (B. 16: „daß ihr gesund werdet“), welches sehr häufig von Heilungen gebraucht wird; und zwar wird die Gabe gesund zu machen, welche in der ersten Kirche war, mit diesem selben Worte bezeichnet, 1 Kor. 12. Daraus kann man schließen, daß das dritte Wort *σωτῆσθαι* (B. 15: „wird dem Kranken helfen“), wie es öfters gebraucht wird, von leiblichen Heilungen zu verstehen ist, Matth. 9, Mark. 5 und 6, Luk. 8. Es redet also Jakobus, wie auch Markus, von der Gabe gesund zu machen, welche auch 1 Kor. 12 genannt wird, und zwar mit demselben Ausdrucke, welchen Jakobus braucht.

Auch stand es dem Jakobus als Apostel nicht frei, jene Salbung auf eine andere Salbung, auf einen anderen Zweck, Gebrauch und Wirkung zu übertragen, als von Christo Mark. 6 gemeint und bei den Aposteln im Gebrauch war. Aber du sagst, Jakobus schreibe daselbst nicht den Aposteln, welche die Gabe gesund zu machen hatten, sondern anderen Kirchen-Ältesten etwas vor, und zwar thue er dort ausdrücklich der Sündenvergebung Erwähnung. Ich antworte: Wenn Christus Mark. 16 von Zeichen und Wundern redet, welche der Predigt des Evangeliums folgen würden, so bezieht er jene Gaben nicht bloß auf die Apostel, sondern auch auf andere Gläubige. Damals also, als noch die Gabe gesund zu machen in der Kirche nicht bloß bei den Aposteln, sondern auch bei anderen Ältesten war, schrieb Jakobus ihnen vor, wie die jene Gabe Verwaltenden und deren Empfänger dieselbe gottselig, heilsam und zur Erbauung brauchen könnten, so lange jene Gabe in der Kirche sein würde. Es ist also daraus nicht ein allgemeines und beständiges Gebot von Anwendung einer Salbung herzuleiten, auch nachdem die Gabe der Heilung, deren Zeichen die Salbung war, aufgehört hat, wie man aus folgendem verstehen kann. 1 Kor. 14 mißbrauchten etliche die Gaben der Sprachen und der Weissagung. Paulus schreibt daher Weise und Form vor, wie sie jene Gaben, so lange sie in der ersten Kirche waren, heilsam und zur Erbauung brauchen sollten. Nun aber haben sie aufgehört. Ebenso schreibt Jakobus, als in der ersten Kirche viele die Gabe gesund zu machen, welche damals bestand, teils mißbrauchten, teils nicht recht gebrauchten, Weise und Form vor, wie jene Gabe gottselig, heilsam und zur Erbauung zu gebrauchen sei, daß sie nämlich nicht gebraucht werden solle, wie ein chirurgisches oder medizinisches Geschäft, sondern daß sie den Geist erhebe zur Betrachtung der Sünde und unferes Elendes, d. i. zur Buße und zur Erkenntnis der geistlichen Wohlthaten des Sohnes Gottes. Denn dies war der Nutzen aller Wunder. Es lehrt also Jakobus, wenn ein Kranker durch Salbung zu heilen war, so solle er an die Ursache des Todes erinnert werden, die Sünden zu erkennen. Auch will er, daß vom Glauben gelehrt werde, daß durch Vergebung der Sünden die Ursache des Todes, d. i. die Sünde weggenommen werde. Auch will er, daß gemeinsame Gebete hinzugefügt werden, daß der Kranke auch zugleich im Glauben bete; denn nicht einem Ungläubigen oder Flucher werden die Sünden vergeben dadurch,

* Bei den Päpstlichen gilt nämlich nicht der vom Heiligen Geist eingeebnete Urtext der heiligen Schrift, sondern die lateinische Uebersetzung des Hieronymus, die sogenannte Vulgata, von der sie sich übrigens auch, wie wir sehen, hier dispensieren, weil ihnen eine spätere Uebersetzung der Mönche für ihren Zweck, eine „legte“ Delung herauszubekommen, besser zu passen scheint.

H—r.

** für: „das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen“, wie Luther genau nach dem Urtexte übersetzt hat.

daß andere für ihn beten. Auf diese Weise zeigt er, wie die Gabe, gesund zu machen, bei welcher das Zeichen der Salbung angewandt würde, heilsam gebraucht werden könne. Die Vergebung der Sünden aber spricht er nicht dem äußeren Zeichen der Salbung, sondern ausdrücklich dem Gebet des Glaubens zu, wie es auch *Lyra** wohl verstanden hat. Und so zeigt er denn gleich darauf an dem Exempel des Elias, daß durch die Gebete der Gerechten die Wunder zu geschehen pflegten, wie damals auch das Wunder gesund zu machen war.

H—r.

(Schluß folgt.)

Gehorchet euren Lehrern.

Auf einem Bauernhof fiel ein Hund in den offenen Brunnen, und ein Knecht, der es gesehen hatte, nahm eine Leiter und stieg in den Brunnen hinab, um ihn wieder herauszuziehen. Das nahm das dumme Tier jedoch übel auf; jedesmal, wenn der Knecht nach ihm griff, fletschte es die Zähne und wollte nach der Hand seines Retters beißen. Erst als der Hund todmatt war und nicht mehr das Maul aufsperrn konnte, konnte er herausgezogen werden. Sonderbar: der Knecht wollte dem Hunde helfen und ihn vom Umkommen retten, dafür zeigte ihm der Hund die Zähne.

Hier hast du, lieber Leser, ein Bild davon, wie es manche Leute mit ihrem Seelsorger machen. Jawohl, die Geschichte von dem zähnefletschenden Hunde wiederholt sich noch gar oft in den Gemeinden. Da steht z. B. ein treuer Pfarrer an einer Gemeinde, dem ist's heiliger Ernst mit seinem Amt; er predigt das Wort, er hält an, es sei zur rechten Zeit oder zur Unzeit, er straft, droht, mahnt mit aller Geduld und Lehre, — wie muß der manchmal den bittersten Haß und Undank ernten, wo er doch Liebe gesät hat! So mancher schimpft und lästert, wenn er ihm liebend nachgeht und die Seele hinweisen will auf das Eine, was not ist. Das ist schon der zähnefletschende Hund. Es hat aber alles seinen Grund, auch das Zähnefletschen. Viele Menschen leben in falscher Sicherheit und im Scheinfrieden, ihr Gewissen schläft und sie sind auch sehr vorsichtig, daß es ja nicht aufwacht; darum reden sie sich ein, daß es mit ihrer Seligkeit keine große Gefahr habe, oder sie denken, daß sie sich schon selbst aus eigener Vernunft und Kraft in den Himmel helfen können. Und in solcher falschen Sicherheit und Bequemlichkeit wollen sie bei Leibe nicht gestört werden; sie wollen darum nichts hören von dem Gericht, vor dem wir einst alle stehen müssen, oder von dem alleinigen Heiland, ohne dem wir zur Hölle verdamnte Sünder sind. Ja, wenn ihnen das Wort Gottes ins Gewissen geht und da anfängt zu rumoren, so schimpfen sie tüchtig auf die Predigt und auf den Prediger. Es geht ihnen wie jenem einfältigen Heiden, der zum ersten Mal sein schwarzes, entstelltes Gesicht in einem Spiegel sah und dann mit dem Spiegel haberte und ihn sogar in Stücke schlug. Anstatt, daß manche Leute mit sich selbst unzufrieden werden sollen, werden sie unzufrieden mit Gottes Wort und lästern den Diener desselben. Welcher treue und rechtschaffene Pastor hätte das nicht schon erfahren in seinem Amt!

Es ist ein gar traurig Ding für einen Pastor, wenn er mit der Predigt des Evangeliums auf so viele Schwierigkeiten stößt und wenn sein Ackerfeld ein so hartes ist. Da kann gar leicht die Lust zur Arbeit und der Mut verloren gehen. In der ersten Epistel an die Thessalonicher heißt's im 5. Kapitel: „Wir bitten euch, liebe Brüder, daß ihr erkennet, die an euch arbeiten und euch vorstehen in dem Herrn und euch vermahnen. Habt sie desto lieber um ihres Wertes willen und seid friedsam mit ihnen.“ Dieses

* Ein in vieler Hinsicht vortrefflicher Schriftausleger vor Luther, dem auch letzterer viel zu verdanken hatte.

H—r.

Gotteswort, lieber Leser, sollst du beherzigen, sollst deinen Pastor lieb haben, um seines Wertes willen und um ihm sein Amt nicht schwer zu machen. Das Wort der Predigt sollst du aufnehmen mit Sanftmut, und nicht als Menschenwort, sondern als Gottes Wort. Sollst auch nicht vergessen, daß der Herr Jesus Christus gesagt hat: „Wer euch höret, der höret mich; wer euch verachtet, der verachtet mich.“ Und wenn der Pastor „schilt“, so sollst du ihm deshalb nicht zürnen, denn das ist seines Amtes, wie geschrieben steht Hesekiel 3, 17—18: „Du Menschenkind, ich habe dich zum Wächter gesetzt über das Haus Israels; du sollst aus meinem Munde das Wort hören und sie von meinewegen warnen. Wenn ich dem Gottlosen sage: ‚Du mußt des Todes sterben;‘ und du warnst ihn nicht und du sagst es ihm nicht, damit sich der Gottlose vor seinem gottlosen Wesen hute: so wird der Gottlose um seiner Sünden willen sterben; aber sein Blut will ich von deiner Hand fordern.“

Die fromme Fürstin von Croffen, die hat's verstanden. Da waren etliche Herren vom Adel, die rühmten sich, wie sie ihren Pfarrer zurecht gewiesen, da er sie in der Kirche hart getroffen. Da hat die Fürstin gesagt: „Wenn ich von meinem Seelsorger getroffen werde, so sende ich ihm eine Kanne Wein, daß er nicht wisse, wie er mit mir dran ist. Ich thue es darum, daß er fröhlich bleibe und sich nicht scheue, die Wahrheit zu sagen.“

Und Friedrich, Kurfürst von Sachsen, hat einen Pastor Namens Dominikaster gehabt, der hat ihn in der Predigt einmal hart gestraft. Der Kurfürst aber hat keinen Zorn auf ihn geworfen, sondern hat zu ihm gesagt: „Wir haben's wohl verstanden, wen ihr damit gemeint habt, und damit ihr erkennen möget, daß wir uns schuldig wissen, Gottes Wort zu unserer Verbesserung anzunehmen, so wollen wir um der heilsamen Erinnerung willen, die ihr uns heute gethan habt, euch zehn Thaler zu einem neuen Rock schenken.“ — Jener löbliche Fürst hat befohlen, seinem Hofprediger die Entlassung zu geben, weil er ein ganzes Jahr die Untertanen gestraft habe, aber niemals den Fürsten, und er hat gesprochen: „Wie kann ich ihm meine Seele vertrauen, wenn er mich nicht straft?“ Auch hat der Fürst gesagt: Rechtschaffne, die Person nicht ansehende Prediger habe er so lieb, daß er Gott bitte, ihm recht viele derselben zu geben, die Schmeichler aber und Leisetreter wollte er nicht leiden.

Es steht aber auch geschrieben Hebräer am Dreizehnten: „Gehorchet euren Lehrern und folget ihnen, denn sie wachen über eure Seelen, als die da Rechenschaft geben sollen, auf daß sie solches mit Freuden thun und nicht mit Seufzen, denn das ist euch nicht gut.“ Dazu erzählt der fromme Valerius Herberger folgendes: Zu meiner Zeit hat sich's ereignet, daß ein unruhiger Mann seinem Seelsorger viel Schalkheit anthat. Ein frommer und verständiger Mann aus der Nachbarschaft nahm ihn im Beisein achtbarer Leute beiseits und sprach: „Freund, gib dich zufrieden, oder Gott wird dich strafen. Gott pflegt vier Gänge zu thun, wie ich einmal gehört habe, wenn er jemand schwer strafen will. Zuerst straft er ihn an der Gesundheit, dann am Gut, dann an der Ehre, und zuletzt, wenn alles nichts helfen will, an Leib und Seele. Es könnte dir auch dergleichen begegnen, hüte dich, ich bin dein guter Engel.“ Der Mann verachtete die wohlgemeinte Ermahnung. Da ward er bald nachher krank, dann ward seinen Knechten auf der Reise viel Geld abgenommen, dann ward er in die Acht gethan, zuletzt geriet er mit Leuten, welche den Markt in Erfurt mit ihm besuchten, in Streit, weil er schlechte Geschäfte dort gemacht hatte, verwundete einen von ihnen tödlich, und als er darüber ins Gefängnis geworfen ward, erhenkte er sich am Fensterstock und ward von den Henkersknechten mit Feuer verbrannt. „Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“

Zum Schluß noch eine Bitte: Wenn du, geneigter Leser, einen treuen Seelenhirten hast (Gott gebe es!), und die Geschichte vom zähnefleischenden Hunde wiederholt sich auch in deiner Gemeinde, so muntere du durch allerlei Liebesbeweise deinen Pastor auf, daß er nicht müde werde in seinem Werke.

(„Ev.-luth. Synodalbote.“)

Der bekehrte Jesuit.

Jakob Reihing ist ein merkwürdiges Beispiel, wie oft gerade die, welche für ihren Irrtum am heftigsten eifern, wenn sie es wie ein Saulus unwissend thun (1 Tim. 1, 13), endlich durch Gottes Gnade herumgeholt und in die geeignetsten Werkzeuge zur Verbreitung der Wahrheit verwandelt werden. Reihing war den 6. Jan. 1579 zu Augsburg von römisch-katholischen Eltern geboren, studierte auf der Universität zu Ingolstadt, trat hierauf in den Jesuitenorden und ward an der genannten Universität Doktor und Professor der Theologie, und endlich Pfalzgräflich-Neuburgischer Hofprediger. Bis dahin war Reihing ein überaus eifriger Verfechter des Papsttums, schrieb nicht nur mehrere Schriften zur Verteidigung desselben und zu angeblicher Widerlegung der evangelisch-lutherischen Lehre, sondern überredete auch wirklich im Jahre 1614 den vormaligen lutherischen Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm, zu der römischen Kirche überzutreten. Auch war Reihing der hauptsächlichste Anstifter davon, daß der genannte Pfalzgraf nicht nur seinen vormaligen lutherischen Hofprediger Heilbrunner, sondern auch viele seiner lutherisch bleibenden Unterthanen aus der Neuburgischen Pfalz verjagte. Die Gründe, welche Wolfgang Wilhelm bewogen haben sollten, sich zur päpstlichen Religion zu bekennen, legte Reihing der Welt in einer eigenen Schrift dar, welche den Titel hatte, „die Mauern der heiligen Stadt“, d. h. der römischen Kirche. Kurz, Reihing zeigte sich als einen echten Jesuiten, d. h. als einen rechten Leibgardisten des Papstes. Gott hatte jedoch beschloffen, diesen Mann zu einem ermunternden Beispiel des Reichtums seiner Erbarmung und der Kraft seiner erleuchtenden Gnade zu machen. So geschah es denn, daß Reihing im Jahre 1621 (durch fleißiges Lesen in der heiligen Schrift, zu dem er genötigt worden war, überzeugt) wider alles Erwarten um Aufnahme in den Schoß der ev.-lutherischen Kirche bat. Groß war das Aufsehen, welches dieser Uebertritt in ganz Deutschland erregte; selbst J. Gerhard schrieb in dem genannten Jahre an einen Freund in Kopenhagen: „Daß der berühmte Jesuit Reihing auf unsere Seite getreten, ist dir ohne Zweifel bekannt worden; es ist in der That als ein Wunder anzusehen, daß aus einem solchen Saulus ein Paulus geworden ist.“

Reihing wandte sich nach Württemberg, hielt den 23. Nov. gedachten Jahres in Gegenwart dreier württembergischer Fürsten in Tübingen eine Widerrufspredigt und acht Tage darauf einen Sermon wider das römische Messopfer in der Hofkapelle zu Stuttgart. Im Jahre 1628 entschlief er endlich als lutherischer Professor der Theologie und Superintendent zu Tübingen sanft und selig in wahren Glauben an seinen einigen Mittler, unseren lieben Herrn Jesus Christum.

Noch haben wir mehrere vortreffliche Schriften, die Reihing nach seiner Bekehrung herausgegeben, und worin er seine vorigen in päpstlicher Verblendung geschriebenen Schriften ebenso aufrichtig und demütig, als gründlich widerlegte. Eine der vorzüglichsten darunter trägt den Titel: „Die zerrissenen päpstlichen Bänder.“ In diesem Buche erzählt Reihing selbst, wie er zur Erkenntnis gekommen sei, folgendermaßen: „Meine Zuhörer (in der Neuburgischen Pfalz), welche zum großen Teile Evangelische oder erst seit kurzem zum Papsttum Verlockte waren, verlangten

Beweis aus der Schrift, und meine Widersacher, gegen die ich schrieb und redete, trieben mich ebenfalls in die Schrift und forderten mich heraus, mit ihnen allein aus der Schrift zu kämpfen. Was sollte ich thun? Ich war genötigt, für alles Schriftbeweise zu suchen, damit es in den noch unbefestigten, aber an der Schrift so festhaltenden Gemütern meiner Zuhörer nicht den Anschein gewinnen möchte, als habe ich selbst zu meiner Sache kein Vertrauen, ja als sei ich gezwungen, sie selbst verloren zu geben. Ich bemühte mich daher dahin, das Papsttum aus den Büchern der göttlichen Schrift zu begründen und die Augsburgerische Konfession damit umzustößen. Dahin ging der Zweck aller meiner Predigten, Unterredungen und Schriften. Es schien auch vielen und mir selbst, als kämpfte ich mit Glück; ich ging wie ein hochgefeierter Sieger schon einher, und galt auch hie und da dafür. Doch die Rechnung des Herrn im Himmel war eine andere; nach seinem Ratsschluß sollte mein Kampf einen ganz anderen Ausgang gewinnen. Wie durch einen göttlichen Lichtstrahl wurde nämlich endlich die Blindheit und Finsternis meines stolzen Geistes vertrieben; ich fing seit etwas länger als einem Jahre an, mit einem von Tage zu Tage immer helleren Blicke meines vom Himmel herab erleuchteten Geistes einzusehen, daß die heilige Schrift in allen wichtigsten Streitpunkten auf das deutlichste wider die Päpster und für die Evangelischen sei. Und so wurde denn endlich nicht nur den päpstlichen Irrtümern die ihnen vorgehängte lügnerische Wahrheitslarve abgezogen, sondern auch von der evangelischen Wahrheit die über dieselbe gezogene Schminke des Irrtums in meiner Seele abgewischt. Der als Wahrheit von mir vormalig verteidigte Irrtum fiel, und die als Irrtum von mir bekämpfte Wahrheit wachte endlich in mir auf, und siegte, und triumphierte.“

(„Luth. Anzeiger.“)

Vermischtes.

Zufall oder Gott?

Eine Dame, die von Amerika nach England reiste, fragte einen Matrosen, wie lange die Ueberfahrt dauern würde. — „So Gott will, werden wir in vierzehn Tagen in England sein.“ — „So Gott will“, rief die Dame; „wissen Sie denn nicht, daß alles nur Zufall ist?“ — Einige Tage nachher erhob sich ein schrecklicher Sturm, und die arme Frau klammerte sich, in großer Angst, an die Thür ihrer Kajüte, als derselbe Matrose vorüberging. — „Wird der Sturm bald vorüber sein?“ rief sie ihm zu. — „Ich fürchte, er währt noch länger“, antwortete er. — „O, betet, betet!“ rief die Dame, „damit wir nicht umkommen!“ — Der Matrose sagte dann ruhig: „Soll ich zum Zufall beten, Madame?“

(„Pilger.“)

Wie soll man Mission treiben?

Doch ohne Zweifel so, wie der Herr Jesus befohlen hat und wie es geschrieben steht Matth. 28: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur.“ Die Papisten wissen es aber besser. Beweis: eine Anzeige im streng römisch-päpstlichen „Münster'schen Anzeiger“, Nr. 39.

„Nach den Fastnachtstagen wandern die buntschillernden Kleider in die Kumpelkammer oder werden zerrissen. Sie können aber sehr wohl mit Nutzen Verwendung finden in Afrika. Dort haben unsere Missionare Tausende von Waisenkindern zu Kleiden, und wissen oft nicht, woher die Stoffe nehmen. Auch mancher alte Negerhäuptling freut sich kindlich, wenn er von den Weißen solch ein Narrenkleid geschenkt erhält und wird dadurch ein Freund der Mission. Wer also den Plunder zu einem guten Zweck verwerten will, der schicke denselben an den Heraus-

geber der Zeitschrift 'Kreuz und Schwert', Wiltstr. 20. Dieser besorgt derartige Gaben an den rechten Ort."

Da sind uns die Papisten wieder einmal weit voraus. Unter den Beförderern der evangelischen Mission wird es wenig Leute geben, die zuerst die Fastnachtsbälle mitmachen und dann die „Karrenkleider“ noch „zu einem guten Zweck“ der Heidenmission schenken können. Ob die Neger, die auf solche Weise gewonnen werden, an dem Tag, der eines jeglichen Werk offenbar machen wird (1 Kor. 3) bekleidet oder bloß erfunden werden? Der fromme Claudius meinte:

„Sie brauchen viele Künste
und kommen weiter von dem Ziel.“
(„Ev.-Luth. Friedensbote.“)

Nachrichten und Bemerkungen.

Auf einer Konferenz der unierten „Lutheraner“ in Belgard wandte sich der Vorsitzende, Pastor Wegel-Plathe (der bisherige Sup. Genfischen-Belgard ist ja als Wangemanns Nachfolger jetzt Missionsdirektor in Berlin), in seiner Ansprache gegen die Gegner des Apostolikums und gegen die „Jungen“ unter den „Christlich-Sozialen“ und sagte u. a.: „Wir müssen uns von ihnen scheiden, aber ganz“ und: „Wir sind betrübt, daß unser Freund Stöder . . . überhaupt von den „Jungen“ sich nicht entschieden losgesagt hat.“ Pastor Wegel hat offenbar selbst nicht gewußt, was er eigentlich gesagt hat. Denn wollten er und seine Anhänger das thun, was er gesagt hat, so müßten sie entweder die Gegner des Apostolikums aus ihrer kirchlichen Gemeinschaft ausschließen, oder, weil das unmöglich ist, selbst austreten. Weil sie aber das nicht thun wollen, so sind alle dergleichen Reden nichts als hohle Phrasen.

Unter den Selbstmorden, mit deren Berichten, wie bekannt, die Zeitungen täglich ganze Spalten füllen, ragt an Einzigartigkeit und Rätselhaftigkeit der des Gerichtsassessors Walter Augustin in Frankfurt a. M. hervor, der sich an seinem Hochzeitsstage, unmittelbar nach der Trauung, erschossen hat. Sollte dieser psychologisch unerklärliche Fall durch offenbar werdende Thatsachen nicht aufgeklärt werden, so scheint uns nichts anderes übrig zu bleiben als dies: Daß der Teufel, der ja der „Menschenmörder von Anfang“ ist, mit denen, welche er in seine Gewalt bekommen hat, macht, was er will — und das ist allerdings unberechenbar. Wir Christen aber wollen uns dies und all dergleichen Dinge zur Warnung dienen lassen, denn wir sind (was zwar die Synnergisten nicht glauben wollen, wir als lutherische Christen aber glauben) von Natur „in gleicher Schuld“ und hätten all dergleichen (nämlich daß uns Gott in des Teufels Gewalt dahingabe), „wohl verdient“ (vergl. den 11. Artikel der Konkordienformel, § 57 ff.). Und so wollen wir denn anhalten am Geber: „Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut, mach's nur mit meinem Ende gut“, aber auch nicht unterlassen, mit dem Schlusse jenes herrlichen Liedes hinzuzufügen: „Ich glaub' und bin es ganz gewiß: durch deine Gnad' und Christi Blut machst du's mit meinem Ende gut.“

Zwei „Kirchliche“ Selbstmörderbegräbnisse. Der eben erwähnte Assessor Augustin wurde in Berlin beerdigt. Darüber berichten die Zeitungen, wie folgt: „Gast alle, die gekommen waren, traten zum Tische hin und legten daselbst frische Kränze nieder. Eine Zinschrift trug nur eine einzige Spende: die der alten Herren der ‚Vandalia‘ in Heidelberg. Alle anderen den Kränzen angehefteten Schleifen waren leer, und aus dem Munde des Geistlichen allein sollte so der Schmerz zu Worte kommen. Aus dem Schrecklichen des Begebnisses selbst schöpfte der Prediger, Herr Israel, seine Worte. „Wir haben schon manchem Begräbnis beigewohnt“, so sprach der Geistliche, „aber wer könnte sagen, einem ähnlichen wie diesem beigewohnt zu haben! Viel des Entseßlichen geschieht ja auf Erden, aber daß der Gegensatz vom höchsten Glück und tiefsten Unglück so nahe bei einander wohnen, dies dürfte die Leidensgeschichte der Menschen doch nur selten bisher verzeichnet haben.“ Der Geistliche vergleicht das Ereignis mit dem jähen Absturz eines Wanderers, der stolz und monnetrunken auf dem von ihm soeben erklimmen Bergesgipfel Umschau gehalten in die Tiefe des Abgrundes. „Wäre es nicht Wirklichkeit, was dieser Sarg uns erzählt“, so ruft der Prediger aus, „wir müßten es für die Ausgeburt der Phantasie eines Trauerspieldichters halten. Was soll ich von der jungen Frau sagen, von ihr, die nach zwei Stunden höchsten Glückes zur Witwe geworden? Keines Menschen Mund vermag zu schildern, was Menschen hier empfinden müssen. Und dennoch“, fährt der Geistliche fort, „haben wir einen Trost. Von den Ärzten ist es uns bescheinigt worden, daß der Entschlafene in einem Anfall von Irtsinn das Furchtbare gethan.“ So-

dann verweist der Prediger auf jenen anderen, viel stärkeren Trost, welchen der Heiland seinen Bekennern gewähre und schließt mit einem Segensspruch für den Toten seine eindrucksvolle Rede.“ — Soll das, möchten wir fragen, was dieser „Geistliche“ geredet hat, „Evangelium“ und „Christentum“ sein? Davon kann ja nicht die Rede sein. Aber Geseß, wie es freilich die Lebenden, zumal unter diesen Umständen, wohl nötig gehabt hätten — falls überhaupt etwas geredet werden sollte — war es auch nicht. Ja, was hat denn überhaupt ein „Geistlicher“ bei der Beerdigung eines solchen Selbstmörders zu thun? — In anderer Beziehung, wenigstens auch als ein Zeichen der Zeit, verdient folgende Beerdigung zweier „freiwillig aus dem Leben geschiedener“ Mädchen, gleichfalls zu Berlin geschehen und in derselben Zeitungsnummer berichtet, Beachtung: „Der Geistliche, der in bürgerlicher Kleidung erschienen war und die Leichen auch nicht eingesegnete, hob hervor, daß die Selbstmörderinnen achtbare Arbeiterinnen gewesen seien, und warnte vor dem Lesen überschwenglicher Romane, dessen Folgen sich auch in dem Schicksal dieser beiden Mädchen zeigten. Die Mädchen kannten sich erst seit drei Monaten. Ida Klaus hatte ein aussichtsloses Liebesverhältnis mit einem Angestellten. Ihr Selbstmord ist nach der Ueberzeugung von Angehörigen und Bekannten des Mädchens ohne Zweifel darauf zurückzuführen, daß ihrer ehelichen Verbindung mit dem Manne ihres Herzens anscheinend unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet wurden. Die Emma Hilscher ist dann aus schwärmerischer Zuneigung mit ihrer Freundin in den Tod gegangen. Von einer Notlage ist gar keine Rede.“ Bei Lebzeiten also wird nicht Gottes Wort gehört (ja, wenn's auch nur gepredigt würde), wohl aber „überschwengliche Romane“ gelesen, und wenn der Tod da ist, nun gar infolge Selbstmordes, so scheint der „Geistliche“ dazu da zu sein, wenn auch diesmal nur „in bürgerlicher Kleidung“, die „Achtbarkeit“ der Selbstmörderinnen „hervorzuheben“. Was ist aus der christlichen Kirche geworden!

Was die Schwärmer alles predigen. Wie zufällig geriet uns in diesen Tagen eine alte Nummer des ostpreussischen „Friedens-Boten“, Organ des dortigen weitberühmten Stundenhalters Rukat in die Hände (4. März 1892). Darin lesen wir über die Versuchungsgeschichte des Herrn u. a. folgendes: „Der Teufel hat Gottes Wort, Christus hat auch Gottes Wort. Wem wirst du nun glauben, Christo oder dem Teufel? Wie oft rebet der Teufel von Luther und der reinen Lehre, ich lese aber nicht auf Luther, auch nicht auf seine Lehre, sondern auf den Teufel, der mich damit betrügen und zum Fall bringen will. Mit einem Wort gesagt: Wo Christus nicht im Herzen ist, da ist der Teufel. Und diesem Teufel glaube ich nicht, wenngleich er Katechismus und Bibel rein wie Gold bringen möchte. Wer aber solche Augen nicht hat, der fällt auf den Buchstaben und wird vom Teufel betrogen. Der Teufel soll mir kein Gottes Wort bringen, denn es steht geschrieben: Du sollst Gott, den Herrn, nicht versuchen. Was will ein stolzer, aufgeblasener Geist vom Worte Gottes reden. Gott widersteht den Hoffärtigen, aber den Demütigen giebt er Gnade.“ Der Teufel hat ja auch in der Versuchungsgeschichte Gottes Wort nicht lauter und rein, sondern er führt es verstimmt an. Aber nach Rukat muß Luther ein „Teufel“ sein, auch wenn er, nein, weil er die reine Lehre, nämlich „Katechismus und Bibel, rein wie Gold“ bringt, Rukat hingegen, mit seiner falschen Lehre, muß „Christus“ selbst sein. Ja, was will ein solcher „stolzer aufgeblasener Geist“, von dem das Wort des Propheten gilt: „Ich fandte sie nicht, noch ließen sie“ (Jer. 23, 21), „vom Worte Gottes reden“? Da lese man, was derselbe Prophet weiter schreibt: „Siehe, ich will an die Propheten, so falsche Träume weisagen, spricht der Herr, und predigen dieselben, und verführen mein Volk, so ich sie doch nicht gesandt und ihnen nichts befohlen habe, und sie auch diesem Volke nichts nütze sind, spricht der Herr“ (Vers 32).

Aus der medlenburgischen Landeskirche. Der Oberkirchenrat und Superintendent Vard zu Schwerin ist von der theologischen Fakultät zu Rostock zum Doktor der Theologie ehrenhalber ernannt worden. In dem sogenannten „Elogium“ heißt es (in deutscher Uebersetzung) also: „Weil er mehrere Jahrzehnte hindurch der Leitung der Landeskirche bestens obgelegen, in seinem Amte als Superintendent sich außerordentlich verdient gemacht, in seinen Predigten sowie in Unterweisung der Jugend in der evangelischen Glaubens- und Sittenlehre, endlich aber durch von ihm herausgegebene Bücher sich als einen bereiten Verkündiger und unermüdeten Verteidiger der christlichen Wahrheit unabhängig gezeigt hat.“ — Wäre die medlenburgische Landeskirche, was ihr Name besagen soll, eine wahrhaft lutherische Kirche und die theologische Fakultät zu Rostock eine wahrhaft lutherische, so würde sie längst besagtem Oberkirchenrate wegen seiner durch und durch un-lutherischen Lehre, wie sie in den sämtlichen von ihm gedruckten Schriften vorliegt, ernstlichen Vorhalt gethan und, wo er sich wiederholter Belehrung und Ermahnung unzugänglich gezeigt haben würde, seines Amtes entsetzt haben. Eine Kirche aber, welche nicht nur diese ihre Pflicht veräußert, sondern einen notorischen Irrlehrer noch dazu auf solche Weise ehrt, daß sie ihn wie ein nachschaffungswertes Vorbild hin-

stellt, wundere sich doch nicht mehr, wenn rechtgläubige Lutheraner sie für eine lutherische nicht mehr anerkennen können. H—r.

Ueber die Hamburger kirchlichen Verhältnisse hat sich beim letzten Hermannsburger Missionsfest der Hamburger Kaufmann Nagel, wie die „A. E. R.-Z.“ berichtet, folgendermaßen ausgesprochen: „Ist Hamburg christlich? Ja, es ist eine christliche Stadt, aber das Wort Gottes ist teuer in Hamburg, das könnt ihr glauben. Wir haben da wunder-schöne große Kirchen, aber es sind welche dazwischen, an denen kein einziger gläubiger Pastor ist. Sie wollen wohl den Herrn Jesus so stehen lassen, wie der liebe Pastor Haccius gesagt hat, als weisen und klugen Mann, und sie meinen, wenn sie sich recht anstrengen, könnten sie auch wohl einmal ein Jesus werden. Von der Auferstehung und Vergebung der Sünden ist keine Rede, und wie man den Weg zur Seligkeit finden soll, wird nichts gesagt. Da ist an einer Kirche ein Hauptpastor, der ist vor einiger Zeit gestorben, der hat selbst erklärt: Wir sind bankrott. In die Kirche gehen 4000 Menschen hinein; da sind Sonntags wohl nur zehn bis zwölf Menschen, und die mußten kommen, das waren die Jogen. Stuhlfleger, die den Leuten die Stühle hinsetzen mußten, aber diese waren nicht nötig. Es sind noch ein paar große andere Kirchen da, da wird noch Gottes Wort verkündigt, aber die meisten Pastoren sind Protestantenvereinler und Freimaurer. Von dieser Gesellschaft haben wir eine ganze Menge. Da ist unser lieber Gott gnädig gewesen und hat uns vor vierzig Jahren die Kapellen bauen lassen, und der Anstoß dazu ist hier von Hermannsburg ausgegangen. Ich bin der erste Hamburger, der hier gewesen ist zum Missions-feste und zu den hohen christlichen Festen; später kamen immer mehr mit, und wir haben manchmal zwei Eisenbahnwagen gefüllt. Durch die klaren und eindringlichen Predigten des sel. Louis Harms wurde es uns klar, daß es in Hamburg nicht so weitergehen könne, daß wir Hand anlegen müßten, und da haben wir die Stiftskirche gebaut, und durch Gottes Gnade wurde uns erlaubt, einen Prediger anzustellen. Die Be-hörde gab ihre Erlaubnis dazu, d. h. nach langem Widerstreben, es wurde mehrere Male abgelehnt; aber wir kamen immer wieder, und da wurde der liebe Pastor Gleiß gewählt, der wird vielen noch bekannt sein. Darnach entstand die Ansagkapelle, dann die Kapelle in Hammer-brod und nachher die Kreuzkirche in Varnbeck. Diese Kapellen sind die Zufluchtsstätten für alle Leute, die gern Gottes Wort rein und lauter verkündigt und die Sakramente richtig verwaltet haben wollen. Das ist der Segen, den wir davon haben.“ Wie zweifelhaft dieser Segen und Trost ist, kann man merken, wenn man bedenkt, daß diese Kapellen nicht unabhängig von der Landeskirche dastehen, vielmehr nur Kirchlein in der Kirche sind und nur von demselben Kirchenrate geduldet werden, der auch die ungläubigen Pastoren anstellt. Da sie den von Gott ge-ordneten Weg der Separation nicht gehen und dem Befehl des Herrn, einen fegeischen Menschen zu meiden und von ihnen auszugehen und sich abzusondern, nicht gehorchen wollen, so suchen sie durch solche von Gott nicht gebotenen, ja nicht einmal erlaubten Mittel, wie durch Er-richtung solcher Kapellengemeinden innerhalb der von Gottes Wort ab-gefallenen Landeskirche, ihr Gewissen zu beschwichtigen. K.

Religiöse Zustände in der Schweiz. In der Schweiz werden die religiösen Zustände immer schrecklicher. Die evangelische Abtheilung des großen Rats hat beschlossen, daß bei unverschuldeter Unterlassung der Taufe ein Kind auch ohne Taufe konfirmiert werden kann. Also können jetzt in der Schweiz Christen sein, die nicht getauft sind. Was sind doch das für Zustände am Ende des 19. Jahrhunderts!

(„Kropper Kirchl. Anzeiger.“)

Das bei den Sektten übliche freie Gebet führt öfter zu einem Mißbrauch dieser heiligen Sache. So betete vor einiger Zeit der Sektten-prediger J. W. Campbell von Los Angeles, Cal. beim Gottesdienst: „O Herr, sei der Bibliothekarin der Los Angeles Stadt-Bibliothek gnädig, und reinige sie von aller Sünde, und mache sie zu einer wür-digen Inhaberin ihres Amtes.“ Die betreffende Person strengte eine Klage wegen Verleumdung an. Der Verklagte schützte vor, daß er wegen Aeußerungen in einem Gebet nicht haftbar sei. Das Gericht aber ent-schied, daß man durch die Gebetsform ebensowohl als auf eine andere Weise jemand verleumden könne und verurteilte ihn. — Nicht viel besser machte es der Zeitungsprediger Talmage, nachdem sich der Kongreß ver-tagte hatte. Derselbe begann eine Predigt in dem New York Theater, in dem er seine Vorträge hält, nachdem seine Kirche abgebrannt ist und die Gemeinde sich aufgelöst hat, mit folgendem Gebet: „Wir danken dir, Gott, daß der Bundeskongreß sich vertagte, und daß viele der öffent-lichen Vertreter des Volkes daselbe nicht mehr vertreten werden. Wir flehen zu dir, vergieße ihnen das Unheil, das sie über diese Nation ver-hängt haben.“ Aehnliches kommt bei den Stundenhaltern vor und bei dem „Weisagen“ der Irvingianer. W.

Wiederlich! Wie groß die Unwissenheit in papistischen Ländern ist, zeigt wieder folgendes, jetzt erst bekannt gewordene Ergebnis bei der

Volkszählung im Jahre 1890 in Portugal: von den 5 049 729 Ein-wohnern dieses erzkatholischen Landes können über 4 Millionen Men-schen weder lesen noch schreiben. Ueberhaupt nur 938 165 Personen sind in Portugal des Lesens und Schreibens und außerdem nur noch 110 607 Personen des Lesens kundig! N.

Todesnachricht. Wie der „Gothhold“ mitteilt, ist am 11. Sept. der Direktor des Oberkirchenkollegiums in Breslau, Herr Pastor Jo-hannes Nagel, gestorben. W.

Quittungen.

Für die Synodalkasse: Von Herrn Prof. Fürbringer in St. Louis, Mo. durch Herrn Schmidt in Bremen M 40; durch Herrn P. Kern: von der Dreieinigkeitsgemeinde in Chemnitz M 60, Dankopfer von N. N. für den Aufsatz S. 119 der „Freikirche“ M 3; durch Herrn P. Reibner von Herrn Handelsgärtner Krebs in Wittweida M 3; durch Herrn P. Vent gesammelt auf Wilde's Hochzeit in Grün M 8.

Für die Mission in Ostindien: Durch Herrn P. Kern die Hälfte der Missionsfestkollekte in Chemnitz M 61.50.
Dresden. Heinrich Säuberlich, Kassierer.

Für die Studenten Verthold, Friedrich und Strauch aus mei-ner Gemeinde seit Juni a. c. erhalten: Aus Gustav Gläfers Missions-büchse M 6; Kindtaufskollekte bei Herrn Wehling M 8.50; Hälfte der Missionsfestkollekte M 61.64; von N. N. M 60; Erntedankfestkollekte M 58.50. — Gottes Segen den freundlichen Gubern!
Chemnitz, im September 1895. P. Kern, P.

Quittung und Dank.

Die für meinen Sohn Johannes Schneider in Amerika von den Gemeinden des Herrn Pfarrer Hempfing gesammelten Kirchen-kollekten im Betrage von M 31.05 sowie M 1.50 von Herrn Gaspa in Frankfurt a. M., zusammen M 32.55 richtig erhalten zu haben, be-kennt mit herzlichem Danke und dem Wunsche, daß Gott alle lieben Geber reichlich segnen wolle

Kloßsch e. Dresden, 26. Sept. 1895.

Ottile Schneider,
geb. Willkomm.

Aus dem Oberklasse des sel. Berginvaliden Gottlob Thümmler, verstorben zu Oberplanitz am 3. März d. J., ist mir das von dem Verstorbenen der St. Johannisgemeinde testamentarisch vermachte Legat nach Abzug von 8 % Erbschaftsteuer mit Mark 1104 am 20. Juli von Herrn Neumärker ausgezahlt worden, was ich hierdurch mit herzlichem Danke öffentlich bezeuge. W. A. Schneider, Gemeindefassierer.

Buch-Anzeige.

Die Hannoversche Landeskirche, Hermannsburg und die Australische Synode oder: Die Stellung der Austra-lischen Synode Hermannsburg gegenüber ist schrift-und bekenntnismäßig. Referat von A. Dorsch, luth. Pastor. Druck und Verlag von Oskar Müller, Hochkirch, Vitz.

Von diesem Separatabdrucke des von Herrn Pastor Dorsch in Adelaide bei der diesjährigen Versammlung der Australischen Synode gehaltenen Referates hat Herr Johannes Herrmann eine kleine Anzahl kommen lassen und giebt das Exemplar für 1 M ab, soweit der Vor-rat reicht. Das Referat bespricht folgende Sätze: 1. „Die sogenannte evangelisch-lutherische Landeskirche ist dermalen eine thatsächlich unierte Kirche.“ 2. „Hermannsburg hat mit der thatsächlich unierten Landes-kirche Hannovers die Abendmahlsgemeinschaft aufgerichtet und hat sich dadurch selbst unierte gemacht.“ 3. „Da sowohl Gottes Wort wie unser lutherisches Bekenntnis alle kirchliche Gemeinschaft mit Un- und Falsch-gläubigen auf das Ernstlichste verbietet und verwirft, so hat unsere Syn-ode nur nach Schrift und Bekenntnis gehandelt, indem sie die kirch-liche Verbindung mit Hermannsburg aufhob.“ Obwohl hier auf meist schon bekannte Thatsachen Bezug genommen und für unsere Leser be-kannte Wahrheiten vorgetragen werden, so wird doch die gründliche Ausführung, die Herr Pastor Dorsch den drei Sätzen giebt, nicht nur denen, wiewohl denen besonders, lehrreich sein, die mit der Hermanns-burger Mission irgendwie in Verbindung gestanden haben, und wird es daher niemand zu bereuen haben, den allerdings hohen Preis für diese 24 zweispaltige Seiten in Hochformat (Verzinsformat) umfassende Pro-schüre gezahlt zu haben. Bestellungen erbittet sich sofort die Buchhand-lung von Johannes Herrmann, Bividau, Hermannstr. 5. W.

Konferenz am 15. Oktober in Grün.

Druck und verantwortliche Redaktion: Johannes Herrmann in Bividau, Hermannstraße Nr. 5. — Verlag des Schriftenvereins der separiert evangelisch-lutherischen Gemeinden in Sachsen, Bividau, Mittelstraße 24.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

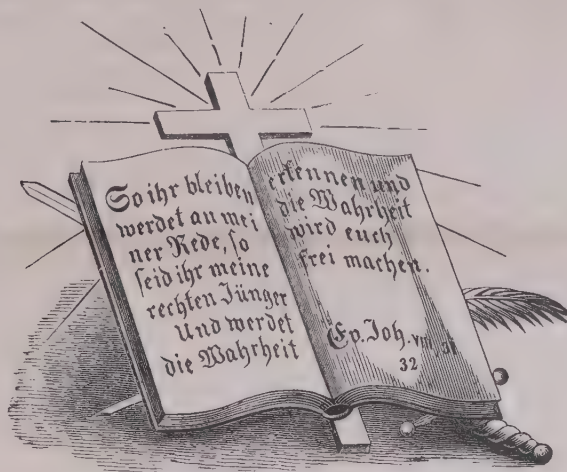
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-Luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die L. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 20. Nr. 22.

Bückeburg in Sachsen.

20. Oktober 1895.

Zum Reformationsfest.

(Synodalrede des ehrw. Präses P. Succop in Chicago, abgedruckt aus dem Bericht des Illinois-Distrikts.)

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Ehrwürdige und geliebte Väter und Brüder in dem HErrn!

Wir lesen Ps. 27, 1: „Der HErr ist mein Heil, vor wem sollt ich mich fürchten?“

Das ist ein Bekenntnis Davids. Damit bekennt er die Hauptlehre der ganzen heiligen Schrift, die Lehre, ohne welche kein Mensch Trost im Leben und Sterben hätte, die Lehre, um deretwillen Christus Mensch geworden, die Bibel geschrieben, das Predigtamt gestiftet, die Gnadenmittel verordnet sind, die Lehre nämlich von der gnädigen Vergebung der Sünden durch Jesum Christum, den Messias.

Auch wir als Synode bekennen mit David: „Der HErr ist mein Heil, vor wem sollt ich mich fürchten?“

Wir sagen erstlich mit Nachdruck: „Der HErr ist mein Heil, das heißt, der HErr Jesus ist mein Heil.“

In unserer unionistischen Zeit, in der man nicht allein alle verschiedenen christlichen Bekenntnisse, sondern selbst alle verschiedenen Religionen vereinigen möchte, wird es öfters ausgesprochen: Auf die Person Christi komme es gar nicht an, sondern die Lehre Christi, seine Gebote, seine Religion, das sei die Hauptsache. Man sagt: Die Wahrheit ist es, die wir annehmen müssen, die Wahrheit bleibe aber Wahrheit, es möge sie vortragen, wer da wolle, und wenn es ein Kind wäre.

Aber sollte wirklich nichts auf die Person ankommen, die uns etwas sagt? Schon in irdischen Angelegenheiten ist es uns keineswegs einerlei, wer es ist, der uns etwas sagt.

Wenn uns z. B. jemand eine Summe Geldes verspricht, so ist es uns sehr wichtig, wer es verspricht, ob dies ein armer oder ein reicher, ein wahrheitsliebender oder ein lügnerhafter Mensch sei.

Ist das schon im Irdischen der Fall, wie viel mehr im Geistlichen und Ewigen! Denn was ist es, das uns Christus verspricht? Er verspricht: Er wolle uns unsere Sünden vergeben, wolle uns im Tode nicht verlassen, sondern ins ewige Leben bringen, wolle uns aus unseren Gräbern auferwecken, nicht ins Gericht kommen lassen, die Seligkeit schenken. Sollte es uns da gleichgültig sein, wer der ist, der das verspricht? Ob er allmächtig sei und dies halten könne, oder nur ein ohnmächtiger Mensch, wie wir? Es klingt ganz schön, es komme nicht auf die Person an, sondern allein auf die Lehre und auf die Religion Christi. Aber was ist denn Christi Lehre? Daß er immer und immer wieder auf seine Person hinweist. Er spricht: „Ich bin das Licht der Welt. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater denn durch mich. Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stirbe. Ich bin die Thür. Ich bin das Brot des Lebens.“ Und was ist die christliche Religion? Stern und Kern der ganzen christlichen Religion ist Christus. Es ist die Geschichte von Christi Geburt, von seinem Leben, seinem Leiden, seinem Sterben, seiner Auferstehung, Himmelfahrt, kurz, von dem Gnadenrat Gottes zur Seligkeit der Menschen durch Jesum Christum. Nimmt man Christum aus seiner Lehre heraus, so nimmt man den Kern und das Herz heraus und behält die leere Schale. Wie alle Strahlen von der Sonne ausgehen, so gehen alle Lehren des Evangeliums von der Grundlehre, von Christo aus. So wenig man die Sonne wegnehmen und doch ihre Strahlen behalten kann, so verlieren alle christliche Lehren ihre Bedeutung, wenn die Lehre von Christo wegfällt.

Deshalb bekennen wir auch als Synode mit festem Herzen: Der Herr ist mein Heil, das heißt, wir glauben, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr. Einen anderen Grund kann niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.

Mit dem Bekenntnis: „der Herr ist mein Heil“ wollen wir aber auch dies sagen: Dieses ist die vornehmste, die wichtigste, die Hauptlehre, die wir treiben wollen.

Wir sind von Gemeinden und Predigern umgeben, die viel von Christo predigen, aber sie meinen, nicht das sei die Hauptsache, ihn als unser Heil, sondern ihn als den Schöpfer eines neuen Lebens, ihn als Vorbild darzustellen, dessen Fußtapfen wir Menschen nachzufolgen haben; sie predigen vor allem von der Notwendigkeit der guten Werke, oder doch davon, daß der Mensch gebessert, geheiligt und erneuert werden müsse; sie wollen nur von dem Christus in uns, nicht aber vornehmlich von dem Christus für uns hören.

Wenn wir nun diesen gegenüber bekennen: Der Herr ist mein Heil, Jesus Christus ist in die Welt gekommen, die Sünder selig zu machen, das ist die wichtigste, die Hauptlehre, die wir treiben wollen, so haben wir dafür die Weissung Christi selbst.

Denn als Christus einst im Begriff war, die Welt zu verlassen, und er nun den Jüngern den Auftrag gab, sein Wort nach seinem Scheiden zu treiben und sein Reich auf Erden zu bauen, was war es, was Christus in jener wichtigen Stunde den Jüngern zurief? „Geht hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur. Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden. Wer aber nicht glaubet, der wird verdammt werden.“ Das Evangelium, oder mit anderen Worten: „Der Herr ist mein Heil“, das war es, was die Jünger der ganzen Welt vor allem predigen und durch dessen Predigt sie Christi Werk treiben und sein Reich auf Erden bauen sollten. Und was haben die Apostel als die Hauptsache gepredigt? Sie predigten: „Christus ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben. Es ist je gewißlich wahr und ein teuer wertiges Wort, daß Christus Jesus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen. Es ist in keinem anderen Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie können selig werden. Von diesem zeugen alle Propheten, daß durch seinen Namen alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen. Christus ist des Gesetzes Ende, wer an den glaubt, der ist gerecht. So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde, ohne des Gesetzes Werk, allein durch den Glauben.“ Was Paulus bezeugt, bezeugen alle: „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gefreuzigten.“

Wollen wir also eine rechte Synode sein und für die Pflanzung und Ausbreitung des Reiches Christi Sorge tragen, so muß das vor allen Dingen unsere Sorge sein, daß auf allen unseren Kanzeln, in allen unseren Schulen und Häusern verkündigt wird: Der Herr ist mein Heil.

Aber sollte es denn so nötig sein, als lutherische Synode dies besonders noch zu betonen? Bekennen nicht, wenn auch nicht alle, doch die meisten christlichen Parteien mit uns: Der Herr ist mein Heil? Alle wollen doch Jesum predigen.

Ich antworte: Zwei sagen manchmal dasselbe, und es ist doch nicht dasselbe. Das trifft auch hier zu.

Wenn wir bekennen: Der Herr ist mein Heil, so bekennen wir damit erstlich ein freies, umsonst uns geschenktes Heil. Wir predigen nicht ein verkauftiertes Heil,

das erst durch gewisse Bedingungen und Gegenleistungen gewonnen werden könne. Wir wollen nicht sagen: Christus habe uns nur den Weg zur Seligkeit gelehrt und gezeigt, was wir nun selbst thun müssen, um durch unsere Ehrbarkeit und Rechtschaffenheit uns das Heil zu verdienen. Wir wollen auch nicht sagen: Das Evangelium sei eine Anweisung, wie ein Mensch seine Bekehrung und Wiedergeburt durch sein Beten, Ringen und Kämpfen zu stande und es dahin bringen könne, daß Gott uns verfühnt und der Himmel uns geöffnet werde. Nein, wenn wir bekennen: Der Herr ist mein Heil, so sagen wir damit: Das Evangelium ist die Botschaft von der geschehenen Verfühnung und Erlösung. Alle Schätze der Erlösung und Seligkeit liegen für jeden Menschen bereit, es handelt sich nur darum, daß er zugreife und sich dieselben aneigne. Wir rufen aus, wie uns befohlen ist: „Kommet, es ist alles bereit. Wohlan, die ihr durstig seid, kommt her zum Wasser; und die ihr nicht Geld habt, kommt her, kauftet und esset; kommt her und kauftet ohne Geld und umsonst beide Wein und Milch“ (Jes. 55, 1).

Wohl sagen wir, daß der Glaube gefordert werde, aber nicht deshalb, weil er ein so verdienstvolles Werk oder edle Tugend sei, um deswillen uns Gott gnädig sei, oder weil der Mensch doch eine kleine Gegenleistung zu machen habe, sondern allein deswegen, weil der Mensch nichts, ganz und gar nichts selbst zu seinem Heil beitragen könne.

Weil Christus alles für uns Menschen gethan, weil er uns vollkommen erlöst und mit Gott verfühnt hat, weil wir also ohne eignes Werk, Leiden, Verdienst oder Würdigkeit, allein aus Gnaden, um Christi willen vor Gott gerecht und selig werden sollen, weil Gott die Ehre unserer Seligkeit allein haben will, darum sollen wir, was Christus uns erworben, annehmen und uns zueignen, uns desselben trösten und freuen, und das nennt die Schrift mit Einem Wort: glauben.

Wir bekennen zweitens ein allgemeines, ein für alle Menschen erworbenes Heil.

In jeder Kirche unserer Synode sollten alle Zuhörer erfahren, wie unaussprechlich Gott sie von Ewigkeit schon geliebt und wie viel und wie Großes er schon an ihnen gethan habe. Da sollte auch der elendeste Sünder, wenn er über seine Sünde erschrocken und bekümmert zur Kirche kommt mit der Frage: Was soll ich thun, daß ich selig werde? stets die selige Kunde erhalten: Auch für dich ist noch Heil und Hilfe. Es ist Heil für einen Manasse, der einst in Sünden grau und alt geworden, und dasselbe Heil braucht ein Henoch, der nach einem heiligen, göttlichen Wandel lebendig in den Himmel genommen wurde. Es ist Heil für einen Schächer, der am Kreuz, dahin ihn seine Missethat gebracht, starb, und dasselbe Heil bedarf auch ein Paulus, der mehr für Christi Reich gearbeitet und gelitten hat, als alle Apostel. Heil für eine Maria Magdalena, die große Sünderin, und dasselbe Heil hat Maria, die Gebenedeiete unter den Weibern, nötig. „Denn Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.“

Wir bekennen drittens ein vollkommenes Heil. Wir predigen nicht ein solches Heil, als ob Christi Verdienst nur einen Teil unserer Schuld bezahlte, etwa die Erbschuld, und Gott zur Vergebung der Thatünde noch persönliche Genugthuung fordere, die entweder in dieser Welt oder in der zukünftigen, im Fegfeuer geleistet werden müsse. Nein, wir predigen ein vollkommenes Heil, daß das Blut Christi uns rein macht von aller Sünde. Christus ist ein ganzer, völliger Erlöser. Er erlöst nicht von den kleinen Sünden nur,

sondern auch von den großen, nicht nur von den neuen, sondern auch von den alten, nicht von den bekannten nur, sondern auch von den unbekannten, von allen Sünden, wie von ihren Strafen, keine, keine einzige will er übrig lassen.

Wir bekennen endlich ein alleiniges Heil in Christo. Die Frage ist nicht diese: ob das Heil, welches das Evangelium uns bringt, mehr glaubwürdig, mehr heilsam, denn ein anderes ist, das wohl geringer, aber doch immerhin ein Heil und Rettung für die Menschen sei. Es ist nicht die Frage: Welches Heil von zweien, die neben einander stehen, vorzuziehen sei. Nein, hier heißt es: Entweder das Heil in Christo oder gar keins. Entweder Seligkeit mit Jesu oder Verdammnis ohne ihn. Entweder Tod oder Leben, ein Kind Gottes oder ein Kind des Teufels. Denn es ist in keinem anderen Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden. Wo dieses Heil nicht ist, da bleibt der Zorn Gottes, und niemand kann ihn wegnehmen; da ist die Hölle aufgethan, und niemand kann sie schließen; da ist der Himmel verschlossen, und niemand kann ihn aufthun. Ohne dieses Heil bleibt das verfluchende Gesetz, die verdammende Sünde, das Reich des Satans in seiner vollen Kraft, und niemand kann diese Mächte überwinden.

Der Herr ist mein Heil, das alleinige Heil, damit schließen wir alles Gute aus, was viele noch im Menschen finden wollen, und sagen: Allein im Herrn Jesu ist unser Heil. „Denn Gott schauet vom Himmel auf der Menschen Kinder, daß er sehe, ob jemand klug sei, der nach Gott frage. Aber sie sind alle abgefallen und allesamt untüchtig. Da ist keiner, der Gutes thue, auch nicht Einer“ (Ps. 53). „Gott ist's, der in euch wirkt beide das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen“ (Phil. 2, 13). Nur dann, wenn wir Gott alle Ehre geben und unsere Zuhörer dahin bringen, dasselbe zu thun, nur, wenn wir erkennen, daß der Mensch weniger denn nichts ist, nur, wenn wir mit unseren Gemeinden dahin kommen, daß wir vor Gott niederfallen und als arme sündhafte Bettler alles aus Gottes Hand erbitten und erwarten, nur dann bauen wir in Wirklichkeit Gottes Reich. Wir bekennen: Unsere Erfahrung stimmt mit dem „allein aus Gnaden, nicht aus den Werken“. Wir spüren noch täglich an uns die sündliche, verderbte Art, wie untüchtig und unfähig menschliche Natur und Wesen zu geistlichen und göttlichen Dingen ist. Wir würden uns schlechterdings verloren geben, wenn Gott nicht selbst die Rettung unserer Seelen ganz in seine Hand genommen hätte, wenn wir zu unserem ewigen Heil auch nur das Geringste beitragen müßten. (Schluß folgt.)

Ist die „letzte Delung“ der Papisten in der Schrift begründet?

(Schluß.)

Das ist die Hauptsache in dem Spruche des Jakobus. Und wenn heute noch in der Kirche die Gabe gesund zu machen wäre, so würde diese Lehre und Regel des Jakobus nützlich und überhaupt notwendig zu beachten sein. Weil es aber offenbare Thatfache ist, daß jene Gabe in der Kirche bereits aufgehört hat, ist die Frage, ob ihr äußerliches Zeichen, bei dem die Sache selbst, nämlich die wunderbare Herstellung der Gesundheit, nicht mehr vorhanden ist, in der Kirche noch zu brauchen und beizubehalten sei, und zwar so, daß es auf eine andersartige Handlung, auf einen anderen Zweck, Brauch und Wirkung übertragen werde, nämlich daß durch jene Salbung die Sterbenden Vergebung der Sünden erlangen,

vor den Angriffen des Satans und vor den Schrecken des Todes bewahrt werden, daß sie in dem Herrn sterben. Jakobus wenigstens sagt nicht, daß jene Salbung für Sterbende eingesetzt oder im Falle des Todes zu brauchen sei, daß das Ende des Lebens durch einen besonderen Schutz sicher gestellt werden müsse und was für Ursachen und Wirkungen die Pöbstlichen sonst ihrer Salbung beilegen. Er sagt aber, daß sie angewandt werde, um durch die Gabe der Heilung die Gesundheit wiederherzustellen. Nach welchem Befehl denn und mit welcher Verheißung wird jene Salbung, mit welcher nun nicht mehr die Gabe gesund zu machen verbunden ist, auf einen anderen Zweck, auf einen anderen Gebrauch und Wirkung übertragen? Denn der Befehl und die Verheißung, welche jene Salbung hatte, bezieht sich nach Markus wie auch nach Jakobus auf die Gabe gesund zu machen. Und es ist dasselbe, als wenn ich nun auch die Salbung der Priester und Könige, welche im Alten Testamente Befehl und Verheißung hatte, an den Sterbenden vornehmen wollte. Die letzte Delung der Pöbstlichen also wird, nachdem die Gabe gesund zu machen aufgehört hat, jetzt auf einen anderen Gebrauch übertragen und hat weder Gottes Befehl noch Verheißung, ja nicht einmal ein Exempel, weder im Markus noch im Jakobus. Und man kann sich weder für die Form noch das Wesen noch die Handlung der pöbstlichen Delung auf die Beschreibungen des Markus oder des Jakobus berufen. Denn von einem durch Teufelsaustreibungen und gewisse Formeln geheiligtes Del weiß Jakobus nichts, nichts von der Salbung der äußeren Sinneorgane. Auch jene Formeln schreibt Jakobus nicht vor, mit denen die pöbstliche Salbung geschieht. Jakobus braucht die Salbung, damit der Kranke durch die Gabe der Heilung wieder geneset. Die Pöbstlichen aber verbieten den zu salben, bei welchem noch irgend Hoffnung des Lebens vorhanden ist, sondern wenn es mit ihm aller Wahrscheinlichkeit nach zum Sterben geht, dann wird er gesalbt, nicht damit er gesund werde (es geschehe denn zufällig), sondern daß er gut sterben möge. Die letzte Delung der Pöbstlichen ist also nicht die, von der Markus redet, auch nicht die, von welcher Jakobus schreibt, weder nach Form und Inhalt, weder nach der Handlung noch ihrem Brauch, Zweck und Wirkung. Auch ist das Gebet des Glaubens, von dem Jakobus spricht, nicht bei der pöbstlichen Delung. Denn sie bitten, daß durch jene Salbung die volle Vergebung der Sünden mitgeteilt werde, während es doch keine derartige göttliche Verheißung giebt. Und weil der Glaube nicht ohne Verheißung ist, so kann es nicht das Gebet des Glaubens sein. Sie wenden auch eine Anrufung der Toten an, die, weil sie kein Gottes Gebot und Verheißung hat, nicht ein Gebet des Glaubens sein kann. Darum sagen wir mit Recht, daß jene letzte Delung ein Menschenfündlein ist und weder einen Befehl Gottes noch eine Verheißung der Gnade hat. Denn was sich auf die Gabe gesund zu machen bezieht, ist nicht ohne ein ausdrückliches Wort auf einen anderen Gebrauch zu übertragen. Und es ist falsch, was Andradius sagt, daß bei den Kranken Glaube und Gebet nichts nütze ohne die Salbung mit Del. Denn das war auch nicht einmal damals wahr, als die Gabe gesund zu machen noch in der Kirche bestand. Denn wir lesen, daß die Apostel viele durchs Gebet geheilt haben, ohne Salbung mit Del. Und Jakobus will der Salbung mit Del auch damals, als sie noch als äußeres Zeichen der Gabe der Heilung im Gebrauche war, weder die Gesundheit, noch die Vergebung der Sünden zuschreiben, sondern er giebt sie dem Glauben und dem Gebete.

So ist auch die Antwort auf jenen Einwand leicht, welcher einigen Schein hat, nämlich daß die Zeremonie der Salbung der Kranken Gottes Wort und Verheißung der Gnade habe Mark. 6 und Jak. 5 und daß sie nach der Stelle ihrer Be-

schreibung wahrhaftig und eigentlich ein Sakrament des Neuen Testaments sei. Ich antworte: Sofern die Salbung ein äußeres Zeichen der Gabe gesund zu machen ist, sofern hat sie auch ein Wort und Verheißung Gottes. Wir haben aber kein Gebot in Gottes Wort, daß, nachdem die Gabe der Heilung aufgehört hat, das äußere Zeichen der Heilung in der Kirche entweder nutzlos beizubehalten und anzuwenden oder auf einen anderen Zweck und Gebrauch zu übertragen sei. Auch haben wir keine Verheißung in betreff der Gnadenwirkung, wenn jene Salbung in eine andere Handlung und zu einem anderen Gebrauch umgewandelt wird, was, wie wir gesehen haben, bei den Päpstlichen geschieht. Es ist also die letzte Delung der Päpstlichen nicht wahrhaftig und eigentlich ein Sakrament des Neuen Testaments. Denn da die Sache selbst, nämlich die Gabe der Heilung, aufgehört hat, hat auch das äußere Zeichen aufgehört, nämlich die Salbung mit Del. Inzwischen bleibt bei den Krankheiten der Christen das, was in dem Worte liegt: Erkenntnis der Sünden, Glaube, Gebet und Vergebung der Sünden, welche Dinge durch kein Gebot Gottes nun, nachdem die Gabe der Heilung aufgehört hat, an die Salbung gebunden sind. Ja, auch nicht einmal die Gabe gesund zu machen war dazumal an die Salbung gebunden, wie alle Exempel der Heilungen in der Apostelgeschichte beweisen, bei deren keiner wir lesen, daß eine Salbung stattgefunden habe. Wenn aber eingewandt wird, es sei das Amt der Apostel nicht ein medizinisches oder leibliches, sondern geistliches gewesen, also habe sich jene Salbung nicht nur auf die Gabe der Heilung bezogen, so antworte ich: Darum sind äußerliche oder leibliche Wunder geschehen, damit durch sie die Lehre von den geistlichen Wohlthaten Christi bestätigt würde und damit sie ein Wegweiser wären, die geistlichen und ewigen Güter, welche im Evangelio angeboten werden, zu erkennen, zu begehren, zu suchen und zu erlangen. Indessen sind für viele die äußerlichen Wunder geschehen, welche die geistlichen Wohlthaten Christi nicht angenommen haben, wie im Gegenteil viele, an deren Leibern kein Zeichen geschehen ist, die Gnade Gottes durch den Glauben im Worte des Evangelio angenommen haben. Denn nicht die äußeren Zeichen sind das Werkzeug gewesen, durch welches die geistlichen Güter angeboten und angeeignet werden, sondern sie haben nur dem Evangelio den Weg bereitet, welches ist das Amt des Geistes, in welchem der Glaube sucht und empfängt Gnade, Vergebung u. s. w.

Es haben also die Apostel bei der Gabe gesund zu machen ein äußerliches Zeichen, die Salbung mit Del gebraucht, nicht weil entweder das Del selbst oder die Handlung der Salbung irgend eine Kraft und Wirkung zur Heilung beitrüge (denn diese war eine wunderbare), viel weniger zur Vergebung der Sünden, welche Jakobus dem Gebet des Glaubens zuspricht, sondern weil es damals aus dem Alten Testamente gebräuchlich und bekannt war, daß das Del höhere und himmlische Gaben bedeute. Sie wandten also bei der Gabe der Heilung die Salbung mit Del an, damit eben dieses äußere Zeichen die Menschen erinnerte, daß jene Heilungen nicht auf menschliche oder irgend eine zauberische Weise geschähen, sondern himmlische Gaben seien, aus göttlicher Kraft und Wirkung. Zum andern, weil das Del in der Schrift die geistlichen Wohlthaten Gottes bezeichnet, so brauchten sie bei der Gabe der Heilung die Salbung mit Del, um durch dies äußere Zeichen zu erinnern, daß die Geheilten nicht bei jenen leiblichen Wohlthaten stehen bleiben, sondern den Geist erheben sollten, um die geistlichen Wohlthaten des Mittlers Christi zu erkennen, zu suchen und zu empfangen, zu denen sie durch jene leiblichen Wunder eingeladen und geleitet wurden. Zum dritten war das Del in jenen Gegenden ganz vorzüglich und in täglichem Gebrauch, nicht nur zur Speise und zur Schönheit

(2 Kön. 4. Bf. 103), sondern auch zu Heilungen (Jes. 1. Ez. 16. Luk. 10). Wie also Jesaias eine Feige nahm, um die Krankheit des Hizkia zu heilen, so brauchten die Apostel, um nicht den Schein zu erwecken, als ob sie Zauberei trieben, Del bei ihren Heilungen, welche jedoch die natürliche Kraft und Wirksamkeit des Dels weit überstiegen, denn es waren Wunder. Und so könnte, nachdem jene Gabe zu heilen aufgehört hat, die Jakobusstelle gottselig und nützlich beim Gebrauche von Arzneimitteln bei den Krankheiten der Christen verwandt werden, daß sie nämlich zuvor an die Ursache der Krankheit erinnert würden, d. i. daß sie lernten ihre Sünden erkennen, durch den Glauben mit Gott versöhnt werden und im Gebet Gotte die Gesundheit befehlen. Darauf könnte man in gottseliger Weise Arzneimittel brauchen unter Anrufung des Namens Gottes und Hinzufügung gemeinsamer Gebete. Dies alles kann nützlich betrachtet werden in Absicht auf die Gründe der Anwendung von Salbung mit Del bei den wunderbaren Heilungen der Apostel.

Nicht also, weil Markus und Jakobus sagen, daß die Apostel die Kranken mit Del gesalbt haben, ist deswegen die letzte Delung der Päpstlichen daselbst eingesetzt oder verordnet. Denn weder Form noch Wesen noch die Handlung der päpstlichen Salbung kann aus der apostolischen Salbung bewiesen werden. Der Gebrauch aber, Zweck und Wirkung, welche die Päpstlichen ihrer letzten Delung geben, ist durchaus verschieden von der apostolischen Salbung, wie der Gegensatz selbst zeigt.

Diese ebenso klare wie gründliche Auseinandersetzung unseres „zweiten Martin“ wird, wie wir hoffen, unseren Lesern genügen, nicht allein in Bezug auf die „letzte Delung“ ein gutes, freies und fröhliches Gewissen zu haben, sondern überhaupt auch in der Furcht vor Gottes Wort sich nicht irre machen zu lassen, wenn etwa irgendwo die Meinung aufkommen sollte, als könnten oder brauchten wir nicht so genau in allen Stücken uns nach Gottes Wort zu richten, weil wir sonst ja auch „die letzte Delung brauchen müßten“. Als ob nicht wir, sondern die Papisten in der Schrift säßen. Wir haben gesehen, daß, wie sonst, so auch in diesem Stücke das gerade Gegenteil der Fall ist. Möchten wir nur als rechte Lutheraner, d. i. als rechte Bibelschriften, allezeit unseres Glaubens und Wandels in Gottes Wort gewiß sein!

H—r.

ist es wider die Liebe, über die Lehre zu streiten?

Das behauptet „Die Reform“ des P. Paulsen in Kropp in Nr. 9 des genannten Blattes in einem Artikel unter der Ueberschrift: „Die Zwietracht der Lutheraner.“ In diesem Artikel wird das Streiten über die Lehre göttlichen Wortes als schlechterdings unvereinbar mit dem Kennzeichen der Jüngerschaft Christi, mit der Liebe untereinander, hingestellt. Das ist sehr erklärlich bei einem Manne, dem aller Sinn für gründliche Reinheit und Einheit der Lehre so gänzlich abgestumpft ist, daß er bis auf diesen Tag in der Gemeinschaft einer Landeskirche, in der man geblieben ist, wahrhaft gotteslästerliche und allen Grund des Glaubens umstoßende Irrlehrer ruhig auf den Lehrstühlen der Kirche und in öffentlichen Blättern gewähren läßt. Er schreibt: „Wie oft hat uns das Herz geblutet, wenn Lutheraner, die voll und ganz miteinander einig sind, über den Grund der Lehre sich gegenseitig bekämpfen und bekriegen, ja von dem Wahl des Herrn ausschließen, nur deshalb, weil sie es dem Herrn nicht glauben wollen, daß die Liebe das Kennzeichen der Kinder Gottes ist. Das ist der Vann, der über der lutherischen Kirche und besonders über der lutherischen Freikirche liegt, daß sie irgend eine Lehre aus dem Umkreise nehmen und zu einer Lehre des Zentrums machen.“ Weiterhin werden die über die Lehre frei-

tenden Lutheraner mit sich prügelnden Knaben verglichen, denen der Vater mit der Rute zeigen müsse, daß Brüder friedlich miteinander verkehren sollen. Sodann heißt es: „Sollte nun der Vater im Himmel nicht mit Trauer und heiligem Jorn herabfahren auf die Kinder, welche sich zanken über Lehren, die zur Seligkeit nicht nötig sind, und die er mit dem Mantel des Geheimnisses bekleidet hat? Laß sie miteinander wetteifern in der Liebe, die Geheimnisse des Herrn zu enthüllen, soweit er dies haben will. Aber laß sie nie vergessen, daß die Blume, wenn sie gepflückt wird, um sie zu untersuchen, den Eindruck des Schönen verliert, den sie auf jeden Beschauer machen soll. Die Blume ist nicht dazu erschaffen, um gepflückt zu werden, (!) sondern um Auge und Geruchssinn zu erfreuen. Sollte es mit den Geheimnissen des Herrn anders sein?“ Die in den letzten Worten enthaltene angebliche Beweisführung zu widerlegen, würden wir für eine Beleidigung unserer Leser halten. Aber gegen den Vorwurf, den P. Paulsen mit alten und neuen Unionisten und Synkretisten erhebt, als sei es wider die Liebe, über Lehre zu streiten, wollen wir um des Bannes willen, der deswegen auf der Freikirche liegen soll, einige Worte sagen.

Wie Christus, der doch die Liebe selbst ist, gegen alle Verfälschung der Lehre gestritten und das Wehe über die Verfälscher ausgerufen hat, ist bekannt. Und St. Paulus, den doch niemand eines fleischlichen Eifers wird beschuldigen wollen, spricht Gal. 1, 8 den Fluch aus über die, welche (nicht ein anderes Evangelium, sondern) das Evangelium nur anders predigen würden, denn er. Und er lehrt, daß alle Schrift von Gott eingegeben, nicht nur zur Lehre, sondern auch zur Strafe, das ist zur Widerlegung der Irrlehre, nütze und gegeben ist. Auch soll jeder Diener Christi nach Gottes ausdrücklichem Wort nicht nur lehrhaft, sondern auch mächtig sein zu strafen die Widersprecher.

Wer darf nach alledem den ernstlichen Kampf gegen falsche Lehre für eine Verleugnung der Bruder- und Nächstenliebe erklären, da derselbe in Gottes Wort ausdrücklich geboten ist? Freilich, alle unsere Dinge sollen in der Liebe geschehen, also auch der Kampf gegen falsche Lehre. Aber das ist eben Liebe, daß man den Gegner zum Bewußtsein seines Irrtums zu bringen und arglose Christen vor dem seelengefährlichen Irrtum zu bewahren sucht. Süße Reden sind nicht immer ein Zeichen der Liebe. Judas verriet seinen Herrn und Meister mit dem Zeichen der Liebe und Freundschaft, mit einem Kuß. Gingen gegen gerade die Liebe oft in recht rauhem Gewande aufzutreten, wie Christus in brünstigster Liebe den Petrus einen Satan nannte. Wer seinen Nächsten straft auch auf die Gefahr hin, daß sich derselbe dadurch verletzt fühlt, zeigt damit sowohl, daß er seinen Bruder wahrhaft und mehr liebt als sich selbst (sonst würde er ja, um Verdruß zu meiden, das Strafen unterlassen), als auch, daß die Liebe Christi in ihm wohnt, welche ihn treibt, auch auf die Gefahr hin, Menschen zu verletzen oder von Menschen verkannt zu werden, Gottes Wort und Wahrheit zu bekennen und zu verteidigen. Gott sollen wir ja über alles lieben, auch mehr als die liebsten Freunde und frömmsten Menschen. Und Christus spricht: „Wer mich liebet, wird mein Wort halten.“ Wie kann man aber Gottes Wort halten, ohne den entgegenstehenden Irrtum zu strafen?

Doch P. Paulsen redet vom Streiten über solche Lehren, „die zur Seligkeit nicht nötig sind“, die also dem Mittelpunkt des Evangeliums von Christo, der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, ferner liegen, wie die Lehre vom Predigtamt. Darüber zu streiten, „während man in allen Fundamentalfaktoren vollständig einig“ sei, erklärt er für einen Makel auf dem Schilde des Bekenntnisses der Freikirchen. Aber daß zwischen den Lutheranern über jene Lehren Kampf ist, zeigt eben

deutlich, daß sie nicht in allen Fundamentalfaktoren vollständig einig sind. Luther sagt: „Wo dieser einige Artikel (von der Rechtfertigung) rein auf dem Plan bleibt, so bleibt die Christenheit auch rein und fein einträchtig.“ Die beklagenswerte Zwietracht unter den Freikirchen hat ihren Grund in der Uneinigkeit betreffs der Haupt- und Grundlehre des ganzen Christentums. Darauf haben wir unsere Gegner immer wieder hingewiesen, wiewohl vergeblich. Alle falsche Lehre, auch über Kirche und Amt, schädigt im Grunde die Rechtfertigungslehre. Und welcher sterbliche Mensch darf es überhaupt wagen, unter den in Gottes Wort klar geoffenbarten Lehren eine Auswahl zu treffen und zu erklären, daß man die einen als wesentlich anzusehen habe, während man andere als unwesentlich verwerfen könne? Was Gott dem Herrn wichtig genug erschienen ist, es uns in seinem Worte zu offenbaren, das muß auch uns wichtig genug sein, es festzuhalten und gegen alle Angriffe zu verteidigen, einerlei ob es unserer Vernunft nebenjächlich erscheint oder nicht. Die heilige Schrift ist keine Marktbude, aus der jeder auswählen kann, was ihm wichtig und nötig erscheint. Wir unsernteils fürchten uns vor dem Wort des Herrn: „Wer nun eins von diesen kleinsten Geboten auflöst, und lehret die Leute also, der wird der Kleinste heißen im Himmelreich“, d. h. er wird nicht hineinkommen. Zu meinen, es komme bei der Verteidigung der göttlichen Wahrheit und Widerlegung der Irrtümer nur auf die Hauptstücke an, ohne welche Glaube und Seligkeit überhaupt nicht möglich ist, während die übrigen Stücke christlicher Lehre nicht wert seien, darüber zu streiten, ist ebenso thöricht, wie wenn ein Festungskommandant nur die Hauptthore der Festung verteidigen und nichts darnach fragen wollte, daß der Feind anderwärts eine Breche in die Mauer legt. Jede falsche Lehre auch in scheinbaren Nebendingen ist ein gefährlicher Sauerteig. Ein wenig Sauerteig aber versäuert den ganzen Teig. Muß die Verletzung der inneren edleren Teile des menschlichen Leibes zum Tode führen, so kann doch auch eine Verletzung an Hand oder Fuß tödlich wirken. Auch die christlichen Lehren sind nicht eine zusammenhangslose Menge einzelner Sätze, sondern bilden einen Leib, dessen Glieder aufs innigste verbunden sind, daher wir die Glaubenslehren eben Artikel, d. h. Gliederchen nennen. Luther sagt: „Darum heißt es rund und rein, ganz und alles geglaubt oder gar nichts geglaubt. Der Heilige Geist läßt sich nicht trennen noch teilen, daß er ein Stück sollte wahrhaftig und das andere falsch lehren oder glauben lassen.“

Wenn endlich P. Paulsen sagt, die freikirchlichen Lutheraner stritten um solche Lehren, „die Gott mit dem Mantel des Geheimnisses bekleidet“, wozu er die Lehre vom Predigtamt rechnet, von der er behauptet: „Wir haben in der heiligen Schrift keine klar dargestellte Lehre vom Amt“, so sollte er sich hüten, seine Unklarheit der heiligen Schrift beizumessen. Alle Glaubensartikel, auch der vom Amt, sind in der heiligen Schrift in klarer, deutlicher, unzweideutiger Weise offenbart, so daß jeder darüber zur Klarheit kommen kann, der sich nicht den klaren Sinn der Schrift durch seine Vorurteile verhüllen läßt. Es ist papistisch, die Klarheit und Deutlichkeit der heiligen Schrift in Sachen der Lehre und des Glaubens zu leugnen. Die traurige Zerreißung der freikirchlichen Lutheraner in so viele sich gegenseitig bekämpfende Häuflein, dieses schreckliche Mergerniß und furchtbare Hindernis des Aufbaus der Kirche, hat ihren Grund nicht in der Unklarheit der Schrift, sondern darin, daß man sich, seinen vorgefaßten Meinungen zu lieb, nicht dem klaren Wort der Schrift unterwerfen will, und deshalb ist es Unrecht, denen, die für die Schriftwahrheit streiten, die Schuld für die Uneinigkeit beizumessen. Wir aber wollen nach wie vor für jedes Stück der göttlichen Wahrheit eintreten. Dadurch üben wir die rechte

Liebe, von der es heißt: „Sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit (zu der auch alle falsche Lehre gehört), sie freuet sich aber der Wahrheit.“ Es ist eine heuchlerische Liebe, die P. Paulsen in den Schlußworten seines Aufsatzes fordert und anpreist, wenn er schreibt: „Und jetzt, wo der Feind vor den Thoren steht, wo so sichtbar der Antichrist alle Mittel sammelt, um die Gemeinde des Herrn zu bekämpfen und zu bekriegen, da sollten Christen sich untereinander nur deshalb bekämpfen, weil sie Lehren, die nicht im Zentrum des Heils stehen, anders auffassen? Ist es nicht ein Verbrechen, miteinander zu hadern, wenn der Feind jeden Augenblick über die Mauer steigen kann? Wir wollen miteinander wetteifern, die Lehre der heiligen Schrift immer klarer zu erkennen und immer besser zu begründen. Aber wir wollen nicht unsere menschlich beschränkte Auffassung oder Darstellung einander an den Kopf werfen, um dadurch und damit zu trennen, was Gott der Herr geeinigt hat. Wir wollen das Wahl des Herrn nicht als ein Kampfmittel, um Uneinigkeit und Unfrieden zu vereinigen, gebrauchen, sondern das Wahl des Herrn soll uns Lutheranern gerade ein Einigungsband sein und uns zeigen, daß wir Kinder eines Gottes sind und Brüder eines Heilandes, daß wir uns als Brüder und Schwestern an dem Zeichen erkennen, das der Herr selbst gegeben hat: Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe zu einander habt.“ Das Abendmahl ist ein Einigungsband für alle die Kirchen, welche, wie es in der Konkordienformel, Art. 10, heißt, „in der Lehre und allen derselben Artikeln miteinander einig sind“. Wo das nicht der Fall ist, wird die Abendmahlsgemeinschaft zur Heuchelei und jede solche Abendmahlsfeier zum Greuel an heiliger Stätte. Was P. Paulsen hier fordert, ist ja das altbekannte Schibboleth der Union, wie denn die obige Ausführung in jeder Verteidigungsschrift der Union stehen könnte. Wir aber bekennen mit der lutherischen Kirche: „Aus welcher unserer Erklärung Freund und Feind, und also männiglich, klar abzunehmen, daß wir nicht bedacht (sind) um zeitlichen Friedens, Ruhe und Einigkeit willen etwas der ewigen, unwandelbaren Wahrheit Gottes (wie auch solches zu thun in unserer Macht nicht stehet) zu begeben, welcher Friede und Einigkeit, da sie wider die Wahrheit und zu Unterdrückung derselben gemeint, auch keinen Bestand haben würde; . . . sondern zu solcher Einigkeit herzliche Lust und Liebe tragen und dieselbe unjenseits nach äußersten Vermögen zu befördern von Herzen geneigt und begierig, durch welche Gott seine Ehre unverlezt, der göttlichen Wahrheit des Evangeliums nichts begeben, dem wenigsten Irrtum nichts eingeräumt wird.“ (Konkordienformel, Ausführliche Erklärung Art. XI.) K.

Nachrichten und Bemerkungen.

„Altenburg, 28. Sept. Der Bürgerschullehrer Otto Voigt hier war vor dreiviertel Jahren aus der evangelisch-lutherischen Landeskirche aus- und in die altlutherische Gemeinde eingetreten, wesswegen er zunächst vom Amte entbunden, später aber in Disziplinaruntersuchung genommen wurde, die gestern vor der Disziplinarammer des Landgerichts zur Verhandlung kam. Der Verteidiger Voigts behauptete, daß im Altenburger Schulgesetz von 1889 nicht klar ausgesprochen sei, welcher Konfession ein Lehrer im Altenburger Lande anzugehören habe; es könne in Altenburg ein Lehrer reformiert, ja sogar jüdisch sein, das Gesetz sei dem nicht entgegen. Wenn nun jemand, wie Voigt, in religiöser Beziehung einen Schritt weiter nach rechts thue, so sei das eher mit Freunden zu begrüßen, statt ihn deshalb abzusetzen. Als der Verteidiger, um die Handlungsweise Voigts in ein günstiges Licht zu stellen, davon sprechen wollte, daß gerade die Volksschullehrer in politischer wie religiöser Beziehung in der Regel mehr nach links zu neigen, entzog ihm der Präsident das Wort mit der Begründung, es gehöre nicht zur Sache, hier die politische und religiöse Stellung eines ganzen Standes zu kritisieren. Die Richter stellten sich, entgegen der Ansicht des Ver-

teidigers, auf den Standpunkt des sogenannten Grundgesetzes, nach dem eine Person, der die Erziehung und der Unterricht der Kinder in einer Schule des Landes anvertraut ist, Angehöriger der Landeskirche sein muß. Die Verhandlung endete damit, daß Voigt seines Amtes entsetzt wurde, doch ein Jahr lang die gesetzliche Pension beziehen soll. — So berichtet das „Zwickauer Tageblatt“ in Nr. 232. Die Angelegenheit wird jedenfalls das Reichsgericht noch beschäftigen und halten wir deshalb vorläufig mit weiteren Erörterungen über diese höchst auffällige, mit den Grundgesetzen von Freiheit des Gewissens und Trennung der Kirche und Schule unvereinbare Entscheidung zurück. Unser lieber Kampf- und Leidensgenosse aber sei hiermit der Fürbitte empfohlen.

Die **Wetzener Konferenz** findet diesen Herbst am 22. und 23. Oktober statt. Es wird über die zentrale Bedeutung der Rechtfertigung in Bezug auf die Lehre von Kirche und Amt verhandelt werden. Referent ist Herr Pastor Hübener aus Kolberg, Korreferent Herr Superintendent Fenzler aus Rottbus (von der Breslauer Synode). Wir erinnern daran, daß diese Konferenz nach der am 8. Oktober 1891 in Hamburg getroffenen Vereinbarung regelmäßig zusammenkommt und für die Teilnahme daran folgende Grundsätze maßgebend sind: „1. Die Unterzeichneten haben sich vereinigt zu einer Konferenz zur Besprechung und Verständigung über Lehrfragen aller Art, welche unter den Lutheranern unserer Tage streitig geworden sind. 2. Die Konferenz treibt ihre Arbeit im Bewusstsein zur Inspiration der heiligen Schrift als des irrtumslosen göttlichen Wortes und der einzigen Quelle aller christlichen Lehre auf dem Grunde der gesamten Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche.“ — Da übrigens unsere Synodalkasse noch immer leer ist, so empfiehlt es sich, zur Bestreitung der Reisekosten für unsere Delegierten zu dieser Konferenz besondere Kollektan zu erheben.

Breslau und Leipzig. „Nach einer Bekanntmachung im „Kirchenblatt“ in der Nummer vom 1. September hat das Leipziger Missionskollegium, betr. den Marburger Missionsverein, nur die eine Forderung unserer vorjährigen Generalsynode:

„daß die Missionare und andere Beamte der Leipziger Mission bei den Missionsfesten der hessischen landeskirchlichen Gemeinden nur als Berichterstatter, nicht aber als Prediger und also in solcher Form und Weise auftreten, daß der Unterschied deutlich hervortrete“, in vollem Umfange erfüllt. Dagegen hat das Missionskollegium der ebenfalls von der Generalsynode geforderten Forderung gegenüber:

„daß Geistliche der hessischen Provinzialkirche zu Festpredigern auf den Missionsfesten in Leipzig hinfür nicht mehr berufen werden sollen“, erklärt:

„daß es als „eine heilige Pflicht erachte, bei der Wahl eines Festpredigers auf berechnete kirchliche Wünsche und Bedenken alle thunliche Rücksicht zu nehmen“.

Unsere Leser kennen den von uns in dieser Frage vertretenen Standpunkt, der uns schon jene beiden Forderungen überhaupt nicht genügend erscheinen ließ, und jetzt um so weniger, als sie ihrem Wortlaute nach noch nicht ganz erfüllt sind.“

So schreibt „Gottbold“. Es ist dieses ganze Abkommen nichts als ein sehr klägliches Stück Kirchendiplomatie, durch welches die unionistische Stellung der Leipziger Mission verdeckt werden soll. Daß die herrschende Partei der Breslauer Synode damit zufrieden ist, ist erklärlich. Diejenigen aber, welche klarer sehen, sollten auch ernster dagegen auftreten, als hier im „Gottbold“ geschieht.

Aus der **Brüdergemeinde** kommen ebenfalls Nachrichten von trauriger Zerrüttung infolge des Eindringens der neueren Theologie, wie wir in Nr. 10 S. 83 d. Bl. mitgeteilt haben. Wie tief aber der Schaden sich schon eingefressen hat, zeigt sich daraus, daß im „Brüderboten“ der Theologe D. Plitt in Riestky in einer Besprechung jenes „Offenen Briefes“, seinem tiefen Schmerz über die gegenwärtige Lage der Brüdergemeinde Ausdruck gebend, sagt — wir folgen den Mitteilungen des „Gottbold“ vom 6. Oktober —, es seien unter den jüngeren Theologen der Brüdergemeinde nicht nur „manche“, die „augenblicklich“ solche Wege gehen, welche die Stellung gläubiger und gewissenhafter Unterwerfung unter die Schrift als Quelle unseres seligmachenden Glaubens vermissen lassen, ja ihr völlig entgegengelegt sind, sondern die Mehrzahl derselben, wie sie seit etwa 10 Jahren im Seminar (zu Gnadenfeld) gebildet worden sei; dieselben befänden sich in der schmerzlichen und unheilvollen Lage, unterscheiden zu müssen zwischen einem öffentlichen zu Recht bestehenden Bekenntnis der Brüdergemeinde als solcher und dem Herzensglauben oder der Verstandesmeinung einzelner. In der ziemlich resultatlos verlaufenen Besprechung der gegenwärtigen Lehrweise im Seminar am 18. April in Göttingen sei niemand bereit gewesen, ein Referat über die Verhandlungen zu machen, in welchem man nur den scharfen Gegensatz der Ueberzeugungen hätte konstatieren können. Unter diesen Umständen müsse man sagen, daß, menschlich angesehen, der Schade sehr böse, verzweifelt böse sei, und man solche, die auf dem selbstgewählten Standpunkte stehen bleiben wollen, nötigen müßte, eine Gemeinde zu verlassen, die noch heute fest auf dem Boden des biblischen Glaubens

stehe, und daß, falls dies nicht geschieht, es mit der Brüdergemeinde bald zu Ende gehen müßte. Die Sichtung sei groß und schwer, tiefer als alle bisherigen, sie taste die Lebenswurzel der Gemeinde an, die Schrift als Gottesoffenbarung. — Es wird manchem höchst verwunderlich vorkommen, von Lehrsreitsigkeiten und Ausscheiden zu hören in der Brüdergemeinde, die sich rühmet, über allen Lehrsreitsigkeiten zu stehen, und deren landeskirchliche Anhänger verächtlich herabsehen auf die „Lehrsreitsigkeiten“ Lutheraner, ihrer eignen Liebe und Duldsamkeit sich rühmend. Aber es ist uns gar nicht auffällig, daß es auch in der Brüdergemeinde endlich dahin kommt. Eine Zeit lang kann man wohl im Gefühlschristentum die Lehre geringschätzen und doch im wesentlichen einig bleiben. Aber auf die Dauer geht das nicht, zumal in einer Zeit, wo die falsche Lehre im gleißenden Gewande gerade des Gefühlschristentums auftritt. Der Ruhm ist nicht fein, den die Direktion der Brüdergemeinde giebt: „Der Herr hat die Brüdergemeinde eben dazu gesetzt, daß sie ein Ort sei, wo über allen die Christen und Gläubigen wieder und wieder entzweiten Lehrsreitsigkeiten hochgehalten werde die Einigkeit des Glaubens, das Friedensband der Liebe, die Eine selige Hoffnung des Himmelreiches.“ Denn die „Einigkeit des Glaubens“ ist eben thatsächlich nicht vorhanden, war es auch vor dem Eindringen der modernen Theologie nicht, da reformierte und lutherische Anschauungen nebeneinander standen. Und eine solche „Einigkeit“, die bei verschiedener Lehre vorhanden sein soll, ist nicht die „Einigkeit des Geistes“, von welcher die Schrift redet. Denn dieselbe besteht vor allem in einheitlicher Lehre (Apostelgesch. 2, 41; 1 Kor. 1, 10). Wer falscher Lehre nicht ernstlich widersteht, wird von ihr überwältigt; denn ihr Wort frisst um sich wie der Krebs.

Pastor Dandewerts in Kirchwistedt, Hannover, ist wegen Vergehens gegen die öffentliche Ordnung zu zwei Monaten Festung und vom Konfistorium zu Stade zur Amnestie ohne Ruhezugabe verurteilt worden. Der Grund ist, daß der Genannte bei der Gustav-Adolfs-Feier am zweiten Advent vorigen Jahres vor der angeordneten Kollekte gewarnt, auf den unierten Charakter des Gustav-Adolfs-Bereins hingewiesen, dem der Ertrag überwiesen werde, und statt dessen den lutherischen Gottesdiensten warm empfohlen hat. Auch hat er in der dem Hauptgottesdienst sich unmittelbar anschließenden Kinderlehre seine geschichtliche Auffassung von Gustav Adolf, sowie seinen politischen Standpunkt kund gegeben und dabei zur Charakterisierung der heutigen Zeit gesagt: „Die Kinder gehorchen nicht mehr den Eltern; die Eltern erziehen ihre Kinder nicht mehr in der Zucht und Ermahnung zum Herrn; die Dienstboten lehnen sich auf gegen ihre Herrschaften. . . Die Fürsten treten das Recht mit Füßen.“ So berichtet die „Hannov. Pastoral-Korr.“ Auch dieser Vorgang zeigt, daß wenn es sich um den Gehorsam gegen ihre Verordnungen handelt, die Herren vom Konfistorium durchaus nicht mit sich spaßen lassen. Sonst aber mögen Ritschlianer und andere grobe Irrlehrer den Grund alles Christentums umstoßen und die Seelen schamlos ins Verderben führen, darnach fragen die Herren Konsistoriale nicht.

Zum Kapitel „Grabreden von Laien“ fällt der Straffenat des Kammergerichtes in der Revisionsinanz abermals eine dem christlichen und kirchlichen Prinzip abträgliche Entscheidung, welcher folgender Inhaltsbestand zu Grunde liegt: „Auf Grund einer Verordnung der königl. Regierung zu Breslau vom 21. März 1855, welche den Laien Grabreden verbietet, waren mehrere Personen, welche bei einer Begräbnisfeierlichkeit am Grabe gesprochen hatten, angeklagt. Die Angeklagten wurden jedoch sowohl vom Schöffengericht Wistegiersdorf, sowie von der Strafkammer zu Waldenburg unter der Annahme freigesprochen, daß die betreffende Verordnung sich nur auf kirchliche Begräbnisstätten beziehe, der hier in Betracht kommende Friedhof aber sich im Besitze der Gemeinde befunden habe. Die Staatsanwaltschaft, welche der Ansicht war, daß die Verordnung sich auf alle Kirchhöfe ohne Ausnahme beziehe, legte Revision ein, welche aber vom Kammergericht zurückgewiesen wurde. Das Kammergericht nimmt also an, daß im Regierungsbezirk Breslau trotz der Verordnung vom 21. März 1855 Grabreden von Laien auf Gemeindefriedhöfen gestattet seien.“ Demnach ist eine christliche Gemeinde nicht mehr sicher, auf städtischen Friedhöfen z. B. freireligiöse und sozialistische Grabreden mit anhören zu müssen. Die Gemeinden werden es sich nach solchen Entscheidungen doppelt überlegen müssen, ehe sie sich auf simultane oder in nichtkirchlicher Verwaltung befindliche Kirchhöfe einlassen. — So schreibt die „Allg. ev.-luth. Kz.“ Wir sind als Lutheraner zwar nicht für „Grabreden von Laien“. Denn wir bekennen in 14. Artikel der Augsburgischen Konfession, „daß niemand in der Kirche öffentlich lehren oder predigen oder Sakrament reichen soll ohne ordentlichen Beruf.“ Indessen will uns scheinen, daß die „Lutheraner“ von der Luthardt'schen Kirchenzeitschrift, die doch sonst mit allen möglichen Ungläubigen Kirchengemeinschaft zu halten sich nicht schämen, durch Benennung kommunaler Friedhöfe aber sich zu verunreinigen fürchten, den Juden nicht unähnlich sind, die nicht in das Nichts gehen wollten, in welches sie doch den Herrn Jesus überantwortet hatten. Wir frei-

kirchlichen Lutheraner möchten übrigens wünschen, daß alle Kirchhöfe Gemeindefriedhöfe würden, da die staatskirchlichen Pastoren an manchen Orten ihr Aufsichtsrecht dazu mißbrauchten, uns freikirchlichen Pastoren das Reden daselbst zu verbieten oder gar die Fürsorge für unsere Leiden selbst zu übernehmen.

„Das Ministerium Vosse und die evangelisch-theologischen Fakultäten.“ Das ist's, worüber jetzt wieder innerhalb der unierten preussischen Landeskirche Spektakel gemacht wird. Der Kultusminister hat nämlich, wohl um die sogenannten „Positiven“ zu beschwichtigen, ohne die Bonner Fakultät weiter zu befragen, den Konsistorialrat Göbel zum Professor in Bonn ernannt. Darüber sind aber wieder die Liberalen entrüstet, schreiben höhrend: „Der Strafprofessor kommt“ u. i. m. und belagen sich über die Intoleranz (Unduldsamkeit) der „Positiven“. Letztere wollen sich jedoch solchen Vorwurf nicht gefallen lassen. Und so hat denn ein Pastor Müller aus Barmen, Vorsitzender der „Rhein.-Westf. Vereinigung der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses“, unter obiger Spitzmarke im „Reichsboten“ vom 4. u. 5. Okt. einen langen Leitartikel veröffentlicht, welcher für den unierten, d. i. zweideutigen und also innerlich widerspruchsvollen und unwahrhaftigen Standpunkt der „Bekenntnistreuen“ und „Orthodoxen“ innerhalb der preussischen Landeskirche recht bezeichnend ist. Wird da z. B. behauptet, man wolle nichts anderes, „als daß die theologischen Universitätslehrer sich unter die Autorität des Wortes Gottes stellen und auf das Bekenntnis der Kirche, welcher sie angehören und der ihre Arbeit dienen soll, gebührende Rücksicht nehmen.“ Aber freilich, was für ein Bekenntnis hat denn die „Kirche, welcher sie angehören“? So kann denn natürlich alles nicht so ernst gemeint sein, und während die negativen (ganz ungläubigen) Gegner ihrerseits wenigstens so ehrlich und „überzeugungstreu“ sind, ihre Richtung für die alleinberechtigte zu halten, weisen diese „Positiven“ die Zumutung, als wollten sie die anderen allmählich verdrängen, mit Entrüstung zurück und beteuern, sie wünschten nur „einen Vertreter der Rechten“, begehrten „ja nur, daß man auch einen der Unrigen dort in die Arena treten läßt, ihm Sonne, Licht und Raum wie den theologischen Gegnern gewährt“, um die Gegner — nicht mit der Schrift, nein, damit ist es so ernst nicht gemeint, sondern — „wissenschaftlich zu widerlegen.“ Die „Kölner Zeitung“ hatte sich ferner auf den Großen Kurfürsten berufen, der ja unter uns Lutheranern als Verfolger der lutherischen Kirche und namentlich eines Paul Gerhardt bekannt ist. Wie sollte aber wohl ein geborgener Unterthan der königlich preussischen Landeskirche, dem tote wie lebendige Hohenzollern selbstverständlich höher stehen als Bibel und Bekenntnis, es sich beikommen lassen, daß er könnte mit einem solchen in Widerspruch stehen? Trotz aller „Orthodoxie“ und „Bekenntnistreue“ wird da die Frage aufgeworfen: „Wer widerspricht denn dem Sage des Großen Kurfürsten, daß nämlich, kein Professor für seine Lehre einer Synode oder Kirchenversammlung verantwortlich sei?“ . . . Wir wollen doch auch zur Klarstellung der Sache darauf verweisen, daß die beiden Parteien, welche dazumal — Gott sei es geklagt — wider einander eiferten und von dem Großen Kurfürsten zum Frieden angehalten wurden, auf demselben Grunde des Wortes Gottes und eine jede für sich auf ihrem reformatorischen Bekenntnis standen, daß es sich aber heutzutage nicht um einen Gegensatz von Lutheranern und Reformierten oder Helmsstädtern handelt, sondern daß jene beiden Konfessionen, wie es der Wunsch des Großen Kurfürsten war, auf dem gemeinsamen Grunde der Schrift und eine jede bei ihrem Bekenntnis friedlich miteinander leben und zwar in derselben Landeskirche. Jetzt aber sind sie beide eins in der Abwehr gegen Angriffe, die gegen ihre gemeinsamen Fundamente gerichtet sind.“ Das letztere ist zwar wahr, und die „positiven“ Unierten haben allerdings insofern den Großen Kurfürsten auf ihrer Seite. Sofern sie aber sich selbst den Namen „orthodoxer“ (rechtgläubiger) und „bekenntnistreuer“ Männer geben, sind sie nichts als Falschmünzer. Wie können denn, wie sie behaupten, Lutheraner „auf ihrem Bekenntnis“ stehen, als solche die daselbe leugnende reformierte Irrlehre verdammen und gleichzeitig behaupten, die Reformierten „ständen auf demselben Grunde des Wortes Gottes“? Da gilt vielmehr, was geschrieben steht: „Wie reinen sich Siroh und Weizen zusammen?“ (Jer. 23, 28) und: „Quiltet auch ein Brunnen aus einem Loch süß und bitter?“ (Zak. 1, 11) und: „Wehe denen, die Böses gut und Gutes böse heißen, die aus Finsternis Licht und aus Licht Finsternis machen, die aus Sauer süß und aus Süß sauer machen“ (Zek. 5, 20).

Der Alexianerbruder Heinrich, der, wie auch wir seinerzeit berichteten, wegen wissenschaftlichen Meineids angeklagt war, ist nunmehr, da der Nachweis von dessen wissenschaftlichem oder fahrlässigem Meineid nicht erbracht sei, freigesprochen und sofort in Freiheit gesetzt. Die Kosten wurden der Staatskasse auferlegt.

Der 9. „Deutsche Evangelische Schulkongress“, in diesen Tagen in Potsdam versammelt, hat seinen unierten Charakter nicht verleugnen können. Zwar hatte der Realgymnasialdirektor Prof. Dr. Zange in seiner Begrüßungsrede so schön klingende Worte geredet wie diese: „Tief

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

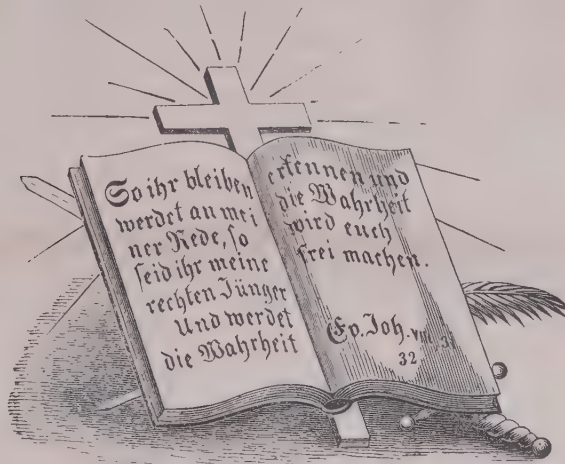
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die l. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 20. Nr. 23.

Bückau in Sachsen.

3. November 1895.

Zum Reformationsfest.

(Synodalrede des ehrw. Präses P. Succop in Chicago, abgedruckt aus dem Bericht des Illinois-Distrikts.)

(Schluß.)

„Der Herr ist mein Heil“ bekennen wir, aber nicht unmittelbar, sondern mittelbar, nämlich im Wort und in den Sakramenten. Darum bezeichnet Paulus das Wort als Mittel des Heils. Er spricht 1 Kor. 1, 15: „Durch welches ihr auch selig werdet.“ Ja, der Herr betrachtet sein Wort geradezu als Träger seines allgenussamen Verdienstes. Denn statt zu sagen: Ihr seid rein um des Gehorsams willen, damit ich dem Vater genuggethan, sagt er: „Ihr seid rein um des Wortes willen, das ich zu euch geredet habe.“ Und von der Taufe heißt es: „Laß dich taufen und abwaschen deine Sünden“ (Apostelgesch. 22, 16). „Wie viel euer getauft sind, die haben Christum angezogen“ (Gal. 3, 26. 27). Und vom heiligen Abendmahl heißt es: „Das zeigen uns die Worte: Für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden. Und wer denselben Worten glaubet, der hat, was sie sagen und wie sie lauten, nämlich Vergebung der Sünden.“

Gott handelt mit uns allein durchs Wort. Gottes Wort ist nicht kraftlos, wie Menschenwort, sondern Gott giebt, wenn er spricht, „denn so er spricht, so geschieht's, und so er gebet, so steht's da“. Menschen mögen immerhin kommen und Frieden wünschen, das wird nicht viel nützen, wenn aber Christus unter seine zitternden Jünger mit dem Friedensgruß tritt, stillen sich unter seinem Wort ihre Herzen, wie die Wellen des galiläischen Meeres. Er giebt nicht, wie die Welt giebt. Wenn er in seinem Wort zu uns sagt: „Wer glaubt, wird gerecht“, und du glaubst, so bist du gerecht, denn sein Wort ist allmächtig und wahrhaftig.

Alte und neue Schwarmgeister sind mit solchem Bekenntnis wenig zufrieden. Diese sagen vielmehr, jeder müsse wenigstens einmal in seinem Leben die Stimme vom Himmel vernehmen: Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben. Das sei das Heil. Sie weisen nicht ins äußerliche Evangelium, klagt Luther, sondern ins Schlaraffenland und sagen: Stehe in der Langeweile, wie ich gestanden bin, so wirst du es auch erfahren. Da wird die himmlische Stimme kommen und Gott selbst mit dir reden. Siehst du da den Teufel, den Feind göttlicher Ordnung! Wie er dir das Maul aufsperrt und doch dieweil Steg und den Weg, Leiter und alles umreißt, dadurch der Geist zu dir kommen soll, nämlich die äußerlichen Ordnungen Gottes in der leiblichen Taufe, Zeichen und mündlichem Wort, und will dich lehren, nicht wie der Geist zu dir, sondern wie du zum Geist kommen sollst, daß du sollst lernen auf den Wolken fahren und auf dem Winde reiten. Und sagen doch nicht: wie oder wenn, wo oder was, sondern sollst's erfahren wie sie.

Wohl meinen manche, es sei Gottes unwürdig, sich an die irdischen Stoffe, Wort, Wasser, Brot, Wein, zu binden. Dies erinnert aber lebhaft an Petrus: Herr, du solltest mir die Füße waschen? Du, der lebendige Gott? Mit armem Wasser? Was erwidert aber der Herr? Werde ich dich nicht waschen, so hast du keinen Teil mit mir. Auch den Schwarmgeistern sagt er: So ihr mein Wort, Taufe, Absolution, Abendmahl verachtet, so sucht ihr vergeblich anderswo Heil, Vergebung, Gerechtigkeit, Seligkeit.

David spricht aber auch: Der Herr ist mein Heil. Er spricht mit Nachdruck: mein Heil. Er will dadurch seine Zuversicht und Gewißheit ausdrücken. Auch dies bekennen wir als Synode.

So nötig es ist, daß dem Menschen der falsche Friede, die falsche Ruhe, der falsche Trost und die falsche Hoffnung, die jeder Mensch von Natur hat, zu Schanden gemacht und

genommen werde, so ist doch dies nur eine Vorbereitung auf die Hauptsache unseres Amtes, welche darin besteht, daß der Mensch seines Gnadenstandes und seiner Seligkeit gewiß gemacht werde. In unseren Gemeinden sollte kein Glied trostlos klagen müssen: Ach, ich wollte gerne glauben, daß der Herr mein Heil ist, aber wie darf ich, da mein Herz noch so sündhaft, unrein, finster und tot ist? Da sollte vielmehr jedem immer und immer wieder bezeugt werden: Ach, freilich darfst und sollst du glauben, wer du auch seiest. Siehe, das Wort verkündigt dir nicht nur, sondern bringt dir auch wahrhaftig Gnade. An dieses Wort darfst und sollst du dich daher halten. In der heiligen Taufe hat auch dich Gott schon angenommen, und seine Gaben und Berufung mögen ihn nicht gereuen. An diese deine Taufe darfst und sollst du dich daher halten. In jeder Absolution wird dir wirklich und wahrhaftig die Vergebung aller deiner Sünden zugesprochen, an diese Vergebung darfst und sollst du dich halten. Bei jeder Kommunion spricht Christus zu dir: „Für euch gegeben, für euch vergossen zur Vergebung der Sünden.“ An dieses: „Für euch“ darfst und sollst du dich daher halten. Siehe, so, so und auf keinem anderen Wege wird Gottes Gnade dein Eigentum, daß keine Sünde, keine Welt und kein Teufel sie dir rauben oder streitig machen kann. Unsere Zuhörer müssen das immer und immer wieder hören, wollen sie zur Gewißheit der Gnade Gottes und ihrer Seligkeit kommen, so dürfen sie ihren Glauben keineswegs auf die eingetretene Besserung oder auf das wechselnde Gefühl des eigenen Herzens, sondern lediglich auf den nie wankenden Grund der Gnadenmittel gründen. So allein lernt man sagen: Der Herr ist mein, mein Heil.

Doch, hochgeehrte und hochwerte Synodalgenossen, ich fürchte, Ihre Geduld schon jetzt zu viel in Anspruch genommen zu haben, und doch muß ich mir Ihre Nachsicht noch auf einige Minuten erbitten, wenn ich Sie auf die folgenden Worte Davids aufmerksam mache: „Vor wem sollt ich mich fürchten?“ Wie ein tapferer Siegesheld steht David kühn und freudig auf dem Felsen des Glaubensstrotzes und schwingt sein Siegesfähnlein lustig vor aller Welt und allen Feinden empor.

Auch wir rufen mit ihm aus: Der Herr ist mein Heil, vor wem sollt ich mich fürchten? Etwa vor solchen, die uns vorwerfen, wir wären Verächter des göttlichen Gesetzes? Wir hielten es am Ende mit jenen, die behaupteten, das Gesetz gehöre aufs Rathhaus, wolle man die Leute zur Buße bringen, solle man ihnen Christi Leidensgestalt recht vormalen? Wir antworten: Wir wissen, niemand kann in Wahrheit sagen: der Herr ist mein Heil, der nicht erst die Wirkung des göttlichen Gesetzes an seinem Herzen erfahren hat, der nicht erst ein armer Sünder geworden ist. Wir wissen, daß deshalb unser Herr befohlen hat, erst Buße und dann Vergebung der Sünden zu predigen, daß Petrus den Juden verkündigte: „Thut Buße“, und daß Paulus den Heiden zurufte: „Nun aber gebietet Gott allen Menschen, Buße zu thun.“ Wir bekennen mit Dr. Walther: „Auch Christen muß das Gesetz gepredigt werden. Das ist das Salz, welches neben der evangelischen Speise ihnen gegeben wird, damit ihr alter Adam nicht wieder zu Kräften kommt. Denn obwohl das Gesetz den Christen als Christen nichts angeht, so braucht er es gar notwendig, sofern er noch Fleisch und Blut hat. . . Christen möchten gerne den alten Menschen ganz ausziehen, aber sie können es nicht, und darum eben ist es nötig, daß ihm immer und immer wieder das Gesetz vorgehalten und er dadurch niedergeschmettert wird.“ Auch im Katechismusunterricht, erklärt Dr. Walther, gilt es, sich wohl

in Acht nehmen, daß man dem Gesetz ja durch das Evangelium nicht die Spitze abbreche. Denn es ist kein Wunder, wenn der Katechismusunterricht über die zehn Gebote gar keinen Eindruck macht und gar keine Frucht bringt, wenn man, ohne das Gesetz recht geschärft zu haben, gleich mit evangelischem Trost kommt. Dann beruhigen sich die Kinder und werden nie arme Sünder. Den Kindern muß ebenso scharf das Gesetz gepredigt werden, als wären es lauter Judassee. Dann werden sie arme Sünder. Das ist keine Grausamkeit, sondern die höchste Liebe, die wir den Kindern erweisen können. O selige Kinder, die solche Prediger und Lehrer haben, welche sie zu armen Sündern machen. — Das aber sagen wir: So notwendig es ist, das Gesetz zu treiben, so ist das Gesetz nicht die eigentliche Predigt, die wir unseren Gemeinden und Schulen bringen sollen, sondern nur die Vorbereitungs predigt auf die eigentliche, nämlich auf die Predigt des Evangeliums.

Oder sollen wir uns fürchten vor den pietistisch Gesinnten, die das immer an unserer Predigt auszusetzen haben, daß wir zu wenig Gesetz bringen und nicht scharf genug strafen? Oder sollen wir uns fürchten vor unserem eigenen Herzen? Dieses sagt uns zuweilen, man solle doch von der tröstlichen Lehre des Evangeliums schweigen, denn so viele würden je länger je ärger und brauchen es zur Sicherheit und trösten sich, wie es scheint, in die Hölle hinein. Man solle die Lehre: „Der Herr ist mein Heil“ weniger reichlich bringen.

Darauf antwortet der Nordwestliche Synodalbericht von 1877: „Wird das Evangelium vor allem gepredigt, so nimmt man vielfach wahr, daß die Frucht solcher Predigt nur eine sehr geringe zu sein scheint. Viele werden, je länger sie das Evangelium hören, desto ärger in ihrem Wandel. Luther hat diese Erfahrung auch machen müssen. Aber so wenig sich St. Paulus hierdurch abhalten ließ, das teure Evangelium in seiner ganzen Fülle und Lieblichkeit zu verkündigen, so wenig ließ Luther nach, es immer und immer denen zu verkündigen, die zu ihm in die Kirche kamen. Luther spricht sich also darüber aus: „Es gehet nicht anders: predigt man den Glauben, so werden die Leute laß, wollen nichts Gutes thun, niemand dienen noch helfen; predigt man aber den Glauben nicht, so werden die Herzen erschrocken und verzagt, richten eine Abgötterei an über die andere. Man mache es, wie man wolle, so will es nicht helfen. Doch soll und muß man den Glauben an Christum predigen, es gerate auch, wie es wolle. Ich will viel lieber hören, daß man von mir sage, ich predige zu süße, und daß meine Predigt die Leute hindere an guten Werken (wiewohl meine Predigt solches nicht thut), denn daß ich den Glauben an Christum nicht predigen sollte, und wäre da keine Hilfe noch Rat für die blöden, geängsteten Gewissen. Das müssen wir geschehen lassen, daß etliche der Unseren eitel Sicherheit und Vermessenheit daraus machen. Die anderen aber, als die Werkthätigen, lästern uns darüber und sagen, wir machen die Leute faul, daß sie nicht kommen zur Vollkommenheit. Christus hat es selber hören müssen, er wäre der Böllner und Sünder Geselle, er brähe den Sabbath zc. Wir werden's nicht besser haben.“

Oder sollen wir uns vor solchen fürchten, die uns tote Orthodoxe schelten, die auf unsere Gemeinden, als auf Häufen Unbefehrter Stolz herabsehen und jedes Aergernis, das freilich auch in rechtgläubigen Gemeinden vorkommt, ausbreiten zum Beweis, daß die Weise, vor allem das Evangelium zu predigen, geistliches Leben nicht recht aufkommen lasse? Wir antworten mit Dr. Walther: Sind die Zuhörer auf jenem Wege gewiß gemacht, daß sie teure Gnadenkinder Gottes seien,

daß das Evangelium Gottes Gnadenbotschaft auch an sie insonderheit sei, und daß Sakrament und Abolution ihren Glauben an das Evangelium göttlich versiegeln, und werden sie nun nicht geselich, sondern „durch die Barmherzigkeit Gottes“ zu christlichem Leben ermahnt, so sind sie lustig und fröhlich, alles zu thun, was Gott gefällt. Es bestätigt sich an ihnen dann das Wort Pauli: „Die Sünde wird nicht herrschen können über euch, sintemal ihr nicht unter dem Gesetz seid, sondern unter der Gnade.“ Und das Wort Davids: „Wenn du mein Herz tröstest, so laufe ich den Weg deiner Gebote.“ Und was die Hauptsache ist, ihre Werke sind dann keine Schein- und Heuchelwerke, sondern wahrhaft gute Werke, denn sie thun sie nicht in knechtischer Gesinnung, aus Furcht der Hölle (sie wissen ja, daß sie keine Hölle mehr zu fürchten haben). Sie thun sie auch nicht in lohnbienerischer Gesinnung, um sich damit den Himmel und die Seligkeit zu verdienen (sie wissen ja, daß ihnen beides schon verdient und geschenkt sei). Sie thun ihre Werke vielmehr aus freier Liebe, zu Dank der ewigen Gottesliebe, die sich ihrer erbarmt hat.

Oder sollen wir uns vor dem Vorwurf fürchten: Wir seien zu exclusiv? Fürchten vor solchen, die da sagen: Wir bekennen doch mit euch: Der Herr ist mein Heil. In der Haupt- und Grundlehre sind wir ganz einig. Thut ihr recht daran, daß ihr euch nicht mit uns vereinigt und uns die Bruderhand verweigert? Wir antworten: Schon zu der Apostel Zeiten gab es Prediger, welche auch predigten, daß Christus der Sohn Gottes und Heiland der Welt sei, die also damit und soweit rechte Lehre führten, welche aber nichtsdestoweniger unter anderem lehrten, wer gerecht und selig werden wolle, der müsse freilich auch das Gesetz Moses halten, sich beschneiden lassen, den Sabbath beobachten. Was half es diese nun, daß sie Christum zum Grunde gelegt hatten? Mit ihren Nebenlehren stießen sie den von ihnen selbst gelegten Grund auch selbst wieder um; anstatt Gottes Haus mit zu bauen, zerstörten und verderbten sie es nur. Daher ruft denn der Apostel auch den Christen zu Rom zu: „Ich ermahne aber euch, lieben Brüder, daß ihr aufsehet auf die, die da Zertrennung und Aergernis anrichten neben der Lehre, die ihr gelernt habt, und weicht von denselbigen.“ Es ist dies namentlich für unsere religionsmengerische, unionistische Zeit von besonders hoher Wichtigkeit. Denn wohl gestehen es in unseren Tagen noch viele zu, daß ja freilich Christus zum Grunde gelegt werden müsse, aber ob man dann auch allein auf diesem Grunde weiter baue, das achtet man für eine nicht eben so wichtige, wenn nicht gar für eine gleichgültige Sache. Laßt uns aber nie vergessen, haben wir Christum zum Grunde gelegt, wohl uns! so haben wir zwar damit das zuerst Notwendige gethan; aber dann gilt es, daß wir nun auch allein darauf bauen. Thun wir dies nicht, predigen wir vielmehr nach gelegtem guten Grunde solche Lehren, die diesem Grunde auf irgend eine Weise widersprechen, so reißen wir selbst den von uns gelegten Grund wieder um und werden so, vielleicht ohne es selbst zu ahnen, nichts weiter, als des Hauses Gottes ärgste Feinde und Zerstörer.

Ich schließe mit einem Worte Dr. Walthers: „Die Lehre, daß Jesus Christus, wahrer Gott und Mensch, nicht ein neuer Gesetzgeber, auch nicht ein Lehrer ist, der dem Menschen sagt, was er selbst thun müsse, sich selig zu machen, sondern, daß er wahrhaftig ein vollkommener Heiland aller Menschen ist — diese Lehre muß der Grund sein, auf welchem unsere Synode selbst steht, das Brot, davon sie lebt und damit sie speist; die Kelle, damit sie baut; das Schwert, damit sie kämpft; der Schild, damit sie sich deckt; das Banner, um das sie ver-

sammelt ist; die Festung, in welcher sie wohnt; die Sonne, die ihr leuchtet. Daß diese Lehre in allen unseren Häusern, in allen unseren Schulen, in allen unseren Kirchen im Schwange gehe, das muß sodann das erste und letzte Ziel aller unserer Arbeit als Synode sein. Diese Lehre ist vor allem jenes Wort, von dem Gott sagt, daß es nie leer wieder zurückkommen solle. Verlieren wir diese Lehre, so sind wir nicht nur selbst verloren, sondern auch alles unser sonstiges Lehren und Arbeiten ist verloren, so bauen wir Babel. Behalten wir aber diese Lehre, mögen dann wir hier in Amerika noch so ungeschickte und unerfahrene, noch so einfältige und ungelehrte, noch so unwürdige und verächtliche Werkzeuge sein, so bauen wir, so wahr Gott lebt, Gottes Haus. So laßt uns denn einstimmen in das Bekenntnis, welches unsere evangelisch-lutherische Kirche einst durch Luthers Mund und Feder in den sog. Schmalkaldischen Artikeln abgelegt hat und noch heute ablegt: „Von diesem Artikel steht alles, was wir wider den Papst, Teufel und alle Welt lehren und leben. Darum müssen wir des gar gewiß sein, und nicht zweifeln, sonst ist es alles verloren und behält Papst und Teufel und Welt und alles wider uns den Sieg und Recht.“ Amen.

Die hohe Wichtigkeit der reinen Lehre von Kirche und Amt für den christlichen Glauben und die kirchliche Praxis.

(Fortsetzung.)

5. These.

Das Predigtamt hat die Gewalt das Evangelium zu predigen und die heiligen Sakramente zu verwalten und die Gewalt eines geistlichen Gerichts.

Weil das heilige Predigtamt ein wirkliches, zu einem ganz bestimmten Zwecke von Gott gestiftetes Amt ist, so hat dasselbe auch seinen ganz bestimmten Begriff und Umfang, seine ganz bestimmten Rechte und Pflichten, eine ganz bestimmte Gewalt, von Gott selbst ihm gegeben und in seinem heiligen Worte theils vorgeschrieben, theils gewährleistet. Dies zu merken ist von ganz besonderer Wichtigkeit gegenüber aller und jeder willkürlichen Auffassung und Behandlung des Predigtamtes seitens der Menschen, die da meinen, sie könnten mit demselben machen was sie wollen. Ist doch das gerade auch ein Stück des Antichristentums, daß der Papst, der große Antichrist, unter dem Vorgeben, alle Rechte und Gewalten der Kirche stünden bei ihm, sich anmaßt, frei darüber zu schalten und zu walten, wie die ihm untergebenen Kirchendiener ihr Amt zu führen haben. Und besteht nicht gerade darin auch recht eigentlich das Wesen des Staatskirchentums, daß die Gewaltigen dieser Welt als „Oberbischofe“ der Kirche die Pastoren wie Staatsdiener und Beamte ansehen, die vor allen Dingen ihnen selbst zum Gehorsam verpflichtet seien und deren Amt den Interessen des Staates zu dienen habe? Und ist nicht das in weiten Kreisen des Volkes die Auffassung derer, die Christen heißen und sein wollen, daß die Pastoren ihr Amt also zu verwalten hätten, daß sie mit jedermann in gutem Einvernehmen leben und jedermann mit ihnen zufrieden sein möge?

Und giebt es nicht in der That auch „Pastoren“ in Menge, welche solches für die höchste pastorale Weisheit halten? Es ist heutzutage eine weit verbreitete Auffassung vom heiligen Predigtamte, daß daselbe sich nach oben wie nach unten nach der Meinung der Leute zu richten habe. Derjenige gilt als ein rechter Pastor, der das versteht; der aber als ein ungeschickter, eigensinniger, rechthaberischer, streitsüchtiger Mensch, der dazu nicht im Stande ist, sondern nach bestimmten Grundsätzen handelt. Und man wundert sich, wenn überhaupt jemand darüber anders denkt.

Was ist denn das heilige Predigtamt und was soll es eigentlich? Ist es wirklich dazu da, Familienfeste feierlich, schön und rührend zu machen, patriotische Feiern und allerlei Volksfeste, Fahnenweihen, Enthüllung von Denkmälern u. s. w., durch schwungvolle Reden zu verherrlichen? Ist es wirklich seine Hauptaufgabe, wie es jetzt vornehmlich gewünscht wird, durch Warnung vor revolutionären Umtrieben das Volk im Gehorsam gegen die Obrigkeit zu erhalten, mit Vaterlandsliebe zu erfüllen oder überhaupt zu allerlei bürgerlichen und sonstigen menschlichen Tugenden zu erziehen? Oder sollte es etwa zu seinen Pflichten gehören, ja wohl gar die Hauptpflicht sein, „soziale Fragen“ zu lösen, d. i. die Lage der Arbeiter zu verbessern, die verschiedenen Gesellschaftsclassen miteinander zu versöhnen u. dergl.? Wohl mag solches die allenthalben herrschende rationalistische Auffassung sein; die christliche ist es nicht. Nach christlichen Begriffen hat das heilige Predigtamt und seine Diener sich überhaupt nicht nach den Wünschen und Anschauungen der Menschen zu richten. Denn Gott hat das Predigtamt eingesetzt und demselben seine ganz bestimmten Befugnisse, Rechte und Pflichten verliehen. Welche sind das? Wie die These sagt: „Die Gewalt das Evangelium zu predigen und die heiligen Sakramente zu verwahren und die Gewalt eines geistlichen Gerichts.“ Betrachten wir das noch ein wenig genauer, um auch die Wichtigkeit dieser Wahrheit im einzelnen um so deutlicher zu erkennen, zumal im Gegensatz gegen die heutzutage allenthalben eingeriffene Verkennung, Mißachtung und Verweltlichung des heiligen Predigtamtes.

Zu predigen hat ein Pastor. Das ist das Erste. Das ist die Hauptsache. Und das ist wohl zu merken gegenüber denen, die da meinen, das sei Nebensache; Liturgie u. dergl. sei mehr und besser. Zu predigen aber hat ein Pastor nicht sich selbst und seine klugen Gedanken und Einfälle, nicht schöne Worte und Redensarten, die den Leuten gefallen und von denen selbst Goethe in seinem „Faust“ den Teufel sagen läßt:

„Denn eure Reden, die so blinkend sind,
Darinne ihr der Menschheit Schnitzel kräufelt,
Sind unerquicklich, wie der Nebelwind,
Der herblich durch die dürrn Blätter säufelt.“

Ueberhaupt hat ein Pastor nicht zu predigen, wie den Leuten die Ohren jucken (2 Tim. 4, 3). Der Apostel Paulus schreibt durch den Heiligen Geist: „Predige ich denn jetzt Menschen oder Gott zum Dienste? Oder gebe ich Menschen gefällig zu sein? Wenn ich den Menschen noch gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht“ (Gal. 1, 10). So wichtig ist also die Sache, daß ein Pastor, der aus Furcht vor den Menschen oder aus Liebe zu den Menschen, in eitler Ehrsucht seine Predigten darnach einrichtet, von den Menschen anerkannt und gelobt zu werden, nicht als „schroff“ verschrien zu werden, nicht die Gunst der Leute zu verlieren, nicht in Angelegenheiten zu kommen u. dergl., ein Götzendiener ist und alle, welche solches von ihm begehren oder erwarten, gleicher Sünde schuldig sind. „Denn solche dienen“, wie der Apostel Paulus schreibt, „nicht dem Herrn Jesu Christo, sondern ihrem Bauche; und durch süße Worte und prächtige Rede verführen sie die unschuldigen Herzen“ (Röm. 16, 18).

Ja, so wichtig ist die Sache, daß unschuldige Herzen durch falsche Lehre und Predigt verführt und ins ewige Verderben gerissen werden.

Wenn man doch das recht bedenken wollte! Fürwahr, es handelt sich beim Predigtamte und dessen rechter Verwaltung um die ewige Seligkeit oder Verdammnis derer, für welche es da ist, wie ja der Herr Jesus gesagt hat: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur. Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden, wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden“ (Mark. 16, 15. 16). Darum und zu dem einigen Zwecke soll gepredigt, das Evangelium gepredigt werden, daß die Seelen aus der Gewalt des Teufels entrisen werden und durch den Glauben zum Leben kommen. Wo nun das Evangelium nicht gepredigt wird oder gar anstatt des Evangeliums falsche Lehre, wohl gar noch unter dem Schein und Namen des Evangeliums, da können ja die Leute nicht selig werden, sondern die Verdammnis bleibt über ihnen. Denn es steht geschrieben: „Wie sollen sie glauben, von dem sie nichts gehöret haben?“ (Röm. 10, 14). Und also lesen wir im Propheten Ezechiel: „Du Menschenkind, ich habe dich zum Wächter gesetzt über das Haus Israel; du sollst aus meinem Munde das Wort hören, und sie von meinethwegen warnen. Wenn ich dem Gottlosen sage: Du mußt des Todes sterben; und du warnest ihn nicht, und sagst es ihm nicht, damit sich der Gottlose vor seinem gottlosen Wesen hüte, auf daß er lebendig bleibe: so wird der Gottlose um seiner Sünde willen sterben; aber sein Blut will ich von deiner Hand fordern. Wo du aber den Gottlosen warnest und er sich nicht bekehrt von seinem gottlosen Wesen und Wege: so wird er um seiner Sünde willen sterben; aber du hast deine Seele errettet“ (Ez. 3, 18. 19). Ja, so groß ist der Ernst der Sache, so furchtbar die Verantwortung und so erschrecklich die Sünde der Seelenverführung, daß der Herr Jesus sagt: „Wer aber ärgert dieser Geringsten Einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlenstein an seinen Hals gehängt und er ersäufet würde im Meer, da es am tiefsten ist“ (Matth. 18, 6). Kann es da wohl eine größere Verblendung oder eine größere Sünde geben als diejenige ist, daß man nicht weiß oder nicht wissen will, was oder wozu das heilige Predigtamt eigentlich da ist, oder daß man, solches wissend, dennoch nicht daselbe also führen oder an seinem Teil und mit allen seinen Kräften Fürsorge treffen will, daß es also geführt werde? Würde man doch nicht einem unachtsamen, faulen, trägen, schläfrigen, ja wohl gar gewissenlosen Menschen Schafe oder Kühe zu weiden anvertrauen. Sind aber nicht die Menschen mehr als Tiere und eine unsterbliche Seele mehr als ganze Herden der besten Schafe und Kinder? Das heilige Predigtamt ist doch wahrlich nicht dazu eingesetzt, die Seelen zu verderben, sondern durch das Evangelium zu erretten, welches ist „eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben“ (Röm. 1, 16).

Den Predigern als „Haushaltern über Gottes Geheimnisse“ (1 Kor. 4, 1) ist aber außer der Predigt des Evangelii auch die Verwaltung der heiligen Sakramente befohlen und mit dem allen zugleich auch die Gewalt eines geistlichen Gerichts gegeben. Denn das ist nicht der Wille Gottes, daß sein Wort und Sakrament sozusagen auf die Straße geworfen werde. Darum eben ist das heilige Predigtamt als ein besonderes, ordentliches Amt gestiftet, damit eine ordentliche Seelenpflege und eine ordentliche, dem Willen Gottes entsprechende und dem Heil der Seelen dienliche Verwaltung der Gnadenmittel stattfinden könne. Hat nicht der Herr Christus ausdrücklich gesagt: „Ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben, und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen, auf daß sie dieselbigen nicht zertreten mit

ihren Füßen und sich wenden und euch zerreißen“ (Matth. 7, 6)? Soll ein Prediger des Evangeliums „recht teilen das Wort der Wahrheit“ (2 Tim. 2, 15), indem er Gesetz und Evangelium recht unterscheidet u. s. w., so soll er es auch auf die Weise thun, daß er, wie der Herr sagt, dem Gefinde „zu rechter Zeit ihre Gebühr gebe“ (Luk. 12, 42), und das gilt insonderheit von der Anwendung des Wortes auf einzelne bestimmte Personen, und zwar namentlich und ganz besonders von der Vergebung oder Behaltung der Sünden und also von der Verwaltung der Absolution und des heiligen Abendmahls. Das ist das „geistliche Gericht“, von dem in unserer These die Rede ist, und solche Gewalt ist eben den Pastoren von Amtes wegen gegeben.

Wehe denen, welche dem heiligen Predigtamte solche Gewalt nehmen wollen, wie alle jene päpstlichen Kirchenregimente thun, die, vom Teufel gestiftet, über das heilige Predigtamt sich erheben, demselben vorschreiben zu wollen, was es zu thun oder nicht zu thun habe, zuwider dem Worte und Willen Gottes, der ihm solche Macht gegeben hat. Sind die Personen der Amtsträger nicht fähig, solch Amt zu verwalten, wie sie es von Gottes und Rechts wegen sollen, sind sie nicht im Stande, den Löse- und Bindeschlüssel recht zu handhaben, zu unterscheiden, ob und wann sie das heilige Abendmahl reichen dürfen oder aber es verweigern müssen, so übertrage man ihnen nicht das Amt. Wir meinen aber vielmehr, daß solche Leute, welche nicht wissen, was das Predigtamt ist und welche Gewalt damit verbunden ist, oder welche ihm dieselbe aus diesen oder jenen Gründen nicht zugestehen wollen, nicht wert oder fähig sind, ein Amt des Kirchenregimentes zu verwalten. Denn gerade das ist ja die eigentliche Hauptpflicht eines Kirchenregimentes (es sei geformt oder gearartet, wie es sonst immer wolle): Darauf zu sehen, daß das Predigtamt recht verwaltet werde, nicht aber solche Verwaltung zu hindern oder zu verbieten.

Gottes Wort sagt: „Wer dem Gottlosen Recht spricht und den Gerechten verdammt, die sind beide dem Herrn ein Greuel“ (Spr. 16, 15), und: „(Ihr) entheiligt mich in meinem Volke um einer Hand voll Gersten und Bissen Brots willen, damit, daß ihr die Seelen zum Tode verurteilt, die doch nicht sollten sterben, und urteilt die zum Leben, die doch nicht leben sollten durch eure Lügen in meinem Volke, welches gern Lügen höret“ (Ez. 18, 19). Die „hohen Kirchenregimente“ aber und das sogenannte „christliche“ Volk wollen meistens nicht, daß die Pastoren sich nach dem Worte Gottes richten, sondern sie sollen sich nach ihnen, nach der „öffentlichen Meinung“, nach der Denkweise der Zeit richten u. s. w., und die Pastoren selbst, ja, „um einer Hand voll Gersten und Bissen Brots willen“ geben sie nach, den Menschen zu gefallen. Und was ist die Folge? Die Pastoren, die solches thun, das Volk und seine Führer, die solches fordern, die Kirchenregimente, die solches leiden, und die armen Seelen, denen das ihnen, gerade ihnen und gerade zu der oder der Zeit Nötige nicht gegeben oder verweigert, an denen also ein Seelenmord verübt wird, sie alle müssen ja in ihren Sünden verloren gehen. Zu dem allen aber gerät das heilige Predigtamt je länger je mehr in Verachtung, das Wort Gottes und der rechte Brauch der Sakramente in Vergessenheit, die christliche Kirche versinkt ins Heidentum, und die unaussprechlichen Gerichte Gottes, vor allem aber das allerschrecklichste, das geistliche Verstockungsgericht, die geistliche Blindheit, Gleichgültigkeit, Sicherheit, Urteilsunfähigkeit, Verachtung der himmlischen Güter, kurz, die Unbussfertigkeit und die Unmöglichkeit, wieder zur Buße zu kommen, nimmt von Geschlecht zu Geschlecht immer mehr überhand.

Wo man hingegen das heilige Predigtamt in seinem Wesen, die ihm gegebene Gewalt, das Himmelreich mit allen seinen Schätzen, Leben und Seligkeit, auf- oder zuzuschließen, recht er-

kennt und je mehr man dies erkennt, desto mehr wird man auch daselbe zu schätzen wissen. Man wird zu dem Amte als solchem hinaufsehen als zu dem Herrn selbst, der es gestiftet hat und es erhält, ja in demselben und durch daselbe mit seiner Gnade und Wahrheit, ja in eigener Person selbst gegenwärtig ist. Man wird mit allem Ernste und mit allen zu Gebote stehenden Mitteln dafür sorgen, daß es recht besetzt, verwaltet und beaufsichtigt werde. Man wird auch die Diener des heiligen Amtes ehren und ihnen, sofern sie eben an Gottes Statt stehen, gehorsam sein, auch darauf bedacht sein, daß man sich allezeit friedlich mit ihnen beuge. Man wird eingedenk sein des Wortes: „Tastet meine Gesalbten nicht an und thut meinen Propheten kein Leid“ (Ps. 105, 15), sowie des anderen: „auf daß sie das mit Freuden thun und nicht mit Seufzen, denn das ist euch nicht gut“ (Ebr. 13, 17). Man wird, so viel man kann, für ihren Unterhalt sorgen. Man wird vor allen Dingen ihres Dienstes recht und treulich und fleißig gebrauchen im Hören des Wortes und öfteren Gebrauch des heiligen Abendmahls. Man wird für daselbe Gott dem Herrn so recht von Herzen dankbar sein, daß man nicht Worte und nicht Mittel genug findet, solchen Dank auch zu beweisen. Ein Pastor aber wird, eingedenk dessen, was ihm vertraut ist, immer demüthiger und treuer werden. Er wird seine eigene Untüchtigkeit immer mehr erkennen, wie St. Paulus schreibt: „Wer ist hiezu tüchtig?“ (2 Kor. 2, 16.) Und darum wird er vor allem darauf sehen, wie er selbst im Glauben und in der Gnade bleiben und also durch die Kraft Gottes sein Amt führen möge. Davon schreibt der sel. D. Walther in einer Synodalpredigt:

„O, meine Brüder, was ist es nun, was uns allein tüchtig machen kann, auch unter solchen schweren Versuchungen treu zu bleiben? Nichts, nächst Gottes Gnade, als ein in unseren Herzen wohnender lebendiger, Fleisch, Welt und Teufel überwindender Glaube. Ist man ohne Glauben, so denkt man höchstens: ‚Wohlan, ich will die Wahrheit sagen, und wasche dann meine Hände in Unschuld.‘ So dachten jene Mietlinge, über die Gott im Propheten klagt: ‚Der Schwachen wartet ihr nicht, und die Kranken heilet ihr nicht, das Vermundete verbindet ihr nicht, das Verirrte holet ihr nicht, und das Verlorene sucht ihr nicht, sondern streng und hart herrscht ihr über sie.‘ Hingegen wo wahrer Glaube ist, da hat man das unaussprechliche Verderben des menschlichen Herzens und Gottes unermessliche Geduld an sich selbst erfahren, darum kann man denn auch Geduld haben mit allen Arten von Sündern, und begnügt sich nicht damit, die Wahrheit zu sagen, sondern ist ängstlich darauf bedacht, dieselbe auch so zu sagen, daß die Seelen gewonnen werden. Allein der Glaube macht auch zum anderen treu in der Lehre. Ist man ohne lebendigen Glauben, da hält man wohl oft fest an der reinen Wahrheit außerhalb der Versuchung, aber in der Versuchung läßt man dann sich entweder leicht durch allerlei Schein falscher Lehre blenden, oder meint leicht, um Friedens, ja, um des Heils der Kirche willen nachgeben zu müssen. Hingegen, steht man in einem lebendigen Glauben, steht die reine Lehre nicht nur in dem von uns beschworenen Bekenntnis, sondern zugleich in unseren Herzen; steht die Lehre der kirchlichen Symbole uns nicht als ein schweres Gesetz gegenüber, sondern liegt sie vielmehr als ein köstlicher Schatz in unseren Seelen; haben wir es in wahrer Buße erfahren, daß an einem Tütel des Wortes Gottes mehr gelegen ist, als an Himmel und Erde, daß eine einzige falsche Lehre, ein einziger falscher Trost, eine einzige falsche Hoffnung, eine einzige falsche Strafe um Seele und Seligkeit bringen kann; und können wir daher aus Erfahrung mit David sagen: ‚Gott, wo dein Gesetz nicht mein Trost gewesen wäre, so wäre ich vergangen in meinem Elende‘,

„ich glaube, darum rede“, arbeite, streite und leide „ich“: — dann weicht man den Irlehrern nicht, und wenn sich's nur um ein Jota der göttlichen Wahrheit handelte, und wenn es schiene, als ob mit wenigem Weichen der zerrissenen Kirche allein geholfen wäre; denn man weiß: es gilt hier Seligkeit oder Verdammnis, wir sind nicht Herren, sondern Diener des Wortes.“ (Brosamen S. 437 f.)

Also sehr wichtig ist es, daß wir nach Gottes Wort den rechten Begriff vom heiligen Predigtamte haben. H—r.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber sündhafte Wohlthätigkeit.

Kann Wohlthätigkeit auch Sünde sein? In der heiligen Schrift finden wir da und dort das Gebot zu geben. Die alte Kirche hat in großartiger Weise Wohlthätigkeit geübt. Im Mittelalter galt es allenthalben für ein gutes Werk, den Armen mitzuteilen. Die Reformation hat in Luther einen Hauptprediger des Wohlthuns gefunden. Und jetzt auf einmal soll es Sünde sein? Jawohl, lieber Freund, warum soll denn der Teufel nicht auch hier seine Hand haben, wie er sie überall hat? Es ist nichts so heilig auf Erden, das er nicht beschmutzt; in unsere Gebete, in unser Kirchengehen, in unsere Andacht, überall drängt er sich ein, und so auch in das Wohlthun. Aber wie denn das? Nun wir könnten reden von dem pharisäischen Geben, wir könnten reden vom unlustigen Geben, wir könnten reden vom gedanken- und herzlosen Geben. Aber von dem allen wollen wir heute nichts weiter sagen, als die Namen. Sondern wir wollen einmal reden vom faulen Geben. Wir meinen nicht einen Geizigen, der giebt überhaupt nicht oder nur wenig, sondern wir meinen eine reiche Wohlthätigkeit, die aber lediglich in menschlicher Trägheit ihren Grund hat.

Da kommt einer vor deine Thür: „Bitt' um ein Almosen“. Der Mensch sieht verdächtig aus, aber gerade deshalb, um ihn nur los zu sein, reichst du ihm schnell einen Pfennig. Wieder klopft es ans Fenster: „Ein armer Reisender bittet um Zehr- geld“. Man sieht ihm auf den ersten Blick den Vagabunden an; du könntest dir sein letztes Arbeitszeugnis geben lassen, ob er bloß vom Bettel lebt oder von der Arbeit. Aber das hält auf, schnell auch diesem einen Pfennig! Ein dritter kommt, du kennst ihn, er ist aus der Nachbarschaft; wahrhaftig, es ärgert dich, auch diesem etwas zu geben, denn du weißt, daß er's bloß vertrinkt. Doch, was will man machen? schließlich würde der einen bei den Leuten heruntersetzen. Auch der kriegt seinen Pfennig. Und so geht's fast Tag um Tag. Du überschlägst dann am Schluß der Woche, was du alles für Handwerksburschen und Bettler ausgegeben hast, es macht 10, 20, 30, 40, 50 Pfennige, je nachdem der Zuzug groß oder klein war; fast möchte dir diese Ausgabe bei der gegenwärtigen schlechten Zeit nahe gehen, aber du tröstest dich mit dem Gedanken, daß Gott ja das Wohlthun gern sehe, und „Christen sollen keinen leer von der Thüre gehen lassen“, damit stillst du alle Fragen deines Herzens.

Ist das wirklich dein Ernst? Wenn einer zu dir käme und spräche: Gieb mir Geld, daß ich mir einen Rausch antrinke, ist's da deine Christenpflicht, dem zu geben und nicht vielmehr zu verweigern? Ich sage dir, wenn du diesem giebst, so wirst du nicht sein rettender Engel sein, sondern sein Teufel. Du hilfst ihm mit deiner Gabe zur Sünde. Nun wird wohl keiner einen solchen Wunsch gerade herausagen, aber man weiß es von diesem und jenem, daß er das Geld zu nichts anderem verwendet. Warum giebt man ihm dennoch? Man ist zu schwach, um dessen Schelten, daß er vor dem eigenen Hause oder bei anderen anhebt, zu ertragen, man will sich in seiner Behaglichkeit nicht stören lassen,

lieber giebt man seinen Pfennig hin, daß man Ruhe habe. Da hast du's; Ruhe willst du haben, du bist zu träge, um dich einem solchen geringen Leiden auszusetzen. Dann sagen allerdings die Leute von dir: „der ist ein rechter Christ, der giebt jedem“, aber Gott spricht: „der ist ein fauler Christ, der durch seine Trägheit zu einem Satan am andern wird.“ — Wiederum du bist zu träge, diesem bettelnden Handwerksburschen in seine Zeugnisse zu sehen, ob er ein Arbeiter oder ein Müßiggänger ist. Der Teufel dankt dir's, daß du keinen leer davonschickst, wenn du dem Müßiggänger mit deiner Gabe auf seinen schlimmen Wegen forthilfst. Hättest du dich nach den Zeugnissen erkundigt, hättest du zu erfahren gesucht, ob dieser Bettler vielleicht schon Monate lang arbeitslos herumstreicht, so hättest du an diesem dein Geld gespart, aber dafür jenen ehrlichen Reisenden mit doppelter und dreifacher Gabe beschenkt. Das eine „Vergelts Gott“ eines wackeren Handwerksburschen ist mehr wert, als zehn „Vergelts Gott“ von Landstreichern. Aber die Trägheit beim Barmherzigsein bringt dich um manchen Gotteslohn. Aber noch eins, und das ist nicht das Geringste. Wenn der Herr wird zum Gericht kommen, wird er nicht auch darüber Rechenschaft fordern, was man mit dem Geld gethan hat? Es wird einem übel anstehen, muß man bekennen, man hat's an Gottlose verschleudert, wenn auch nur pfennigweise (aber viele Pfennige geben doch einen Thaler!); man war zu träge, häuslicherisch mit seinen Gaben umzugehen. Du sollst Haushalter sein über das, was dir vertraut ist. So sei ein treuer Haushalter, kein gedankenloser und bequemer. Es möchte sonst dein Gewissen zu schwer belastet werden, wenn dich anklagen diese oder jene Verlorene, daß du, du mit deinem bequemen Geben, ihnen auch mit zum Verderben geholfen hast, während du mit denselben Gaben hättest helfen können den rechten Armen, oder den Heiden, oder den Glaubensgenossen.

So siehe dich vor, wenn du darreichst eine Gabe der Barmherzigkeit, wem du sie giebst. Gieb nicht dem, der daraus eine böse Macht gewinnt, aber gieb doppelt dem, der es wert ist. Du sprichst: Aber wie kann ich mit Bestimmtheit das beurteilen? So merke: Sorgsam und treu sollst du sein. Wo dir Gott keine Anzeichen giebt, daß du es der Sünde schenkst, da gieb; wo dir aber Gott Anzeichen giebt, da halte zurück und bewahre es auf für den, dem du mit gutem Gewissen geben kannst.

Was nicht aus dem Glauben kommt, sondern aus der Bequemlichkeit und Faulheit, das ist Sünde. („Freimund.“)

Wie es ehemals, vor der Reformation, um die Schulen bestellt war,

beschreibt der bekannte Niederdichter, Nikolaus Hermann, in einer der Vorreden zu seinen Niedersammlungen:

„Wenn ich zurückdenke, wie es in meiner Jugend und zuvor in Kirchen und Schulen gestanden ist, und wie man darinnen gelehrt hat, so stehen mir die Haare gen Berge und schauert mir die Haut, kann es auch unbefugt und unbeklagt nicht lassen. Und es wäre zu wünschen, daß die jetzige Jugend und Schüler nur den halben Teil wissen sollten, was zu derselben Zeit die armen Schülerlein für Glend, Jammer, Frost, Hunger und Kummer haben erleiden und erdulden müssen, und wie sie dagegen so gar übel und unrichtig sind gelehrt und unterwiesen worden. Ja, noch einmal sage ich, wäre es zu wünschen, daß sie es wissen sollten, so würden sie ihre Hände aufheben und Gott von Herzen für die großen Wohlthaten und gnadenreiche Zeit, darin sie geboren sind, danken und ihn loben, ehren und preisen.

„Denn in den gemeinen Schulen war eine solche Barbarei und Unrichtigkeit im Lehren, daß mancher bis in die zwanzig Jahr alt wurde, ehe er seine Grammatika lernte und ein wenig Latein

verstand und reden konnte, welches doch gegen das jeßige Latein lautete wie ein altes Kumpelscheid oder Stroßfidel gegen die allerbeste und bestimmteste Orgel; welches man mit den ungelehrten Priestern, so zur selben Zeit viel tausend waren, leichtlich bezeugen und beweisen könnte. Zudem, so wurden die armen Knaben mit dem Singen dermaßen beschwert und gepeinigt, daß man von dem einen zu dem andern kaum Zeit genug haben konnte, die Gesänge anzurichten und zu übersingen, wenn man gleich in der Schule sonst nichts zu lehren bedurft hätte. Und mußten oft die Knaben bei nächtlicher Weile in einer Kette in dem harten, kalten Winter drei ganze Singestunden an einander in der Kirche erfrieren, daß mancher sein Leben lang ein Krüppel und ungesunder Mensch sein mußte. Die armen Kinder, die nach Parteken herum sangen, das waren rechte natürliche Märtyrer. Wenn sie in der Schule genugsam gemartert waren und in der Kirche erfroren, mußten sie dann allererst auf die Gasse; und wenn sie mit großer Mühe im Regen, Wind und Schnee etwas erfungen, mußten sie dasselbige den alten Bachanten, welche daheim auf der Bärenhaut lagen, wie einem Drachen in den Hals stecken, und sie, die Knaben, mußten Maul ab sein und darben. Dagegen sollten die Bachanten sie unterweisen und mit ihnen repetieren, und konnten oft selber nicht scamnum deklinieren, das magister und musa hatten sie nicht gelernt. Und wie die Lehrer und Schulmeister waren, so waren auch gemeiniglich die Schulen die garstigen, unflätigen Häuser, daß Bütteleien, Schindereien und Henkereien lauter Schlösser und Paläste dagegen waren. In solchen garstigen, unflätigen Häusern, mitten unter den Ragen und Mäusen, Flöhen, Wanzen und Käsen, und was der Bursalia mehr waren, mußte die liebe Jugend erzogen werden, die einst sollten Lehrer und Regenten geben.

„Dieses alles wäre noch hingegangen und zu dulden gewesen (denn es schadet der Jugend nicht, daß sie etwas leide und versuche, es gereicht ihr zum Besten im Alter, und wird auch gar selten etwas Gutes aus den Zückerlein, die so zärtlich erzogen werden), wenn es allein mit der Lehre besser gestanden wäre, und die Kinder zur Erkenntnis Gottes Wortes und unseres Seligmachers hätten kommen mögen und wären nicht so jämmerlich auf die Abgötterei gezogen und geweiht worden.“

(„Ehrendenkmal“ II, S. 3 f.)

Nachrichten und Bemerkungen.

Zum Kapitel der Sonntagsentweihung ist die „Volkszig.“ abermals in der Lage zu schreiben: „Orthodoxen Blättern machen wir zu beliebigem Gebrauch die Mitteilung, daß am Sonntag in der Kaiser-Wilhelm-Kirche fleißig gearbeitet worden ist.“ Hierbei möchten wir doch endlich die Frage erheben: Hat der Kaiser keinen Hofprediger, der mit ihm hierüber Rücksprache nehmen könnte? Oder ist man am kaiserlichen Hofe, wo man doch sonst seinen Willen durchzusetzen versteht, nicht in der Lage, dergleichen anstößige Vorkommnisse zu beseitigen? Wie lange noch soll dem Volke das Beispiel der Uebertretung göttlicher und menschlicher Ordnung an Kirchenbauten und staatlichen Gebäuden gegeben werden? Freilich ist die Hoffnung auf einen Wandel eine recht geringe, wenn sogar die in christlichem Geiste geleitete Berliner Presse, statt das christliche Volksgewissen zu vertreten, der Sonntagsentweihung glaubt das Wort reden zu müssen. So lesen wir im „Reichsboten“ bei einer Schilderung der Vorbereitungsarbeiten zur Sedanfeier: „Allseitig begrüßt man es dankbar, daß der Polizeipräsident v. Windheim die Bestimmungen des Gesetzes über die Sonntagsruhe für den morgenden Sonntag außer Geltung gesetzt hat. Es ist damit die Möglichkeit geschaffen, daß alles pünktlich zum Sedantage fertig wird.“ Daß damit zugleich für viele Hunderte und Tausende die Unmöglichkeit geschaffen ist, den Sonntag als einen Tag des Herrn zu begehen, scheint jener Korrespondent des „Reichsboten“ nicht bedacht zu haben.

(„A. G.-Z.“ 2. 8.)

Der Einführung eines unierten Superintendenten beizuwohnen hatten wir jüngst Gelegenheit. Der Generalsuperintendent sprach in seiner Einführungsrede über 1 Tim. 2, 18. 19: „... und habest Glauben und gutes Gewissen“, wobei er in seiner Ausführung Glauben für —

„Ueberzeugungstreue“ erklärte. Der neue Superintendent aber, der sich um die Stelle eines Oberpfarrers, mit welcher die Superintendentur verbunden ist, beworben hatte, sagte in seiner darauf folgenden Predigt u. a.: „Ich bin zu jung, Herr, sende, wen du senden willst.“ Ist das, so dachten wir, das „Leben“ eines Mannes, der nach seiner eigenen Aussage das „Leben über die Lehre“ stellt? Daß derselbe von der „Sehnsucht aller Menschen zu Gott“ sprechen konnte, zuwider der Schriftlehre von der Sünde, nachdem geschrieben steht: „Da ist nicht, der nach Gott frage“, daß er mit Anführung des Verses: „Es kann nicht Friede werden, bis deine Liebe siegt und dieser Kreis der Erden zu deinen Füßen liegt“ chiliaistischen Zukunftsträumen Raum gab u. dergl. mehr, konnte freilich bei einem unierten Geistlichen um so weniger auffallen, als ja sogar unter sogenannten „Lutheranern“ dergleichen Irrlehren im Schwange gehen. Auch durfte der Widerspruch zwischen all dergleichen Irrlehren, der Gleichgültigkeit gegen reine Lehre, der Schmeichelei gegen das Volk („Liebe zu den Gottesdiensten ist bei vielen, ja bei allen“) einerseits und einer gewissen bei der Einführung geschöhenen Verpflichtung auf das Wort Gottes andererseits um so weniger befremden, als ja dieselbe durch die damit verbundene und bekanntermaßen überwiegende Verpflichtung gegenüber dem Oberbischof, Oberkirchenrat, Generalsuperintendenten allbereits beschränkt, um nicht zu sagen aufgehoben war. — Wie nachträglich bekannt geworden, hat nach der Generalsuperintendent in einer desselbigen Tages im evangelischen Vereinshaufe abgehaltenen Versammlung an die Lehrer die „dringliche“ Mahnung gerichtet, „in der Schule den Kindern die Bedeutung der Liturgie tief einzuprägen“, und dabei sich zu folgendem ungeheuerlichen Entgehn verließen: „Gemeinden, denen die Predigt die Hauptsache oder das einzige Erfordernis des Gottesdienstes sei, seien Heidegemeinden, in denen der Geistliche zunächst nichts weiter thun könne als predigen“. Nun sind ja bekanntlich die meisten landeskirchlichen Gemeinden, dem Erkenntnisstande ihrer meisten Glieder nach, nicht besser als wirkliche Heidegemeinden, denen nichts so sehr not thäte wie Lehre und Predigt des göttlichen Wortes. Aber wenn sie es auch nicht wären: Bleibt denn nicht auch für eine Maria, die den Herrn kennt, an ihn glaubt und ihn lieb hat, das Eigne zu seinen Füßen und das Hören seines Wortes das Eine, was not ist? Wehe allen „Sirten“ und „Oberhirten“, die das ändern wollen. Sie sind Mietlinge und Wölfe geworden.

Auf der „Neumärktlich-kirchlichen Konferenz“ hielt Sup. Polzheuer-Weferlingen einen Vortrag über das Thema: „Welche Bedeutung haben die Sacramente in der Ökonomie des Heils?“ und führte in demselben aus, „daß wir 1. in der heiligen Taufe die Grundlegung unseres ganzen christlichen Lebens haben, ohne welche wir nie zum Glauben kommen könnten; die in dem heiligen Sacrament vollzogene Wiedergeburt wird später bewußtes Leben, d. i. „Glauben“ in uns, wie auch das natürliche Leben des Säuglings erst später bewußtes Leben wird. Die heilige Taufe giebt dem in Sünde Gefallenen allein die Möglichkeit seiner Befreiung.“ Vorausgesetzt, daß der „Reichsbote“, dem wir diese Angaben entnehmen, recht berichtet hat, können wir nicht finden, daß da von der Taufe klar und recht nach Gottes Wort gelehrt sei. Wohl scheint da anerkannt zu werden, daß die Taufe die Wiedergeburt und mit derselben ein neues Leben wirkt. Wie kann man aber sagen, daß nur die spätere Entfaltung dieses neuen Lebens, nur das bewußte Leben „Glaube“ sei? Das klingt doch wirklich so, als ob die kleinen Kinder noch nicht glauben könnten. Und was soll das heißen: „Die heilige Taufe giebt dem in Sünde Gefallenen allein die Möglichkeit seiner Befreiung“? Vorausgesetzt, daß hier unter „Sünde“ mutwillige Sünde, Todssünde gemeint ist, mit welcher das Glaubensleben erlischt und die Taufgnade verloren wird: Wie soll da die verlorene Taufgnade zu ihrer eigenen Wiedergewinnung helfen? Auch ist nicht zu verstehen, ob nur die Taufe die Möglichkeit oder die Taufe nur die Möglichkeit der Befreiung geben soll. Der ganze Satz ist überhaupt unverständlich, scheint aber die romanisierende Auffassung von einer Wirkung der Taufe ex opere operato, d. i. ohne Glauben in sich zu bergen. Vom heiligen Abendmahl lehrte Sup. P. „2. das heilige Abendmahl ist eine fiete Verkündigung des Todes Christi und doch für uns eine fiete Freudenfeier, weil im Sacrament Christi Todesfrucht, sein Leib und sein Blut, die Vergebung der Sünden, uns zugeeignet wird. Das ist uns so notwendig wie das tägliche Brot. Christentum ist gleichbedeutend mit Essen des Fleisches, Trinken des Blutes Christi, wie der Herr Jesus es selbst in seiner Rede Joh. 6 ausdrückt. Wir müssen dies heilige Sacrament viel häufiger genießen, damit es wieder die rechte Bedeutung für uns bekommt“ u. s. w. So nötig die Vermahnung zum oftmaligen Genuße des heiligen Abendmahls ist, so wenig entspricht doch dieselbe jener Beschreibung des Abendmahls selbst. Denn wenn der sakramentliche Genuß des Leibes und Blutes Christi mit dem Joh. 6 gemeint und auch von Sup. P. daselbst richtig also verstanden den geistlichen Genuße auf eine Stufe gestellt wird, also daß schließlich der Genuß des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl geistlich verstanden wird, wozu bedarf es da noch des Sacramentes? Kann man

doch bei jedem Stück Brot, das man isst, und auch ohne solches, an den Herrn Christum denken und die Wohlthaten seines Leibes und Blutes im Glauben geistlich genießen! — In der That: Als eine Abwehr dem „Unglauben gegenüber“, wie er es sein sollte, kann jener Vortrag schwerlich angesehen werden, da er vielmehr, nach diesen Proben zu urteilen, einen recht uninteressanten Eindruck macht. Letzteres trat auf derselben Konferenz besonders noch in den hernach folgenden Vorträgen hervor, in denen einem der Pastor Dorisch-Wrechow „der religiösen Bewegung“ gedachte, „die vor 25 Jahren gleichzeitig mit der nationalen Begeisterung durch unser Volk ging“. Von einer religiösen Bewegung ist doch damals nichts zu spüren gewesen, man müßte denn, echt neumodisch (oder auch altertümlich, denn es wäre heidnisch), „religiös“ und „national“ miteinander verwechseln. Letzteres hat jedenfalls der Mitternachtsrat von Knobelsdorff, welcher sagte: „In dem Schwanen der heutigen Zeit soll das Königtum unter fester Punkt sein.“ Es mag dies preussisch sein; christlich ist es nicht, sondern, wo es dies sein soll (und „kirchlich“ wollte doch die Konferenz sein), abgöttisch.

Auf der Hallischen Pastorkonferenz sprach Professor Haupt ein Referat „über die biblischen Grundlagen des heiligen Abendmahls“, ab und legte der Versammlung dar, „daß nach den vier Berichten in der heiligen Schrift über die Eingesetzung des heiligen Abendmahls in diesem eine dauernde Stiftung zu Jesu Gedächtnis zu sehen sei, das sich in Brot und Wein selbst in lebensvoller Persönlichkeit als Speise seiner Jünger darbot, die sich darin seine in den Tod dahingebene Persönlichkeit zu eigen machen“ u. s. w. Die „Allg. ev.-luth. Kz.“ bemerkt dazu: „Was soll das heißen? Daß dies dem lutherischen Bekenntnis nicht voll entspricht, bedarf keiner Erinnerung.“ — „Nicht voll?“ Was soll das heißen? Alle echten Lutheraner müssen doch bekennen, daß das dem lutherischen Bekenntnis (und mit ihm der Wahrheit) nicht allein ganz und gar nicht entspricht, sondern eine von demselben verworfene und verdamnte falsche Lehre ist.

Ueber die Absetzung des Lehrers Voigt spricht sich selbst die „Allg. ev.-luth. Kz.“, obwohl sie vom geistlichen Standpunkt gegen das Urteil nichts sagen zu können meint, doch dahin aus, daß sich da wieder „die bedauerliche Auswirkung des Bureaucratismus“ zeige, „der einen ernstlichen Lutheraner absetzt und die liberalsten Volkserzieher in ihrem Amt beläßt und schützt“. Auch Paulsen urteilt in „Kropper kirchl. Anz.“: „Zunächst, nach rechts macht man solchen Grundlag geltend (daß nämlich die Lehrer, welche nicht im Glauben der Kirche stehen, auch nicht die Kinder der Kirche erziehen können), aber nach links? Nun ja, die Liberalen sind immer die Vorgezogenen im 19. Jahrhundert, sie führen noch immer das große Wort.“ Ob die Genannten so würden gerueft haben, wenn sie gewußt hätten, daß der Herr Voigt ein — „Missourier“ sei? Uebrigens erscheinen uns die Vorwürfe gegen die Altenburger Behörde von ihrer Seite ungerecht, indem sie nicht bedenken, daß es sich hier um ein rein bureaukratisches Verfahren handelt, als ob das im Königreich Sachsen oder in Schleswig-Holstein anders wäre. Ja, die „Allg. ev.-luth. Kz.“ hätte billig erröten sollen, so etwas zu schreiben, wenn sie an die von ihr gebilligte Absetzung der ostindischen Missionare gedacht hätte.

Ein „Serenissimus“ soll für den 1. Mai l. J. auf dem Brocken geplant sein. Wie es bei einer solchen „allgemeinen Walpurgisfeier in größerem Stile“ zugehen werde, darauf lassen, wie der „Reichsbote“ schreibt, die bisher schon alljährlich u. a. in der Nähe der Teufelskugel am Brocken und auf dem Herrentanzplatz bei Thale veranstalteten „Vorspiele“ schließen. „Herren“ haben da in Gegenwart von „Damen“ Potentlieder gesungen und unzünftige Satanspredigten gehalten und eine plötzlich an sie gerichtete ernste Frage eines unfreiwilligen Zuhörers mit einem „Hohngelächter der Hölle“ beantwortet. Es scheint, als ob die alten heidnischen Zeiten wieder im Anzuge wären, in denen gerade auf dem Brocken in der Mainacht teuflischer Gözendienst mit Unzuchtsgewalt betrieben wurde und bis weit in die christlichen Zeiten hinein nicht auszurotten war. Das ist das Wahre an den mancherlei Erzählungen von Hexen und ihren teuflischen Tugenden, die es in diesem Sinne wirklich gegeben hat und, wie man sieht, immer noch und erst recht wieder giebt.

Wieder zwei neue sozialdemokratische Pastoren sind erstanden in dem Pastor Hermann Köpfke, der den Reichen, und dem Pastor Rauh (Cladow in Pommern), der dem Junkertum und dem Adel den Krieg erklärt hat.

Die Werkerei und fast lästerliche Leichtfertigkeit des römischen Antichrists zeigt folgendes „Billet für die Reise in das Paradies“, welches in dem römischen Wallfahrtsort Gösweinstein bei Muggendorf in Mittelfranken an die Wallfahrer verkauft wird. Es ist charakteristisch für die Art römischer Unterweisung und Seelenführung und hat folgenden Inhalt: „Abfahrt: zu jeder Stunde. Ankunft: wenn es Gott will. I. Klasse (Eilzug) Unschuld und Märtyrertum oder Befolgung der evangelischen Räte Ordnung, Keuschheit und Gehorsam. II. Klasse (direkter Zug) Buße, Gottvertrauen und treue Ausübung der guten Werke, Beten,

Fasten und Almosengeben. III. Klasse (gewöhnlicher Zug) Haltung der Gebote Gottes und der Kirche und Erfüllung der Standespflichten. IV. Klasse (äußerst selten) Befehrung auf dem Sterbebette. Bemerkungen: 1. Retourbilletts werden nicht ausgegeben. 2. Vergnügungszüge gehen nicht ab. 3. Kleine Kinder, die noch nicht den Gebrauch der Vernunft erlangt haben, zahlen nichts, wenn sie nur im Schoße der katholischen Kirche sich befinden. 4. Die Passagiere werden gebeten, kein anderes Reisegepäck mitzunehmen, als gute Werte, wenn sie nicht den Zug verlassen oder auf der vorletzten Station (Fegfeuer), wo jedes andere Gepäck abgelegt werden muß, einen unliebsamen Aufenthalt nehmen wollen. 5. Auf der ganzen Strecke und an jeder Station werden Reisende aufgenommen. 6. Jedes Billet muß den Stempel der heiligmachenden Gnade tragen. 7. Jeder Reisende kann während der Fahrt von einer niederen in eine höhere Klasse aufsteigen, hingegen ist das Umsteigen in eine niedrigere Klasse als lebensgefährlich durchaus verboten.“

Die Herausgabe einer eigenen Frauenbibel wird in Amerika in Angriff genommen. An der Spitze des Unternehmens steht Frau E. Cathy Stanton, welcher 30 andere Frauen zur Seite stehen. Diese Frauen wollen nicht etwa die sog. aufrichtigen Stellen beseitigen (diese bleiben vielmehr alle stehen), sondern nur diejenigen Verse und Abschnitte, welche von dem Gehorsam des Weibes gegen den Ehemann, von dem Schweigen des Weibes in der Gemeinde u. dgl. reden. Man wird deshalb gegen Amerika keinen Stein aufheben dürfen. Es ist doch nur eben der etwas plumpe Schlussvers des Liedes, welches bei uns der evangelisch-soziale Kongress unter dem jubelnden Beifall von Theologie-Professoren und Geistlichen angestimmt hat.

Die Simonie oder der Schacher mit geistlichen Stellen wird in England ohne Scheu betrieben. In der „Church Patronage Gazette“ findet man eine Menge Ankündigungen betreffend Vertauschung oder auch Verkauf von Pfarrstellen. Die gesellschaftlichen Unannehmlichkeiten werden dabei besonders hervorgehoben. Je weniger Seelen die Pfarre hat, desto begehrenswerter scheint sie zu sein. Prüden werden schon angeboten, „wenn voraussichtlich die Stelle bald frei werden wird“. Der Kaufpreis wechselt von 1000 Pfd. Sterling bis 10 000 Pfd. Sterling. Ein schöner Garten bei dem Pfarrhause hat auch sein Verlockendes. Nach den theologischen Ansichten des Käufers wird fast niemals gefragt. Aber er soll gewonnen werden durch „gute Forellenbäche“, „Jagdbunde für Parforcejagden in der Nähe“, „allerbeste Gesellschaft“, „als Probe diene folgende Ankündigung: „Netortelle. Reineinkommen 290 Pfd. Sterling von Zehnten und Schollergeldern. Sehr hübsches und behagliches Pfarrhaus mit drei Empfangs-, sieben Schlafzimmern und sonstigen Räumlichkeiten, gutem Stall, vorzüglichem Obst- und Blumen-garten, Kirche in guter Ordnung und dicht beim Hause, Seelenzahl etwa 250. Höchst gesunde Lage, zwei englische Meilen von einer Markstadt und Eisenbahnstation und etwa zwei englische Meilen von London. Gute Gesellschaft in der Umgegend. Diözese Norwich. Preis 2100 Pfd. Sterling.“ — So lesen wir in der „Allg. ev.-luth. Kz.“ Es fehlt nur, daß die Partei desselben Blattes in Anbetracht der auch in deutschen Landeskirchen üblichen Simonie (wenn sie auch nicht allenthalben in gleicher Schamlosigkeit öffentlich betrieben wird) des Wortes eingedenk wäre: „Darum, o Mensch, kannst du dich nicht entschuldigen, wer du bist, der da richtet: denn worinnen du einen anderen richtest, verdamnest du dich selbst, fintemal du eben dasselbige thust, das du richtest“ (Röm. 2, 1).

Quittungen.

Für die Synodalkasse: Beitrag von der Gemeinde Niederplanitz M 50; durch Herrn P. Kern von Frau verw. Lange aus St. Louis, Mo. M 20; durch Herrn P. Neldner: von F. G. in Mittweida M 10, Sammlung bei der Steiner-Steyer'schen Hochzeit M 18; durch Herrn P. Lenk: Kindtaufscollekte von D. Baumann in Grün M 5.20, aus Sofa M 3; durch Herrn P. Hanewinkel: Dankopfer bei der Taufe am 6. Okt. von A. K. in C. M 10, von Herrn Lehrer Wagner in Roda M 1, aus Herrn Wilhelms in S. Sammelbüchse M 3; von Herrn Amtgerichtsrat v. Brandt in Stolberg a/Harz M 30.
Für die Heidenmission: Durch Herrn P. Willkomm von N. N. M 3.
Für die Negermission: Durch Herrn P. Hanewinkel von Frau verw. Wagner in Roda M 1.
Für die Judenmission: Durch Herrn P. Hanewinkel: von Herrn Lehrer Wagner in Roda M 1, von Frau verw. Wagner daselbst M 1.
Dresden. Heinrich Säuberlich, Kassierer.

Für den Student Willy Raumann erhalten Erntedankfestcollekte M 102.18. F. Hanewinkel, P.

Für die Kolberger Kapelle von Frau P. durch Herrn P. Eitmeier M 3 und aus Amerika durch Herrn Kassierer Säuberlich M 62.58 erhalten zu haben, bescheinigt mit herzlichem Danke W. Sübener, P.

Konferenz in Frankenberg am 12. November.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

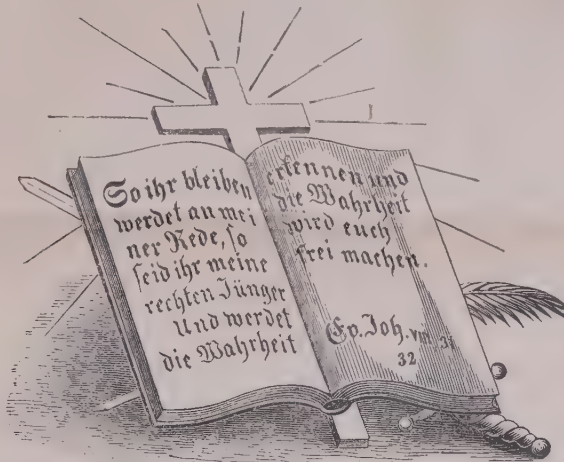
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die l. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 20. Nr. 24.

Bwickau in Sachsen.

17. November 1895.

Die hohe Wichtigkeit der reinen Lehre von Kirche und Amt für den christlichen Glauben und die kirchliche Praxis.

(Fortsetzung.)

6. T h e s e.

Das Predigtamt wird von Gott durch die Gemeinde als Inhaberin aller Kirchengewalt oder der Schlüssel, und durch deren von Gott vorgeschriebenen Beruf übertragen. Die Ordination der Berufenen mit Handauflegung ist nicht göttlicher Einsetzung, sondern eine apostolische kirchliche Ordnung, und nur eine öffentliche feierliche Bestätigung jenes Berufes.

A. Das Predigtamt wird von Gott durch die Gemeinde als Inhaberin aller Kirchengewalt oder der Schlüssel, und durch deren von Gott vorgeschriebenen Beruf übertragen.

Das erste, was wir bei dieser These zu betonen haben, ist, daß das Predigtamt denen, welche es verwalten sollen, überhaupt übertragen werden muß. Und zwar ist dies zu betonen gegenüber allen Schwärmgeistern alter und neuer Zeit, welche sich in das Amt einschleichen oder sich dasselbe anmaßen oder solch Einschleichen und Anmaßen gutheißen oder auch nur dulden und sich gefallen lassen. Durch solche Unordnung und berufsloses Treiben, wie es die Schwärmer lieben, wird die Kirche Gottes verwirrt und zerrissen und ordentliche Predigt des Wortes, Verwaltung der Sakramente, Seelenpflege, Kirchenzucht u. s. w. unmöglich gemacht. Mag immerhin bei solchen, welche keine geübten Sinne haben zum Unterscheiden des Guten und Bösen, ein derartiges „Missionieren“ zeitweise einen ge-

wissen Schein haben wegen gewisser „geistlicher Bewegungen“, „Erweckungen“ oder wie man sonst das Zusammenströmen der Leute, die stets darauf gerichtet sind, etwas Neues zu hören (Apostelgesch. 17, 21), nennen mag — Gottes Segen kann nicht darauf ruhen und ruht auch nicht darauf, denn es ist ohne und gegen Gottes Willen und Wohlgefallen angefangen. Denn es steht geschrieben: „Wie sollen sie predigen, wo sie nicht gesandt werden?“ (Röm. 10, 15) und: „Niemand nimmt ihm selbst die Ehre, sondern der auch berufen sei von Gott, gleichwie der Aaron“ (Ebr. 5, 4).*

Zum andern ist zu beachten, daß solche Berufung oder Uebertragung des Predigtamtes von Gott, dem Geber aller guten und aller vollkommenen Gabe, dem Stifter und Erhalter der Kirche und des heiligen Predigtamtes geschieht. Das ist von Wichtigkeit für den Pastor, daß er weiß, Gott habe ihn in das Amt gesetzt, wie für die Gemeinde, die ihn als von Gott gesetzt anzusehen und zu behandeln hat, wie wir davon schon früher gehandelt haben.

Worauf es hier aber noch besonders ankommt, ist zum dritten dies, daß die christliche Kirche oder Gemeinde es ist, welcher das Berufungs- oder Uebertragungsrecht zusteht und die es daher als im Namen und an der Statt Gottes auszuüben hat. Der christlichen Gemeinde dieses Recht streitig machen wollen, ist nichts anderes, als das Wesen der Kirche und das Recht, das alleinige Recht des Glaubens und der Gläubigen in der Kirche leugnen und den wahren Christen ihre priesterlichen und königlichen Rechte streitig machen. Wenn aber diejenigen, welche so etwas thun, eine besondere

* Es ist wohl nicht not, hier noch besonders darauf aufmerksam zu machen, daß „übertragen“ dasselbe sei wie „berufen“, wie denn in der These ausdrücklich gesagt wird: „durch . . . Beruf übertragen“, mögen immerhin die heutigen romanisierenden „Lutheraner“ über eine „missourische Uebertragungslehre“, die sie nicht kennen, weil sie sich nicht einmal die Mühe geben wollen, sie kennen zu lernen, noch so verächtlich reden.

Frömmigkeit und Heiligkeit vorgeben, als wollten sie die Kirche und das Predigtamt nicht einem „Pöbelhaufen“ ausliefern, so bekunden sie damit nur, daß sie zwischen der Kirche Gottes, der Gemeinde der Heiligen und einem sogenannten „Pöbelhaufen“ nicht zu unterscheiden wissen. Die Kirche Christi ist eben nicht ein Pöbelhaufen, und ein Pöbelhaufen ist nicht die Kirche. Zwar die zuchtlosen Pöbelhaufen, wie wir sie in den heutigen Landeskirchen finden und welche jene mißbräuchlich „Volkskirche“ zu nennen belieben, sie, denen jene wider Gottes Wort und Willen Anteil an der Wahl und Berufung der Pastoren zugestehen, und die „hohen Kirchenregimente“ der Kaiphasse und Pilatusse, in deren Händen jene das Berufsrecht so gut aufgehoben meinen, sind nicht die Kirche und können sie nicht sein. Was aus deren Berufungen und Amtsübertragungen, was aus dem Predigtamte bei ihnen geworden ist, sehen wir vor Augen. Der Kirchenjammer der Stellenjäger, des Nepotismus (Verleihung der Pfründen an Verwandte und Freunde), der Simonie (Schacher mit den geistlichen Ämtern; vgl. Apostelgesch. 8, 18 ff.) liegt auf der Hand. Das Papsttum in der römischen Kirche nicht nur, sondern auch in den Staats-, ja auch in etlichen Freikirchen ist bekannt.

Was sollte ferner werden in allen den Fällen, da rechte Christen aus Not und um des Gewissens willen im Gehorsam gegen Gottes Wort von falschen Lehrern und Kirchengemeinschaften sich trennen und ein neues Kirchenwesen aufzurichten gezwungen sind, wenn sie nicht das Recht haben sollten, sich selbst Pastoren zu berufen, wie es dem Wort und Willen Gottes gemäß ist? Gott sei Dank, daß wir Christen nicht gebunden sind, bei den Pastoren, Gemeinden und Kirchenkörpern zu bleiben, welche gerade einmal da sind, unangesehen, ob sie recht- oder falschgläubig sind. Gott sei Dank, daß wir in unserem Glauben und Gewissen nicht an gewisse Menschen und deren Ordnungen und Satzungen verkauft sind.

Mit den Rechten sind aber auch immer Pflichten verbunden. Das sollen alle wahren Christen wissen und sich gesagt sein lassen. Nicht die weltliche Obrigkeit, nicht die sogenannten „höheren Kirchenregimente“, nein, alle wahren Christen selbst tragen die Verantwortung für rechte Besetzung und Verwaltung des heiligen Predigtamtes. Wollen sie davon nichts wissen, wie solches leider bei vielen heutzutage der Fall ist, so werden sie den Schaden davon selbst tragen müssen, wie sie denn auch thun.

B. Die Ordination der Berufenen mit Handauflegung ist nicht göttlicher Einsetzung, sondern eine apostolische kirchliche Ordnung, und nur eine öffentliche feierliche Bestätigung des Berufes.

Sofern die Ordination mit Handauflegung eine alte, ja von den Aposteln herrührende Kirchenordnung ist und zur öffentlichen, feierlichen Bestätigung des Berufes dient, ist sie freilich eine gute Sache, und wir sind keineswegs gesonnen, dieselbe abschaffen oder für einen überflüssigen Ballast erklären zu wollen. Wie gut ist es doch für einen Pastor und wie gut ist es für die ganze Gemeinde, ja auch um derer willen, welche draußen sind, daß solche öffentliche feierliche Bestätigung des Berufes stattfindet. Denn nun weiß jedermann, wer der Pastor dieser betreffenden Gemeinde ist, daß er es wirklich ist und kein anderer, was es mit solchem seinem Amte auf sich hat, daß er von Gott durch die Gemeinde in sein Amt gesetzt ist, was er in diesem seinem Amte zu thun, wofür man ihn zu halten, wie man ihn anzusehen und mit ihm umzugehen

habe u. s. w. Ja, wenn das alles nur immer und überall recht beachtet würde!

Uebrigens soll man bedenken, daß die Gebete, welche mit der Ordination verbunden zu sein pflegen, nicht ohne Kraft und Wirkung sein können. Denn sie haben, wo immer sie im Namen Jesu Christi und im rechten Glauben geschehen, Gottes Verheißung. Derselben aber sollen wir uns allezeit getrösten, sonderlich auch ein christlicher Pastor und eine christliche Gemeinde rücksichtlich des Amtes.

Andererseits aber ist es nicht minder wichtig, zu wissen und zu bedenken, daß die Ordination, wiewohl eine gute, löbliche Kirchenordnung, dennoch nicht göttlicher Stiftung ist.

Ueberhaupt soll man niemals göttliche und menschliche Ordnung miteinander verwechseln. Denn es steht geschrieben: „Ihr sollt nichts dazu thun, das ich euch gebiete, und sollt auch nichts davon thun“ (5 Mos. 4, 2). So ist es nichts anderes als Abgötterei, wenn man eine göttliche Stiftung für eine menschliche oder aber eine menschliche Stiftung für eine göttliche ausgiebt.

Die Ordination aber zu einer göttlichen Stiftung machen wollen, wie es die Päpstlichen und heutzutage leider auch manche angebliche „Lutheraner“ thun, das heißt zugleich auch aus dem Predigtamte einen besonderen Stand mit besonderen nur diesem Stande von Gott verliehenen Gaben und Kräften machen, welche eben in der Ordination und durch dieselbe von Person zu Person fortgepflanzt und übertragen würden. Es wird damit zwischen „Priestern“ und „Laien“ eine Scheidewand aufgerichtet, die Gott nicht aufgerichtet hat, unter dem Vorgeben, Gott habe es gethan. Es wird damit den Christen ihre Krone, ihr priesterliches und königliches Recht, das sie alle gleicherweise haben, geraubt. Es wird damit den Christen auch im Noisalle die Fähigkeit abgesprochen, das zu thun, was ordentlicherweise zwar der Pastor, wenn einer da ist, zu thun hat; unter Mißbrauch des göttlichen Namens, dem eine Stiftung zugesprochen wird, die er nicht gestiftet hat, wird einer Menschensatzung eine göttliche Wirkung beigelegt, die nicht vorhanden ist, und den also Ordinierten eine besondere Fähigkeit zugeschrieben, welche Gott ihm nicht verliehen hat. Darauf kann Gottes Segen nicht ruhen und ruht auch nicht darauf, wie an der Pabstkirche und allem sonstige hin und her zerstreuten päpstlichen Wesen zu sehen ist. Wollen wir denn, daß unser Amt und Kirchenwesen zur Ehre Gottes gestiftet werde, Segen und Gedeihen habe, so wollen wir uns ja hüten, daß wir die Ordination, wie alle andere gute menschliche Ordnung, das bleiben lassen, was sie ist, und sie weder unter- noch auch überschätzen.

H—r.

(Fortsetzung folgt.)

„Zur Frage von der heiligen Schrift“

ist vor einiger Zeit in der „Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung“ ein längerer Aufsatz erschienen. Es ist ein alter Vortrag, welchen Luthardt da hat abdrucken lassen, „damit es nicht zu einer Trennung komme zwischen denen, die zusammengehören“. Es scheint nach diesen Worten, als ob jene „gläubigen“ Zeugnissen der Inspiration* der heiligen Schrift immer noch fürchten, das

* Man wundere sich doch nicht mehr, wenn wir immer von „Zeugnissen der Inspiration“ schlechthin reden. Die Inspiration der Schrift ist eben keine andere als eine wörtliche, wie der „Sohn Gottes“ auch kein anderer als der ewige Gott selbst ist, der die Welt geschaffen hat, gleichviel ob so und so viele Zirklehrer, welche dies leugnen, sich darüber beschweren, wenn sie der Leugnung der Gottheit Christi beschuldigt werden, indem sie vorgeben, es handle sich doch blos um das „Wie?“ des Geheimnisses von der Person Christi.

christliche Volk werde es mit der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift so ernst nehmen, daß es sich am Ende noch von ihnen löse. Und das wollen sie doch nicht gern. Ob der Erkenntnisstand der Leser der „Allg. ev.-luth. Rztg.“ so schwach ist, daß sie sich durch jenen Vortrag Sand in die Augen streuen lassen? Wir wollen das dahingestellt sein lassen.

Wenn Luthardt zum Eingange die Frage von der heiligen Schrift „die Pein unserer Studenten und die Sorge der Geistlichen“ nennt, so ist dies wohl als ein Armutszeugnis anzusehen, welches er damit den theologischen Fakultäten in ihrem gegenwärtigen Zustand ausstellt. Denn diese haben ja doch wohl eigentlich die Aufgabe, den Studenten und Geistlichen die Bibel lieb und wert zu machen, und sie für den Beruf, Gottes Wort zu predigen und dadurch die ihnen anvertrauten Seelen selig zu machen, mit Kraft und Freudigkeit zu erfüllen. Statt dessen geizt das gerade Gegenteil. Sie bereiten ihnen, wie hier einer ihrer Vertreter selbst eingestehen muß, „Pein“ und „Sorge“. Daß es wirklich also ist, können wir bezeugen, denn wir erinnern uns noch gar wohl jener Zeit, da wir, brennend vor Verlangen nach der Heilswahrheit, zur Universität gekommen, je länger je mehr mit „Pein“ und „Sorge“ beschwert wurden. Aber der Herr hat uns wieder frei und sein Wort und die heilige Theologie uns lieb gemacht, indem er uns zu dem Formalsprinzip der christlichen Religion, dem Worte Gottes, und zu ihrem Materialprinzip, der Rechtfertigung allein aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben, zurückgeführt hat. Und vielleicht findet sich doch noch einer oder der andere, dem ein Vortrag, wie der vorliegende, so fern davon, ihn aus der „Pein“ und „Sorge“ herauszuführen, nur deren mehr zu machen geeignet erscheint. Einem solchen möchten wir gern die Hand reichen.

Die sehr weitläufige Einleitung des Vortrages gehört zwar eigentlich nicht zur Sache. Und doch erscheinen die dort für gut befundenen Erinnerungen an einen v. Hofmann, der bekanntlich die stellvertretende Genugthuung, und einen Rahnis, der die Gottheit Christi leugnete, als Gewährsmänner des Vortragenden nicht eben geeignet, Vertrauen zu seiner eigenen Rechtgläubigkeit zu erwecken, zu mehrern oder wiederzugeben.

Voll mitleidigen Bedauerns sieht Luthardt auf denjenigen herab, der „im Schrecken über die Gefahr“, die von seiten der negativen Kritik her drohe, „das Heil darin sehen zu sollen glaubte, daß man zur alten Lehrweise über die heilige Schrift und besonders zur alten Lehre von der Inspiration derselben zurückkehrt“. Von einer alten „Lehrweise“ spricht er hier, wohl absichtlich abschwächend, während er eigentlich, wenn er ganz offen sein wollte, von „falscher Lehre“ hätte sprechen müssen. Denn nach seiner und seiner Glaubensgenossen Meinung soll die bisherige kirchliche Lehre von der Inspiration eben nicht richtig, sondern falsch sein, so falsch, wie — das päpstliche Unfehlbarkeitsdogma. Wir können nicht finden, daß mit solcher Leisetreterei, da man eine als falsch bekämpfte Lehre als eine bloße andere „Lehrweise“ bezeichnet, der Wahrheit gedient sei. Vielmehr wird unseres Bedünkens damit nur immer mehr dem Subjektivismus, Indifferentismus und Synkretismus der Boden bereitet. Doch dürfen wir ja freilich nicht vergessen, daß eben dies der eigentliche Zweck des ganzen Vortrages sein sollte.

Der Vortrag leidet an denselben beiden Hauptgebrechen, welchen wir bei den Zeugnern der Inspirationslehre schon öfter begegnet sind. Das eine ist, daß er von vornherein die eigentliche Streitfrage vollständig verschiebt, indem da behauptet wird, das „Es steht geschrieben“ und: „Alle Schrift von Gott eingegeben, ist nütze zur Lehre“ u. s. w. „Das steht selbstverständlich fest“ und „darüber ist unter uns kein Streit“. Das andere ist, daß, um alles gründlich zu verwirren, die Fragen von der In-

spiration, von der Textkritik und von den Uebersetzungen der Schrift nicht reinlich unterschieden, sondern völlig in einander gemischt werden, wie wir das ja freilich bei den Zeugnern der Inspiration längst gewohnt sind und wie es ja allerdings die Weise der Irrelehrer je und je gewesen ist, die List der Illusionen zu befolgen, die, um ihren Verfolgern zu entgehen, den Grund des Meeres aufsuchen und den Sand aufwühlen, sich selbst damit bedeckend, so daß es schwer ist, sie zu erkennen. Harmlose Leser des Vortrages, die noch nicht sehr „geübte Sinne“ haben „zum Unterschiede des Guten und Bösen“ (Ebr. 5, 14), können auf die Weise und durch die fromm klingende Rhetorik geblendet, leicht zu der Auffassung kommen (wenn sie solch Vorurteil nicht schon mitbrachten), der Vortragende müsse doch ein sehr gelehrter und frommer Mann, die von ihm bekämpften Gegner aber, die „alten lutherischen Dogmatiker“ und die es noch mit ihnen halten, entweder ganz engherzige Orthodoxisten oder rechte Tölpel oder — beides sein.

Doch es wird Zeit, daß wir zur Sache selbst kommen (wenn gleich es uns nicht unwichtig erscheint, auf die Tendenz jenes Vortrages aufmerksam zu machen, mit der Bitte, dieselbe im Auge behalten zu wollen).

Es ist schon sehr bezeichnend, daß Luthardt, „zur Frage von der heiligen Schrift“ redend, weder davon ausgeht, noch überhaupt sich darauf einläßt, was die Schrift von sich selbst sagt. Mit jenen Worten, das alles sei „selbstverständlich“ und gar „kein Streit darüber“, meint er die Lehre der Schrift von sich selbst abgethan zu haben. Auch konnte er ja eigentlich nicht anders. Denn wenn er die Lehre der Schrift zur Grundlage machte, so würde er ja damit das Schriftprinzip der lutherischen, der christlichen Kirche sich zu eigen gemacht haben. Und eben dieses ist es ja, das zu bekämpfen er sich vorgelegt hat.

Bezeichnend ist ferner die leichte Art, mit der Luthardt über die Stellung unserer Bekenntnisschriften zur Inspiration der heiligen Schrift hinwegzugehen weiß. Wir können uns doch nicht verjagen, seine Worte hier vollständig mitzuteilen:

„Unser kirchliches Bekenntnis enthält über die Frage der Inspiration nichts. Die Schrift ist ihm das Wort Gottes, lauterste Quelle und einzige Norm und Regel der seligmachenden Wahrheit, wie die Konfessionsformel sagt — das ist alles. Ueber die Art und Weise, wie die Inspiration zu denken sei, über die Zahl und den Ursprung und über den verschiedenen Wert der einzelnen Bücher der heiligen Schrift enthält es nichts. Jenes ist das Wesentliche und Notwendige; dieses ist der theologischen Untersuchung anheimgegeben.“

„Das ist alles“ — bei Luthardt. Wohl, „über die Art und Weise, wie die Inspiration zu denken sei“ u. s. w., enthalten unsere Bekenntnisschriften nichts. Wir erwarten auch dergleichen gar nicht von ihnen. Denn das „Wie“ der Inspiration ist eben ein Geheimnis und wird auch wohl, trotz aller überklugen Professoren, die das untersuchen und ergründen wollen, ein Geheimnis bleiben. Unsere Bekenntnisse wollen eben nichts anderes als Bekenntnisse sein zu den Artikeln des Glaubens, wie sie in der heiligen Schrift uns zu glauben vorgelegt sind, nicht aber, wie manche Neuere meinen, wissenschaftliche Resultate vorlegen, Vermittelungen aufstellen u. dergl.

Nun ist ja wahr: Unsere Bekenntnisse enthalten keinen eignen Artikel über die Lehre von der Inspiration. Diese Grundlehre, ja dies Erkenntnisprinzip der christlichen Religion war zu Zeiten der Abfassung der Bekenntnisse noch nicht Gegenstand des Streites geworden. Erst unseren letzten Zeiten scheint es vorbehalten, den Grund umzureißen, damit darnach eine Rückkehr zum Glauben der Väter nicht mehr möglich sei. Anscheinend ist es wenig, was unsere Bekenntnisse über die heilige Schrift enthalten. Und es könnte der Gedanke kommen, ob es nicht vielleicht an der Zeit wäre, ein eignes Bekenntnis zur heiligen

Schrift den bisherigen Symbolen der lutherischen Kirche beizufügen. Der rechtgläubigen sichtbaren Kirche das Recht dazu abzusprechen, könnte nur der Unverstand derer, die entweder das Jahr 1580 als das Normaljahr des Abschlusses einer angeblichen „Sehrentwicklung“ fixieren, oder die sich die Frage, welches Recht die Kirche früherer Zeiten zur Aufstellung symbolischer Schriften gehabt, nicht klar gemacht haben. Allein das Wort: „Ich habe es alles Macht, aber es frommt nicht alles“ gilt auch hier. Die kirchlichen Zustände der Gegenwart sind offenbar der Aufstellung eines neuen Symbols nicht günstig. Dazu kommt, daß symbolische Schriften eigentlich nicht durch Absicht und Ueberlegung gemacht werden, sondern sozusagen von selber entstehen. Unter allen denen aber, welche an der christlichen Lehre von der heiligen Schrift festhalten, dürfte sich kaum jemand finden, der ein persönliches Bedürfnis oder ein solches der Kirche nach einem besonderen Symbol über diesen Glaubensartikel empfände. Dies aber um so weniger, als Luthardt und Genossen irrtümlich behaupten, die Bekenntnisschriften enthielten über die Inspiration „nichts“.

Es ist doch wohl mehr als „nichts“, wenn in einem der ökumenischen (weltallgemeinen) Symbole, dem Nicänum, vom Heiligen Geiste gesagt wird: „der durch die Propheten geredet hat“; mehr als „nichts“, wenn es im 28. Artikel der Augsburgerischen Konfession heißt: „Warum verbeut denn die göttliche Schrift so oft, die menschliche Aussprüche zu machen und zu hören? Warum nennet sie dieselben Teufelslehren? Soll denn der Heilige Geist solches alles vergeblich warnen haben?“ (M. S. 66, 49) — mehr als „nichts“, wenn wir in dem 4. Artikel der Apologie lesen: „Wo denken doch die armen Leute hin? Meinen sie, daß die Schrift ohne Ursachen einerlei so oft mit klaren Worten erholet? Meinen sie, daß der Heilige Geist sein Wort nicht gewiß und bedächtig setze oder nicht wisse, was er rede?“ (M. S. 107, 109) — mehr als „nichts“, wenn wir in den Schmalkaldischen Artikeln bekennen: „Gottes Wort soll Artikel des Glaubens stellen und sonst niemand, auch kein Engel“ (M. S. 303, 15), ja wohl mehr als „nichts“, daß unsere sämtlichen Bekenntnisschriften nicht allein mit ausdrücklichen Worten, sondern in ihrem ganzen Bestande auf dem einigen Erkenntnisgrunde der vom Heiligen Geiste eingegebenen heiligen Schrift beruhen und von derselben gar durchtränkt sind. Wir wissen zwar wohl, daß diejenigen, welche sich auf diese unsere Bekenntnisschriften nicht nach ihrem objektiv vorliegenden Inhalte und Wortlaute, sondern „nach bestem Wissen und Gewissen“ verpflichten, einem „Gewissen“, das seinerseits wieder nicht nach Gottes Wort, sondern nach der „Wissenschaft“ der menschlichen Vernunft sich bestimmen und regeln lassen will, dies alles nicht anerkennen. Aber daß sie alles das, was tatsächlich da steht für jeden, der Augen hat zu sehen, überhaupt für „nichts“ achten, ist uns nicht anders erklärlich als so, daß sie zu den Leuten gehören müssen, von denen die Schrift sagt, daß sie „zerrüttete Sinne haben und der Wahrheit beraubt sind“ (1 Tim. 6, 5).

Von „Luthers Stellung zur heiligen Schrift“ schreibt Luthardt des weiteren und zwar in der bekannten Weise, als habe Luther wie ein rechter Schwarmgeist aus der Erlanger Schule zu der Schrift gestanden, ja also, als seien diese Schüler weit orthodoxer als er und, gegen ihn zu rechnen, die demüthigten und gehorsamsten Bibelschriften. Man möchte fragen, wie solche großartige Täuschung überhaupt möglich sei. Indessen sind es folgende Ursachen, welche uns dieselbe erklärlich machen: Einmal nämlich die schon erwähnte Unfähigkeit der modernen Zeugnener der Inspiration, die Frage von der Inspiration und die Frage von dem Umfange des Kanon auseinanderzuhalten. Wenn sie dies vermöchten, so würden sie ja sehen, daß seine uns aller-

dings etwas befremdende und von uns nicht geteilte Nichtzurechnung etlicher deuterokanonischer Schriften¹ zum Kanon den alleinigen, aber auch vollständigen Erklärungsgrund für seine sonst unerklärlich bleibende, etwas geringschätzige Beurteilung derselben abgibt.

Zum andern erklärt sich die Täuschung der heutigen Zeugnener der Inspiration in Bezug auf Luthers Stellung zur Schrift aus ihrer Unfähigkeit, das Zueinander des Formal- und Materialprinzips der christlichen Religion zu begreifen. Weil Luther, das Materialprinzip in Christo erfassend, von diesem Mittelpunkt aus und mit diesem Schlüssel in der Hand die Schrift öffnete und verstand, weil Christus ihm, wie Luthardt selbst anführt, „dominus ac rex scripturae“ („Herr und König der Schrift“) war, meinen die Neueren, von ihrer Trennung des Material- und Formalprinzips nach Weise der Schwarmgeister ausgehend, Luther habe Christum sozusagen ohne die Schrift, vor und außerhalb derselben gefunden und einen solchen „Christus“, wie sie ihn in der Erfahrung ihres Herzens ohne die Schrift zu haben glauben, sozusagen zu seiner Bibel gemacht, hinter der das geschriebene Wort dann als ein „toter Buchstabe“ weit zurücktreten müsse.

Ann. Es dürfte an der Zeit sein, jenes köstliche Wort Luthers in den Schmalkaldischen Artikeln, (die doch übrigens auch zu den Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche gehören, denselben, welche nach Luthardt zu der Frage von der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift „nichts“ antragen sollen) hier in Erinnerung zu bringen, da er (und wir mit ihm) also bekennet: „Und in diesen Stücken, so das mündliche äußerliche Wort betreffen, ist fest darauf zu bleiben, daß Gott niemand seinen Geist oder Gnade giebt, ohne durch oder mit dem vorhergehenden äußerlichen Wort. Damit wir uns bewahren für den Enthusiasten, das ist, Geistern, so sich rühmen, ohne und vor dem Wort den Geist zu haben, und dadurch die Schrift oder mündliche Wort richten, deuten und dehnen ihres Gefallens, wie der Münzer thät und noch viele thun heutigen Tages, die zwischen dem Geist und Buchstaben² scharfe Richter sein wollen, und wissen nicht, was sie sagen oder legen. Denn das Pabsttum auch ein eitel Enthusiasmus ist, darin der Pabst rühmet, alle Rechte sind im Schrein seines Herzens,³ und was er mit seinen Kirchen urtheilt und heisset, das soll Geist und Recht sein, wenn's gleich über und wider die Schrift oder das mündliche Wort ist.“ Das ist alles der alte Teufel und alte Schlange, der Adam und Heva auch zu Enthusiasten machte, vom äußerlichen Wort Gottes auf Geisteserei und Eigendünkel führet, und thät's doch auch durch andere äußerliche Wort. Gleichwie auch unsere Enthusiasten das äußerliche Wort verdammen, und doch sie selbst nicht schweigen, sondern die Welt voll plaudern und schreiben, gerade als könnte der Geist durch die Schrift oder mündlich Wort der Apostel nicht kommen, aber durch ihre Schrift und Wort müßte er kommen. Warum lassen sie auch ihre Predigt und Wort nicht antehen, bis der Geist selber in die Leute ohn und für ihre Schrift kommt, wie sie rühmen, daß er in sie kommen sei ohne Predigt der Schrift? . . . Summa, der Enthusiasmus steckt in Adam und seinen Kindern von Anfang bis zu Ende der Welt, von dem alten Drachen in sie gestiftet und gegiftet, und ist alle Ketzerei auch des Pabsttums und Mahomets Ursprung, Kraft und Macht. Darum sollen und müssen wir darauf beharren, daß Gott nicht will mit uns Menschen handeln, denn durch sein äußerlich Wort und Sakrament. Alles aber, was ohn solch Wort und Sakrament vom Geiste gerühmt wird, das ist der Teufel.“ (P. III. Art. VIII. M. S. 321 f. § 3 ff.)

¹ Wir bitten zu beachten, daß diejenigen, welche die genannten Schriften, abweichend von Luther, für kanonisch (wenn auch immer für deuterokanonisch halten), eben damit doch sie als inspiriertes Gotteswort ansehen und von einem untergeordneten „Grade der Inspiration“ so wenig wissen wie etwa davon, daß der Mond weniger von Gott geschaffen sei als die Sonne.

² „Er war kein Knecht des Buchstaben, ängstliche Gebundenheit kannte er nicht“, schreibt Luthardt von — Luther. Ja freilich: „Ängstliche“ Gebundenheit kannte Luther nicht. Diese Leute aber werden „ängstlich“, sobald ihnen zugemutet wird, sich unter die Schrift zu beugen.

³ Wie auch die Erlanger mit ihren Schülern, welche alle Glaubenslehren aus ihrem „christlichen Bewußtsein“ herleiten wollen und dabei sich rühmen, sie glaubten „an Christum, und nicht an ein Buch“.

⁴ Hier brauchte man statt „Pabst“ nur „Professoren“ oder „theologische Fakultäten“ zu setzen.

Zum dritten stoßen sich die Neueren mit ihren eigenen Irrlehren an Luthers Auslegung und Verständnis der heiligen Schrift, um von da aus ihre Schlüsse zu machen, wie folgende Auslassung Luthards zeigt. Die Offenbarung Johannis, sagt Luthardt, sei auch Luthern ein inspiriertes Buch gewesen, aber er habe sie als eine Art von prophetischem Abriß der Kirchengeschichte verstanden, „und das schien mit Recht von geringem Werte zu sein“, aber sein Verständnis sei „ein irriges“ gewesen. Also weil die judaisierenden Chiliasisten, wie ein Luthardt, den nach ihrer Meinung in der Offenbarung enthaltenen Chiliasmus für eine Haupt- und Grundlehre des Christentums halten (denn alle ihre Lehre und Schriftauslegung ist ja davon durchtränkt, also daß der Chiliasmus sozusagen ihre Glaubensregel bildet, nach der alle Schrift sich beugen und biegen muß) und demgemäß die Offenbarung Johannis zu einem Haupt- und Grundbuche des Kanons machen, Luther dies aber nicht thut, muß Luther ein Verächter der Hauptschrift und damit der Schrift überhaupt sein, also daß diese Leute sich im Vergleich zu ihm förmlich fromm vornehmen.

Eine Hauptursache endlich, aus welcher die fast herrschend gewordene Täuschung in Bezug auf Luthers Stellung zur heiligen Schrift entspringt, ist — die Unbekanntschaft mit Luthers Schriften. Wie groß dieselbe bei den Protestantenvereinigern, Ritschlianern u. s. w. ist, deren fortwährende Berufung auf Luther als ihren Gewährsmann eine Unsinnsigkeit ist, wie sie nicht größer gedacht werden kann, liegt auf der Hand für jeden, der auch nur den kleinen Katechismus kennt. Bei den „gläubigen Lutheranern“ aber glaubt man immer noch annehmen zu müssen, daß sie einigermaßen mit Luthers Schriften vertraut seien, besonders wenn sie Theologen und gar Professoren der Theologie sind. Wie wenig begründet aber diese Annahme ist, davon giebt uns der bodenlose Mißverständnis solcher Äußerungen Luthers, wie sie nun schon seit Jahrzehnten ein Professor vom anderen abzuschreiben pflegt, so viel Beweise in die Hand, daß wir sie mit ihren eigenen Waffen schlagen können.

So glaubt hier Luthardt wieder zum Beweise für die „freie“ Stellung Luthers zu den Evangelien und anderen geschichtlichen Büchern der heiligen Schrift das anführen zu können, daß Luther mehr als einmal sagt: „Sie haben nicht einerlei Ordnung“, „keine Ordnung“ und dergl. Und Luthardt fügt hinzu: „Wir werden die Evangelien jetzt vielleicht auch besser verstehen und würdigen.“ Betrachten wir diese Worte etwas näher. Also dieselben Leute, welche um des „Thatbestandes“ der Schrift willen deren Inspiration leugnen zu müssen meinen, wollen jetzt annehmen und behaupten, die Evangelien seien in chronologischer Reihenfolge geschrieben und hielten alle einerlei Ordnung (denn Luthardt tadelt ja Luther deswegen, daß er dies nicht geglaubt hat, und will die Evangelien „besser verstehen und würdigen“)?! Das wäre allerdings mehr, als auch die kühnste Harmonistik je geleistet hätte. Doch wir haben es hier wohl nur mit einer Gedankenlosigkeit des Herrn Professors zu thun. Denn eigentlich soll ja gerade Luther als Gewährsmann für die Verwerfung der Inspiration heiliger Schrift angeführt und die Schrift eben deswegen verdächtigt und getadelt werden, daß sie „nicht einerlei Ordnung“ halte. Nun, wir halten es hier mit Luther, wie wir daraus nie ein Fehl gemacht haben. Wir glauben allerdings nicht, daß die Evangelien „einerlei Ordnung“ halten. Wozu hätte es denn auch deren vier bedurft, wenn eins wortwörtlich genau so lautete wie das andere? Allein deswegen fällt uns doch nicht ein, die Schrift tabeln zu wollen, als seien dergleichen Dinge auf die menschliche Gebrechlichkeit ihrer Verfasser zu schieben und somit als Beweis gegen die Inspiration zu verwenden. Wir meinen nicht, daß, wer eine Ge-

schichte schreibt oder erzählt, allemal Tadel verdient, wenn er nicht alles in chronologischer Reihenfolge erzählt, am allerwenigsten dann, wenn es ihm auf ganz andere Dinge ankommt als auf chronologische Genauigkeit. So meinen wir denn auch nicht, daß der Heilige Geist, um Heiliger Geist bleiben oder auch um als Verfasser der heiligen Schrift anerkannt zu werden, verpflichtet sei, alles gerade in chronologischer Reihenfolge zu erzählen. Wer aber unseren Luther so verstehen zu müssen meint, giebt damit nur Zeugnis, daß er Luther gar nicht kennt und wohl kaum etwas von ihm selbst gelesen hat.

Wem etwa noch solch Urteil über einen so berühmten Professor allzukühn, ja unglücklich erscheinen sollte, der höre, was Luthardt weiter schreibt:

„Selbst gegenüber seinem geliebten Paulus behielt er sich sein Urteil frei. Wir kennen sein Wort über jene Beweisführung des Apostels im Galaterbrief über die Sarah und Hagar: sie halte nicht den Stich. Sie hält ihn vielleicht doch. Aber so wenig machten ihm dergleichen Schwächen und Unvollkommenheiten, wie er sie zu erkennen glaubte, irgendwelche Sorge oder vollends ihn im Glauben irre. Vielmehr weil er seines Glaubens so fest und so gewiß war, urteilte er so.“

Wir sind diesmal wieder in der Lage, auf beiden Seiten des „freien“ Luthers zu stehen und mit ihm zu glauben, daß sie „den Stich nicht hält“. Luthardt dagegen behauptet: „Sie hält ihn vielleicht doch“. Wer, was, wen? Luthardt weiß ja gar nicht, um was es sich handelt, sondern spricht ja nur nach, was er von anderen gehört hat. Wenn er Luther selbst gelesen hätte, so könnte er gar nicht so sprechen und von „Schwächen und Unvollkommenheiten“ reden. Denn wer nur einigermaßen mit Luthers Schriften bekannt ist, weiß, daß Luther so etwas, wie ihm hier aufgebürdet wird, gar nicht sagen kann, und wer sich nur die Mühe giebt, selbst einmal nachzusehen, wird folgendes finden. Da, wo Luther in seiner Auslegung des Galaterbriefes an die allegorische Bedeutung der Geschichte von Sarah und Hagar kommt (Kap. 4, 21 ff.), spricht er sich (wie er auch sonst, z. B. in der Genesis⁵ gethan hat) darüber aus, daß solche Allegorien eigentlich nicht beweiskräftig seien, sondern nur mehr zur Illustration dienen, was bereits bewiesen worden ist. Er schreibt nämlich zu den Worten: „Die Worte bedeuten etwas“ (4, 24) also: „Allegorien geben keinen festen Beweis in der Theologie, sondern schmücken und illustrieren die Sache, gleichwie Gemälde. Denn wenn Paulus die Gerechtigkeit des Glaubens gegen die Gerechtigkeit der Werke nicht mit stärkeren Gründen bewiesen hätte, so würde er mit dieser Allegorie nichts ausgerichtet. Weil er aber vorher diese Sache mit den stärksten Argumenten befestigt hat, die er aus der Erfahrung, aus dem Exempel Abrahams, aus Beweisen der Schrift und Gleichnissen genommen, fügt er nun am Ende der Disputation noch eine Allegorie als eine Art Schmuck an. Denn es ist schön, nachdem der Grund sicher gelegt, und die Sache anderweit klar bewiesen ist, noch eine Allegorie beizufügen. Denn wie ein Gemälde ein Schmuck eines bereits erbauten Hauses ist, so ist eine Allegorie eine gewisse Ausschmückung der Rede oder einer anderweit bereits bewiesenen Sache.“ (Erl. Ausg. II, 248 f.)⁶

⁵ z. B. zu 1 Moj. 30, 11. Erl. Ausg. VII, 304—307.

⁶ Im Lateinischen lauten die Worte: „Allegoriae non parium firmas probationes in theologia, sed velut picturae ornant et illustrant rem. Nam si iustitiam fidei contra iustitiam operum fortioribus argumentis Paulus non probasset, nihil efficeret hac allegoria. Quia vero supra hanc suam causam munit firmissimis argumentis, sumitis ab experientia, exemplo Abrahæ, item a testimoniis scripturæ et similitudinibus, jam in fine disputationis addit allegoriam seu ornamentum quendam. Est enim pulchrum, jam fideliter jacto fundamento et firmiter probata causa aliunde allegoriam aliquam addere. Ut enim pictura est ornatus quidam domus jam exstructæ, ita allegoria est lux quaedam orationis vel causæ alicujus jam aliunde probatæ.“

Wenn Luthardt weiter ein Wort Luthers wie dieses: „Die Propheten haben in Mose studiert und die späteren in den früheren und aus einem Wort etwa ganze Predigten gemacht“ gegen die Inspiration anführen zu können meint, so giebt er damit wieder nur Zeugnis, daß er weder Luther noch auch die Lutherische Lehre von der Inspiration verstanden hat. Als ob Studium und Inspiration einander ausschließende Dinge wären. Ehrlich ist er freilich in Bezug auf ein anderes Wort. Er schreibt jetzt: „Wenn auch sein Wort von ‚Holz, Heu und Stoppeln‘, das zuweilen mit untergelaufen sei, nicht, wie man vielfach meint und auch ich früher irrtümlich meinte, von den Schriften der Propheten selbst, sondern — nur mit etwas ungenauem sprachlichen Ausdruck — von ihren Auslegern zu verstehen ist“ u. s. w. Er wird's wohl bei Rohnert (Die Inspiration der heiligen Schrift, S. 140 ff.) gelesen haben, der nach Walthers Vorgange die Sache aufgeklärt und dabei den Professoren ein wenig auf die Finger geklopft hat. Es würde zwar auch keine Schande für Luthardt gewesen sein, wenn er die Quelle seiner Berichtigung angegeben hätte. Weil er aber doch den Schein behalten will, als ob er Luther kenne, und sich einmal vorgenommen hat, Luther als Gewährsmann gegen die Inspiration der Schrift ins Feld zu führen, zugleich von allen seinen Kollegen sich sekundiert wissend und also seine Wissenschaftlichkeit nicht in Gefahr sehend, so fährt er ganz ungeniert fort, weitere angebliche Belege aus Luther beizubringen. Die Propheten, sagt er, habe Luther nicht in allen Einzelheiten fehlos gehalten: „Wenn sie von Christo weis sagten, fehlten sie nicht; wenn sie aber von Königen und weltlichen Räuften etwas verkündigten, fehlten sie oft.“ Natürlich fällt es Luthardt hier so wenig wie überhaupt ein, die Stelle anzugeben, wo Luther das gesagt haben soll. Er denkt wohl, seine Zuhörer und Lehrer sollen ihm das glauben, weil er es sagt und schreibt? Mag sein, daß sie es thun; wir glauben ihm so etwas nicht, und wenn er noch viel mehr Titel und Namen hätte, als er hat.

Seine Unbekanntschaft mit Luther beweist Luthardt ferner damit, daß er schreiben kann:

„Selbst einzelne Differenzen in den Evangelien irrten ihn nicht, wo er sie zu sehen glaubte, wie in den Berichten über die Tempelreinigung oder über die Verleugnungen des Petrus. Vergleichen machte ihm keine Sorge. Er hatte seinen festen Standort in Christo: von diesem, d. h. also vom zentralen Inhalt der Schrift, war ihm diese selbst gewiß, nicht umgekehrt. Das gab ihm die sorglose Sicherheit und Freiheit des Urteils, welches eine spätere Zeit nicht verstand.“

Was die Tempelreinigung betrifft, so redet Luther (Erl. Ausg. 46, 173 ff.) weitläufig darüber, wie wohl die Berichte des Matthäus und Johannes zusammenzureimen seien, und betont dabei, daß ja schließlich nichts darauf ankomme, ob wir diese Schwierigkeit lösen können. Ob die Tempelreinigung ein- oder zweimal geschehen, breche unserem Glauben nichts ab; er halte dafür, es sei nur einmal geschehen, würde es aber dreimal geschehen sein, so sei dies auch keine Kezerei. So spricht Luther; nicht aber, wie die heutigen Leugner der Inspiration⁸ ihn sagen lassen wollen, als sei das gleichgültig für unseren Glauben oder keine Kezerei, wenn behauptet wird, die Schrift enthalte Irrtümer und wirkliche, unvereinbare Widersprüche. Können oder wollen denn unsere Gegner nicht denken und unterscheiden, daß es ein großer Unterschied ist: Sagen, wie Luther und wir mit ihm, daß schließlich nichts darauf ankomme, ob wir

⁷ Also doch „Inhalt der Schrift“ und nicht ohne die Schrift und außer der Schrift. Und eben diese Schrift sagt von sich selbst ihre eigene wörtliche Inspiration aus, wie sie Luther glaubte und wir mit ihm, Luthardt und Genossen aber sie leugnen.

⁸ So auch der immanuellische Pastor Scholze in seiner 1890 erschienenen Schrift: „Gegen die missourische Inspirations-Lehre und deren Früchte“, Seite 12 ff.

alle scheinbaren Widersprüche in der Schrift ausgleichen und alle Schwierigkeiten lösen können, oder: Sagen, wie unsere Gegner, es komme nichts darauf an, ob man in der heiligen Schrift wirkliche Irrtümer und in sich unvereinbare Widersprüche annehme? Erstere schadet dem Glauben freilich nichts, letzteres aber bedeutet eben nichts anderes als eine Leugnung der Inspiration der heiligen Schrift. Wie fern aber Luther von einer solchen war, sollte jeder wissen, der nur ein wenig in seinen Schriften Bescheid weiß und nicht mit Blindheit geschlagen ist.

Und was die Geschichte von der Verleugnung Petri betrifft, so sagt Luther (Erl. Ausg. 50, 308 ff.), auch wenn er von einer „Bewirrung“ des Johannes (in Bezug auf die chronologische Zeitfolge) redet, ausdrücklich: „Ein unnützer Geist sollt wohl die Evangelisten darüber schelten. Aber man fährt darum weder gen Himmel noch zur Hölle, ob man es schon dafür hält, daß alle drei Verleugnung in Kaiphas Hause geschehen sind.“ Luther selbst sucht die vorhandene Schwierigkeit zu lösen, giebt sich aber nicht zu viel damit ab, „denn man soll an diesem Ort am meisten Achtung haben auf den großen, überschwenglichen Trost der Sünder.“ Nicht im Entferntesten denkt Luther daran, anzunehmen, der Heilige Geist habe sich geirrt oder habe, wie die Neueren meinen und zugleich ihn sagen lassen wollen, nicht alles inspiriert⁹, geschweige denn, daß er solche Stellen der Schrift zum Kampfe gegen die Inspiration der heiligen Schrift mißbrauchen sollte.

In einem Atem kann Luthardt im folgenden schreiben, daß „Es stehet geschrieben“ habe für Luther eine unumstößliche Gewißheit gehabt (das heißt doch wohl: weil es geschrieben steht, und darum alles, was geschrieben steht!), aber das Wort „ist“ in den Einsetzungsworten des heiligen Abendmahls, welches „bekanntlich von Christo selbst nicht gesprochen worden“ sei, habe er nur geltend gemacht, weil ihm „die Sache“ selbst „unfraglich gewiß“ gewesen sei, und „das“ habe ihm die Freiheit in seiner Verdeutschung der heiligen Schrift gegeben. Wie kann doch nur ein Professor so verwirrt und so oberflächlich sein (wiewohl wir uns bei einem Luthardt nicht mehr darüber wundern)? Freilich hat der Herr Christus nicht das deutsche Wort „ist“ gesprochen, auch nicht das lateinische est, sogar nicht das griechische ἐστίν, sondern, eben aramäisch, diese Laute, dieses Wort gar nicht gesprochen. Was wollen aber nur unsere heutigen Schwarmgeister damit beweisen, daß in jener Sprache die Kopula (ist) gefehlt habe, da doch gerade ihr Fehlen ein Beweis dafür ist, daß sie sich von selbst versteht? Und so hat denn allerdings der Herr Christus den Sinn¹⁰ dieses Wortes wirklich gesprochen. Und eben diesen Sinn hat der Heilige Geist im Griechischen durch das unzweideutige und unumstößliche ἐστίν ausgedrückt. Dieses Wort hat Luther vor sich auf den Tisch geschrieben und durch dieses Wort ist ihm die Sache unfraglich gewiß geworden. „Diese Worte“ standen ihm „fest“ und diese Worte stehen uns fest und werden auch fest bleiben, trotz Luthardt und allen Schwarmgeistern, welche die „Sache“ ohne Worte haben wollen. Woher wohl? „Aus dem Rauchloch“,¹¹ würde Luther sagen.

(Fortsetzung folgt.)

⁹ Doch giebt es etliche unter den Leugnern der Inspiration, welche sagen, es sei „alles Wort für Wort inspiriert“ — wobei sie dann aber mit dem Worte „inspiriert“ ein schändliches Spiel treiben, indem sie unter „Inspiration“ weiter nicht als den sogenannten concursus dei verstehen, da Gott bei allem, was in der Welt geschieht, auch dem Bösen, dabei ist und auf seine Weise (nach der göttlichen Weltregierung) mitwirkt. Ja, so wären freilich auch die heidnischen und alle gottlosen Schriftsteller „inspiriert“, auch die brüllende Kuh und der bellende Hund.

¹⁰ Der Sinn der Worte bildet ja doch eigentlich ihr Wesen, nicht der Schall oder Laut, Tinte, Druckerwärze u. dgl., wie unsere Gegner das von allen unseren alten vielgeschmähten Dogmatikern lernen könnten, wenn sie nur wollten.

¹¹ Auch diese Aeußerung Luthers ist schriftgemäß. Vgl. Offenb. 9, 2.

(Eingefandt.)

Ein Stück des „einfältigen Katechismusglaubens“ der Leipziger Mission.

Den offenbaren Abfall vom Worte Gottes, der sich in jüngster Zeit in der Leipziger Mission so deutlich vollzogen hat, meinte der Missionsdirektor v. Schwarz in seinem Berichte auf dem diesjährigen Leipziger Missionsfeste verdecken zu können, indem er die reine Lehre vom Worte Gottes zu einem abschreckenden Zerrbilde verunstaltete und seinen Zuhörern vorredete, die Leipziger Missionare hätten sich nicht mit theologischen Problemen zu beschäftigen, sondern „mit aller Geduld und Treue Heiden und Christen in dem einfältigen Katechismusglauben zu unterweisen“. Diese Behauptung erhält in Nr. 20 des Leipziger Missionsblattes ausß neue eine eigentümliche Beleuchtung. Ein Leipziger Missionar in Afrika wird von einem Häuptling gefragt, „wohin denn die Leute kämen, die früher gestorben wären oder jetzt sterben, ohne Jesu Worte gehört zu haben“. Der Missionar antwortet, „Gott habe uns nichts Bestimmtes darüber gesagt, doch dürfen wir hoffen, daß er solchen Leuten noch Gelegenheit gebe, sein Wort zu hören und Jesu zu lieben“. Dies Menschenfündlein (wie alle anderen auch) ist allerdings herrlich geeignet, es zu verhüten, daß die Leute vor den Kopf gestoßen werden und ihnen Jesu Liebe allzubart erscheint (Joh. 6, 60). Es zeigt aber, zumal es im Missionsblatte ohne Bemerkung gedruckt wird, zugleich, daß man in der Leipziger Mission nicht mehr weiß, was einfältiger Katechismusglaube ist. Und das ist ja kein Wunder, nachdem man von der Schrift abgefallen ist. Sonst würde man auch finden, daß Gott uns sehr Bestimmtes über die Leute gesagt hat, die ohne Glauben und ohne Christum sterben. „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden“ (Mark. 16, 16). „Es ist den Menschen gesetzt einmal zu sterben; darnach aber das Gericht“ (Hebr. 9, 27). „Welche ohne Gesetz gesündigt haben, die werden auch ohne Gesetz verurteilt werden“ (Röm. 2, 12). Ist das nichts Bestimmtes? Ja freilich! Aber das sind ja einzelne Stellen aus der Schrift und darüber ist man ja erhaben, wo die neumodische Erlanger Theologie herrscht, welche ihre Lehren aus dem Schriftganzen herauskonstruiert oder vielmehr in dasselbe hineinkonstruiert, so daß dann das helle, klare Schriftwort sich darnach verdrehen lassen muß. Wenn man die Schrift als Gottes Wort abschafft, dann muß man ja auch blind werden und auf solche papistisch-rationalistische Fündlein verfallen. Man widerspricht mit diesem Fündlein nicht nur hellen, klaren Schriftstellen, sondern stößt auch die Rechtfertigung allein durch den Glauben um. Denn die angebliche, schriftwidrige Entscheidung in jenem Leben für die, die hier das Wort Gottes nicht gehört haben, soll sich ja nach dem sittlichen Verhalten jener Leute in diesem Leben richten nach der Lehre jener Pseudotheologie.

Ganz anders redet Luther im Großen Katechismus und mit ihm die lutherische Kirche: „Darum scheiden und sondern diese Artikel des Glaubens uns Christen von allen anderen Leuten auf Erden. Denn was außer der Christenheit ist, es seien Heiden, Türken, Juden oder falsche Christen und Heuchler, ob sie gleich nur Einen wahrhaftigen Gott glauben und anbeten, so wissen sie doch nicht, was er gegen sie gesinnet ist, können sich auch keiner Liebe noch Gutes zu ihm versehen, darum sie in ewigem Zorn und Verdammnis bleiben; denn sie den Herrn Christum nicht haben, dazu mit keinen Gaben durch den Heiligen Geist erleuchtet und begnadet sind.“

M.

Nachrichten und Bemerkungen.

Konferenz der „Philadelphia“ in Württemberg. Vom 2. bis 4. September hielt die „Philadelphia“ in Stuttgart eine große Konferenz, die von ihrem Hauptsekretär in Württemberg, dem Institutslehrer Dietrich in Stuttgart, geleitet wurde und bei der namentlich ein Pfarrer Stodmayer aus Hauptwyl (in der Schweiz), Prediger Schrenk und Pastor Herbst aus Barmen (früher in Ansbach) als Redner auftraten. Schon die Wahl dieser Redner gab zu ernstlichen Bedenken Anlaß, da besonders von Pfarrer Stodmayer bekannt ist, daß er sich der Wiedertaufe unterworfen hat und auch an anderen diese Handlung vollzieht. Die Vorträge selbst aber mußten zum Teil wahres Vergerms erwecken, weil sie offen gegen die Landeskirche vorgingen und diese vor allen Dingen wegen ihres Festhaltens an der Kindertaufe mit bitteren Vorwürfen bedachten. Auf die Kirchenfreundschaft der „Philadelphia“ werfen derartige Vorgänge ein recht ungünstiges Licht. Die altprotestantischen Gemeinschaften in Württemberg, die mit ihr in ein näheres Verhältnis zu treten geneigt waren, die aber an der lutherischen Kirche und ihren Ordnungen festhalten, sind denn auch recht ernüchtert worden und dürften sich ein Zusammengehen mit dieser Gemeinschaftsbewegung, die neben gut kirchlichen Elementen auch derartigen Schwärmern (Wiedertäufern) in ihrer Mitte Raum giebt, jetzt noch mehr als ein Mal überlegen.

(„Freimund.“)

„Christentum und Judentum.“ Daß dasjenige, was man heutzutage mißbräuchlich „Christentum“ zu nennen beliebt, vom Judentum nicht mehr wesentlich verschieden ist, haben wir zwar längst erkannt. In welcher Nahtzeit es aber kürzlich in Berlin zu Tage getreten ist, zeigt folgender Vorfall. Die „theologische“ Fakultät zu Berlin hatte eine „theologische“ Preisaufgabe gestellt über das wunderbare Thema: „Recht und Schranken der Behauptung, daß als das betende Ich in den Psalmen nicht erst im gottesdienstlichen Gebrauch derselben, sondern schon nach der Absicht der Dichter die israelitische Gemeinde anzusehen sei, sind am exegetischen Tatbestande darzutun.“ Nun pflegen bei solchen Gelegenheiten die Einsender von Arbeiten, um einer unparteiischen Beurteilung willen, ihren Namen in einem verschlossenen Koubert beizulegen, auf welchem sich ein gleiches Motto wie über der dazu gehörigen Arbeit befindet, und so war diesmal aus Koblenz eine Arbeit eingelaufen mit dem Motto: „Immer strebe zum Ganzen.“ Die Fakultät fällt über dieselbe folgendes Urteil: „Der Verfasser der mit dem Motto: „Immer strebe zum Ganzen“ versehenen Arbeit hat zwar nicht gerade neue Gesichtspunkte für die Lösung der im Thema enthaltenen Frage aufgestellt, aber er hat das vorhandene Material, und zwar sowohl die Quelle, als die Literatur über diese mit großem Fleiß und recht gutem Verständnis durchgearbeitet. Er hat ferner den Stoff im allgemeinen gut disponiert; die Darstellung ist einfach und klar und die gewonnenen Ergebnisse sind der Hauptache nach wohl begründet. Die Fakultät steht daher nicht an, die Arbeit des Preises für würdig zu erklären.“ Als das Koubert geöffnet wurde, ergab sich der Name des — jüdischen Studenten Felix Koblenz aus Dittweiler. Ob sich die „theologische“ Fakultät zu Berlin dabei etwas gedacht hat? Vielleicht nicht, denn sie steht auf dem Standpunkte: „Wir glauben all an einen Gott, Christ, Jude, Türk und Pottentott.“ Und die alttestamentliche Schriftauslegung dieser „Theologen“ wandelt schon längst in den Bahnen der jüdischen Rabbiner.

H—r.

In Kamerun, unserer westafrikanischen Kolonialbesitzung, hat bekanntlich die Baseler evangelische Missionsgesellschaft das schon früher von den Baptisten dort gegründete Missionswerk übernommen und führt es mit großen Opfern an Personen und Mitteln weiter. Missionsinspektor Dehler schreibt im 80. Jahresbericht dieser Gesellschaft: „Sehr schmerzlich ist die immer weitere Ausdehnung des Schnaps Handels in Kamerun.“ „Der Schnaps“, schreibt ein dortiger Missionar, „dieses unheilvolle Zerstörungsmittel alles Fortschritts und aller Kultur, dringt immer tiefer in die Volksschichten ein, und der mächtigste Göze im Lande ist bereits der Schnaps. Derselbe beherrscht das ganze öffentliche und private Leben nicht weniger als vor Zeiten der Geheimbund und der Geisterdienst. Die Empfänglichkeit der kamerunbevölkerung für Christentum und Kultur würde zu schönen Hoffnungen für das Land berechtigen; aber es ist leider zu fürchten, daß seine Bewohner in dem Maße, als der Branntweinhandel gedeiht, moralisch, physisch und wirtschaftlich zu Grunde gerichtet werden. Unseren Christen muten wir zu, sich vom Branntwein und Branntweinhandel unberührt zu halten. Sie scheinen auch die Notwendigkeit einzusehen. Bis jetzt haben sie sich im ganzen standhaft gehalten und gehen auch gegen Uebertreter des Branntweinverbots mit Zuchtmaßregeln vor, ohne Ansehen der Person. Aber der Kampf ist schwer, wenn sich dieser Giftstrom unaufhaltsam in das unglückliche Land ergießt, für die Neger starke Versuchungen und denen, welche darin unterliegen, Verderben bringt.“ — Es ist leider nicht zu hoffen, daß diese Klagen etwas helfen, da die Geschäftsinteressen mehr gelten als das wahre Wohl der Völker.

W.

Die Wiederherstellung des Kirchenstaates wird auf jedem Katholikentage mit solchem Nachdruck wiederholt, der Segen derselben für das Volk mit so glänzenden Farben gemalt, daß man doch einmal daran erinnern möchte, wie der Kirchenstaat unter päpstlicher Herrschaft sich ausgenommen hat. Goethe urtheilt auf seiner italienischen Reise 1786: „Der Staat des Papstes scheint sich nur zu erhalten, weil ihn die Erde nicht verschlingen will.“ Seume, der Spaziergänger nach Syrakus, berichtet 1802: „Rom ist oft die Kloake der Menschheit gewesen, aber nie mehr als jetzt. Es ist keine Ordnung, keine Gerechtigkeit, keine Polizei, auf dem Lande noch weniger als in der Stadt. Je näher man Rom kommt, desto deutlicher spürt man die Folgen des päpstlichen Segens, die durchaus wie — Fluch aussehen.“ Wer alle die Beweise und Beispiele für die Mißregierung und Mißwirtschaft im ehemaligen Kirchenstaate aufzählen wollte, käme nimmer zu Ende. Unter den Augen der Päpste geschahen bei Gelegenheiten des Karnevals grausame Stierkämpfe und die noch grausameren Wettläufe von Verberpferden mit halbnackten Juden. Das Strafgesetzbuch des Kirchenstaates bis zum Jahre 1833 verordnete auf jeder Seite Peitsche, Tortur oder Galeere. Als Gregor XVI. 1846 starb, hinterließ er 2000 politische Gefangene, eine Menge Banditen und rund 150 Millionen Mark Schulden. Dabei gilt er noch als einer der besseren Päpste! Die Zustände des Kirchenstaates unter Pius IX. waren so arg, daß Lord Clarendon auf dem europäischen Kongresse zu Paris am 8. April 1856 die Regierung des Papstes als „eine Schmach für Europa“ erklärte, ohne daß jemand, auch nicht die Vertreter katholischer Staaten, widersprochen hätte. Bezeichnend ist übrigens, daß Pius IX. am 9. Juni 1848 durch seinen ersten Minister, den Grafen Montani, bei der Eröffnung des römischen Parlamentes erklären ließ: „er bestrebe durchaus nicht auf Beibehaltung der weltlichen Herrschaft und würde es vorziehen, in der erhabenen Sphäre seiner geistlichen Autorität zu verweilen.“ Schließlich sei noch das Wort des Bischofes Bonomelli von Cremona über den Plan einer gewaltsamen Wiederherstellung des Kirchenstaates angeführt: „Der Tag, da ein fremdes Heer sich den Grenzen Italiens in feindseligem Sinne näherte, um dem Papste seinen weltlichen Thron wiederum zurückzugeben, und sei es auch nur mit der Stadt Rom, der Tag wäre schrecklich! Ganz Italien würde sich wie ein Mann erheben, um solchen Angriff abzuwehren, ein Schrei der Wut und Erbitterung würde aus Millionen Herzen, zumal der Jugend bringen, ein Schrei des tiefsten, wildesten Hasses gegen das Papstregiment. Priesterblut würde in Strömen fließen, unfehlbar völliger Abfall der Nation vom römischen Stuhle folgen, und selbst die erhabene Person des heiligen Vaters durch die Ehrfurcht vor dem Gewalt der Himmelschlüssel nicht länger geschützt sein!“ („A. G.-Z. R.-Z.“)

Die Abgeordneten-Versammlung des „Verbandes deutscher evangelischer Pfarrvereine“ hat über die Duellfrage folgende gute Resolution angenommen: „Die heute zu Potsdam versammelten Abgeordneten des Verbandes deutscher evangelischer Pfarrvereine erkennen es für ihre Pflicht, zu bezeugen, daß sie das Duell aus religiös-sittlichen Gründen durchaus verwerfen. Sie erkennen es als eine heilige Pflicht aller staatlichen und kirchlichen Behörden an, dahin zu wirken, daß mit dem Duellwesen so bald und so vollständig als möglich ausgeräumt werden soll. Insbesondere protestieren sie aufs entschiedenste dagegen, daß evangelischen Geistlichen das Recht verweigert werden soll, amtlich gegen solche Unsitte Zeugnis abzulegen, und fordern in dieser wie in jeder anderen Beziehung für die Prediger des Evangeliums die unbeschränkte Freiheit, die sittlichen Forderungen des Christentums nach allen Seiten nachdrücklich zu benützen.“ H—r.

Bücher-Anzeige.

Des Rätsels Lösung oder Beiträge zur richtigen Lösung des Pentateuchrätsels für den christlichen Glauben und die Wissenschaft. Erste Abtheilung: Die Lösung für den Christenglauben oder das Zeugnis Jesu Christi und der Apostel. Unter besonderer Berücksichtigung der Proff. D. D. Köhler, König und Meinhold von Eduard Rupprecht. Gütersloh, Bertelsmann. Preis M 3.60.

Wenn wir mit dem Verfasser rechten wollten, so würden wir teils seinen theologischen Standpunkt, teils seine Schreibweise in Anspruch nehmen können. Den ersteren betreffend, würden wir seine vielfache Verufung auf v. Hofmann und die Ueberschätzung dieses für die lutherische Kirche doch so verhängnisvoll gewordenen Theologen, auf welchen sich gerade R.'s Gegner nicht mit Unrecht berufen, beanstanden. Auch die Ablehnung der Inspiration der heiligen Schrift als eines „Diktats“ des Heiligen Geistes ist trotz einer gewissen Anerkennung der Verbalinspiration nicht unbedenklich, indem doch bei Annahme von „Graden“

der Inspiration diese selbst verflüchtigt und ihr eigentlicher Begriff schließlich zerstört wird. Auch die Erniedrigung (Kenosis) des Sohnes Gottes betreffend begegnen uns neben ganz richtiger Darstellung doch auch bedenkliche, an die Erlanger Herkunft erinnernde Ausdrücke. Die Schreibweise betreffend, hätten wir etwas mehr Kürze und Durchsichtigkeit gewünscht (wohl wissend, daß tadeln leichter ist als besser machen). Angesichts aber dessen, daß ein Buch wie dieses, zumal aus landeskirchlichen Kreisen, in unseren Tagen eine Seltenheit ist, lassen wir jetzt lieber alle Ausstellungen zurücktreten, um unserer Freude Ausdruck zu geben darüber, daß, im Unterschiede und geraden Gegensatz zu der heutigen Tages so beliebten Leisetreterei und einer herz- und glaublosen, toten Wissenschaft endlich einmal ein Mann, ein Christ, ein Theolog sich hervorgewagt hat, der, unangesehen, ob man ihn deswegen wie einen „Votterbuben“ behandeln werde, erfüllt von dem Zeugnismute eines Propheten und dem Eifer eines Binehas, mit den die Kirche Gottes verwüsten Professoren unerbittlich ins Gericht gegangen ist. Jedes Blatt dieser 278 Seiten enthaltenden Schrift giebt Zeugnis von dem Geiste, der ihn erfüllt und treibt. Und das ist der Geist Gottes, während jene ungläubigen Professoren, welche er bekämpft, von einem anderen Geiste beseelt sind, der, wie er es geradezu auszusprechen sich nicht scheut, des Teufels ist. Von dem festen Standorte aus, daß Jesus der Herr, der lebendige Gott Selbst ist und vor Ihm alles schweigen muß, daß seine Zünger durch seinen Geist geredet haben, daß das Neue Testament im Alten verborgen, das Alte im Neuen offenbart ist, deckt er die Gottlosigkeit und zugleich die Thorheit der trotz ihres Abfalls vom Christentum immer noch christlich sein wollenden Professoren gründlich auf. Ja, er verlangt sogar — dem Worte Gottes gemäß — eine völlige Scheidung von ihnen. Möchte er nur auch einsehen, daß eine solche allerdings nicht möglich ist ohne kirchliche Separation von den Staatskirchen überhaupt. Wo nicht, so müssen ja leider schließlich auch solche Zeugnisse wie ein Schlag ins Wasser erscheinen. Hoffen wir aber, daß wenigstens etliche durch dieselben sich warnen und durch Gottes Gnade zum Gehorsam des Glaubens und zugleich fester und klarer kirchlicher Stellung sich hintreiben lassen mögen. In diesem Sinne sei das Buch bestens empfohlen. H—r.

Vorstehende Empfehlung gilt in allem Wesentlichen auch für folgende beiden, früher (1893 und 1894) im Verlage der A. Deichert'schen Buchhandlung Nachf. (G. Böhm) in Erlangen und Leipzig erschienenen Schriften desselben Verfassers:

1. **Die Anschauung der kritischen Schule Wellhausens vom Pentateuch.** Ihr Wert und der Weg zur Selbstbehauptung der Kirche ihr gegenüber. Ein wissenschaftlich begründetes Glaubenszeugnis an die Gegenwart, insbesondere unsere junge theologische Generation von Eduard Rupprecht, Pfarrer. 77 Seiten. Preis M 1.20.
2. **Der Pseudodaniel und Pseudojesaja** der modernen Kritik vor dem Forum des christlichen Glaubens, der Moral und der Wissenschaft. Ein neues Glaubenszeugnis zur Selbstbehauptung der Kirche gegenüber der Zweifelsucht auf dem Boden des Alten Testaments. 86 S. 80. Preis M 1.20.

Der Inhalt dieser beiden Schriften ist aus den Titeln ersichtlich. Das Motto der ersten, Mat. 2, 7, und das der zweiten, Jes. 58, 1, zeigen, daß sie in dem Sinne ernstlichen Zeugnisses gegen den Unglauben gemeint und geschrieben sind.

Vergl. übrigens die in Nr. 26 des 19. Jahrg. d. Bl. enthaltene Besprechung der zwischenliegenden Schrift desselben Verfassers: „Das Rätsel des Fünfbuches Mose und seine falsche Lösung“ (S. 208). W.

Die Festmelodien des Kirchenjahrs, charakterisiert von Wilhelm Nette, Pfarrer und Superintendent. Gütersloh, bei Bertelsmann. Preis geh. M 1.20, geb. M 1.60.

Ein lehrreiches Büchlein, das den Leser in den Geist des lebendigen Glaubens einführt, welcher die Sänger unserer lutherischen Kirchenlieder beseelte, und das Verständnis dieser geistlichen Schätze erschließt und das Herz zu freudigem Gesang derselben erweckt. L.

Quittung.

Für die Emigrantenmission: Von Herrn Briem M 1, B. Kammer M 0.50, P. Willkomm M 15, Fr. L. M 1, Fr. W. M 1. Bremen, Luth. Pilgerhaus. W. Schmidt.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evangel.-Luther. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

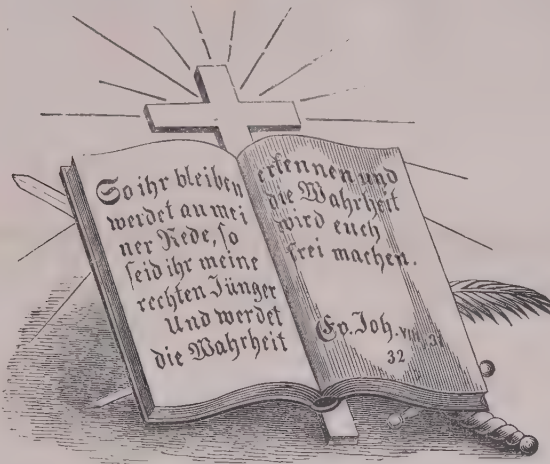
zur

Belehrung und Erbauung

für

evangelisch-lutherische

Christen.



Im Auftrag

der

Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben

von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die l. Postämter: 3 M. exclus. Porto bezw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 20. Nr. 25.

Dwickenau in Sachsen.

1. Dezember 1895.

„Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe. Wer ist derselbe König der Ehren? es ist der Herr Zebaoth, er ist der König der Ehren.“ (Ps. 24, 9. 10.)

Wieder öffnet uns die Adventszeit ihre Thore. Im Adventslichte sehen wir das neue Kirchenjahr vor uns liegen wie eine anmutige Gegend, durch die unser Weg führt, mit lieblichen Bergen und Anhöhen, die den Wanderer zur Rast einladen. Im Vordergrund das fröhliche, selige Weihnachtsfest, an welchem Himmel und Erde, Engel und Menschen sich vereinigen zum Lobpreis der göttlichen Liebe, die ihr Teuerstes, den eingebornen Sohn gesandt hat, die Welt selig zu machen. Und dahinter die lange Kette der Sonn- und Festtage mit ihren lieblichen Gottesdiensten, auf deren geistlichen Segen in himmlischen Gütern wir uns aufs neue freuen dürfen. Siehe, dein König kommt zu dir! Er kommt auf dem Himmelswagen seines Wortes und Sakraments, um als Herzog der Seligkeit seinem Volke voranzugehen wie einst dem Volke Israel in der Wolken- und Feuerssäule. Er führet uns auf rechter Straße um seines Namens willen, daß wir auch im finsternen Thal kein Unglück fürchten dürfen. Der Herr ist noch und nimmer nicht von seinem Volk geschieden, er bleibt ihre Zuversicht, ihr Segen, Heil und Frieden. Das ist unser Adventstrost.

Doch wir heben unsere Augen auf und schauen hinweg über diese Welt und Zeit, hinaus bis auf das Ziel, das unserer Pilgrimschaft winkt. Die Christen sind ein Volk der Zukunft. Erst von der Zukunft erwarten sie das völlige wahre Glück. Im Adventslichte sehen wir den Himmel offen und Jesum zur Rechten Gottes stehen. Der Eingang zum Reiche ewiger Herrlichkeit steht uns offen. Das Kommen Jesu ins Fleisch hat uns die Himmels Thür aufgethan. Und von dannen warten wir des Heilandes Jesu Christi, des Herrn, seiner Wieder-

kunft in Herrlichkeit, die Seinen einzuführen in das Reich, das ihnen bereitet ist von Anbeginn der Welt. „Siehe, ich komme bald!“ Diese Hoffnung tröstet die Geduld seiner harrenden Gemeinde. Ihr Freund kommt vom Himmel prächtig, von Gnaden stark, von Wahrheit mächtig, ihr Licht wird hell, ihr Stern geht auf. Das ist unsere Adventshoffnung.

Und bis diese Hoffnung erfüllt wird, ergeht an uns die Adventsmahnung: Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe. Diese Mahnung wollen wir uns zunächst gesagt sein lassen für das eigene Herz. Unsere niedrige, enge Herzensthür sollen wir hoch und weit machen für das Kommen des Königs der Ehren. Zwar die Thür selbst aufzuthun, das vermögen wir nicht. Es ist ein gefährlicher Irrtum, wenn gesagt wird: Die Thür muß der Mensch selbst aufthun, daß Jesus zu ihm eingehe. Der Mensch ist tot in Sünden. Konnte auch der tote Lazarus die Thür selbst aufthun zu dem Garten, worin sich sein Grab befand? Wir können aus eigener Vernunft und Kraft nicht an Christum glauben oder zu ihm kommen. Durch tausend Riegel der Blindheit und Sicherheit, der Sündenliebe und Weltlust ist unser Herz dem Herrn verschlossen. Die Thür kann nur der Herr selbst aufthun durch seinen Heiligen Geist. Mit dem Stab Wehe klopft er an die festverschlossene eiserne Pforte unseres steinernen Herzens. Mit dem Hammer des Gesetzes zerbricht er die Riegel der Welt- und Sündenliebe. Und mit dem Evangelium von seiner Gnade lockt er dann süßiglich zum Glauben und öffnet sich die Herzenspforte, um das Herz zu einer seligen Werkstätte seines Geistes zu machen. O selig der Mensch, der dies erfährt! Aber dann gilt's, mit dem neuen Kirchenjahre die Thore weit, die Thüren hoch zu machen für den König der Ehren. Es ist so vieles, was das Herz kleinmütig, blöde und verzagt machen und die offene Herzensthür wieder verengern will: die Erinnerung an so manche Untreue, mit der wir uns besleckt, an so manches

Gelübde, das wir nicht gehalten haben; die Aussicht auf so manchen Kampf, auf so manche schwere Glaubensprobe, der wir entgegengehen; die Trägheit und Lässigkeit im Hören, Lesen und Betrachten des Wortes, im täglichen Gebet. Aber mein lieber Christ, laß dein verzagtes und bekümmertes Herz in rechter Adventsfreude weit in der Erwartung neuer Huld- und Gnadenbeweise deines himmlischen Königs hoch werden. Der König der Ehren will bei dir einziehen. Darin will er seine Ehre suchen, sich an dir zu verherrlichen durch den Reichtum seiner Heilsgüter, mit seiner Gerechtigkeit deine Sünde zu bedecken, mit seiner Freundlichkeit und Barmherzigkeit sein Gnadenregiment wieder anzutreten, als wärest du ihm noch nie untreu gewesen. Und vor wem solltest du dich dann fürchten beim Gedanken an die Zukunft? Er ist der Herr Zebaoth, der Herr mächtig im Streit. Er ist stärker als alle Feinde, die nach deiner Seele stehen. Er wird dich schützen gegen ihre listigen Anläufe, alle Not zum Besten lenken und dich endlich durch einen seligen Tod erlösen von allem Uebel. Im frühlichen Glauben an seine vergehende Gnade, im getrosteten Vertrauen auf seine mächtige und gnädige Hilfe laß dein Herz groß und weit werden. Und darum mache seine Thore weit und seine Pforten hoch durch herzlichere Liebe zu Christo und seinem Wort, durch brünstigeres tägliches Gebet, durch ernstlicheren Haß gegen die Sünde, durch aufrichtigere Verleugnung der Welt, daß der König der Ehren einziehe.

Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch! Diese Adventsmahnung wollen wir uns ferner gesagt sein lassen für die Thüren des eigenen Hauses. Wie eng und niedrig ist die Thür so manches Christenhauses, wo die Hausbibel nur spärlich gebraucht und die Hausandacht im Orange der täglichen Berufsarbeit öfters unterlassen wird. Muß man da nicht fürchten, die Thüre werde sich endlich ganz wieder schließen und dem König der Ehren den Zugang versperren? O ihr lieben Hausväter und Hausmütter, machet doch die Thore weit und die Thüren eurer Häuser hoch, daß der König der Ehren täglich mit seinen Friedensgaben einziehe und das ganze Haus regiere durch seinen Heiligen Geist.

Und wenn wir sehen, wie ringsum auch so viel Kirchthüren, ob sie wohl an sich hoch und weit genug sind, für den König der Ehren immer enger und niedriger werden, indem Gottes Wort verkehrt und verfälscht wird, so wollen wir auch da die Thore weit und die Thüren hoch machen durch fleißiges Gebet, daß Gott sein reines und lauterer Wort unter uns erhalten, allen Irgeistern und Verführern wehren und viel Herzen erwecken wolle, die durch mutiges Bekenntnis zu der ungefälschten Wahrheit und durch opferwillige Gaben zur Erhaltung des Predigtamtes den Lauf des Wortes fördern helfen.

Und endlich: Machet die Thore weit und die Thüren hoch, die zur Heidenwelt führen, durch neuen Eifer für die Ausbreitung des Reiches Christi, durch fleißigere Bitte um das Kommen seines Reiches, durch reichlichere Beisteuer zum Werk der Mission, daß auch die, welche noch ferne sind vom Reiche Christi, ihn kennen lernen als den einen Heiland und einigen Trost aller Sünder.

O, daß Gottes Geist uns die Adventsmahnung mit göttlicher Kraft in Herz und Gewissen hineinrufe und darin versiegele: Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe, daß Himmel und Erde voll werde des Ruhms seiner ewigen Liebe, und alle Lande voll werden seiner Erkenntnis wie mit Wasser des Meeres bedeckt.

K.

„Zur Frage von der heiligen Schrift.“

(Fortsetzung.)

Von der Freiheit Luthers, meint Luthardt, finde sich noch eine Erinnerung bei Chemnitz. Das zeige sich darin, daß er, gegenüber einer (allerdings mechanisierenden) Harmonistik eines Osiander¹, daran festgehalten habe, daß die Evangelisten mehr den Zweck als die genaue Zeitordnung im Auge gehabt hätten und für einen jeden sein besonderer Gesichtspunkt maßgebend gewesen sei. Damit sei, sagt Luthardt,

„eine Erkenntnis ausgesprochen, welche erst in der neueren Schriftwissenschaft wieder geltend gemacht würde“.

Wie, wenn nun wir „Missourier“ und alle, welche noch an der Inspiration der Schrift festhalten, niemals eine andere Auffassung von der Sache gehabt hätten, ohne dabei der „neueren Schriftwissenschaft“ bedurft zu haben? Und wie, wenn auch unsere Älten, die doch nicht alle der Harmonistik eines Osiander folgten, ebenso gestanden hätten? Luthardt aber urteilt auch hier wohl wieder wie der Blinde von der Farbe?

Eine größere Schmach ist wohl dem teuren Gottesmanne, unserem großen Dogmatiker Johann Gerhard, noch nicht angethan, als es hier von Luthardt geschehen ist. Johann Gerhard, so urteilt Luthardt, habe sich gegenüber dem Infallibilitätsbegriffe der römischen Kirche in einer gewissen Verlegenheit befunden. Luther habe die Schrift nicht nötig gehabt; denn er habe „schon vorher gewissen Besitz der Wahrheit“ gehabt und sei von „Christo“ ausgegangen; Gerhard aber habe nach einer „formalen Autorität“ gesucht, um sie derjenigen der Jesuiten gegenüberzustellen, und so sei er auf die heilige Schrift verfallen u. s. w. Man sollte so etwas nicht für möglich halten. Allein hier sind die eigensten Worte Luthards:

„... Jene Feststellung einer formalen Autorität aber schien sich als praktisch zu empfehlen. Denn von da aus ergab sich die Entscheidung der Streitfragen am leichtesten. So trat Gerhard auf das Gebiet dieses Beweisverfahrens hinüber, nur daß er an die Stelle der Autorität des Papstes die der heiligen Schrift setzte und ihre perfectio (Vollkommenheit) in der Entscheidung de omnibus ad salutem necessariis (in allen zur Seligkeit nötigen Dingen). Das schien ganz der altprotestantische Grundsatz, und war doch nicht unwesentlich davon verschieden.“

Eines Kommentars bedürfen diese Worte nicht. Es wird genügen, sie etwas tiefer gehängt zu haben. Daß aber Luthardt sich nicht geschämt hat, so etwas zu sagen und zu schreiben und daß er seinen Zuhörern und Lesern so etwas bieten kann, das läßt allerdings tief blicken und stimmt traurig. Und das sagt ein Mann, der zugleich (muß man nicht urteilen: mit heuchlerischen Mienen?) vorgiebt, daß: „Es steht geschrieben“ stehe „selbstverständlich fest“; darüber sei „kein Streit“. O wenn der Mann wüßte, wie er nicht Gerhard, sondern den geschändet hat, der, trotzdem er Gott selbst war und jedes Wort aus seinem Munde Gottes Wort, dennoch sich nicht schämte, mit dem „Es steht geschrieben“ dem Teufel zu begegnen, weil er uns damit dienen und uns darauf aufmerksam machen wollte, daß, was in der Schrift geschrieben steht und eben weil's geschrieben steht, Gottes Wort und Wahrheit ist! Wenn er das wüßte, er hätte solche lästerliche Worte nicht reden und schreiben können.

Wenn Luthardt behauptet,

„für Luther“ sei „zuerst Christus und das Heil in ihm gewiß“ gewesen, „die Schrift als Zeugnis von ihm“ u. s. w., für Gerhard dagegen sei die Schrift „höchste und vorderste Autorität“ gewesen, „von welcher aus jene Wahrheit selbst erst festgestellt werden sollte, auf Grund der Inspiration, d. h. also nicht an rechter Stelle wegen ihres Inhalts, sondern wegen ihres gottgewirkten Ursprungs“,

¹ Sehr leicht machte es sich Dieckhoff, die Harmonistik Osianders als die allein denkbare hinzustellen, um mit ihr zugleich auch die Inspiration der Schrift zu Fall zu bringen.

so beweist er damit eben nur, daß er auch Gerhard ebenso wenig wie Luther kennt oder verstanden hat. Macht er Luther zu einem Schwarmgeist, der Christum nicht in der Schrift, sondern außerhalb derselben gefunden habe, so macht er nun umgekehrt Gerhard zu einem Papisten, der eine „formale Autorität“ ohne Christum und vor Christo gehabt, ja sogar, wie Luthardt zu behaupten sich nicht entblödet, für seine Zwecke gesucht habe.² Wer aber Gerhard (und so alle unsere alten Dogmatiker) nur ein wenig kennt, der weiß, daß er der Schrift selbst und folgendes auch ihrer Inspiration wie aller ihrer Lehren in Christo gewiß geworden ist durch das Zeugnis des Heiligen Geistes in ihr. Es ist dies ja freilich eine Sache, von welcher unsere heutigen Schriftgelehrten, namentlich die aus der Erlanger Schule (und so auch Luthardt), nichts mehr wissen. Ausdrücklich hat auch Frank versichert, das Zeugnis des Heiligen Geistes sei nicht die höchste Instanz für die christliche Gewißheit. Jene Theologen meinen eben, wie einen Christus, so auch einen Heiligen Geist ohne die Schrift, vor und außerhalb derselben zu haben. Gerhard, Luther und alle wahren Christen und christlichen Theologen haben Christum in der Schrift und die Schrift mit Christo, den Heiligen Geist im Wort und das Wort mit dem Geist, keins vor dem anderen und keins ohne das andere, sondern beides miteinander und ineinander.

Wir notieren aber, daß, während noch vor etwa 25 Jahren es als eine Lästerung der Protestantenvereiner galt, von den lutherischen Bekenntnissen und gar auch von der heiligen Schrift als von einem „papiernen Pabst“ zu reden, nun auch schon ein Luthardt denselben Ton anschlägt. Denn was ist es anderes, wenn er schreibt:

„Wie für die Römischen der Pabst solche Autorität ist, weil er in Sachen des Glaubens und der Sitten als Organ der Kirche inspiriert und unfehlbar ist, also nie irrt und geirrt hat und nie geirrt haben kann, der erstere nicht wäre, wenn er nur in Einem Falle je geirrt hätte; denn damit fehlte dem ganzen Gebäude der zusammenhaltende Schlußstein, so daß es zusammenstürzen müßte — weshalb etwa alle solche Fälle nur scheinbar sein können und als solche nachgewiesen werden müssen, es koste, was es koste —: so ergab sich nun das selbe für das protestantische Prinzip, wie es Gerhard formulierte.“³?

Eine Probe von seiner Leistung im Lesen und Verstehen giebt Luthardt, wenn er behauptet, Joh. Gerhard habe die Vollkommenheit der heiligen Schrift anfänglich nur auf alles zum Heil Notwendige bezogen, dann aber auch auf alles ohne Ausnahme ausgedehnt und, „um jene absolute Vollkommenheit zu begründen“, habe dann auch diese Gotteswirkung der Inspiration „eine ähnliche sein“ müssen. Der Sachverhalt ist ja aber doch der: Während von einer absoluten Vollkommenheit schlechtthin überhaupt nicht die Rede ist, behauptet Gerhard, und mit Recht, eine Vollkommenheit der Schrift in Bezug auf alles zur Seligkeit Nötige im Gegensatz gegen die römische Lehre von der unermesslichen Quellen der Erkenntnis, als Tradition, Entscheidungen der Kirche, Pabst u. s. w. Daß die Schrift in demselben Sinne auch in Bezug auf irdische Dinge, als Geschichte, Geographie u. s. w. vollkommen, d. i. als ein ausreichendes Lehrbuch für dergleichen Dinge anzusehen sei, hat weder Gerhard noch sonst jemand behauptet. Ihre Vollkommenheit in Bezug auf solcherlei Dinge ist vielmehr in einem anderen Sinne zu verstehen, nämlich in dem Sinne vollkommener (und so allerdings absoluter) Irrtumlosigkeit. Nicht aber wurde, um diese zu begründen, hinterher erst von Gerhard die Lehre von der Inspiration erfunden oder fabriziert, wie Luthardt behauptet, sondern sie ergab sich ganz von selbst aus der Schriftlehre von der Inspiration,

wie sie weder Gerhard noch irgend ein Mensch erfunden oder fabriziert, sondern wie sie der große Gott selbst in der Schrift und durch die Schrift geoffenbart hat.

Hat sich's Luthardt schon so leicht gemacht, einen Joh. Gerhard abzuthun, wie sollte er es nicht mit einem Quenstedt, Calov u. a. ebenso machen? Er liebt es eben, mit allen seinen Glaubensgenossen, die alten Dogmatiker und ihre Lehre so tölpelhaft dumm hinzustellen, als hätten sie die heiligen Schriftsteller wie geistlose (!) Schreiber angesehen, um alsbald der Arbeit, sie abzuthun, enthoben zu sein. Denn es ist ja klar, daß unter vernünftigen Menschen eine solche Theorie, als welche man die Lehre der alten Dogmatiker darstellt, einer Widerlegung nicht wert ist. Allein, wie Luther und Gerhard, so ist es sicher auch den späteren Dogmatikern ergangen: Man hat sie eben nicht verstanden, weil man sich gar nicht einmal die Mühe gegeben hat, sie zu verstehen.

Die Worte vom „Diktat“ haben's unseren heutigen Schriftgelehrten angethan. Sie können sich ein solches kaum anders denken, als wenn sie ihren Studenten etwas diktieren und diese davon urteilen: „Ich habe es nicht verstanden, aber es war jedenfalls sehr tief.“⁴ Daß es auch ein „Diktat“ geben kann, bei dem der Schreibende Bewußtsein und Verständnis, ja teilweise vielleicht schon vorher eigne Kenntnis von dem Diktirten hat, können sie sich nicht vorstellen, noch daß es sich bei der Inspiration der heiligen Schrift wirklich um ein solches Diktat gehandelt hat und unsere Alten auch nur ein solches gemeint haben. Wir haben früher schon in diesem Blatte einen dies ausdrücklich aussprechenden Satz Quenstedts angeführt. Und doch beharrt Luthardt dabei, jene von ihm so gründlich mißverstandenen Worte Quenstedts, daß die heiligen Schriftsteller „außer dem äußeren Geschäft des Schreibens nichts beigetragen“ haben, immer wieder mitzuteilen und hinzuzufügen: „Man hat die Lehrweise⁵ unserer alten Dogmatiker in neuerer Zeit mehrfach zu mildern und als eine freiere und geistigere darzustellen gesucht. Ich muß diese Versuche angesichts des Wortlauts⁶ ablehnen.“ Wer einen Quenstedt und überhaupt die alten Dogmatiker nur ein wenig kennt, weiß doch, daß hier, wie mit dem „Diktat“ überhaupt, doch nichts anderes gesagt sein soll, als daß die heiligen Schriftsteller aus dem Irigen nichts beigetragen, sondern nur das geschrieben haben, was der Heilige Geist ihnen eingegeben hat, gemäß dem Worte der Schrift: „*πᾶσα γράφῃ θεοῦ ενεργεῖα*“ („alle Schrift von Gott eingegeben“). Auch ist wohl klar, daß es sich hier nicht um eine „Lehrweise“ oder auch um das „Wie?“ der Inspiration handelt (wie die Leipziger Missionsleitung und das offizielle Breslau will), sondern um das „daß“, nämlich um „dasjenige, was“.⁷

Daß die Inspiration der heiligen Schrift als eine Wirkung des Heiligen Geistes, bei welcher die heiligen Schriftsteller eben des Heiligen Geistes Werkzeuge waren und daher ihren werkzeuglichen Charakter und ihre werkzeugliche Eigenart und Verschiedenheit nicht verloren, wie unsere Alten nach der Schrift selbst davon lehrten und wir mit ihnen, können natürlich solche

⁴ Hiermit sollen jedoch die bekannten „Kollegia für Jüze und höhere Schichterschulen“ nicht gemeint sein.

⁵ Jetzt ist aus der „fragwürdigen Theorie“ wieder eine „Lehrweise“ geworden! H—r.

⁶ Wer ist hier der „Buchstabenknecht“? H—r.

⁷ Auf den etwaigen Einwand, der ja gegen Quenstedts Satz erhoben werden könnte, daß ja doch die heiligen Schriftsteller auch das äußere Geschäft des Schreibens nicht ohne Gottes schaffende und erhaltende Allmacht hätten verrichten können, wäre zu erwidern: Das ist richtig. Allein das gehört in das Gebiet der Natur. Davon ist hier aber bei der in das Gebiet der Gnade und des Geistes gehörenden Inspiration nicht die Rede. Die Schriftgelehrten freilich, welchen der Unterschied zwischen Natur und Gnade ein verschlossenes Ding ist, werden dies nicht verstehen.

² Gerhard ging wahrlich nicht die Wege der heutigen Kirchen-diplomatie! D. Red. der „M. L. R.-Z.“

³ Von uns unterstrichen.

H—r.

Synergisten und pelagianisierende Theologen wie Luthardt nicht verstehen, da sie sich eine andere Wirkung des Heiligen Geistes auf „freie“ Menschen und durch dieselben gar nicht anders denken können, denn so, als wenn „zwei Pferde an einem Wagen ziehen“ (vgl. F. C. Art. 2. M. S. 604, 66).

„Am wichtigsten“ in der Lehre der alten Dogmatiker von der heiligen Schrift, sagt Luthardt, sei „die Folgerung vollständiger Irrtumsfreiheit“. Eine „Folgerung“ nennt er das, von der er natürlich nichts wissen will. Denn daß er sagt, das „Es stehet geschrieben“ und „Alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nütze“, stehe „selbstverständlich fest“, ist ja bei ihm selbstverständlich eine Redensart.

Wenn aber weiter Luthardt unseren alten Dogmatikern die Konsequenz zieht: Diese absolute Irrtumsfreiheit der heiligen Schrift nütze uns nichts, wenn sie nur von der ursprünglichen, nicht aber auch von unserer Schrift gälte, also müsse sie auch von der Gestalt der heiligen Schrift gelten, wie sie uns in den Handschriften vorliegt, auch in diese dürfe kein Irrtum etwa durch Schuld der Abschreiber eingedrungen sein, denn sonst hätte unsere Schrift keine Vollkommenheit, — so thut er ihnen auch da Unrecht und verwirrt die Sache. Er thut ihnen Unrecht, denn keiner von ihnen hat das Vorhandensein verschiedener, von einander abweichender Lesarten je geleugnet, wie sich jeder aus ihren Schriften selbst überzeugen kann. Nur das haben sie allerdings und mit Recht in Abrede genommen, daß „universaliter“ alle vorhandenen Texte gefälscht seien. Eine solche Behauptung aber — mochte sie gleich bereits bei den die Schrift bekämpfenden Jesuiten jener Zeit heimlich sich regen — scheint unserer Zeit vorbehalten zu sein. Ist es doch das Bestreben der berückichtigten Textkritik unserer Tage, die ganze heilige Schrift vor unseren Augen zu zerpfücken. Selbst Luthardt giebt vor, ein Gegner dieser robatierten, alle Schrift auflösenden Tendenzen zu sein, und mag es ja wohl auch an seinem Teile ehrlich meinen. Und doch konnte er einen Satz, wie den folgenden, schreiben:

„Es handelt sich aber — ich wiederhole es — um die Schrift, die wir haben, nicht aber um dieselbe, wie sie etwa einst war, jetzt aber nicht mehr ist; denn von dieser wissen wir überhaupt nichts und brauchen wir nichts zu wissen, denn sie geht uns nichts an. Wir haben es mit der Schrift zu thun, die uns gegeben ist zur Lehre zc.“

Allerdings: Die Manuskripte der Propheten und Apostel, das Pergament, die Tinte, die Schriftzüge haben wir nicht mehr. Das hat auch wohl noch nie jemand behauptet. Aber daß die ursprüngliche Schrift selbst überhaupt „nicht mehr ist“, daß wir von ihr „überhaupt nichts“ wissen und zu wissen brauchen, daß sie uns „nichts angeht“, das sind allerdings Behauptungen, wie sie nur der „Kritiker“ aller Kritiker von Anfang im Auge gehabt und nun selbst einem „gläubigen Lutheraner“ wohl ohne dessen Wissen und Wollen in die Feder diktiert hat. „Wir haben ein festes prophetisches Wort“, schreibt Petrus, und „Weil du, Timothee, von Kind auf die heilige Schrift weisest“, schreibt Paulus, und ist doch wohl nicht anzunehmen, daß sie noch und gerade sie die Manuskripte Moses und der Propheten in Händen gehabt haben. Nun soll aber um etlicher Varianten willen die heilige Schrift überhaupt nicht mehr vorhanden sein. Und das sagt Luthardt! Was wollen denn eigentlich noch diese modernen „Lutheraner“ mit all ihren Streitereien gegen die Ritschlianer, welche sagen, ob Christus wirklich gewesen sei, wofür man ihn halte, und die Wunder gethan habe, welche von ihm berichtet würden, sei ganz einerlei, wenn nur der „Eindruck“, den diese (sei es wirkliche oder erdichtete) Persönlichkeit mache, den „Wert“ für uns habe, auf den es allein ankomme? Was wollen sie, wenn sie nun von der heiligen Schrift gerade so urteilen, wie jene von Christo, indem sie sagen, wir hätten nichts mehr und

wußten nichts mehr und brauchten auch nichts mehr von ihr zu wissen; uns genüge eine Schrift, welche den Wert für uns habe, den wir darauf legen, und die uns das biete, was wir von ihr erwarten? Mögen immerhin auch unsere alten Dogmatiker auf ihre Weise die Frage von der Inspiration und diejenige von der Erhaltung und Beschaffenheit des Urtextes nicht scharf genug auseinandergehalten haben — wir sind ja nicht gebunden, alles und jedes zu unterschreiben, was sie geschrieben haben, haben es auch noch nie gethan — gegenüber solchen bodenlosen Verwüstungen, wie sie jetzt nicht allein die berückichtigten „Kritiker“, sondern auch sogenannte „gläubige Lutheraner“ wie Luthardt anrichten, muß doch ein jeder rechte Christ und Lutheraner auf ihrer Seite stehen und es sich zur Ehre anrechnen, mit ihnen auch um dieses Glaubensartikels willen die Schmach Christi zu leiden.

Wieder kommt Luthardt auch am Ende dieses Abschnittes über die Lehre der alten Dogmatiker auf seine schon früher aufgestellte Behauptung zurück, das Prinzip der Dogmatiker sei falsch, nämlich:

„Isolierung der Schrift von der primären Gewißheit Jesu Christi auf Grund der apostolischen Verkündigung überhaupt, wie sie in der Kirche von Anfang an vorhanden ist, unabhängig von dem einzelnen Wortlaut und dem mannigfaltigen Inhalt der heiligen Schrift. Das Verhältnis Christi und der Schrift bei Luther hatte sich verschoben. Für Luther ist Christus „der Herr und König der Schrift“ in ihrem einzelnen Wortlaut, hier ist diese der Herr über Christus und den Glauben an ihn.“

So urteilt ein Luthardt über Männer, denen er nicht wert ist, die Schuhriemen aufzulösen. Und dann wagt er noch zu sagen:

„Ich halte so hoch von unseren alten Dogmatikern, daß es mir nicht Freude bereitet, sondern daß es mir leid ist, in irgend einem Punkte ihnen widersprechen zu müssen. Ich glaubte aber, die Widersprüche hier etwas näher begründen und ausführen zu müssen, weil ich sehe, daß man im Gegensatz zur modernen Kritik sich unseren Alten etwas zu unbedacht und unvermittelt in die Arme wirft und bei ihnen die Rettung sucht, damit einen unmöglichen Weg einschlägt und den richtigen Weg sich verbaut.“

Wie kann er „hoch von ihnen halten“, wenn sie doch nach seiner Meinung nicht irgend eine falsche Lehre nur, sondern ein falsches „Prinzip“ aufgestellt haben sollen, ein Prinzip nämlich (wie er es in seiner Blindheit auffaßt) von irgend einer in der Luft schwebenden oder etwa von dem Ansehen der Kirche abhängigen „Schrift“, deren Infallibilität zuvor gewiß sei, ehe man noch ein Wort von ihr gelesen oder gehört habe u. s. w.? Denn so stellt er ja (und seine Glaubensgenossen mit ihm) die Sache dar. Er kennt eben die Alten nicht oder hat sie doch wenigstens nicht verstanden. Letzteres ist freilich auch nicht möglich. Denn um sie verstehen zu können, muß man etwas von dem Geist haben, den sie hatten. Den hat man aber nicht, wenn man als neues Erkenntnis-„Prinzip“ einen „Christus“ aufstellt ohne die Schrift und außer der Schrift, also recht in „Isolierung“ von der Schrift, ein „Prinzip“, für welches man sich allerdings vergeblich und mißbräuchlich auf Luther beruft. Zwar klingt es ganz recht, wenn Luthardt von seiner angeblichen „primären Gewißheit Jesu Christi“ sagt, er habe dieselbe „auf Grund der apostolischen Verkündigung“. Beachtet man aber den Zusatz, nämlich daß er sagt „auf Grund der apostolischen Verkündigung überhaupt, wie sie in der Kirche von Anfang an vorhanden ist“, so ist eben alles falsch. Denn er löst, wie auch seine Glaubensgenossen (v. Frank, Volk, Schneidemann zc.) die Predigt der Kirche los von dem geschriebenen Worte, zuwider dem, das geschrieben steht: „So kommt der Glaube aus der Predigt, das Predigen aber durch das Wort Gottes“ (Röm. 10, 17). Damit ist eben das lutherische, das christliche Schriftprinzip verlassen und das römische Traditionsprinzip

wieder angenommen, verbunden mit demjenigen aller methodistischen, pietistischen und sonstigen Schwarmgeister von den „Erfahrungen“ ihres Herzens. Es ist dies freilich nicht eine erst neuerdings gemachte Beobachtung. Es gab eine Zeit, da noch ein Philippi, ja auch ein Kliefoth gegen diesen die lutherische Kirche von Grund aus zerstörenden Geist ankämpfte. Allein der erste starb, verkannt und verachtet, der andere aber lenkte schon zu seinen Lebzeiten ein, weil er, im Falle einer Scheidung der Geister, für die althergebrachten kirchlichen „Institutionen“ fürchtete. — Wer ist nun der Herr? Christus? Oder die Schrift? Oder — keins von beiden? Wir aber meinen: Der Christus der Schrift soll es sein und bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

„Der Hase wiederkäueth auch.“ (3 Mos. 11, 6.)

Wie der „Reichsbote“ berichtet, wurde kürzlich dem Professor Rüttimeyer in Basel, der in Sachen der Zoologie, im besonderen bezüglich der Wiederkäufer, unter den Gelehrten Europas die erste Stelle einnehme, die Frage vorgelegt, wie es sich mit dem Wiederkäuen des Hasen verhalte, da ja in den wissenschaftlichen Lehrbüchern der Hase nicht unter die Wiederkäufer gerechnet werde? Derselbe schrieb wörtlich: „Daß der Hase wiederkäueth, ist mir nicht neu. — Nur mache ich darauf aufmerksam, daß in der heutigen anatomischen und embryologischen, nicht physiologischen Klassifikation (Einteilung) der Säugetiere, die freilich in der populären Sprache als Titel beibehaltene Sitte des Wiederkäuens nicht als Einteilungsgrund für die wiederkäuenden Tiere gilt; sonst müßte man am Ende die wiederkäuenden Fische zc. auch beiziehen.“

Doch was hat unser Glaube mit dem Wiederkäuen oder Nichtwiederkäuen des Hasen zu thun? An und für sich freilich nichts. Und es mag an diesem einen Beispiel gezeigt werden, wie leicht es sich die heutigen Bibelfürmer machen, die dem alten Glauben treu bleibenden Bibelschriften zu verspotten als Leute, denen es als ein zur Seligkeit nötiger Glaubenssatz erscheine, daß der Hase wiederkäue u. dergl., um sich selbst dann als die rechten Christen hinzustellen, die an „Christum“ glauben und „nicht an ein Buch“.

Es ist aber eine mutwillige Verdrehung der Streitfrage, zu sagen, die Bibelschriften hielten es für einen Glaubensartikel, zu glauben, daß der Hase wiederkäue, während es sich doch vielmehr darum handelt, daß in der Schrift geschrieben steht: „Der Hase wiederkäueth auch“, daß es darum Gottes Wort, die Wahrheit ist und nicht gebrochen werden kann.

Wir machen abermals darauf aufmerksam, daß nicht wir es sind, welche dergleichen Sätze aus der Bibel herausgegriffen haben, um etwa daran zu zeigen, wie „gläubig“ wir seien, daß wir auch dergleichen Dinge für Gottes Wort halten, sondern daß die Bibelfürmer es sind, welche mit solchen Dingen die göttliche Eingebung und Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift zu Fall bringen zu können meinen.

Nun liegt uns schließlich wenig daran, ob, wie es diesmal wieder der Fall ist, Gelehrte ihre Zustimmung geben und gewisse in der Bibel bezeugte Wahrheiten als mit der „Wissenschaft“ übereinstimmend sich erweisen oder nicht. Wenn ja, so mag es den Schwachen im Glauben zu einer gewissen Beruhigung dienen. Allein der rechte Glaube muß wohl mehr Stöße und Prüfe vertragen können als die sind, welche eine angebliche „Wissenschaft“ macht. Aber aufmerksam machen möchten wir

doch bei dieser Gelegenheit einmal wieder darauf, wie wichtig es doch ist, auch solche für den Glauben an und für sich ganz gleichgültige Dinge, weil sie in Gottes Wort geschrieben stehen, zu glauben, und wie gefährlich es ist, sie zu leugnen.

„Was hat dein Glaube mit Abraham zu thun? Glaube an den Herrn Jesum, so wirst du und dein Haus selig.“ So schreibt u. a. der gottlose Professor Meinhold in Bonn, der sich nicht geschämt hat, zu behaupten, einen Abraham, Isaak und Jakob habe es nie gegeben, das seien „sagenhafte“, erdichtete Personen.

Vielleicht dürfte mancher unter den „Gläubigen“, welche in gewissen Dingen von „untergeordneter“ Bedeutung, zu denen z. B. der „wiederkäuende Hase“ gehört, „Irrtümer“ in der Schrift anzunehmen kein Bedenken tragen, vor solcher Behauptung eines Meinhold, ein Abraham habe nie gelebt, stutzig werden. Auch geben wir ja gern zu, daß an und für sich ein Abraham mit unserem Glauben allerdings mehr zu thun hat als der „wiederkäuende Hase“. Und doch ist Meinholds Frage: „Was hat dein Glaube mit Abraham zu thun?“ im Grunde genommen von der Frage: „Was hat dein Glaube mit dem wiederkäuenden Hasen zu thun?“ in gewissem Betracht gar nicht so weit verschieden, insofern nämlich beides gleichermaßen „geschrieben“ steht, Gottes Wort ist.

Meinhold lügt, wenn er sagt, er glaube an den Herrn Jesum, und doch, um nur eins anzuführen, dem Worte Jesu nicht glaubt, da er spricht: „Ehe denn Abraham ward, bin ich“. Und der lügt oder täuscht sich selbst, der sagen würde, er glaube an den Herrn Jesum, der das ganze Alte Testament beglaubigt und bestätigt hat, er glaube an den lebendigen Gott, der in demselben redet, und doch zugleich, um nur bei diesem Einen Worte stehen zu bleiben, nicht glauben wollte, daß der Hase wiederkäueth.

Was hat Gottes Wort mit dem Wiederkäuen des Hasen zu thun? Ja, was hat, könnte man mit demselben Rechte fragen, überhaupt Gott mit einem Hasen und ein Hase mit Gott zu thun? Gerade so viel, antworten wir, als wie Gott gefallen hat, sich damit zu thun zu machen. Wo kommt denn der Hase her? Ja, wo kommen die Mäuse und Räuse her? Hat nicht Gott alle Dinge, also auch den Hasen geschaffen? Und ist's nicht derselbe Gott, der alle Dinge, auch die Hasen, erhält? Und wenn denn nun derselbe Gott, der den Hasen geschaffen hat und ihn erhält, es für gut befindet, auch einmal ein Wort vom Hasen zu reden, wer will es Ihm mehren? 3 Mos. 11 aber lesen wir: „Und der Herr redete mit Moise und Aaron und sprach zu ihnen: Redet mit den Kindern Israel und sprecht: Das sind die Tiere, die ihr essen sollt unter allen Tieren auf Erden. . . Der Hase wiederkäueth auch. . .“

Wer angesichts dieser Worte sagen wollte, das sei ein „Irrtum“, der würde entweder sagen müssen, der Gott Moses habe geirrt oder Moses habe gelogen.* Wenn also diejenigen, welche von „Irrtümern“ in der Schrift reden, recht haben sollten, so müßte die Bibel ein Lügenbuch sein. Ist aber die Bibel ein Lügenbuch, was dann? —

Es sei genug, an diesem einzigen Beispiel einmal wieder gezeigt zu haben, wie wichtig und nötig es ist, zu glauben „allem, das geschrieben steht“. Mögen die einzelnen Dinge an und für sich selbst groß oder klein sein, viel oder wenig oder gar nichts mit unserem Glauben zu thun haben, so ist und bleibt doch Gottes Wort als Gottes Wort eben Gottes Wort. Wie ist es nur möglich, daß es Leute geben kann, die „Christen“ sein wollen und das nicht einsehen?

H—r.

* Daß die Ausflucht, wie sie z. B. ein Diedhoff auf der Malchiner Konferenz brauchte, wir seien jetzt nicht mehr an die alttestamentlichen Satzungen gebunden, eben eine Ausflucht ist, kann doch ein Kind einsehen. Denn was hat jene Frage mit dieser zu thun?

Die 8. „allgemeine lutherische Konferenz“

tagte vom 1.—3. Oktober zu Schwerin. Ausführlicheren Bericht bezw. Beleuchtung, wie sonst, wolle man von uns diesmal nicht erwarten. Wo es galt, Irrlehren zu bekämpfen und das un-lutherische Wesen dieser orthodox sein wollenden Partei innerhalb der sogenannten lutherischen Landeskirchen aufzudecken, haben wir die Mühe nie gescheut, Wahres und Falsches sorgsam zu scheiden und damit zugleich, unserer Gewohnheit nach, unseren Lesern zur Lehre und Wehre nach Kräften zu dienen. In diesem Falle jedoch würde es nicht allein eine höchst unerquickliche, sondern auch, wie uns scheinen will, unfruchtbare Arbeit sein, im einzelnen nachzuweisen, wie der Referent über das Hauptthema („Der Wert der Bibel für die Kirche, für unser Volk und für den einzelnen“), ein Mann, zu welchem wir früher in großer persönlicher Verehrung hinaussahen, und mit ihm die ganze, große Konferenz von über 600 Teilnehmern — geheuchelt hat. Wir wollen ja gern annehmen, daß unter dieser großen Zahl manche gewesen sein mögen, welche den Vortrag des Herrn Konsistorialrat D. Polstorff gar nicht verstanden haben und wirklich der Meinung geblieben sein mögen, es sei in demselben ein ehrliches, klares und entschiedenes Bekenntnis zur heiligen Schrift abgelegt worden. So wären dieselben den 200 Mann zu vergleichen, die mit Absalom gingen und wußten nichts um die Sache. Ihre Blindheit wäre aber um so eher zu entschuldigen, als wirklich der Polstorff'sche Vortrag den Schein eines Eintretens für die göttliche Eingebung und das Ansehen der heiligen Schrift erwecken konnte, weil er eben darauf angelegt war, und der Vortragende es verstanden hatte, seine Meisterschaft in der Anwendung diplomatischer Kunst und Fabrizierung einer alle Teile befriedigenden Unionsformel zu beweisen. Das Thema entstammte jenem Vortrage von Luthardt, in dem dieser noch jüngst seine rationalistische Inspirationslehre auseinandergesetzt hatte, wie wir darüber „Zur Frage von der heiligen Schrift“ an anderem Orte d. Bl. berichten. Wer etwas näher mit den Verhältnissen vertraut ist, weiß, daß Polstorff in der Theorie ein ausgesprochener Gegner Luthardts wie der gesamten, in der „Allg. luth. Konf.“ herrschenden Richtung der Erlanger Schule ist. So hat er denn auch in diesem Konferenzvortrage in nicht zu verkennender, ja zum Teil in nahezu mustergültiger Weise gegen diese Richtung Stellung genommen, z. B. wenn er sagt, daß, alles zusammengefaßt, die Frage sei: „ob künftig der autonome Subjektivismus oder die autoritative Schrift in der Kirche die Herrschaft haben soll?“ Dabei aber hat er es, mitten unter den Anhängern dieser Schule stehend, verstanden, dieselben vollständig zu täuschen, indem er, durchweg eine hochwissenschaftliche und darum nicht allen sofort verständliche Form wählend, durch beständige Hervortreibung eines gemeinsamen Gegensatzes gegen die Ritschl'sche Schule diese als die eigentlichen und einzigen Gegner, die Anhänger der Erlanger (Hofmann-Frank'schen) Schule aber als seine Freunde, Brüder und Kampfgenossen bezeichnete, also daß der ganze Vortrag, der, wenn er ehrlich gemeint wäre, seinem Inhalte nach zum Teil als vortrefflich bezeichnet werden könnte, durchaus den Charakter der Doppelzüngigkeit an sich trägt, insofern auch eine abweichende Meinung nicht laut geworden ist, da eben allen der Vortrag als eine ausgezeichnete Unionsformel angepaßt zu sein schien. Aus diesem Grunde aber widersteht es uns, auf denselben näher einzugehen. Sagen aber mußten wir dies, so schwer es uns auch wird und so leid es uns auch thut. Denn nachdem diese Konferenz, eine Richtung derjenigen, welche nun bereits seit Jahrzehnten einen förmlichen Sturm auf gegen die heilige Schrift unternommen hatten, sich nun den heuchlerischen Schein gegeben hat, als seien sie die Leute, welche für das Ansehen der-

selben einzutreten hätten, durften wir nicht schweigen. Denn es erschien uns als Pflicht, solche Heuchelei aufzudecken, welche noch dazu darauf berechnet war, dem einfältigen Christenvolke etwas vorzumachen. Eben dies aber erscheint uns als das Traurigste, was es in der christlichen Kirche überhaupt geben kann. So widersteht es uns aber auch, auf diese Konferenz diesmal näher einzugehen. Indem wir, der furchtbaren Tragweite des von uns erhobenen Vorwurfs voll und klar bewußt, uns bereit erklären, erforderlichenfalls auch einen ausführlicheren Beweis anzutreten, bitten wir unsere Leser, sich für jetzt wenigstens an diesen allgemeinen Bemerkungen und einer erneuten Warnung vor jener falschmünzenden Richtung genügen zu lassen, mit dem herzlichsten Wunsche und Gebete, daß der treue Gott doch uns allen Aufrichtigkeit und Lauterkeit des Herzens und Mundes allezeit geben und erhalten wolle. H—r.

Die Generalversammlung des Evangelischen Bundes

fand vom 1. bis 3. Oktober in Zwickau statt. Einschließlich der ca. 130 Glieder aus Zwickau und der Ephorie Zwickau sind 350 Teilnehmer eingezeichnet worden. Es waren große Vorbereitungen getroffen worden, beim Hauptgottesdienst wurde ein Festzug in die Marienkirche veranstaltet, bei dem auch königliche und städtische Behörden, Lehrerkollegien, Gesangsvereine, Krieger- und Militärvereine, der Gewerbeverein, der evangelische Arbeiterverein und die Handwerker-Zünfte (freilich nicht sämtliche, wie das „Sächs. Kirchen- u. Schulblatt“ berichtet) aufmarschierten. Aber wenn man von etlichen Resolutionen von zweifelhaftem Werte absieht, so ging's nach dem alten Spruch: Parturient montes etc., d. h. es ist bei all den großartigen Veranstaltungen herzlich wenig herausgekommen. Davon scheinen die Glieder des Bundes selbst ein Gefühl gehabt zu haben. Ein Redner wenigstens glaubte den Bund gegen den Vorwurf verteidigen zu müssen, daß er nur Worte mache und Reden halte. Doch fiel die Verteidigung kläglich aus, da es zur Erhaltung etlicher Konfirmanden- und ähnlicher Anstalten in der Diaspora doch keines solchen Bundes bedürfte, auch für solche Zwecke eigentlich der Gustav-Adolf-Verein sorgt.

Inbessen haben Worte, Reden doch einen gewissen Wert: sie offenbaren, besonders wenn die Leute „unter sich“ sind, des Herzens Meinung. Und bei der diesjährigen Bundesversammlung ist vieles offenbar geworden.

Erstlich nämlich das, daß die landeskirchlichen Gemeinden nichts weniger als mit Eifer für ihren Glauben erfüllt sind. Fast alle Redner klagten über die Trägheit und Lauheit im eigenen Lager, so daß es fast den Anschein bekam, als handle es sich mehr um Belebung der „Evangelischen“ Kirche als um Bekämpfung Roms. In einem Begrüßungsartikel im Zwickauer Wochenblatt, welcher nach der Chiffre einen Zwickauer Diakonus, der Glied des Bundes ist, zum Verfasser hatte, hieß es ausdrücklich: „Der ärgste Feind des Evangeliums ist aber nicht Rom. Das Papsttum mit allem, was drum und dran hängt, wäre für uns nichts als eine rätselhafte Erscheinung aus alter Zeit, mit den Zügen des Todes im Antlitz, wenn nicht unter uns so viel Lauheit herrschte.“ „Manche Zweigvereine scheinen allerdings auch von dieser Lauheit angesteckt zu sein.“ „Mögen sie (die Festtage) dazu beitragen, daß jenes Liebäugeln mit Rom immer mehr verschwindet, vor allem, daß jene langweilige Gleichgültigkeit unserer evangelischen Kirche gegenüber immer mehr ausstirbt.“ Wenn wir so etwas sagen, so heißt es, wir schmähen; hier haben wir ein Zeugnis aus unverdächtigem Munde. Und wir könnten uns des selben freuen, wenn wir nicht fürchten müßten, daß ein

Bund, der, wie aus dem folgenden zu sehen, selbst weder kalt noch warm ist, am wenigsten geschickt sein dürfte, der Laueheit zu steuern.

Zum andern trat nämlich sowohl in der Auswahl der Redner als in den Reden selbst aufs Deutlichste hervor, daß nicht der Glaube, der auf dem Worte heiliger Schrift ruht, in diesem Bunde die erste Stimme hat, sondern jener Halbglaupe, der mit der Wissenschaft, dem Zeitgeiste und dem Willen des Fleisches liebäugelt. Prof. Rippold aus Jena und Prof. Achelis aus Marburg, welche zwei der Hauptvorträge hielten (ersterer über „die internationale Seite der päpstlichen Politik und die Mittel zur Abwehr“, letzterer über „Protestantismus und Kirche“), sind bekannt als liberale Theologen und haben diesen ihren Standpunkt auch hier nicht verleugnet. Wenn daneben die Namen gläubiger Theologen, wie Warneck, Fliedner u. a. stehen, so beweist das nur, daß es auch diesen letzteren an der Entschiedenheit im Bekenntnis ihres Glaubens fehlt, welche sowohl zur Bekämpfung Roms als auch zur Überwindung der Laueheit in der eigenen Kirche unerlässlich ist.

Endlich war sehr bemerkenswert die Ansprache des Vertreters des sächsischen Konsistoriums, des D.-Kons.-Rat Altermann. Derselbe sagte u. a. (wir folgen hier dem Berichte des „Sächs. Kirchen- u. Schulblattes“ Nr. 42, S. 470): Auch wir leiden an den Schäden, über die man andernwärts klagt, und das sei besonders die religiöse Gleichgültigkeit und die kirchliche Laueheit weiter Kreise. Bloße Proteste helfen hier nichts, der Glaubensgeist unserer Väter müsse wieder eine Macht werden. Der Evangelische Bund bekenne sich zu Christo Jesu, dem eingebornen Sohne Gottes (? W.) als dem alleinigen Mittler des Heils und wolle das christliche und evangelische Bewußtsein im Volke stärken. Wer möchte nicht wünschen und seinerseits mitwirken, daß diese Aufgabe gelöst und alle evangelisch Gesinnten aus der Zerstreuung gereinigt und gesammelt werden zur Einheit des Geistes, eins im Bekenntnis zu Christo und zum Wort der Wahrheit, eins im Glauben, eins in der Liebe, auch zu den irregeleiteten und verführten Brüdern, eins in der Hoffnung auf die Zukunft der evangelischen Kirche, daß sie, die vielverachtete, doch als die wahre Gemeinde des Herrn erwählt ist. Die ganze evangelische Kirche — ein Evangelischer Bund, das sei das Ziel, nach dem wir gemeinsam ringen!

Diese Worte, vor dieser Versammlung gesprochen, bedeuten doch nichts anderes, als offizielle Billigung der Union auf breiter Grundlage. Daran ändern Ausdrücke, wie „eins im Bekenntnis zum Wort der Wahrheit“ nichts, denn unter dem „Wort der Wahrheit“ wird nicht das ganze Wort Gottes, auf dem das lutherische Bekenntnis ruht, verstanden, sondern nur dasjenige, was Lutheraner und Reformierte etwa gemeinsam haben. Und selbst das Bekenntnis zu Christo, dem eingebornen Sohne Gottes, kann von dem Bunde, wenn er es je abgelegt hat, nicht so ernstlich gemeint sein. Denn sonst fänden sich nicht solche im Bunde, die einen ganz anderen Sinn mit diesen Worten verbinden.

Fassen wir alles zusammen, so erscheint uns der Bund als ein Kirchlein in der Kirche oder vielmehr als ein — noch recht kleines — Babel in dem großen Babel der deutschen Staats- und Landeskirchen, welches weder zur Belebung der eigenen Gemeinshaften noch zur Bekämpfung Roms etwas Nennenswertes zu leisten im Stande ist, welches vielmehr an seinem Teile mitarbeitet, den rechten Glauben zu untergraben und die rechte Kirche zu zerstören.

Der Herausgeber des „Sächs. Kirchen- u. Schulblattes“, welcher einem wohlwollenden Berichterstatter die Spalten seines Blattes geöffnet hat, schreibt zum Schluß: „Redaktion hat ihrem Berichterstatter völlig Raum gelassen. Sie selbst steht vor wie

nach nicht zum Evangelischen Bunde, kann nicht dazu stehen, und zwar weder aus Feigheit noch aus Trägheit, wie es am Schluß der Rede von Sup. Meyer hieß — denn es gehört unserer Ansicht nach weder viel Mut noch viel Eifer dazu, Mitglied des Bundes zu sein —, sondern weil sie nicht mit den Geistern zusammengehen kann und mag, die im Evangelischen Bunde überwiegen.“ Ob sich der Schreiber dieser Worte wirklich nicht bewußt ist, daß er mit eben diesen von ihm bekämpften Geistern in seiner Landeskirche tatsächlich zusammensteht, oder ob es ihm noch nicht klar ist, daß Kirchengemeinschaft etwas viel Innigeres ist als Vereinsbrüderschaft?!

W.

Nachrichten und Bemerkungen.

Im „Medl. Kirchen- u. Zeitbl.“ stellt der Berichterstatter über die „Allg. luth. Konf.“ (P. Kliefoth-Wismar) eine Klage darüber an, daß die sogenannten „Lutheraner innerhalb der Union“ nicht zugegen gewesen wären, indem er offen zugestehet, daß doch heutzutage nicht mehr die äußere Bezeichnung bekennnismäßig lutherischen Charakter gewähre und an jenen rühmt, daß sie doch „innerhalb der Union voll und ganz auf dem lutherischen Bekenntnis stehen“. Der Mann hat nicht so ganz Unrecht. Denn man muß ja sagen, daß der bloße Name „unieri“ oder „lutherisch“ es wahrlich nicht thut, indem Union tatsächlich hüben und drüben sich findet, und daß unter den sogenannten „Lutheranern“ innerhalb der Union wohl manche sind, welche vom lutherischen Glauben und Bekenntnis mehr begriffen haben als sogenannte „Alt-lutheraner“ in Preußen oder innerhalb der sogenannten „lutherischen“ Landeskirchen. Wenn aber jener medlenburgische Pastor schreibt: „Die Lage unserer Kirche, die Not unserer Zeit, der Mißbrauch, der mit dem Namen ‚lutherisch‘ getrieben wird, sollte dazu drängen, daß die, welche im Geist und in der Wahrheit lutherisch sind, sich auch die Hand reichen zu gemeinsamer Abwehr einer das Bekenntnis gefährdenden Theologie, zu gemeinsamer Stärkung im lutherischen Bekenntnis, zu gemeinsamer Verständigung über Angelegenheiten der lutherischen Kirche“ — so wären wir doch eigentlich begierig zu erfahren, was derselbe sich unter „lutherischer Kirche“ eigentlich denken möge?

Auf der „Generalversammlung der Freunde der positiven Union in der Provinz Sachsen“ hat der Konsistorialrat D. Renner-Wernigerode eine Besprechung über „die Vorbildung der künftigen Diener der Kirche“ eingeleitet. Da wurde der Bodelschwingh'sche Plan, freie Fakultäten, fallen gelassen und unter Zustimmung der ganzen Versammlung die „freien Konvikte“ und das „obligatorische kirchliche Vikariat“ als bestes Ersatz- oder vielmehr Ergänzungsmittel für die theologischen Fakultäten empfohlen. Man sei, so wurde gesagt, „einig in dem Wunsche, daß Gott unserem Volke die evangelische Landeskirche, dem deutschen Protestantismus die evangelische Landeskirche Preußens erhalten möge. Auf diesem Boden gehört die Herforder freie Fakultät zu den Unmöglichkeit; sie würde der erste Baustein zur Freikirche sein . . . auch wenn einst unsere Nachkommen gezwungen sein sollten, ihren Glauben in die Freikirche zu retten, wird man an die freien Fakultäten keine so großen Hoffnungen knüpfen dürfen, da auch sie, wie die Erfahrungen in Lausanne, Schottland und bei der Brüdergemeinde lehren, dem Wandel der Anschauungen unterworfen sind.“ Es ist richtig, daß „Freikirche“ und „freie Fakultäten“ an sich nur Formen sind und auch als solche noch keine Gewähr für reine Lehre und rechten Glauben geben. Darum aber die Freiheit der rechten Kirche, der reinen Lehre und des rechten Glaubens verachten und in der babylonischen Gefangenschaft der Staatskirche bleiben wollen, das heißt doch nichts anderes als: Im Gefängnis bleiben wollen darum, weil auch die Freiheit ihre Gefahren habe.

Der große Antichrist soll, wie der „Reichsbote“ berichtet, in einer Unterredung des Vertreters der russischen Zeitung „Nowoje Wremja“ mit dem Papste u. a. gesagt haben, die „katholische Kirche“ denke durchaus nicht „an jene Form der Oberherrschaft, die ihr zugeschrieben wird“. Nirgendwohin werde er „fremde Geistliche“ schicken; „die Geistlichkeit muß national sein“. Als ob das bisher noch niemand gewußt hätte. Offenbar hat der Papst diese Wendung nur gewählt, um den wahren Sachverhalt zu verdecken. Seine wahre Meinung kommt bald darnach heraus, da er, ausgehend davon, daß es gegenwärtig keinen wahren Frieden auf Erden gebe, erklärt: „Welch eine großartige Erscheinung wäre da der Anbruch der wirklichen Friedens-Ära, wenn Gesandte und Gewehre beiseite geworfen und internationale Fragen foran durch freie Beratung zwischen den europäischen Herrschern und dem Papste (!) geordnet würden! Dann würde die Zeit des wahren Friedens auf Erden beginnen!“

H—r.

Quittungen.

Für die Synodalkasse: Außerordentlicher Beitrag von Herrn P. Lent *M* 10; durch Herrn P. Willkomm: Kollekte in Callenberg *M* 3.71, Kindtaufskollekte von E. Müller *M* 4.10, desgl. von E. Pögger *M* 4.50, Beitrag von Herrn Lehrer Reuter *M* 10, zu den Reisekosten von F. F. *M* 1.50, Reformationsfestkollekte in Planitz *M* 70.79, Hochzeitskollekte von Unger-Meier *M* 7; Beitrag der Gemeinde Chemnitz *M* 80; Reformationsfestkollekte in Grimmitzschau *M* 16; von Herrn Pröger in Dresden aus der Missionsbüchse *M* 14.

Für Regemission: Aus dem Stephansstift zu Hannover *M* 12. Dresden. Heinrich Säuberlich, Kassierer.

Für die Kolportage des Schriftenvereins gingen ein: Beiträge aus Dresden *M* 51.05, aus Frankenberg *M* 10, aus Grün und Plauen *M* 8, aus Mittweida *M* 6, aus Niederplanitz *M* 61.80, aus Schneidenbach *M* 4.80. Geschenke: Von Herrn Lehrer Wagner, Roda *M* 1, von Herrn Hofmann in Bräunlos durch Herrn Fehrmann *M* 0.50, von Herrn P. Magat, Fergus Falls *M* 8.07, von Herrn E. Ahrendt, London *M* 0.49. C. Braun.

Aus Amerika durch Herrn Kassierer Säuberlich Mark 62.53 für die Bethlehems-Gemeinde in Hannover erhalten zu haben, bescheinigt mit herzlichem Dank und Segenswunsch C. Meyer, Kassierer.

Bücher-Anzeige.

Verhandlungen der neunzehnten Jahresversammlung der Synode der evangelisch-lutherischen Freikirche in Sachsen u. a. St. Anno Domini 1895. Zwickau i. S. Verlag des Schriftenvereins der sep. ev.-luth. Gemeinden in Sachsen. 80. 132 Seiten. Preis 1 *M*.

Dieser unser Synodalbericht enthält die äußerst wichtige Lehrverhandlung über die Lehre von der Obrigkeit. Dieselbe wird da auf Grund der heiligen Schrift dargestellt und besonders durch zahlreiche Ausführungen aus Dr. Luthers Werken allseitig beleuchtet. In einer Zeit, wo nicht etwa nur die Sozialdemokraten, sondern fast alle Schichten des Volks die rechte Stellung zur Obrigkeit verloren haben und selbst viele von den Regierenden und Beamten nicht mehr wissen, weshalb sie das Recht haben, Gehorsam zu fordern, andererseits aber auch die Grenzen ihres Rechtes nicht mehr kennen, ist es besonders zu wünschen, daß eine solche Darlegung die weiteste Verbreitung finde. Erleichtert wird dieselbe durch den bei dem großen Umfange äußerst billigen Preis. Zu bemerken ist noch, daß das Verhältnis von Staat und Kirche hierbei nicht berührt worden ist, da dies bei der nächstjährigen Verhandlung mit zur Sprache kommen soll. Dagegen wird über Monarchie und Republik, Gehorsam auch gegen unrechtmäßig zur Gewalt gekommene oder ihre Gewalt mißbrauchende Herrscher, Kriegsdienst und Eidesleistung Klarer, die Gewissen aus Gottes Wort beruhigender Bescheid gegeben, so daß niemand unbefriedigt bleiben wird, der sich auf diesen Sachen nach Gottes Wort zu richten willens ist. — So möge denn Gottes Segen diesen Bericht geleiten und viel Gutes stiften lassen.

Adventspredigten über ausgewählte Texte nebst Anhang: Reden zur Christfeier von H. Sied, Pastor in Milwaukee, Wis. St. Louis, Mo. Concordia Publishing House. 1895. 108 Seiten. Kl. 80. geb. in Ganzleinwand *M* 1.50.

Dies ist eine sehr willkommene Gabe zur lieben Adventszeit. In einfacher, edler Sprache werden eine Reihe alttestamentlicher Texte ausgelegt und gezeigt, wie uns auch das Alte Testament allenthalben Christum predigt. Gegenüber der modernen Verachtung und Verfehrung des Alten Testaments sind diese auf festem Grunde gesunder Erregelse ruhenden Betrachtungen besonders wertvoll.

Verhandlungen der 33. Jahresversammlung des Westlichen Distrikts der deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. St. Louis, Mo. Concordia Publishing House. 1895. 108 S. 80. Preis *M* 1.20.

Dieser Bericht enthält eine Synodalrede, in welcher gezeigt wird, wie die „Missouriier“, „glauben, was geschrieben steht“ und deshalb getrost sein können bei dem Vorwurfe, daß sie eine „Sekte“ oder „Nachbeter Walthers“ seien. Und sodann die Fortsetzung der Lehrverhandlungen über das Thema: Wie durch die Irrlehren der Neueren, in betreff der Inspiration der heiligen Schrift, der Person Christi und der Bekehrung (Gnadewahl) die Lehre vom seligmachenden Glauben geschädigt wird. Es wird dieses Thema hier weiter ausgeführt in betreff

der Irrlehren über die Person Christi und über die Bekehrung (Gnadewahl). Möge auch diese Darlegung Beachtung finden und viel Segen stiften.

Diese beiden Schriften sind in Deutschland durch den Schriftenverein (C. Braun) zu beziehen.

Der Juden Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in Kirche und Welt. Die Judenfrage im Lichte der Bibel. Von Heinrich Ebeling, Dr. phil. Zwickau i. S. Druck und Verlag von Johannes Herrmann. 1895. 80. 90 Seiten. Preis 1 *M*.

Eine Schrift über die Juden wird in unserer Zeit ja Aufmerksamkeit erregen. Es ist diese Schrift aber keine Parteischrift; ihr Verfasser ist weder Antisemit noch Philosemit, er steht außerhalb des politischen Parteigetriebes. Was er will, ist, die sog. Judenfrage mit Gottes Wort zu beleuchten. Als solches gilt ihm, wie aus seiner ersten Schrift „Die Bibel Gottes Wort“ bekannt sein dürfte, die ganze Bibel Alten und Neuen Testaments, und jedes Wort derselben, er erkennt auch als allein richtigen Auslegungsgrundsatz das an, daß Schrift durch Schrift auszuliegen ist und der wörtliche Sinn der vom Heiligen Geist beabsichtigte ist, wo nicht dieser selbst anzeigt, daß die Rede bildlich gemeint ist, daß aber, wo dies geschieht, die bildliche Auslegung durchaus festgehalten werden muß und nicht willkürlich verlassen werden darf. Nach diesen Grundsätzen die Schrift auslegend, zeigt er mit überzeugender Klarheit, daß die Juden nur um Christi willen erwähnt wurden, daß sie aber von jeher die Gnade verworfen haben und daß daher unter dem Volke der Verheißung nie das ganze fleischliche Israel, sondern in der Zeit des alten Bundes der heilige Same der gläubigen Israeliten, in der Zeit des neuen Bundes aber das aus Juden und Heiden gesammelte geistliche Israel zu verstehen ist, welchem allein auch alle Verheißungen, sofern sie nicht schon in der Zeit vor Christo erfüllt und damit erledigt sind, zutommen. Von diesem unumwiderleglichen Standpunkte aus beleuchtet der Verfasser die Zukunftsträume, die entweder die Juden selbst haben oder christliche Gelehrte erdichten. Möchte diese Schrift ernste Beachtung finden und vielen zu gerechter und nüchterner Beurteilung der Juden Handreichung thun.

Zwei Hänslein am Bach. Erzählung für Kinder von Margarete Lent. Zwickau i. S. Druck und Verlag von Johannes Herrmann. 57 S. 160. Preis kartoniert 40 *℥*.

Hier bietet die bekannte Verfasserin den Kindern zum heiligen Weihnachtsfest wiederum eine sehr rührende, liebevolle Erzählung dar, die gewiß aller kleinen Leser und Leserinnen Herzen bewegen wird. Das trefflich ausgestattete Büchlein ist mit einer Reihe guter Holzschnitte geziert und sollte auf keinem Weihnachtstische, wo kleine, des Lesens kundige Kinder beschert bekommen, fehlen.

Dr. Martin Luthers Kleiner Katechismus. Nebst zwei Anhängen: 1. Kurze Form, wie das Vater Unser zu beten. 2. Luthers Trau- und Taufbüchlein. 2. Aufl. Zwickau i. S. Druck und Verlag von Johannes Herrmann. 96 S. 160. Preis (in Lederband mit goldgepresstem Titel) 50 *℥*.

In deutlichem Druck wird hier das Büchlein, welches nach der Bibel das Beste ist, das es giebt, zum zweiten Male dargeboten. Diese zweite Auflage ist durch das Trau- und Taufbüchlein vermehrt, was gewiß vielen willkommen sein wird, um so mehr als die alte gute, auf Gottes Wort gegründete und von Gottes Wort durchtränkte Weise zu taufen und zu trauen immer mehr in Abnahme kommt. Gott lasse das Büchlein in vieler Hände kommen, die daraus Lehre und Stärkung des Glaubens nehmen.

Israelitische und jüdische Geschichte. Beurteilung der Schrift von J. Wellhausen. 1894. Von Dr. theol. Adolf Zahn. Mit diversen Beilagen. Gütersloh. Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 154 Seiten. 80. Preis geh. *M* 1.80.

Wer einen Einblick gewinnen will in die Tiefe des Verderbens, darin die offenbar ungläubige Theologie am Ende dieses Jahrhunderts geraten ist, mag diese Schrift des bekannten reformierten Verteidigers der heiligen Schrift und ihrer göttlichen Eingebung lesen. Allerdings meinen wir, es geschehe einem Wellhausen fast zu viel Ehre damit, daß man seine einfach bodenlosen Phantasien über die alttestamentliche Geschichte, die ja im Grunde nichts sind, als eine fortgesetzte Lästerung Gottes, ernsthaft widerlegt. Vielleicht ist's um der armen Studenten willen nötig, die zu solchen Wälschen ohne Schafskleider aussehen als zu ihren Meistern. — Möge sie denn den Nutzen schaffen, daß etliche erschrecken vor dem Abgrunde und zurückkehren zu dem, der sein göttliches Siegel auch auf die Schrift und Geschichte Alten Testaments gedrückt hat. W.

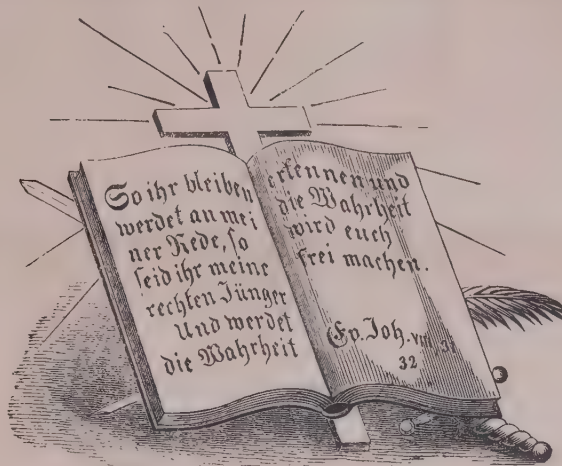
Pastoren- und Lehrer-Konferenz in Planitz am 10. Dezember.

Die Evangelisch-Lutherische Freikirche.

Zugleich als Fortsetzung der „Evang.-Luth. Kirche und Mission“.

Zeitschrift

zur
Belehrung und Erbauung
für
evangelisch-lutherische
Christen.



Im Auftrag

der
Synode der ev.-luth. Freikirche
von Sachsen u. a. St.

herausgegeben
von deren Pastoren.

Dieses Blatt erscheint alle 14 Tage. Preis jährlich direkt vom Synodalagenten bezogen oder durch die l. Postämter: 3 M. exclus. Porto bzw. Bestellgeld. Im Buchhandel: 4 M.

Jahrgang 20. Nr. 26.

Bwickau in Sachsen.

15. Dezember 1895.

Ein Weihnachtslied Nik. Hermanns.

Gebor'n ist uns der heilige Christ,
Der Weibesamen ist,
Ein hErr zu aller Frist,
Wie man im Mose liest.

Jesus ist sein göttlicher Nam',
Aus Vaters Schoß Er kam
Und ist Abrahä Sam',
Ein Reis aus Davids Stamm.

Er ist des Vaters Bild und Schein,
Der Jungfrau Kind allein,
Der Hohepriester rein
Und Gottes Lämmlein.

Er trägt all unser Pein und Schuld,
Leid't Armut mit Geduld,
Erwirbt uns Gottes Huld,
Sein' Hand der Vater füllt.

Den rechten Segen bringt Er mit,
Beim Vater uns verbitt,
Der Schlangen Kopf zertritt,
Am Kreuz Er für uns litt.

Mit Seinem Geist tröst't Er uns nu,
Er schenkt uns Freud' und Ruh',
Sein' G'rechtigkeit dazu,
In Ihm wir leben nu.

Er ist der starke Gottesheld,
Der sich zu uns gesellt
Und uns in dieser Welt
In Seiner Hand erhält.

Wer Ihm vertraut und ruft Ihn an,
B'hält's Wort, dient jedermann,
Solch'n Er nicht lassen kann,
Der wahre Gottesmann.

Wir preisen unsern Vater schon,
Der uns schenkt mit sein'm Sohn,
Dem rechten Gnadenthron,
Die unverwelkte Kron'.

O ewig's Wort, gesalbter Christ,
Der Du Fleisch worden bist,
für uns Blutströpflein schwitz't,
Zu's Vaters Rechten sitz't.

Bewahr' Dein Erb' in Kreuz und Not
Durch Dein Geburt und Tod,
Angst, Blut und Wunden rot;
Bist Du doch wahrer Gott!

Ret't Du Dein' Ehr', erhalt' Dein Wort,
Gieb fried', Verstand hinfort,
Dampf Kezerei und Mord,
Unser Mittler und Hort.

Zerstör' den Satan durch Gericht,
Er ist der Bösewicht,
Der stets Dein' Kirch' anfiecht
Und in die Fers' Dich sticht.

„Zur Frage von der heiligen Schrift.“

(Fortsetzung.)

In dem folgenden Abschnitt kommt Luthardt auf „die tatsächliche Beschaffenheit des Textes der heiligen Schrift“ zu sprechen. Eine Tatsache ist ja freilich das unleugbare Vorhandensein verschiedener Lesarten und eine gewisse Berechtigung kritischer Bedenken in Bezug auf die Echtheit einzelner Stellen in der Bibel. Indessen, so schlimm, wie die „Kritiker“ vorgeben, ist die Sache, auch nach Luthardts Urteil, nicht. Auch so schlimm, wie Luthardt sie darstellt, ist sie nicht. Solche Urteile, wie: „Kein Exeget ist darüber mehr im Zweifel“ u. s. w., imponieren uns längst nicht mehr. Mögen gleich Männer, wie z. B. Philippi, in Luthardts Augen weder als Exegeten noch als Dogmatiker mehr etwas gelten. Derselbe wagte es, trotz allen Kritikern, auch Mark. 16 für echt zu halten, und zwar nicht ohne starke Gründe. Was aber die Hauptsache ist: Gesezt den Fall, wir müßten in betreff gewisser für unecht gehaltener Stellen wie zweifelhafter Lesarten Luthardt beistimmen (und wenn wir es auch nicht thun, werden ja doch auch im besten Falle gewisse Zweifel in Bezug auf gewisse Stellen bleiben; wir können und wollen das Auge nicht dagegen verschließen): Ist es denn nicht grund- und bodenlos, zu behaupten, wir hätten „nichts“ mehr von der ursprünglichen Schrift, wüßten „nichts“ davon und brauchten auch „nichts“ davon zu wissen? Luthardt wirft den bibelgläubigen Christen und Theologen vor, sie müßten um der Varianten und dergl. willen ihren „Glauben“ überhaupt verlieren. Wiederholt wirft er die Frage auf:

„Soll nun von der Richtigkeit der einen oder andern Lesart unser Glaube abhängen? Soll uns damit unsere Glaubensgewißheit unsicher werden? Welches ist nun der inspirierte Text? Soll auf der Gewißheit des einzelnen Wortlauts die Gewißheit unseres seligmachenden Glaubens beruhen? Muß diese nicht von solchen Einzelfragen unabhängig gedacht werden? Sollten wir um dieser Verschiedenheit willen an der Inspiration des alttestamentlichen Wortes irre werden müssen, da die Inspiration sich auch auf den äußeren Wortlaut erstreckt?“

Sa, wenn es so wäre, daß wir nur Varianten und gar keinen zuverlässigen Text, nur Plagiate und gar keine Bibel mehr hätten, wie Luthardt allerdings unsinnigerweise in jenen von uns angeführten Sätzen behauptet, so hätte er recht. Aber soweit sind wir doch wohl noch lange nicht. Gottlob, wir haben noch eine Bibel, und zwar die Bibel, trotz etlicher Varianten und möglicher Interpolationen. So fällt auch um ihretwillen unser Glaube noch lange nicht hin. Aber Luthardts Glaube ist ja schon hingefallen, denn er sagt ja, er wisse von gar keiner Schrift mehr. Auch ist er durch die unsinnige Sinecismenmischung der Frage von der Inspiration und derjenigen von der Textkritik um seinen Glauben an die erstere gekommen. Ein verständiger Schluß zwar wäre dies: Weil es hier oder da zweifelhaft ist, welches der ursprüngliche Text sei, so ist es hier oder da zweifelhaft, welche Worte die inspirierten sind. Damit aber fällt die Inspiration selbst nicht hin, noch auch ihr unschätzbarer Wert. Geradezu unsinnig aber ist der Schluß unserer Gegner: Weil nicht überall der ursprüngliche Text mit Sicherheit zu erkennen sei, darum hätten wir überhaupt keinen solchen mehr, folglich habe dessen wörtliche Inspiration keinen Wert mehr für uns, folglich habe eine solche überhaupt nicht stattgefunden. Es scheint, als habe der Schwindelgeist, welcher über die modernen Theologen, auch die „gläubig“ und „lutherisch“ sein wollenden, ausgegossen ist, sie nicht allein um den Glauben, sondern auch um den Verstand gebracht. Es ist gerade so, als wenn man um deswillen, daß der Herr Christus in seinem Leiden nicht allein mit Blut und Schweiß, sondern auch mit Staub und Speichel bedeckt war, schließen wollte, er sei nicht mehr der Sohn Gottes gewesen. Allerdings: der ihn

bedeckende Staub und der Speichel der Kriegsknechte gehörte weder zu seinem heiligen Leibe, noch überhaupt zu seinem Wesen. Und wenn ihm auch die Leute also zugelegt hatten, daß man nicht sehen konnte, wie er der Schönste unter den Menschenkindern war, so war er es doch, und trotz alles Leidens hat seine göttliche Herkunft und sein göttliches Wesen bei dem allen nicht gelitten. Ähnlich ist es auch mit unserer Bibel, wie wir sie jetzt noch haben. Mag sie immerhin im Laufe der Zeit von außen her gelitten haben und hier und da ein wenig entstellt sein (wie Jesus entstellt war): dennoch ist und bleibt sie Gottes Wort, und alles, was zu ihrem ursprünglichen Wesen gehört und von demselben geblieben ist (und das ist nach Matth. 5, 18 doch nicht „nichts“, wie Luthardt sagt!), das ist vom Heiligen Geiste eingegeben, Wort für Wort. Denn es steht geschrieben: „Alle Schrift, von Gott eingegeben“, d. i. als von Gott eingegeben, oder: weil sie von Gott eingegeben ist, „ist nütze zur Lehre“ u. s. w. Und das: „Es steht geschrieben!“ unseres Herrn und Meisters, d. i. weil's geschrieben steht, und also: alles, was geschrieben steht, es gilt und soll gelten trotz aller Professoren und Fakultäten der Welt oder der Hölle.

Luthardt behauptet: „Dogmatisches Postulat und tatsächliche Wirklichkeit decken sich nicht.“ Mag sein, daß dies bei seiner und seiner Kollegen Theologie so ist; wir haben das nie bestritten. Aber von der Inspirationslehre der lutherischen, der christlichen Kirche können wir das nicht sagen. Die lutherische, die christliche Kirche weiß überhaupt nichts von „dogmatischem Postulat“. Ein „Postulat“ ist bekanntlich eine Forderung. Ein Mensch hat nichts von Gott zu fordern, und ein lutherischer Christ und Theologe fordert auch nichts, sondern nimmt dankbar an, was sein Gott ihm in Gnaden giebt. So haben auch unsere alten gottseligen Kirchenlehrer keine Lehre, keinen Glaubenssatz von Gott „gefordert“, sondern sie haben nur nachgesprochen, was Gott ihnen in seinem Worte geoffenbart und vorgelegt hat. Weil und sofern sie aber dieses gethan haben, so deckte sich allerdings ihre Lehre und ihr Glaube mit der tatsächlichen Wirklichkeit, während die „Postulate“ der Neueren, die ihre „Dogmen“ nicht von Gott und aus seinem Worte nehmen, sondern in ihrer „Wissenschaftlichkeit“ aus ihrem Kopfe ausdenken und dem lieben Gott vorschreiben wollen, wie er es habe machen müssen, und sein Wort verachten, wenn es anders lautet, mit der tatsächlichen Wirklichkeit allerdings nicht stimmen. Und wenn sie es jetzt nicht glauben wollen, so werden sie es schon erfahren.

Wenn Luthardt meint sagen zu müssen:

„Die Inspirationstheorie unserer alten Dogmatiker verträgt sich nicht mit dem vorliegenden Thatbestand der neutestamentlichen Citate von alttestamentlichen Worten“,

so dürften wir uns vielleicht die Frage erlauben: Was würde Luthardt sagen, wenn er selbst etwa einmal früher von ihm gesprochene Worte, wenn auch dem Sinne nach genau, so doch mit etwas veränderter Wendung anführte, wir aber sagen würden, das sei nicht wahr, so habe er nicht gesagt? Ein Mensch nimmt ja wohl das Recht für sich in Anspruch, seine eigenen Worte anzuführen wie er will, ohne deswegen immer gleich der Unwahrheit bezichtigt zu werden. Und was uns Menschen erlaubt ist, das soll dem großen Gotte nicht erlaubt sein? Oder (weil ja doch ihm niemand etwas zu erlauben oder zu verbieten hat): Auf die Gefahr hin der Nichtanerkennung als Heiliger Geist oder als inspirierender Verfasser der heiligen Schriften soll er gehalten sein, seine eigenen Worte immer wortwörtlich genau zu citieren? Was für unglaubliche Vorstellungen haben eigentlich die klugen Menschen von ihrem Gotte?

Man mag uns einwenden, uns komme es aber doch so sehr auf den Wortlaut, auf den Buchstaben an. Auf irgend

einen Wortlaut, auf irgend einen Buchstaben? Nein, sondern auf des Heiligen Geistes Wortlaut, sonst nicht. Und wenn der Heilige Geist sich etwa im Alten Testamente so, im Neuen Testamente etwas anders, an einer Stelle allgemeiner, an einer andern genauer ausdrückt (oder wie dergleichen Verschiedenheiten sonst sein mögen), so lassen wir uns gerade auch diese Verschiedenheiten „zur Lehre“ dienen. Denn so erklärt oft eine Stelle die andere, schützt sie gegen Mißverständnis und deckt etwa einen in derselben verborgen liegenden Sinn auf, den wir sonst vielleicht selbst nie gefunden hätten. So erklärt sich's auch, wenn der Heilige Geist bei Citaten alttestamentlicher Stellen im Neuen Testamente nicht selten nach der Septuaginta (der alten griechischen Uebersetzung des Alten Testaments) citiert. Sollte er denn nicht das Recht haben, die betreffenden Stellen dieser Uebersetzung als dem Sinne nach richtige zu sanktionieren? Muß doch selbst Luthardt von einer solchen von ihm (angeblich zum Beweise gegen die Inspiration) angeführten Stelle sagen: „Die Worte lauten ganz verschieden: der Gedanke ist derselbe.“

Wir müssen aber an dieser Stelle noch eins bemerken. Wenn die heiligen Schriftsteller des Neuen Testaments von sich selbst und aus ihrem eigenen Kopfe geschrieben hätten: Wäre es wohl nicht eigentlich ihre Pflicht gewesen und hätten sie es wohl nicht auch dafür angesehen, ehe sie einen Spruch des Alten Testaments schrieben, sich genau zu besinnen oder aufzuschlagen, wie er lautete? Gerade der Umstand, daß sie das nicht gethan haben, bestätigt nur, daß sie geredet und geschrieben haben „ge- trieben von dem Heiligen Geist“.

Auch auf die scheinbaren oder, „wie man (!) behauptet“, wirklichen Widersprüche der Bibel kommt Luthardt zu reden. Er würde, sagt er, sich zehnmal besinnen, ehe er einen solchen zugeben würde.

„Aber“, fährt er fort, „wenn ich auch da und dort einen zuge- stehen müßte, so würde ich mich doch in meinem Glauben an die heilige Schrift nicht irren können; nur wird eben dieser Glaube nicht jene alt- dogmatische Form an sich tragen können.“

Es ist gut, daß er den letzteren Zusatz gemacht hat, wie- wohl er anstatt „Form“ eigentlich hätte „Art“ oder „Wesen“ sagen müssen. Denn sein Glaube hat allerdings nicht bloß eine andere Form, sondern eine andere Art und ein anderes Wesen. Darum glauben wir es auch, daß er an „seinem“ Glauben nicht irre würde, auch wenn nichts in der Schrift mehr feststände. Glaubt er doch, daß wir von der ursprünglichen Schrift nichts mehr haben, nichts mehr wissen, nichts mehr brauchen. „Sein“ Glaube soll vor der Schrift und ohne die Schrift bestehen. Vor solchem Glauben wolle Gott in Gnaden uns bewahren!

Luthardt verkehrt die Streitfrage, wenn er, von den Schwierigkeiten in Bezug auf einen oder zwei Blinde von Jericho und dergl. redend, sagt:

„Ich meinestels glaube, daß sich diese Verschiedenheit ausgleicht; aber auch wenn sie sich nicht ausgleichen würde, sollte die Gewißheit unseres Christenglaubens davon abhängen?“

Und, von der Reihenfolge der Versuchungen bei Matthäus und Lukas sprechend, schreibt er:

„Ich meinestels halte den des Matthäus für den richtigen — was liegt daran?“ und, in Bezug auf allerlei andere Kleinigkeiten: „Man mag versuchen dies auszugleichen, aber ob nun diese Ausgleiche- rung gelänge oder nicht — das wird uns ziemlich gleichgültig sein können.“

Welcher Bibelchrist hat denn je behauptet, sein Glaube hänge daran, daß er alle in der Bibel vorhandenen Schwierig- keiten lösen und alle scheinbaren Widersprüche reimen könne? So sollten aber auch nicht die Leugner der Inspiration solche völlig aus der Luft gegriffenen Behauptungen aufstellen. Die Frage, um welche es sich handelt, ist aber die: Ob mit der

scheinbaren Unvereinbarkeit so oder so vieler Bibelstellen die Wahrheit und Lehre der Schrift, der Glaubensartikel von der Inspiration dahinschmelzen? Und das ist's, was wir leugnen, jene aber bejahen. Um aller solcher Stellen willen, die, wie sie sagen, ihnen „gleichgültig“ seien, behaupten ja gerade unsere Gegner, die wörtliche Inspiration der Schrift (und eben diese und nur diese ist es, welche sie selbst lehrt) sei unmöglich. Wir sind ja gar nicht mit allen diesen Sachen gekommen, als ob uns dieselben so ganz besonders wichtig wären, wichtiger gar (wie man uns verleumdet) als die eigentlichen Kernsprüche von Christo, nein, sie sind es ja, die immer und immer wieder damit kommen. Ihnen gerade scheinen diese Sachen so außerordentlich wichtig zu sein, daß sie um derselben willen das „Es steht geschrieben“ aufgeben und also den christlichen Bibलगlauben verloren haben. Wir müssen es uns verbitten, daß man die Sachlage umkehrt und die an der Inspiration der Schrift festhaltenden Christen als diejenigen hinstellt, welche einen so schwachen Glauben hätten, daß jeder kleine Teufelskniff ihn umstoßen müßte. Ja freilich: „Mit unsrer Macht ist nichts gethan, wir sind gar bald ver- loren.“ Allein: „Es streit't für uns der rechte Mann, den Gott selbst hat erkoren.“ Das sagen jene freilich auch. So sagen sie auch: „Ein Wörtlein kann ihn fällen“ und: „Das Wort sie sollen lassen stahn.“ Aber was soll solch Sagen nützen, wenn ihnen doch an einem Wörtlein so wenig gelegen ist, und sie Christum und den Geist auch ohne das Wort und vor dem Wort und auch nach Preisgebung des Wortes zu haben meinen? (Fortsetzung folgt.)

Wacht die Philadelphia-Gemeinschaft den Austritt aus der Landeskirche überflüssig?

Wo die Philadelphia-Gemeinschaft auftritt, da ruft sie den Leuten zu: Kommt zu uns, dann braucht ihr aus der Lande- kirche nicht auszutreten. Wir bieten euch, was diese euch ver- sagt, nämlich gemeinsame Erbauung aus Gottes Wort in chris- tlicher Bruderliebe. Sehen wir einmal zu, ob sie recht hat.

Das erste, was bei dieser Frage in Betracht kommt, ist dies, ob Gottes Wort den Austritt fordert; ist dies der Fall, dann kann nichts im Himmel und auf Erden ihn überflüssig machen, denn dem göttlichen Worte müssen wir gehorsam sein, oder wir sind verloren und verdammt. Alle wahren Christen sind ihm auch gehorsam, das bedarf keines Beweises. Ungehorsam gegen Gottes Wort ist Sünde; alle wahren Christen aber sprechen mit Joseph: „Wie sollt ich denn ein solch groß Uebel thun, und wider Gott sündigen?“ (1 Mos. 39, 9).

Gottes Wort fordert den Austritt aus der heutigen Lande- kirche. Es gebietet uns, alle falschen Lehrer zu fliehen und zu meiden. Christus spricht Matth. 7, 15: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe.“ Ferner spricht er Matth. 24, 23 u. 24: „So alsdann jemand zu euch wird sagen: Siehe, hier ist Christus, oder da, so sollt ihr es nicht glauben. Denn es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen, und große Zeichen und Wunder thun, daß verführt werden in den Irrtum (wo es möglich wäre) auch die Auserwählten.“ Ferner spricht Paulus Apostelgesch. 20, 30 u. 31: „Auch aus euch selbst werden aufstehen Männer, die da verkehrte Lehren reden, die Jünger an sich zu ziehen. Darum seid wacker, und denket daran, daß ich nicht abgelassen habe drei Jahre, Tag und Nacht einen jeglichen mit Thränen zu vermahren.“ Röm. 16, 17 u. 18 schreibt er: „Ich ermahne euch aber, liebe Brüder, daß ihr aufsehet auf die, die da Zertrennung und Aergerniß anrichten, neben der Lehre,

die ihr gelernt habt, und weicht von denselbigen. Denn solche dienen nicht dem HErrn Jesu Christo, sondern ihrem Bauch, und durch süße Worte und prächtige Rede verführen sie die unschuldigen Herzen." Endlich schreibt Paulus Tit. 3, 10 u. 11: „Einen kezerischen Menschen meide, wenn er einmal und abermal ermahnet ist, und wisse, daß ein solcher verkehrt ist und sündigt, als der sich selbst beurteilt hat.“ In der Landeskirche aber herrscht allgemein falsche Lehre. Es ist uns in ihr kein Lehrer des göttlichen Wortes bekannt, welcher in allen Stücken die reine Lehre desselben führte, weder in der Kirche noch in der Schule. Man lehrt heute allgemein, daß sich in der Bibel Irrtümer befinden, daß in ihr Gottes- und Menschenwort sei. Man leugnet die Erbsünde, die Auferstehung des Fleisches. Man lehrt, daß der Mensch zu seiner Bekehrung mitwirken müsse, daß der Glaube nicht Quelle, sondern Anfang eines neuen Lebens sei, daß die Liebe den Glauben erst recht mache. Viele leugnen, daß man durch Christi Blut vor Gott gerecht und selig werde, daß Christus Gottes Sohn, daß Gott dreieinig sei. Von Teufel und Hölle hört man in den Predigten fast nichts mehr. Sonderlich in den Schulen herrscht ein Christo und damit dem Seelenheil der Kinder feindlicher Geist. Es ist nicht auszusagen, welcher ein Strom des Verderbens sich heutzutage aus dem Munde der falschen Propheten über die Landeskirchen ergießt. Nun soll nach den oben angeführten Sprüchen ein jeder Christ die Lehre seines Pastors und des Lehrers seiner Kinder mit Gottes Wort vergleichen; und wenn er sieht, daß sie mit demselben nicht übereinstimmt, ihn darüber strafen, und wenn er sich nicht bessert, ihn meiden, d. h. austreten. Das fordert Gottes Wort von ihm, und zwar bei seiner Seelen Seligkeit, denn Gottes Wort betrifft unsere Seligkeit. Weil nun in der Landeskirche falsche Lehre herrscht, sich auch die falschen Lehrer, nachdem sie oft genug gestraft worden sind, nicht bessern, so ist der Austritt aus derselben durch Gottes Wort klar geboten.

Es befiehlt uns aber auch, alle Gemeinschaft mit irrgläubigen Gemeinden oder Sekten zu meiden. Wie die Lehrer in Kirche und Schule lehren, so bekennet die Gemeinde. Denn die Lehrer sind der Mund derselben; sie stehen nicht für sich, sondern an der Gemeinde Statt da, sie sind ihre Diener (1 Kor. 3, 5). Lehren nun die Lehrer wider Gottes Wort, so bekennet auch die Gemeinde wider dasselbe. Eine solche Gemeinde ist aber nicht die wahre Gemeinde des HErrn, denn diese bekennet offenbar Gottes Wort in allen Stücken und redet nicht wider dasselbe. Der einzelne Christ aber ist ein Glied seiner Gemeinde; er bekennet also mit ihr und verleugnet mit ihr dadurch, daß er ihr angehört. Die Gemeinde erweist sich als eine irrgläubige oder Sekte dadurch, daß sie falsche Lehrer duldet und sich von ihnen, sei es in der Kirche oder in der Schule, falsche Lehre verkündigen läßt. Ein Christ kann darum einer solchen Gemeinde nicht angehören, sondern muß von ihr austreten. Ja, selbst wenn eine Gemeinde noch rechtgläubige Lehrer hätte, aber sie stünde in Verbindung mit der heutigen Landeskirche, so müßte sie ein Christ doch verlassen. Denn sie ist ja ein Teil derselben, er verleugnet also mit ihr, macht sich deren Sünden theilhaftig (1 Tim. 5, 22). Gottes Wort gebietet daher, daß man falschgläubige Gemeinden verlassen soll. Paulus schreibt 1 Kor. 10, 18 u. 21: „Sehet an den Israel nach dem Fleisch. Welche die Opfer essen, sind die nicht in der Gemeinschaft des Altars? Ihr könnet nicht zugleich trinken des HErrn Kelch und der Teufel Kelch; ihr könnet nicht zugleich theilhaftig sein des HErrn Tisches und der Teufel Tisches.“ Falsche Lehre ist vom Teufel, dem Vater der Lüge (Joh. 8, 44). Wo diese herrscht, herrscht also der Teufel. Man kann darum, will man mit dem Teufel keine Gemeinschaft haben, auch einer solchen Sekte nicht angehören, sonderlich kann man

mit ihren Gliedern nicht zu Gottes Tisch gehen, wie auch Paulus vorher (1 Kor. 10, 17) sagt: „Denn Ein Brot ist es, so sind wir viele Ein Leib, diemeil wir alle Eines Brotes theilhaftig sind.“ 1 Kor. 11, 19 sagt Paulus: „Es müssen Kotten unter euch sein, auf daß die, so rechtschaffen sind, offenbar unter euch werden.“ 2 Kor. 6, 14 u. 17 sagt Paulus: „Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen. Denn was hat die Gerechtigkeit für Genieß mit der Ungerechtigkeit? Was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsternis? Darum gehet aus von ihnen und sondert euch ab, spricht der HErr, und rühret kein Unreines an, so will ich euch annehmen.“ Diejenigen, welche falschen Lehrern folgen, beweisen sich dadurch nicht als Gläubige, sondern als Ungläubige, denn Gottes Wort ist hell und klar (Ps. 119, 105), die haben nicht das Licht, sondern die Finsternis lieb; mit ihnen kann daher ein Christ keine Gemeinschaft haben, denn dieser wandelt im Licht (Eph. 5, 8) und glaubt dem göttlichen Worte. Endlich schreibt Johannes Offenb. 18, 4: „Gehet aus von ihr, mein Volk, daß ihr nicht theilhaftig werdet ihrer Sünde, auf daß ihr nicht empfanget etwas von ihren Plagen.“ Gottes Wort fordert also den Austritt aus der Landeskirche. Indem die „Philadelphia“ ihn verhindern will, streitet sie wider dasselbe und verleitet die Leute zum Ungehorsam gegen dieses. Ja, sie verlangt, daß ihre Glieder in der Landeskirche bleiben und richtet doch innerhalb derselben eine neue Kirche auf. Sie nennt sich nämlich Gemeinschaft. Sie will „die verschiedenen christlichen Gemeinschaftskreise in den deutschen evangelischen Landes- und Bekenntniskirchen einander näher bringen und den zahlreichen vereinsamten Jüngern Jesu Gelegenheit zum geschwisterlichen Anschluß verschaffen“ (siehe ihr Programm). Aber die Gemeinschaft der Christen ist ja die Kirche. Im dritten Artikel unseres Glaubensbekenntnisses erklären wir Christen, was wir unter Kirche verstehen. Wir nennen sie „die Gemeinde der Heiligen“. Im Lateinischen steht das Wort: *communio sanctorum*, d. h. Gemeinschaft der Heiligen. Wir bekennen darum auch in der Apologie: „Die christliche Kirche stehet nicht allein in Gesellschaft äußerlicher Zeichen, sondern stehet fürnehmlich in Gemeinschaft inwendig der ewigen Güter im Herzen, als des Heiligen Geistes, des Glaubens, der Furcht und Liebe Gottes“ (Müller, Konfordinbuch S. 152). Ferner: „In unserem Glauben folget bald hernach: Gemeinschaft der Heiligen. Welches noch klarer, deutlicher auslegt, was die Kirche heißt, nämlich der Haufen und die Versammlung, welche ein Evangelium bekennen, gleich ein Erkenntnis Christi haben, einen Geist haben, welcher ihre Herzen verneuert, heiligt und regiert“ (S. 153). Von der ersten Christengemeinde in Jerusalem heißt es: „Sie blieben aber beständig in der Apostel Lehre, und in der Gemeinschaft, und im Brotbrechen, und im Gebet“ (Apostelgesch. 2, 42). Und Johannes schreibt: „Was wir gesehen und gehört haben, das verkündigen wir euch, auf daß auch ihr mit uns Gemeinschaft habet, und unsere Gemeinschaft sei mit dem Vater, und mit seinem Sohne Jesu Christo“ (1 Joh. 1, 3). Wir Christen haben schon den geschwisterlichen Anschluß, den die „Philadelphia“ uns erst verschaffen will, nämlich in der Kirche. Wir sind bereits Gottes Kinder, nämlich durch den Glauben an Christum Jesum (Gal. 3, 26). Sind wir aber Gottes Kinder, so sind wir auch Brüder und Schwestern. Auch die Landeskirche ist heutzutage noch eine Kirche um der in ihr sich befindenden wahren Christen willen, mögen es auch noch so wenige sein, denn sie hat Wort und Sakrament, welches die Christen erzeugt, noch dem Wesen nach. Indem nun die „Philadelphia“ eine Gemeinschaft innerhalb der Gemeinschaft der Kirche, also selbst eine Kirche aufrichtet (sie reißt ihren Gliedern auch das heilige Abendmahl), treibt sie offenbare Mitterei. Nur dann darf

Die
Ev.-Luth. Freikirche.

Zeitschrift

zur

Belehrung und Erbauung

für evangelisch-lutherische Christen.

So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid
ihr meine rechten Jünger. Und werdet die
Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird
euch frei machen. (Joh. 8, 31. 32.)

Zwanzigster Jahrgang. — 1895.

Dzickau i. S.

Verlag des Schriftenvereins der sep. evang.-luth. Gemeinden A. M. C. in Sachsen.

Register

für den zwanzigsten Jahrgang der „Ev.-Luth. Freikirche“.

Advents-Betrachtung, 197.

Afrika. Die Avergernisse der Europäer in Heidenländern, 59. Kanzler Leffis Verurteilung, 84. Schnapshandel, 195.

Allgem. ev.-luth. Kirchen-Zeitung. Die — über den allgem. evang.-protestantischen Missionsverein, 68. — über die Brüdergemeinde, 130. „Allianzversammlung“, Eine deutsche, 211. Alte Testament. Das — ist Gottes Wort zc., 77. 101. 109.

Amerika. Ohio- und Iowa-Synode, 51. Selbstmordvereine in New York, 140. Herausgabe einer Frauenbibel, 188.

Anteinführung P. Hempfings in Wiesbaden, 60. Lehrer Rabe's in Planitz, 92.

Anekdoten und kleine Erzählungen. Reichthum macht Unruhe, 19. Reich und doch arm, 19. Engeldienste, 19. Viktorinus, 66. Es ist vollbracht, 67. In Gottes Arme, 82. Wo keine Bibel ist im Haus zc., 82. Antworte dem Narren nach seiner Nartheit, 128. Ein gutes Schlafpulver, 129. Für uns beide, 129. Otilie geb. Grundmann, 129. „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir“, 153. Der Fluch des Unglaubens, 154. Woher und wohin, 163. Zufall oder Gott, 170.

Antisemiten. Ahlwardt über 2 Mos. 3, 21 f., 60. Auch ein Beichen der Zeit, 50.

Australien. Versammlung der evang.-lutherischen Synode, 123.

Baden. Der Fall Schwarz, 59.

Bayern. Eine ganz neue Unterhaltung, 52. Nürnberger Pastoral-Konferenz, 140.

Beherrigenswerte Worte für unsere Zeit, 50. Bewohner der Erde. Zahl der —, 35.

Bibelstunden (2 Tim. 2, 19), 21. 29. Bibelübersetzung. Eine Bemerkung über die Luth. —, 127.

Brüdergemeinde. Kampf über die Inspiration, 83. „Enfte Fragen“, 155. Eindringen der neueren Theologie, 178.

Brunn, Friedrich, Pfarrer, †, 61. Die Beerdigung desselben, 75. Leichenreden, 85. Ehrengedächtnis, 90. Was der „Reichsbote“ über — schreibt, 92. Seine Bücher und Schriften, 92.

Bücher-Anzeigen. Th. Groß, Die drei Artikel unseres christl. Glaubens, 12. B. Schmold, Gländenes Kleinod, 12. R. Asmus, Das Leben Jesu, 12. D. W. Kölling, Die Lehre von der Theopneustie, 12. Erzählungen für die Jugend, 24. Bdchn., 25. und 26. (Doppelbdchn.), 20. 27. Bdchn., 148. 28. Bdchn., 180. Altentfide, betr. das Ausscheiden der Miss. Kampf zc., 35. Senne, Predigt, 52. Der kleine Gebetschlag, 68. Zweites Übungsbuch für den Unterricht in der deutschen Sprache, 76. Dr. M. Luthers Sämtliche Schriften, 3. Bd., 116. A. A. Gräbner, Die heutigen Arbeiterverbindungen und die christliche Ortsgemeinde, 116. H. Sied, Reformationsfestpredigt, 116. J. M. Bühler, Schulpredigt, 116. H. Barthele, Leichenpredigt für Frau Joh. Büniger, 116. Das Neue Testament, 116. Verhand-

lungen der ersten Jahresversammlung der Synode der ev.-luth. Freikirche in Sachsen u. a. St. (Neuer Abdruck), 132. M. Lent, Ein Kleeblatt, 132. Willkommen, Der ev.-luth. Hausfreund (1896), 148. Ehrendenkmäl treuer Zeugen Christi, II. Bd., 2. Aufl., 148. Lutherisches Kinder- und Jugendblatt, 148. R. Dorich, Die hannoversche Landeskirche, Hermannsburg und die australische Synode, 172. Luther, Christian Schools, 180. E. Kupprecht, Des Räthels Lösung, 196. —, Die Anschauung der kritischen Schule Wellhaufens vom Pentateuch, 196. —, Der Pseudodaniel und Pseudojaja der modernen Kritik zc., 196. W. Nette, Die Festmelodien des Kirchenjahrs, 196. Verhandlungen der 19. Jahresversammlung der Synode der ev.-luth. Freikirche in Sachsen u. a. St., 204. H. Sied, Adventspredigten, 204. Gebeling, Der Juden Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in Kirche und Welt, 204. M. Lent, Zwei Häuslein am Bach, 204. Dr. Martin Luthers Kleiner Katechismus, 204. Dr. A. Zahn, Israelitische und jüd. Geschichte, 204. Amerikanischer Kalender für deutsche Lutheraner für 1896, 212. Synodal-Berichte der Missouri-Synode: Kansas-Distrikt, Canada-Distrikt, Iowa-Distrikt, 20. Synodal-Konferenz, Nebraska-Distrikt, 52. Westlicher Distrikt, 76. Statistisches Jahrbuch, 84. Südlicher Distrikt, Mittlerer Distrikt, 156. Illinois-Distrikt, Michigan-Distrikt, California- und Oregon-Distrikt, Wisconsin-Distrikt, 180. Westlicher Distrikt, 204.

Chiliasmus. Neue Bücher über den —, 16. 24. China. Geschenk der protestantischen Frauen an die Kaiserin-Mutter, 35. Christlich-Soziales. P. F. Naumanns Hinneigung zur Sozialdemokratie, 51. Stöcker und Naumann, 108. Spaltung unter den Christlich-Sozialen, 171. Zwei neue sozialdemokratische Pastoren, 188. Ein Wort zu rechter Zeit, 209. „Sozial-christlich“, 212.

„Der Hase niederkünet auch“, 201. Der Pastor soll fromm sein, aber du auch, 75. Der Vornehmste unter den Sündern, 58. Duellant. Kirchliche Beerdigung eines —, 28. Ein gutes Bekenntnis gegen das Duell, 100. Ein Konsistorialrat als Duellant, 140. Eine gute Resolution der Pfarrvereine, 196.

Christliche Ungläubige und mehrliche „Gläubige“, 114.

Einfluß schlechter Schriften, 163.

Elfaß. Tischrede des Statthalters, 107.

England. Der Schacher mit geistlichen Stellen, 188.

Evangelischer Bund. Generalversammlung, 202.

Evangelisch-sozialer Kongress. „Das Weib rede in der Gemeinde“, 28. Versammlung in Erfurt, 115. Prof. D. von Nathusius, 115. Dessen Abjage, 131.

Freikirchen. Breslau. Generalsynode, 9. 15. Das Kirchenblatt und die Professoren, 52. Breslau und Immanuel im Elfaß, 211.

— Hannoverische Freikirche. Streif im Kreuzblatt über die Amislehre, 28.

— Hermannsburg Freikirche. Bekenntnis derselben für Missouri, 47. Rückfall aus derselben, 146.

— Synode der ev.-luth. Freikirche in Sachsen u. a. St. Unsere Synodalkasse ist leer, 65. 81. Synodal-Anzeige, 84. 108. 19. Synodal-Versammlung, 138. Bekanntmachung, 140.

Füllsteine, 20. 129. 137. 143. 166.

Fürst Bismarcks Verherrlichung, 83. Ein römischer Pfarrer über —, 84.

Gehorhet euren Lehrern, 169.

Hamburg. Ein Notschrei, 2. Ueber das Auftreten P. Olage's, 10. Die Stellung des evangelisch-sozialen Arbeitervereins, 42. Der „Greuel der Verwüstung“ auf den Kanzeln, 44. Stellung der Kapellen-Prediger, 59. Der Protestanten-Verein, 60. Synkretismus, 83. Protest-Versammlung, 98. Ueber die kirchlichen Verhältnisse, 172.

Hannover. Die außerordentliche Landesynode, 51. Der „Wissenschaftliche Predigerverein zu Hannover“, 130. Pfingstkonferenz, 139. P. Dandewerts abgelegt, 179.

Heidenmission. Unsere neue ostindische —, 5. Missionar Räthers Abreise, 20. Brief des Missionars Biegenbalg, 41. Miss. Räthers Ankunft, 44. Zur Abwehr, 113. Missionar Kellerbauers Berufung, 153. Die Lage von Krishnagiri, 180.

Hessen. Das „Evang. Sonntagsblatt“ über die ungläubigen Professoren, 11.

„Herrensabbath“, Ein — auf dem Broden, 188. Höhendienst, 149.

„Ich wußte nicht, daß es der Hohepriester ist“, 56.

Jesuit. Der bekehrte —, 170.

Jonas. Ein neuer —, 114. Berichtigung dazu, 139.

Ist die „letzte Oelung“ der Papisten in der Schrift begründet? 167. 175.

Ist es wider die Liebe, über die Lehre zu streiten? 176.

Juden und „Christen“, 52.

Judenmission. Ein Vortrag über Ps. 45, S. 125.

Kirche und Amt. Die hohe Wichtigkeit der reinen Lehre von —, 62. 73. 97. 119. 136. 143. 150. 183. 189.

Kliefotly und Walthier, 68.

Konferenz. Die Uelzener —, 178. Die 8. „allgemeine lutherische Konferenz“, 201. Die Abwesenheit der Lutheraner innerhalb der Union, bei derselben, 203.

Landeskirchliches. Landeskirchliche Versammlung, 110. Ein offenes Geständnis, 128. Lic. Dr. Schneidemanns „Gedanken Jesu vom Reiche Gottes“, 130. Professor Ewald und die Inspirationslehre, 130. Ueber die Entstehung der heidnischen Religionen, 131. Leipziger Pfingst-Pastoralkonferenz, 131. Landeskirchliche Versammlungen, 131. Trennung von Kirche und Staat, 140. Kann der Kaiser von der Kanzel predigen? 140. Ein unehrliches Spiel, 147. Der Unglaube der sog. „gläubigen Theologie“, 147. Ueber die allgemeine Bezeichnung „evangelisch“, 155. Die innere Bewegung des Bekenntnisstandes der luth. Landeskirchen, 161. „Kirchen“-Union mit Juden, 163. Seelsorge an Studenten, 163. Was die Schwärmer alles predigen, 171. Grabreden von Laien, 179. Der 9. „deutsche evangelische Schulkongress“, 179. Christentum und Judentum, 195. Professor Nösgen in Rostock über Inspiration, 211. Leichen-Verbrennung. Verordnung des Konfiskatoriums in Wiesbaden, 35. Leipziger Mission. Missionar Göttschings Wider-
ruf, 35. Die Altentüde des Herrn v. Schwarz, 63. Missionar Kellerbauers Austritt, 78. Rechtfertigung des Missionars a. D. Kempf, 94. 102. Die fünf Punkte, 116. Beurteilung Missionar Kellerbauers, 124. Soße Tünche, 144. Missionar Kellerbauers Austritts-Erklärung und das Leipziger Missionsblatt, 152. „Lehre und Wehre“ über den Missionsfestbericht, 160. Breslau und Leipzig, 178. Ein Stück des „einfältigen Katechismusglaubens“, 195. „Lutherische Kirche.“ Was ist —, 107.

Meklenburg. Ueber Kliefoth, 50. Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses eines Duellanten, 51. Unbefugte Vornahme von Tausen, 100. Der Biograph Kliefoths, 100. P. Müller in Rostock, 131. Ein mecklenburgischer Pastor, 148. „Reformatorsche Gedanken“, 148. Oberkirchenrat Bard zum Doktor der Theologie ernannt, 171.

Methodisten. Rückfall Bekehrter, 76. Mission. Wie man heutzutage — treibt, 52. Bibel und —, 58. Wie soll man Mission treiben? 170. Missionsfest in Hannover, 148. — in Chemnitz, 156. — in Kolberg, 156. Missouri-Synode. Verleumdung der —, 48. Statistisches, 82. Die „Hannov. Pastoral-Korrespondenz“ über dieselbe, 99. Das „Rheinisch-Luth. Wochenblatt“ über die —, 105. Ein Wort über Lehre und Praxis in unserer Synode, 117. Grundlosigkeit der Klagen über sie, 129.

Neuseeland. Unglücksfall, 20.

Ordination P. Johannes Neldners, 12. Opferandacht, 69.

Paris. Kirchweih, 44. Parochialberichte, 36. Passionszeit. Zur —, 37. Patenamt. Ueber das —, 45. Patenschaft, 100.

Personalia. Professor Mühlau nach Kiel berufen, 28. P. Balthar aus Kurlhafen als Professor nach Rostock berufen, 34.

Pfingsten. Auf —, 93. Philadelphia. Gesellschaft für evangelische Gemeinschaftspflege, 39. Ihre Ausbreitung in Sachsen, 129. Ihr eigentlicher Zweck, 162. Konferenz der — in Württemberg, 195. Macht die Philadelphia-Gemeinschaft den Austritt aus der Landeskirche überflüssig? 207. „Posttves Christentum“, 34. Predigt über Luf. 16, 1—9 (von P. C. Walter), 53. — zur Eröffnung der Synode (von P. D. Willkomm), 133. — über Matth. 5, 20—26 (von P. E. Henkel), 157. 165.

Preußen. Ueber die evangelischen Theologie-Professoren, 10. Neue Aende, 10. 28. D. Barthhausen und die Bonner Professoren, 11. Der Spektakel der Bonner Professoren, 33. Prediger Dr. Gisco suspendiert, 34. „Euer Ruhm ist nicht fein“, 34. Noch einmal der „Reichsbote“, 34. Beratung des Oberkirchenrats in der Professoren-Angelegenheit, 44. P. Dammann gegen die Bonner Professoren, 50. Umschrift des Reichsadlers im Reichstags-Gebäude, 51. Ein wichtiges Altentüde, 70. Bittere Wahrheiten, 76. P. Paul-Ravenslein, 76. Urteile über den oberkirchenrätlichen Erlass, 82. Freie Fakultäten, 83. Grundsteinlegung des Lutherdenkmals in Berlin, 83. Fragen der Bonner Fakultät, 99. Die „rhein.-westfäl. Vereinigung der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses“, 99. Eine Anzahl ungläubiger Pastoren, 100. Landeskirchliche Versammlung, 107. 110. Ueber das kirchl. Leben in der Reichshauptstadt, 108. Enthüllung des Lutherdenkmals in Berlin, 130. Der Fall Lisco, 154. Das Ministerium Boffe und die evangelisch-theologischen Fakultäten, 179. Die Einführung eines unierten Superintendents, 187. Neumärktisch-kirchliche Konferenz, 187. Hallische Pastoral-Konferenz, 188. Zur Vorbildung der künftigen Diener der Kirche, 203. „Apologetische“ Vorträge, 211. Professoren. Wie wird man Professor, 92.

Quittungen. 12. 20. 28. 36. 44. 52. 60. 76. 84. 92. 108. 116. 132. 140. 156. 164. 172. 180. 188. 196. 204. 212.

Reformationsfest. Zum —, 173. 181. Reimgebetlein aus dem Altenburger Katechismus, 67.

Römisches. Die Gehaltsbezüge der Bischöfe in Bayern, 12. Jesuitisches, 12. Der große Antichrist für die Umsturzvorlage, 60. Rom und die „Innere Mission“ der „Evangelischen“, 92. Enthüllungen über römische Klosterzustände, 131. Römische Frömmigkeit, 132. Römische Marienverehrung, 132. Reliquienausstellung in Vachen, 155. Rückgang des Peterspennings, 156. Liberalismus der röm. kath. Lehrer, 156. Rom und die Bibel, 163. Unwissenheit, 172. Der Mexikanerbruder Heinrich, 179. „Billet für die Reise ins Paradies“, 188. Die Wiederherstellung des Kirchenstaates, 196. Der Papst und die Russen, 203.

Rußland. Ueberhandnahme der Tyrannei, 84.

Sachsen (Königreich). Leugnung der Inspirationslehre, 11. Chemnitzer Konferenz, 68. Abfall des Prinzen von Schönburg zum Papsttum, 131.

Sachsen-Altenburg. Abjagung des Lehrer Voigt, 178. 188.

Sachsen-Weimar. Verfall der Universität Jena, 100.

Schleswig-Holstein. P. Paulsen über Zulassung zum heiligen Abendmahl, 51. Abfall vom Glauben der Kirche, 59. Wie P. Paulsen sich selbst widerspricht, 65. Das Predigerseminar in Breßlau, 115. Prof. Titius, 212.

Schnee. Der —, 27.

Schriften-Verein. Adressen der Unteragenten, 20. Quittungen, 44. 84. 148. 204. Aufforderung zur Subskription, 68. Jahresbericht, 163.

Schulen. Wie es vor der Reformation um die — bestellt war, 186.

Schweiz. Die liberale kirchliche Richtung, 11. Zum Inspirationsstreit, 52. Religiöse Zustände, 172.

Sekten. Der Nimbus der —, 155. Das freie Gebet der —, 172.

Selbstmörder. Zahl der —, 84. Tagesziffer der Selbstmorde in London, 155. Selbstmord des Gerichtsassessors Augustin, 171. Zwei „kirchliche“ Selbstmörder-Begräbnisse, 171.

So wird's gemacht, 151.

Sonntags-Entweihung. Zum Kapitel der —, 187.

Sozialdemokratie eine Umsturz-Gesellschaft, 34. Bittere Wahrheiten, 34. Glauben und Wissen, 42. Ehe und Familie, 42. — und Mein-
eid, 67. Mißbrauch von Bibelprüchen, 129. Kirchenfeindschaft, 155. Demonstration bei einem Begräbnis, 163.

Stellet euch nicht dieser Welt gleich, 210.

Codes-Nachrichten. P. Wendt, 28. Oberkirchenratspräsident Dr. Kliefoth, 43. Pfr. Friedr. Aug. Brunn, 61. Direktor des Oberkirchenkollegiums P. J. Nagel, 172. Fräul. A. Persiehl, 180. Johannes Schneider, 180.

Unveröhnlichkeit, 20. 27.

Verhöhnung kirchlicher Sitze. Eine —, 33.

Volk. Das christliche —, 60.

Von den „schlechten Betten“, 146.

Vorwort, 1. 13.

Weihnachtslied, 205.

Wohlthätigkeit. Ueber sündhafte —, 186.

Württemberg. Petition um Aufrechterhaltung des Bekenntnisstandes, 11. Professor Häring nach Tübingen berufen, 58. Gleichberechtigung der Richtungen, 83. Tausch nach „Wunsch“, 100. Professor Hätings Antrittsrede, 107. Pfarrer Steudels Amtsentsetzung, 108.

Verstörung Jerusalems. Zur Geschichte der —, 141.

„Bur Frage von der heiligen Schrift“, 190. 198. 206.

sie eine gesonderte Glaubensgemeinschaft oder Kirche sein, wenn ihre Glieder die Landeskirche verlassen. Also sollte sie gerade den Austritt von ihren Gliedern fordern.

Doch sehen wir nun zweitens zu, ob sie den Christen das bietet, was die Landeskirche ihnen versagt. Ihre Glieder kommen zusammen zu gemeinsamer Erbauung durch Gottes Wort. Allein das bietet auch die Landeskirche. Diese hat ihre zur Erbauung und Belehrung ausreichenden Gottesdienste. Was sie aber nicht bietet, ist etwas anderes, nämlich die reine Lehre des göttlichen Wortes. Diese fehlt ihr, und diese sollte die „Philadelphia“ ihren Gliedern gewähren. Dies thut sie aber nicht; im Gegenteil, obgleich sie offenbare Christusleugner fernhält, so herrscht doch bei ihr in gewisser Weise die falsche Lehre in noch stärkerem Maße als in mancher landeskirchlichen Gemeinde. Zunächst will sie gar nicht lutherisch, sondern uniert sein. Sie sammelt sich aus Lutherischen, Reformierten und Unierten. Nun ist es aber eine helle klare Tatsache, daß allein die lutherische Kirche die reine Lehre des göttlichen Wortes hat; und sonderlich diejenigen, welche sich lutherisch nennen, sollten dies nicht leugnen, sondern Gott dafür danken. Darum auch manche Landeskirche wenigstens den Namen lutherisch nicht aufgeben und mit der Union, wenn auch nur in ganz äußerlicher Weise, nichts zu schaffen haben will. Die „Philadelphia“ sagt aber geradezu: ob lutherisch oder reformiert oder uniert, das ist uns ganz gleichgültig; somit schreibt sie die Gleichberechtigung der falschen mit der rechten Lehre, der Lüge und des Irrtums mit der Wahrheit, und also des Teufels mit Christo geradezu auf ihre Fahne. Sie bietet also ihren Gliedern das nicht nur nicht, was die Landeskirche ihnen versagt, sondern sie führt sie noch tiefer in den Irrtum und damit in das Verderben hinein. Die „Philadelphia“ hat ferner einen durch und durch schwarmgeisterischen Charakter. Sie legt alles Gewicht auf das innere Gefühl. Sie verachtet in gut reformierter Weise die Gnadenmittel: Wort und Sakrament, und somit baut sie das Heil ihrer Seele auf Sandgrund; denn nur wenn ich aus Gottes Wort weiß, daß mir die Sünden vergeben sind, dann sind sie mir vergeben, sonst nicht. Gott muß mir dies sagen, und das sagt er mir nicht anders als durch sein Wort (Joh. 4, 50). Die Methodisten und Baptisten sehen daher auch in der „Philadelphia“ ihre Gefinnungsgefährtin, die ihnen selbst Vorschub leistet. Sie tritt offen gegen die Lehre auf, daß die Taufe selig mache und gegen die Kindertaufe. Sie nennt das totes, landeskirchliches Wesen, wenn man sich kindlich gläubig an Wort und Sakrament hält. Ueberhaupt setzt sie an die Stelle des Glaubens die Werke. Ihr ist nicht das die Hauptsache, daß der arme verlorene und verdammte Sünder durch den Glauben Vergebung seiner Sünden täglich erlange, sondern daß der Mensch auf dem Wege der Heiligung Christo nachfolge. Also nicht das Evangelium ist ihnen die Hauptsache, obgleich sie sich evangelische Gemeinschaft nennen, sondern das Gesetz. Sie stellen die Liebe über den Glauben, wie sie auch die christliche Gemeinschaft nicht im Glauben, sondern in der Liebe suchen, anderer Irrtümer, wie z. B. des Chiliasmus, zu geschweigen.

Wer somit sich der „Philadelphia“ anschließt, ist nichts gebessert, im Gegenteil, er kommt aus dem Regen in die Traufe. Sie wünscht, daß ihre Versammlungen von Pastoren der Landeskirche geleitet werden; diese bringen also ihre Irrtümer mit in sie hinein. Sodann hat sie selbst gar viele falsche Lehren, ja einen unevangelischen Geist, der sich umsomehr ihren Gliedern mitteilt, je enger die Verbindung in ihr ist. Die Brüderkonferenzen und ihre Zeitschrift sorgen schon dafür, daß selbst da, wo noch ein Rest des Luthertums ist, auch dieses immer mehr beseitigt wird. Die Gläubigen wollen sich innerhalb der „Philadelphia“ in kleinen Kreisen sammeln und sehen nicht, daß sie

immer weiter von der Bahn wahren Glaubens abkommen. Sie machen sich nicht bloß der Sünden mitschuldig, die in der Landeskirche herrschen, weil sie nicht von ihr ausgehen, sondern teilen auch noch die Sünden, welche die „Philadelphia“ begehrt. Wohl sollten sich die Christen in der Landeskirche mehr zusammen thun, aber nicht sowohl um äußerlich eine Gemeinde der Heiligen aufzurichten, wie es doch im Grunde die „Philadelphia“ will und was ganz gegen Gottes Wort ist; sondern dazu, damit sie das ihnen von Gott gegebene Amt der Schlüssel und ihre geistlichen Priester-Rechte und -Pflichten üben sonderlich durch Aufrichtung der Lehr- und Kirchenzucht, durch selbständige Berufung ihrer Prediger und Lehrer u. dergl. Dazu aber ist innerhalb der heutigen verderbten Landeskirche kein Raum mehr. Weit entfernt also, daß die „Philadelphia“ den Austritt aus ihr überflüssig macht, macht sie ihn im Gegenteil nur noch nötiger, denn welcher Christ will nun einer Kirche angehören, zumal wenn er ein Lutheraner sein will, welche das offenbar unionistische, schwarmgeisterische, geistliche und sektiererische Wesen der „Philadelphia“ nicht nur duldet, sondern sogar durch Beteiligung vieler ihrer Pastoren befördert? Wahrlich, wer noch Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, der sollte sich gerade durch das Gebaren der „Philadelphia“ bewegen lassen, dem göttlichen Worte gehorham zu sein: „Darum gehet aus von ihnen, und sondert euch ab, spricht der Herr“ (2 Kor. 6, 17). L.

Ein Wort zu rechter Zeit

hat P. Matschoß im „Sprechsaal“ des „Reichsboten“ vom 3. November geredet. Es lautet:

„Hat der Geistliche Recht und Pflicht, an den sozialpolitischen Bestrebungen öffentlich mitzuwirken?“

Es ist Tatsache, daß viele Geistliche ihren Amtsberuf auch darin meinen ausüben zu müssen, daß sie öffentlich für die sozialpolitischen Bestrebungen eintreten, andere wiederum meinen, diese Thätigkeit liege außerhalb des pfarramtlichen Berufs. Um in dieser wichtigen Sache klar zu urteilen, wird es vor allem darauf ankommen, die wesentliche Aufgabe des geistlichen Amtes richtig zu erkennen. Gottes Wort läßt darüber keinen Zweifel, was des Geistlichen Recht und Pflicht ist, und darüber soll er nicht hinausgehen.

Unser Beruf ist: Das Wort Gottes, Gesetz und Evangelium, zu verkündigen und die Sakramente, Taufe und Abendmahl, zu verwalten; das ist eine geistliche Thätigkeit, mit welcher wir uns an die Herzen der Leute wenden, um sie für Christum zu gewinnen, so daß sie durch den Glauben an ihn selig werden. Unser Wirkungskreis ist die Gemeinde, an welche wir rechtmäßig berufen sind und das Mandat empfangen haben, an ihr unseres Amtes zu warten. Darüber hinaus haben wir weder Recht noch Pflicht von Amtes wegen zu wirken.

Dieser enge Kreis ist auch gerade groß genug, um eine ganze Manneskraft daran zu setzen, denn der Geistliche ist vor Gott verantwortlich für jede ihm anvertraute Seele; geht sie verloren und sie ist nicht treulich zur Buße und zum Glauben ermahnt worden, so wird Gott eine solche Seele, wiewohl sie um eigener Sünde willen verloren geht, doch von uns fordern. Unser Beruf ist, ausschließlich allen Gliedern unserer Gemeinden zur Seligkeit behilflich zu sein. Das Mittel zur Erfüllung unserer Aufgabe ist allein Gottes Wort. Dasselbe ist aber kein Zwangsmittel, sondern wer es nicht annehmen will, der lasse es, er wird dann selbst die Schuld tragen müssen. Mit dem Worte Gottes, als mit Schwert und Kelle, hat der Pastor zu wirken. Mit dem Gesetzesworte muß er die Sünden der Gemeinde strafen und zwar ohne Person ansehen, denn er ist Botschafter an Christi Statt und

bei Gott gilt kein Ansehen der Person. Wie Johannes der Täufer, wie unser Herr Christus und wie die Apostel die Sünde gestraft haben, lesen wir im Neuen Testament. Solches Zeugnis gegen die Sünde geschieht in der Predigt und sonderlich in der Seelsorge, im Verkehr mit den einzelnen Gliedern. Der Pastor verkehrt mit seinen Leuten nicht als angenehmer Gesellschafter, sondern als Diener Christi, der immer Gottes Wort zur Anerkennung bringen will, den Unbußfertigen und Frechen zum Gericht, den Demütigen und Bußfertigen zum Heil und Trost, aber seine Aufgabe ist es nicht, sich der irdischen Interessen der Leute anzunehmen. Der Herr läßt sich nicht zum Erbsichtler machen und St. Paulus greift nicht in die Sklavenfrage ein (Brief an Philemon), denn für die Rechtsverhältnisse dieses Lebens ist die weltliche Obrigkeit gegeben. Wo das Wort Gottes die Herzen gewinnt, da wird die Sünde innerlich überwunden und die Lebensverhältnisse werden von innen heraus gebessert, wo das Wort Gottes verachtet und verworfen wird, muß der Christ Unrecht mit gutem Gewissen leiden. Es ist eine Illusion (Einbildung) der Geistlichen, wenn sie meinen, daß die großen Haufen könnten für Christum gewonnen werden, und sie begeben sich in die große Gefahr, das Wort Gottes zu fälschen, um es den Massen annehmbar zu machen. Den Beweis dafür erbringen heute schon die Geistlichen, welche sich hervorragend an der sozialpolitischen Bewegung beteiligen. Aus ihren öffentlichen Reden vernehmen wir nicht den ernststen Bußton, der die Sünde straft, wo man sie findet, wir vernehmen nicht das helle Zeugnis von Christo Jesu dem wahrhaftigen Gott, in welchem wir allein das ewige Leben haben; es wird nicht mit Nachdruck das Wort Gottes zur Geltung gebracht: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit.“ Dagegen werden die sozialen Uebelstände in den Vordergrund gestellt, als ob von der Abstellung derselben das Heil der Seele abhinge. Die Abstellung der zeitlichen Ungerechtigkeiten und Uebelstände im Volksleben ist die rechtmäßige Aufgabe der Obrigkeit, während der Kirche Aufgabe es ist, das Wort Gottes in die Herzen der Hörer zu pflanzen, damit ihr Sinn himmlisch gerichtet werde. Dadurch wird von innen heraus Besserung der Lebensverhältnisse eintreten. Aber freilich, das ist eine schwere Sache, das Wort Gottes ohne Ansehen der Person zu sagen, es hat manchem treuen Zeugen großen Nachteil gebracht, ja Johannes dem Täufer das Leben gekostet.

In Summa, der Geistliche hat seinen ausschließlichen Wirkungskreis in seiner Gemeinde. Hier findet er Gutes und Böses in bunter Mischung und hier soll er Gottes Wort zur Geltung und Anerkennung bringen; hier wird er soziale Notstände genug finden, die er aber durch Agitation abzustellen keinen Verus hat, sondern er muß an die Arbeitgeber und Arbeitnehmer, an die Herren und Knechte mit dem Wort Gottes herantreten, um beide Teile unter daselbe zu bringen, damit sie als Frucht des Glaubens Uebelstände abstellen, welche die Liebe verletzen und das Recht beugen. Wenn dann die Gemeinde sieht, daß ihr Pastor nichts anderes als Gottes Ehre und das Heil aller ihrer Glieder sucht, dann werden ihm die Rechtschaffenen zufallen und ihn in seiner Arbeit unterstützen, von den Widerspenstigen aber wird er Spott und Verfolgung leiden müssen, welches seine Ehre ist.

Wir werden am jüngsten Tage nicht gefragt werden: Habt ihr in sozialistischer Mitarbeit den euch anvertrauten Seelen die irdischen Lebensverhältnisse gebessert, sondern: habt ihr Gottes Wort lauter und rein verkündigt, habt ihr die Sünder gestraft und die Bußfertigen getröstet mit dem Evangelium, habt ihr an alle euren Fleiß gewendet, daß sie selig wurden? Darnach müssen wir uns richten. Wenn nun die Hosprediger, Stadt- und Landprediger, welche alle gleichmäßig Diener Christi sind, in Demut, Beharrlichkeit und Treue nicht ablassen mit Bitten, Ermahnen,

Strafen und Warnen, ihren Dienst an den ihnen anvertrauten Seelen zu thun, dann haben sie an ihrem Ort und in den Grenzen ihres Berufes auch der leiblichen Wohlfahrt des Volkes gedient. Matth. 23, 23.

„Stellet euch nicht dieser Welt gleich“,

dieses Wort sollen wir uns auch merken in Bezug auf allerlei Moden, sich zu kleiden, zu wohnen, zu leben, zu konversieren, oder sich zu benehmen u. s. w. Denn unter dem Wort „Welt“ wird eben hier zunächst der Zeitgeist gemeint, der gerade regiert, und jeden zu seiner Weise zwingen will. Wer nun jede neue Mode gleich mitmacht, jede neue Weise in der Lebensart gleich aufschnappt und annimmt, der zeigt, daß er noch sehr eitel ist. Was anderes ist es, wenn eine Mode bereits die Welt umgemodelt hat, dann fügen sich freilich auch die Christen in die neue Lebensweise und Kleidung, die an sich etwas Gleichgültiges ist; denn sonst würden sie unnötigerweise als Sonderlinge erscheinen. Wir können uns heute nicht kleiden, wie man sich vor fünfzig Jahren gekleidet hat; so gewiß das aber ist, so gewiß ist auch, daß es ein eitles Herz verrät, wenn eine Frau immer am liebsten nach der neuesten Mode gekleidet geht, wenn sie z. B. jetzt den Kopfschmuck nicht dick genug, das Kleid nicht geziert und gerockt genug, die Schleppe nicht lang genug haben kann, wenn sie mit ihren Kleidern prangt und stolziert und wohl gar diejenigen verachtet, die sich der Einfachheit befleißigen, und ihren Schmuck nicht in dem eiteln Gepränge der Weltleute suchen, sondern in dem, was Gott gefällt, 1 Petri 3, 2—5., vergl. auch Jes. 3, 16—26.

Luther: „Das sechste Zeichen (der Unkeuschheit) ist die fremde neuerdachte Zierat in Kleidern, der man sich jetzt und befeißigt mit solchen neuen Funden und Künsten, daß einer gedenken möchte, die Welt wäre ganz toll und thöricht; denn es treibt solche Leute keine andere Ursache dazu, als daß sie der Welt gefallen wollen und ihr gleichförmig sein. Du darfst nicht gedenken, daß Not, Nutzen oder Ehrbarkeit (die auch etwann eine mäßige Kleidung erfordern) solche üppige Kleidung suchen. Man kann die mancherlei und seltsamen Kleider nicht genugsam erzählen, die man jetzt und macht und das mit großen Kosten, allein, daß man einander zu dem Bösen reizen will; und man will es nicht mehr für Sünde halten.“ (Walch III, 1930 ff. Auslegung der zehn Gebote.)

Es ist aber nicht genug nach Gottes Wort, daß die Christen nicht mit offenbar lasterhaften Menschen Gemeinschaft pflegen; nein, sie sollen sich auch der ehrbaren Welt nicht gleichstellen, die sich die „gute Gesellschaft“ zu nennen liebt; sie sollen vielmehr den Umgang mit den Christen suchen und an diesen ihre Freude haben; zu ihnen zu gehören, soll ihnen höher gelten, als der Eintritt in die feinsten Cirkel; denn ob die Christen gleich bei der Welt verachtet sind, so sind sie doch Gottes liebe Kinder, an denen Er sein Gefallen hat. Die Einfachheit der Christen soll ihnen lieber sein, als alle schöne Manieren der Weltleute; ein armer Bruder im Herrn soll in ihrem Hause willkommener sein als der reichste Weltmann, und was den Christen gefällt, soll er sich auch gefallen lassen. Gleichwie die toten Fische willenlos mit dem Strome treiben und von ihm hingerissen werden, die lebendigen aber schwimmen gegen den Strom und stemmen sich: so erkennt man die toten Christen daran, daß sie mit der Welt schwimmen, die lebendigen aber daran, daß sie wider die Welt und ihr Treiben sich setzen und sich zur Mauer gegen das einreißende Verderben machen.

Noch einen besonderen Antrieb hiezu zeigt der Apostel in dem, daß er das Von-der-Welt-sich-absondern und Sich-Gott-als-Opfer-darbringen einen „vernünftigen“ Gottesdienst nennt.

Was die Welt also will und lebt und anstrebt, ist unvernünftig, ob sie es schon mit klugen Worten der falschen Philosophie als höchste Weisheit anpreist, Kol. 2, 8. Sie sind also Leute, welche den vernünftigen Gottesdienst verlassen haben; denn, anstatt dem wahren Gott dienen sie ja den Götzen der Fleischeslust, Augenlust und hoffärtigen Lebens. Wie darf denn nun der, welcher sich des rechten Gottesdienstes rühmet, wieder mit der Welt sich verflechten zum Götzendienste! er würde ja damit aufhören, dem wahren Gott zu dienen.

(Aus dem Bericht des Dist. Distrikts der Synode v. Missouri zc., 1874.)

Nachrichten und Bemerkungen.

Breslau und Immanuelssynode im Elsaß. In der „Allg. ev.-luth. Kz.“ beklagt sich ein Breslauer darüber, daß die Immanuelssynode in Straßburg eine sogenannte Freie lutherische Gemeinde gesammelt, dadurch einen Gegenaltar gegen die von Breslau „noch als eine lutherische anerkannte“ Landeskirche aufgerichtet habe und nun sich an die landeskirchlichen Lutheraner Deutschlands mit der Bitte um Gaben für den Bau einer Kapelle dafelbst wende. Wenn der Breslauer dabei versichert, daß seine Kirche sich auch in Alt-Deutschland nicht für berechtigt halten würde, neben der Immanuelssynode oder gegen sie eine eigene Gemeinde zu gründen oder erhalten zu helfen, so giebt er damit freilich aufs neue Zeugnis, daß im Grunde wohl die Lehrunterschiede zwischen den beiden Kirchengemeinschaften nicht erheblich seien, wie denn in der That in der Gleichgültigkeit, bezw. Feindseligkeit gegen volle und reine lutherische Lehre sich beide zusammenfinden dürften. Wenn er aber, trotz der Behauptung, die Breslauer Synode erkenne die elsässische Landeskirche noch als lutherische an, erklärt, seine Kirche versorge kirchlich doch diejenigen unter den nach den Reichslanden ziehenden Gliedern, die Bedenken tragen, diesen Schritt zu thun (nämlich die elsässische Landeskirche als lutherisch anzuerkennen), so haben freilich die Breslauer eigentlich kein Recht mehr, der Immanuelssynode wegen ungehöriger Kirchenpaltung Vorwürfe zu machen. Erkennt doch die Immanuelssynode alle sogenannten „lutherischen“ Landeskirchen, also auch die elsässische, als lutherisch an und scheut sich nicht, schismatisch wie sie ist, allenthalben innerhalb der Gebiete ihrer Schwesterkirchen Altäre zu erhalten, anstatt die Leute an die von ihr selbst als lutherisch anerkannte Kirche zu weisen. Was wollen denn die Breslauer dagegen sagen, wenn sie selbst ein Gleiches thun?

Um die Verwirrung vollständig zu machen, haben jüngst die Berliner Professoren Harnack und Kaftan sogenannte „Apologetische“, d. i. zur „Verteidigung“ des Christentums dienende Vorträge gehalten, sie, die doch als offensbare Feinde des wahren Christentums erwiesen sind. Es muß ja aber freilich das Wort des Herrn von den Wölfen in Schafskleidern und von den falschen Christen sich immer mehr erfüllen.

Eine „deutsche Allianzversammlung“ hat im Oktober zu Kassel stattgefunden. Da hat der Vorsitzende, Graf Bernstorff, gesagt: „Ebenso, wie bei den einzelnen Menschen, muß es auch bei den einzelnen Kirchengemeinschaften sein, sie sollen sich, ob groß oder klein, als ebenbürtig ansehen und sich nicht gegenseitig zu verkleinern suchen, vielmehr nach gemeinsamen Berührungspunkten suchen, um sich gegenseitig anzuerkennen und höher als sich selbst zu halten.“ Und P. Baumann-Berlin hat gesagt, „die Allianz stehe auf dem Boden des Apostolikums und“ — „der Offenbarung Johannis“. Gegner der Landeskirche seien sie nicht, Religionsmengen trieben sie auch nicht, aber Landeskirchen, Memnoniten, Baptisten, Dissidenten zc. müßten sie doch suchen zu „vereinigen, um wahre, christliche Bruderliebe zu pflegen“. Die Allianz suche das wahre (?) Christentum, wo es sei, doch verhehlen sie sich nicht, daß die Allianzfrage sich nur auf enge Kreise beschränke, „daß die großen welterwässernden Kämpfe unserer Zeit nur innerhalb der Landeskirche ausgefochten werden können“. — „Ausgesprochen?“ Das kann doch wohl nur so gemeint sein, daß das wahre Christentum schließlich aus den Landeskirchen völlig ausgesagt wird. Weiter hat derselbe Pastor gesagt, daß die Allianz sich scharf von den Unitariern (Zeugnern der Dreieinigkeit) und Universalisten (Zeugnern der Hölle, in der Meinung, daß schließlich alle Menschen selig würden) trenne. Auch wolle sie „mitarbeiten an den Kämpfen der Gegenwart“, sei aber „eine Gegnerin des Dogmas des toten Buchstabens“. Um was denn „kämpfen“? dürfte man fragen. Und P. Schall-Berlin hat gesagt, „Christengemeinschaft“ und nicht „Kirchengemeinschaft“ sei ihre Lösung. Als ob das etwas Verschiedenes wäre. Was mögen die von dem „Dogma“ des Apostolikums denken: „Ich glaube eine heilige, christliche Kirche, die Gemeinde der Heiligen“? Und weiter hat derselbe gesagt: „Sie nimmt also keinen Anteil an den dogmatizierenden Spekulationen, erklärt sich nicht für oder

gegen gewisse Katechismen.“ Und Herr Hilpart-Köstritz hat gesagt: „Von der Heilsarmee könne man noch vieles lernen“. Und P. Keller-Düffelhof hat gesagt: „In der Allianz sei der Keim der Zukunftskirche enthalten“. Und der Baptistenprediger Braun-Hamburg hat die Erfahrungen der Baptisten und Allianzfreunde in Hamburg geschildert. Und P. Reuter-Magdeburg hat gemeint, daß, wenn die Pfarrer der Landeskirche im Gotteshause predigen: „Ich glaube an (?) eine christliche Kirche zc.“, und seien keine Allianzleute, dann sagten sie nicht die Wahrheit. Und der Methodistenprediger Mann-Straßburg verspricht sich sehr viel von der Kasseler Versammlung. Als dann am folgenden Tage Herr Archidiaconus Licenziat Dr. Gerlach-Forst (Lausitz) einen Vortrag über „Staatskirche, Kirchenstaat, Erinnerungen aus Deutschlands Vergangenheit, zum Verständnis der kirchlichen Zustände der Gegenwart“ gehalten hat, unter zum Teil vortrefflichen Hinweisen auf die Unnatur des Staatskirchentums, da hat sich in dieser (allen kirchlichen Streitigkeiten sonst abgeneigten!) Gesellschaft eine Debatte entsponnen. Da hat z. B. P. Dammann-Essen „die großen Segnungen der Staatskirche“ anerkannt und hervorgehoben, „wie viel unsere evangelische Kirche dem Staate und insbesondere dem Hohenzollernhause (?) zu danken hat“. Und doch hat er dabei die jegige Verbindung zwischen Staat und Kirche eine „Mesallianz“ (ungleiche Ehe) genannt und den Finger auf eine wunde Stelle, die Frage der Universitätsprofessoren, gelegt. Und P. Büttner-Kelbra hat gesagt, „die jegige Knechtschaft des Staates sei entsetzlich, daß Staatsprofessoren die Diener der Kirche zum Unglauben herabilden“. Das klingt ja alles ganz gut. Allein, was ist „Unglaube“? Da kommt man ja wohl auf „dogmatische“ Fragen, und die sollen ja verpönt sein. Und dann hat man gefragt, wie die gegenwärtigen Zustände überwunden werden könnten. Und dann hat man gesagt, man müßte den Glauben bekennen (welchen?), und die Gemeinde müßte auf eigenen Füßen stehen. Und Graf Bernstorff hat auch noch gesagt, „anerkennen müsse man aber auch die treue Liebe, welche die Kirche bei unserem Königshause gefunden habe“, und eine vollkommene Kirchenverfassung werde man doch nicht finden, und so möge man nicht so sehr an die „äußeren Schäden“ denken, sondern die „Gläubigen“ in aller Herren Ländern sollten sich fester zusammenschließen. Und P. Kaiser-Eisenach hat noch gesagt, die Menschen sollten „durch Buße und Glauben sich emporringen zum lebendigen Christentum“, während doch Buße und Glaube schon das wahre Christentum selbst ist; wozu soll man sich da noch „emporringen“? Kurz und gut, da ist mancherlei und allerlei gesagt worden, so bunt durcheinander, wie es auf einer „Allianzversammlung“ nur möglich ist. Nur schade, daß das wahre Christentum dabei zu kurz kommt, weil die Allianzleute es, anstatt aus dem Worte Gottes, aus ihren Gefühlen saugen wollen. Und doch hilft hier kein Kraut noch Pflaster, sondern dein Wort, Herr, welches alles heilt (Weish. 16, 12).

Prof. Nösgen in Rostock hat kürzlich in der „Neuen kirchlichen Zeitschrift“ einen Aufsatz veröffentlicht unter dem Titel: „Die Lehre der lutherischen Symbole von der heiligen Schrift“. Veranlaßt scheint dieselbe zu sein durch Luthards Behauptung, unser lutherisches Bekenntnis enthalte über die Inspiration „nichts“. Wenigstens schreibt Nösgen u. a.: „Die obige Zusammenstellung muß jeden überführen, wie unberechtigt es der Sache und auch selbst dem Wortlaut der Symbole nach ist, zu lehren und zu schreiben: „Unser kirchliches Bekenntnis enthält über die Frage der Inspiration nichts“. Man sollte sich doch hüten, während man vorgiebt, ein Bekenntnis zu vertreten, sich mit seinen Symbolen in einen so schreienden Widerspruch zu legen. Da giebt man sich doch selbst den Schein, eventuell andere und sich mit verschiedenem Maße zu messen.“ „Die Wichtigkeit dieser oberflächlichen Anschauung“ hat Nösgen richtig und klar nachgewiesen. Er schreibt z. B. (um nur etliche die jetzt gerade brennenden Fragen betreffende Sätze anzuführen): „... so ist durch die angeführten Stellen der Grundsymbole der lutherischen Kirche die Lehre vom Erfüllthein der biblischen Schriftsteller mit dem Heiligen Geiste beim Niederschreiben ihrer Bücher und das Reden des letzteren durch jene, also die Inspiration ausgesprochen. Und zwar ist dabei ausdrücklich befunden, daß auch alle einzelnen Sätze der heiligen Schrift an diesem inspirierten Charakter derselben teilnehmen, und daß nicht anzunehmen ist, daß einer ohne Wirkung des Heiligen Geistes vom Propheten oder Apostel geschrieben ist“ (S. 906). Und: „Denn damit ist ausgesprochen, daß auch die in der heiligen Schrift berichteten Vorgänge und Begebenheiten an der göttlichen Autorität (auctoritas divina) teilhaben. Ausdrücklicher kann der Gesamtumfang der heiligen Schrift gar nicht als ein von Gott selber bewirkter und verursachter hingestellt werden, wie es eben bei von Menschen abgefaßten Schriften allein in dem Falle möglich, daß der Heilige Geist durch sie redete“ (S. 906). Und: „Gerade in dieser Geltendmachung der heiligen Schrift nicht bloß als Wert, sondern auch als ständiges Werkzeug des Heiligen Geistes stellt sich die Lehre von der Inspiration der heiligen Schrift als ein in das Ganze der lutherischen Lehre notwendig hineingehörender Lehrpunkt und nicht als ein nur äußerlich mit der evangelischen Lehre zu-

sammenhängendes Moment dar. Und es eröffnet sich von hier aus ein neuer überraschender Einblick in die innere Geschlossenheit der lutherischen Gesamtaufassung des Evangeliums von Christo.“ An und für sich ist zwar das alles für uns nichts Neues. Erfreulich könnte nur sein, daß endlich einmal ein Professor der Theologie es wagt, für die altlutherische oder vielmehr altchristliche Lehre von der Inspiration einzutreten. Und es wäre ja freilich etwas Großes, wenn ein solcher Mann es wagte, bei Verlust seiner Ehre eines „wissenschaftlichen Theologen“ ein wirkliches Zeugnis und Bekenntnis abzulegen. Daß dazu aber leider auch Prof. Mögen der Mann nicht ist, haben wir früher bereits gesehen, da er, im „Medl. Kirchen- u. Zeitbl.“ für die rechte Lehre in diesem Stücke eintretend, doch zugleich durch merkwürdige Fußtritte gegen die „Missourier“ dafür sorgte, daß niemand auf den Gedanken kommen durfte, ein Einverständnis mit dieser verachteten „Sekte“ zu argwöhnen. Und so hat er denn auch diesmal es verstanden, durch lediglich „wissenschaftliche“ Behandlung der Sache und etliche ganz bestimmte Verwahrungen sich vor dem Verdachte zu schützen, als sei es ihm mit dieser Lehre Glaubens-, Gewissens- und Bekenntnissache. Man merkt die Absicht, wenn er in Anführung einer Stelle aus einer päpstlichen Enchiridja die darin vorkommenden Worte, die Schrift sei „von Christo oder von dem Heiligen Geiste wörtlich diktiert“, gesperrt drucken läßt. Am deutlichsten aber hat er seine Bekenntnisse und die Furcht, seiner Professorenlehre Eintrag zu thun, damit bekundet, daß er gleich eingangs seiner Abhandlung schreibt: „Diese Abhandlung verfolgt aber nur das dogmengeschichtliche Ziel: den betreffs dieses Punktes vorliegenden Sachverhalt möglichst genau darzulegen. Es soll nur festgestellt werden, was in den von der gesamten lutherischen Kirche in ihrer Ursprungszeit als solche anerkannten Beurkundungen ihres Bekenntnisses hinsichtlich des biblologischen Lehrstücks öffentlich bekundet und bekannt ist. Und nicht ist diese Untersuchung in dem Sinne aufgenommen, als ob nach solcher Feststellung in der lutherischen Kirche hinsichtlich dieses Lehrpunktes nun schlechthin gesagt werden dürfe und könne: res judicata est (die Sache ist entschieden).“ Für den Verfasser sind die Symbole so wenig wie einst für einen Satorius oder Thomasiaus Lehrgesetze, sondern haben nur, wie die Bojen an den Einfahrten von Häfen, die Aufgabe, denen, welche auf theologische Erkenntnis ausgehen, zu zeigen, ob und bis zu welcher Grenze sie mit ihrer Gedankenbewegung sich noch innerhalb der Glaubensrichtung der lutherischen Kirche halten oder nicht. Jede andere Vorstellung über die Bedeutung der Symbole würde sich mit diesen selber in Widerspruch setzen, da die späteren derselben stets auf ihre Vorgänger nur als testes veritatis (Zeugen der Wahrheit) zurückweisen.“ — Nur Zeugen? Unsere heutigen Professoren sind jedenfalls nicht Zeugen der Wahrheit. Vielmehr gilt von ihnen, was geschrieben steht: „Doch der Obersten glaubeten viele an ihn, aber um der Pharisäer willen bekanneten sie es nicht, daß sie nicht in den Mann gethan würden: Denn sie hatten lieber die Ehre bei den Menschen, denn die Ehre bei Gott“ (Joh. 12, 42. 43). Wie es aber mit solchem „Glauben“ eigentlich bestellt ist und was aus ihm wird, ist aus jenem Worte des Herrn zu ersehen, da er spricht: „Wie könnet ihr glauben, die ihr Ehre voneinander nehmet? und die Ehre, die von Gott allein ist, suchet ihr nicht?“ (Joh. 5, 44.)

„Sozial-christlich“ nennt der Kandidat der Theologie Theodor von Wächter, im Unterschiede von „christlich-sozial“ in einem von ihm herausgegebenen Flugblatte eine von ihm zu gründende „Vereinigung“. Wir würden von all diesen Erscheinungen, welche eigentlich auf politischem Gebiete liegen, keine Notiz nehmen, wenn dabei nicht fort und fort mit dem Namen „christlich“ so schändlicher Mißbrauch getrieben würde. „Christentum“ soll das sein; aber was für eins? Th. v. Wächter sagt: „Ernst Christen jeder Konfession und jeder politischen Richtung (auch der sozialdemokratischen) wollen sich zu einer sozial-christlichen Vereinigung zusammenschließen, welche einmal Ernst machen will mit den Forderungen eines wahrhaft sozialen Christentums, gegenüber dem Glaubens-, Moral- und Besitzpharisäertum im heutigen Christentum. Diese unsere sozial-christliche Vereinigung ist eine rein religiöse Vereinigung“ u. s. w. „Rein religiös“? Was für eine „Religion“ das wohl sein mag, ohne Glauben und ohne Moral! Die Erklärung des Ganzen scheint in dem Zweck zu liegen, den Th. v. W. mit folgendem angiebt: „Was aber die politische und wirtschaftliche Kampfesorganisation nicht leisten kann: die Vinderung und Minderung persönlicher Einzelnot, das will unsere sozial-christliche Vereinigung durchführen, es buchstäblich ernst nehmend mit dem „Gottes-Worte“: „Wer zwei Röcke hat, gebe dem einen, der keinen hat“, so lange, bis diese Ordnung im politischen und wirtschaftlichen Kampfe errungen ist, wo keiner mehr keinen Rock hat, ohne Nahrung und Wohnung ist! An Euch Hungernde und Frierende und an Euch aus der ehrbaren Welt Hinausgestoßenen wenden wir uns vor allem: Verbindet Euch mit uns zu gemeinsamen Taten und Thaten! Kommt in unsere Versammlungen!“ —

So wird von allen Seiten das arme, unwissende, dem wahren Christentum entfremdete Volk aufgereizt und beschwindelt durch Träume und leere Versprechungen der Schwarmgeister, welche sich einbilden, aus dem Jammerthal hienieden ein Paradies machen zu können. Das Schlimmste ist aber, daß sie alle, die „christlich-Sozialen“ zur Rechten und die „sozial-christlichen“ zur Linken, bei ihren auf das Irdische gerichteten Bestrebungen den Namen Christi und das Wort Gottes so sehr mißbrauchen.

Schleswig-Holstein. Wieder ein Anhänger der auch von den Landeskirchlichen sogenannten „modernen Schule“, der Lic. Dr. Arthur Titius, ist als Professor nach Kiel berufen worden, um „evangelisch-lutherische“ Pastoren auszubilden. Nun, wenn der bloße Name die Rechtgläubigkeit einer Kirche ausmacht, so thut dies ja wohl weiter nichts zur Sache?
H—r.

Quittungen.

Für die Synodalkasse: Durch Herrn P. Eikmeier: von Herrn C. P. M 10, von Zrl. Pr. in St. M 3; durch Herrn P. Stallmann: Kindtaufscollekte von Herrn Kaspar Conrad in Gießen M 7.50; durch Herrn P. Hemping: Kindtaufscollekte von Herrn Fr. Krauß in Allendorf M 6; durch Herrn P. Hanewinkel: Reformationsfestcollekte der Gem. Leipzig M 35, Bußtagscollekte der Gem. Seiffenmersdorf M 8.

Zu den Reisetkosten für die Konferenzreise nach Uelzen: Durch Herrn P. Stallmann: Reformationsfestcollekte der Gem. Allendorf a. L. M 15.26; Kollekte der Gem. Dresden am 1. Adventsonntag M 55.80.

Für die Regemission: Durch Herrn P. Eikmeier: von Herrn C. P. M 10, von Frau N. N. M 3, Kindtaufscollekte von W. Scheu in Aumenau M 3; speziell zum Neubau der Mount Zionskirche in New Orleans: durch Herrn P. Stallmann von J. Michel M 3; durch Herrn P. Hanewinkel von Herrn Schwerdtner in Seiffenmersdorf M 2.

Für die ostindische Mission: Durch Herrn P. Eikmeier: von Herrn C. P. M 10, Danlopfen von Herrn P. M 3, Kindtaufscollekte von Herrn W. Bittner in Schade M 5, desgl. von Herrn Karl Weingarten M 1.85, von den Kindern des Herrn Poppeler in Nassau M 3 als: Lina M 0.50, Karl M 0.50, Minna M 0.80, Susanna M 0.60, Wilhelm M 0.60, — von Zrl. Bonnet M 2, von Frau N. N. M 3, Kindtaufscollekte von W. Scheu in Aumenau M 3.

Für den kranken Herrn P. Schneider: Durch Herrn P. Eikmeier von Herrn G. M. M 5.
Dresden.

Heinrich Säuberlich, Kassierer.

Für die Studenten Berthold, Friedrich und Strauch aus meiner Gemeinde seit Oktober erhalten: Hochzeitscollekte Münch-Seibert M 11; vom Jungfrauenverein M 40; Zrl. Helene Friedrich M 10; Kindtaufscollekte bei Herrn Th. Heinzig M 8.50; desgl. Herrn Parthey M 9; Familie W. M 5; Frau A. M 3; von Herrn Ch. Sch. M 60; vom Frauenverein M 41.07; Kollekte der Gemeinde am 1. Advent M 68.16. — Gottes Segen den freublichen Gebern!
Chemnitz, Dezember 1895.

P. Kern, P.

Buch-Anzeige.

Amerikanischer Kalender für deutsche Lutheraner auf das Jahr 1896 nach der Geburt unseres Herrn Jesu Christi. Concordia Publishing House. St. Louis, Mo. 64 C. 40. Für 40 P zu beziehen durch den Schriftenverein.

Gerade noch zu rechter Zeit stellt sich dieser schon durch seine Adressen (die ganze Synodalkonferenz einschließlich der Norwegischen Synode umfassend) vielen unentbehrliche Kalender unserer amerikanischen Glaubensbrüder ein. Er enthält wieder trefflichen Lesestoff, so einen geschichtlichen Aufsatz über „Karl V. als Feind des Evangeliums“, eine liebevolle Geschichte: „Die Liebe siegt“, eine „Warnung vor Wahrsagern und Zeichendeutern“, „Die erste deutsche Bibel in Amerika“, „Ein Blitzstrahl“ u. a. m. Dazu schmückt den Kalender ein guter Buntdruck: „Jesus der rechte Hausfreund“. Endlich enthält er Nachrichten über die Lehranstalten, Verpflegungsanstalten und kirchlichen Zeitschriften der Synodalkonferenz, sowie über die Emigrantenmission und die deutschen Konsulate in den Vereinigten Staaten. W.

Beim Jahreswechsel bitten wir um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements auf unser Blatt, und erinnern besonders diejenigen geehrten Abonnenten, welche dasselbe durch die Post beziehen, daran, daß die Postanstalten den neuen Jahrgang nur dann liefern, wenn dies ausdrücklich und zwar vor Schluß des alten Jahres bestellt wird. Verspätete Bestellung bringt Verspätung und Unkosten.